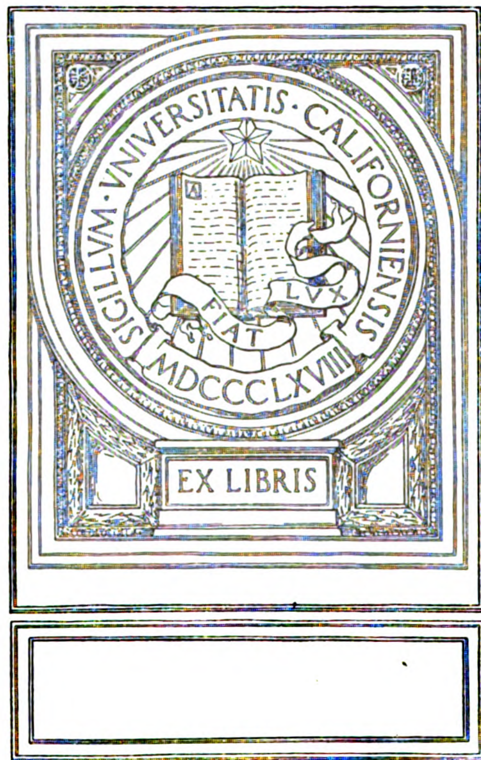



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtzigster Band.

April 1896 bis September 1896.

Braunschweig.

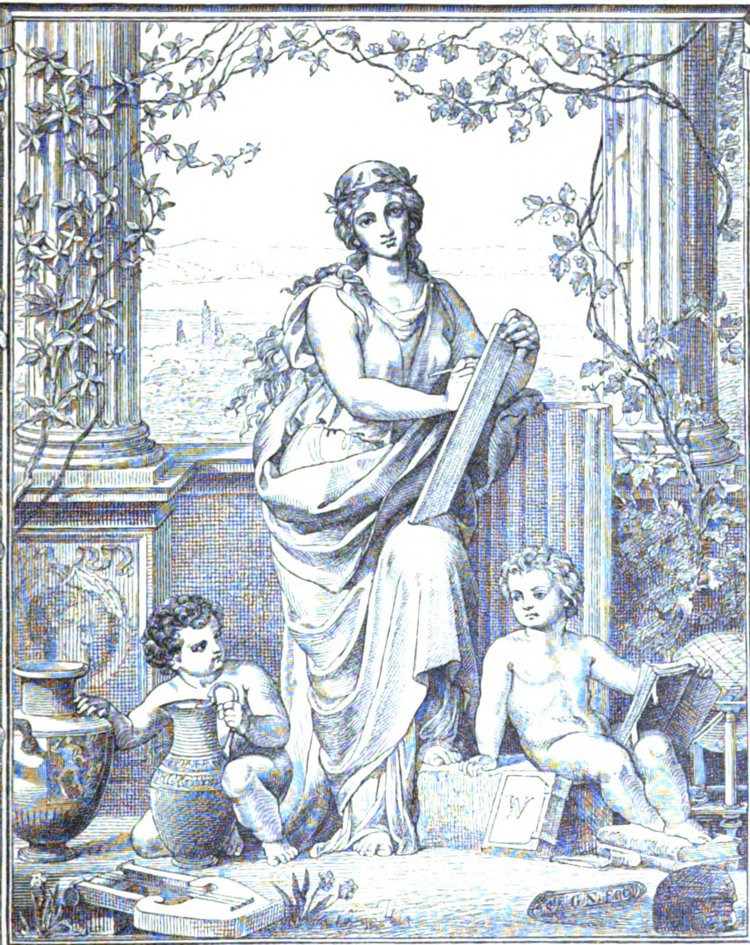
Druck und Verlag von George Westermann.

1896.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierzigster Jahrgang. Achtzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

achtzigsten Bande

der

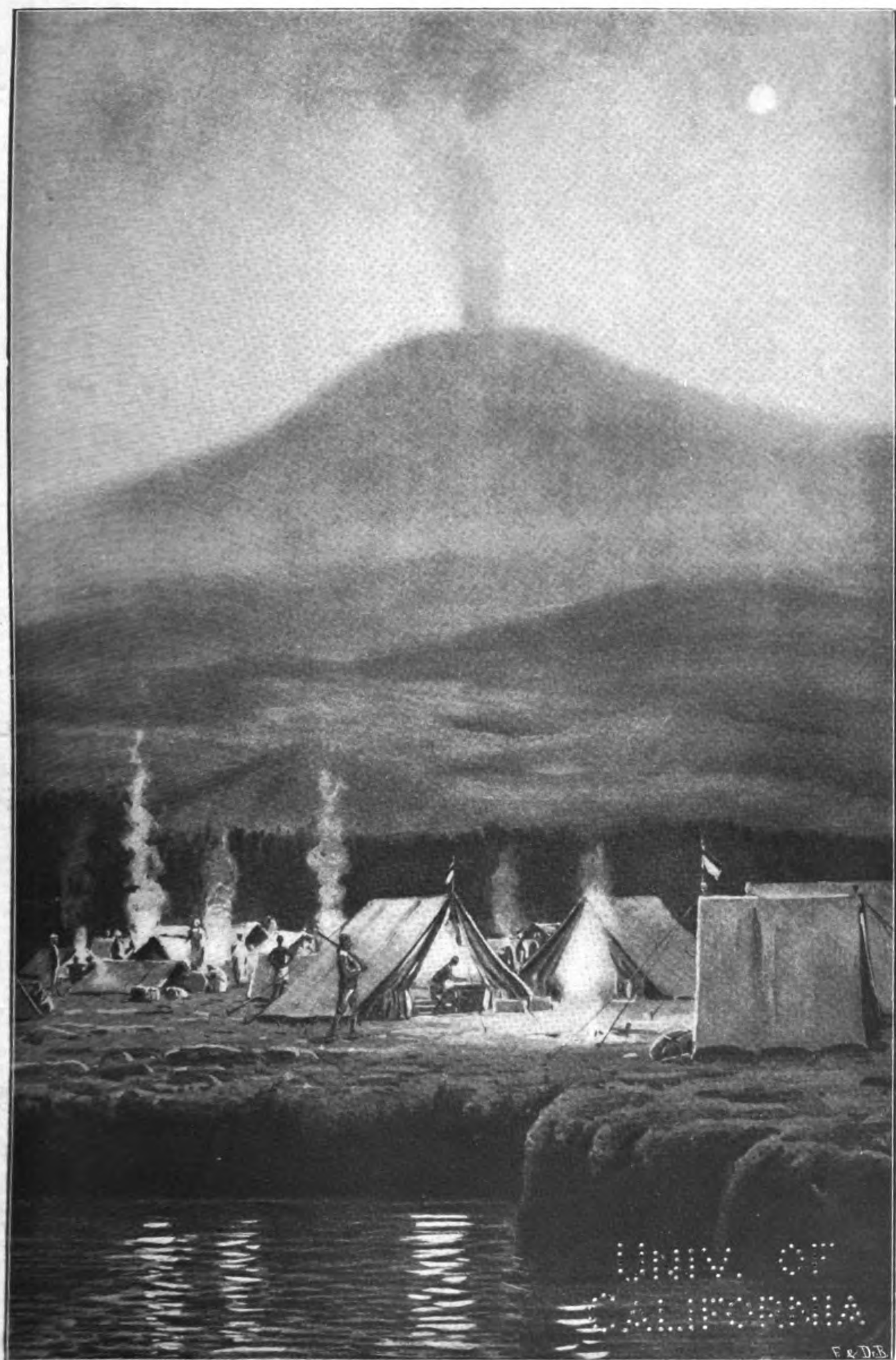
Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 259. — Bie, Oskar, in Berlin, 175, 308. — Blum, Hans, in Leipzig, 265. — Dessoir, M., in Berlin, 79, 158. — Eckstein, E., in Dresden, 50, 198, 365, 490, 620, 782. — Edinger, A., in Frankfurt a. M., 403. — Frank, Ulrich, in Berlin, 753. — Frapan, Ilse, in Zürich, 543. — Freudenberg, Johannes, in Berlin, 800. — Geiger, Ludwig, in Berlin, 604. — Gottschall, Rudolf von, in Leipzig, 277, 421, 557. — Hagen, Luise, in Berlin, 34, 669. — Harten, Theodor, in Paris, 673. — Hosäus, Wilhelm, in Dessau, 226. — Jung, Erich, in Heidelberg, 392, 480. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 519. — Kirchbach, Wolfgang, in Steglitz, 335. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 702. — Meißner, Franz Hermann, in Berlin, 647, 710. — Miethe, A., in Braunschweig, 113. — Neubaur, Paul, in Berlin, 91. — Polko, Elise, in Frankfurt a. M., 787. — Schneider, Jean, in Mühlheim a. M., 661. — Schroeder, Hugo, in Göttingen, 465. — Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg, 1, 133. — Steinhäuser, Robert, †, 586. — Stern, Adolf, in Dresden, 24, 685. — Tabbert, Richard, in Waldschlößchen bei Köpenik, 349, 444. — Telmann, Konrad, in Rom, 726. — Theinert, A., in Winterthur, 414. — Trinius, August, in Waltershausen i. Th., 230.

Inhalt

des achtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum achtzigsten Bande.



Ill. D. Monatshefte. April 1896. Zu Neubaur: Graf v. Götzen.

Der Kirunga, vom Lager am Kivu-See aus gesehen,
in der Nacht vom 16. Juni 1894.



Alles fließt.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

I.

Frau Regina seufzte leise in sich hinein. Sie that das nie, wenn ihr Emerich an den Dirigentenpult trat und mit dem Taktstock aufklopfte, oder seine Geige unter das rundliche Kinn schob und den Bogen zum ersten Strich hob — sie wußte: die Symphonie würde meisterlich dirigiert, tadellos heruntergespielt werden; kein leisestes Piano auf dem untersten Ende der E-Saite mißglücken. Nicht, daß sie im stande gewesen wäre, es zu beurteilen! oder auch nur den mindesten Anspruch auf Kritik gemacht hätte! Ihre Zuversicht ruhte einmal auf dem festen Grunde des unbedingten Glaubens an das Genie ihres Emerich, und das andere Mal auf dem tosenden, nicht enden wollenden Applaus, den jede seiner Leistungen unweigerlich entfessele.

Nur wenn ihr geliebtes Genie sich zu einer seiner Tischreden erhob, die für ihn einen anlockenden Zauber hatten, dem er blindlings folgen mußte, dann seufzte Frau Regina, leise zwar und in sich hinein, aber sie seufzte.

Denn hier wußte sie nicht minder gewiß, daß er von dem einen in ein völlig anderes geraten, zuletzt die Pointe nicht finden und zum Schluß irgend etwas oder irgend wen hochleben lassen würde, an das oder an den, als er zu reden anhub, seine Seele nicht gedacht hatte.

Freilich heute abend und in diesem Augenblick konnte er sich der Pflicht zu reden nicht wohl entziehen; konnte den prachtvollen Toast, den Freund Arnold in dem bei ihm gewohnten, melodisch dahinrauschenden Strom der Rede auf sie, das Geburtstagskind, bereits vor einer halben Stunde ausgebracht hatte, nicht länger unerwidert lassen.

In dem Moment aber, als Emerich, nachdem er dreimal in streng abgemessenen Intervallen an das Glas geklopft, sich von seinem Stuhl aufrichtete und Frau Regina seufzte, waren sich auch zwei Augenpaare über den Tisch herüber in einem verständnisinnigen, halb lachenden, halb verzweifelten Blick begegnet: Astrids und Stellas. Sie hätten darauf schwören können, daß jetzt einer jener ihnen fürchterlichen, von Astrid „historische" benannten Toaste folgen würde, in denen Emerich in Erinnerungen schwelgte, die für

alle andern, außer für ihn, von zweifelhaftem Interesse waren, um dann auf den gegenwärtigen Stand der Dinge zu sprechen zu kommen, was sehr interessant gewesen wäre, nur daß es noch ein gut Teil peinlicher als interessant zu sein pflegte. Und so rollte denn das Programm in der gefürchteten Weise ab. Als Introduktion bekam die kleine Gesellschaft zu hören, was ein jeder — mit Ausnahme etwa des jungen Malers Willibald und des noch jüngeren Dichters Alfred — längst wußte.

Er, der Redner, und seine beiden hier anwesenden Busenfreunde Arnold und Eilhardt waren nicht nur gleicherweise Kinder dieser guten alten Stadt, sondern in demselben Stadtviertel geboren; in derselben Kirche an einem und demselben Sonntage getauft; in derselben Klippschule in die Geheimnisse des Abc und des Einmaleins eingeweiht. Um dann in demselben Gymnasium in denselben Klassen zu sitzen, Arnold freilich immer auf der ersten Bank, während er und Eilhardt auf einer der letzten sich behaglicher fühlten. So behaglich, daß, als sie die Quarta mit Mühe und Not absolviert hatten, der verständige Direktor den respektiven Vätern riet, die Jungen aus der gelehrten Schule zu nehmen, wohin sie ein für allemal nicht gehörten, und sie ein ehrbares Handwerk lernen zu lassen. Das hatte den Vätern eingeleuchtet als ehrbaren Handwerkern, die sie selber waren; und Eilhardt war seines Vaters, des Stubenmalers, Lehrling geworden, wie er seines, des Paukenschlägers in dem Orchester des Vorstadttheaters; während Arnold, der Küstersohn, Schulprämien auf Schulprämien häufte, summa — oder hieß es summo? — cum laude sein Abiturientenexamen machte und nach Leipzig, wo man ihm ein Stipendium ausgemittelt hatte, auf die Universität zog. Um dieselbe Zeit, als auch sie in die weite Welt gingen: Eilhardt, bei dem sich inzwischen aus dem Stubenmaler ein Kunstmaler entpuppt hatte — ebenfalls mit einem Stipendium — nach Italien; er, der sich mittlerweile zur ersten Sologeige hinaufgefiedelt, nach Wien an die kaiserliche Oper. Nun lange, lange Jahre der Trennung, bis sie, die als Jünglinge ausgezogen waren, zur Vaterstadt heimkehrten als gereifte Männer, welche es in ihrer Wissenschaft oder Kunst immerhin zu etwas gebracht hatten: Arnold zum Professor der deutschen Litteratur an dem Polytechnikum, Eilhardt zum Direktor der Malerakademie, er zum dito des Konservatoriums.

Als Emerich so weit gekommen war, machte er eine kleine Kunstpause, die er dazu benutzte, einen tüchtigen Schluck Sekt zu nehmen und umherzulächeln mit dem unverkennbaren Ausdruck innerlichster Befriedigung über seine oratorische Leistung. Es war auch wirklich bis hierher alles überraschend gut gegangen; einige Episoden hätten kürzer sein können und das Detail war manchmal etwas zu üppig ins Kraut geschossen; aber, mochte man die Form bemängeln, an der Sache selbst ließ sich nichts aussetzen, außer daß sie niemand etwas Neues gebracht hatte.

Dies alles wohl erwogen, hatte Regina, während ihr genialer Emerich behaglich sein Glas leerte, alle Ursache, erleichtert aufzuatmen: war doch die Hälfte glücklich überstanden! Aber auch Astrid und Stella wußten, weshalb sie hier abermals einander in die Augen blickten, die nicht einmal mehr humoristisch zwinkerten: es kam des Weges zweite Hälfte: nicht weiter über ein glattes Meer, auf dem sich das Schifflein des Redners behaglich schaukeln mochte, nein! über eines, das von spitzigen Klippen starrte und in welchem Abgründe klafften, die deshalb nicht minder bodenlos waren, weil besagtes Schifflein über sie ahnungslos dahinglitt.

Und doch war der Übergang zu dem zweiten Teil nicht so uneben; man hätte ihn fast geistreich nennen können.

„Bis zu dieser unserer Wiedervereinigung nach der bösen Trennung schier endlosen Jahren,“ fuhr Emerich fort, „darf man ohne Überhebung sagen: wir drei Freunde verdankten unsere Erfolge, nächst Gottes gnädigem Beistand, dem eigenen Talente, dem eigenen Fleiße, ohne welchen letzteren freilich auch das größte Talent null und nichtig ist. Von da ab aber hat Fortuna selbst unsere Sache in die starken Hände genommen. Schon unsere Wiedervereinigung würde ich einen Glücksfall allerersten Ranges nennen müssen, wenn er nicht von einem alsbald darauf folgenden in tiefen Schatten gestellt würde: dem daß wir drei, von denen jeder

sein vierzigstes Jahr hinter sich hatte, drei gleich junge, schöne, liebwerte Mädchen fanden, willig, uns aus dem leidigen Junggesellenstande zu erlösen und zu der Würde von Ehemännern zu erheben, ja, ich möchte sagen: in den Himmel der Ehe zu entrücken. Einen Himmel, dem Gottes Güte bereits auf Erden eine Stätte bereitet hat. Denn, wenn jemals, so hat sich hier das alte schöne Wort bewährt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden. Nur des Himmels Schluß kann es gewesen sein, der dem ausgezeichneten Litterarhistoriker, Schriftsteller und Dichter eine geniale Dichterin, dem hochberühmten Landschafter eine geniale Landschafterin zur Gesellin gab. Und wenn er mir, dem Musiker, eine Gefährtin zuteilte, die von sich behauptet, daß sie nicht Mozart von Beethoven unterscheiden könne, so muß ich das freilich zugeben; aber nicht mit Leidwesen. Denn jene Musik, von der Shakespeare sagt, daß jeder gute Mensch sie in sich selbst habe, — die besitzt sie im eminenten Sinne: die Musik einer Seele, deren Harmonie durch keinen Mißklang jemals getrübt wird.

„Fühle ich mich nun so und darf mich den Freunden an Glück ebenbürtig fühlen, habe ich vielleicht noch eines vor ihnen voraus als der Bekenner einer Kunst, welche, wie der Ocean der Vater alles Gewässers auf Erden, so die große Mutter aller Künste füglich genannt werden muß: die Mutter, von der sie alle geboren sind und zu der sie alle wieder zurückstreben, wie in dem Wald verlaufene Kinder zu dem Elternhaus. Etwas der Art haben die kunstsinnigen Menschen aller Zeiten wohl geahnt; aber die träumende Ahnung zur wundersamsten Wirklichkeit zu machen, ist ihm vorbehalten gewesen, der die verschmachtenden Wurzeln der Poesie und Malerei aus dem unerschöpflichen Bronnen der unendlichen Melodie tränkte und so das Kunstwerk der Gegenwart schuf, das auch das für alle Zukunft bleiben wird: der unsterbliche Meister von Bayreuth, der Michelangelo der Musik: Richard Wagner! Und zu seinen Ehren bitte ich meine lieben Freunde und Gäste die Kelchgläser zu füllen und zu leeren unter dem Ruf: Richard Wagner lebe hoch!"

Wie verschiedenartig die Empfindungen sein mochten, welche der Toast in den Gemütern der Zuhörer erweckt hatte, in dem aufatmenden Gefühl der Freude, daß er endlich zu Ende war, begegneten sich alle. So durfte der Redner mit dem Erfolge wohl zufrieden sein: Gläserklingen, lächelnde Gesichter; keines glückseliger lächelnd als das seiner geliebten Regina, deren Urteil über seine vortrefflichen Leistungen für ihn ausschlaggebend war, ja, für die er eigentlich immer allein sprach, ahnungslos der Ängste, welche die Gute während seiner Reden ausstand.

Nun aber wollte zu seinem Bedauern die Gesellschaft, nachdem sie sich einmal vom Tisch erhoben, nicht wieder Platz nehmen: es sei spät geworden und der Nachhauseweg weit. Beides ließ sich nicht in Abrede stellen: ein Uhr war vorüber, und die beiden bescheidenen Villen, welche sich die Freunde Arnold und Eilhardt nachbarlich auf gemeinschaftliche Kosten erbaut hatten, lagen am äußersten Ende der lang sich streckenden Vorstadt. So währte es denn kaum noch ein Viertelstündchen, und die freundlichen Gastgeber waren wieder allein.

Das erste, was Emerich that, als sich die Thür hinter den Gästen geschlossen, war, seine Regina zu umarmen und zu erklären, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei — eine Versicherung, welche, in Anbetracht ihrer fast täglichen Wiederholung, ein skeptischeres Gemüt als das Reginas hätte stutzig machen können. Sie aber lächelte ihr Genie nur zärtlich an und erwiderte: „Ja, Emerich, wir sind glückliche Menschen. Es fehlt nur noch eines."

„Ach was!" sagte Emerich. „Alles kann man nicht haben: Arnold und Astrid haben auch keine. Und dann: wenn wir welche hätten, um diese Stunde wären sie doch jedenfalls in den Betten und wir beide gerade so allein, wie wir jetzt sind. Und höre, Regi, was ich fragen wollte, wie fandest du meinen Toast? Aber aufrichtig, Schatz! aufrichtig!"

„Du hast wundervoll gesprochen."

„Nicht wahr? Ich hatte, ehrlich gesagt, auch ganz das Gefühl. Und dann der Schluß! Na, dir darf ich es ja gestehen: ich wollte ursprünglich die beiden Freunde und die Freundschaft im allgemeinen leben lassen. Ich weiß nicht, wie ich dann auf

Wagner kam. Aber mir deucht: es machte sich brillant."

„Ganz großartig!"

„Siehst du! siehst du! Ich sage ja: ich hätte in unseren Landtag gemußt, womöglich in den Reichstag nach Berlin. Arnold spricht auch recht gut; aber man weiß immer gleich im Anfang, worauf er hinaus will. Das ist nicht das Rechte. Meinst du nicht?"

„Gewiß. Keiner darf ahnen, welches der Schlußaccord sein wird."

„Schlußaccord! Bravo! bravissimo! Und da behauptet die kleine Frau, sie sei nicht musikalisch! Lächerlich!"

* * *

Der Maler Willibald und der Dichter Alfred wohnten nicht in der Vorstadt. Aber die Sommernacht war so schön; nach der langen Sitzung bei den schweren Weinen ein Spaziergang so großes Bedürfnis — ob die Herrschaften verstatteten, daß man sie noch ein Stückchen begleite?

Die Herrschaften waren aber nur noch Astrid und Stella, da ihre Männer bereits eine gute Strecke voraus waren; und die Damen hatten nichts dagegen. So bot denn Willibald Stella den Arm, der bereitwillig genommen wurde. Desgleichen Alfred Astrid, nur daß Astrid dankend ablehnte: sie gehe nicht gerne untergefaßt. Alfred war es zufrieden: eine Dame, die einen halben Kopf größer ist, als man selbst, führt sich immer schlecht.

Man hatte bald die Vorstadt erreicht, wo die Schönheit der Sommernacht eigentlich erst zur Geltung kam. Ein beinahe voller Mond goß von dem wolkenlosen Himmel ein mildklares Licht herab, in welchem hier der Giebel, dort die ganze Fassade einer Villa hell heraustraten aus dem bläulichen Schatten, der unter den hochstämmigen Bäumen, zwischen den dichten Bosketts dämmerte. Kein Lüftchen regte sich; kein Laut außer dann und wann eine verschlafene Vogelstimme, die alsbald wieder schwieg. Der Promenadenweg an den Eisengittern der Vorgärten hin war völlig verlassen; in der geisterhaften Stille hätte man leise sprechen müssen, auch wenn das, was gesprochen wurde, nicht, wie es hier der Fall, nur für den bestimmt war, mit dem und zu dem man sprach.

„Wie steht es mit der Reise nach Paris, gnädige Frau?" sagte Willibald zu Stella. „Hat der Herr Professor endlich klein beigegeben?"

„Er denkt nicht daran," erwiderte Stella, „weniger als je."

„Aber er macht sich zum Mörder Ihres wundervollen Talents!"

„Sagen Sie das einem, der an das wundervolle Talent überhaupt nicht glaubt!"

„Das ist unmöglich, gnädige Frau. Wie verrannt — Sie verzeihen mir das harte Wort! — Ihr Herr Gemahl in seine sogenannte Klassicität ist — Ihr Talent zu leugnen, ist einfach eine Sünde gegen den heiligen Geist — der Kunst, meine ich."

Stella lachte: „Als ob Sie überhaupt an einen anderen glaubten!"

„Da haben Sie freilich recht; aber einer ist auch genug. Und mein Jammer ist, daß Sie an diesen einen nicht glauben und aus dem Glauben den Mut zu einem raschen Entschlusse schöpfen."

„Zu welchem?"

„Durchzubrennen! Einfach durchzubrennen!"

„Sie sind nicht recht gescheit: eine verheiratete Frau und Mutter von zwei Kindern!"

„Und wenn es vier wären! In Paris, und nur in Paris, können Sie Ihr Ziel erreichen und werden, was zu werden Sie geboren sind. Ich spreche aus Erfahrung. Was war ich, als ich vor vier Jahren dorthin ging? Der Schüler Ihres Gemahls, das heißt: eine Raupe, die von Leinwand zu Leinwand kroch, jede mit einem grauen Gespinst überziehend, das sich für Kunst ausgab, während es doch nichts war als elendeste Schablonenarbeit, an Wert nicht höher als die Pinselei des ehrenwerten Stubenraphael, von dem unser Wirt vorhin in seinem schauerlichen Toaste sprach. Eine Woche, nur eine Woche in Paris, und die Schuppen fielen mir von den Augen. Als hätte sie unser Herrgott gestern erst erschaffen, stand die Welt vor mir in Farben von einer Frische, einer Leuchtkraft, wie ich sie in meinen glänzendsten Träumen nicht gesehen! Und nun Sie, die das alles längst

schon geträumt — was sage ich — aus diesen Träumen Wirklichkeiten zu machen versucht, bereits gemacht, nur noch einen Schritt haben, das höchste Ziel zu erreichen, und diesen einen Schritt nicht machen wollen — ich verstehe es nicht — ich könnte darüber rasend —"

„Verzeihen Sie!" sagte Stella; „ich möchte ein wenig allein gehen."

Ihr Herz hatte, je länger der junge Mann sprach, immer heftiger zu klopfen begonnen. Sie mußte fürchten, daß er, der ihren Arm und mit dem Arm sie selbst immer näher an sich zog, ihre Erregung merkte und dann sicher in einer mehr für ihn schmeichelhaften als ihr selbst liebsamen Weise deutete.

„Ich habe Sie gekränkt, gnädige Frau," sagte er, nun einen halben Schritt von ihr entfernt, neben ihr herschreitend.

„Wodurch?" erwiderte sie. „Kann es jemand kränken, wenn ein anderer, ohne jeden egoistischen Nebengedanken, seine Überzeugung ausspricht? Daß Sie sich für mein Talent, für meine künstlerische Zukunft ehrlich interessieren, daran kann ich ja gar nicht zweifeln. Und ich würde auch in Paris sicher Ihres Rates, Ihrer Hilfe nicht entbehren."

„Aber selbstverständlich!" erwiderte er lebhaft. „Sie wissen, ich bin nur hier, um die Stätte wieder zu sehen, auf der ich so viel Lehrlingsschuhe unnütz vertreten habe, eine im Grunde recht melancholische Aufgabe, mit der ich in diesen zwei Monaten völlig fertig geworden bin. Sonst hält mich nichts auf der Welt hier. Im Gegenteil! schon seit zwei Wochen stehe ich jeden Tag auf dem Sprunge. Und wenn nun gar Sie — Sie —"

„Lassen Sie uns etwas rascher gehen! Die anderen müssen meinen, wir hätten uns wunder welche Geheimnisse mitzuteilen. — Astrid, lauf doch nicht so!"

Astrid und ihr Begleiter standen still, die Nachzügler herankommen zu lassen: Alfred sehr unwillig über die Störung, Astrid froh, ein Gespräch abbrechen zu können, das zuletzt denn doch eine bedenkliche Wendung genommen hatte.

Auch hier war es der junge Mann gewesen, der, nachdem man eine Zeit lang schweigend nebeneinander hingegangen war, die Unterhaltung begann:

„Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Sie Ihrem Herrn Gemahl meine Gedichte gegeben haben?"

„Sie verlangten es."

„Er hat sie gelesen?"

„Gewiß, da ich ihn darum bat."

„Und sein Urteil?"

„Wollen Sie es wörtlich haben?"

„Gerade das."

„Goethe und Schiller können sich glücklich preisen, dies nicht mehr erlebt zu haben."

„Als ob ich es nicht gewußt hätte!"

„Weshalb mich dann in die Verlegenheit setzen?"

„Ich will es Ihnen sagen. Sie hatten die Güte, meine Gedichte ausgezeichnet zu finden; Sie nannten sie sogar bewundernswert. Von Ihren eigenen Sachen: Ihrem letzten Roman sogar, denken Sie gering und behaupten, in Zweifel zu sein, ob das verwerfende Urteil des Herrn Professors nicht doch das richtige sei. Jetzt ist dieser Zweifel gehoben; jetzt kann Ihnen sein Urteil nicht mehr gelten, als das des Patriarchen im Nathan: Der Jude wird verbrannt. Jetzt kämpfen Sie nicht mehr für Ihre Person; jetzt kämpfen Sie für die Sache."

„Das wäre ein Unterschied?"

„Ein sehr großer. Für seine Person darf man Konzessionen machen; für die Sache — niemals!"

„Was verstehen Sie unter der Sache?"

„Wie sonderbar Sie fragen! Unsere Sache, die Sache von uns jungen Leuten allen, die wir nicht ersticken wollen in dem verrottenden Sumpf des alten Schlendrians, wie er sich in der Poesie und in jedweder Kunst breit macht; die wir keinen Respekt mehr haben vor Scheinwerten, seien sie auf dem gelehrten Markt noch so hoch normiert, sondern sie umsetzen wollen in wahre Werte. Und es für schimpflich halten, den verstaubten und zermürbten Hausrat unserer Väter hinüberzuschleppen in das neue Jahrhundert. Das wäre Ihre Sache nicht auch?"

„Ja, ja! Aber sprechen Sie bitte nicht so laut!" Und Astrid deutete auf die Gestalten ihres Gatten und seines Freundes, die etwa fünfzig Schritte vor ihnen wandel-

ten, bald im Schattendunkel, bald in hellem Mondlicht.

„Ihre Sache,“ fuhr der junge Mann, jetzt seine scharfe Stimme vorsichtig dämpfend, fort, „ist es sogar früher gewesen als die meine. Ich kasteiete noch auf der Universität jahrelang mein Gewissen, weil mir mittlerweile denn doch schon einige Zweifel gekommen waren an der allein seligmachenden Kraft der sogenannten Klassiker alter und neuer Zeit, als Sie, wie Sie mir erzählt haben, bereits mit dem ganzen Trödel gründlich aufgeräumt hatten. Freilich, Sie waren in zweifacher Beziehung besser daran als ich: man knebelt Sinn und Verstand der Mädchen ja auch, aber doch nicht ganz so brutal wie bei uns Jungen. Sodann: Sie sind eine Dänin —“

„Nur von Mutterseite.“

„Und tranken so mit der Muttermilch die Liebe zur Natur: zu dem, was ist; und den Haß gegen die Unnatur: gegen das, was nur so thut, als ob es etwas sei. Sie wuchsen nicht auf unter der grauenhaften ästhetischen Depression des Goethe-Schiller-Fetischismus; wenn nicht an Ihrer Wiege, so doch um den Schauplatz Ihrer Mädchenspiele standen die lebensvollen Gestalten eines Ibsen, Björnson, Arne Garborg. Sie haben mir erzählt, wie Sie mit Dostojewskis Raskolnikow auf Ihr Kämmerlein geschlichen sind, um beim spärlichen Licht Ihres Lämpchens die wundersamste und zugleich wahrste aller Geschichten zu lesen.“

„Es waren schöne Zeiten,“ sagte Astrid leise vor sich hin.

„Und sie können wieder kommen, werden wieder kommen, warten ja nur auf Sie. Nur auf den Moment, wo Sie mit einem Ruck die Fesseln brechen, in die sich Ihre freigeborene Seele niemals hätte schlagen lassen sollen; nur schlagen lassen konnte, weil Sie sich selbst vergessen hatten und was Sie sich schuldig waren. O, gnädige Frau, wenn ich etwas über Sie vermöchte; wenn der Genius, der mir über die Schulter blickte, als ich meine Gedichte schrieb, und dessen Antlitz Ihre himmlisch schönen, geliebten Züge trug —“

„Still!“ flüsterte Astrid mit fliegendem Atem. „Sie sind dicht hinter uns. Und kein Wort mehr! Nein, nein! Nicht heute und nie wieder — nie!“ Die junge Frau hatte sich rasch gewandt. „Wir laufen gar nicht; nur ihr kriecht wie die Schnecken. — Arnold!“

„Eilhardt!“ sekundierte Stella, die jetzt mit Willibald herangekommen war.

Die beiden Rufe klangen beklommen, fast ängstlich. Kein Wunder, daß die voranschreitenden Gatten sie nicht hörten.

Freilich auch nicht gehört haben würden, hätten die Damen lauter gerufen. Man konnte, wenn auch Arnolds stattliche Gestalt sich ruhig weiter bewegte, aus des bedeutend kleineren und schmächtigeren Eilhardts lebhaften Gestikulationen leichtlich abnehmen, daß es sich in ihrem Gespräch nicht um gleichgültige Dinge handelte.

„Dann verstehe ich schließlich nicht, weshalb du sie geheiratet hast!“ rief Eilhardt.

„Nach deinen eben gehörten Jeremiaden hätte ich mindestens das Recht, die Frage, die in deinem Ausruf liegt, zurückzugeben,“ erwiderte Arnold.

„Jeremiaden, lieber Freund, scheint mir denn doch ein etwas starker Ausdruck für die Sorge, die ich mir um Stellas künstlerische Zukunft mit Fug und Recht mache. Das — ich meine: unsere allerdings in letzter Zeit unbequem lebhaft hervortretenden und sich äußernden Meinungsverschiedenheiten in künstlerischen Dingen — das hat mit unserem ehelichen Leben — unserer Liebe, wenn du willst — schlechterdings nichts zu thun — schlechterdings nichts. Während ich aus deinen Reden in der That schließen muß —“

„Ich habe, soviel ich mich erinnere, auch nicht ein Wort geäußert, das dich zu einem Schluß berechtigte, der für Astrid und mich so wenig schmeichelhaft ist.“

„Dann freilich habe ich dich völlig mißverstanden.“

„Es scheint so.“

Die beiden Männer machten schweigend ein paar lange Schritte. Plötzlich blieb Eilhardt stehen.

„Höre, Arnold!“

„Was?“

„Es war ein reichlich alberner Toast, den unser guter Emerich da vorhin verbrochen hat. Ich pfeife auf seine unendliche Melodie. Unendliche Melodie! unendlicher

Unsinn! Der liebe Gott mag sich in unendlichen Melodien wiegen; wir armen Teufel von menschlichen Künstlern müssen heilfroh sein, wenn wir eine — will sagen: eine zur Zeit — fertig kriegen, ohne daß uns der Atem darüber ausgeht. Aber das wollte ich nicht sagen. Womit fing ich doch an?"

„Mit Emerichs Toast."

„Ja so! Ich wollte sagen: in einem hatte er doch recht. Wir — ich spreche jetzt nur von uns beiden — sind Freunde von den ersten Hosen an — geschworene Freunde auf Tod und Leben. Da ist es denn gar nicht schön von uns, als alte Knaben, die wir nun geworden sind, miteinander Versteckens zu spielen, wie wir es eben gethan haben."

„Ich wüßte nicht, daß ich —"

„Laß mich aussprechen! Wie darf ich von dir Offenheit erwarten, wenn ich mit der Wahrheit hinter dem Berge halte? dir einreden möchte, daß ich mich kreuzwohl in meiner ehelichen Haut fühle, während — na, in Kuckucks Namen, wirst du mich nun endlich verstanden haben?"

„Ich habe dich von Anfang an verstanden," sagte Arnold dumpf.

„Na also!"

Wieder machten die Freunde ein paar Schritte schweigsam, bis Eilhardt, diesmal ohne stehen zu bleiben, mit einem tiefen Seufzer abermals begann:

„Es ist unbegreiflich! Wesen, sie beide, wie für uns geschaffen! Unsere Lieblingsschülerinnen! die wir uns herangebildet, überhaupt erst zu etwas gemacht haben! die an uns hinaufsahen wie zu den ewigen Göttern! Und jetzt! Du weißt — vielmehr: du weißt nicht — du bist ja schon seit Wochen nicht in meinem Atelier in der Akademie gewesen —"

„Ich stak so tief in der Arbeit —"

„Natürlich. Also ich habe von den vier großen idealen Landschaften für das Hamburger Museum — ich erzählte dir davon —"

„Ich erinnere mich —"

„Die Kartons zu dem Frühling und Sommer fertig. Sie war während meiner Arbeit gelegentlich ab- und zugegangen, wenn sie gerade einmal in der Stadt zu thun hatte, ohne ein Sterbenswort zu sagen. Heute vormittag, ich hatte eben den letzten Strich an dem Sommer gemacht, kommt sie wieder herein — notabene: nur einer Wirtschaftsfrage wegen. Ich antworte. Sie will zur Thür hinaus, ohne einen Blick auf meine Kartons geworfen zu haben. Das ging mir denn doch über den Spaß. ‚Nun?‘ sage ich. ‚Was?‘ sagt sie. ‚Wie findest du es?‘ Sie dreht den Kopf halb um, sieht sich die Geschichte den tausendsten Teil einer Sekunde an und sagt, über die Schulter, so zwischen Thür und Angel, weißt du: ‚Frühling und Sommer — sehr schön! Hüte dich nur vor dem dritten!‘ ‚Vor welchem dritten?‘ ‚Davor, daß die Langeweile bleibt!‘ Und 'raus ist sie. Was sagst du dazu?"

„Solamen miseris —" murmelte Arnold.

„Was ist das?"

„Ein Wort Vergils: Leidgenossen gehabt zu haben, sei ein Trost im Leiden."

„Kurioser Trost das! Oder hättest du eine ähnliche Erfahrung gemacht?"

Arnold kämpfte mit seinem Stolz, ob er dem Freunde gestehen solle, daß er vor einigen Tagen nicht nur Ähnliches, sondern das Gleiche erfahren, wenn es nicht noch schlimmer und herzkränkender war. Er hatte Astrid eine Novelle, an der er längere Zeit gearbeitet und welche er eben beendet hatte, übergeben mit der Bitte, sie zu lesen und ihm ihr Urteil zu sagen. Nach ein paar Stunden, die er in gespannter Erwartung zugebracht, war sie in sein Zimmer gekommen, hatte das Manuskript neben ihm auf den Arbeitstisch gelegt und sich schweigend wieder entfernen wollen, genau so, wie Stella aus Eilhardts Atelier. Und genau wie Eilhardt hatte er gefragt: „Nun?" Und genau so wie Stella — zwischen Thür und Angel — sie geantwortet: „Lobe ich deine Novelle, lüge ich; tadle ich sie, ärgerst du dich; lügen kann ich nicht; ärgern will ich dich nicht. Also schweige ich." — Und damit war sie zum Zimmer hinausgewesen.

Arnolds Herz krampfte sich zusammen, während mit Blitzesschnelle die Erinnerung der peinlichen Scene durch seine Seele fuhr. Und in Stellas Anspielung auf Schillers Wort über die Minnesänger war doch wenigstens Witz; überdies: so ganz unrecht hatte sie nicht; während Astrids Antwort, abgesehen von der Grausamkeit, nichts ent-

hielt als bare, kahle Ungerechtigkeit. Und eine solche Demütigung sollte er eingestehen? Nimmermehr! Indessen das Solamen miseris, das ihm wider Willen entschlüpft war, wollte erklärt sein.

„Wie man es nehmen will,“ erwiderte er mit gespieltem Gleichmut. „Ich habe mich allerdings daran gewöhnen müssen, aus Astrids Mund — im Gegensatz zu früher — über meine Produktionen hin und wieder ein zweifelndes, vielleicht gar tadelndes Wort zu hören. Woraus ich aber nur den Schluß ziehe, daß sie mit meinen größeren dichterischen Zwecken nicht in demselben Maße gewachsen ist.“

„Sehr bequem!“ brummte Eilhardt.

„Bitte: nur in der Ordnung. In der Dichtkunst giebt es sehr verschiedene Höhengrade, und man kann nicht von jedem Talent, zumal von einem weiblichen nicht, verlangen und erwarten, es werde, oder vermöge höher zu steigen, als seine Kräfte es tragen.“

„So klar wie zwei mal zwei vier. Übrigens tout comme chez nous,“ brummte Eilhardt.

„Nicht so ganz, weder für die Produktion und noch weniger hinsichtlich der Kritik, um die es sich doch hier in erster Linie handelt. Die Poesie lebt und webt in dem Unsichtbaren; in einer Welt von Gedanken und Empfindungen, die sich nur dem Denken, dem Gefühl erschließt; in Bildern, die nur des Geistes Auge sieht. Die Malerei lebt im Sichtbaren, vom Sichtbaren. Was da zu sehen ist, kann jedes wohlorganisierte Auge sehen und — beurteilen. Eure Kunst hat keine Geheimnisse. Wenn also deine Frau —“

„Nun wird's Tag!“ rief Eilhardt. „Donner und Bimstein! Ich hätte nicht geglaubt, aus deinem Munde so ein — so einen — na! ich kann den parlamentarischen Ausdruck — Keine Geheimnisse? die Malerei? tausend hat sie, hunderttausend, so viele, daß man immer von neuem schwindelig wird, wenn man davor steht. Aber du sagst das ja auch nur, um mich zu ärgern.“

„Wüßte nicht, aus welchem Grunde.“

„Weil du recht gut weißt, daß ich auf die Schriftstellerei deiner Frau keineswegs so hochmütig herabsehe wie du.“

„Genau so, wie ich die Malerei deiner Frau besser zu würdigen weiß als du.“

„Nur daß ich in meinem Urteil hinsichtlich des Talentes deiner Frau keineswegs allein stehe.“

„Gerade so, wie ich in dem hinsichtlich des Talentes der deinigen.“

„Ich habe meiner Frau noch nie ein großes Talent abgesprochen!“ rief Eilhardt heftig.

„Dasselbe kann ich vice versa von mir mit gutem Gewissen sagen,“ erwiderte Arnold.

„Aber Stella ist auf einen falschen Weg geraten — einen niederträchtig falschen Weg.“

„Gerade wie Astrid,“ gab Arnold zurück.

„Und der damit enden wird, daß ihr Talent vor die Hühner geht.“

„Ich trage mich mit der schwersten Sorge für Astrids schriftstellerische Zukunft.“

„Ein wahres Glück, daß der Mensch, der Willibald, nach Paris zurück will.“

„Du hältst seinen Einfluß auf Stella für schädlich?“

„Unbedingt. Der Mensch hat ja ein fabelhaftes Talent; aber verrückt, verrückt, verrückt!“

„Ganz wie bei Alfred.“

„Und zu denken, daß wir in beiden unsere eifrigsten Jünger sahen!“

„Gerade wie in unseren Frauen unsere hoffnungsvollsten Schülerinnen!“

„Man könnte rappelig darüber werden.“

„Es ist sehr traurig.“

Die beiden Freunde standen an den dicht nebeneinander befindlichen niederen eisernen Gitterthüren zu den kleinen Vorgärtchen ihrer unter einem gemeinschaftlichen Dach ruhenden kleinen Häuser; hatten beide gleichzeitig die Schlüssel hervorgeholt und waren zu gleicher Zeit mit dem Aufschließen fertig geworden. Jetzt zum erstenmal sahen sie sich nach den anderen um, die, nun zu einer Gruppe vereint, den mondbeschienenen Promenadenweg langsam heraufkamen.

„Avanti! avanti!“ rief Eilhardt ungeduldig.

Und dann, sich wieder zu dem Freunde wendend, der gesenkten Hauptes drei Schritte von ihm vor der aufgeschlossenen Thür stand, leise, verlegen lächelnd: „Höre, Arnold!“

„Was?“

„Differenzen in der Kunstanschauung und der Technik und so weiter — die haben doch mit der Liebe absolut nichts zu thun. Meinst du nicht auch?“

Arnold hob den Kopf: „Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, ist die Quintessenz wahrer Freundschaft, sagt Sallust.“

„Ach, was verstand der alte Kerl davon! Überdies: hier handelt es sich nicht um die Freundschaft, sondern um die Liebe.“

„Freundschaft ist der Liebe bester Teil.“

„Weißt du, Alter: In dem Punkte denke ich anders. — Na, kommt ihr endlich?“

„Wenn ihr so rennt!“ sagte Stella.

„Die Damen sind ganz außer Atem,“ sagte Willibald, Stella einen Kragen, den er für sie getragen hatte, zurückgebend.

Eilhardt bemerkte von der Atemlosigkeit nichts. Wohl aber fiel ihm auf, daß die beiden Frauen und ebenso ihre Begleiter geisterhaft bleich aussahen. Zweifellos Wirkung des hellen Mondscheins. Dann aber mußte er in der „Zaubernacht“, die er für die Ausstellung bestimmt hatte, die Gesichter und Leiber der Elfen, welche über der Waldwiese im Reigen schwebten, entschieden heller machen. Sehr fatal! Die Bilder mußten übermorgen mittag spätestens eingeliefert sein, und die Übermalung von einem halben Dutzend Gestalten war keine Kleinigkeit. Aber ehe er sich wieder „die braune Sauce“ vorrücken ließ —

„Gute Nacht allerseits!“ rief er, Stella hastig durch die Gitterthür schiebend, die er klirrend ins Schloß warf.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die beiden Ehepaare waren in ihren Häusern verschwunden; Willibald und Alfred traten den Rückweg zur Stadt an.

*   *
*

Es war ein langer Weg, der dadurch nicht kürzer wurde, daß keiner der jungen Leute ein Wort sprach, bis sie mit Hilfe eines späten Pferdebahnwagens, den sie auf der Hauptstraße der Vorstadt glücklicherweise antrafen, zum Platz am Dom gelangten, wo sie sich trennen mußten; Willibald hatte Atelier und Wohnung drüben in der Neustadt, Alfred hauste hier, nahe bei seiner Redaktion, in einer der engen Querstraßen.

Sie standen auf dem Pflaster, reichten einander die Hände und hatten bereits mit einem: „Gute Nacht!“ — „Schlafen Sie wohl!“ eine halbe Wendung zum Gehen gemacht, als Alfred sagte: „Das heißt: eigentlich könnten wir doch noch ein Glas Bier zusammen trinken.“

„Mir recht,“ sagte Willibald. „Wo?“

„Das neue Café auf der Terrasse ist jedenfalls noch auf.“

„Meinetwegen.“

„Vorausgesetzt, daß Sie in der angenehmen Lage sind, für mich bezahlen zu können. Ich habe heute abend mein letztes Markstück als Trinkgeld und eben meinen letzten Groschen in der Pferdebahn ausgegeben.“

„Ich bin in der angenehmen Lage.“

„Dunque: andiamo!“

Ein paar Minuten später saßen sie in der Veranda des Café an einer geschützten Stelle, vor sich den breiten dunklen Strom, über welchem von den Lichtern der Brücke lange rötliche Streifen zu ihnen herüberzitterten. Der Mond war schon so weit nach Westen gerückt, daß sie ihn hinter sich hatten und nur seinen Widerschein auf den hellen Wänden der langgestreckten Gebäude drüben am Ufer sahen. Ein verspäteter Dampfer kam den Fluß herabgeschaufelt. Er mußte eine heimkehrende Vergnügungsgesellschaft an Bord haben: Verdeck und Masten waren mit bunten Lampions ausgeputzt, zwischen und unter denen sich festlich gekleidete Menschen bewegten.

„Könnte man das nun malen?“ sagte Alfred, mit einer Handbewegung über das nächtliche Bild hin, das sich vor ihnen breitete.

„Heute kann man alles malen, muß es können,“ erwiderte Willibald. „Daß man es muß und kann, ist ja eben die Signatur des Impressionismus, unter dessen Zeichen wir augenblicklich stehen.“

„Wie lange wird der Augenblick dauern?“

„Wer kann's wissen? So viel ist sicher: in die Scheinkunst, die der brave Eilhardt mit heißem Bemühen treibt, werden wir nicht wieder zurückfallen. Die ist abgethan für immer.“

„Wie die Sorte Poesie, die der wackere

Arnold in seinen Gedichten und Novellen verzapft. Prost!"

„Prost!"

Die jungen Männer thaten einen tiefen Trunk aus den Seideln, die der Kellner eben vor sie hingestellt hatte, und rauchten eine Weile schweigend. Der Dampfer hatte an dem Quai angelegt; ein Teil der Vergnügungsfahrer — Damen und Herren — waren die Terrasse heraufgekommen, das vorhin beinahe leere Café mit plaudernden, lachenden Gruppen dicht besetzend.

„Die Leutchen haben sich entschieden besser amüsiert als wir heute abend," sagte Alfred verdrossen.

„Ich weiß nicht," erwiderte Willibald; „ich bin auf meine Kosten gekommen. Sie freilich —"

„Was meinen Sie?" fragte Alfred, den Kopf hebend und den Freund mit einem ärgerlichen Blick ansehend.

„Mon dieu, gar nichts!" erwiderte Willibald in gleichgültigem Ton, die Asche von seiner Cigarre abstoßend. „Will sagen: gar nichts, wenn Sie mein offenes Geständnis beleidigt, daß ich Sie um Ihre flirtation mit der Arnold nicht ausschweifend beneide."

„Und doch sollten Sie, als Maler, von Rechts wegen zu den Bewunderern ihrer Schönheit gehören."

„Gebe zu: der alte Goethe würde davor auf dem Kopf gestanden sein: Juno Ludovisi und so weiter! Nein, mon cher, darüber sind wir denn doch jetzt, Gott sei Dank, hinaus. Sie etwa nicht?"

„Wenn ich ehrlich sein soll —"

„Ausnahmsweise —"

„Sparen Sie Ihre Sarkasmen! In einem Glashause wirft man nicht mit Steinen. Und das, in dem Sie wohnen, ist durchsichtig genug. Was gilt die Wette: die Eilhardt ist Ihnen nicht eine Linie höher ans Herz gewachsen, als mir die Arnold."

„Verloren! Ich bin einen guten halben Kopf größer als Stella, während Sie um ebensoviel —"

„Sie wissen recht gut, was ich meine."

„Natürlich weiß ich es, mais que voulez-vous? Wenn man unterwegs ist, nimmt man mit, was sich am Wege findet. Ich will nur noch die Eröffnung der Ausstellung abwarten und meinen Triumph über die Hammelherde hier einheimsen — dann geht's wieder nach Paris."

„Mit Frau Stella?"

„Sie sind nicht recht gescheit."

„Möglich. Aber ich erfreue mich sehr scharfer Ohren, und vorhin unterwegs erhoben sie Ihre süße Stimme ein paarmal so laut —"

„Daß Sie den Mut zu der ersten Liebeserklärung Ihres Lebens fanden."

„Für eine junge schöne Frau immer noch der beste Trost in ihren Herzensnöten."

„Sehr wahr! Nur daß es kein ganz ungefährliches Metier ist. Es sollen Fälle vorkommen, wo die Trostbedürftige den Tröster beim Wort nimmt."

„Das wäre —"

„Des Teufels. Amen. Wir trinken doch noch ein Glas? Kellner!"

Frisches Bier war gebracht; die Freunde rauchten und tranken ein paar Minuten nachdenklich.

„Es ist eigentlich sehr wunderlich," begann Alfred von neuem.

„Was?" entgegnete der Künstler, sich eine neue Cigarette anzündend.

„Sie erinnern sich, als ich vor vier Jahren hierherkam, hatte Eilhardt eben geheiratet. Sie waren, auf dem Sprunge nach Paris, nur noch hier geblieben, die Hochzeit mitzumachen. Sie schwärmten für die junge Frau, Ihre Mitschülerin; aber auch für den Professor, Ihren Lehrer. Sie sagten: das ist doch einmal eine Ehe nach dem Herzen Gottes! Bei Gott, das haben Sie gesagt! Ich weiß genau noch, wann und wo. Es fiel mir heute abend ein, als der Mann der unendlichen Melodie mit der ihm eigenen Bruststimme der Überzeugung das eheliche Glück der Freunde sang, und Sie mir einen Ihrer gräßlichen ironischen Blicke zuwarfen."

„Der nur der scheinheiligen Miene galt, mit der Sie zuhörten."

„Das beiseite. Mir, als Psychologen, geht die Sache wirklich im Kopf herum. Ich schätze in Ihnen einen scharfen Beobachter."

„Sehr gütig."

„Und der, wenn man ihm glauben darf, so viele Liaisons —"

„Bitte!"

„Gehabt hat, daß er einige Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt haben muß.“

„Mit denen ich nicht zurückhalten will,“ sagte der Künstler, seinen Henriquatre streichelnd. „Damit aber der Respekt, den Sie — sehr begreiflich für mich — vor meiner Weisheit haben, ins Ungemessene wachse, muß ich den zu lösenden Knoten erst noch etwas fester schürzen. Also passen Sie auf! Die beiden heirateten sich vor vier Jahren, weil sie einander so ähnlich waren, und sie stehen jetzt auf dem Punkte, sich zu trennen — aus genau demselben Grunde.“

„Ich finde keine Spur von Ähnlichkeit!“ sagte Alfred.

„Weil Sie nicht tiefer sehen! Die einzige Differenz, die ich Ihnen zugestehe, ist die der Jahre: er war vierzig, als sie heirateten, sie knapp zwanzig. Das spielt aber gar keine Rolle. Im Gegenteil! ich möchte sagen: es ist im allgemeinen nur eine Garantie mehr für die Solidität der betreffenden Ehe. Aber im übrigen! Sind nicht beide die leichtlebigsten, lachlustigsten Menschen von der Welt? nicht jeden Augenblick bereit, auf den allergrößten Unsinn einzugehen? völlig gleich unfähig, ein steifstellig regelrechtes Leben zu führen? beide nicht, wie die Kinder, die nach allem, was glänzt, die Hände ausstrecken? Hände, durch deren Finger, wenn sie ausnahmsweise was haben, das Geld wie Quecksilber läuft? Lieber Freund, solche Ähnlichkeit mit einem anderen, wenn man mit dem anderen verheiratet ist — das hält kein Mensch aus. Das fällt furchtbar auf die Nerven; wirkt grauenhaft, wie Doppelgängerei. Begreifen Sie das?“

„Sehr gut. Aber —“

„Lassen Sie mich ausreden! Sie wollen sagen: aber was den Leutchen vor vier Jahren Zuckerbrot war, kann ihnen doch nicht auf einmal wie Galle schmecken. Auf einmal gewiß nicht; desto sicherer peu à peu, im Laufe der Zeit, vielleicht nicht einmal einer so gar langen. Ich war ja fern von Madrid, während die Geschichte spielte; dennoch mache ich mich anheischig, die einzelnen Phasen der Metamorphose zu schildern, als wäre ich beständig zugegen gewesen. Apropos, ein ausgezeichnetes Thema für einen Roman, das ich Ihnen dringend empfehle! Also zuerst närrische Freude an dem Spiegelbilde, das alle Fazen und Grimassen genau so macht, wie man selber. Was das amüsant ist! Immer vorher zu wissen, was der andere denkt, in der nächsten Sekunde sagen wird! Weil man selbst es denkt, selbst zu sagen in Begriff ist! A tempo zu lachen, a tempo zu weinen! Welch ein Zuwachs zu der eigenen Existenz! die reine Verdoppelung! Dahinrollen in einem Wagen, dessen Gummiräder jeden Stoß abfangen! Bis — ja! bis man in all der Molligkeit sanft einschläft. Es soll Eheleute geben, die das ganz gut vertragen und bis an ihr seliges Ende so weiter schlafen. Mein braver Professor ist vielleicht von der Sorte; Frau Stella schuf die Natur aus anderem Stoff — Gott sei Dank! Für sie kam der Augenblick des Erwachens; der Augenblick, wo sie sich darauf besann, daß sie denn doch etwas für sich selbst bedeute, doch etwas mehr als ein Echo ihres Mannes sei, und ebensowenig ein Echo zum Mann haben wolle. Dies war die differenzierende Krisis. Wie sie zum faßlichen Ausdruck bringen für sich selbst und für die anderen — welches zweite Item in diesem Falle eine fast noch größere Rolle spielt als das erste? Sehr einfach: der Schlag mußte da geführt werden, wo er den Gegner — denn zu dem war der brave Gatte mittlerweile avanciert — am tödlichsten traf: auf dem Gebiete der gemeinschaftlichen Kunst. Hier waren die Gefolgschaft, die Abhängigkeit, die Sklaverei der sogenannten Seelengemeinschaft am größten gewesen — hier mußte die Revolution ausbrechen. Hatte sie vorher Landschaften gepinselt à la Rottmann, Preller, Schirmer e tutti quanti, wie der wackere Eilhardt; und war es ihr Triumph gewesen, daß man die beiderseitigen Platitüden kaum noch unterscheiden konnte, mußte sie sich jetzt auf Genre und Porträt werfen. Und so war ihr nicht minder plötzlich die Bedeutung des Freilichtes aufgegangen, und daß die Malerei noch andere Zwecke habe, als den Philister in seinem faulen Frieden mit sich selbst und der Welt zu bestärken. Sehen Sie, das ist die Geschichte von Stellas künstlerischer Emancipation. Und wenn ich bedenke, wie wenig, wie eigentlich gar keine Gelegenheit sie hier gehabt hat, ein anständiges Bild zu sehen; nie einen Schritt nach Paris

hineingethan; die kolossalen Werke von Millet, Rosseau, Bastien Lepage und all der göttlichen Kerle nur von Hörensagen, oder höchstens aus schlechten Stichen oder noch schlechteren Photographien kennt und es doch auf eigene Hand immerhin so weit gebracht hat — da muß ich sagen: Hut ab vor der kleinen energischen Person! Sie wird es weiter bringen als Marie Baskirtscheff es je gebracht hätte — trotz alledem."

„Wer ist das: Marie Baskirtscheff?"

„Ein Engel in Menschengestalt, den die neidischen Götter wieder für sich haben wollten. Sie müssen ihr ‚Journal' lesen. Es ist eben herausgekommen. Im Augenblick hat es Stella. Sie soll es Ihnen geben, wenn sie damit durch ist. Aber Sie haben mir für den prachtvollen Romanstoff, den ich Ihnen gratis gegeben habe, noch nicht einmal gedankt."

„Leider kannte ich ihn schon."

„Das wäre!"

„Und hätte Ihnen die Geschichte ebenso gut erzählen können, nur daß personæ dramatis bei mir Professor Arnold und Frau Astrid heißen, und der Kampf nicht um die Malerei, sondern um die Litteratur entbrannt ist."

„Hm!" sagte Willibald. „Habe mir etwas derart gedacht; aber während der Zeit hier mit meinen eigenen Angelegenheiten ein bißchen viel zu thun gehabt. Also auch in dem Quartier! Freilich: die beiden Menagen sind unter einem Dach! dergleichen brennt durch die Feuermauer. Na, dann knöpfen Sie sich auf und erzählen alles ab ovo! Sie wissen, ich habe Frau Astrid erst jetzt kennen gelernt."

„Kam ja auch, als Sie schon ein Jahr oder so fort waren."

„Aus Dänemark?"

„Ja, aus Kopenhagen. Ihr Vater ist ein Deutscher, der sich da angesiedelt hat — Schiffsbauer, Reeder — etwas derart — klotzig reich, nehme ich an. Ihre Mutter war eine Dänin — ist ziemlich früh gestorben. Der Vater hat zum zweitenmal geheiratet — wieder eine Dänin. Scheint kein besonderes Einvernehmen zwischen den beiden Damen — will sagen: Astrid, die inzwischen erwachsen war, und der jungen Stiefmutter — geherrscht zu haben —"

„Kommt vor," schaltete Willibald ein.

„Der Vater, ein Schwächling, —"

„Selbstverständlich —"

„Auf der Seite der Frau — enfin: sie hatte es satt; und da sie völlig unabhängig war —"

„Schöne Sache, das! Durch die Mutter?"

„Die in einer guten Assiette gewesen sein muß, und deren einziges Kind sie war. — Aber, Willibald, wenn Sie mich beständig unterbrechen —"

„Eine schlechte Gewohnheit! Verzeihen Sie! soll nicht wieder geschehen. Bitte, fahren Sie fort!"

„Sie haben mich ganz aus dem Text gebracht. Wie weit war ich eigentlich?"

„Bis zum Durchbrennen von Frau Astrid."

„Richtig. Und ein eigentliches Durchbrennen war es auch: eines schönen Morgens war sie aus dem Hause verschwunden über Hamburg, Berlin hierher."

„Die Unglückliche! Pardon! ich soll Sie nicht unterbrechen! Nur wenn ein Mensch das grenzenlose Pech hat, hierher verschlagen zu werden —"

„Zu wem sagen Sie das! Habe ich doch während dieser vier Jahre x mal da unten am Quai gestanden und ernsthaft überlegt, ob es nicht angezeigt sei, ins Wasser zu gehen, bevor man völlig blödsinnig wird. Ah! Ich konnte und kann von mir mit Ovid sagen: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli."

„Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß jetzt Sie es sind, der von der Geschichte abschweift?"

„Bitte! das ist keine Abschweifung: in dem schauderhaften Gefühl dieser luftleeren Einsamkeit und Vereinsamung haben Sie und ich uns gefunden."

„Natürlich: les beaux esprits — Aber wie war die junge Dame gerade hierher geraten?"

„Sie hatte hier zur Zeit eine Tante mütterlicherseits wohnen, die aus Petersburg, wo sie für gewöhnlich lebte und jetzt wieder lebt, hierher gekommen, Deutsch zu lernen. Sie wissen, daß Ausländer massenhaft zu demselben Zwecke hier sind."

„Und mit langen Ohren den gräßlichsten Jargon einsaugen, der gesprochen wird, so-

weit die deutsche Zunge klingt. Kam Fräulein Astrid in derselben löblichen Absicht?“

„Nein. Auch der Besuch der Tante war nur Nebenzweck. Der eigentliche war — Sie raten es nicht!“

„Den genialsten Vertreter der jüngsten Schule in Deutschland kennen zu lernen?“

„So konnte man mich damals noch nicht nennen, und von dem wenigen, was ich publiziert, hatte sie kein Wort gelesen. Dafür — Sie werden lachen! — schwärmte sie für Arnold, dessen Bonbon-Gedichte sie auswendig konnte, dessen Rührbrei-Novellen sie sogar ins Dänische übersetzt hatte. Wie das möglich gewesen, trotzdem sie mit der großartigen skandinavischen Litteratur, so zu sagen, aufgewachsen — mir ist es unbegreiflich; und sie begreift es nachträglich auch nicht mehr. Kurz und gut: sie wollte ihn persönlich kennen lernen. Das ließ sich sehr leicht machen. Sie wissen — oder wissen auch nicht —, Arnold hielt damals, wie in jedem Winter, eine Reihe von Vorlesungen über deutsche Litteratur vor einem Publikum von Herren und Damen. Alles, was in diesem Nest auf Bildung Anspruch macht, war da: der Hof selbst, der Adel — tout le monde. Sie haben ihn heute abend sprechen hören. Das war doch nur eine schwache Probe. Er braucht, wie alle diese pathetischen Menschen, viel Wind in seine Segel und tiefes Fahrwasser. Dann kann man was zu hören bekommen — vollendete Perioden, wissen Sie, sich hebend, senkend, wie atlantische Wogen. Und auch was zu sehen, wenn er sich voll aufrichtet und, den Kopf zurückwerfend —“

„Er ist in der That ein auffallend schöner Mensch.“

„Ganz in dem Genre von Astrid, die Sie vorhin nicht schön fanden.“

„Davon später. Bitte, fahren Sie fort!“

„In einer der ersten Reihen saß sie, immer auf demselben Fleck. Sie war mir gleich in der ersten Vorlesung aufgefallen, und ich hatte es so einzurichten gewußt, daß ich in den folgenden stets an der Wand in einem Seitengange, nur ein paar Schritte von ihr entfernt, zu stehen kam und sie genau beobachten konnte.“

„Kann mir denken: love's labour lost.“

„Für damals. Kunststück, wenn sie mich überhaupt nicht sah, keinen Blick von ihm wandte — die reine Hypnose! Gegenseitig — natürlich. Von der dritten Vorlesung an durch alle folgenden sprach er nur noch für sie. Meinte jedesmal: jetzt wird er nicht mit ‚Meine Damen und Herren‘, sondern mit: ‚Meine Teuerste, Geliebteste, Einzigste‘ oder dergleichen anfangen. Gab böses Blut, das. Waren doch die Frauenzimmer ohne Ausnahme in den ‚schönen Mann‘ bis über die Ohren verschossen. Fehlte nicht viel, so hätte die ganze Couleur Streik gemacht und der Herr Professor vor leeren Bänken weiter lesen können. Der Zufall wollte, daß er an einem der nächsten Abende auf die Promessi sposi zu sprechen kommen mußte. Hätten das Getuschle und Gekicher hören sollen! Glaubte, ein paar der jungen Damen würden hinter ihren Taschentüchern ersticken. Das hat den Ausschlag gegeben. Zwei Tage später schickten sie die Verlobungsanzeigen herum. Frau Astrid versteht keinen Spaß.“

„Dann würde ich mir auch keinen mit ihr machen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich das thue?“

„Um so schlimmer für Sie, wenn es Ihnen Ernst ist. Warum? Weil Sie selber keinen Spaß zu goutieren wissen, wie Ihre beleidigte Miene eben beweist. Revenons à nos moutons! Wann wurde denn bei Frau Astrid der Oppositions-Bacillus lebendig?“

„Knapp ein Jahr nach der Verheiratung. Da gab sie mir eine Novelle zu lesen — das diametrale Gegenteil von dem, was sie bis dahin hier und da in diversen journalistischen Kleinkinderbewahrungsanstalten sich geleistet — unter einem fremden Namen übrigens —“

„Weshalb das?“

„Er wollte von ihrer Schriftstellerei nichts wissen.“

„Der — ich hätte bald was gesagt.“

„Und hatte nur unter dieser Bedingung seine obrigkeitliche Erlaubnis gegeben.“

„Also die neue Novelle? Aus einem anderen Ton? Wie?“

„Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie sie nicht geschrieben. Stil, Diktion — alles anders — toto genere. Und das Sujet! Donnerwetter! Unsereiner hätte das nicht gewagt.“

„Kenne das. Wenn diese Damen erst die Kappe vom Kopf haben, werfen sie sie auch gleich über die höchsten Dächer. Der Herr Professor war außer sich? Natürlich!“

„Natürlich. Aber es ging nicht so schnell. Ich bat sie, die Sache nicht drucken zu lassen. Da kam ich schön an. Dann hatte ich ein Kreuz und Elend, bis ein neues Journal auftauchte, das in seiner ersten Nummer mit ganz was Pikantem debutieren wollte. Daß Arnold, als er dahinter kam, nicht der Schlag gerührt hat, wundert mich noch heute.“

„Für Sie kann das auch keine beneidenswerte Situation gewesen sein.“

„Es war nicht so schlimm. Der Professor wußte nicht — und weiß noch heute nicht —, daß ich die Hand im Spiel gehabt hatte. Jetzt ist das übrigens leichte Arbeit: ich werde ihre Sachen mit Kußhand los.“

„Aber die Pseudonymität hat doch in diesem Klatschnest nicht lange vorhalten können?“

„Hat sie auch nicht. Man steckt eben den Kopf in den Sand; der Professor am tiefsten. Und damit ist es nun auch zu Ende. Sie will durchaus ihre nächste Arbeit unter ihrem wirklichen Namen herausgeben.“

„Das kann ja ganz amüsant werden. Nun, Alfred, sagen Sie mir nur noch eines, bevor uns der Kellner die letzte Flamme ausdreht: Sie waren doch, soviel ich weiß, auch nicht immer so weit links wie heute?“

„Mein Gott, es muß doch jeder erst einmal die Kinderschuhe austreten! Sie haben auch nicht mit dem Impressionismus angefangen.“

„Freilich. Ohne Lehrgeld geht es nicht. Glücklicherweise erkauft man sich damit das Recht, die Lehrer hinterher prügeln zu dürfen. — Kellner!“

Sie verließen, als die letzten, das Lokal. Als sie die Freitreppe von der Terrasse langsam hinabstiegen, sagte Alfred, stehen bleibend:

„Wissen Sie, daß wir über die Hauptsache eigentlich gar nicht gesprochen haben?“

„Welche Hauptsache?“

„Die Frauen.“

„Ich dächte, wir hätten über nichts weiter geredet.“

„Sagen Sie aufrichtig, Willibald, finden Sie Astrid wirklich nicht schön?“

„Gott, ja! wenn es Sie beruhigt. Aber kommen Sie weiter! Es zieht hier teufelmäßig.“

An der Brücke trennten sie sich.

„Ein sentimentaler Narr! — Konfuser Kopf!“ murmelte Willibald, sich gegen den Nachtwind, der ihm vom Flusse entgegenwehte, den Hut fester in die Stirn drückend und den Überzieher zuknöpfend. „Der wird sich an dem Eisberg Astrid noch gehörig die Finger verbrennen!“

Alfred war auf dem Platze stehen geblieben, den Mond beobachtend, der als rotglühende Kugel über dem Zwinger hing, den phantastischen Dom, das prachtvolle Theater mit seinem mystischen Licht überdämmernd.

„Der Mond, der schwindet; die beiden Tempel, in denen man falschen Göttern opfert! Und hier auf dem einsamen dunklen Platze ich, der Poet, in dessen Herzen die Sonne aufgeht, erstrahlend im dreifachen Glanz der wahren Religion, der wahren Kunst, der wahren Liebe! — Das muß ein Gedicht geben! Großartig! In freien Rhythmen natürlich und ohne Reimzopf! Ah, Astrid!“

Er hatte den Hut abgenommen und strich sich über das kurzgeschorene rötliche Haar. Ein Windstoß, der um den Dom fuhr, ließ ihn den Hut wieder aufsetzen und an den Überzieher denken, den er zu Hause gelassen, weil er ihm nicht mehr elegant genug war. Das erinnerte ihn dann an das leere Portemonnaie.

„Mir schon recht! Warum bin ich nicht Maler geworden! Mit meinem Talent! Für alles — alles! Dieser Willibald! Schwimmt in Geld! Ein gräßlich arroganter Mensch! Hoffe, Frau Stella läßt ihn doch schließlich abfallen!

* *
*

Astrid trat aus der Hinterthür ihres Hauses und blickte, auf der Schwelle stehend und mit der Hand die Augen gegen die Frühvormittagssonne schützend, seitwärts in das Eilhardtsche Nachbargärtchen. Sie konnte es in seiner ganzen dürftigen Ausdehnung übersehen: war es doch nur durch eine niedrige Hecke von ihrem Gärtchen getrennt. Es war niemand darin.

„Desto besser," murmelte Astrid. „Ich hätte mich am Ende zu Konfidenzen verleiten lassen, die mich hinterher gereuten. Ach! ich bin in einer Stimmung! einer Stimmung!"

Die junge Frau stieg die paar Stufen hinab zu dem kleinen runden Rasenplatz, in dessen Mitte ein zwei Fuß hoher Springbrunnen seinen strohhalmdicken Strahl in ein steinernes Becken von einem Meter Durchmesser fallen ließ. In dem Wasser schwammen ein paar fingerlange Goldfischchen.

„Puppenkram!" murmelte sie. „Wie habe ich das nur so lange ertragen können!"

Von dem Springbrünnlein warf sie einen düsteren Blick über die im Schmuck ihrer Blumen prangenden Beete. Sie und Arnold hatten eigenhändig diese Beete angelegt, diese Blumen gepflanzt, diese fußbreiten Wege zwischen den Beeten mit Kies bestreut. Dann hatten sie am Abend in der Laube da gesessen, die erst eine werden sollte und werden würde, wenn der wilde Wein, der sträflich langsam wuchs, sie mit den breiten Blättern überschattete. Und Hand in Hand geschmiegt. Und einander angelächelt, wenn nebenan Stella ihr Erstgeborenes in den Schlaf sang mit einer Stimme, die Tote hätte erwecken können.

Wie so innig hatte sie sich damals ein Kind gewünscht! Wie bitter das Lächeln jetzt, als sie daran dachte, daß, wenn es zum ärgsten kam, diese Fessel wenigstens sie nicht halten würde!

Wenn es dazu kam? Worauf wartete sie noch? Was sollte noch geschehen? Nach heute morgen!

Den Blick gesenkt, die schweren Brauen dicht zusammengezogen, die vollen Lippen eng aufeinander gepreßt, schritt sie an der Hinterseite des Gärtchens auf und ab in dem schmalen Schatten, den die Rückwand des Nachbarhauses über den Weg warf. Lange Zeit. Bis sie aus ihrem bösen Geträume das Zetergeschrei eines von Stellas Kindern riß, in welches denn auch alsbald das des zweiten kräftig einfiel.

„Unerträglich!" murmelte Astrid. „Nicht einen Augenblick ist man davor sicher. Und sie natürlich wieder über alle Berge. Eine polnische Wirtschaft."

Die Kinder schrien weiter. Drüben hörte offenbar niemand auf sie. Wie gewöhnlich! Wenn sie Ruhe haben wollte, mußte sie sie sich schon selber schaffen.

Sie klinkte das hölzerne Gitterthürchen auf, das durch die Ligusterhecke führte, und schritt sofort auf das Stück zerfetzten Teppichs zu, welches zwischen zwei verbogenen Stangen ausgespannt war und den Kindern ein schattiges Plätzchen bereiten sollte. Das anderthalbjährige Gretelchen war von dem Deckchen, auf das man sie ursprünglich gesetzt haben mochte, heruntergerutscht und lag hilflos im Sande daneben auf dem Bauch, aus Leibeskräften zeternd, was den dreijährigen Hans so erschreckt zu haben schien, daß er von seinem Schemel auf den Rücken gefallen war und jämmerlich zu dem erbarmungslosen blauen Himmel hinaufheulte. So wenig vergnüglich Astrid zu Mute war, sie mußte doch über den komischen Anblick lachen. Sie richtete die Kinder auf, die sich alsbald beruhigten, und rief mit ihrer kräftigen Stimme nach Stellas Mädchen, das denn auch in der Hausthür erschien; als sie die Frau Professor von nebenan erblickte, ihr mürrisches Gesicht glättete und mit geheuchelter teilnahmvoller Eile herbeikam.

„Sie könnten auch besser auf die Kinder achten, wenn die Frau ausgegangen ist."

„Gott, Frau Professor, ich hatte im Hause zu thun. Die Kinder spielten hier so ruhig. Die gnädige Frau hätte es auch wohl hören können. Sie muß da sein."

Und Luise, die niedergekniet war und mit ihrer Schürze Gretelchens rinnende Nase geputzt hatte, deutete nach dem Gartenhäuschen in der Ecke, das während der Sommermonate Stella als Atelier benutzte.

Dann hatte sie das Kleinste auf den Arm, den Jungen an der Hand genommen und war mit ihnen, die schlafen sollten, ins Haus gegangen.

In dem Augenblicke erschien Stella in der Thür des Gartenhäuschens, ein Buch in der Hand, zwischen dessen Blätter sie den Finger gesteckt hatte.

Sie war noch im Morgenrock; das dunkle krause Haar starrte ihr nach allen Seiten um den Kopf.

„Du hier?" rief sie. „Wo sind denn die Gören? Ich hörte sie doch noch eben schreien — deucht mir."

Und sie starrte verwundert mit den großen schwarzen Augen auf dem Platz herum.

„Du hast ganz recht gehört,“ erwiderte Astrid trocken und wandte sich, in ihren Garten zurückzukehren. Stella kam hinter ihr hergelaufen.

„Ja, Schatz, was hast du denn? Ich freue mich so, dich zu sehen. Und du bist so kurz angebunden, wie Gretchen im Faust. Das ist gar nicht zum Entzücken.“

„Ich bin ein wenig verstimmt. Du mußt mich entschuldigen.“

„So kommst du nicht weg. Ich habe dir eine Welt zu sagen.“

„Ich hätte dir auch einiges zu sagen. Ich denke, wir versparen das auf ein andermal.“

„Ach so! ich soll Schelte kriegen. Na, kriegen thu ich sie doch. Dann lieber gleich. Aber hier draußen kann man sich ja den Sonnenstich holen. Komm herein! Ich wollte dir, so wie so, was zeigen.“

„Ich denke, du hast alles auf die Ausstellung geschickt?“

„Habe ich. Bis auf das Letzte, Beste. Es geht morgen fort — der äußerste Termin, weißt du. Willibald sagt: er kann es machen, daß es auch noch einen Tag oder so später angenommen wird. Wie findest du es?“

Astrid war ihr nun doch halb wider Willen gefolgt. Mitten in dem schmucklosen Raum, dessen eine Wand beinahe ganz von einem, in der unteren Hälfte verhängten Fenster eingenommen war, stand auf einer Staffelei das lebensgroße Porträt Willibalds, fertig, oder doch bis auf ein weniges; sprechend ähnlich. Das bleiche Gesicht mit dem dunklen, sorgfältig nach unten zugespitzten Vollbart; die etwas verschleierten grauen Augen, die so scharf zu blicken wußten; die Andeutung eines spöttischen Lächelns auf den vollen Lippen — der künstlerische Verismus schien nicht weiter getrieben werden zu können.

„Wie findest du es?“ wiederholte Stella mit einiger Ungeduld, das Buch, das sie in der Hand gehabt hatte, auf den Tisch zwischen Farbentuben, Palette und Pinsel legend.

„Ich finde,“ erwiderte Astrid, „du hast den Leuten schon so viel Stoff gegeben, über dich und den Herrn da zu reden, daß du nun wohl genug daran haben könntest.“

„Du kannst ihn eben nicht leiden,“ sagte Stella schmollend.

„Ich gestehe es ganz offen. Aber darauf kommt es nicht an. Viel wichtiger scheint mir, daß du im Begriff bist, dich in den Herrn ernstlich zu verlieben, wenn du es nicht schon gethan hast.“

Stella hatte sich quer auf den einzigen Stuhl gekauert, der außer dem Malschemel in dem Atelier eine Sitzgelegenheit bot, die Arme auf die Lehne, den Kopf auf die Arme gelegt, und blickte mit den lachenden Augen zu der stattlichen Freundin in die Höhe.

„Seit wann bist du denn unter die Philister gegangen, Schatz?“

„Du weißt sehr wohl, daß ich über diese Dinge mindestens so frei denke wie du.“

„Ob du so denkst! Ich bin ja nur deine gelehrige Schülerin! Ich folge ja nur deinem Beispiel!“

„Meinem Beispiel? Ich glaube, du bist nicht gescheit. Meine Beziehungen zu Alfred sind rein geschäftlicher Natur.“

„Ganz mein Fall mit dem ‚Herrn‘ da. Er korrigiert mir meine Bilder, wie du dir deine Manuskripte von Alfred korrigieren läßt; sorgt dafür, daß meine Sachen in die Ausstellung kommen, wie der andere, daß deine gedruckt werden; im übrigen lasse ich mir von ihm in allen Ehren den Hof machen, wie du dir von Signor Alfredo. Die Rechnung stimmt. Gelt?“

„Nein, sie stimmt nicht!“ rief Astrid, die mit großen Schritten in dem kleinem Raum hin und her gegangen war, vor der zu ihr aufblinzelnden Freundin mit verschränkten Armen stehen bleibend — „in keinem Punkte! Alfred setzt mir höchstens in meine Arbeiten ein paar Kommata oder Semikolon, die ich nebenbei sehr überflüssig finde; in den Druckangelegenheiten ist er einfach mein Mandatar; und daß er mir je auch nur im mindesten gefährlich — lächerlich! positiv lächerlich! Daran glaubst du doch selbst nicht.“

„Natürlich! Die schöne Frau Professor Arnold und das — Kirschkerngesicht!“

„Kirschkerngesicht, oder nicht! Er ist wenigstens ein grundehrlicher Mensch. Und das ist mehr, als man von gewissen Leuten sagen kann. Er läuft nicht in der Stadt herum und macht sich über seinen ehemaligen Lehrer lustig.“

„War etwa dein Mann Alfreds ehemaliger Lehrer nicht?"

„Arnold war eine Zeit lang sein bewundertes Vorbild; sein Lehrer nie. Er hat seine ästhetischen Principien geändert. Das ist eine Sache für sich. Das erkennt auch Arnold an."

„Weil er viel zu stolz ist, sich über den Abfall eines so unbedeutenden Nachbeters zu echauffieren."

„Wie Eilhard viel zu gutmütig, die Schlange von sich zu schleudern, die er an seinem Busen gewärmt hat. Wirklich, Stella, du solltest dich schämen! Ein so liebenswürdiger, vertrauensseliger Mann! Und der so leicht glücklich zu machen wäre! So kinderleicht!"

„Machst du etwa deinen Mann glücklich?"

„Das ist etwas anderes."

„Ich wüßte doch nicht."

„Ganz etwas anderes. Eilhardt läßt dich gewähren, legt dir wenigstens keine Hindernisse in den Weg. Arnold hemmt mich auf Tritt und Schritt, knebelt mich, erstickt mich. Ich will es nicht; ich kann es nicht länger tragen. Jedes Tier setzt sich zur Wehr, wenn es ihm ans Leben geht."

„Weißt du was?" sagte Stella, Astrid, die wieder im Gemache umherlief, mit den Augen verfolgend. „Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen. Laß du mir Arnold; ich trete dir dafür Eilhardt ab! So ist uns allen geholfen."

„Unsinn!"

„Gar kein Unsinn. Mich wird Arnold weder knebeln, noch ersticken. Weshalb sollte er? Von der Malerei versteht er gerade so viel, wie ich von seinem Kram — das heißt: absolut nichts — rien du tout — niente. Meine Sachen gefallen ihm sogar. Das will nichts sagen, weil er eben nichts davon versteht; aber jedenfalls werden wir beide, er und ich, dadurch nicht unglücklicher werden. Nun Eilhardt und du —"

„Hör auf!"

„Gieb Achtung! Die Sache wird immer amüsanter. Eilhardt und du! Können zwei Menschen besser füreinander passen? Mein Naturalismus ist ihm ein Greuel. Na, Schatz, was du nach der Seite leistest — ich möchte es nicht auf dem Gewissen haben; aber er goutiert es: er findet es halt a bissel extravagant; aber famos geistreich. Er läßt dich schreiben, was du willst; du ihn malen, was er will. Da könnt ihr, ohne zu karambolieren, tausend Meilen weit nebeneinander hergehen, genau so, wie ich und Arnold."

„Und deine Kinder?"

„Siehst du, du fängst schon an, der Idee Geschmack abzugewinnen. Die Kinder! Du hast mir ja wiederholt mehr als angedeutet: ich sei eigentlich nicht wert, welche zu haben. Hast ganz recht, Schatz: ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihnen anfangen soll. Ich bedaure das, um ihrethalben: sie fahren, glaube ich, nicht besonders gut dabei. Einen großen Vorwurf kann ich mir nicht daraus machen. Man muß eben zu allem Talent haben; auch zum Kinderpäppeln. Ich habe entschieden keines. Du hast es — in hohem Maße, bin ich überzeugt. Bei dir werden die Kinder hundertmal besser aufgehoben sein als bei mir. Er auch. Er liebt seinen Komfort — alle Männer thun es. Ich kann ihm keinen schaffen. Ich kann nicht wirtschaften. Wirtschaften ist mir ein Greuel. Dir nicht. Bei mir ist alles Kraut und Rüben; bei dir, wie aus dem Ei geschält. Ich selbst? Was hat er von mir kleinen, ruscheligen, saloppen, schwarzen Person! Du! du! mit deiner majestätischen, prachtvollen Gestalt! deinem Teint, wie Milch und Blut! deinem goldenen Haar, das dir, so lang, wie du bist, bis über die Hüften fällt! Ich habe oft genug gesehen, wie seine Blicke an dir hangen, als wollten sie dich einsaugen — noch gestern abend, während Emerich über die unendliche Melodie kein Ende finden konnte. Und zu denken, daß der Mensch mich mal geliebt hat! ich ihn mal geliebt habe! daß —"

Sie kam nicht weiter, schluchzte ein paarmal tief, legte die Stirn auf die Hände, daß das schwarze krause Haar in wirren Strähnen über die Stuhllehne fiel, und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Es war so plötzlich gekommen, das eifrige Geplauder so jäh durchbrechend — Astrid war für einen Moment erschrocken. Dann schürzte ein spöttisches Lächeln ihre Lippen. Sie trat an die Weinende heran, legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte:

„Beruhige dich, Kind! Mit euch beiden

hat es keine Gefahr. Er läuft dir nicht fort, und in deinen Adern ist kein Tropfen Nora-Blut. Zwischen dir und Eilhardt wäre eine Scene, wie sie vor einer Stunde zwischen mir und Arnold stattgefunden hat, unmöglich."

„Eine Scene?" rief Stella, schnell den Kopf hebend und zu Astrid mit Augen aufblickend, die jetzt von Thränen und Neugier zugleich glänzten.

„So eine gegen Schluß des dritten Aktes, wenn die Katastrophe hereinbricht," entgegnete Astrid.

„Aber so erzähle doch!"

Astrid hatte sich auf den Schemel vor der Staffelei gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestemmt und die Hände gegen die Schläfen gedrückt.

„Es ist nicht viel zu erzählen," sagte sie mit einer Stimme, die jetzt dumpf und ein wenig heiser klang. „Katastrophen-Scenen müssen kurz sein, wenn sie wirken sollen. Mein letzter Roman —"

„Weiß! Sind tolle Sachen drin."

„Gerade deshalb hatte ich ihm das Manuskript zu lesen gegeben, als er mich darum bat — ausnahmsweise. Er sagte: ‚geistreich, wie immer; aber drucken, wenn du mich lieb hast, läßt du das nicht.‘ Ich: ‚es geht ja auf den fremden Namen, zu dem du mich gezwungen hast.‘ Er: ‚wenn auch! dies verträgt selbst der fremde Name nicht.‘ Ich: ‚du hast mich meinen Weg bis jetzt allein gehen lassen; ich denke, ich werde ihn auch weiter allein zu finden wissen.‘ Das war vor vier Monaten etwa. Ich gab das Manuskript an Alfred. Er sollte mir einen Verleger schaffen. Ich bekümmere mich grundsätzlich um diese mechanischen Dinge nicht. Alfred hatte diesmal einige Mühe. Ein paar, die meine Sachen gebracht hatten, lehnten ab: dies sei ihnen zu stark. Endlich fand sich doch einer — in Berlin. Die Feigheit der Menschen hatte mich gereizt; ich wollte das Buch jetzt nicht nur gedruckt sehen; es sollte auch unter meinem Namen erscheinen. Der Verleger fand das ganz in der Ordnung; es sei ihm sogar sehr viel lieber. Warum? weiß ich nicht. Alfred wußte es auch nicht. Er hat, wie gesagt, alles besorgt. Heute morgen ein Billet von ihm: der Verleger habe ihm geschrieben, das Buch sei fertig; er freue sich, mitteilen zu können, daß die Bestellungen selbst über sein Erwarten reichlich eingegangen seien. Die Versendung, auch der Recensionsexemplare, habe bereits tags vorher stattgefunden. Die Freiexemplare für den Autor und die für ihn, Alfred, bestimmten seien ebenfalls bereits unterwegs und würden wohl mit seinem, des Verlegers, Brief zugleich eintreffen. Bis jetzt habe ich noch keine erhalten, schrieb Alfred. Vielleicht Sie? — Nun, ich hatte auch noch keine. Aber du begreifst, ich durfte jetzt keinen Augenblick länger Arnold gegenüber ein Geheimnis aus einer Sache machen, die ein paar Stunden später alle Welt wissen würde. Ich ging zu ihm. Er wollte eben ins Kolleg. Ich sagte ihm: so und so. Er wurde sehr blaß, und dann stand auf seiner Stirn eine rote Wolke, wie immer, wenn er so recht zornig ist. Ich dachte: jetzt bricht der Sturm los, und freute mich darauf, wenn mir auch das Herz furchtbar klopfte. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Nichts davon. Er nahm sein Kollegienheft vom Schreibtisch und sagte, während er langsam die Handschuhe anzog, ruhig und kalt, wie der Großinquisitor im Carlos: ‚Also, Astrid Arnold! Meinen Sie nicht —‘"

„Er wird du gesagt haben!" rief Stella.

„Nein! er sagte Sie und Madame: ‚Meinen Sie nicht, Madame, daß es für uns die höchste Zeit ist, darüber nachzudenken, ob wir nicht eine große Thorheit begingen, als wir unsere Namen in eine so enge Verbindung brachten?‘ Dann hatte er seinen Hut genommen, machte mir eine Verbeugung, ging zum Zimmer hinaus und —"

„Ballerte die Thür zu!" rief Stella enthusiastisch.

„Machte sie so ruhig zu, wie immer."

„Gleichviel! Dies ist der Anfang des Endes! ist das Ende!"

Sie war aufgesprungen und lief jetzt mit ihren kleinen Schritten in dem Gemach hin und her, wie vorhin Astrid mit ihren großen. „Ja, das Ende! Muß es sein! Er ist nicht wie der Waschlappen von Mann in Nora. Ich habe keinen Tropfen Nora-Blut in den Adern, sagst du. Ich wollte, mir wäre passiert, was dir passiert ist; ich wollte dir beweisen, wie sehr du dich irrst. Die moderne

Europäerin ist keine indianische Squaw. Sie hat das Recht, über sich selbst zu bestimmen. Sie ist wie Marie Baskirtscheff — sie ist Marie Baskirtscheff. Marie Baskirtscheff ist die europäische Frau von heute. Das mußt du lesen! Willibald hat es von Paris mitgebracht. Da liegt es. Du kannst es kriegen, wenn ich damit zu Ende bin. Ich habe nur noch zwanzig oder dreißig Seiten. Großartig, sage ich dir! Phänomenal! Eine kolossal reiche Russin! trägt kein Kostüm unter zweitausend Franken! wäscht sich nur in Parfums! Und sitzt Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend in den dumpfigen Ateliers Schulter an Schulter mit den ärmsten Frauenzimmern, die ihr die schönen Augen vor Neid auskratzen möchten. Natürlich: so reich, so genial! Die letzte Geliebte von Bastien Lepage! Wie er ihr letzter Geliebter! Ach! Paris! Paris! So was kommt nur in Paris vor! Höre nur diese Stelle! Ich habe mir die Augen darüber aus dem Kopfe geweint." Sie hatte das Buch ergriffen, hastig darin blätternd. „Ich kann es nicht finden — es paßt Wort für Wort auf deine Situation — gleichviel! — es ist alles prachtvoll, grenzenlos genial! Und ein Temperament, ein Charakter — großartig! Sie weiß eigentlich nie, was sie will. Was sie aber will, das setzt sie durch; darauf kann man sich verlassen. In und an diesem göttlichen Buche habe ich eigentlich erst mich selbst entdeckt; habe ich — was giebt's?"

Astrid hatte, während Stella sich so in immer leidenschaftlicherer Weise austobte, vom Hause drüben Stimmen gehört. Die Unruhe, die in ihr selbst wühlte, hatte sie von dem Sessel auf und an das Atelierfenster getrieben, in dessen halbem Vorhang ein Loch war, groß genug, um bequem hindurchzusehen. Jetzt wandte sie sich mit Lebhaftigkeit um:

„Es ist Alfred. Luise hat ihn hierher geschickt."

„Um Himmels willen!" rief Stella. „Ich kann mich so nicht sehen lassen! Thu mir die Liebe und fertige ihn ab! Nimm ihn mit in deinen Garten! Wenn er wirklich zu mir gewollt hat — ich hätte nur noch eine Minute zu thun — käme im Augenblick —"

Auf dem Kies draußen knirschte es bereits dicht vor der Thür.

„Schnell! ich bitte dich."

Astrid verließ das Atelier so eilig, daß Alfred, der eben an die Thür pochen wollte, einen Schritt zurückprallte.

* * *

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich störe. Hatte bereits bei Ihnen angefragt, dann hier; man wies mich — ich bin in einer Aufregung —"

Alfred sah in der That sehr erregt aus. Sein kleines Gesicht war blaß bis in die Lippen; der Atem ging so schnell, daß er Mühe hatte, die Worte hervorzubringen; seine Kleidung selbst war entschieden weniger sorgfältig als sonst: das Hemd, mit einem kräftigen Rotweinfleck, offenbar von gestern; an der ausgeschnittenen hellen Weste der oberste Knopf nicht geknöpft; in der Eile, mit der er von Hause fortgestürzt sein mußte, hatte er sich sogar in den Handschuhen vergriffen, von denen der linke ein sehr lichtes, der rechte ein ebenso dunkles Mäusegrau zeigte.

Astrid mit ihrem scharfen Sinn für peinliche Sauberkeit und Ordnung hatte sofort diese Kleinigkeiten bemerkt. Sie mußte gestern abend von Sinnen gewesen sein, daß sie sich von dem „Kirschkerngesicht" beinahe eine Liebeserklärung machen ließ.

„Es scheint so," sagte sie. „Weshalb?"

Der unfreundliche Blick, mit welchem die angebetete Frau seine Begrüßung erwidert hatte, und der herbe Ton, in dem sie die paar Worte sagte, ließen Alfred die üble Lage, in der er sich wußte, nur noch schwerer empfinden.

„Ich bin wirklich in Verzweiflung," stotterte er. „Und wenn ich mir noch sagen muß, daß eine größere Aufmerksamkeit meinerseits — aber, wer hätte auch denken können —"

„Was in Himmels Namen?" rief Astrid ungeduldig. „So kommen Sie doch endlich mit der Sprache heraus! Ist das ein Buch, was Sie da in den Händen drehen?"

„Freilich, gnädige Frau: Ihr Roman."

„Ah!"

Seltsamerweise hatte Astrid in ihrer bösen

hat es keine Gefahr. Er läuft dir nicht fort, und in deinen Adern ist kein Tropfen Nora-Blut. Zwischen dir und Eilhardt wäre eine Scene, wie sie vor einer Stunde zwischen mir und Arnold stattgefunden hat, unmöglich."

„Eine Scene?" rief Stella, schnell den Kopf hebend und zu Astrid mit Augen aufblickend, die jetzt von Thränen und Neugier zugleich glänzten.

„So eine gegen Schluß des dritten Aktes, wenn die Katastrophe hereinbricht," entgegnete Astrid.

„Aber so erzähle doch!"

Astrid hatte sich auf den Schemel vor der Staffelei gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestemmt und die Hände gegen die Schläfen gedrückt.

„Es ist nicht viel zu erzählen," sagte sie mit einer Stimme, die jetzt dumpf und ein wenig heiser klang. „Katastrophen-Scenen müssen kurz sein, wenn sie wirken sollen. Mein letzter Roman —"

„Weiß! Sind tolle Sachen drin."

„Gerade deshalb hatte ich ihm das Manuskript zu lesen gegeben, als er mich darum bat — ausnahmsweise. Er sagte: ‚geistreich, wie immer; aber drucken, wenn du mich lieb hast, läßt du das nicht.' Ich: ‚es geht ja auf den fremden Namen, zu dem du mich gezwungen hast.' Er: ‚wenn auch! dies verträgt selbst der fremde Name nicht.' Ich: ‚du hast mich meinen Weg bis jetzt allein gehen lassen; ich denke, ich werde ihn auch weiter allein zu finden wissen.' Das war vor vier Monaten etwa. Ich gab das Manuskript an Alfred. Er sollte mir einen Verleger schaffen. Ich bekümmere mich grundsätzlich um diese mechanischen Dinge nicht. Alfred hatte diesmal einige Mühe. Ein paar, die meine Sachen gebracht hatten, lehnten ab: dies sei ihnen zu stark. Endlich fand sich doch einer — in Berlin. Die Feigheit der Menschen hatte mich gereizt; ich wollte das Buch jetzt nicht nur gedruckt sehen; es sollte auch unter meinem Namen erscheinen. Der Verleger fand das ganz in der Ordnung; es sei ihm sogar sehr viel lieber. Warum? weiß ich nicht. Alfred wußte es auch nicht. Er hat, wie gesagt, alles besorgt. Heute morgen ein Billet von ihm: der Verleger habe ihm geschrieben, das Buch sei fertig; er freue sich, mitteilen zu können, daß die Bestellungen selbst über sein Erwarten reichlich eingegangen seien. Die Versendung, auch der Recensionsexemplare, habe bereits tags vorher stattgefunden. Die Freiexemplare für den Autor und die für ihn, Alfred, bestimmten seien ebenfalls bereits unterwegs und würden wohl mit seinem, des Verlegers, Brief zugleich eintreffen. Bis jetzt habe ich noch keine erhalten, schrieb Alfred. Vielleicht Sie? — Nun, ich hatte auch noch keine. Aber du begreifst, ich durfte jetzt keinen Augenblick länger Arnold gegenüber ein Geheimnis aus einer Sache machen, die ein paar Stunden später alle Welt wissen würde. Ich ging zu ihm. Er wollte eben ins Kolleg. Ich sagte ihm: so und so. Er wurde sehr blaß, und dann stand auf seiner Stirn eine rote Wolke, wie immer, wenn er so recht zornig ist. Ich dachte: jetzt bricht der Sturm los, und freute mich darauf, wenn mir auch das Herz furchtbar klopfte. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Nichts davon. Er nahm sein Kollegienheft vom Schreibtisch und sagte, während er langsam die Handschuhe anzog, ruhig und kalt, wie der Großinquisitor im Carlos: ‚Also, Astrid Arnold! Meinen Sie nicht —'"

„Er wird du gesagt haben!" rief Stella.

„Nein! er sagte Sie und Madame: ‚Meinen Sie nicht, Madame, daß es für uns die höchste Zeit ist, darüber nachzudenken, ob wir nicht eine große Thorheit begingen, als wir unsere Namen in eine so enge Verbindung brachten?' Dann hatte er seinen Hut genommen, machte mir eine Verbeugung, ging zum Zimmer hinaus und —"

„Ballerte die Thür zu!" rief Stella enthusiastisch.

„Machte sie so ruhig zu, wie immer."

„Gleichviel! Dies ist der Anfang des Endes! ist das Ende!"

Sie war aufgesprungen und lief jetzt mit ihren kleinen Schritten in dem Gemach hin und her, wie vorhin Astrid mit ihren großen. „Ja, das Ende! Muß es sein! Er ist nicht wie der Waschlappen von Mann in Nora. Ich habe keinen Tropfen Nora-Blut in den Adern, sagst du. Ich wollte, mir wäre passiert, was dir passiert ist; ich wollte dir beweisen, wie sehr du dich irrst. Die moderne

Europäerin ist keine indianische Squaw. Sie hat das Recht, über sich selbst zu bestimmen. Sie ist wie Marie Baskirtscheff — sie ist Marie Baskirtscheff. Marie Baskirtscheff ist die europäische Frau von heute. Das mußt du lesen! Willibald hat es von Paris mitgebracht. Da liegt es. Du kannst es kriegen, wenn ich damit zu Ende bin. Ich habe nur noch zwanzig oder dreißig Seiten. Großartig, sage ich dir! Phänomenal! Eine kolossal reiche Russin! trägt kein Kostüm unter zweitausend Franken! wäscht sich nur in Parfums! Und sitzt Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend in den dumpfigen Ateliers Schulter an Schulter mit den ärmsten Frauenzimmern, die ihr die schönen Augen vor Neid auskratzen möchten. Natürlich: so reich, so genial! Die letzte Geliebte von Bastien Lepage! Wie er ihr letzter Geliebter! Ach! Paris! Paris! So was kommt nur in Paris vor! Höre nur diese Stelle! Ich habe mir die Augen darüber aus dem Kopfe geweint." Sie hatte das Buch ergriffen, hastig darin blätternd. „Ich kann es nicht finden — es paßt Wort für Wort auf deine Situation — gleichviel! — es ist alles prachtvoll, grenzenlos genial! Und ein Temperament, ein Charakter — großartig! Sie weiß eigentlich nie, was sie will. Was sie aber will, das setzt sie durch; darauf kann man sich verlassen. In und an diesem göttlichen Buche habe ich eigentlich erst mich selbst entdeckt; habe ich — was giebt's?"

Astrid hatte, während Stella sich so in immer leidenschaftlicherer Weise austobte, vom Hause drüben Stimmen gehört. Die Unruhe, die in ihr selbst wühlte, hatte sie von dem Sessel auf und an das Atelierfenster getrieben, in dessen halbem Vorhang ein Loch war, groß genug, um bequem hindurchzusehen. Jetzt wandte sie sich mit Lebhaftigkeit um:

„Es ist Alfred. Luise hat ihn hierher geschickt."

„Um Himmels willen!" rief Stella. „Ich kann mich so nicht sehen lassen! Thu mir die Liebe und fertige ihn ab! Nimm ihn mit in deinen Garten! Wenn er wirklich zu mir gewollt hat — ich hätte nur noch eine Minute zu thun — käme im Augenblick —"

Auf dem Kies draußen knirschte es bereits dicht vor der Thür.

„Schnell! ich bitte dich."

Astrid verließ das Atelier so eilig, daß Alfred, der eben an die Thür pochen wollte, einen Schritt zurückprallte.

* * *

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich störe. Hatte bereits bei Ihnen angefragt, dann hier; man wies mich — ich bin in einer Aufregung —"

Alfred sah in der That sehr erregt aus. Sein kleines Gesicht war blaß bis in die Lippen; der Atem ging so schnell, daß er Mühe hatte, die Worte hervorzubringen; seine Kleidung selbst war entschieden weniger sorgfältig als sonst: das Hemd, mit einem kräftigen Rotweinfleck, offenbar von gestern; an der ausgeschnittenen hellen Weste der oberste Knopf nicht geknöpft; in der Eile, mit der er von Hause fortgestürzt sein mußte, hatte er sich sogar in den Handschuhen vergriffen, von denen der linke ein sehr lichtes, der rechte ein ebenso dunkles Mäusegrau zeigte.

Astrid mit ihrem scharfen Sinn für peinliche Sauberkeit und Ordnung hatte sofort diese Kleinigkeiten bemerkt. Sie mußte gestern abend von Sinnen gewesen sein, daß sie sich von dem „Kirschkerngesicht" beinahe eine Liebeserklärung machen ließ.

„Es scheint so," sagte sie. „Weshalb?"

Der unfreundliche Blick, mit welchem die angebetete Frau seine Begrüßung erwidert hatte, und der herbe Ton, in dem sie die paar Worte sagte, ließen Alfred die üble Lage, in der er sich wußte, nur noch schwerer empfinden.

„Ich bin wirklich in Verzweiflung," stotterte er. „Und wenn ich mir noch sagen muß, daß eine größere Aufmerksamkeit meinerseits — aber, wer hätte auch denken können —"

„Was in Himmels Namen?" rief Astrid ungeduldig. „So kommen Sie doch endlich mit der Sprache heraus! Ist das ein Buch, was Sie da in den Händen drehen?"

„Freilich, gnädige Frau: Ihr Roman."

„Ah!"

Seltsamerweise hatte Astrid in ihrer bösen

Laune für den Moment gar nicht an ihr Buch gedacht. Nun war es da! Nun mochte der Entscheidungskampf beginnen! Sie war nicht, wie die Marie Baskirtscheff, die nie wußte, was sie wollte! Sie wußte es stets!

Dennoch hatte die unerwartet-erwartete Nachricht sie so durchzuckt, daß sie mit der Hand nach dem Herzen gegriffen hatte und einen Augenblick stehen geblieben war. Nur einen Augenblick.

„Mein Roman,“ sagte sie, sofort wieder weiterschreitend, in gleichgültigem Ton. „Sie haben ihn mir ja für heute angekündigt. Ich freue mich sehr darauf. Geben Sie her!“ Sie streckte die Hand aus; Alfred hielt das eingewickelte Buch krampfhaft fest. „Aber so geben Sie doch!“

Alfred blickte scheu um sich, während sie, jetzt bereits in dem Arnoldschen Garten, auf das Haus zuschritten.

„Es wäre mir lieb,“ stotterte er, „wenn wir Ihrem Herrn Gemahl nicht gerade jetzt — vielleicht in der Laube —“

„Nehmen Sie mir's nicht übel,“ sagte Astrid mit einem Versuch zu lachen, der nicht recht gelingen wollte; „ich hätte Sie doch für ein bißchen mutiger gehalten. Was riskieren Sie denn? Mein Mann hat keine Ahnung, daß Sie es gewesen sind, der den Druck besorgt hat. Übrigens weiß er seit heute morgen, daß mein richtiger Name auf dem Titel steht. Geben Sie!“

„Wenn wir in die Laube —“

„Meinetwegen! Nun aber geben Sie!“

Sie waren in die Laube getreten an den kleinen viereckigen Tisch, um den schmale Bänke liefen. Astrid hatte mit Händen, die trotz alledem sichtbar zitterten, die gelbbraune Papierhülle abgerissen.

„Ah!“ sagte sie, „hätte nicht gedacht, daß er so stark werden würde. Auch der Einband gefällt mir — englischer Geschmack, den ich sehr —“

Während sie nur für den biegsamen Deckel Interesse zu haben schien, hatte sie doch das Titelblatt aufzuschlagen gewußt. Ihre Miene nahm einen starren Ausdruck an. Sie blickte mit Augen, die aus dem Kopf zu treten schienen, auf Alfred, dann wieder in das Buch, dann wieder auf Alfred.

„Was bedeutet dieser schlechte Witz?“ fragte sie mit rauher Stimme.

„Wenn es weiter nichts wäre,“ rief Alfred kläglich, „der Verleger sich nur mit diesem einen Exemplar einen immerhin unziemlichen Scherz erlaubt hätte! Aber alle die sechs Exemplare, die er mir geschickt hat! Und so nun gewiß auch die anderen — die ganze Auflage —“

Astrid stierte noch immer auf das Titelblatt. Es wurde nicht anders; blieb — in Lettern, deren Kraft und Größe sie verhöhnen zu wollen schienen — immer dasselbe Fürchterliche: Wenn Frauen Mut hätten. Roman. Von Astolf Arnold.

„Das ist eine Infamie!“

Sie hatte es laut gerufen und das Buch auf den Tisch geschleudert, so heftig, daß es vom Tisch auf die Erde fiel.

Alfred hob es auf und begann mechanisch einen argen Knick auszuglätten, den der Einband bei dem heftigen Wurf davongetragen.

„So reden Sie doch!“ rief Astrid. „So verteidigen Sie sich doch!“

„Verehrte Frau —“

„Nennen Sie mich nicht ‚verehrte Frau‘, nachdem Sie mir das angethan haben!“

„Mein Gott, was soll ich sagen! Ich bin ja selbst in heller Verzweiflung. Ich habe ja keine Ahnung — ich kann höchstens versuchen, zu erklären —“

„Ich bin sehr begierig!“

Astrid hatte sich auf die Bank gesetzt, die Arme unter dem Busen verschränkend und Alfred mit wildzornigen Blicken anfunkelnd, der seinerseits die Augen nicht zu der ungnädigen Herrin zu erheben wagte und in seiner grenzenlosen Verlegenheit an dem zerknickten Deckel weiter glättete.

„Versuchen zu erklären,“ wiederholte er. „Ist es mir doch selbst — Sie erinnern sich: wir hatten auch von Berlin zuerst ein Refus, wenigstens keine unbedingte Zusage. Jaromir schrieb: er wisse, daß die Sachen von Excelsior gern gelesen würden, und er sei bekanntermaßen ein Anhänger und Protektor — diese Herren thun ja immer, als machten sie die Litteratur — der freien, ja, der freiesten Richtung; aber hier müsse er doch Anstand nehmen und so weiter. Sie waren — mit Fug und Recht — ungehalten und sagten: Nun soll es nicht nur gedruckt, nun soll es mit meinem Namen gedruckt

werden. Ich schrieb an Jaromir: mein Mandant werde sich zu den von ihm vorgeschlagenen Änderungen in keinem Falle herbeilassen. Nur zu einer, die für ihn sogar eine conditio sine qua non: daß der bisherige nom de plume dem wahren Namen Platz mache: Astrid Arnold. Er umgehend: wenn dies der Fall, nehme er den Roman, wie er gehe und stehe, mit dem größten Vergnügen. Wir haben damals beide uns die Köpfe zerbrochen, was der Mann damit meine? Ich wollte anfragen. Sie verboten es: das sei seine Sache. Gut. Ich bekam die Korrekturbogen — Sie haben sie gesehen: es stand auf allen, wie es ja auch nur in der Ordnung war, bloß der Hauptname: Arnold und der Titel. Heute nun —"

„Aber das erklärt doch nichts, rein gar nichts!" rief Astrid heftig. „Wie kann aus Astrid Astolf werden?"

„Wenn ich das wüßte!" sagte Alfred, ratlos vor sich hinstarrend. „Ich schreibe ja freilich eine etwas nervöse, schwer lesbare Hand — unsere Setzer klagen immer schrecklich darüber — und wenn ich gar den Namen Astrid —"

Er hob schüchtern die Augen und ließ sie schnell wieder sinken. Der Blick, der dem seinen begegnet war, sagte nur zu deutlich, daß Zeit und Ort für eine Schmeichelei nicht übler gewählt werden konnten.

„Ich meine: wenn ich den Namen Astrid — er ist für uns Deutsche so ungewöhnlich — ich hatte ihn vorher nie gehört, nie gedruckt oder gar geschrieben gesehen. Wir dürfen wohl annehmen, daß für Herrn Jaromir dasselbe zutrifft; er aus einem ihm völlig fremden ausländischen Vornamen den auch nicht landläufigen, ihm aber jedenfalls bekannten Astolf herausgelesen hat."

„Das klingt denn doch sehr unwahrscheinlich," sagte Astrid.

Die größere Ruhe, in der sie sprach, richtete Alfreds geknickten Mut wieder etwas auf.

„Gewiß thut es das," sagte er, „aber ich finde keine andere Erklärung."

„Wußte denn Herr Jaromir nicht, daß er es mit einer Dame zu thun hatte?"

„So wenig, wie Ihre beiden früheren Verleger, für die ‚Excelsior' ein Herr war, der nicht genannt sein wollte. Ich nannte Sie immer nur: der Autor — mit Ihrer speciellen Einwilligung; auf Ihren ausdrücklichen Wunsch sogar —"

„Immerhin," unterbrach ihn Astrid, mit den Fingern der Rechten nervös auf der Tischplatte trommelnd; „er soll mich für einen Mann gehalten, Astolf für Astrid gelesen haben, so unglaublich es klingt. Unmöglich ist und bleibt, daß er nur einen Augenblick angenommen hat, der Verfasser meines Romans und meiner früheren Novellen sei identisch mit einem Schriftsteller, der einen so großen Ruf hat, wie mein Gatte."

„Unmöglich doch wohl gerade nicht," erwiderte Alfred, dem das gewohnte Selbstvertrauen mit jeder Minute stärker zurückkam. „Der Ruf Ihres Herrn Gemahls war nie so bedeutend, wie er selbst und seine Freunde vielleicht glauben, und ist in den letzten Jahren noch recht erheblich zusammengeschrumpft aus Gründen, die für uns beide plausibel genug sind. Sie kennen die Verleger nicht. Diese Herren lesen in der Regel schrecklich wenig, halten sich einfach an den Namen. Gelesen hat er wahrscheinlich von Ihrem Herrn Gemahl nie ein Wort; nur der Name — als eines immerhin anerkannten und in gewissen Kreisen wohl accreditierten Roman- und Novellendichters — ist ihm geläufig gewesen. Deshalb das ‚größte Vergnügen', mit dem er plötzlich den Roman nahm. Wie er sich nun zusammengereimt hat, daß der Weihnachtstisch-Poet, für den — wenigstens noch vor einigen Jahren — die Primaner und die Backfische schwärmten, ein so gewaltiges Buch wie ‚Wenn Frauen Mut hätten' plötzlich habe schreiben können — ja, das weiß ich nicht. Aber bei einem Verleger ist vieles möglich. Vielleicht hat er gedacht: aus dem Saulus sei im Handumdrehen ein Paulus geworden — so etwas kommt ja vor — ist in diesen Tagen wiederholt vorgekommen. So etwas ist doch sehr interessant, lockt die Leute; damit kann man ungeheure Reklame machen."

„Aber," rief Astrid, „da waren doch auch meine früheren Excelsior-Sachen. Herr Jaromir mag sie nicht gelesen, aber von ihnen gehört muß er doch haben. Wie hätte er sonst davon als von etwas Bekanntem spre-

chen können? Das ist doch ein Umstand, der Ihre ganze Saulus-Paulus-Hypothese völlig unhaltbar macht."

„Es ist ein dunkler Punkt," sagte Alfred, sich die Nasenspitze reibend. „Ich kann nur wiederholen: die Herren Verleger sind wunderliche Heilige. Lassen Sie mich an meiner Hypothese noch ein wenig weiter spinnen. Herr Jaromir hat sich gesagt — undenkbar ist das nicht —: Aha! Saulus ist schon früher und im Grunde seines Herzens stets ein Paulus gewesen; hat es aber nicht eingestehen wollen oder dürfen; dennoch, oder gerade deshalb seinem naturalistischen Herzen Luft machen müssen — incognito selbstverständlich, unter angenommenem Namen — ballons d'essai, ob die Luft noch immer nicht rein ist, man noch immer nicht den großen Aufstieg wagen darf — Probepfeile — wie Sie es nennen wollen. Endlich ist es so weit. Er wirft die Excelsior-Maske ab und zeigt sein wahres Gesicht. Sehen Sie, verehrte, gnädige Frau, jetzt müssen Sie selber lachen."

Astrid hatte wirklich laut aufgelacht, war aber im nächsten Moment wieder ernst geworden. „Es ist ja auch furchtbar komisch," sagte sie, „nur daß es noch viel tragischer als komisch." Sie strich sich über die Stirn. „Die Sache muß aus der Welt," rief sie aufstehend. „Ich werde meinem Manne die nötige Erklärung geben. Sie schreiben sofort Herrn Jaromir den wahren Sachverhalt!"

„Das will ich gewiß thun, wenn Sie es befehlen," erwiderte Alfred, der sich nun ebenfalls erhoben hatte. „Nur fürchte ich, offen gestanden, aus der Welt ist die Sache damit nicht. Jaromir schreibt mir: es sind vierhundertfünfzig Exemplare fest und über sechshundert à condition versandt. Dazu nicht weniger als vierzig Recensionsexemplare an alle größeren Zeitungen und wichtigeren Litteratur-Journale. Heute schon, jedenfalls in den nächsten Tagen wird das Buch in aller Welt Händen sein."

„So muß Herr Jaromir es zurückfordern."

„Das ist unmöglich, verehrte Frau."

„Es muß möglich sein," rief Astrid, mit dem Fuße stampfend.

Alfred zuckte die Achseln. „Die à condition vielleicht, die fest und bar schon sehr schwer — abgeschlossene Händel — wie soll man die rückgängig machen? Und nun vollends die Exemplare, die bereits in das Publikum, in die Hände von Privaten gelangt sind! Wie will man die wiederbekommen? Wir stehen da vor der reinen Quadratur des Zirkels."

In dem Augenblick erschien in dem Eingange der Laube das Dienstmädchen Auguste.

„Frau Professor, ein großes Postpaket — aus Berlin — Bücher, sagt der Postbote. Ich habe es auf dem Herrn sein Zimmer gelegt."

„Es ist gut," sagte Astrid.

Auguste war wieder gegangen; Astrid und Alfred blickten einander ratlos an.

„Die Exemplare für meinen Mann," murmelte Astrid.

„Zweifellos," sagte Alfred dumpf. „Jaromir hatte mir noch geschrieben, er werde sich beehren, dem Herrn Autor, der doch nun wohl aus seiner Zurückhaltung heraustreten wolle, zwölf direkt zu übersenden."

„Und in einer Stunde kommt er aus dem Kolleg zurück," murmelte Astrid.

„Es ist sehr fatal," sagte Alfred dumpf. „Was gedenken Sie zu thun?"

„Ja, was jetzt thun? was jetzt thun?" rief Astrid.

In Thränen ausbrechend, hatte sie sich mit dem Oberkörper über den Tisch gebeugt, das Gesicht zwischen die Arme gedrückt, die Arme so weit vorgestreckt, daß die krampfhaft gefalteten Hände bis zu Alfred hinüberreichten.

Alfreds Herz floß über. Er konnte nun einmal keinen Menschen weinen sehen, ohne gerührt zu werden. Und hier weinte ein schönes Weib, das er — er mochte die Sache ansehen, wie er wollte — durch seine Fahrlässigkeit in diese verzweifelte Lage gebracht. Es gab nur eines, was er als Mann und Dichter thun konnte, wollte, mußte: seine beiden Hände sanft auf die zuckenden schönen weißen Hände legen; und wenn sie dann — doch wohl sicher — den Kopf hob, ihr in die herrlichen weinenden Augen mit Gounods Gretchen sagen: „Ich liebe dich so inniglich — bin ganz dein eigen — will sterben gern für dich."

Er hatte beide Hände zu dem prämilina-

rischen sanften Druck erhoben und ließ sie erschrocken wieder unter den Tisch sinken. Ein heller und ein dunkler Handschuh — der dunkle sogar keineswegs mehr besonders sauber und längst ausrangiert — welcher Satan hatte ihm den Streich gespielt? den von ihren scharf blickenden Augen zweifellos längst bemerkten? Es war unmöglich. Wieder einmal war Fortuna zu ihm herangeschwebt. Und in dem Moment, wo er sie an der Haarlocke ergreifen wollte —

Ein ehrenvoller Rückzug — es blieb keine Wahl.

„Gnädige Frau," sagte er, sich erhebend und die Linke mit dem dunklen mäusegrauen auf den Rücken legend, „es kommen im Menschenleben Augenblicke — furchtbare. Wollte ich ausdrücken, was in diesem durch meine Seele flutet — vergebens würde ich nach Worten ringen. Wenn hier eine Schuld vorliegt — ich sehe keine: nur ein schändliches Spiel des Zufalls — aber andere mögen und werden vermutlich darüber anders denken — ich nehme sie auf mich voll und ganz — voll und ganz. Will der Herr Professor von mir Genugthuung fordern — er weiß mich zu finden. Leben Sie wohl!"

Schon bei den ersten Worten dieser Rede hatte Astrid sich auf ihrem Sitz in die Höhe gerichtet. Trotz der hellen Verzweiflung, in welcher sie sich befand, der junge Mann that ihr leid. Er hatte eine greuliche Dummheit begangen; aber daß er es ehrlich meinte, daran konnte sie nicht zweifeln. Und daß er es weiter ehrlich mit ihr meinen und ihr zu Diensten sein würde, wo und wie er konnte. Ein treuer Freund — sie hatte niemals im Leben einen nötiger gehabt als eben jetzt.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Ich bin nicht gewohnt, andere für mich eintreten zu lassen, wenn eine wirkliche Gefahr droht. Aber — ich danke Ihnen."

Sie hatte ihm die Hand gereicht. Er hätte sie so gern geküßt. Unwillkürlich war er mit dem dunklen Ausrangierten nach vorn gefahren, und zum zweitenmal flatterte Fortunas Stirnlocke an ihm vorüber.

„Leben Sie wohl!" wiederholte er mit erstickter Stimme und war zur Laube hinaus.

Astrid stand noch mehrere Minuten unbeweglich in dumpfem Brüten. Dann atmete sie tief auf, nahm das Buch vom Tisch und schritt langsam über die schmalen Gartenpfade dem Hause zu, die schweren Augenbrauen dicht zusammengezogen, die vollen Lippen aufeinandergepreßt.

Ihr Entschluß war gefaßt.

(Schluß folgt.)





Gustav Freytag.

Von

Adolf Stern.

Das am 30. April 1895 zu Wiesbaden, seinem letzten Winterwohnort, erfolgte Hinscheiden Gustav Freytags entriß der deutschen Litteratur einen ihrer letzten, schließlich von allen Parteien und ästhetischen Konfessionen anerkannten Meister, einen der wenigen Schriftsteller, die ein halbes Jahrhundert lang an der Entwickelung der Nation wie der Dichtung, bald führend, bald geführt, immer aber mit warmer Seele, mit reifer Bildung, mit lebendiger Gestaltungslust Anteil genommen hatten. Bald nachdem die irdische Hülle des Dichters in die Gruft auf dem Friedhof des Dorfes Siebleben bei Gotha, in der Nähe seines Gartens und seiner „guten Schmiede", hinabgesenkt war, begann die Flut der Lebensbilder, der Gesamturteile, der Rückblicke und Lobpreisungen. Mischte sich in die panegyrischen Klänge hier eine Klage, die weniger der Trauer um den Tod des Vielgefeierten, als dem Unmut entstammte, daß Freytag der deutschen Litteratur keinen Erben seiner besonderen Kunst und noch weniger einen Erben seiner besonderen Anschauung hinterlassen habe, wurde dort der Ingrimm über den Bourgeoisdichter häßlich laut, so ließ sich doch leicht erkennen, daß niemand im Ernst Freytags Stellung in der deutschen Litteratur bestreiten konnte. Über die Kämpfe des Tages hinweg hatte der Dichter sein Volk immer wieder als eine Einheit gesehen; die Grundstimmung der erhabenen Strophe des Horazischen Säkulargesangs:

Dann verleiht, o Götter, der will'gen Jugend
Reinen Sinn und Ruhe dem milden Alter,
Macht und Zukunft gebt dem Romulschen Volk und Jegliches Schöne!

war, das römische Volk in das deutsche umgewandelt, Freytags letzte dauernde Stimmung gewesen. Es war nur natürlich und gerecht, daß dies starke, sein Leben und Schaffen begleitende Gefühl bei der Beurteilung der rein poetischen Vorzüge und Leistungen Gustav Freytags ins Gewicht fiel. Gewiß, ein Talent bleibt ein Talent, wie es auch wirke, aber so ganz gleichgültig ist es nun doch nicht, ob es den Aufgang oder den Niedergang des eigenen Volkes ersehnt und nach Kräften am einen oder am anderen mitarbeitet.

Gustav Freytag hat noch am Abend seines Lebens in der bestimmtesten Weise abgelehnt, jemals ein Tendenzdichter gewesen zu sein. Nachdrücklich hat er betont: „Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin oder Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüter." Und wie wunderlich es manchen bedünken mag, daß gerade der Verfasser der Romane „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift" die volle Freiheit der Poesie fordert und vertritt, es ist kein Zweifel erlaubt, daß es dem Dichter warmer und ehrlicher Ernst damit gewesen ist. Er war tief überzeugt, in der Mitte des Lebens zu stehen, in der der wahre Dichter die Erscheinungen frei auf sich wirken lassen soll, er hatte die gesamte deutsche Welt, wie er sie in Vergangenheit und Gegenwart sah, redlich und treu dargestellt, er lebte des Glaubens, daß just die von ihm bevorzugten Gesellschaftsschichten die blutreichsten und stärksten Adern des großen deutschen Volkskörpers wären. Es ist auch nicht wahr, daß er vom Umschwung der Tage und Dinge nichts erblickt habe. Er wußte zu gut, daß „wohl oder übel, zum Heil oder Unheil, aber nicht zufällig, sondern nach einem hohen Lebensgesetz" jede Generation Inhalt und Farbe ihrer Seele von den Ausstrahlungen der voraufgegangenen Jahrzehnte empfängt, und konnte sich nicht darüber täuschen, daß die belebende Wirkung des Sieges und Erfolges von 1870 zum guten Teil in den nachfolgenden Jahren des Taumels und der Schmach zerstört und gelähmt worden sei. Bedachtsam, wie er überall war, aber deutlich genug, hatte er sich am Schluß seiner Lebenserinnerungen auch über diese unerfreuliche Wahrheit vernehmen lassen. Gegenüber der Verschlemmung, die in unser Tagesleben eindringt, hatte er daran gemahnt, „daß alle reichlichen Zuthaten zum äußeren Leben ein unnützer Ballast sind, der da, wo er zur Herrschaft kommt, den Menschen nicht heraufhebt, sondern herabdrückt, der unserer Jugend die Gründung eines eigenen Haushaltes erschwert und uns am meisten da schädigt, wo wir anderen seither überlegen waren: in der Zucht und Ordnung des Familienlebens." Es war seiner Vorliebe für das Patriciat vielleicht unbehaglich, daß die gesündeste Kraft, die lebensvollste Bildung, der ethische Gehalt und Schwung in den jüngsten Jahrzehnten von Männern wie Traugott Schröter auf den schlichten, warmherzigen Amtmann Karl Sturm, von Professor Felix Werner auf Professor Raschke übergingen, aber er verstand wohl, warum es geschah. Er sah auch mit stiller Sorge, der die Hoffnung kaum mehr das Gleichgewicht hielt, die leidenschaftliche Heftigkeit der Parteikämpfe in unserem öffentlichen Leben und wagte nicht mehr gewaltsame Katastrophen für unmöglich zu erklären. Wenn er dennoch die feste Zuversicht bewahrte, der Zukunft und nicht bloß der Vergangenheit der deutschen Litteratur anzugehören, der poetische Darsteller des deutschen Lebens und keineswegs der poetische Wortführer eines Standes und einer Partei gewesen zu sein, so geht daraus hervor, daß er, trotz allem und allem, überzeugt blieb, die Eigenart unseres Volkes und die Gestalt der Gesellschaft mit ihrer reichen Gliederung und ihren Individualitäten werde noch auf Jahrhunderte erhalten bleiben. Ob der Dichter hiermit ein Prophet gewesen sei, kann erst das kommende Jahrhundert lehren, auf alle Fälle gehört er zur Zeit der Vergangenheit nicht mehr an als jeder Verstorbene, und seine Schöpfungen brauchen den kritisch historischen Erläuterer höchstens für die Leser, die von der Erwartung des Morgen so befangen sind, daß sie nichts von Heute, geschweige von Gestern zu sehen vermögen.

Wies Gustav Freytag mit leidlichem, wenn auch nicht mit unbedingtem Recht den Namen eines Tendenzdichters weit von sich, so würde er doch schwerlich jemals in Abrede gestellt haben, daß in seiner Lebensschilderung und Menschendarstellung ein bewußt lehrhaftes Element mitwirkte. Von der Phantasiekunst seiner schlesischen Landsleute vor zweihundert Jahren, der Kunst, in der ein anderes gesagt, ein anderes gemeint wurde, von der esoterischen, nur um ihrer selbst willen vorhandenen Poesie der Romantiker vom Schlage Brentanos, dachte er gering; der alte Zug zahlreicher Größen unserer Litteratur zum unterhaltsam Belehrenden war auch in ihm mächtig, und wenn dieser Zug sich bei dem Sohne des neunzehnten Jahrhunderts, der jenseits Goethe und Heinrich von Kleist seine poetische Laufbahn begann, anders äußerte als bei Gottwerth Müller und J. J. Engel, so hat er Freytags Produktion, wenn nicht beherrscht, so doch stark beeinflußt. Dazu kam, daß außer jenen Erscheinungen der deutschen Litteratur, die Dichter und Volkslehrer zugleich waren, eine Folge englischer Schriftsteller, aus der Defoe, W. Scott und Ch. Dickens kenntlich hervorragen, zu verschiedenen Zeiten mächtig bewegend und vorbildlich auf Freytags Phantasie und Entwickelung wirkte. Der Dichter, der seine deutsche Natur, seine Heimateindrücke weniger streng und spröd, als mit einem humoristischen Überlegenheitsgefühl gegen alle kosmopolitischen Neigungen der Zeit wahrte, überließ sich frei und willig der Vorliebe für die stammverwandten Engländer. Gerade bei den von ihm bevorzugten englischen Autoren traf er auf die glückliche Mischung unmittelbarer Darstellungslust und bewußter didaktischer Auswahl unter den Welterscheinungen, die auch ihm vorschwebte. Verstehen wir Freytags innerste Anschauung recht, so unterschied er scharf zwischen dem Tendenzdichter, dem Lebensdarsteller, der die dargestellten Erscheinungen willkürlich in falsches Licht rückt, sie ihrer Eigenart und Wahrheit beraubt, die Dinge gewaltsam zum Vehikel seiner außerpoetischen Absichten macht, und zwischen dem poetischen Volkserzieher, der allen Gestalten und Bildern, die er giebt, ihre natürlichen Umrisse und Farben treulich wahrt, nichts verändert, noch verrückt, aber sich das Recht und die Pflicht zuspricht, eben nur den Teil der Welt zu erfassen und zu spiegeln, der ihm für die Kreise, auf die er wirken will, wohlthätig erscheint. Recht wie Pflicht dieser bewußten Beschränkung hatte in Freytags Schaffen eine ästhetische und eine pädagogische Seite. Der „Abscheu vor dem Häßlichen, das heißt vor Wirkungen, welche beängstigen und quälen, ohne zu erheben", begleitete ihn ebenso durchs Leben, als die Abneigung, Charaktere und Lebensverhältnisse darzustellen, die, nach seinem Ermessen, nichts zur Kräftigung und Gesundung der deutschen Volksseele beitragen konnten.

Nach alledem war es weder Gustav Freytag selbst ein Geheimnis, daß er nicht zu den weltumspannenden, welterschütternden, neue Offenbarungen bietenden Dichtern gehöre, noch bedurfte es weitreichender kritischer Erkenntnis, um die Schranke seines poetischen Naturells und poetischen Vermögens zu erkennen. Unendlich schwieriger zeigte und zeigt es sich, die eigensten Vorzüge dieses poetischen Naturells, die Besonderheit dieser Kraft festzustellen. Die jüngste Kritik macht sich die Sache denn doch allzu leicht. Sie erklärt jedes cholerische, nervöse oder künstlich überhitzte Temperament für Genie und jede abweichende Mischung für Impotenz, für sie sind Talente wie Gustav Freytag überhaupt keine Dichter, sondern höchstens praktische Schriftsteller. Daß hiermit — von der schneidenden Ungerechtigkeit abgesehen — die Frage mehr umschrieben als vereinfacht wird, liegt auf der Hand.

Nichts ist gewisser, als daß dem Wesen und Dichtertalent Freytags der tiefste Quell aller poetischen Ursprünglichkeit: die konzentrierte lyrische Empfindung und der Drang zu ihrer Aussprache, versagt war, daß die Keime poetischer Stimmung sich bei ihm nicht leicht zu selbständigen Blüten entwickelten, sondern nur dienten, die Wurzeln epischer und dramatischer Vorsätze zu stärken. Am letzten Ende hing natürlich auch die lyrische Kargheit mit gewissen Zügen der frühesten persönlichen Anlage und Entwickelung zusammen, die germanische Schamhaftigkeit der Seele war bei Freytag bis zu dem Grade ausgeprägt, daß er nicht einmal dem Lied anvertrauen mochte, was ihn bewegte, und

sich am liebsten mit den Worten und Weisen alter Volkslieder für den Ausdruck der eigenen Empfindung begnügte. Aber die Einwirkungen der jungdeutschen Litteraturanschauung traten hinzu. In den Tagen der Romantik hatte selbst eine so spröde und unlyrische Natur wie Karl Immermann nach dem lyrischen Kranze gerungen. Jetzt ward auf allen Gassen der Kultus der Prosa gepredigt. Der einseitigen, beinahe fanatischen Ausschließlichkeit, die ein Gutzkow, Wienbarg und Mundt hierbei entfalteten, blieb Freytag fremd — sie hätten auch einem Sohn der schlesischen Erde zu schlecht zu Gesicht gestanden. Doch die Überzeugung von der Wichtigkeit der Prosa für die neuere poetische Litteratur und vor allem die Erkenntnis, daß die Prosa für seine Eigenart, für die Weltspiegelung und Gestaltenschöpfung, die ihm vorschwebte, besonders günstig sei, regte sich instinktiv in dem studentischen Dichter, der für ein Ritterstück „Die Sühne der Falkensteiner" den Vers verschmähte und auch sein halbromantisches Erstlingslustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" in Prosa schrieb, bis sie zum bewußten ästhetischen Glaubensbekenntnis wurde. Er war davon durchdrungen, daß die Schönheit des Verses die Schönheit der Kindesformen sei, die natürlich der Leib des Erwachsenen nicht besitzt. Er meinte, die alten Dichter hätten in Versen geschaffen, weil es zu ihrer Zeit noch keine Prosa gab, die zu reichem Ausdruck seelischer Stimmungen und zu gehobener Schilderung befähigt war, was uns als besondere Schönheit der Alten erscheine, sei im letzten Grunde der größte Mangel. Er gab allenfalls noch zu, daß eine Litteratur, die „Hermann und Dorothea" besitze, die Bedeutung des Verses nicht gering achten dürfe. „Aber der moderne Dichter weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unsere Empfindung hat, vieles andere, was nicht weniger schön, reizvoll und fesselnd ist, in Kauf geben muß: die behagliche Fülle der Schilderungen, den scharf charakterisierenden Ausdruck, das meiste von seiner guten Laune und dem Humor, mit welchem er menschliches Dasein zu betrachten vermag, das geistreiche Scherzwort, die scharf bestimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit des sprachlichen Ausdruckes, welcher sich in Prosa bei jedem Charakter, bei jeder Schilderung anders und eigenartig äußern kann. Die ungebundene Rede ist in unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch welches die Seele alles auszutönen vermag, was sie erhebt und bewegt."

Es kann hier völlig unerörtert bleiben, wie weit diese in den „Erinnerungen aus meinem Leben" betonte Schätzung der Prosa eine Unterschätzung zwar nicht des Adels der gebundenen Rede, aber ihrer Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit in sich schloß. Genug, daß Freytag für das moderne Schauspiel und die erzählende Dichtung, zu denen es ihn zog und trieb, das mächtigste Mittel in der Prosa erblickte, daß er ihre Herrschaft nicht für eine Minderung, sondern für eine Verstärkung des poetischen Schaffens hielt. Ohne Zweifel bargen sich auch schon in den Anfängen dieser Anschauung die didaktischen Neigungen unseres Dichters, deren Lichter bereits in die „Valentine" hereinspielen, und daneben der Drang, moderne Lebenserscheinungen und Elemente in die dramatische und epische Poesie einzuführen, die der Bewältigung durch die gebundene Rede unbedingt zu widerstreben schienen. Gustav Freytags Jugenddichtungen erwuchsen unter dem Doppeleindruck der Romantik und des jungen Deutschlands. Die Wurzeln seiner poetisch künstlerischen Anlage, seiner Bildung als Schüler Lachmanns verliefen freilich viel tiefer in die Romantik als in den Nährboden der jungdeutschen belletristischen Publicistik. Daß die Romantik eine ganz andere Breite der Welt poetisch beherrscht, ganz andere Tiefen erschlossen, dazu allem ursprünglich Menschlichen, der Natur und dem Gemüt des deutschen Volkes weit näher gestanden habe als die gärende Zeitlitteratur der dreißiger Jahre, empfand Freytag während und trotz seiner Annäherung an den Liberalismus. Er wußte zudem — die Widmung des Schauspiels „Graf Waldemar" an Ludwig Tieck erweist es —, wie hinfällig der Anspruch der jungdeutschen Erzähler, zuerst Elemente des modernen Lebens in die poetische Darstellung aufgenommen zu haben gegenüber Tiecks Novellen war. Doch fühlte er sich auf poetischem und gesell-

schaftlichem Gebiete als Whig, im Gegensatz zu den aristokratisch gestimmten Tories der Romantik. Er vermochte den Übergang von der deutschen Romantik zum poetischen Realismus, die naturgemäße Weiterentwickelung der deutschen Dichtung, die, recht verstanden, keinerlei Bruch mit dem klassischen und romantischen Bestand unserer Litteratur erforderte, eine Entwickelung, die im Grunde schon mit Heinrich von Kleist in vollem Gange war, nicht (wie zum Beispiel Otto Ludwig) zu vollbringen, ohne sich jungdeutscher Litteraturauffassung mit ein paar starken Schritten anzunähern. Der wesentliche Unterschied, der zwischen gezeugt und gemacht, zwischen poetischer Phantasie und Lebensanschauung und tendenziöser Reflektion obwaltet, trennte noch immer als breite Kluft die Jugendschauspiele Gustav Freytags von der gleichzeitigen jungdeutschen Produktion. Aber wie viel bessere Gentlemen Georg Winegg und Graf Waldemar sein mochten als die Helden Gutzkows und Laubes, es ließ sich nicht leugnen, daß sie Verwandte der letzteren waren. Und der aus Veilchenduft und Patschuli gemischte Hauch in beiden Stücken entsprach ebenfalls der jungdeutschen Mode und Manier. Wiederum ist es bezeichnend für Freytags künstlerische wie für seine ethische Anlage, daß er in seiner Annäherung an das junge Deutschland und die litterarisch-politischen Tendenzen der Zeit nicht einen Schritt weiter ging, sobald sein Kunstgewissen und sein vaterländisch-bürgerliches Gefühl ins Gedränge kam. Wo die eigentlich jungdeutsche Genialität, die willkürliche Auflösung aller objektiven Form und Folge der dichterischen Schöpfung begann, wo der Zeitgeist sich in kosmopolitischer Weltbeglückung unter der Vorherrschaft Frankreichs und der Franzosen gefiel, da fühlte sich Freytag abgestoßen. Keine liberale Anschauung oder Phrase flügelte ihn über diese Hemmnisse hinüber.

Freytags Anschauung des deutschen Lebens und der deutschen Gesellschaft war viel weniger durch seine Knabeneindrücke — die Kreuzburger Kindheit, die Ölser Gymnasiastenjahre — als durch die Erlebnisse und den geselligen Verkehr seiner Berliner Studenten-, seiner Breslauer Privatdocententage bestimmt worden. Er hatte auf großen Landgütern, in Geschäftshäusern und Amtsstuben ein allseitig aufstrebendes Bürgertum voll neuen Selbstgefühls, voll wirklichen und scheinbaren Verständnisses für alle großen Fragen der Zeit und der Zukunft, dazu umschimmert vom Glanze der liberalen Doktrin, kennen gelernt. Er verglich unwillkürlich die tüchtige Bildung, die gewichtige Solidität dieses Bürgertums mit der oberflächlichen guten Haltung und leichten Vergnügungslust des Landadels, mit dem er gleichfalls in Berührung kam, und gelangte zum Resultat, daß dort aufsteigendes, hier absterbendes Leben walte. Es ist leicht, diese Anschauung von den Schauspielen der vierziger Jahre bis zu den „Ahnen“ zu verfolgen, interessant, sie wachsen zu sehen und gelegentlich unwillkürliche Einschränkungen zu fühlen. Natürlich wußte Freytag zu jeder Zeit, daß der Wert menschlicher Naturen und Herzen auf anderer Wage gewogen wird als auf der adeliger oder bürgerlicher Sitte. Er blieb ja auch trotz des Publicisten und Politikers jederzeit Dichter genug, um die Menschenseele und das Menschenschicksal unter jeder Hülle zu suchen und zu erkennen. Aus einer Reihe von Episoden seiner späteren Werke geht entscheidend hervor, daß er das unbestechliche und untrügliche Auge des echten Poeten für Goldadern im grauesten Gestein bewahrte; Gestalten wie die Bernhard Ehrenthals in „Soll und Haben“, oder des Oberhofmeisters Hans von Ottenberg oder der Frau Flaminia Struvelius in der „Verlorenen Handschrift“ sind hinlängliche Zeugnisse dafür. Aber die Mischung individueller Kraft und persönlichen Adels mit überliefertem Klassen-, ja Kastenbewußtsein, das Verwachsensein wahrer Empfindung mit falscher Würde und Selbstgerechtigkeit, das Ineinanderfließen ehrlichen Gemeinsinns und egoistischer Klugheit waren Freytag gerade in seiner Entwickelungsperiode besonders wichtig und interessant geworden. Je stärker sich der Drang zur Darstellung des Lebens und Ringens der Gegenwart in ihm regte, um so bedeutsamer und ergiebiger erschienen ihm die bürgerlichen Lebenskreise, in denen jene Mischung vorzugsweise zu finden war. Er traute sich mit Recht besseren Blick für Wesen und Kern der lebenden Menschen zu, als den aristokratischen Blaustrümpfen aus

der Schule der Gräfin Hahn-Hahn oder den socialen Poeten, die damals zuerst grausame Fabrikherren und verhungernde Fabriksklaven einander gegenüberzustellen begannen. Und er fühlte, daß er bei seinem Eindringen in das neue, wenigstens halbneue Gebiet auf Erscheinungen traf, von denen sich Kotzebue und August Lafontaine nichts hatten träumen lassen, Originale, deren sich selbst ein Dickens nicht geschämt haben würde. Es war nur natürlich, daß Freytag nach glücklichem Ergreifen und Verkörpern so vieler erfreulicher Gestalten aus diesem seinem eigensten Lebenskreis gegen Charaktere und Schicksale, die in andere Lebenssphären hinüberragten, rückhaltendes Mißtrauen empfand, und es hätten nicht einmal politisch-pädagogische Antriebe hinzuzukommen gebraucht, um unseren Dichter in jenem Kreise festzuhalten. Er würde gesagt haben, daß selbst eine größere Kraft als die seine den Brunnen, der hier springe, nicht auszuschöpfen vermöge, und damit in seinem Recht gewesen sein. Gefährlich war nur, daß sich die Vorliebe des Dichters für eine bestimmte kleine Welt in bewußter und unbewußter Abneigung gegen jede andere wandelte, daß die Verherrlichung gewisser Charaktere zur lauten und stummen Anklage gegen anders geartete und nach anderen Lebenszielen gerichtete Naturen wurde.


Gustav Freytags Haus in Siebleben bei Gotha.

Die dreijährige Unterbrechung der dichterischen Thätigkeit Gustav Freytags von 1848 bis 1850, die der Zeit nach mit der deutschen Revolution und den vergeblichen Anläufen zusammenfiel, der Bewegung auch nur ein bleibendes Resultat abzugewinnen, entschied die Trennung unseres Dichters von jeder jungdeutschen Einwirkung auf seine Poesie. Wie er während der Revolution das Tafeltuch zwischen dem Liberalismus und der Demokratie energisch durchschneiden half, so trennte er in seinem geistigen Leben die ohnehin dünnen Fäden, die ihn mit dem jungen Deutschland verknüpft hatten. Litterarische Zeugnisse für diesen inneren Prozeß giebt es nicht. Ob wirklich seine Phantasie und sein Gestaltungstrieb während dieser Jahre völlig ruhten, wer will es sagen? Die Redaktion der „Grenzboten", die Freytag gemeinsam mit Julian Schmidt seit dem Juli 1848 übernommen hatte, führte er später viele Jahre lang

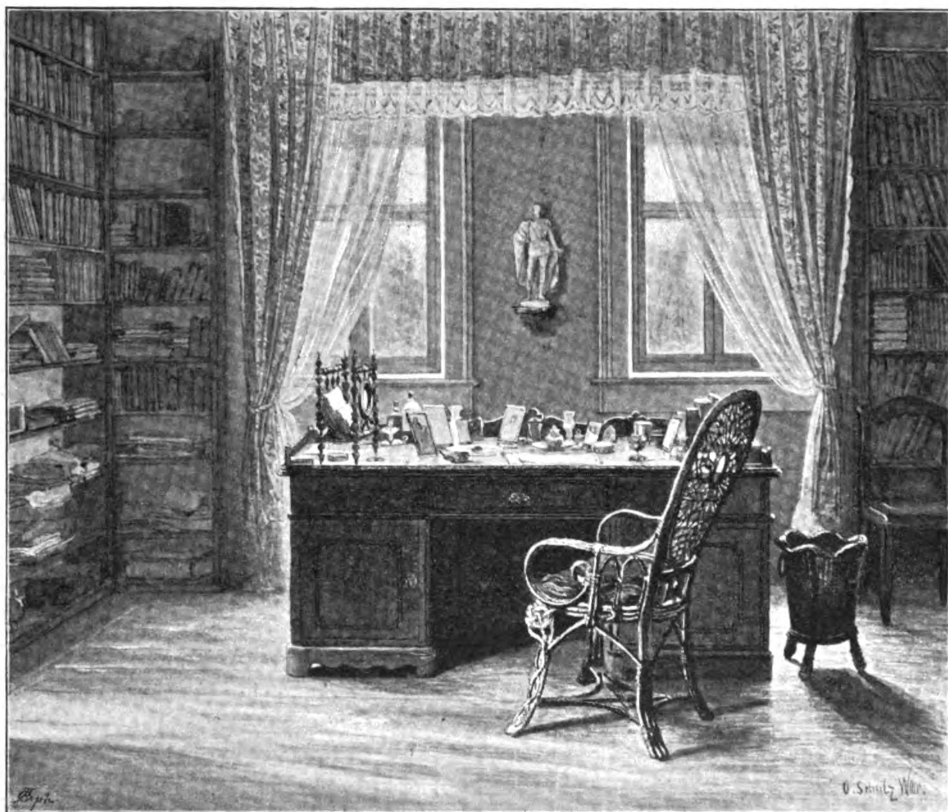
fort, ohne sich durch sie im Schaffen gehemmt zu sehen. Von den „Journalisten“ und noch mehr von seinem Roman „Soll und Haben“ an galt Freytag einem großen Lebenskreise und einem bestimmten Litteraturkreise als der Bahnbrecher und zugleich als das Haupt einer realistischen Schule. Und dieser Realismus fiel, wenn auch nicht durchaus, so doch in der Hauptsache mit der liebevollen Beobachtung und Verkörperung bürgerlicher Zustände und Menschen zusammen. So entschlossen war der Dichter, bürgerliches Wesen zu Ehren zu bringen, daß er seine sympathischsten Gestalten aus anderen Lebenskreisen, soweit er ihnen nicht bloß eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft zusprach, den lebensvollen junkerlichen Weltfahrer Fritz von Fink in „Soll und Haben“ und den Erbprinzen in der „Verlorenen Handschrift“, ihre beste Kraft aus der Berührung und Befreundung mit bürgerlichen Anschauungen schöpfen ließ.

Genau geprüft ist hier denn freilich eine Täuschung des Dichters und seines Publikums mit untergelaufen. Freytags Erfindung und Charakterdarstellung verbanden eine Summe edelster menschlicher Eigenschaften und Züge, reiner und starker Empfindungen mit bürgerlichen Verhältnissen und Lebensgewohnheiten. Es fiel dem Dichter nicht schwer, den Eindruck hervorzurufen und zu vertiefen, daß jede beste und höchste Erhebung der Menschennatur in seiner Lieblingswelt Raum und Lebensluft genug habe, allein Freytag glaubte und wollte mehr. Er suchte die Überzeugung zu wecken, daß die rein menschlichen und echt poetischen Seelenkräfte nicht etwa nur in gewissen Naturen mit den äußerlich bürgerlichen Tugenden und Überlieferungen unlöslich verwachsen seien — das sind sie ja! —, sondern ihre Wurzeln und ihren ausschließlichen Nährboden in der bewußten, äußeren Bürgerlichkeit hätten. Und damit hing ein anderer Mißstand zusammen, der Freytags Weltbild gewisser Gegensätze und tieferer Wirkungen beraubte. Der Dichter trug je länger je mehr Scheu, die Kehrseiten der vielberufenen Bürgertugenden, den Geiz, den kleinlichen Neid, den heuchlerischen Anstand, der mit der tiefsten Unsittlichkeit gepaart sein kann, die erbarmungslose Ichsucht und Herzenshärte, die Feigheit, die nüchterne Selbstgerechtigkeit (lauter Dinge, die ein so specifisch bürgerlicher Dichter wie Hans Sachs eben so scharf gesehen, als unbefangen dargestellt hatte), in seine Dichtung hereinzuziehen. Gerade weil diese Kehrseiten in Freytags Darstellung beinahe ganz fehlen, wurde die Erkenntnis erleichtert, daß der Dichter seinem eigensten Lebenskreise vieles zu gute gerechnet hatte, was mindestens der Gesamtheit seines Volkes gehörte. Umgekehrt würde man selbst sagen dürfen, daß Freytag die poetisch ergiebigste Mine im Lebensgebiet der Bürgerlichkeit nicht einmal voll ausgebeutet habe. Er selbst hat das Verhältnis des Mannes zu seinem Weibe, die „Vertraute und Genossin des Gatten über den Kreis der Familie hinaus ist“, hat „die Innigkeit der Ehe, die in den Mittelklassen Deutschlands rein und voll entwickelt ist“, hoch gepriesen, er hat natürlich auch, vor allem im Verhältnis der blonden Ilse der „Verlorenen Handschrift“ zu ihrem Gemahl, in deren Hineinwachsen in das Leben und Streben Werners, eben diese Erscheinung deutschbürgerlichen Lebens erfaßt und fesselnd gestaltet. Aber man entschlägt sich der Empfindung nicht, daß diesem stillen Reichtum noch viel mehr an Erfindung und an Charakteristik zu entheben gewesen wäre, als Freytag ihm thatsächlich abgewonnen hat.

Aus all dem Für und Wider, das sich an die politisch pädagogische Richtung geknüpft hat, die Freytag seinem Talent gab und der er seine Dichtung nicht sowohl dienstbar machte, denn als Bundesgenossin gesellte, geht zuletzt siegreich die Empfindung hervor, daß der Quell ursprünglicher Poesie, der in Freytags Seele floß, wohl in Röhren geleitet, aber nicht erstickt werden konnte. Der Dichter mochte sich beschränken und seinen Blick beinahe eigensinnig auf Zielpunkte richten, die von außen her, von Politik und Wissenschaft gegeben waren, in seinem Schaffen entfaltete sich dann doch das geheime freie Spiel der lebendigen poetischen Kräfte, von dem nur der Künstler weiß und der bloße litterarische Volkserzieher nichts ahnt. Dies freie Spiel waltet im lustigen Übermut von Konrad Bolz und in der treuen Neigung des Fräuleins Adelheid von Runeck

zu dem Jugendgespielen, es belebt die kecke Gestalt und die reich detaillierte Geschichte Fritz von Finks, es erhebt Lenore von Rothsattel zu einer der liebenswürdigsten, wärmsten Mädchengestalten deutscher Erzählungskunst, es giebt dem Kampf um das Polenschloß in „Soll und Haben" einen großen echt epischen Zug, es erfüllt die prächtigen Episoden des Gutslebens im ersten Teil der „Verlorenen Handschrift" mit einer heiteren Wirklichkeit und mit dem kräftigen Duft von Ackerkrume und blühendem Korn dazu. Es trägt die Erfindung des Romans „Ingo" in die Lebensluft voller Wirklichkeit und flößt dem Leser das warme Gefühl ein, daß wir mit diesen Menschen der Völkerwanderungstage noch eines Blutes sind, es erweckt im „Nest der Zaunkönige" und den „Brüdern vom deutschen Hause" so leidenschaftlichen Anteil an längst verschollenen Lebensverhältnissen, wie er sonst nur der unmittelbaren Gegenwart gezollt wird, es durchhaucht im „Markus König" die Ehe des jungen König und der Philologentochter Anna mit Rosenglanz und der Glut heimlichen Glücks, es wirkt noch in der Schilderung der grauenhaften Verödung und Verwilderung des großen Krieges im „Rittmeister von Altrosen" und hebt mit echt poetischer Sicherheit die Elemente ans Licht, denen nachmals neues deutsches Leben entquoll. In all diesen Erfindungen und Darstellungen wird es auch dem Zweifelnden gewiß, daß der schöpferische Drang Freytags stärker war als seine Theorie und sein unablässiges Betonen bürgerlichen Wesens und bürgerlicher Tugend.

Die ganze Reihe der Freytagschen poetischen Werke von den „Journalisten" bis zu den „Ahnen" entstand nach des Dichters eigenem Bericht in der ländlichen Stille des Dorfes Siebleben bei Gotha, wo ein 1851 erworbenes Landhaus der eigentliche Mittelpunkt von Freytags Leben und Schaffen wurde. Dieser behagliche, aber schlichte Wohnsitz, in dessen Garten der Dichter mit Vorliebe seine alten Lieblinge, die Kürbisse, pflegte und in dem er die älteren Blumen des deutschen Gartens nur ungern mit neuen modischen Blüten vertauschte, gehörte recht eigentlich nicht nur zum Leben, sondern auch zur Charakteristik Freytags. Er wäre vermögend genug gewesen, einen modernen Prachtvillenbau aufzuführen, aber der alte Bau, „ein Zeugnis, wie enge, anspruchslos und doch behaglich ein früheres Geschlecht gehaust hatte", entsprach allen seinen Forderungen und Wünschen. Er genoß die heitere Ruhe, die in der freiwilligen Beschränkung liegt, und stand dem Drange der Zeit, auf allen Gebieten zu prunken, statt zu sein und zu leben, mit unverhohlener Abneigung gegenüber. Wer möchte zweifeln, daß diese Abneigung mit den feinsten Wurzelfasern seines ganzen Wesens zusammenhing, daß ihr beispielsweise noch in später und großer Zeit die poetischen Proteste Freytags gegen den äußeren Flitter, die dekorative Ausstattung der neubelebten deutschen Kaiserwürde entstammten? Eben war das Reich wieder zusammengeschmiedet, als in der Zeitschrift „Im neuen Reich" jenes grollende Zwiegespräch eines Schwaben und Preußen „Die Kaiserkrone" erschien, in dem der Dichter alte Würden in neuer Prachterfindung der Tapeziere und Schneider erstehen sah, mit schwerer Sorge verkündete, daß der Kaiser Fürstenwirt werden müsse, „der trotzige Bankgenossen durch edle Spenden kirrt", die ewige Hatz, die Plage des prächtigen Scheins, die wirkungsfrohe Verschwendung der Liebenswürdigkeit im voraus beklagte. Bei solcher Gesinnung fiel es Freytag leicht, sich, trotz langjährigen nachbarlichen Verkehrs mit dem Hofe Herzog Ernsts II. von Koburg-Gotha, trotz mannigfacher Beziehungen zu erlauchten Häusern und großen Geldfürsten, innerhalb einer Lebenshaltung zu behaupten, die viel knapper, einfacher war, als es dem allgemeinen Stil entsprach. Dafür war er dann auch so glücklich, das volle Behagen vertrauten geselligen Verkehrs rein zu genießen, das dem Anfang unseres Jahrhunderts so viel besser bekannt gewesen war als seinem Ende. Sein Landhaus in Siebleben lag nicht gerade an der großen Straße, aber doch auch wahrlich in keiner pfadlosen Einsamkeit. Es kamen ungeladene Besucher genug, und in unermüdlicher Gastlichkeit lud Freytag fort und fort die Freunde unter sein Dach. Selbst ein vorwurfsvoller Brief an seinen Verleger Grunow, der ihm im Frühjahr 1852 ein paar Wochen hindurch die „Grenzboten" vorenthalten hatte, muß zur Übermittelung einer freundlichen Einladung dienen. „Sonst ist es



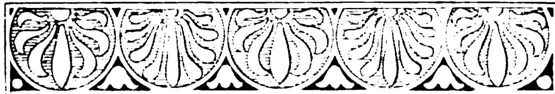
Gustav Freytags Arbeitszimmer in Siebleben.

schön hier, wie jetzt überall in der Natur. Eine allerliebste Baumblüte, etwas blaue Berge und gutmütige Menschen haben die Existenz leicht gemacht. Von der Stadt Gotha habe ich bis jetzt sehr wenig gesehen, sie ist ein kleiner Gernegroß unter den thüringischen Städten, und die Leute bauen so viele neue Häuser, daß es gar keine Menschen mehr giebt, welche hineinziehen wollen. ... Richten Sie sich ein, daß Sie mit Frau Grunow, meiner holden Gönnerin, in hübscher Sommerzeit auf ein paar Tage zu uns kommen. Es wird Ihnen auch recht gut sein, wenn Sie einmal herauskommen; Sie haben doch nichts Näheres als Thüringen, selbst wenn Sie nach dem Rhein wollten, müssen Sie bei uns vorbei. Da haben Sie eine förmliche Einladung und ich bitte sie nicht in den Schornstein zu hängen." So fest verwuchs Freytags Leben mit den Zuständen und Gewohnheiten seines Sommeraufenthalts, daß er selten Neigung verspürte, das thüringische Hügelland mit dem Hochgebirge zu vertauschen, und er trug mit gutem Humor die gelegentlichen Beschwerden eines heißen thüringischen Sommers. Am 29. Juni 1857 meldete er in einem Briefe an den Dresdener Kreuzschulrektor J. Klee, dessen „treue Baßseele" er nach Gebühr zu schätzen wußte: „Unterdes leben auch wir achthundertfüßigen Gebirgsbewohner in einer so verzweifelten Hitze, daß uns die Tinte unaufhaltsam eintrocknet, der Wein merkwürdig schnell aus den Flaschen verschwindet und auch das Gemüse, die Erdbeere, sogar wenn sie in eine Bowle verschlossen wird, unglaublich schnell zu Grunde geht. Mein Trost ist nur, daß es für die Weinbauer ein recht gesegnetes Jahr geben wird. Es wird guten Wein geben und viel, welches für die Armut ersprießlich sein dürfte." Nicht immer hielt diese Stimmung gegenüber mancherlei Unbilden und Wandlungen des Lebens aus, aber sie kehrte nach melancholischen Pausen stets wieder. Denn an der Sommerzeit im Dorfe, wo er „aus seinem Fenster auf die

altmodischen Gartenblumen sah, die jedes Jahr unweigerlich auf denselben Beeten zu erscheinen hatten", hielt er getreulich fest, und bis zuletzt gingen unter seinem Dache zahlreiche Gäste von verwandter politischer oder künstlerischer Richtung ein.

Sage man nicht, daß es sich hierbei um eine zufällige Äußerlichkeit handle. Bei entschiedener Lust an thätiger Einsamkeit lagen doch diesem Dichter die Ideale fern, in denen sich das zahlreiche Geschlecht der Byron-Nachahmer und die neueste Schule der Übermenschen gefällt. In einem verwitterten Turm gegenüber Gletschern zu horsten, um sich als Aar unter Krähen, als geistiger Riese unter Pygmäen zu fühlen, weltverachtend sich selbst zu genießen, hätte ihn so wenig angelockt, als ihn die brausende Bewegung und der Genußtaumel moderner Großstädte anzogen. Die Führung und Haltung seines äußeren Lebens stand bei Freytag im entschiedensten Einklang mit den inneren Triebkräften und dem Wesen seiner Dichtung. Kein Zweifel, daß auch in seinem Leben manches vorging und dreinging, was sich nicht völlig mit dem Streben seiner Kunst deckte — wofür wäre der Dichter ein Mensch mit seinem Widerspruch gewesen? — aber gewiß bleibt, daß sich Freytag die persönliche Unabhängigkeit von der Despotie der Mode und des Massenzuges vortrefflich zu wahren verstand, was ja der tiefere Sinn aller Frugalität und Selbstbeschränkung bleibt.

Die autobiographischen Aufzeichnungen Freytags sollten ungefähr Umfang und Grenze dessen bezeichnen, was ihm selbst an seinem äußeren Leben beachtenswert und allgemeinerer Teilnahme würdig dünkte. Er haßte wie die Selbstverherrlichung, so auch das Wühlen und Spüren im geheimsten Leben anderer, die Briefveröffentlichungen und die zu Pandorabüchsen werdenden Nachlässe. Wie viel unter solchen Umständen aus seinem eigenen Nachlaß zu erwarten steht, welche Auswahl von seinen meist sorgfältig zurückgeforderten Briefen er getroffen hat, muß zunächst dahingestellt bleiben. Man kann es um so ruhiger abwarten, als es sich wohl um mancherlei interessante Einzelheiten handeln kann, aber schwerlich etwas dabei ist, was am Charakterbild des Dichters und der Charakteristik seiner Schöpfungen wesentliches zu verändern vermag. Leicht möglich, daß der Politiker Freytag an einzelnen Stellen für den Augenblick eingehender gewürdigt werden wird als der Dichter. Denn den Gewinn, als einzelner teilzuhaben an dem politischen Fortschritt des eigenen Staates, an Siegen und Erfolgen, welche größer waren als jede Hoffnung, hat er selbst als das höchste Erdenglück gepriesen, was dem Menschen vergönnt wird. Und doch unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß das Bleibende aus Freytags Gesamtthätigkeit trotzdem die glücklichsten Gestalten, die er verkörpert, die heitersten Erfindungen, die er belebt hat, sein werden, daß die Welt am letzten Ende das, was er das leichte Werk des Dichters nannte, seiner schwereren und erfolgreichen Mitarbeit an den Aufgaben der Zeit je länger um so mehr vorziehen wird.





Selbstporträt von Frau Lebrun-Vigy.

Das Frauenkleid
in der Kunst- und Kulturgeschichte.

Von

Luise Hagen.

Im schattigen Hades — so ist irgendwo einmal berichtet worden — ist eine Philosophenschule eingerichtet, streng nach der Weise der Alten. Dort wandeln die Schemen aller derer umher, die Freunde der Weisheit zu sein glaubten, ohne Philosophen in Wahrheit zu sein. Einmal in jedem Jahre, so haben es die olympischen Götter mit Pluto vereinbart, findet ein Fest in dieser Philosophenschule des Schattenreiches statt. Der Genius der Mode erscheint alsdann, nach neuestem Schick des neuesten Jahres gekleidet. An der Olivenallee, welche die stattliche Frau durchschreitet, bilden die vermeintlichen Weltweisen Spalier und werfen, wie es ihr gutes Recht ist, mit Steinen nach der Mode. Wenn die Hehre dann an den Ufern des Styx die Steine von ihren Gewandsäumen geschüttelt hat und in die Regionen des Sonnenlichtes zurückkehrt,

wandelt sie sich zur Schäferin um und durchstreift Wald und Feld, um zu betrachten, wie und wo die Natur ihren Modenwechsel an Baum und Blatt, auf Wiese und Anger vollzogen hat. Denn auch die Natur ist Modenkünstlerin, die sich dem steten Drange zum Wechsel anbequemt, der allem Werden und Leben, der ihr selbst als treibende Kraft innewohnt. Bald mischt sie unter das sprossende Gras der Fluren reichlicher vom Weiß des schlanken Wiesenschaumkrautes, bald größere Mengen vom Goldgelb der Sumpfdotterblume. Dann wieder belebt sie das Ährenfeld mit Kornblumen, Raden oder Mohn, ganz wie es ihr in den Sinn kommt. So erzählt die Phantasie weiter ins Unendliche.

Der abwägende Verstand aber steht der Mode gegenüber, wie der Wanderer den Wellen des Meeres. Sie rollen ans Ufer, zerschellen und sind nicht mehr. Zuweilen ist es der Wind, der sie treibt, mitunter das unergründete Bewegungsgesetz der See. Wer von der Höhe eines Berges auf das endlose Spiel hinabblickt, sieht den Wind über die Wasserfläche streichen und die Wellen vor sich hertreiben, wie der Schäferhund die Herde. Und wer bei Windstille eine Segeljacht durch einen „Lough" oder Fjord steuert, kann beobachten, wie sich die breiten Wellen der Flut braun und ölig (so will es der Sprachgebrauch der Fischer) zwischen das Fahrzeug und sein Ziel legen, ohne daß man vom Ufer oder vom Berge aus die Bewegung gewahr wird.

Eine zweifache Bewegung, wie diejenige des Meeres, läßt sich an der fortschreitenden Entwickelung der Mode nachweisen, ganz besonders, wo es sich um die Mode der Frauenbekleidung handelt, die ja den Begriff „Mode" fast ausschließlich für sich in Besitz genommen hat. An der Oberfläche seiner wechselnden Geschichte liegt die launische Bewegung der Modethorheiten, das treue Spiegelbild aller liebenswürdigen und unliebenswürdigen Schwächen der Menschennatur — vielleicht auch das Ergebnis der Unzulänglichkeit aller irdischen Dinge. Tief unten aber ruht die langsame, stetige Bewegung des geistigen Wachsens der Menschheit, die der launenhaften Mode den Ehrentitel des „Atemzuges der Industrie" eingetragen hat. Wie sehr sie diesen Titel verdient, in wie hohem Grade sie an der Verteilung des täglichen Brotes an die Massen der Menschen thätig ist, davon vermag nur eine umfassende Kenntnis der Volkswirtschaft eine maßgebende Einsicht zu gewähren.

In den Augen der Edelsten unserer Nation gilt vielfach die Sorge für die Schönheit, und zwar die immer wieder wechselnde Schönheit, des Kleides für Verschwendung von Zeit und Kraft auf wertlose Dinge. Ganz anders urteilt der sachverständige Kenner des kunstgewerblichen Lebens. Gottfried Semper hat seine Lehre vom Stil auf der Parallele zwischen dem Zustandekommen eines Gewandes und dem Bau eines Hauses aufgebaut. Dabei geht er von dem Satze aus: Im Anfang war die Textilkunst. Mag nun auch die Sempersche Theorie sich nicht überall mit den Ergebnissen der kritischen Forschung decken, so rückt sie doch den Kleiderkünstler in die Stellung des Baumeisters gegenüber den Kleinkünstlern des Textilgewerbes. Die Vergänglichkeit seiner Schöpfungen und seine größere Abhängigkeit von den Hilfsarbeitern werden allerdings seinem Ruhme niemals gleichen Wert mit demjenigen des Architekten verschaffen. Dennoch ist es an der Zeit, den Wert seiner Leistungen richtiger einzuschätzen als bisher.

Drei wesentliche Faktoren arbeiten an der Gestaltung des Gewandes: das Klima, die ethische Notwendigkeit und der Schönheitssinn. Es geht nicht an, den einen oder anderen Faktor auf Kosten der übrigen zum ausschlaggebenden erheben zu wollen, wie es häufig geschehen ist. Wechselndes Klima, wechselnde Sitte, wechselnder Geschmack herrschen in ungleichem Verhältnis jeweils vor; keins von den dreien wird zu irgend einer Zeit gänzlich fehlen. Symbolisch sind die zwei Urformen des Kleides angedeutet in den Blätterkränzen des ersten Menschenpaares und in den Röcken aus Fellen, in welche sie gekleidet werden, als die Tierwelt anfängt, den versöhnenden Opfertod für sie zu leiden. Den Keim zu ihrer künstlerischen Verzierung tragen beide Formen in sich. Die erste enthält die Anfänge aller bewußten ornamentalen Verzierungen, die andere diejenigen aller charakteristischen, aus dem Wesen der Stoffe hervorgehenden



Porträt der schönen Simoneta. Von Botticelli.

den, sie sind in engster Anlehnung an den „Geist“ des Gewebes gebunden, darum werden ihre plastischen Reize niemals aufhören, den Sinn des Künstlers zu beschäftigen. Am griechischen Kleide wird der Fadengang des Gewebes nirgends durch einen Schnitt oder durch eine Rundung gestört, Faden und Faltenbruch sind niemals in eine schiefe Richtung gebracht.

Diese vornehme feinfühlige Rücksicht auf die Natur des Gewebes hatte zur Folge, daß in der griechischen Kulturwelt keine stark wechselnde Mode sich fühlbar machte. Hyperidealistisch aber wäre es, anzunehmen, daß wirklich alle Griechinnen aus schonender Gesinnung gegen die Erzeugnisse des Webstuhles auf das eigentliche Schneidern der Gewänder verzichteten. Hätten sie wirklich alle verstanden, ihre Kleider schön zu tragen, so wäre Aspasia nicht auf den Einfall gekommen, ihre Zeitgenossinnen in dieser Kunst zu unterrichten. Ganz entschieden trug die niedrige gesellschaftliche Stellung der griechischen Frauen, ihr Mangel an Bildung und ihr Hang zur Trägheit dazu bei, daß die Kunst der Schneiderei als solche der griechischen Kultur unbekannt blieb.

Reize. Ihre erste kulturelle Ausgestaltung gewinnt die Schurz- oder Kranzform im ägyptischen Gewande; die zweite, die Fell- oder Deckenform, führt zur frei beweglichen Faltenmenge des griechischen Gewandes.

Das griechische Gewand ist dem strengen Schulästhetiker das Ideal der vollkommenen Schönheit. Im Sinne der modernen Schneiderkunst trägt es den Charakter des primitiven Notbehelfes. Mit Bewunderung erfüllen die einfachen, selbstverständlichen Handgriffe, die am griechischen Gewande zu jenen Wirkungen von edelster Schönheit ausgestaltet sind, welche für alle Zeiten mustergültig bleiben. In der Klarheit der Motivierung können sie niemals übertroffen wer-

Daß die Römerinnen ihre angesehenere Stellung in der Familie und ihre größere Bewegungsfreiheit zur Ausgestaltung einer wechselnden Mode schon frühzeitig ausbeuteten, ist aus der Geschichte hinreichend bekannt. Die hochentwickelten Verkehrsmittel des Kaiserreiches stellten der Römerin ja nicht weniger als zweiundzwanzig Sorten von Purpurfarben zur Auswahl, und an gelben, grauen, blauen und grünen Farbentönen, wie an den mannigfaltigsten Stoffen

bestand kein Mangel. Blieb auch die Veränderung in den Schnittmethoden verhältnismäßig gering, so ergab sich schon mancher Wechsel aus der ungleichen Natur der Gewebe. Übrigens lassen einzelne Darstellungen auf jene trichterförmige Verarbeitung der Gewebe schon damals schließen, die heute unter der Bezeichnung serpentine, godet u. s. w. in Modeberichten eine Rolle spielt.

Das Einsetzen der christlichen Weltanschauung veränderte gleichzeitig die ethischen und die praktischen Ziele des Frauenkleides. In dem Worte „Hier ist nicht Mann noch Weib" war die ethische Gleichwertigkeit der Frauenseele anerkannt; hierdurch wurde die Frau in die Rechte der vollen unbeschränkten Menschenwürde eingesetzt. Nur eine Arbeitsteilung nach Maßgabe der natürlichen Anlagen war vorgesehen. Aber gerade indem man der Frau z. B. die Verwaltung der Armenpflege zuerteilte, räumte man ihr eine Bewegungsfreiheit ein, wie sie dieselbe bei keinem der bisherigen Kulturvölker genossen hatte. Nun aber erwies sich das schwere faltige Gewand, das steten Festhaltens und Neuordnens bedurfte, wenig zweckentsprechend. Es hinderte bei der Arbeit und gewährte andererseits nicht jenen Schutz für alle Teile des Körpers, der gerade jetzt in erhöhtem Maße nötig wurde. Außerdem mußte das allmähliche Aufhören der Sklaverei ins Gewicht fallen, das notwendigerweise die Thätigkeit der Frau im eigenen Haushalt erhöhte und so wieder das Bedürfnis nach einem bequem sitzenden Gewande verstärkte, welches beim Schaffen im Hause nicht im Wege war. Gleichzeitig wirkte aber auch der Einfluß nach, den die ägyptische Kultur z. B. unter Mark Aurel auf das römische Leben gewonnen hatte, und endlich war die Natur der aufkommenden byzantinischen Gewebe mit ihren großen Mustern und ihrem stark gewölbten Faltenbruch nicht ohne Belang für die weniger faltenreiche Gestaltung des Gewandes.



Frauenbildnis. Von Botticelli.

Die ägyptischen Gräberfunde gewähren durch die sogenannten koptischen Gewänder einen Einblick in die ersten Anfänge der

Schneiderkunst im modernen Sinne. Es giebt da schon ganze Jacken mit gerundeten Ärmelnähten. Die tüchtige deutsche Hausfrau von heute, die noch eine Perlstichnaht im Sinne ihrer Großmutter mit der Hand anfertigen gelernt hat, staunt freilich bei dem Anblick der Riesenstiche und des derben Zwirnes, der zum Nähen dieser Kittel verarbeitet ist. Der Gegensatz berührt um so eigentümlicher, je sorgfältiger die feinen Gobelinstopfereien ausgeführt sind, welche diese Gewänder verzieren. Die schmückende Zuthat wurde viel zuverlässiger gearbeitet als die zur Brauchbarkeit wesentlichen Teile.

Während des Mittelalters tritt das Bestreben nach Anschluß des Kleides an die Körperform klarer und bewußter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hervor. Die beiden Urformen des Kleides verschmelzen miteinander; es wird die denkbar günstigste Verbindung der praktischen und ethischen Zwecke des Kleides miteinander erreicht. Gestaltend wirkt um diese Zeit das Gefühl der Frauen, welches in der Erscheinung der Reklusen seinen Gipfelpunkt erreicht. Im dreizehnten Jahrhundert ließen sich diese Frauen einmauern aus innerem Widerstreben gegen diejenige Freiheit der Männer im Verkehr mit Frauen, welche die Sitte damals noch nicht als Unrecht gebrandmarkt hatte. Was jene Überempfindlichen in der Vermauerung suchten, fand der gesunde Sinn der Mehrzahl um so schneller in der festen Form des Gewandes, je mehr der Geschmack der Männerwelt sich für die „ameisenschlanken" Frauen des Wolfram von Eschenbach und der übrigen höfischen Dichter begeisterte.

Die Miniaturenmaler der kostbaren Handschriften des Mittelalters haben uns die Geschichte dieser Gewandform in steifer ungelenker Überlieferung erhalten. Vollendeter finden wir sie in den Skulpturen der Gotik, wo das Bewußtsein für die veränderten Proportionsgesetze des neuen Kleides mit großer Meisterschaft zum Ausdruck gebracht wird. Je weniger das Gewicht der Falte sich von oben her selbst zu tragen scheint, desto höher steigt die ästhetische Bedeutung der Saumverzierungen, welche das Gleichgewicht und die Accuratesse des Abschlusses dem Auge überzeugend vorführen. Daher die steigende Neigung zur Anwendung von Borten und Besätzen, daher das Flechten von Goldborten, das ornamentale Verarbeiten der frei bewegten Schnur überall da, wo die Mittel zu kostbaren Stickereien in Seide, Gold und Perlen oder Gestein nicht reichen.

Die vorhandenen Werke über Kostümkunde haben diesen ästhetischen Erwägungen bisher wenig Rechnung getragen. Sie halten sich allzusehr an die Berichte der Chronisten über den Kleiderunfug ihrer Tage, die meistens im Tone des pessimistischen Sittenpredigers gehalten sind. Diese Chronisten aber wußten nicht, daß sie mit dem erwachenden Geiste der Schneidereikunst zu rechnen hatten. Manches, was hier als aberwitzige Narrheit erscheint, ist nur das Austoben eines vorhandenen Kraftüberschusses, teils auch das Ringen nach immer klarerem Ausdruck des innewohnenden Princips. Es wird versucht und probiert, ob nicht jene vollkommene Form sich verwirklichen läßt, die in der Idee vorhanden ist und aus Mangel an technischen Hilfsmitteln noch nicht verwirklicht werden kann. Dann wieder, wie bei der Wellenbewegung des Wassers um den gesunkenen Stein, entstehen Gegenströmungen, und Rückschlagswirkungen machen sich fühlbar. Je stärker das neue Gefühl nach Ausdruck ringt, desto heftiger tritt auch das alte System für seine Rechte ein. Eben deshalb drängen sich Kleiderformen in den Vordergrund, die den hochwuchernden Auswüchsen des Pessimismus jener Tage so viel Anlaß geben, sich sittlich zu entrüsten. Schließlich macht sich in den Trachten damals etwas von jenem Empfinden geltend, das den Zeichnungen des Lionardo da Vinci zu Grunde liegt. Wie jener den Willkürlichkeiten und Verzerrungen in der Natur nachgeht und jede hundertfach aus- und umgestaltet, nur um dem Geiste der Natur näher zu kommen, ihren Humor, ihre Launenhaftigkeit, ihre verstecktesten Proportionsgesetze zu erfassen, so auch die Bekleidungskunst. Jedes zweckmäßige Grundprincip wird bis zur äußersten Spitze getrieben, zu verschiedenen Karikaturen ausgestaltet und schließlich auf sein normales Recht zurückgeführt. Noch lange, man kann behaupten, bis in unser Jahrhundert hinein, macht sich dieser eigentümliche Zug der Entwickelung menschlichen Schaffens in der Bekleidungs-



Eleonore von Toledo. Von Bronzino.

kunst geltend. Es sind die Springerbewegungen auf dem Schachbrett der Kultur. Ein bissele Schalkheit ist eben auch bei diesem ernstesten aller Lebensvorgänge, dem gemeinsamen Fortschritt der Menschheit, dabei. Und wenn auch im allgemeinen Humor nicht für eine Gabe der Frauen gilt, so ist doch speciell weiblicher Humor nach dieser Richtung unverkennbar thätig gewesen. Die Gabe des Humors beruht ja auf dem Besitz eines hochgradig entwickelten Proportionsgefühls, welches im stande ist, genau den Punkt zu treffen, wo die pathetische Steigerung der einen Stimmung unerträglich werden würde und wo die menschliche Natur, um sich gesund zu erhalten, zu einer entgegengesetzten Stimmung übergeht. Es ist die alte Geschichte vom lachenden und weinenden Auge des Pantagruel. Je mehr die Grundstimmungen der Jahrhunderte dem Tragischen zuneigten, desto stärker wurde das Bedürfnis nach einem Ausgleich für das komische Element. Verborgen aber unter dem tollen Übermut arbeitet die Grund-

strömung weiter. Es ist die Thätigkeit der zusammenströmenden Bergwasser, die sich da das tiefste Bett graben, wo sie das meiste Geröll zu überspringen hatten.

Um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts ist dann endlich die Grundform des Frauenkleides der Neuzeit ausgeprägt; eine Vereinigung des Strebens nach Anschluß an die Gestalt mit dem ästhetischen Verlangen nach dekorativer Ausnützung aller Reize des Stoffes ist jetzt gefunden. Man ist noch sehr ungeschickt in der Herstellung dessen, was wir eine Kleidertaille zu nennen pflegen. Das Einfügen der Ärmel bereitet noch Schwierigkeiten; die Scheu vor dem Zerschneiden des Stoffes waltet noch vor, und eine steife Taille mit Stangen von Fischbein war eine Unmöglichkeit, weil man von jeder Leistung der Menschenhand damals noch unbedingt verlangte, daß sie ganz klar den Zusammenhang zwischen ihrem Zweck, Stoff und Werkzeug zur Schau trüge. Das Gewand durfte keine erkünstelte Lüge sein; es mußte überall seine Geschichte, die Geschichte seines Zustandekommens erzählen. Deshalb das Einbinden der Ärmel, deshalb überall das deutliche Betonen der Verschlüsse und der Faltenansätze. Trotzdem bleibt das Gewand etwas vom Körper Getrenntes, für sich Bestehendes; man betrachte einmal unter diesem Gesichtspunkte die Maria Magdalena des Carlo Crivelli im Berliner Museum oder das Frauenporträt von H. Burckmaier (Nr. 572) ebendort. Nur das Vermögen des Künstlers, sein musikalisches Schaffen in Farbe und Zeichnung, in Rhythmus und Harmonie durchgeistigt diese Gewänder: die Individualität der Trägerin ist nicht darin enthalten, sondern nur das, was der Künstler hineinlegte. In der That darf man das, was von strengen Sittenrichtern am heftigsten getadelt wurde, schon um diese Zeit als ein Ringen um den Ausdruck des Persönlichen in der Kleidung — wenigstens zum Teil — erklären. Jenes Freilegen der Nackenlinie, dessen volle Eigentümlichkeit in Sandro Bot-



Lucrezia Pucci. Von Bronzino.

gleichzeitig ist das Gefühl für die unästhetische Beschaffenheit einer unmotivierten, künstlerisch ausdruckslosen Naht noch zu stark —

ticellis Porträt der schönen Simoneta und in verwandten Porträts am besten zum Ausdruck kommt, muß entschieden unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Jakob von Falke hat dafür keine andere Erklärung zu finden gewußt als den Satz: „man kokettierte" mit der Nackenlinie, um einmal einen neuen Reiz zu zeigen. Nichts beweist deutlicher, wie wenig der Geist der fortschreitenden Kultur bisher von der Kostümkunde wirklich erfaßt worden ist, als diese Äußerung. Nicht die Sucht, mit irgend einem neuen Reiz zu kokettieren, war hier ausschlaggebend, sondern das Bedürfnis, dem Kleide seinen uniformartigen Charakter zu nehmen, es ausdrucksfähiger zu gestalten. Das zeigt z. B. recht deutlich auch das Frauenporträt des Botticelli im Berliner Museum. Nur sehr geringe Kenntnis der modernen Schneiderkunst ist erforderlich, um zu begreifen, welche mechanischen Schwierigkeiten zu überwinden waren, ehe eine moderne Taille oder auch ein Frack, etwa wie Kaiser Wilhelm II. ihn auf seinem neuesten Salonporträt trägt, zu stande kommen konnte. Während alle anderen Handwerke und Fertigkeiten ihren kulturellen Höhepunkt in der Frührenaissance schon erreicht hatten, befand sich die Schneiderkunst damals insofern noch im Anfangsstadium, als sie sich Ziele zu stecken begann, deren Erreichung sie sich noch nicht gewachsen fühlte. Der Körper wollte nicht mehr die bewegende Puppe für ungefüge Stoffmassen sein, sondern als Einzelwesen in seiner eigensten Eigenart zur Geltung kommen. Da man eine hohe, geschlossene Taille in gewünschter Vollkommenheit, d. h. mit individueller Ausdrucksfähigkeit für den Wuchs der einzelnen, noch nicht zu fertigen vermochte, so arbeitete man ausgeschnittene Taillen, die weniger Mühe boten. Der intuitive gute Geschmack jener Zeiten gestaltete dann die Haartracht und den übrigen Putz in einem der Idee angemessenen Stile aus. Während des 16. Jahrhunderts setzt sich dies Ringen nach Individualität im Frauenkleide für den aufmerksamen Beobachter bemerklich fort. Stark ist allerdings noch die Tradition der Mode, die z. B. in den ersten Jahrzehnten desselben jede Frau zwingt, einen safrangelben Schleier zu tragen, ob ihr nun die gelbe Farbe zu Gesicht steht oder nicht.



Catarina Cornaro. Von Tizian.

Die großen Künstler der Renaissance haben ohne Zweifel erziehend auf die Bekleidungsweise der Frauen eingewirkt. Sandro Botticelli ist der erste Italiener, der genau den intimen ästhetischen Reiz des gefärbten Wollengewebes wiederzugeben vermag; die Niederländer sind früh erziehend nach dieser Richtung hin vorgegangen; J. van Eyck ist vielleicht der erste, der unzweifelhaft sicher den Unterschied zwischen Goldschmiedearbeit und Goldstickerei ausdrückt. Bei manchen späteren italienischen Meistern tritt dieser Unterschied in der Art des Zeichnens an sich nicht hervor; man muß immer erst den Gang des Ornamentes genau studieren, um zu entscheiden, welcher Technik die Zeichnung entspricht. Zeichnerisch wird die Eigentümlichkeit des Wollstoffes am besten von Fra Bartolomeo beherrscht; malerisch folgt ihm Botticelli, um dann von Lionardo und Holbein in der künstlerisch vollendeten Behandlung des Sammets abgelöst zu werden. Veronese erringt die Meisterschaft in Brokatstoffen, Tizian wird zuerst der Eigenart von Atlas im vollsten Sinne der Kunst gerecht; Dürer ist der Meister im Pelzwerk, Tintoretto findet noch neue koloristische Werte im Sammet, ohne zeichnerisch seine Vorgänger zu erreichen.

Es würde schwer halten, zu entscheiden, wieviel in dieser ganzen Angelegenheit die Künstler von dem unbewußten Schaffen der Frauen, wieviel wieder die Frauen von den bewußt arbeitenden Künstlern entlehnten. Jedenfalls schuf die Renaissance ein im künstlerischen Sinne hochvollendetes Frauenkleid, welches in der Behandlung des Ärmels und in der natürlichen Beweglichkeit des Mieders viel Zweckdienliches und Schönes miteinander verband. Unzählige technische Hilfsmittel standen der Frau in jener Blütezeit des Kunsthandwerkes zur Verfügung. Außerdem war der Bann der heidnischen Überlieferung aus den Tagen des Plato und Diogenes gebrochen, der den Frauen den Wunsch, schön zu erscheinen, zur Sünde stempelte. Von den Philosophen war dieser asketische Zug auf die Mönche und Bußprediger, von diesen wieder auf die Chronisten übergegangen. Seinen letzten historischen Ausdruck fand er in den öffentlichen Bußtagen des Savonarola in Florenz, von dessen tragischem Geschick Herman Grimm so treffend gesagt hat, daß es ihn ereilen mußte, weil er nicht erkannte, wie unzertrennlich die Schönheit von der Wahrheit ist. Ganz anders Luther, der in seiner Hauspostille (Predigt auf Mariä Verkündigung) den Frauen sagte, es wäre unrecht, d. h. Undank gegen Gott, wenn sie aus vorgeblicher Bescheidenheit sich stellten, als hielten sie sich nicht für schön. An anderer Stelle erklärt er, es sei kein Unrecht, wenn ein Mädchen einen schönen Rock anzöge, um zum Tanze zu gehen. Aus solchen Anschauungen heraus konnten gesunde ästhetische Principien im Frauenkleide verwirklicht werden. Die Freude am Schönen jetzt wurzelte in dem Bewußtsein: „Alles ist euer, was mit Danksagung genossen werden kann.“

In demselben Maße, wie die gesunde Freude am Genuß dem religiösen Empfinden gegenüber in das richtige Licht gerückt wird, gestaltet sich die Tugend der Entsagung klarer zu einem freien Entschluß, dem die stumpfe Resignation des Fatalisten fremd ist. Als die edelste Repräsentantin dieser Tugend muß Vittoria Colonna, die edle Freundin Michelangelos, gelten. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie und ihre vielen Geistesverwandten im sechzehnten Jahrhundert wie auf die Sitte, so auch auf die Gewandform ihrer Zeit einen Einfluß ausübten. Je näher sie der Kunst und den Künstlern ihrer Zeit standen, desto mehr mußte dies der Fall sein. Ohne Frage griffen die Künstler selbst gestaltend in die Entwickelung des Frauenkleides ein, indem sie ihm im Porträt Proportion und Stimmung verliehen. Zur Rechtfertigung der Neuzeit muß es betont werden, daß der lebende Eindruck von dem Kostüm der Vergangenheit uns nur so erhalten ist, wie es das Auge des Künstlers schaute. Es wird damals so wenig wie heute jede Frau die Figur einer Mona Lisa oder einer Eleonore von Toledo besessen haben, und namentlich dürften kleine, zierliche Frauen im Renaissancekostüm nicht gerade zu ihrem Rechte an Schönheit der Linienführung gekommen sein. Es gab weder Stoffmuster noch Kleiderschnitte, die der eigentümlichen Anmut, dem elfenhaften gefälligen Wesen der Mignonne gerecht wurden.

Das landläufige Urteil über die Vorzüge des alten Kostüms gegenüber dem modernen



Henriette von Frankreich. Von van Dyck.

bewegt sich in entgegengesetzter Richtung mit demjenigen, welches Kulturhistoriker wie Scherr, Henne am Rhyn und sogar Sach über die Sitten der Vergangenheit zu fällen pflegen. Der Sitte gegenüber wendet man das gegenwärtig geltende Maß an; es wird übersehen, daß die Sitte nur das wechselnde Gewand der Sittlichkeit ist, daß es jederzeit sittenlose, gesittete und sittlich freie Menschen gegeben hat. Im Urteil über die sittliche Höhe verschiedener Zeiten wird häufig übersehen, daß sich jederzeit mehr Geräusch an diejenigen knüpft, von denen die Schranken der Sitte durchbrochen werden, als an die, welche sie innehalten. Andererseits legt man in Geschmacksfragen den höchsten Maßstab der Vergangenheit an die Durchschnittsleistungen der Gegenwart und gelangt so zu Trugschlüssen. Es hieße das innerste Wesen der Fürsten unter den Malern und Bildhauern verkennen, wollte man leugnen, daß sie sogar im Porträt das Frauenkleid

mit vollem Bewußtsein ihrem künstlerischen Zwecke unterordnen. Je mehr der Künstler gewöhnt ist, die Allgewalt seines eigenen Geistes in seinen Kompositionen zur Geltung zu bringen, desto mehr wird das auch in seinen Porträts der Fall sein. Immer aber gebrauchen gerade diese übermächtigen Gewaltnaturen auch die Darstellung des Gewandes bis ins Detail hinein als Mittel zur Charakteristik.

Früh schon lassen sich in der Charakteristik des Porträts durch die Behandlung des Kleides die Anwendung der Subordination und des Kontrastes unterscheiden. Lionardo da Vinci stimmt die Linienführung, den Fall und den Bruch des ganzen Kleides, seiner Falten und seines Ausputzes bis ins kleinste hinein auf den Gesichtsausdruck der Trägerin. Man begreift, wie er an dem Bilde der Mona Lisa jahraus jahrein arbeiten konnte, weil er mit jener hingebenden Liebe zum Detail zu Werke ging, wie sie etwa der Kupferstecher besitzt, der vom ersten bis zum letzten seiner hunderttausend feinsten Striche von dem Gedanken an den beabsichtigten Gesamteindruck beseelt sein muß. Kontraststimmungen im Porträt geben Dürer und Cranach; sie verstärken den charakteristischen Ausdruck des Gesichtes dadurch, daß sie das Gewand als etwas von der Persönlichkeit Getrenntes behandeln.

Unter den italienischen Porträtisten vertritt Agniolo Bronzino bis zu einem gewissen Grade das Streben, durch Kontrastwirkungen des Gewandes den individuellen Ausdruck der Erscheinung zu erhöhen. Er ordnet das Gewand nicht seinem subjektiven künstlerischen Empfinden unter, deshalb wird gerade an seinen Porträts sehr deutlich sichtbar, wie wenig Rücksicht der Schnitt des Renaissancekleides auf die individuelle Gestalt der Frau nahm. Das Kleid dieser Zeit war wohl geeignet, Weiblichkeit im allgemeinen auszudrücken; die Charakteristik der besonderen Weiblichkeit der einzelnen blieb auf die Hand und den Gesichtsausdruck beschränkt. Bronzino lebte von 1530 bis 1572 am Florentiner Hofe. Die außerordentliche Klarheit seiner Zeichnung und die meisterhafte Wiedergabe der Besonderheiten aller Stoffe machen seine Porträts für die Geschichte der Textilkunst ungewöhnlich interessant. Er steht am Ausgangspunkte jener Periode, welche schwere, großgemusterte Stoffe zu Frauenkleidern verarbeitete. Die Art, wie diese Aufgabe an seinem Porträt der Fürstin Eleonore von Medici gelöst ist, wird für alle Zeiten mustergültig bleiben. Sehr klar tritt diese Eigenart des Meisters an dem Porträt der Lucrezia Pucci hervor; hier macht sich unverkennbar das Bestreben geltend, nicht nur den gesonderten künstlerischen Reiz des Stoffes wiederzugeben, sondern zu zeigen, wie die Reize der Jugend über jene fast schwerfällige Feierlichkeit siegen, die dem Renaissancekleide überall anhaftet. Schön war das Gewand, gewiß, jugendlich aber keineswegs — wenigstens nicht nach unseren Begriffen. Eine Modendame von heute würde die Darstellung der angehenden Königin Catarina Cornaro auf dem Bilde des Tizian entschieden für matronenhaft erklären.

Im siebzehnten Jahrhundert gestalten sich die Muster der Stoffe kleiner. Dadurch wird ihre Anpassungsfähigkeit an den Wuchs erhöht, aber sie selbst erleiden entschieden Einbuße an zeichnerischen und malerischen Reizen. Die Kleiderform verzichtet mehr und mehr darauf, ihre Schönheit von der Bewegung der Falte abhängig zu machen. Glanz und Farbe des Kleides gewinnen auf Kosten der Linienführung an Bedeutung. Die Linie des Gewandes entwickelt sich nicht mehr aus der Natur des Stoffes, sondern aus der Gestalt der Frau. Zuerst setzt das neue Bestreben mit einer Übertreibung ein, die teils in technischer Unfertigkeit, teils im Geiste der Zeit wurzelt. Das Mieder wird zum Panzer mit dem unverkennbaren Motto: Drei Schritt vom Leibe. Es wird zum Spiegelbild der Inquisition und der Hexenprozesse. Zwang, Mißtrauen und Verfolgungssucht bilden einen so unverkennbaren Niederschlag in der „spanischen“ Tracht, wie ihn selten eine historische Strömung im Gewande ihrer Zeit gefunden hat. Gleichzeitig arbeitet hier das sittenbildende Streben der Frauennatur eine seiner Eigenheiten aus. Es ist jener Zug des Zweifels an der Redlichkeit der anderen Frau, welche Anlaß zu dem Ausspruch gegeben hat: „Das Weib ist der ärgste Feind des Weibes.“ Der Zweifel an der Rechtschaffenheit der anderen, der



Helene Fromment. Von Rubens.

unerschütterliche Glaube an die eigene Aufrichtigkeit bilden ein Credo bei der gesitteten Durchschnittsfrau, die mit unerbittlicher Strenge auf Recht und Sitte hält und für keine leise Abweichung vom schnurgeraden Wege der vorgeschriebenen Ordnung eine Entschuldigung gelten läßt. Was der hohe, freie Sinn der vielen edlen Frauen des vorhergehenden Jahrhunderts aus innerer Wahl und fröhlichem Wollen heraus zur Norm des Handelns gestaltet hatte, das war jetzt Eigentum einer Menge geworden, die das erkämpfte Gut als Schablone zu behandeln geneigt war.

Trotz alledem ist das siebzehnte Jahrhundert wesentlich reicher an Kleiderformen, deren Grundcharakter voneinander abweicht, als das sechzehnte. Am Hofe Karls I. von England singt van Dyck das Schwanenlied der aussterbenden höfischen Aristokratie. Das Kleid darf hier an Pracht und Gediegenheit der Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen. Es klingt jedoch ein Ton schwermütiger Resignation durch die Linienführung hindurch. Beinahe mutet es an wie ein selbstgefälliges Liebäugeln mit dem Leiden, doch wieder liegt darin die Gewitter-

schwüle der politischen Spannung und ein Zug des Märtyrertums, das sich berufen fühlt, für das Königtum von Gottes Gnaden in den Tod zu gehen. Dann wieder redet etwas von jener klassischen Zucht und philosophischen Schulung mit, welche die Junker vom Hofe damals anhielt, stets ein wertvolles Werk der Philosophen oder Dichter bei sich zu tragen und jeden müßigen Augenblick ihrem Studium zu widmen. Königliche und echt weibliche Freiheit beherrscht die Linienführung in van Dycks Porträt der Königin Henriette.



Weibliches Bildnis. Von Franz Douven.

Eine Bürgerin im königlichen Kleide darf die wohlbekannte Helene Fromment, Rubens' Gattin, nach dem Porträt der Münchener Pinakothek genannt werden. Die Pracht ihres Gewandes ist die passende Folie für die eigentümliche Schönheit ihrer Erscheinung. Aus freudigem, sprudelndem Lebensmut umgiebt sie sich mit dem Reichtum, der ihr zur Verfügung steht, ohne ihn zu durchgeistigen. Die Freude an der Leuchtkraft der Farbe, am stolzen Bau der Linie genügen ihr um ihrer selbst willen; auf metaphysische Spekulationen läßt sie sich nicht ein; ihr genügt es, ein mitfühlendes Herz für die Freuden und Leiden der Menschen zu besitzen — was darüber ist, das ist vom Übel. Meister Rubens hat diese Stimmung in dem Porträt zum Durchbruch kommen lassen und durch die Kontrastwirkung die blendende Schönheit seines Modells in das vorteilhafteste Licht gerückt.

In ein günstiges Licht weiß er auch jene Frauen zu stellen, für deren Gesichtsbau der Alltagsmensch den Sammelnamen „häßlich" erfunden hat. Die knappen Manschetten an den Handgelenken, die strengen, schlichten Linien der weißen Kragen auf den dunklen Gewändern geben den Gesichtern eine vorzügliche Stimmung, deren Schönheit mehr in charakteristischen als in formalen Werten besteht. Eine Verwandtschaft mit den Rubensschen Porträts dieser Art zeigt ein weibliches Bildnis von Franz

Douven in den Florentiner Sammlungen. In der Behandlung des Kragens ist Douven umständlicher als Rubens; die Taille ist von jenem Schnitt, den man aus den Bildnissen des Velasquez kennt. Falke hat dies Kostüm mit zwei auf einander gestellten Trichtern nicht unzutreffend verglichen. Das niederländische Freiheitsgefühl hat sich hier indessen in der Ausgestaltung der Ärmel noch Bahn gebrochen. Die vollkommen kunstgerechte Behandlung eines engen Ärmels mit durchaus schönheitskundigem Ansatz des Überganges von der Schulter zum Ärmel bildet die schwierigste Aufgabe der Schneiderkunst. Nur in den seltensten Fällen gelingt es, jeden Schein von Zwang und Stilwidrigkeit zu meiden. Eben deshalb kehrt die Mode so sehr häufig zu den weiten Ärmeln zurück, welche die Beweglichkeit des Armes besser berücksichtigen als die engen. Charakteristisch ist an diesem Douvenschen Porträt die Behandlung des Haaransatzes. Nur selten wird das straff von der Stirn gezogene Haar eine schöne Linie bilden; die holländischen Meister aber, z. B. besonders van der Helst, verstehen es vorzüglich, diese Schwierigkeit zu umgehen, indem sie jene weichen Übergänge bilden, die eine Frauenstirn nicht wohl entbehren kann.



Pilgerin. Von Grimoux.

Bei Douven und van der Helst ist das kostbare Spitzenmaterial und die ganze übrige Pracht in den Dienst einer häuslichen Stimmung gestellt, die dem Wesen der Frau als „Hausehre" gerecht wird. Die Spitze und alle ihr verwandten duftigen Textilgebilde sind die einzigen Erzeugnisse der Menschenhand, welche gleichsam den Wettbewerb mit dem Schönheitszauber der Wellenkronen und der schäumenden Wasserfälle aufzunehmen gewagt haben. Die Weichheit der Linienführung, welche sie ermöglichen, hat nicht wenig zur Ausgestaltung des individuellen Princips in der Kleidung beigetragen. Auffallend ist im siebzehnten Jahrhundert noch der geringe Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Gewande in Bezug auf die Stoffe, die zur Verwendung kommen. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurde ein

Unterschied in den Stoffen gemacht, die ausschließlich dem Mann oder der Frau zukamen. Immerhin finden sich schon am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts Spuren des Bestrebens, das Frauenkleid der Gelegenheit anzupassen, bei welcher es getragen wird. Dieses Bestreben, das erst der Neuzeit vollwertig zum Bewußtsein gekommen ist, tritt in der Barockzeit vereinzelt hervor und wird vom Rokoko weiter ausgearbeitet. Jetzt folgte die Zeit, wo der Kampf mit der Stoffweite des Rockes ausgefochten wurde, wobei man auf alle erdenkliche Weise die künstlerische Motivierung zu ersetzen suchte. Deutlicher und bewußter tritt aber bei allem Modenunfug des folgenden Jahrhunderts die Betonung des Weiblichen in der Frau hervor, wie es auf den Mann wirkt. Zu keiner Zeit hat die Frau in ihrem Kleide so deutlich das Bemühen zur Schau getragen, dem Manne zu gefallen, wie unter der Herrschaft der Bourbonen. Es ist die geistreiche, graziöse Gefallsucht der Französin, welche all diese scheinbar ungeheuerlichen Modenauswüchse durchgeistigt und zuletzt in den Figuren des Watteau und Boucher mit ihrer anmutigen Beweglichkeit ausklingt. Alle charakteristischen Merkmale dieser Periode sind in den Porträts der zierlichen Pilgerin von Grimoux wie auch dem beigefügten weiblichen Bildnis eines unbekannten Malers aus derselben Periode vorzüglich vertreten. Welch ein Fortschritt in Bezug auf Jugendlichkeit und Anmut im Vergleich mit Catarina Cornaro und ihren Zeitgenossinnen! Freilich auch weniger Würde, weniger Mühe.

Unter dem Einfluß des Rokoko ist auch eine Kleiderform gefunden, die den kleinen Frauen die Möglichkeit gewährt, ihre besonderen Reize hervorzukehren. Frau Lebrun hat mit sicherem künstlerischem Griff die Vorteile dieser Wendung herauszuheben gewußt, indem sie von der Freiheit der Künstlerin, sich von der Mode leicht abweichend zu kleiden, Gebrauch machte, ohne theatralisch zu wirken. Die „kleinen" Züge des Gesichtchens werden auf ihrem Selbstporträt durch die freie zeichnerische Behandlung des Haares und der Halskrause günstig herausgehoben, während die feste Linie des Kopfputzes jedem Vorwurf der Leichtfertigkeit die Spitze abbricht. Die Stoffschärpe ist so geordnet, daß ihr Faltenwurf die Länge des Körpers anscheinend erhöht.

Die meisten Versuche, einem modernen Kostüm einen künstlerischen Anstrich zu geben, fallen unbefriedigend aus, weil man fast durchweg versucht, die Kunstwerke der Vergangenheit genau wie Modenbilder gedankenlos zu kopieren, ohne zu beachten, welchem Proportionsgesetze der Künstler sich fügte und welche Stimmung er in seine Arbeit hineinlegte. Unsere modernen Maskenbälle haben allerdings den Frauen allmählich aus Erfahrung gelehrt, daß eins sich nicht für alle schickt. Immer aber bleibt dem Alltags- wie dem Maskenkostüm gegenüber noch ungeheuer viel zu thun übrig. Ein eingehendes Studium der inneren Schönheitsgesetze des Kostüms der Vergangenheit wird anregend und vorteilhaft auf die Kleidung wie auf das Kunstvermögen der Gegenwart wirken. Nur vom Künstler kann die Frau lernen, wie sie in Wahrheit Anschluß an das Streben gewinnt, Eigenart, persönlichen Ausdruck im Kleide zur Geltung zu bringen, wie es vom Kulturfortschritt unzertrennlich ist. Die ästhetische Erziehung beginnt mit der Gewöhnung des Auges an schöne Maßverhältnisse und Farbenstimmung. Das Frauenkleid bildet eine wesentliche Handhabe auf diesem Gebiete. Wer es zum Ausdruck edler Schönheit — nicht zum wertlosen Prunkstück auf dem Eitelkeitsmarkte — erhebt, arbeitet an der Veredelung des eigenen Geistes und an derjenigen seiner Umgebung. Leider haben deutsche Frauen in diesem Punkte sehr wenig echtes Pflichtgefühl. Damen aus den besten Gesellschaftskreisen in England haben angefangen, die Entwürfe zu ihren Kleidern selbst zu zeichnen. In Deutschland hält es sehr schwer, von einer Frau einen brauchbaren Entwurf zu einem Kleid zu erhalten. Die Zeichnerin giebt etwas, was nicht geschneidert werden kann, und die Schneiderin giebt vieles, was nicht gezeichnet werden dürfte.

Die Stellung der Gegenwart zum Kunstgewerbe, dem doch entschieden das Entwerfen von Kleidern angehört, ist eine wesentlich andere als die der Vergangenheit. Die Arbeitsweise ist durch die Maschine verändert, und die Seßhaftigkeit der Bevölkerung ist erschüttert. Damit ist die Volkstracht gefallen, und die Massen haben Klei-



Unbekanntes Bildnis.

derformen übernommen, die sie nicht zu benutzen wissen. Das intuitive Kunstvermögen des Volkes, das in dem Zusammenleben mit der Natur wurzelte, ist vergeudet; das bewußte muß an seine Stelle treten, wenn die Schönheit als Gemeingut der Nation erhalten bleiben soll. Museen und Kunstschulen reichen nicht aus, um zu ersetzen, was durch die mangelhaften Proportionen des modernen Straßenbildes, Wohnraumes und Möbels untergraben ist. Wohl aber kann durch sorgfältiges Studium der Schönheitsbedingungen des Frauenkleides die Frau dazu beitragen, daß Schönheit und Kunst ihren erziehenden Einfluß auf das Volksleben wieder geltend machen.



Roderich Löhr.

Roman
von
Ernst Eckstein.

Erstes Kapitel.

Die hohen Spitzbogenfenster waren geöffnet und ließen der warmen Spätsommerluft freien Zutritt. Roderich Löhr saß am Eichenholz-Schreibtisch und beugte sich über die Rechnungen etlicher Unternehmer, die während der letzten drei Monate bei der Instandsetzung des Gehlberger Herrenhauses beschäftigt gewesen. Plötzlich bauschten sich diese Blätter; ein heftiger Zug wirbelte ihm das leicht an den Schläfen ergraute Haar.

„Du, Prasch?“ fragte er umblickend. „Warum klopfst du nicht an?“

„Bitte recht sehr: diesmal hab' ich gepocht. Ganz bestimmt. Aber der Lärm auf dem Hof ...“

„Was giebt's denn?“

„Es ist Besuch da. Dem Rock nach ein Forstmann. Er kennt Sie noch von der Zeit her, wie Sie Student waren.“

„Hat er denn nicht gesagt, wie er heißt?“

„Doch wohl. Er hat mir sogar eine Karte gegeben. Wo hab' ich sie denn? Das ist doch kurios. Daran ist niemand schuld als die Anna. Die ließ ihre Decke fallen: da mußt' ich ihr helfen, das Ding wieder zusammenzulegen. Ah, hier!“

Er hatte sich sämtliche Taschen befühlt und holte jetzt die stark zerknitterte Karte links aus den Beinkleidern.

„Verzeihen der gnädige Herr! Aber die Galanterie —“

„Macht dich auf unangenehme Weise zerstreut!“ sagte Roderich Löhr strafend. „Gieb her!“

Der Diener senkte ein wenig den kahlen Kopf, dessen hochblonde Nackenhaare kunstvoll über die blanke Wölbung heraufgelegt waren. Halb schalkhaft und halb verschüchtert hielt er die Karte am äußersten Schmalrand.

Roderich nahm sie ihm unwillig ab.

„Wie oft soll ich dir sagen, daß für derartige Zwecke das silberne Brett auf dem Korridor steht!“

„Seien der gnädige Herr nicht ungut!“ stammelte Prasch. „Ich dummer Esel vergess' halt immer wieder, daß wir so vornehm geworden sind. In Gostritz waren der gnädige Herr noch anders. Damals durft' ich auch noch ‚Herr Löhr‘ sagen.“

„Faſele nicht! Du weißt, daß mich der Reichtum ganz und gar nicht verändert hat. Aber der Menſch muß ſich nach ſeiner Umgebung richten. Hier auf Gehlberg und in der ganzen Provinz iſt die Anrede mit ‚gnädiger Herr‘ landesüblich. Ginge man davon ab, würden die Leute ſofort den Reſpekt vor der Herrſchaft verlieren. Na, und da kann ich mit dir keine Ausnahme machen.“

„Schade!“ murmelte Praſch. „Es klang ſo freundſchaftlich! Und wenn dann der gnädige Herr mich ‚Arthur‘ nannten, und ‚Schopenhauer‘, weil ich dem doch ſo ähnlich ſehe, beſonders am Bart! O, du mein himmliſches Goſtritz! Es war eine ſchöne Zeit!“

Roderich Löhr hatte inzwiſchen die Karte beaugenſcheinigt.

„Was?“ rief er erſtaunt. „Max Wernick, Freiherrlich Riddaghauſenſcher Oberförſter! Wo haſt du den Herrn hingeführt?“

„Ins kleine Empfangzimmer.“

„Wirklich? Du machſt ja Fortſchritte! Ehevorgeſtern ließeſt du noch den Herrn Paſtor im Korridor ſtehen.“

Praſch lächelte.

„Man hat nicht umſonſt Ähnlichkeit mit bedeutenden Geiſtern,“ ſagte er ſelbſtzufrieden. „Geben Sie acht, Herr Löhr — gnädiger Herr, will ich ſagen —: der ‚Schopenhauer‘ wird noch ein Diener erſten Ranges! Vergeſſen Sie nicht, daß ich in Goſtritz mehr Hausknecht und Gärtner und Kutſcher war! Alles will halt gelernt ſein.“

„Na ja, du biſt ein grundehrlicher Kerl, und das iſt die Hauptſache! Geh jetzt und führe den Herrn Oberförſter herüber! Ich laſſe ſchön bitten, ſagſt du.“

Praſch ging, und gleich danach trat ein kräftiger, wohlgewachſener Mann mit ſchwarzem Vollbart und noch ſchwärzerem, kurz geſchorenem Haupthaar ins Zimmer. Er trug eine bräunliche Joppe mit forſtgrünem Beſatz, hellgraue Beinkleider und eine ſchwarze, leicht geknotete Halsbinde.

„Guten Tag, Löhr!“ ſprach er mit wohlklingender Baßſtimme. „Kennſt du mich noch?“

„Grüß Gott, Wernick! Welch eine reizende Überraſchung! Wie in aller Welt kommſt du hierher?“

„Das frage ich dich,“ ſagte der Oberförſter. „Ich denke, du ſitzt da ganz ruhig in deinem Neſte, in Goſtritz, und biſt ſo ſacht am Verbauern — und da hör' ich denn nun — Weiß Gott, du biſt ſchön heraus, man könnte dir aufſäſſig werden.“

„Glück muß der Menſch haben — das iſt die Grundregel aller praktiſchen Philoſophie. Aber nun ſetz dich und laß dich einmal gehörig anſchauen! Du ſiehſt aus, Junge —! Faſt gar nicht verändert. Wie lang iſt es her, daß wir zum letztenmal uns die Hand drückten?“

„Bei meinem Abſchiedskommers — wohl ſo vierzehn Jahre! Lächerlich, wie die Zeit vergeht! Und ebenſo lächerlich, daß zwei alte Freunde und Kamiſole ſich ſo vollſtändig aus dem Geſicht verlieren! Wir ſtanden doch leidlich gut ... Aber ſobald man Philiſter wird —“

„Ja, ja! Der Menſch iſt ein pietätloſes Tier. Rauchſt du? Natürlich! Du warſt ja ſchon im erſten Semeſter ein kannibaliſcher Qualmer.“

„Stimmt!“ ſagte der Oberförſter, während er eine der dargebotenen Cigarren in Brand ſetzte. „Überhaupt: was es an Untugenden giebt, hab' ich von Grund aus genoſſen! Du aber — na, im Punkte des Rauchens ſcheinſt du ja auf dem beſten Wege zu ſein. Wirklich, ein großartiges Kraut! Alle Achtung! Damals rauchteſt du nur ab und zu eine Pfeife. Altfränkiſch wie du warſt — Na, du bekamſt ja auch den Spitznamen Leberecht! Ein Muſterſtudent! Immer fleißig und nüchtern! Immer von mönchshafteſter Moralität!“

„Ich hatte wohl meine Gründe! Wenn man ſich ſchon als Primaner verlobt hat —“

„Ja, ja! Du warſt frühzeitig gebunden. Und wer ſo recht nach Noten verknallt iſt, der hat für das Übrige dann keinen Geſchmack mehr. Selbſtredend mußt du mich deiner Frau vorſtellen.“

„Sie wird ſich freuen, deine Bekanntſchaft zu machen. Oft genug hab' ich von dir erzählt. Vorher aber laß uns ein bißchen die Situation klären! Wie kommſt du nach Riddaghauſen?“

„Sehr einfach. Auf dem Wege des Inſerats.“

„Du haſt inſeriert?“

„Nicht ich, ſondern der Freiherr. Ich leſe

das zufällig, sende die üblichen Dokumente nebst Photographie ein, werde ersucht, mich ehestens vorzustellen, thue das — und die Sache war abgemacht. Vorigen Mittwoch sind wir mit Sack und Pack übergesiedelt."

Nach alter Gostritzer Gewohnheit brachte der Diener jetzt eine Flasche Bordeaux und zwei Gläser, die er vorsichtig füllte. Als er sich wieder entfernt hatte, stieß Roderich Löhr mit Wernick an, leerte sein Glas und sagte dann nachdenklich: „Also du bist verheiratet?"

„Gewiß!" versetzte der Oberförster.

„Kaum glaublich."

„Wieso? Dachtest du etwa, ich sollte als Junggeselle zur Grube fahren? Ich stehe im siebenunddreißigsten Jahr!"

„Trotzdem. Du hattest doch deine Grundsätze."

„Narrheit!" lachte der Oberförster. „Was man als grüner Student schwatzt —"

„Und du warst auch in praxi ein Don Juan erster Güte."

„Wirklich? Ein Don Juan? Allerdings, wenn du willst. Man hat ja so hier und da seinen Spaß gehabt."

„Trumms Traudchen zum Beispiel. Und die rote Ludmilla. Und Meynhofers Käthe. Und Fräulein Mattonius von der Koblenzer Straße. Du siehst, ich greife nur so aufs Geratewohl in dein Sündenregister. Und das spielte doch alles nur während des einen Jahres in Bonn! Was dann später gefolgt ist —"

„Lieber Freund! Später ist in der That noch manches gefolgt. Aber, du lieber Himmel — Was kann ich denn dafür, wenn sich die Mädels mir so schockweise an den Hals werfen? Und hab' ich's denn etwa schlimmer getrieben als die meisten von unseren Kommilitonen? Du nur warst eine Ausnahme! Du hast immer geochst, wenig gekneipt und absolut nicht poussiert. Deshalb erschien dir auch unser Gebaren so teuflisch. Die Macht des Kontrastes!"

„Noch immer der Alte!" lächelte Roderich.

„Bitte sehr! Nicht wie du meinst. Wenigstens nicht was die Weiber betrifft. Seit ich verheiratet bin, gelte ich für den christlich-germanischen Mustergatten par excellence. Gäb' es in Deutschland Ordenssterne für eheliche Tugenden, ich wäre schon längst Inhaber sämtlicher Klassen mit Eichenlaub. Sonst freilich, im Punkte des Weins und des feucht-fröhlichen Übermuts, da stell' ich noch immer ungekränkt meinen Mann. Du guckst mich jetzt so kurios an. Es scheint, du traust mir nicht recht. Du drolliger Kerl! Endlich einmal muß doch der Mensch zur Vernunft kommen!"

„Freilich, freilich."

„Übrigens rechne ich mir das nicht zum Verdienst an," fuhr Wernick fort. „Es liegt einfach in der Natur der Sache. Mein Gretchen ist ein so reizendes Ding, so hübsch und so klug und so gut, daß ich verrückt sein müßte, wollte ich ihr auch nur in Gedanken untreu werden. Dünnbier kneipen, wenn ich Champagner habe — nein, das giebt's nicht! Aber nun mal zu dir! Wie, zum Henker, hat sich das alles gemacht? Eine Erbschaft, das weiß ich. Ein Onkel im sechsten Grade. Aber der hat doch Verwandte gehabt, die ihm weit näher standen! So erzählt man wenigstens drüben im Herrenhaus."

„Kleine Ursachen, große Wirkungen!" sagte Roderich, trat vor ein Bücherregal und holte ein dünnes, unscheinbares Oktavbändchen heraus. „Da, sieh her! Dieses Opusculum ist die Hauptursache meiner Bevorzugung."

Der Oberförster klappte das Buch auf. Es war eine Abhandlung Roderichs über Georginenzucht.

„Mein Verwandter, Herr Joachim Pernbeck, war ein verrücktes Haus," erläuterte Roderich. „Zwei sehr auseinander gehende Liebhabereien nahmen ihn vollständig in Anspruch: das Studium der Zendsprache und die Veredlung der Georgine. Da hinten im Park steht diese Blume zu Tausenden — alle Nüancen und Arten und Abarten. Die Georginenzucht war nun auch meine Passion. In Gostritz hatten wir ganze Plantagen. Hier dies Bändchen stellt meine Erfahrungen übersichtlich zusammen, und giebt eine Reihe von Winken betreffs der Züchtung neuer Varietäten. Solang er nun lebte, hat mir der eigentümliche Herr nie eine Zeile darüber geschrieben. Als er jedoch im verflossenen April starb, ward mir die phänomenale Eröffnung, ich, der ich doch kaum noch mit ihm verwandt bin, sei meiner Abhandlung wegen zum Universalerben ernannt, während ein

gewisser Kurt Philipp Löhr, der ihm weit näher steht, nur ein paar Kleinigkeiten zum Andenken bekam."

„Merkwürdig! Was hat denn Kurt Philipp dazu gesagt?"

„Soviel ich höre, hat er die Annahme auch dieser Kleinigkeiten verweigert. Im übrigen ist er ein steinreicher Mann. Wär' er ein armer Schlucker, ich hätte den Anteil der ungeteilten Erbschaft nicht übers Herz gebracht."

„Na, weißt du, und wenn man noch so gut situiert ist, ärgerlich bleibt eine solche Verkürzung doch allemal."

„Zweifellos. Aber das geht mich nun weiter nichts an. Wenn ich es nicht war, so hätte der Alte seine Millionen dem Staat geschenkt oder wem sonst. Er war mit Kurt Philipp Löhr schon seit Jahren verfeindet. Und zwar gehörig. Man hat mir da Dinge erzählt —"

„Jedenfalls darfst du dir gratulieren. Gehlberg, das schönste Besitztum in der ganzen Provinz! Ganz pompöser Getreideboden, ausgezeichnete Waldungen, herrlicher Wiesengrund! Donnerwetter ja, da ist's ein Vergnügen, Landwirt zu sein! Und dies großartige Herrenhaus! Etwas altmodisch bist du noch eingerichtet."

„Das sind hier die Sachen aus Gostritz," versetzte Roderich. „Das übrige Zeug hab' ich ja dort gelassen. Aber den Schreibtisch und die Bücherregale und das urgemütliche Sofa —: davon wollte ich mich einstweilen nicht trennen. Derartiges fehlte auch hier. Der alte Pernbeck hatte auf Gehlberg überhaupt keinen Arbeitsraum. Die paar Wochen, die er alljährlich hier wohnte, waren der Jagd und der Gärtnerei gewidmet."

„Du bist auch Jäger?" fragte der Oberförster mit einem Blick auf die Wand über dem Schreibtisch, wo zwei hübsche Gewehre und eine Anzahl Pistolen hingen.

„Nicht so recht. Wenigstens nicht aus Liebe zum Weidwerk. Ich habe in Gostritz ja wohl hier und da einen Fuchs und namentlich Raubvögel geschossen. Aber doch mehr aus Notwehr als zum Vergnügen."

„Raubvögel! Das will etwas heißen. So ein Bussard zum Beispiel, der stellt sich nicht jedem beliebigen Sonntagsjäger."

„Das bin ich auch nicht. Ganz und gar nicht. Wenn du mal Zeit hast, führe ich dich nach dem Gehlberger Scheibenstand. Die Scheibe nämlich — die ziehe ich in meiner Sentimentalität, wie du das nennen wirst, den unglückseligen Hasen und Rehen vor."

„Und da leistest du was?"

„Ich denke. Vorigen Sonntag hatte ich zwölfmal Centrum bei zwölf Schüssen."

„Unmöglich! Da wärest du ja ein Preisschütze ersten Ranges!"

„Vielleicht!"

„Ja, zum Teufel, wo hast du das her, Junge? In Bonn hat man doch nie was davon gemerkt!"

„Damals fehlte mir eben die Zeit. Aber die Lust zur Sache datiert schon aus meiner Kindheit. Mein Großvater war ein leidenschaftlicher Waffenfreund; seine Pistolensammlung, die ich zum Teil geerbt habe, weckte frühzeitig mein Interesse. Er lehrte mich so ein Ding handhaben, ehe ich noch richtig amo und moneo konjugierte. Na, und dann später in Gostritz — was hatte man da? Reiten und Schießen, das blieb doch die Quintessenz meiner Erholungen."

Der Oberförster nickte verständnisvoll. Dann sah er auf seine Uhr.

„Wie wär's, wenn du mich jetzt deiner Frau vorstelltest?"

Roderich Löhr zog die Klingel.

„Behalte nur eine Weile noch Platz!" sagte er, als sich Wernick erhob. „Ich lasse erst drüben mal anfragen. Alwine hat große Wäsche und muß sich vielleicht erst ein bißchen zurecht machen."

Der Diener erschien, hörte und ging.

„Was?" rief der Oberförster. „Die Schloßherrin von Gehlberg hat große Wäsche? Mit solchen Alltäglichkeiten giebt sich die Gattin des Millionärs ab?"

Roderich zuckte die Achseln.

„Ja, sie ist nun mal so. Ich hab's ihr ja auch gesagt, und Personal ist doch, weiß Gott, genug da."

„Nun, mich freut's! Gerade weil man so oft das Gegenteil findet! Auch hier heißt es: honores mutant mores, und manche, die sonst selber am Faß gestanden, weiß nicht mehr, was eine Drehmangel ist, wenn sie zu Gelde kommt. Alle Achtung vor einer echt konservativen deutschen Hausfrau!

Ich selbst habe ein solches Prachtexemplar und weiß das zu schätzen."

„Du hättest uns deine Frau gleich mitbringen sollen."

„Das thu' ich aus Grundsatz nicht. Erst das Terrain sondieren! Ich konnte nicht wissen, wie mich die neue Gutsherrschaft aufnehmen würde. Unter Umständen traf ich hier scheußliche Protzen, die sich gerade nur gut genug dünkten für den Baron, meinen allergnädigsten Brotherrn."

„O du —!" lachte Roderich.

Nun kam Prasch mit der Meldung, die gnädige Frau lasse die Herren bitten. Roderich Löhr stieß noch einmal mit dem alten Universitätsfreund an und führte ihn dann über den hohen gewölbten Korridor nach dem entgegengesetzten Flügel.

Zweites Kapitel.

Alwine Löhr hatte die häuslichen Obliegenheiten, die ihre Leitung in Anspruch genommen, jetzt gerade beendigt. Sie saß, einfach aber nicht unzierlich gekleidet, im Fenstersessel des blauen Eckzimmers und rückte sich mit der schlanken, etwas zu mageren Hand ihr schönes tiefschwarzes Haar zurecht, als ihr Gemahl an die Thür pochte. Flüchtig errötend erhob sie sich und ging den Eintretenden rasch und elastisch entgegen.

„Du erlaubst, Alwine," begann Löhr und stellte den Oberförster in aller Form vor.

Alwine begrüßte den Jugendfreund ihres Mannes mit großer Herzlichkeit. Sie hatte von jeher die Empfindung gehabt, als bezeichne dieser Max Wernick einen der wenigen Lichtpunkte in Roderichs dunkler freudloser Studentenzeit. Zuweilen, wenn ihr Gemahl — wie sich dies namentlich während der letzten drei Jahre mehrfach ereignet hatte — Spuren von Trübsinn und Schwermut verriet, hatte sie es sogar schmerzlich bedauert, daß die Beziehungen zwischen den Hochschulfreunden so bald aufgehört hatten. Wie sie auch sonst über Max Wernick denken mochte, so viel schien ihr gewiß: der flotte Student hatte dem ernsten Arbeiter, der mit so rastlosem Fleiß dem Examen zusteuerte, durch seine sprudelnde Frische und seinen reichen Humor manche unvergeßliche Stunde vergoldet. Ja, es schien ihr mitunter, wenn von Wernick die Rede war, als ob Roderich etwas wie Neid empfinde, Neid auf die frohe Ungebundenheit dieses glücklichen Temperaments, das so genußfähig war und sich doch gleichwohl durch ein gewisses angeborenes Maß von allen eigentlichen Excessen fernhielt. Mit teilnehmender Neugier schaute sie jetzt in sein liebenswürdig-joviales Gesicht, dessen unverkennbare, etwas schalkhafte Gutmütigkeit sofort aller Herzen gewann, während das kluge feurige Auge den reifen, innerlich durch und durch gefestigten Mann bekundete. Weit entfernt, aus der Erinnerung an den Übermut des ehemaligen Akademikers irgend Besorgnis zu schöpfen, war Alwine vielmehr sofort überzeugt, just dieser Oberförster mit seiner offenen, lustigen Art sei ein vortrefflicher Umgang für ihren Roderich, der leider auf Gostritz nur sehr wenig Verkehr mit ebenbürtigen Geistern gehabt hatte, hier aber zwischen den großen Rittergütern und Edelsitzen noch nicht heimisch geworden war.

Wenn so Alwine gleich bei der ersten Begrüßung für den Oberförster gewonnen schien, konnte Roderich aus der warmherzigen Art Wernicks herausfühlen, daß auch er von Alwine den günstigsten Eindruck empfangen hatte. Der Blick, den Wernick ihm zuwarf, sprach eine äußerst beredte Sprache. Hätte Max Wernick gewußt, wie einfach, natürlich und gut diese Frau Löhr war, er hätte sein Gretchen kurzer Hand mitgebracht.

Man setzte sich nun. Alsbald war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Wernick erzählte von seinem Verhältnis zu dem alten Baron, der ein etwas kurioser Herr scheine, von der traulichen Amtswohnung und der netten Art seiner Grete, ihm das Leben gemütlich zu machen. Dann sprach er von seinem dreijährigen Buben, der ein richtiger Prachtkerl war und seit einiger Zeit anfing, das Haus geradezu auf den Kopf zu stellen. Er merkte nicht, daß Alwine bei diesem Thema ein wenig still wurde. Zuletzt fragte er glückstrahlend: „Haben Sie auch Kinder?"

„Nein," versetzte sie leise. „Unser einziger Sohn starb zwei Jahre alt."

Roderich sah, wie sich ihr sanftes rehbraunes Auge verschleierte. Wernick hatte

hier eine Wunde berührt, die noch immer nicht ganz vernarbt war.

Es entstand eine Pause. Dann sagte der Oberförster etwas Verbindliches über das kostbare Mobiliar, das zu der stark provinziellen Einrichtung des Arbeitsgemachs einen erfreulichen Gegensatz bildete. Namentlich schien ihm der lichtblaue Stoff der Bezüge und Draperien vom besten Geschmack, reich und frisch, ohne ins Schreiende und Prunkhafte auszuarten; kurz, ein wahrhaft klassisches Boudoir, dessen sich keine Königin würde zu schämen haben.

„Das ist nicht mein Verdienst," gab Alwine zur Antwort. „Ehrlich gesagt, von den Finessen des Stils und dergleichen versteh' ich nur wenig. Wir haben das machen lassen — auf gut Glück — und nur so im allgemeinen hab' ich gesagt, was ich wollte."

„Ach? Wirklich? Da ist meine liebe Grete nun anders. Die tüftelt sich alles gehörig aus, bis in die Kleinigkeiten. Freilich, als Tochter eines bewährten Fachmannes! Ihr Vater war doch an der Wahlberger Kunstgewerbeschule. Und ich habe manches von ihr gelernt."

„Es scheint so," lächelte Roderich.

„Und Sie gefallen sich hier auf Gehlberg? Was?"

Alwine neigte ein wenig den Kopf.

„Eine Gewissensfrage! In Gegenwart Roderichs darf ich die gar nicht beantworten."

„Das klingt ja, als wär' ich ein Haustyrann."

„Nun, in gewisser Beziehung bist du das auch," scherzte Alwine.

„Wieso?"

„Mir zuliebe hast du die Übersiedelung hierher nicht vorgenommen. Im Gegenteil."

„Ei, ei, was hör' ich?" lachte der Oberförster.

Roderich Löhr nahm eine komisch-pathetische Miene an.

„So sind die Frauen," sagte er langsam. „Erst die Sanftmut und Gefügigkeit selber: ‚Mach das nur ganz, wie du willst!' Und hinterher, wenn's dann geschehen ist, kommen die Vorwürfe. Aber im Ernst, Alwine: bist du denn wirklich so ungern hier? Ich glaubte, das bißchen Sträuben sei nur ein Ausfluß deiner Anhänglichkeit an die Scholle gewesen."

„Natürlich. Das wirkt ja mit. Aber auch sonst — Ich passe nicht in so weite Verhältnisse. Gostritz mit seiner friedlichen Stille hat mich vollständig ausgefüllt. Auch du warst ja früher der Ansicht, daß in der großen Welt nichts zu holen sei. Und hier steckt man doch in der großen Welt und kann sich ihr nicht entziehen. Unsere zahlreichen Gutsnachbaren ... alles Leute, die mitten im Strudel schwimmen. Fast lauter Adlige. Ich weiß nicht, Herr Oberförster, ob Sie mir's nachfühlen: aber ich komme mir vor wie ein Heidekraut, das man ins Treibhaus verpflanzt. Rein äußerlich blüht und gedeiht es ja wohl; aber es fehlt ihm die frische Feldluft und der Jubelgesang der Vögel — und tausenderlei, was sich in Worte nicht kleiden läßt."

„Als ob du hier nicht ganz ungebunden und frei wärest!" lachte Roderich. „Felder giebt es in Gehlberg ebensogut wie in Gostritz. Und wenn du dich sonst von der Menschheit abschließen willst, wer könnte dich hindern?"

„Du, mein Schatz."

„Ich?"

„Ja, du! Seit einiger Zeit bist du nicht mehr der alte."

„Das klingt ja fast wie ein Vorwurf."

„O nein! Ich drücke mich wohl nur falsch aus. Streng genommen bin ich auch gar nicht erstaunt darüber. Manchmal sogar wundere ich mich, daß es so spät kommt. Ein richtiger Mann, der keine Schlafmütze ist, muß ja schließlich doch wohl ein bißchen hinaus. Du hast mich nur all die Jahre her von Grund aus verwöhnt. Sie kennen ihn ja, Herr Oberförster! Sie wissen, wie er's in Bonn trieb! Ganz ähnlich, wenn auch nicht just so streng und so einförmig, ging es dann weiter. Und mir paßte das recht. Ich war überglücklich, wenn ich sah, wie er sich zwischen der praktischen Arbeit und seinen Studien teilte, und dann zur Erholung gar nichts auf Gottes weiter Welt brauchte, als sein trautes Daheim und seine Familie. Auf die Dauer konnte das aber unmöglich gut thun. Ich selbst hab' ihm gelegentlich zugesprochen: Sieh dich mal draußen um! Mach eine Reise und so!

Aber dann war er wohl doch zu bequem, und beide zugleich konnten wir schwer abkommen. Na, da hat sich's denn so gemacht, wie von selbst: ein Drang in die Weite, ein starkes Verlangen nach Umgang und Menschenverkehr. Und wie das so recht im Flor stand — o, ich habe dich wohl durchschaut, Liebling — da kam die Geschichte da mit der Erbschaft. Ich wußt' es ja gleich, daß es nun aus war mit Gostritz. Nur so aus meinem dummen Instinkt heraus hab' ich dir dreingeredet. Und, bei Lichte besehen, bin ich ja ganz froh, daß wir nun hier sind. Die Hauptsache ist und bleibt, daß sich der Mann wohl fühlt; dann erst kommt die Frau in Betracht. Und mit der Zeit werd' ich mir schon das alberne Heimweh nach Gostritz abgewöhnen. Nicht wahr, Schatz?"

Sie drückte ihrem Gemahl zärtlich die Hand.

„Das wollen wir hoffen," sagte er etwas verlegen. „Du mußt mir nur die Gostritzer Langeweile nicht gar zu übel nehmen. Man konnte da wirklich nach bester Manier trübsinnig werden. Und es ging ja nicht anders. Gehlberg einem Verwalter anzuvertrauen — das war doch ein Ding der Unmöglichkeit."

„Zweifellos!" bestätigte Wernick. „Auch bin ich der Ansicht, daß diese Außendinge gar nicht so wichtig sind. Ob ich mit meiner Frau hier wohne oder in Zanzibar: wenn ich nur mein gemütliches Nest habe. Und, wie gesagt, das muß ich der Grete lassen: die Kunst, mir das Leben behaglich zu machen, versteht sie meisterhaft. Wir sind ja eigentlich arme Teufel. Grete hat nichts, ich habe nichts. Aber Sie sollen mal sehen, wie der kleine Racker seine paar Siebensachen zu drehn und zu wenden weiß! Ich bin erst gestern wieder beim Freiherrn gewesen: ich will ein Schelm sein, wenn mir sein stolzes Empfangszimmer halb so gefällt wie die einfache Wohnstube, die meine Grete nach ureigenem Geschmack dekoriert hat! Alles wie aus dem Ei geschält — und dabei die echt deutsche Gemütlichkeit selbst. Nun, Sie werden's ja hoffentlich bald in Augenschein nehmen. Wenn Sie erlauben, bring' ich Ihnen mein Ehegespons demnächst in Lebensgröße — und dann bitten wir ganz gehorsamst um Ihren Gegenbesuch. Das niedere Dach unseres Forsthäuschens buhlt um die Gunst der neuen Gehlberger Gutsherrschaft. Grete wird sich unendlich geschmeichelt fühlen. Millionärsleute! Es ist kolossal!"

Er lachte hellauf. Die klugen tiefdunklen Augen blitzten vor Übermut. Man sah ihm an, daß er sich hier wie zu Haus fühlte.

„Wenn's Ihnen paßt" sagte Alwine, „richten Sie sich's doch ein, daß Sie am Sonntag kommen. Womöglich zu Tisch."

„Es gilt. Wir kommen zum Mittagessen. Aber ganz unter uns! Oder befehlen Sie Gala?"

„Unsinn!" versetzte Löhr. „Du kommst, wie du gehst und stehst."

„Aber ein Sträußchen am Hut — und im Jagdwagen erster Güte! O, wir wissen, was wir dem alten Ansehen von Gehlberg schuldig sind! Gretchen wird eine Freude haben! Die macht gern so was mit. Überhaupt, eine lustige kleine Person — Na, was lob ich sie lang. Ich bin ja der Eigentümer. Da klingt das geschmacklos. Liebe Frau Löhr, es hat mich von Herzen gefreut — Ich wünsche nur, daß Sie der Grete so gut gefallen wie mir, und die Grete natürlich auch Ihnen: dann wird's eine dicke Freundschaft geben! Adieu, Löhr! Sonntag also! Um eins?"

„Je früher ihr kommt, desto besser. Punkt halb zwei geht es zu Tisch."

Max Wernick drückte die Hand Alwinens ritterlich an die Lippen. Dann schlug er dem Hochschulfreund kameradschaftlich auf die Schulter, nickte der Hausfrau, die sich erhoben hatte, noch einmal herzlich zu und ging mit großen, etwas geräuschvollen Schritten hinaus.

Roderich begleitete ihn bis in den Hof. Dort sprang ein brauner, kurzhaariger Hühnerhund, der ruhig neben dem Eingang gelegen und auf den Oberförster gewartet hatte, dem Heraustretenden freudig entgegen.

„Mentor, mein Adjutant," sagte der Oberförster. „Gleichzeitig Spielkamerad meines Buben. Ein famoses Tier. Läßt sich bis aufs Blut kujonieren und schmunzelt dabei wie ein christlicher Märtyrer. Hat mehr Verstand wie mancher intelligente Krautjunker. Wenn ihr hinauskommt, soll er sich mal in seiner ganzen Vollendung zeigen. Ihr werdet Augen machen!"

Ein letzter Händedruck, und Max Wernick eilte quer über den Hof. Mentor folgte, den feinen Kopf wie liebkosend an das Knie seines Herrn geschmiegt.

Drittes Kapitel.

Neben dem Arbeitsgemach Roderichs lag das Ankleidezimmer, dessen Einrichtung größtenteils noch aus der Zeit Joachim Pernbecks stammte. Ein hoher Spiegel mit Blättern und Rankenwerk aus getriebenem Silber schmückte die Fensterwand. Hier stand Roderich Löhr am nächstfolgenden Tag und hielt Generalmusterung über die just beendigte Toilette. Es galt heute den Antrittsbesuch bei der Droßhaidaer Gutsherrschaft, der einzigen bürgerlichen Familie, die hier im weiteren Umkreis Grundbesitz hatte. Frau Löhr war der Ansicht gewesen, daß man gerade bei diesen Droßhaidaern zuerst vorsprechen müsse, weil die Wahrscheinlichkeit eines freundnachbarlichen Verkehrs hier am größten war. Von den Adelsfamilien, zumal von dem Freiherrn von Riddaghausen, hatte sie keine sehr günstige Meinung. Ein reger Verkehr, wie ihn doch Roderich seinem eigenen Geständnis zufolge so brünstig anstrebte, schien dort kaum zu erwarten. Der alte Baron war ein Grandseigneur von ausgesprochen aristokratischer Lebensführung, leutselig mit dem geringsten Waldhüter, aber doch in gewisser Beziehung unnahbar. Ähnliches galt von den Kronbergs, den Wallisrodas, den Görnecks. Wenigstens war Frau Löhr fest davon überzeugt. Droßhaida hingegen — das schien ihr sofort einzuleuchten. Dort saß ein ehrsamer graubärtiger Herr mit Namen Reythorff; das Gut war verhältnismäßig klein; auch herrschte der Ton einer ländlich-zwanglosen Geselligkeit. Die Frau und die Töchter des Gutsherrn galten für außerordentlich liebenswürdig.

Roderich wollte sich auf Droßhaida möglichst vorteilhaft einführen. Er hatte sein Bestes gethan. Das blendende Vorhemd saß tadellos; der schwarze Anzug, ein Mittelding zwischen Ausgang und Gala, stand ihm vortrefflich: kein unkleidsamer Gehrock, sondern ein smokingartiges kurzes Jackett, beinah ein wenig zu jugendlich für den sechsunddreißigjährigen Mann, dessen Haare auf dem Scheitel schon dünn und an den Schläfen schon grau wurden. Der lebhafte Blick freilich und die frische Gesichtsfarbe zeigten noch keine Spur von Ermüdung. Im Gegenteil: unter den Wimpern glomm eine vollkräftige Lebenslust, eine Ungeduld, wie sie sonst nur den Jünglingen in der Zeit ihrer blühendsten Illusionen eignet.

Roderich trat einen Schritt näher zum Spiegel heran, prüfte den Sitz der hellen Halsbinde und schob sie mit Daumen und Mittelfinger ein wenig zur Seite. Auch die Weste vertrug eine kleine Zurechtweisung. So ernsthaft und sorgfältig wie heute war er seit vielen Jahren nicht mehr zu Werke gegangen; vielleicht seit dem Tag seiner Hochzeit nicht. Einen Moment lang hatte er dran gedacht, die Hilfe seines intelligenten Faktotums Prasch in Anspruch zu nehmen. Alle Großgrundbesitzer der Umgegend hatten ja ihre Kammerdiener, die mit kritischem Auge über den Einzelheiten der Toilette wachten, und Prasch würde sich ganz gewiß auch hier als tüchtige, bildungsfähige Kraft bewährt haben. Dann aber gab er doch diesen Einfall auf. Er war noch zu sehr an die einfache Gostritzer Methode gewöhnt; die Anwesenheit eines Dieners wäre ihm lästig gewesen.

Er sah auf die Uhr. Fast eine halbe Stunde fehlte noch an der Zeit, die für die Abfahrt bestimmt war. Dennoch klingelte er und schickte den freundlich hereinschmunzelnden Prasch zu Alwine, um fragen zu lassen, ob sie schon fertig sei.

Die Antwort lautete: „Nein, aber in zwanzig Minuten.“

„Gut,“ sagte Roderich. „Wenn es so weit ist, rufst du mich.“

Als er dann wieder allein war, setzte er sich, nahm eine rauhrandige Nagelschere, feilte noch hier und da etwas zurecht und sprang nach zwei, drei Minuten, von seltsamer Rastlosigkeit überwältigt, wieder empor.

Es war doch lächerlich, daß ihn dieser Besuch so aufregte! Er kam sich vor wie ein zaghafter Primaner vor dem Abiturientenexamen. Aber die Thatsache war nicht hinwegzuleugnen: der Besuch in Droßhaida regte ihn auf! Er hatte jetzt mindestens hundert Pulsschläge in der Minute. Ab und zu stockte das Herz, als wollte es stille

stehen. Wie ihn der Oberförster wohl ausgelacht hätte, wenn der ihn jetzt in dieser kläglichen Unruhe hätte beobachten können! Aber bei Licht betrachtet, war es kein Wunder. Vierzehn Jahre lang hatte er in dem elenden Bauerndorf Gostritz gelebt wie ein Einsiedler. Ja, und das war die Hauptsache: Damen gab es da gar keine! Höchstens die gute Frau Pfarrerin, die ja nun auch schon längst über die Tage der Eleganz hinaus war. Auf den kurzen Geschäftsreisen, die er von Zeit zu Zeit unternahm, hatte er wohl im Straßengewühl, im Hotel oder im Eisenbahncoupé Damen gesehen, aber nur wie man in der Kunstgalerie ein Bild sieht — wortlos, ohne Beziehungen. Solche flüchtigen Eindrücke trugen dann nur dazu bei, eine gewisse sehnsüchtige Bangigkeit vor diesen seidenumrauschten, bändergeschmückten Salonköniginnen wach zu erhalten. — Und nun sollte er plötzlich in die Neythorffsche Familie hineinschneien, wo ihm vielleicht ein halbes Dutzend solcher Geschöpfe auf einmal begegnen würde. Da war's doch begreiflich —

Abermals stellte er sich breit vor den Spiegel. Er mühte sich, seine Persönlichkeit ganz ohne Vorurteil zu studieren. Das Endergebnis fiel nun doch nicht zu seiner Befriedigung aus. Er wußte ja längst, daß er keine besonders verführerische Erscheinung war. Jetzt aber kam es ihm vor, als sei er im Grunde häßlich und kleinbürgerlich. Dies auserlesene Kostüm, das ja an sich vornehm und kavaliermäßig war, stand ihm recht unvorteilhaft — Oder lag das vielleicht an der altmodischen Art, wie er den Bart trug? Das fiel ihm jetzt schwer auf die Seele. Der Vollbart Wernicks war an den Seiten kürzer gehalten und gegen das Kinn spitz zulaufend; nicht völlig so spitz wie bei den Herren im „Journal Amusant", das Roderich seit dem ersten August hielt, aber doch auch nicht annähernd so breit wie der schwarzbraune Wald, der ihm hier aus dem Spiegel beinah brutal entgegenstarrte. Das Studium dieser Pariser Zeichnungen hatte ihm augenscheinlich den Blick geschärft. Solang er in seiner gewöhnlichen Tracht ging oder im Hauskittel, war ihm das weiter nicht aufgefallen. Dazu paßte der Bart; dazu paßten auch die wenig gepflegten Hände mit ihren starken Fingergelenken. Jetzt aber, wie er so in der glänzenden Hülle des Weltmanns steckte, dünkte es ihm, als liege über dem ganzen Bild ein seltsamer, fast plebejischer Hauch. Wäre der feierliche Besuch in Droßhaida nicht schon angemeldet gewesen, er hätte die Fahrt noch vertagt, um sich wenigstens diese Bartwildnis noch erst stutzen zu lassen. Auch das Haar trug er zu lang; fast wie ein ehrbarer Kandidat! Wo hatte Alwine nur ihre Augen gehabt, daß sie ihn gar nicht auf diese Mißstände hinwies?

Er seufzte — und lachte dann. Er kam sich doch wirklich ein bißchen albern vor. „Ich bin, wie ich bin," sagte er zu sich selbst und begab sich in sein Studierzimmer. „Wäre ich wirklich für etwas anderes geschaffen als für die Arbeit, ich hätt es nicht vierzehn Jahre lang in dem elenden Gostritz ausgehalten!"

Die Hände auf dem Rücken gefaltet, schritt er nun auf und ab. Da mit einemmal stutzte er. Sein Blick haftete nachdenklich auf einer Stelle am zweiten Bücherregal, wo eine Anzahl schwärzlicher Parallelstriche quer über das hellere Holz liefen. Die Striche rührten aus einer Zeit her, da er über das Leben in Gostritz anders geurteilt hatte als jetzt, aus der Zeit nämlich, da sein Knabe noch lebte, den er allmonatlich an dem Regal hier zu messen pflegte.

Mit Zaubergewalt stiegen jene glückseligen Tage vor seiner Erinnerung auf. Das ganze Gemach schien ihm plötzlich wie von überirdischem Glanze durchflutet. Er mußte sich setzen. Den Kopf wider den Holzrand des altfränkischen Sofas gelehnt, schloß er die Augen. Und mit der Klarheit einer Vision sah er nun das reizende Kind, zweijährig vielleicht, an der Hand seiner Mutter über die Schwelle kommen — Das war immer nach Tisch gewesen — Es trappelte dann mit den kleinen Füßchen lustig in allen Winkeln des Zimmers umher, richtete hier und da allerlei Unordnung an, zog aus den untersten Buchreihen Bände hervor oder kramte am Schreibtisch, obschon es wußte, daß ihm das von Mama strengstens verboten war. Aber sein schalkhaftes Lächeln und der neckische Blick der großen, tiefblauen Augen war so entzückend, daß Roderich, statt ihm zu zürnen, aufsprang, den kleinen

Liebling ans Herz riß und ihn mit Küssen und Liebkosungen beinah erstickte. Und das Kind schüttelte sich und jauchzte vor Lust und stammelte mit den frischen rosigen Lippen „Papa, lieber Papa!“ — War das wirklich so lange schon her, so endlos lange?

Roderich Löhr strich sich ein paarmal über die Stirne und sprang dann auf. Genug der selbstquälerischen Betrachtung! Was hatte dies krankhafte Wühlen in der Vergangenheit für einen Zweck? Damals war Gostritz allerdings noch kein unerträglicher Aufenthalt, sondern ein trautes, frohes, glückseliges Heim. Und das war es geblieben bis zu der furchtbaren Stunde, da dies junge Leben erlosch —

Nein, auch später noch! Die brennende Wunde war ja schließlich vernarbt. Ehrliches Schaffen und die treue hingebende Liebe Alwines, die ihren eigenen Schmerz über die Sorge um den Gemahl vergaß, brachte ihm die erschütterte Seele wieder ins Gleichgewicht. Auch nach dem Tode des Kindes hatte es Jahre gegeben, in denen sich Roderich unter dem Banne der Gostritzer Beschränkung wohl gefühlt. Die Sehnsucht nach dem verstorbenen Liebling, für den das Schicksal leider Gottes keinen Ersatz schenkte, schloß die Herzen der beiden Gatten fast noch enger zusammen. Freundliche Ruhe und stille Befriedigung war noch auf lange hinaus die Grundstimmung des Mannes, der keinen anderen Wunsch kannte, als seine mannigfaltigen Kräfte und Gaben fleißig und ernst zu bethätigen.

Bis dann mit einemmal eine seltsame Wandlung eintrat.

Roderich Löhr entsann sich noch deutlich des Tages und fast der Stunde. Es war im Herbst gewesen. Ein warmer Oktobertag ging zu Ende. Roderich hatte in Möthnitz zu thun gehabt und kam über den Fronweg zurück. Oben am Waldessaum auf der Marienbank hielt er im Anblick des herrlichen sonnenüberglänzten Gostritzer Thales einen Augenblick Rast. Da überkam ihn, wie ein plötzlich herabsinkender Nebelschleier, ein banges, unerklärliches Weh: das Gefühl der Vergänglichkeit. Aus dieser sterbenden Landschaft, die jetzt im Goldrot des Abends schwamm, schien ihm etwas entgegen zu raunen: „Bald wirst auch du einschlafen, wie dieser herbstliche Hain, der sich nach wenigen Wochen des Scheideglanzes entblättert und dann mit Schnee überkleidet. Du wirst hingehen, ohne die Welt gekannt, ohne den heimlichen Zauber der Dinge verstanden zu haben. Da draußen blüht und leuchtet die unermeßliche Fülle des Daseins, und du Armer vergräbst dich hier Jahr um Jahr in der schweigenden Einsamkeit!“ Er lauschte der wehmütig-holden Stimme wie ein Verzückter. Und ein Staunen ergriff ihn, daß er das alles nicht schon längst, längst sich gesagt hatte; daß vollends Alwine, die doch weder den Trost einer schweren Berufsthätigkeit noch gar die Hilfsquellen der Wissenschaft hatte, niemals in diesem schmerzlich-erhabenen Ton zu ihm redete, sondern so vollständig aufging in den kleinen, unscheinbaren Pflichten des Tages.

So war er nach Hause gegangen, nachdenklich schwer, wie einer, dem eine plötzliche Offenbarung geworden. Und diese Herbststimmung, diese inbrünstige Sehnsucht nach dem Leben, das er nicht kannte, nach der Welt, die ihm fremd war, ließen ihn nicht wieder los. Was er auf seinen spärlichen Reisen sah, steigerte nur die Glut des Verlangens, aus der bisherigen Öde herauszukommen. Er wollte nicht nur den Anblick der Schale, sondern den Kern; er wollte hineintauchen in den Strom des Jahrhunderts, und die genießenden Menschen mit all ihren Freuden und Träumen und auflodernden Trieben kennen lernen. Da war es denn wie eine Fügung des Himmels, daß ihm die unverhoffte Erbschaft zu teil ward. Er freute sich dieser Erbschaft, nicht um der Sache willen, nicht weil er nun zehnfacher Millionär war, sondern weil sie ihm endlich Gelegenheit bot, die Gostritzer Kette frei von sich abzuschütteln.

Roderich Löhr trat ans Fenster. Drunten im Schloßhof stand schon der blitzende Landauer mit den zwei ungeduldig scharrenden Brandfüchsen. Jost, der Kutscher, saß würdevoll auf dem Bock und hielt mit fachmännischer Gleichgültigkeit die Zügel. Er sah aus wie ein Engländer, steif, keinen Muskel bewegend, das glatte Gesicht wie aus gelblichem Thon modelliert. Die neue Livree, blau mit Silber, stand ihm vortrefflich; der wachstuch-überzogene Cylinder und

die sandfarbigen Aufschläge der Stiefel erinnerten lebhaft an die graziösesten Skizzen im Journal Amusant. Prasch, der Diener, hatte sich gleichfalls courfähig gemacht. Er stand seelenvergnügt vor den beiden Pferden und streichelte ihnen mit seinen hellgelben Handschuhen freundlich die Schnauzen.

Roderich Löhr nickte befriedigt. Das alles war tadellos, blink und blank, wie aus dem Ei geschält. Prasch sogar machte sich recht gediegen. Jedenfalls sah er weit intelligenter aus als die Dutzendbedienten, wie sie hier sonst stumm und hochnäsig neben den Kutschern hockten. O, die Herrschaften in Droßhaida sollten von ihren neuen Gutsnachbarn gleich eine durchschlagend-günstige Meinung bekommen!

Er machte das Fenster auf und schlürfte mit gierigen Zügen die laue Septemberluft. Das würde eine entzückende Fahrt werden! Zum erstenmale seit langen Jahren hatte er jetzt, bei aller Bangigkeit der Erwartung, das schöne Gefühl des ungehemmten Sichausweitens. Die nächsten Tage sollten nun wirklich einmal dem vollen Daseinsgenuß, dem Schauen und Schwärmen, der Freude am wonnigen Nichtsthun gewidmet sein. Er hatte ja seit dem Antritt der Erbschaft mehr Umständlichkeiten und Mühen gehabt als jemals zuvor: denn Gehlberg war von dem Sonderling Joachim Pernbeck stark vernachlässigt worden. Wie Roderich Löhr so hinabsah in den prächtigen Hof, der noch vor kurzem übel genug ausschaute, jetzt aber heiter und klar in der Sonne lag, ward er sich dieser Umständlichkeiten erst recht bewußt. Dort unten allein war zwanzigerlei zu ordnen gewesen. Die Ausrodung absterbender Bäume, die Beseitigung des überall wuchernden Grases, die Ausbesserung schadhafter Mauerteile und vermorschender Statuen — alles dies hatte er selbst überwacht und geleitet. Und vollends im Schloß! Und in den Wirtschaftsgebäuden! Und in dem riesigen Park, wo eigentlich nur das Georginen-Parterre leidlich im stande war!

Aber das lag nun, Gott sei Dank, hinter ihm. Wie sich Gehlberg jetzt präsentierte, schien das wundervolle Besitztum wirklich dazu geschaffen, der Schauplatz eines neuen lebendigen farbenprächtigen Lebens zu werden.

Roderich Löhr atmete tiefer. Im Geist verspürte er schon einen Hauch dieser nahen Zukunft, einen berauschenden Duft wie aus prachtvollen Märchengärten. Und gleichzeitig regte sich ihm die unklare Furcht, er möchte irgend ein Glück, irgend etwas von dem Zauber der lockenden Welt unwiderbringlich versäumt haben. Und wie er nun über sein sonderbares Gefühl nachdachte und sich selber ein wenig unheimlich vorkam und rätselhaft, da fiel ihm ein, daß er dies unbestimmte zaghafte Glücksverlangen schon in der frühesten Jugend empfunden, dann aber auf lange Jahre hinaus vergessen hatte. Als Knabe nämlich, wenn er vom Bornheimer Kirchturm in die duftblaue Ferne hinausblickte, war er mitunter wie krank geworden vor unüberwindlicher Sehnsucht. Zart und wolkenähnlich lag das verschwimmende Berggelände am Himmelsrand und schwellte das hochklopfende Kinderherz mit seligen Traumbildern. Dort in der blauen Unendlichkeit mußte die Fee Morgana wohnen, die holde, süße, lächelnde Königin, die alle Wünsche erfüllt, wenn sie so recht inbrünstig gewünscht werden. Dort gab es nur eitel Wonne und Glanz — und herrliche goldfarbene Blumen, die ewig im Tau leuchten.

Seltsam, daß er nun als gereifter Mann da wieder anknüpfte, wo er als Knabe stehen geblieben war! Die gelben Blumen der Fee Morgana! Wie lang hatte er nicht an dieses Märchen gedacht! Und nun stand es ihm plötzlich klar und bedeutungsreich vor der Seele, als wär es ihm niemals auch nur für Tage abhanden gekommen. Und ganz die nämliche traumhaft-süße Empfindung beschlich ihn, die sich ihm damals unter dem Bild jener Goldblumen verkörpert hatte. Wunderbar in der That! Die Sehnsucht in die duftblaue Ferne war also gar nicht zu töten.

Er fuhr zusammen. Man hatte stark an die Thür geklopft. Ein hübsches, blondzöpfiges Mädchen mit großen Vergißmeinnichtaugen und frischen, etwas aufgeworfenen Lippen trat in verlegener Haltung über die Schwelle.

„Die gnädige Frau läßt sagen, daß sie bereit ist.“

„Gut, Anna! Ich komme. Weshalb werden Sie denn so rot?“

„Ich dachte, der gnädige Herr würde mich auszanken."

„Weshalb denn?"

„Weil's schon so spät ist. Ich habe Unglück gehabt mit dem Kleid — Da gab's noch zu nähen."

Roderich sah auf die Uhr. Es war längst vier. Anderthalb Stunden lang hatte er so am Fenster verbracht, ohne die Zeit zu spüren.

„Wahrhaftig!" rief er erstaunt. „Na, der Kutscher muß eben tüchtig zufahren."

Er nahm den Paletot über den Arm, setzte den Hut auf und schritt hinaus. Alwine, ganz in Lila, ein schwarzseidenes Spitzentuch über den Schultern, kam von drüben und traf ihn gerade am Ausgang des Korridors.

„Ach, entschuldige nur!" sagte sie freundlich. „Anna ist sonst so geschickt —"

„Ich weiß, ich weiß. Hat nichts zu sagen. Ihr thut ja, als wäre ich der fürchterlichste Pedant. Aber du siehst ja großartig aus! Ich hätte gar nicht gedacht —"

„Daß deine Frau mit ihren fünfunddreißig Jahren noch so putzsüchtig sei?" lachte sie gutmütig.

„Nein, so meine ich's nicht. Aber so fesch, so — so elegant."

„Ich muß doch wohl! Dir zuliebe! Du legst ja seit einiger Zeit Wert darauf. Sogar die gräßlich teure Brillantbrosche hab ich mir vorgesteckt. Wenn sie verloren geht —! Ich werde die Angst nicht los —"

„Gott, dann kauf ich dir eine neue!" sagte er gönnerhaft.

So traten sie in den Schloßhof. Prasch, den Hut in der Hand, schien die Verwunderung seines Herrn über Alwinens unvermutete Eleganz zu teilen. Mit großer Beflissenheit half er ihr in den Wagen. Roderich Löhr stieg nach. Alwine öffnete ihren Sonnenschirm, warf einen Blick auf die mitzunehmenden Tücher und Decken und sagte dann fröhlich: „Also denn vorwärts!"

Der Kutscher Jost, der bis jetzt starr wie eine schönbemalte Porzellanpuppe dagesessen, hob nun langsam den rechten Arm. Er knallte mit terzerolschußartiger Heftigkeit. Prasch hielt sich noch gerade zur rechten Zeit fest. Sonst wäre er bei dem plötzlichen Anziehen der schnaubenden Edelfüchse hinterrücks über die Bockrampe auf Roderichs Schoß gestürzt.

Viertes Kapitel.

Droßhaiba bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu sämtlichen Rittergütern der Umgegend. Überall sonst standen ehrwürdige Herrenhäuser und Schlösser, hin und wieder sogar burgähnliche Bauten mit Wehrgängen, Türmen und krenelierten Mauern. Droßhaiba jedoch war vollständig modern bis auf den letzten Geißstall; man konnte fast sagen: großstädtisch.

Als der Landauer Roderichs um die letzte Wegbiegung rollte, nahm sich das villenartige Wohnhaus mit der stilvollen Doppelveranda und der maigrünen Rasenfläche ebenso traulich wie vornehm aus. Roderich, dessen altertümliches Schloß weit umfangreicher und wertvoller war, fühlte sich trotzdem etwas gedrückt. Es war ihm zu Mute, als müßten die Insassen dieser schimmernden Villa — die weiblichen wenigstens — etwas Königliches und Elfenhaftes zugleich haben.

„Außerordentlich hübsch!" sagte er halblaut. „Sieh nur mal, diese prächtigen Säulen! Und der entzückende Vorgarten! Was ist denn das für ein Bach, Jost, über den hier die Steinbrücke führt?"

„Die Droßnitz," versetzte der Kutscher, ohne den Kopf zu wenden.

„Was? Die Droßnitz, die bei den Gehlberger Ziegeleien vorbeikommt?"

„Die nämliche, zu Befehl. Es giebt nur eine Droßnitz; wenigstens hier. Die andere fließt weitab — drüben im Böhmischen."

Und wieder knallte er mit unglaublicher Heftigkeit, kühner und schneidiger noch als bei der Abfahrt. Es galt ihm, die Herrschaften dort in der Villa von dem Herannahen der Gehlberger Brandfüchse geziemend in Kenntnis zu setzen.

Das aber war kaum noch erforderlich. Von weitem schon hatten die Insassen das blanke Gefährt kommen sehen. Über die maigrüne Rasenfläche huschten zwei lichte Sommergewänder und verschwanden rechts hinter dem Strauchwerk. Ein hagerer junger Mann in hohem Cylinder und langschößigem, kaftanähnlichem Gehrock stelzte ihnen bedächtig nach. Während der Landauer, da jetzt die Straße stieg, etwas langsamer fuhr, ward es bei den Veranden lebendig. Eine schwer knirschende Seidenschleppe rauschte die

Stufen hinab, und ein Frauengesicht mit scharf ausgeprägter Nase und einem etwas gekniffenen Zug um den Mund hob eine langstielige Perlmutterlorgnette.

„Sind sie's, Laura?“ fragte Herr Neythorff, der, fast einen Kopf kleiner als die Gemahlin, mit seinen kurz trippelnden Beinen langsam gefolgt war.

Laura nickte herablassend.

„Richtig!“ bestätigte Neythorff. „Jetzt erkenn' ich die beiden Brandfüchse.“

„Ach! Erwähne die nicht!“

„Bist du mir immer noch böse, Laura?“

„Was heißt ‚böse‘! Wenn ich erst einmal anfangen wollte, böse zu sein, dann käm' ich ja aus der Verstimmung nicht mehr heraus. Jedenfalls wecken mir diese Brandfüchse keine sehr angenehme Erinnerung.“

„Laura!“

Sie wandte sich ab.

„Ein Mann ein Wort,“ sagte sie scharf. „Ich habe das nie anders gekannt. Freilich — bei dir —“

„Ich bitte dich, Laura! Fünftausend Mark! Nur zur Befriedigung einer Laune! Das war doch in unseren prekären Verhältnissen —“

„Warum versprachst du mir's denn?“

„Weil du mich quältest bis aufs Blut. Aber dann hab' ich mir's überlegt.“

Laura seufzte. Sie warf ihrem Eheherrn einen verächtlichen Blick zu und trat etliche Schritte abseits, während der Gehlberger Landauer mit den so glühend begehrten Füchsen durch das geöffnete Brückenthor in den Vorgarten steuerte.

Mit einemmal breitete sich über das starre Gesicht der kunstreich frisierten und ebenso kunstreich geschminkten Dame ein Hauch blendender Liebenswürdigkeit. Roderich und Alwine, die schon von weitem gegrüßt hatten, stiegen unter dem Bann dieser Huld aus und versanken nun förmlich im Strudel hochrauschender Artigkeit. Es war nicht zu leugnen: Frau Neythorff besaß trotz ihrer Schminke etwas ganz außerordentlich Distinguiertes. Man spürte alsbald die geborene Freiin von Stralow, die Tochter eines der verwöhntesten aristokratischen Lebemänner. Dabei gelangen ihr auch warmherzige Töne, die Roderichs scheue Befangenheit gleich in der ersten Minute lösten.

Es war jetzt beinahe fünf. Man hatte auf der Veranda rechts einen Tisch gedeckt, um hier im Angesichte der reizenden Hügellandschaft den Kaffee zu trinken.

„Ländlich, sittlich!“ sagte Frau Neythorff mit einer freundlichen Handbewegung. „Wir vespern hier ganz nach Art unserer Bauern. Sie müssen fürlieb nehmen.“

„Bitte recht sehr!“ stammelte Roderich. Er wußte nicht, was er von dieser Entschuldigung halten sollte. Der Tisch nämlich war glänzend besetzt: Früchte und Backwaren jeder Art, mehrere kalte Schüsseln, etliche Weinflaschen, dazu eine sehr malerisch wirkende vierfarbige Liqueurbatterie.

Er musterte noch die geschmackvolle Anordnung, als von der Treppe her Schritte ertönten. Ein wunderschönes Mädchen in weißem Kleide, um die Taille hochrot gegürtet, das lichtbraune Haar mit einem schimmernden Goldreif geschmückt, kam höflich grüßend auf die Veranda. Eher klein als groß, schien sie die weibliche Anmut selbst. Um den sanft schwellenden Mund spielte ein Zug holder Schalkhaftigkeit.

„Ach, Eva!“ sagte Frau Neythorff. Dann stellte sie mit sichtlichem Mutterstolz ihre älteste Tochter vor. Eva machte ein tiefes Hofkompliment und führte Alwinens Hand ehrfürchtig an die Lippen.

Eva Neythorff hatte mit ihrer Schwester Helka und dem Vikar Hans Curtmann drüben am Ende des Vorgartens Krokett gespielt. Als der Gehlberger Landauer in Sicht kam, war sie hinaufgeeilt, um sich noch einmal das Haar zu ordnen und ihr Kostüm durch das rotseidene Gürtelband zu vervollständigen.

Eva entwickelte ganz die gleiche Gewandtheit, die Roderich bei der Mama bewundert hatte. Sie sprach ziemlich schnell, aber doch klar und verständlich. Nach fünf Minuten hatte sie schon Gott weiß was erzählt —: von ihrem Krokettspiel, das sie dem wilden Lawn-Tennis bei weitem vorzog; von ihrer Schwärmerei für die Karlshöhe, deren altersgraue Ruine dort hinter den Wipfeln des Buchenwaldes hervorsah; von dem weltscheuen Sonderling Joachim Pernbeck, den sie nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen, als er nämlich in Lankenau seine berühmten Brandfüchse kaufte.

„Wo bleibt nur Helka?“ unterbrach Frau Reythorff den liebenswürdigen Redestrom ihrer Ältesten.

„Hier bin ich, Mama!“ klang es da aus dem großen Verandazimmer. „Entschuldige nur! Der Herr Vikar hat mich aufgehalten.“

„Aber mein gnädiges Fräulein,“ wehrte die Baßstimme des jungen Geistlichen, der jetzt gleichfalls im Rahmen der Thür erschien. „Wenn ich geahnt hätte — Mein Interesse für diese alten Meister —“

Die rotblonde, sommersprossige Helka winkte ihm ab. Ihre Gebärde war ein bißchen verräterisch. Es lag das Bekenntnis darin, daß sie den guten Doktor Hans Curtmann nur aus Verlegenheit anklagte, weil ihr eben nichts Besseres einfiel. Sie und der langbeinige Herr Vikar, der sich nach fünfthalb Jahren seelsorgerischen Wirkens plötzlich noch zum Erlernen des schweren Krokettspiels bequemt hatte, waren seit mehreren Wochen schon einig. Nur die Furcht, von der anspruchsvollen Mama abgewiesen zu werden, hatte dem liebeglühenden Theologen bis heute den Mund versiegelt.

Abermals vermittelte jetzt Frau Reythorff mit der ihr eigenen gesellschaftlichen Korrektheit die Vorstellung. Roderich wunderte sich über die ruhige, beinah phlegmatische Art Helkas, die zu der schmetterlingshaften Beweglichkeit Evas einen merkwürdigen Gegensatz bildete. Helka machte weder ein übermäßig formvolles Kompliment, noch küßte sie gar Alwine die Rechte. Sie war nicht unhöflich, aber doch außerordentlich gleichmütig. Der Herr Vikar Doktor Hans Curtmann verneigte sich stumm. Sein großes sprechendes Auge heftete sich zuerst auf Alwine und dann auf Roderich. Das sollte so aussehen, als sei es ihm heiliger Ernst mit der neuen Bekanntschaft. In Wahrheit jedoch übersann er voll brennender Unrast, wie er es machen sollte, beim Platznehmen unauffällig und sicher an Helkas Seite zu kommen.

Ein alter Diener in hochgelben Gamaschen brachte den Kaffee.

„Wir können auf den Herrn Lieutenant nicht warten,“ meinte Frau Reythorff im Ton einer Königin, die jede Unpünktlichkeit für eine Majestätsbeleidigung hält.

„Da kommt er ja schon!“ sagte die rotblonde Helka.

Aller Augen schauten hinaus auf die Brenkwitzer Landstraße. Von dem Gehölz her, das sich bis hart an die Dorfgrenze vorschob, klangen die Hufschläge eines galoppierenden Pferdes. Der Reiter jedoch, dessen Kopf über dem Erlengebüsch auftauchte, war nicht der vermutete Lieutenant von Sülfingen, sondern ein anderer Stammgast der Reythorffs, Major Schmettau.

Eduard, der Hausherr, der bis jetzt schweigend in seiner Ecke gesessen und nur manchmal wie traumverloren mit dem schwersilbernen Löffel wider die Tasse geklirrt hatte, hob ein wenig den grauen Vollbart und sagte zu Helka: „Sorgt ihm nur für eine Flasche Ungsteiner! Du weißt, die schweren Rotweine trinkt er nicht, und Kaffee noch weniger.“

Nachdem er sich dieser Bemerkung entledigt hatte, strich er sich mit der kurzen, rundlichen Hand über die Glatze, warf einen sehnsüchtigen Blick nach der bunten Liqueurbatterie und verfiel wieder in sein stummes Dahinbrüten.

Major Schmettau hatte inzwischen die Brücke erreicht. Das Thor stand offen. In leichtem Trab durchritt er den breiten Rundweg des Vorgartens und parierte seinen Trakehner dicht vor der Verandabrüstung.

Alles war aufgestanden — bis auf Alwine und den wehmütig-schweigsamen Hausherrn.

„Welch eine reizende Überraschung!“ sagte Frau Reythorff. „Gestatten Sie — Herr Major Schmettau — Herr Löhr, unser neuer Gutsnachbar.“

„Ah, der Besitzer von Gehlberg? Sehr erfreut.“ Dann, zu der Hausfrau gewandt: „Ich komme nur flüchtig vorüber. Der Pastor von Gerbigerode erwartet mich halb und halb zum Skat.“

„Ach was!“ lächelte Eva. „Der hat Leute genug, mit denen er skaten kann! Sie bleiben hübsch hier! Nicht wahr, Mama?“

„Natürlich!“ versetzte Frau Reythorff huldvoll.

Das schöne Mädchen wandte sich an den Bedienten, der auf der Treppe stand und seine hochgelben Gamaschen fest widereinander preßte.

„Bitte, Frank! Führen Sie den Rappen des Herrn Majors nach dem Stall.“

„Nein, das thu' ich!" klang da plötzlich eine jugendlich-derbe Stimme vom Krokettplatz herüber. Gertrud, die jüngste der Neythorffschen Töchter, ein hochgewachsenes fünfzehnjähriges Mädchen, kam hochglühenden Angesichts quer über die Rasenfläche. Hinter ihr trabte ein zwölfjähriger Knabe mit kecker Stülpnase, ihr Bruder Winfried.

„Ah, Fräulein Gertrud!" rief der Major und schwang sich rasch aus dem Sattel. „Na ja, wenn Sie meinen Boguslav übernehmen, bin ich ja sicher, daß ihm sein Recht geschieht."

Gertrud packte das Pferd beim Zügel und führte es nach dem Hof, wo sie persönlich darüber wachte, daß es der Stallbursche gewissenhaft abrieb.

Der Major nahm unterdes Platz. Frank entkorkte die Flasche Ungsteiner, die man für Schmettau bei ihm bestellt hatte, während Herr Neythorff auf einen Wink seiner Gattin die Gläser Curtmanns und Löhrs mit Burgunder füllte. Die Damen erhielten Sherry und Malaga. Dann reichte Helka die Schüsseln herum. Ganz ohne Umstände. Frank mit seinem langweiligen Duldergesicht konnte gehen.

„Wissen Sie, Herr Major," hub Eva nach einer Weile an, „daß Sie jetzt eigentlich hier die Stelle des Lieutenants von Sülfingen vertreten? Der garstige Mensch hatte uns mit Bestimmtheit versprochen —"

„Vielleicht eine dienstliche Abhaltung."

„Ach, die dienstlichen Abhaltungen der Lieutenants kennt man!"

Frau Neythorff lächelte ein gezwungenes Lächeln. Das war doch ein bißchen stark von Eva! Ein junges Mädchen durfte nicht Reden führen, die da bekundeten, daß sie über die Backfisch-Illusionen hinaus war. Zudem: wenn Sülfingen wirklich ein lockendes Heideröslein am Wege getroffen hatte, das ihn zurückhielt, so war das ja wohl für die Eitelkeit Evas empfindlich: aber als gut erzogene Lady mußte sie ihre Verstimmung um keinen Preis merken lassen.

Um das Gespräch von dem Lieutenant abzulenken, wandte sich nun Frau Neythorff mit verdoppeltem Eifer zu den Gehlbergern, zeigte ein lebhaftes Interesse für die Neueinrichtung des Herrenhauses, fragte nach diesem und jenem, und kam so in ein ziemlich ausgiebiges Zwiegespräch mit Roderich, während Alwine sich mehr aufs Hören beschränkte.

Plötzlich erhob Eva das Glas.

„Soll ich?" fragte sie mit entzückender Schalkhaftigkeit.

Und nun brachte sie, da ihre Mutter zustimmend lächelte, auf die neuen Besitzer von Gehlberg einen Trinkspruch aus, kurz, gewandt, flott und doch so echt weiblich, daß Roderich Löhr von wachsendem Staunen ergriffen wurde. Eva Neythorff war offenbar ebenso klug als schön, ebenso vornehm als liebenswürdig. Und diese weiche, warmtönige Stimme, die in gewissen Tonlagen so merkwürdig vibrierte!

„Auf gute und glückliche Nachbarschaft!" klang es jetzt von den Lippen der holden Sprecherin.

„Auf gute und glückliche Nachbarschaft!" wiederholten die übrigen. Man klirrte hell miteinander an. Frau Neythorff, Alwine und Helka nippten; Eva that einen zierlichen Schluck; Roderich, Doktor Curtmann und der Major tranken vorschriftsgemäß aus. Nur der kahlköpfige Hausherr stellte sein Glas wieder aufs Tischtuch, ohne es an die Lippen zu führen. Er schien völlig zerstreut.

Der gamaschenprunkende Frank trug Cigarren und Cigaretten her. Man rauchte. Sogar der Major Schmettau, der Nichtraucher war, steckte sich eine von den bekömmlichen leichten Havannas an und blies mit eigentümlicher Ungewandtheit das qualmende Blau von sich. Wiederum war es nur Eduard, der sich hier nicht beteiligte. Wie ihm der Diener die beiden Kästchen hinhielt, schüttelte er das mächtige Haupt und fuhr sich, wie schon vorhin, mit der fleischigen Hand etlichemal über die Glatze. Es war, als ob er hier einen Gedanken liebkose, der ihm unter der schönblinkenden Schädeldecke heimlich heranreifte.

Nach einer Weile machte Frau Neythorff den Vorschlag, die Gehlberger Gutsherrschaft ein wenig herumzuführen. Als Frau Löhr antwortete, man müsse doch wohl bald an die Rückkehr denken, erfolgte ein allgemeiner Protest. Dergleichen war in Droßhaida nicht üblich. Gäste, auch wenn sie zum erstenmal da waren, ließ man vor Abend nicht fort. Alwine wechselte einen Blick mit

Roderich. Gut. Wenn es denn wirklich so Sitte war —

„Natürlich!“ sagte Frau Neythorff. „Wir kennen das gar nicht anders. Wenn es die Herrschaften also interessiert — Unser Garten ist wirklich so übel nicht, obschon er sich selbstverständlicherweise mit dem Gehlberger Park nicht messen kann.“

Die ganze Gesellschaft erhob sich. Frau Neythorff legte die Hand auf Alwinens Arm und raunte ihr eine Artigkeit über das reizende lila Kleid zu. Eva, deren jugendschönes Gesicht durch die drei Tassen Mokka, die sie getrunken, noch belebter erschien, folgte mit Roderich. Den Schluß bildete Helka zwischen Hans Curtmann und dem Major, der sich übrigens vornahm, die beiden Liebenden ehestens allein zu lassen.

Nur Eduard, der schweigsame Hausherr, hatte sich bei dem plötzlichen Aufbruch nicht vom Flecke gerührt.

„Lassen Sie nur!“ sprach er zu Frank, der jetzt Anstalten traf, abzudecken. „Das eilt nicht. Übrigens fällt mir da ein —“

Man sah dem unstät wandernden Blicke des Mannes an, daß er mit ängstlicher Hast überlegte, was ihm denn „übrigens“ einfallen sollte. Nach kurzem Bedenken fragte er mit dem Ausdruck höchster Genugthuung: „Hat der Mordgrundbauer Antwort gesagt wegen der Astern?“

Der Diener wußte von nichts.

„Dann gehn Sie sofort hinüber und mahnen Sie ihn! Es wird jetzt die höchste Zeit. Nun? Worauf warten Sie noch?“

Frank stammelte ein paar halbverständliche Worte: „Die gnädige Frau ... strengstens anbefohlen ...“

„Ach was!“ rief Eduard, sich stramm in die Brust werfend. Dann fügte er milder hinzu: „Sie wissen doch, lieber Frank, wie sehr mir die Astern am Herzen liegen! Da — hier haben Sie ein Fünfmarkstück! Wenn Sie den Kerl gemahnt haben, können Sie gleich im Lamm ein Glas Kulmbacher auf mein Wohl trinken.“

Der Diener steckte das Geld ein, zuckte die Achseln und ging.

„Es wird, wie es wird!“ brummte er durch die Zähne. „Na, er ist ja doch eigentlich so zu sagen der Herr im Hause.“

Als die braune Livree mit den hochgelben Gamaschen jenseit der Brücke verschwunden war, schaute sich Eduard vorsichtig um. Ein lüsternes Lächeln huschte über sein bärtiges Antlitz. Die Luft war rein; der Vorgarten lag wie ausgestorben; auch in der Hausflur regte sich keine Seele. Vorgebeugt wie ein Panther, der sich zum Sprunge rüstet, nahte sich Eduard der noch vollständig unberührten Liqueurbatterie auf dem silbernen Brett. Er zog sie langsam zu sich heran, steckte die vier buntschimmernden Fläschchen sorgsam in die zwei Hintertaschen des Gehrockes und schlüpfte dann rasch in das Haus. Mit großer Beweglichkeit stieg er die Treppen hinauf zur Mansarde. Hier lag zwischen den Bodenräumen und Fremdenstuben ein schiefwandiger Raum: Eduards Schlafgemach. In diesem untergeordnetsten Zimmer des ganzen Hauses hatte man aufgestellt, was noch zu gut für die Rumpelkammer, aber zu schlecht für die beiden anderen Etagen war: eine Ahornkommode mit etwas verschwollenen Schubladen, einen windschiefen Kleiderständer, einen drehbaren Spiegel in schadhaftem Goldrahmen, einen wackeligen Nußbaum-Eckschrank. Rechts vom Eingang, an der grau tapezierten Mauer, die jetzt mit schlummernden Spätsommerfliegen besät war, stand ein gußeisernes Bett, das ursprünglich dem Kutscher gehört hatte. Als dieser Kutscher jedoch die Neythorffschen Dienste verließ, um durch den baumlangen Gotthold ersetzt zu werden, hatte die Gutsherrin dies auffallend kurze Bett für den Gutsherrn bestimmt, während der baumlange Gotthold ein neues, passenderes bekam. In der prachtvollen Ebenholzbettstatt ihres Papas schlief jetzt die reizende Eva.

Nachdem Eduard in dieses Gelaß eingetreten, schloß er zunächst sorgfältig hinter sich ab. Dann riß er die Fenster auf; denn in dem kleinen Raume herrschte eine abscheuliche Schwüle. Das Bett war noch nicht gemacht.

Triumph im Antlitz holte er nun die vier netten Krystallfläschchen hervor, stellte sie mit Bedacht auf den Tisch und zog schmunzelnd den Rock aus. Hiernach schob er die Bettstatt herbei und setzte sich breit auf den Rand. In den hellblauen Augen sprühte olympisches Wohlbehagen. Unbekümmert um den verstaubten Betttuchzipfel, der lang-

wegs am Fußboden schleppte, gleichgültig gegen das unwirtliche Waschbecken mit dem schwärzlichen Seifenwasser, nicht gekränkt von den wuchtigen Schaftstiefeln, die noch ungeputzt bei der Kommode lagen, widmete er seine volle Aufmerksamkeit dem Farbenspiel der sanft leuchtenden Spirituosen. Das Gelbe da mit dem warmgesättigten Goldton war Ingwer; das Grüne Chartreuse; das Weiße Alasch; das Rote Vanille.

Eduard Neythorff begann mit der Farbe, die so unwiderstehlich an das reizvolle Inkarnat blühender Mädchenwangen erinnerte.

„Ja, ja, die Jugend!“ seufzte er kopfnickend. Dann hob er stumm den Krystallstöpsel, führte das schimmernde Rot ausdrucksvoll an die Lippen und that einen schwermütig-tiefen Zug.

Er schien wenig erbaut. Das war nichts für einen kräftigen Mann, der's mit dem Trinken ernst meinte! Laura, die blonde Freiin von Stralow, war vor etlichen zwanzig Jahren auch so rosig gewesen und mild wie diese glatt-süffigen Tropfen. Dennoch — er hätte besser gethan, sich damals durch den vornehmen Duft und die schmeichelnde Süßigkeit nicht so blödsinnig betäuben zu lassen. Dieser Vanille-Liqueur symbolisierte das Falsche und Trügerische. Er war die verkörperte Gaukelei. Fort damit!

Eduard hatte jetzt die Gebärde des Helden, der einen Todfeind rücksichtslos aus der Welt schafft. Von neuem setzte er die Karaffe unter den Schnurrbart, schloß die Augen und ließ den ganzen Inhalt stirnrunzelnd hinabgleiten.

Nun begann er ein Selbstgespräch. Das war seine Art, sobald er ein bißchen Blut geleckt hatte. Er wischte sich mit dem zerknüllten Hemdärmel den Mund, hustete und legte dann los.

„Jawohl! Wenn man das Zeug so auf einmal — na, ja, dann geht's! Dann könnte man's wirklich für einen ganz — ganz anständigen, guten Liqueur halten. Und so ein bißchen — à la bonne heure! Aber zum richtigen Kneipen — pfui! Um nichts in der Welt! Vanille! Pah! Erzfade trotz alledem! Setzen wir einen Alasch darauf!“

In diesem Augenblick ward energisch gepocht.

„Was giebt's? Wer ist da?“

„Ich!“ erwiderte Frank. „Der Mordgrundbauer war nicht daheim.“

„So? Er war nicht daheim? Na, dann gehn Sie nur! Ich bin mit Botanik beschäftigt. Ich analysiere. Ich kann Sie nicht brauchen, Frank.“

„Jawohl! Ich stehe hier schon eine Weile —! Herr Neythorff, wenn das die gnädige Frau erfährt —“

„Unsinn! Was denken Sie nur? Wenn meine Frau nach mir fragt, so sagen Sie einfach: der Herr arbeitet! Verstehn Sie mich, Frank?“

„Herr Neythorff, ich bitte recht schön, geben Sie mir die Liqueurflaschen!“

„Was für Liqueurflaschen? Ach so! Die hat ja das Stubenmädchen geholt! So wahr ich lebe, das Stubenmädchen! Gehn Sie nur, Frank. Ich habe zu thun! Ich werde sonst böse, Frank!“

Der Diener schwieg, aber er ging nicht. Kopfschüttelnd lehnte er wider den Thürpfosten und hörte mit wachsendem Mißgefühl, wie Eduard Neythorff nach Vertilgung des Alasch auch den Ingwer apostrophierte. Dann ward es still in dem einsamen Dachstübchen. Nur ein sanftes regelmäßiges Schnarchen verriet, daß die buntleuchtende Batterie bis auf den letzten Tropfen vertilgt war.

„Na, ich kann's ihm nicht übelnehmen,“ murmelte Frank. „Wenn man so sieht, wie sie den armen Kerl hier behandeln — Morgen wird's wieder schön in die Bude hageln!“

So schlich er die Treppe hinab.

Fünftes Kapitel.

„Wo ist Papa?“ fragte Eva, als sie mit Roderich wieder im Vorgarten erschien und die hagere Gestalt Franks auf der Veranda erblickte.

„Beim Mordgrundbauern — wegen der Blumen. Der wollte die gestern schon abliefern.“

Das schöne Mädchen warf dem schlecht lügenden Menschen einen durchdringenden Blick zu. Dann fuhr sie fort, mit Roderich langsam dahin zu schlendern.

„Der Mordgrundbauer?“ hub ihr Begleiter an. „Das klingt ja ordentlich wie eine Ritter- und Räubergeschichte.“

„Du lieber Gott! Der alte Bursche ist harmlos wie ein zehnjähriges Kind!"

„Wenn ich fragen darf: was sind das für Blumen, die der Mann züchtet?"

„Alles Mögliche. Rosen, Astern, Levkojen —"

„Sie lieben die Blumen?"

„Aber natürlich! ‚Lieben' ist gar nicht genug gesagt: ich schwärme dafür. Besonders für Maiblumen und Rosen. Und dann — jetzt werden Sie lachen — für Georginen!"

„Das freut mich ganz außerordentlich. Unser Geschmack begegnet sich hier. Die Spätsommergärten mit diesen goldgelben und bordeauxroten Blüten, die so weich und so voll ausschauen —: es giebt ja nichts Schöneres. Ja, und Sie wissen doch, daß wir im Park von Gehlberg eine Georginenkultur haben, die ihresgleichen sucht?"

„Ich habe davon gehört. Leider war ja Ihr Vorgänger ein so schrecklicher Sonderling! Wie gern hätt' ich einmal meine Lieblingsblumen so recht aus dem Vollen genossen! Aber Herr Pernbeck hatte mit niemand Verkehr."

„Es wird uns die größte Freude sein, wenn Sie das baldmöglichst nachholen — Nicht wahr, Alwine?"

„Selbstverständlich!" sagte Frau Löhr warmherzig. Sie war jetzt eben mit Helka und Curtmann herzugekommen. „Wir rechnen bestimmt darauf."

„Sehr liebenswürdig," versetzte Eva. „Ich komme ja leicht mal hinüber — weit eher als Papa und Mama, die leider in solchen Dingen ein bißchen schwerfällig sind; das heißt: Papa — Ich lasse mir kurzer Hand meinen Lovelace satteln: da brauche ich kaum vierzig Minuten."

„Ah, das gnädige Fräulein reiten?" frug Roderich.

„Gewiß. Und mit Wonne! So auf schnaubendem Tier durch Felder und Wälder dahin zu jagen, das ist meine größte Leidenschaft."

„Siehst du, Alwine? Ich wollte dich's lernen lassen! In Gostritz hatten wir ganz brauchbare Pferde. Die kleine Rappstute, die im Einspänner ging, hätte sich sehr wohl geeignet. Aber du warst ja nicht zu bewegen."

„Sind Sie so ängstlich, gnädige Frau?"

„Das nicht," versetzte Alwine. „Aber ich weiß nicht — gerade in Gostritz — Ich glaube, die Menschen hätten Gott weiß was geredet."

So schritten sie weiter.

Am Ende des Hauptweges, hinter breitästigen Ulmen, Kastanien und Linden versteckt, lagen die Wirtschaftsgebäude. Da sich Roderich ehrenhalber für diesen Teil der Besitzung noch mehr interessieren mußte als für den Garten, so ließ er sich hier von Eva Reythorff ein wenig herumführen. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß diese Wirtschaftsgebäude mit ihren Einrichtungen keineswegs auf der Höhe der Zeit standen. Vieles sogar schien ihm vom Standpunkt des tüchtigen Landwirts geradezu lächerlich. Doch fand er nicht lange Zeit, über die Mißstände ernstlich nachzudenken. Er sah das alles überhaupt nur wie im Halbtraum; denn das silberhelle Geplauder Evas wirkte auf seine Nerven wie ein sanft rieselnder Quell in der Mondnacht.

Als er mit Eva wieder den Vorgarten betrat, kam aus dem Sterngehölz ein hochrotes Kabriolett, das ein ernsthafter Kavalier in hellbraun-karriertem Sommeranzug mit selbstbewußter, etwas gekünstelter Eleganz lenkte. Ihm zur Seite, die Linke am Wagenrand, die Rechte am braunen Schnurrbärtchen, lehnte ein junger, liebenswürdig dreinschauender Lieutenant.

„Also doch!" lächelte Eva mit unverkennbarer Genugthuung.

Es war in der That der Seconde-Lieutenant Otto von Sülfingen, der jetzt mit seinem Busenfreunde, dem Amtsrichter Elimar Schott, eifrig grüßend an der Veranda vorfuhr. Während ein Stallbursche sich des Fuhrwerks bemächtigte, stiegen die beiden Herren aus und verschwendeten rings die üblichen Artigkeiten.

„Ich bin trostlos, gnädige Frau," sagte der Lieutenant und führte die schmale Hand der geborenen Freiin von Stralow ritterlich an die Lippen. „Aber es war schlechterdings nicht zu machen. Unverhoffter Besuch — Dafür bringe ich hier den Amtsrichter mit. Ich hoffe, das wird Sie versöhnen."

Es entspann sich nun eine lebhafte Un-

terhaltung, deren Mittelpunkt der hochgewachsene außerordentlich distinguiert dreinschauende Elimar Schott war. Herr Schott erzählte mit der ihm eigenen souveränen Nachlässigkeit von seinem diesjährigen Aufenthalt in Ostende, verbreitete sich mit kurzen, genäselten Schlagwörtern über die glänzenden Toiletten, die er studiert hatte, und wob mit so feiner Gewandtheit neue und alte Pointen ein, daß selbst der langrockige Herr Vikar neugierig zuhörte. Auch Eva bethätigte eine lebhafte Teilnahme, obschon sie etliche Male, zu Roderich aufblickend, heimlich die Brauen verzog wie jemand, der doch im Grunde die Hohlheit und Banalität der ganzen Sache durchschaut hat. Helka belachte die Scherze des Amtsrichters aus gutem Gemüt, warf gelegentlich eine Frage dazwischen und war im stillen glückselig, daß ihr Vikar mit dieser sprudelnden Geistreichigkeit nichts gemein hatte. Sie liebte ihn just, wie er war, trotz seiner auffallend langen Nase, trotz seiner Storchbeine und trotz seiner starren Talentlosigkeit im Punkt der Salonplauderei. Wenn er mit ihr allein sprach, war er ja desto mehr Cicero und Demosthenes in einer Person.

Die Gesellschaft hatte sich jetzt um den Amtsrichter gruppiert wie eine Schar von Höflingen um ihren Fürsten. — Major Schmettau benutzte diese Konzentration, um den Lieutenant beiseite zu nehmen.

„Auf ein Wort, Sülfingen!“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Sagen Sie mal — ohne Indiskretion: was war denn das für ein unverhoffter Besuch?“

„Ach, nichts Besonderes! Ein Herr ... Eine Angelegenheit rein geschäftlicher Art.“

„So? Na, geben Sie acht, Sülfingen, daß Ihnen diese — Besuche rein geschäftlicher Art nicht über den Kopf wachsen! Sie wissen, der Kommandeur versteht keinen Spaß. Wäre schade um Sie!“

Der Lieutenant errötete.

„Danke verbindlichst für den freundlichen Wink, Herr Major! Aber der Herr Major irren, wenn Sie vermuten — Vor einigen Monaten war ich allerdings stark in der Klemme — Wie das so geht — Heute aber — Wenn es den Herrn Major interessiert: ich bin jetzt vollständig glatt bis auf den kleinen Rest, den mir Löb Nathanson heute gestundet hat. Wirklich, nur eine thörichte Bagatelle! Hätt' ich den Amtsrichter früher getroffen, ich hätte ihn um die paar hundert Mark angekrallt. Dann war ich im reinen.“

„Freut mich, freut mich! Sehen Sie, ich bin ja wahrhaftig kein Cato: aber es giebt doch gewisse Grenzen. Das bißchen Sektkneipen und die sonstigen kleinen Scherze machen die Karre nicht schwer. Nur das verdammte Jeu —“

Der Lieutenant seufzte.

„Jawohl, das Jeu! Mein unglaubliches Pech hat mich da schmählich hineingeritten! Bis ich dann endlich durch ein paar glückliche Coups dem Schaden auf einmal beikam! Jetzt, wo ich so gut wie rangiert bin, sollen mich keine zehn Pferde wieder zum grünen Schafott schleppen. Ich habe jetzt andere Dinge im Kopf —“

Ein zärtlicher Blick schweifte verräterisch zu Eva hinüber.

„Aha!“ lächelte Schmettau. „Na, bleiben Sie hübsch bei Ihren soliden Grundsätzen! Der Herr Kommandeur wird sehr angenehm von Ihrer Wandlung berührt sein. Ich darf Ihnen sagen, daß er Sie ganz speciell auf dem Korn hat. Na, und nun kommen Sie! Fräulein Eva lauscht zwar dem Amtsrichter mit blendender Höflichkeit, aber sie scheint doch ihren Freund Sülfingen stark zu vermissen.“

Eva hatte sich in der That schon zweimal nach dem Major und dem Lieutenant umgeschaut. Otto von Sülfingen war doch ein ganz reizender Junge! Wie sie ihn so daherkommen sah in seiner knapp anschließenden Uniform, da hätte sie ihm vor heller Freude gleich um den Hals fallen mögen! Schade, schade, daß die Verhältnisse sonst nicht völlig nach Wunsch waren!

Eva seufzte ein bißchen. Dann durchbrach sie mit ihrer graziösen Lebhaftigkeit den Cercle des Amtsrichters und machte den Vorschlag, die prächtige Abendbeleuchtung dort von dem Platz unter den Linden aus in aller Behaglichkeit zu genießen. Man konnte da plaudern, Gesellschaftsspiele in Scene setzen — und zwischendurch auf die goldübersponnene Hügelreihe jenseit der Droßnitz blicken.

Der Vorschlag ward gut geheißen. Jetzt kam auch Gertrud, die sich bis dahin im Stall bei den Pferden herumgetrieben, und hinter ihr der zwölfjährige Winfried. Der Amtsrichter begrüßte den kraftstrotzenden Backfisch, der überall aus den Kleidern durchbrechen zu wollen schien, mit sichtlichem Wohlgefallen, nannte das große, vollblütige Mädel seine specielle Freundin und spürte nicht übel Lust, ihr die Wangen zu klopfen, wie er dies noch im Vorjahr ausgiebig gethan hatte. Er hielt sich jedoch zurück. Gertrud war in der That kein Kind mehr, und Eva, auf die er doch aus gewissen Gesichtspunkten Rücksicht nahm, hätte diese Vertraulichkeit nachgerade mißdeuten können.

Das runde Gesicht Gertruds war bei dem Händedruck Schotts brennend rot geworden. Rasch wandte sie sich zu Frau Löhr, der sie von Eva mit einer neckischen Redensart vorgestellt wurde. Dem Lieutenant und dem Major nickte sie harmlos zu. Dann schmiegte sie sich an die rotblonde Helka und sagte bettelnd: „Spielen wir doch Eine-Person-Denken!“

„Gut!“ meinte Helka. „Der Herr Amtsrichter muß raten!“

„Jawohl, der Herr Amtsrichter!“ klang es im Chore.

Elimar Schott verbeugte sich lächelnd.

„Bitte, gehn Sie ins Haus!“ bat Helka. „Sie haben so feine Ohren —“

Und Elimar Schott machte gehorsam Kehrt. Es war ein erhebender Anblick, den sorgfältig gekleideten Herrn mit den kostbaren Lackstiefeln, der blendenden Wäsche und dem hellbraunen Filzhütchen so prächtig den Kiesweg dahinwandeln zu sehen. Es lag etwas Schauspielerartiges in den würdevoll abgemessenen Bewegungen, und doch wieder etwas Hoheitsvoll-Aristokratisches, wohl geeignet, einem phantasiereichen Mädchenherzen Stunden der Unrast und des heimlichen Sehnens zu zeitigen.

„Wen also nehmen wir?“ fragte Eva.

„Den Fürsten Bismarck!“

„Ach, das ist ja zu leicht!“

„Oder den Herrn Major?“

„Present company always excepted,“ wehrte Frau Neythorff.

„Selbstverständlich!“ fügte Eva hinzu. „Das gäbe doch gar zu peinliche Augenblicke! Wenn nun Herr Schott fragt: ‚Ist der Betreffende schön, flott, liebenswürdig?‘ Man kann doch dem Herrn Major keine so plumpe Schmeichelei ins Gesicht sagen!“

Alles lachte.

„Noch dazu, wo es die Unwahrheit wäre!“ sprach Schmettau mit ruhigem Ernste.

„Fishing for compliments!“

Und nun gab es ein Hin und Her von zwei, drei Minuten, bis Eva daran erinnerte, man dürfe doch den Herrn Amtsrichter nicht gar zu lang warten lassen. Endlich wählte man die Klotilde des Mordgrundbauern. Die Herrschaften, denen die Frau nicht bekannt war, wurden sofort instruiert.

„Herr Amtsrichter! Bitte!“ riefen drei Stimmen zugleich.

„Herr Doktor Schott! Sie können jetzt kommen!“ klang es noch lauter vom Munde des Herrn Vikars.

Pause. Der Amtsrichter kam nicht.

„Lauf doch einmal hin, Gertrud,“ sagte Frau Neythorff. „Wir haben so lang debattiert: am Ende ist er gar eingeschlafen.“

Gertrud flog. Sie betrat die Veranda und schaute ins Eßzimmer. — Nichts. — Dann in den kleinen Salon. Richtig, da saß er!

„Wahrhaftig, er schläft!“ dachte Gertrud. Sie ging in die Stube. „Herr Amtsrichter! Hören Sie nicht?“

Elimar Schott erhob sich und legte das Album weg, das er auf seinen Knien gehalten.

„Sachte nur, sachte! Hier bin ich schon. Nein, wie du hübsch wirst, Gertrud! Und groß, groß! Du wächst mir ja noch rein über den Kopf! Weiß Gott, ich darf jetzt gar nicht mehr Du sagen.“

„Aber weshalb nicht?“

Er faßte sie lächelnd unter dem vollen Kinn.

„Nein, Trudchen! Das geht nicht mehr! Du bist jetzt schon eine richtige Dame! So wahr ich lebe, du könntest gleich von der Stelle weg heiraten.“

„Unsinn! Ich heirate überhaupt nicht!“

„Na, na!“

Er seufzte ein wenig, strich ihr mit seinen wohlgepflegten Fingern liebkosend über das Haar und warf sich dann wie ein Selbstüberwinder stolz in die Brust. Das kost-

bare Filzhütchen aufsetzend, schritt er in seinen blendenden Lackstiefeletten vornehm hinaus. Gertrud folgte ihm glückstrahlend.

„Nun, Sie haben sich ja, scheint's, in den äußersten Winkel zurückgezogen?" sagte Frau Neythorff.

„Stimmt, gnädige Frau. Ich wollte um jeden Preis den Verdacht vermeiden. Wo fang ich denn an?"

„Hier bei Helka."

Nun begann von seiten des Amtsrichters ein recht unsicheres Tasten, ein Forschen und Anklopfen ohne System, so daß er, bei der letzten Person des Halbkreises angelangt, um kein Atom klüger war als im Anfang. Roderich Löhr staunte über dies merkwürdige Ungeschick, das zu dem selbstbewußt-geistreichen Debüt von vorhin so wenig zu passen schien. Er wechselte einen Blick mit Alwine, die ganz den nämlichen Eindruck hatte. Frau Neythorff sogar lächelte, während der Herr Vikar zweimal den vollmähnigen Kopf schüttelte.

Der Amtsrichter fragte noch einmal durch.

„Ja, das ist nicht zu raten!" rief er dann achselzuckend. „Weiblich, alt, häßlich, ungebildet."

„Aber Sie wissen ja noch nicht einmal den Aufenthaltsort der Betreffenden!" rief der Vikar, der sich in der zuckenden Ungeduld seines gescheiten Kopfes kaum noch zu halten wußte.

„Sehr verbunden," näselte Schott. „Ich habe als selbstverständlich vorausgesetzt — Also, mein gnädiges Fräulein, wo wohnt die Betreffende?"

Helka lachte.

„Ich darf nur mit ja oder nein antworten. Bitte gehorsamst um vorschriftsmäßige Fragestellung."

Der Amtsrichter kniff ein wenig den Mund. Auch der Vikar hatte gelächelt. Wirklich ein unangenehmer Patron. Den jungen Damen war in dieser Hinsicht manches erlaubt: dieser grobknochige Theologe jedoch, der höchstens ein besseres Maturitäts-Examen vor ihm voraus hatte, der ein Plebejer war, der Sohn eines Tischlermeisters, dieser fatale Herr Doktor Hans Curtmann hätte eigentlich eine Zurechtweisung verdient — wenn es nicht Elimar grundsätzlich verschmäht hätte, mit solchen Persönlichkeiten in Diskussion zu geraten. Äh! Mochte der thun und lassen, was ihm beliebte! Elimar Schott stand so hoch, daß der Geifer des Alltagsgewürms nicht mehr zu ihm heraufreichte.

Er fragte noch zweimal und erklärte sich dann gleichmütig für besiegt.

„Ich rate das nicht! Wenn man den ganzen Vormittag über mit Bauern und Handwerkern verkehrt hat, wird man ein bißchen schwerfällig."

„Ein Pfand, ein Pfand!" rief die lustige Gertrud und streckte dem Freund beide Hände entgegen.

Er gab ihr den Hausschlüssel.

Nun kam die Reihe an den Vikar, der sich mit seiner Aufgabe trefflich zurechtfand. Ihm folgte dann Eva. Auch sie zeigte eine bemerkenswerte Geschicklichkeit. Mit einer Logik, wie sie sonst Frauen nicht eigen ist, zog sie die Kreise immer enger und enger, bis sie zuletzt einige Glieder keck übersprang und blitzschnell das richtige Wort sprach.

Da gab es ein allseitiges Bravo. Roderich staunte über die geistige Biegsamkeit dieses Geschöpfes, das auf den ersten Blick so vollständig in Schönheit, Liebreiz und Grazie aufzugehen schien. Aber sie war nicht nur entzückend, sondern auch offenbar von großer Verstandesschärfe. Nachdenklich sann er über das Rätsel nach, das ihm hier so verlockend und zauberisch entgegentrat.

Sechstes Kapitel.

Der Abend sank. Die Pfänder waren ordnungsgemäß ausgelöst. Einmal war das Spiel unterbrochen worden durch das Erscheinen des Landbriefträgers, der für Herrn Eduard Neythorff einen gesiegelten Einschreibebrief überbrachte. Frau Neythorff quittierte und steckte den Brief etwas eilig in ihre Tasche. Dann ging die Komödie weiter, bis zu dem letzten Spaß, den der Vikar leistete. Trotz seines geistlichen Rockes mußte er sich auf den sogenannten Lästerstuhl setzen und mancherlei herbe Unbill über sich ergehen lassen. Bei dem Vorwurf, er sei ein hochnäsiger Pharisäer, that er jedoch dem Herrn Amtsrichter nicht den Gefallen, die naheliegende Autorschaft anzugeben; er riet vielmehr absichtlich falsch und nannte Alwine.

Von der Veranda her glänzten bereits die Lichter, als Doktor Hans Curtmann mit seiner drolligen Pönitenz fertig war. Da kam der Bediente und meldete mit scharftöniger Stimme, daß man serviert habe.

Alles strömte nun in die Villa. Die Tafel in dem geräumigen Speisezimmer war glänzend gedeckt und glänzend erleuchtet. Blühende Rosen prangten in zwei köstlichen Jardinièren. Die Mitte nahm ein schwersilberner Aufsatz mit herrlichen Früchten und malerisch niederhangendem Weinlaub ein. Bei jedem Gedeck lag ein reizender Nelkenstrauß. Die Gläser und Kelche waren mit Feldblumen verziert; reich vergoldete Kartenhalter trugen die schmalen Kartonstreifen mit den Vor- und Zunamen der einzelnen Platzinhaber. Dies geschmackvolle Arrangement war das Werk Jeannetons, der französischen Zofe, die aus Vevey stammte und fünf Jahre lang bei einer gräflichen Herrschaft in Mars la Tour gedient hatte. Laura Neythorff war auf die seltenen Talente ihrer „Pariserin" ebenso stolz wie auf das hübsche Französisch, das sich die Töchter, namentlich Eva, im Verkehr mit dieser „charmanten Person" mehr und mehr aneigneten.

Eben hatte man sich gesetzt, als Frank, der sich mit Jeanneton in das Aufwarten teilte, halb zu Frau Neythorff und halb zu Eva gewendet, die Worte sprach: „Der gnädige Herr läßt sich entschuldigen. Er hat wieder seine Kopfschmerzen."

„Der Ärmste!" sagte Frau Neythorff kaltblütig.

Hiermit war dieser Zwischenfall abgethan. Elimar Schott blickte etwas ironisch auf die Pastetchen, die er der niedlichen Jeanneton abgenommen, lugte zum Lieutenant hinüber, senkte die Wimpern und zeigte ein ganz winziges Streifchen seiner hellroten Zunge. Die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Zechparoxysmen Eduard Neythorffs waren seit lange öffentliches Geheimnis.

Eva saß zwischen dem Lieutenant und Roderich. Das entzückende Mädchen war gegen beide von unterschiedsloser Artigkeit. Und wenn sich vielleicht doch hier und da eine kleine Nüance zeigte, so geschah dies gewiß nicht zum Vorteil des Herrn von Sülfingen.

Nachdem die Pastetchen mit einem guten Schluck alten Portweins begossen waren, gab es Forellen mit frischer Butter — und hierzu das Lieblingsgetränk Evas: ein ausgezeichneter Röderer carte blanche. Der köstliche Duft dieses Trankes mischte sich mit dem zarten Arom der Nelken und Spätrosen. Roderich Löhr hatte den Eindruck, als ströme der süß berauschende Duft, der ihn umschwebte, aus dem lichtbraunen Haar seiner unvergleichlichen Nachbarin.

Als man den Braten auftrug, erhob Lieutenant von Sülfingen sein Glas und brachte das Wohl der Hausfrau und ihrer Töchter aus. Die Stimme des liebenswürdigen Offiziers klang eigentümlich bewegt. Um so mehr fiel es Roderich auf, daß Frau Neythorff, die höfliche Weltdame, ganz außerordentlich kühl dreinschaute, als der Lieutenant jetzt zu ihr hintrat und bedeutungsvoll mit ihr anstieß. Roderich fragte sich, was in der Seele dieser merkwürdigen Frau vorgehe. Er konnte nicht wissen, daß Frau Neythorff die stets lebhafter werdenden Huldigungen des Lieutenants an die Adresse Evas neuerdings mit einer leichten Verstimmung betrachtete, weil sie besorgte, Elimar Schott könne sich seinerseits durch diese Lebhaftigkeit abschrecken lassen. Der Amtsrichter nämlich war ein sehr wohlhabender, um nicht zu sagen reicher Mann, während der Lieutenant auf die Beihilfe seines Schwagers angewiesen, selbst aber ganz ohne Vermögen war. Aus einer Heirat Evas mit Otto von Sülfingen konnte daher absolut nichts werden. Der Amtsrichter dagegen schien der klug berechnenden Frau gerade jetzt ein willkommener Schwiegersohn: denn sie brauchte eben Bundesgenossen im Kampf mit höchst unangenehmen Gläubigern. — Bis vor kurzem noch hatte Frau Neythorff geglaubt, ihr Mann übertreibe. Der Brief aber, den sie vorhin so schnell in die Tasche geschoben und dann im kleinen Salon heimlich gelesen hatte, klärte sie über die Peinlichkeit ihrer Lage vollständig auf. Rasch hatte sie ihren Entschluß gefaßt: Eva mußte noch heute ein Ende machen. O, und Eva war ein so kluges, verständiges Kind! Sie faßte so schnell — und brachte so gern ein Opfer! Noch ehe man allerseits Platz genommen, war das liebenswürdige Mädchen hinlänglich unterrichtet. Sie schien es auffallend leicht zu nehmen. Gegen das

Schicksal sträubt sich eben höchstens die Unvernunft. Eva war sehr vernünftig. Übrigens hatte sie schon dergleichen geahnt: denn seit einiger Zeit machte sie einen Sport daraus, in den Pulten und Schreibtischen der Eltern heimlich zu kramen und sich Einblicke in die geschäftliche Korrespondenz zu verschaffen.

Frau Neythorff mußte wohl sicher sein, daß sie auf ihre Tochter Eva in jeder Beziehung bauen konnte. Beider Blicke begegneten sich mit dem Ausdrucke eines tiefen, nicht zu erschütternden Einverständnisses. Eva war eben keine Helka. Dieses rotblonde Geschöpf, das jetzt wieder so ganz Ohr schien für die langweiligen Auseinandersetzungen ihres Vikars, fiel aus dem Rahmen der Stralower Familienüberlieferung vollständig heraus. Hätte sich Elimar Schott nicht auch für Helka interessieren können? Im vorigen Herbst, ehe Herr Curtmann auftauchte, hatte es fast den Anschein ... Dieser unangenehme Vikar jedoch war in die aufkeimende Sympathie plötzlich hereingeschneit und hatte der albernen Helka den Kopf verdreht. Sie hatte ganz offen erklärt, wenn man ihr was in den Weg lege, werde sie auf und davon gehen, Stütze der Hausfrau, Kindermädchen oder was sonst werden. Und das war ihr schon zuzutrauen, dem bocksbeinigen Eigensinn. Mit Helka also war es vorbei. So blieb nur Eva, die ja unzweifelhaft zu was Besserem geboren war als zur Amtsrichterin Schott: aber die Zeit drängte, und es giebt Augenblicke, wo man den Sperling im Topf der schönsten Taube, die noch im Blauen schwebt, vorzieht.

Der heißblütige Lieutenant fühlte nicht, daß ihn Frau Neythorff mit ihrer kühlen Zurückhaltung etwas dämpfen wollte. Er liebte Eva mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines fünfundzwanzigjährigen Herzens. Jetzt endlich war er mit seinen Finanzen wieder in Ordnung; den alten Leichtsinn hatte er vollständig über Bord geworfen: heute noch wollte er das entscheidende Wort sprechen. Eva hatte ihm seiner Meinung zufolge so unzweideutige Beweise ihrer Zuneigung gegeben, daß er an ihrem Jawort nicht zweifelte. Von den trostlosen Verhältnissen der Neythorffs hatte er keine Ahnung. Überhaupt dachte er gar nicht so weit. Was man zur Not brauchte, würde der Alte schon hergeben. Das einzig Wichtige schien ihm das holde, süße, vergötterte Mädchen.

Eva durchschaute ihn. Sein flammendes Auge sprach eine gar zu beredte Sprache. Es war doch ein Jammer! Sie hatte den prächtigen Jungen so gern — wirklich von Herzen gern! Selbstredend: eine so hochromantische, ideal-kindische Liebe, wie ihre Schwester Helka sie mit sich herumschleppte ... Pah! Dergleichen war ein für allemal nicht ihr Fall! Ihr Beruf blieb: schön zu sein, zu bezaubern, das Arom ihrer Triumphe zu schlürfen. Thöricht, wer sich in dieser flüchtigen Welt um Dinge grämte, die nicht zu ändern waren!

Und Eva erhob ihr Champagnerglas und stieß mit dem Lieutenant an, als wollte sie sagen: „Auf gute Kameradschaft! Und sei mir nicht böse, wenn dir nicht alles nach Wunsch geht.“

Der Lieutenant aber verstand sie grundfalsch.

Nach beendeter Mahlzeit begab man sich in den Hauptsalon. Eva setzte sich vors Klavier, griff ein paar lustige, volle Accorde, und spielte dann mit glänzender Fingerfertigkeit, aber zunächst doch im Stil anspruchsloser Gelegenheitsklimperei einen sehr landläufigen Walzer. Das Schalkhafte in dem Refrain, der jeden Augenblick wie ein neckischer Kobold wiederkehrte, gelang ihr so vollständig, daß sich im Herzen der Mutter die leuchtendste Hoffnung regte. Wer sich so wunderbar in der Gewalt hatte, wer sich so gleichmütig in alle Verhältnisse schickte, dem konnte es schließlich im Kampf um die Güter des Lebens nicht fehlen. Diese Eva würde Droßhaida retten, das ihr Vater in seiner Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Frau Neythorff wollte nicht einsehen oder vergaß es jetzt, daß sie selber durch ihren wahnwitzigen Aufwand, durch den gänzlich unnötigen Abbruch des alten, noch sehr brauchbaren Herrenhauses, durch die erheblichen Summen, die sie ihrem mißratenen Sohn Leopold jahrelang nach Paris geschickt, die Hauptursache der gegenwärtigen schweren Verschuldung war. Mißernten und sonstige

Unglücksfälle hatten den Niedergang freilich dann stark beschleunigt. Den kahlköpfigen Mann da droben, der in der elend möblierten Mansardstube seinen Alkoholrausch ausschlief und so laut schnarchte, daß man's vom Hof aus hören konnte, diesen bemitleidenswerten Herrn traf höchstens der Vorwurf einer strafbaren Schwäche. Nur die Verzweiflung über die Erfolglosigkeit seiner Arbeit und die wachsende Einsicht in die Hohlheit und Nichtigkeit seiner einst so geliebten Frau hatte den offenen, braven Charakter nach und nach zum Gespötte der Dienstboten herabgewürdigt.

Als Eva nach dem letzten Accord aufstand, ging es durch den Salon wie ein einziger warmschwellender Strom von Jubel und Beifall. Der Lieutenant von Sülfingen schwamm in ekstatischer Seligkeit. Roderich Löhr, der Major, Helka und Gertrud klatschten wie elektrisiert in die Hände. Doktor Hans Curtmann erklärte in vollem Ernst, Eva sei im Besitz des Geheimnisses, auch die Alltagsmusik, für die er sonst keinerlei Sympathie hege, in die Sphäre einer geläuterten Kunst zu heben. Vielleicht indes war er ein wenig beeinflußt durch den glückseligen Ausdruck seiner rotblonden Nachbarin, die zu Eva hinaufsah, wie ein dankbares Gänsemädel zur goldschimmernden Königin.

„Ein ganz allerliebstes Geschöpf!“ sagte jetzt auch Alwine zu Roderich.

„Nicht wahr? Zum Entzücken!“

Unterdes hatte Frau Neythorff mit Gertrud und dem zwölfjährigen Winfried einige Worte gewechselt. Nun rückte sie den Klavierstuhl zurecht, nahm Platz und stimmte mit gutem Geschick eine Polka an. Gertrud und ihr stülpnasiger Bruder schoben die Möbel beiseite und schlugen den Teppich zurück. Im nächsten Moment flogen zwei Paare wirbelnd über das glatte Parkett: der Lieutenant mit Eva und der Amtsrichter Schott mit Gertrud. Gleich danach folgte der Herr Major mit Helka, um nach vier oder fünf Runden von dem ungeduldig harrenden Winfried abgelöst zu werden. Doktor Hans Curtmann, Roderich und Alwine machten die Zuschauer.

„Nun, Herr Löhr?“ fragte dann Eva, als der Lieutenant sie freigab. „Wollen Sie nur den Ballvater spielen?“

„Gnädiges Fräulein — Ich bin so ganz außer Übung —“

„Ach, das thut nichts! Fordern Sie nur mal getrost meine Schwester auf! Helka mein ich. Die tanzt so prächtig, daß sie den ungeschultesten Tänzer mit fortreißt.“

„Geh doch!“ ermunterte ihn Alwine, während jetzt eben der Amtsrichter Schott zu Eva herantrat.

Und Roderich tanzte. Es ging vortrefflich. Helka schwebte aber auch federleicht! Man hätte ihr das auf den ersten Blick gar nicht so zugetraut!

Während er noch mit Helka tanzte, forderte Elimar Schott Alwine auf, die zwar anfänglich dankte, sich aber doch überreden ließ.

Und nun, nachdem seine Tour mit Helka vorüber war, kehrte sich Roderich mit seltsamer Scheu zu Eva. Sie blickte ihn freundlich an. Er legte den Arm schweigend um ihre Taille. Und nun flogen sie unter den Klängen des eben beginnenden Donauwalzers durch den lampen-erhellten Saal. Roderich glaubte zu träumen. Was war Helka im Vergleich mit dieser wundervollen Sylphide! Eva schien vollständig aufgelöst in Licht und Blumenduft und Musik. Er selber kam sich vor wie beflügelt, wie um zehn Jahre verjüngt. Er tanzte und tanzte und fand kein Ende, obgleich ihm das Herz bis hinauf in den Hals schlug. Erst beim Erklingen der Schlußaccorde setzte er sich. Alles drehte sich um ihn her wie ein flimmerndes Chaos. Er schloß die Augen. Wie diese Menschen lustig und froh waren! Wie liebenswürdig und vornehm! Und als Mittelpunkt dieses bezaubernden Kreises strahlte das blühende Mädchen, das er jetzt eben im Arme gehalten! Immer sonniger, immer verführerischer malte sich ihm das reizvolle Bild. Zuletzt sah er in all dem bunten Gewirre nur noch die zierliche, schlanke, hochrot umgürtete Huldgestalt Evas.

Siebentes Kapitel.

„So! Nun ist's wohl genug!“ sagte Frau Neythorff, nachdem sie fast eine Stunde lang aufgespielt hatte. „Wenn nicht etwa der Herr Major mich ablösen will —?“

„Bedaure unendlich! Mein Geklimper

kann sich vor gebildeten Ohren nicht hören lassen."

„Gehen wir noch ein bißchen hinaus!" rief Helka. „Da doch der Herr Vikar nicht tanzt —"

„O! Bitte auf mich gar keine Rücksicht zu nehmen!"

„Helka hat recht," sagte nun Eva. „Der Abend ist wunderbar schön."

Sie trat zur Verandathür. Die Mondscheibe stand wolkenlos über dem Hügelkamm und goß ihr magisches Licht weich und wohlig über die Landschaft. Drüben die Dorfkirche mit dem unförmigen Turm glänzte wie in Silber getaucht. Schwarz und schweigend lagen die Schatten des Sterngehölzes.

„Ich schlage den üblichen Mondscheingang nach der Karlshöhe vor," sagte Frau Neythorff.

Lebhaftes Beifallsgemurmel.

„Der Weg ist gut," wandte sich Eva zu Frau Alwine. „Kaum eine Viertelstunde des Steigens. Und der Blick nach der Thalebene — gerade bei Mondschein — ist himmlisch."

„O, ich bin zu allem bereit!"

Nach kurzer Frist war die Gesellschaft marschfertig. Frau Neythorff hatte sich einen Shawl um die Schultern gelegt. Auch Frau Löhr nahm vorsichtshalber den Mantel mit; sie war das Tanzen nicht mehr gewöhnt und ziemlich erhitzt. Die jungen Mädchen setzten nur ihre Hüte auf. Als Eva so an der Seite des Lieutenants bei Löhr vorbeikam, bot sie ihm wieder ein ganz neues Bild. Es war ihm, als blitzten die Augen unter dem rotrandigen etwas koketten Strohhütchen wonniger, holder und schalkhafter noch als zuvor. Auch die Gestalt schien ihm verändert; irgend etwas erinnerte ihn an die graziösen Schöpfungen der Meißner Porzellanmanufaktur, an die lichtblauen Püppchen im Boudoir Alwinens.

Er gab seiner Frau den Arm und schloß sich unmittelbar an dies erste Paar an. Alwine wunderte sich über die plötzliche Galanterie ihres Gemahls: dies Armreichen lag sonst gar nicht in seiner Gewohnheit. Er selbst war sich wohl über den Grund dieser Anwandlung nicht vollständig klar. Sie sollte ein halb unbewußtes Mißgefühl vor ihm selber bemänteln. Eva hatte ihn während der letzten Tänze besonders freundlich behandelt und ihn zuerst von allen Herren geholt, als Frau Neythorff Spaßes halber Damenwahl proklamierte. Nun verdroß es ihn mehr, als klug war, daß der süße, rotrandige Strohhut so ganz ohne weiteres mit dem Herrn Lieutenant hinauswanderte, als ob das von Rechts wegen so bestimmt sei; und ärgerlich über den Ärger, den er empfand, wollte er zeigen, daß er hinlänglich versorgt sei, um Eva entbehren zu können. Nach einigen Hundert Schritten ließ er dann seine Frau wieder los. Er fühlte etwas wie Scham. Alwine war ihm denn doch zu gut, um nur so als Mittel für einen kindischen Zweck zu dienen.

Während des Aufstiegs blieb die Gesellschaft ziemlich nah beieinander. Zu Roderich und Alwine hatte sich noch der Amtsrichter gesellt. Dann folgten Helka und Gertrud mit dem Vikar. Den Schluß machte die Hausfrau mit dem Major und dem stülpnasigen Winfried.

Der Weg ging zunächst an der Droßnitz her und dann zwischen vereinzelten Bäumen und Baumgruppen hindurch, bis man im letzten Drittel wirklichen Wald bekam. Auf der steil abfallenden Höhe lag die Ruine im Mondschein, wie ein versilberter Klotz. Schwere Granitmauern umrahmten von drei Seiten einen quadratischen Raum; die vierte Wand fehlte.

Langsam hintereinander herwandelnd, trat die Gesellschaft herein. Der Boden, auf dem jetzt die zierlichen Schuhe der jungen Mädchen das Gras knickten, war wohl einmal das ansehnliche Prunk- oder Zechgemach der stolzen Reichsfreiherren gewesen, deren Stamm nun dahin war, wie das gesamte übrige Schloß. Ein merkwürdiger Bau — schmucklos und ohne Gliederung. Durch die breit gähnenden Fensterhöhlen der Westseite hatte man in der That einen herrlichen Ausblick über das Dorf und die Villa und das reichbewaldete Droßnitzthal, dessen entlegenste Hügel wie duftige Scheingebilde im Nebel des Mondes verschwammen.

Roderich Löhr fühlte sich von dem Nebelglanz dieser schlummernden Landschaft seltsam ergriffen. Und abermals fiel ihm der sehnsüchtige Traum seiner Kindheit ein, der

Bornheimer Kirchturm, der lichtblaue Himmelsrand und die blühenden Zaubergärten der Fee Morgana. Wie alt und freudlos war er geworden seit jener glücklichen Zeit! Damals, wenn er hinaus in die Ferne sah, flammte die Sonne: jetzt streute der Mond sein wehmütig-blasses Licht über die Erde. Genau so stand es mit seiner inneren Welt. Die Sonne der Hoffnung, der Jugend, der Selbsttäuschung war ihm versunken: was ihm an Zukunft noch übrig blieb, schwamm bereits in den Farben der Resignation. — Was half ihm jetzt der unwiderstehliche Drang nach Glück und Freude und funkelndem Lebensgenuß? Unter dem vieljährigen Suchen und Sehnen war es zu spät geworden.

Die entnervende Elegie, die ihn heimsuchte, ward nicht verringert durch die sanftschwellenden Töne, die jetzt mit einemmal von den Lippen der drei jungen Mädchen emporstiegen. Eva, Helka und Gertrud, die sich Schulter an Schulter auf einen Vorsprung der Ostmauer gesetzt hatten, sangen in eigentümlich verschleierter Weise das alte Volkslied: In einem kühlen Grunde. Man lauschte voll Andacht und schwieg sogar eine Weile, als sie geendet hatten. Nur Frau Neythorff machte dann doch die Bemerkung, Helka sei bei der letzten Strophe entschieden zu spät eingefallen.

„Macht nichts!“ lachte das Mädchen. „Ich bin überhaupt die Talentlose. Nicht wahr, Herr Major?“

„Seit Ihrer neulichen Hummerpastete möchte ich Ihr Genie ernstnachdrucksamst betonen! Und auch Ihr Gesang ist so übel nicht, wenn auch vielleicht Fräulein Eva besser geschult ist.“

„Siehst du, was hab ich gesagt?“ rief Eva und zog die Schwester ein wenig beim Ohrläppchen. „Du willst nie etwas können, und kannst doch in mancher Beziehung mehr als wir alle. Zum Beispiel Kirchengeschichte!“

„Ach, du —!“

Frau Neythorff gebot Ruhe.

„Zankt euch nicht!“ sagte sie scherzend, obgleich ihr die Anspielung auf die Beziehungen Helkas zu dem Vikar nicht eben erwünscht kam. „Ich denke, ihr könnt alle beide tragen, was euch das Schicksal an Vorzügen aufgebürdet! Singt lieber noch ein hübsches Lied!“

„Aber was Lustiges!“ meinte der Amtsrichter. „Ein Studentenlied!“

„Das paßt so wenig in diese Mondnachtstimmung!“

„Grad aus dem Wirtshaus nun komm ich heraus —“

„Nicht doch!“ wehrte ihm Eva. „Alles zu seiner Zeit. Wenn wir mal drunten wieder recht flott sind, gut. Aber jetzt hier, auf der altehrwürdigen Karlshöhe ... Soll es denn absolut ein Studentenlied sein, so schlage ich vor: An der Saale grünem Strande ...“

„Famos!“ rief Elimar. „Paßt ja brillant in die Situation! Großartig! Singen Sie aber doch gleich: An der Droßnitz grünem Strande. Das wirkt dann so — so — so ad hoc.“

Und die drei Mädchen sangen. Bei der zweiten Strophe mischte sich die helle Tenorstimme des Lieutenants mit befremdlicher Weichheit ein:

„Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild.
Doch dem Wanderer erscheinen
In den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild.“

Das Herz quoll ihm über. Nachher mußte sich ein Moment finden, wo er dies Herz ausschütten und seinem Engel das Jawort abnehmen konnte.

Das Lied war verklungen. Frau Neythorff, die ein paar Ellen weit von den Mädchen entfernt gesessen, stand auf.

„Es wird doch ein bißchen kühl. Und wir haben ja nun die Romantik der Mondnacht hinlänglich ausgekostet.“

„Ich könnte hier stundenlang sitzen!“ rief Helka.

„Ich auch!“ sagte der Herr Vikar mit einem zärtlichen Blick auf die Rotblonde.

Demungeachtet trat man den Heimweg an.

Diesmal bildeten Eva und der Lieutenant von Sülfingen den Schluß der Kolonne. Eva hatte sich noch im letzten Moment bei dem tiefdunklen Blättergespinst zu schaffen gemacht, das die Nordwand der Ruine bis an die Zinne umkleidete. Sie brach etliche Ranken heraus, ordnete länger, als nötig war, und verzierte dann ihren rotrandigen Stroh-

hut. So blieb sie mit Sülfingen mehrere Hundert Schritte zurück

Der junge Mann bot dem geliebten Mädchen den Arm. Der Abstieg über den dunklen Waldweg sei so beschwerlich. Eva hing sich mit auffallender Zutraulichkeit ein. Den Lieutenant überrieselte es von unsäglichen Schauern.

Er sprach nun mit großer Beredsamkeit von allem Erdenklichen, nur nicht von dem, wovon ihm das lautklopfende Herz so voll war. Mit schwindelnder Seligkeit spürte er den Druck ihrer Hand wie die untrügliche Bürgschaft, daß sie nicht nein sagen würde: aber er fand nicht das richtige Wort; nicht einmal den geeigneten Übergang. Da plötzlich blieb er wie atemlos stehen. Das Mondlicht sickerte durch den spärlich belaubten Ast einer Buche. Ein Strahl fiel auf das holde Gesicht, das wie verklärt zu ihm aufsah. Und die Leidenschaft übermannte ihn.

„Eva!“ hauchte er in wilder Verzücktheit. Er zog sie an sich und starrte ihr heiß in die Augen. Und Eva entwand sich ihm nicht. Da bog er ihr leise den Kopf zurück und küßte sie drei-, vier-, fünfmal auf den süß schwellenden Mund.

Otto von Sülfingen hielt sich für den glückseligsten Menschen auf Gottes Erde. Eva Neythorff lehnte in wonnigster Hingebung lautlos an seiner pochenden Brust. Ein Augenblick, um sich vor Wonne den Tod zu wünschen.

Dann plötzlich holte sie tief Atem. Mit sanfter Gewalt löste sie sich und ergriff seine Hand.

„Lieber, herziger Otto!“ raunte sie leise. „Es wäre so schön gewesen, so himmlisch — und ich werd es wohl kaum verwinden. Aber — es geht nicht! Wir können uns leider auf dieser Erde nicht angehören.“

Da er nicht Antwort gab, sank sie von neuem an seine Schulter.

„Grollen Sie nicht — o, und verzeihen Sie mir! Ich hätte Ihnen ja einfach erklären können, Sie seien mir gleichgültig. Und das wollt' ich zuerst. Wie ich dann aber Ihr liebes, hübsches Gesicht sah und Ihre freundlichen Augen, da brachte ich's nicht über mein Herz. Sie sollten doch wenigstens merken, wie's um mich stand. Nur müssen Sie jetzt gut und vernünftig sein. Lieben und Heiraten ist im Leben oft zweierlei.“

„Eva! Ums Himmels willen! Aber du treibst deinen Spaß mit mir!“

„Nein, Herr von Sülfingen! Es ist bitterer Ernst! Nehmen Sie jetzt die Dinge so mutig und kühl, wie's not thut! Ich habe mir alles genau überlegt. Auch mir wird es ja schwer. Aber was hilft's? Meine Eltern sind durchaus nicht so wohlhabend, wie Sie vielleicht vermuten. Von Ihrer Gage aber und Ihrer mäßigen Zulage könnten wir doch nicht standesgemäß leben. Der Schein trügt. Papa hat Unglück gehabt. Sie werden von dieser Mitteilung keinen Gebrauch machen; aber ich weiß bestimmt: meine Eltern sind darauf angewiesen, daß mein zukünftiger Gatte ihnen geschäftlich unter die Arme greift. Also sei'n Sie vernünftig —“

„Aber das geht doch nicht!“ rief Otto von Sülfingen, immer noch halb wie erstarrt. „Eva, mein süßer Liebling! Ich kann ja nicht ohne dich leben. Du hast keine Ahnung —“

„Ich glaube, daß Sie mich lieb haben. Aber Sie müssen doch einsehen — Die Verhältnisse sind oft mächtiger als wir selbst.“

Otto von Sülfingen preßte die Hand vor die Augen.

„Ich werde noch wahnsinnig!“ stöhnte er trostlos. „In demselben Moment, wo ich mein Glück zu umfassen glaube — Ja, und wenn dem so ist — wenn es denn absolut nicht geht: weshalb ließen Sie mich so lange im Zweifel? Sie wußten doch, daß ich Sie liebte! Hätt ich das alles geahnt, ich wäre nach jenem unvergeßlichen Abend nie wieder gekommen.“

„Sie irren, Herr von Sülfingen. Ich wußte das ganz und gar nicht. Heute erst bin ich mir vollständig klar darüber. Ach, und glauben Sie doch — aber bitte: Ihr Ehrenwort, daß alles, was wir hier sprechen, streng unter uns bleibt.“

„Mein Ehrenwort!“

„Also gerade heraus: länger als höchstens ein Jahr werden sich meine Eltern nicht halten können. Das Gut ist verschuldet; kein Dachziegel gehört mehr uns. Ein Mädchen aber, das demnächst vielleicht eine

Bettlerin ist — Sie werden begreifen. — Kommen Sie jetzt! Es möchte doch auffallen, daß wir so weit hier zurückbleiben."

Starr und schweigend ging er ein gutes Stück neben ihr her. Dann plötzlich, an ihre letzten Worte anknüpfend, sagte er halblaut: „Ein Mädchen, das demnächst vielleicht eine Bettlerin ist! Pah! Was frag ich danach? Bisher allerdings war ich mit Leib und Seele Soldat: aber wenn es um deinen Besitz geht, werf ich das alles wie unnützen Tand über Bord. Ich schaffe mir eine Stellung. Bei meinen Familienverbindungen werde ich leicht im Civildienst ankommen. Oder irgendwo sonst. Im Büreau eines Kaufmanns, einer Versicherungsgesellschaft."

Eva schüttelte langsam den Kopf.

„Nein!" sprach sie mit fester Stimme. „Das Opfer wäre zu groß. Ich würde mir ewig Vorwürfe machen. Und was wäre das für ein Dasein! Tag für Tag im verzweifelten Kampf um die Brotrinde! Eine Wohnung im vierten Stock! Zu viel zum Sterben und zum Leben zu wenig!"

„O, du solltest nicht darben, das schwör ich dir! Ich fühle die Kraft in mir, etwas zu werden, wenn du nur das Ziel und der Lohn meines Strebens bist. Ich wiederhole dir, Eva: du ahnst ja nicht, wie ganz und gar ich von dir erfüllt bin! Wie ich nur einen Gedanken auf Gottes Welt habe: Dich!"

Eva Neythorff hatte bei diesem Ausbruch echter leidenschaftlicher Liebesglut ein außerordentlich süßes Gefühl. Es schmeichelte ihr, gerade bei Sülfingen, der für leichtblütig, um nicht zu sagen leichtsinnig, galt, einen so alles durchwühlenden Sturm entfesselt zu haben. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen, obschon ihr Liebesbeteuerungen — verhüllte und unverhüllte — gerade nichts Neues waren. Andererseits ward ihr ein wenig bange vor dieser Leidenschaft. Der liebenswürdige junge Mann, der sie so heiß verehrte, war ja mit aller Gewalt nicht abzuschütteln! Schroff sein mochte sie nicht — aber was blieb ihr zuletzt übrig? Es ging ja doch nicht! Ein für allemal nicht, so hübsch sich diese unmöglichen Pläne auch anhörten! Eva war von früh auf gewöhnt, die Freuden der Erde so recht aus dem Vollen zu kosten. Glanz und Reichtum waren ihr Element. Sie konnte und wollte sich einer romanhaften Schwärmerei zuliebe nicht in die Armseligkeit eines Lebens fügen, das vielleicht gut genug war für die sentimentale Tochter eines halbverhungerten Subalternbeamten. Jeden Thaler dreißigmal in der Hand herumdrehen, die ganze Woche über sich abschanzen und dann zur Belohnung Sonntags einen Familienkaffee mit Napfkuchen: das war doch bei aller Herzensliebe nicht auszuhalten! Zudem: Otto von Sülfingen war ja im Grunde doch viel zu jung für sie! Man kannte die Welt, man kannte die Männer! Wie lange würde der Rausch dann anhalten? Not und Enge führten so rasch zur Ernüchterung! Dann saß sie da und hatte bei all ihrem sonstigen Jammer noch seine Vorwürfe! Ach, kein Gedanke!

„Herr von Sülfingen," sprach sie mit einem Anflug von Bitterkeit, „Sie sollten mir die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht weniger schwer machen."

„Pflicht!" wiederholte er, nun auch seinerseits etwas herb. „Wenn es die Pflicht einer guten Tochter ist, Geld zu erheiraten, weshalb opfert sich nicht Ihre Schwester Helka?"

Eva wiegte den Kopf.

„Helka! Du lieber Gott! Wissen Sie jemand für sie? Ich meine: jemand, bei dem sich das Opfer lohnte?"

„Weshalb nicht. Wenn Fräulein Helka sich Mühe gäbe —"

„Ach! Helka ist wohl ein liebes Mädchen: aber mit Ausnahme des Vikars hat wohl bis jetzt niemand ein tieferes Interesse für sie empfunden. Zudem ist sie die Halsstarrigkeit selbst. Vielleicht besitzt sie auch nicht so viel kindliche Pietät wie ich. Jedenfalls — Aber brechen wir ab! Glauben Sie mir: keinem anderen Mann auf der Welt würde ich nur die Hälfte von dem gesagt haben, was ich mit Ihnen hier so merkwürdig offen erörtere. Nun ist's übergenug!"

„Und es bleibt dabei?"

„Ja, Herr von Sülfingen, es bleibt dabei."

„Sie machen mich todunglücklich."

Eva seufzte. Dann hub sie mit sanfterer Stimme an:

„Ich will Ihnen etwas vorschlagen. Gönnen Sie mir ein paar Monate Zeit! Beschränken Sie Ihre Besuche hier auf ein Minimum! Zunächst trifft es sich ja sehr günstig mit den Manövern. Nehmen Sie einen Vorwand, sich schon heut' zu verabschieden, und vertagen Sie dann später Ihren Antrittsbesuch, bis ich Ihnen zwei Zeilen schreibe. Ich will sehen, was sich in unserer kritischen Lage thun läßt; ob es vielleicht doch noch Mittel und Wege giebt. Nur das Eine müssen Sie mir geloben: daß Sie ohne meinen ausdrücklichen Wunsch nicht herüberkommen! Ihr Wort darauf!"

Sie hielt ihm die Hand hin.

„Ich verstehe zwar nicht —" sagte er tonlos.

„Aber Sie schlagen ein! So! Und nun abgemacht! Sie wissen, Herr von Sülfingen, daß ich Ihnen von Herzen gut bin. Das muß Ihnen einstweilen genügen. Und schlimmsten Falls — mein Gott, die Herren der Schöpfung sind doch sonst nicht gleich so kolossal aus der Fassung gebracht! Sie müssen dann gute Miene zum bösen Spiel machen. Und nun kein Wort mehr! Ihr Freund, der Amtsrichter, hat unangenehm scharfe Ohren. Er sieht sich bereits zum drittenmal um."

Sie beschleunigte ihre Schritte. Otto von Sülfingen folgte ihr hoffnungslos. Er fühlte wohl, daß sie ihn von Droßhaida fernhalten wollte, um das bißchen Liebe zu ihm rasch und gründlich absterben zu lassen. Er hatte sich maßlos in ihr getäuscht.

„Wo bleibt ihr nur?" rief Helka ein wenig neidisch.

„Wir haben geschwärmt," sagte Eva. „Diese köstliche Nacht muß man doch nicht durchrasen wie ein Kurierzug."

Nach einiger Zeit fing die Gruppierung der Marschkolonne sich hier und da zu verschieben an. Eva wußte es einzurichten, daß sie das letzte Viertel des Weges mit Elimar Schott ging.

„Herr Amtsrichter," murmelte sie, als man am Ufer der Droßnitz dahinschritt, „wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?"

„Selbstverständlich! Befehlen Sie über mich!"

„Ich wollte Sie bitten: Seien Sie ein bißchen gut mit dem Lieutenant!"

„Das bin ich doch immer."

„Ich meine: besonders gut! Er scheint mir ein wenig verstimmt. Ich glaube, er hat mir was übel genommen."

Nun brach sie ab und lenkte das Zwiegespräch auf ein anderes Gebiet. Sie wußte, daß sie genug gesagt. Bei der offenen Natur Sülfingens, die einem Freund gegenüber jeder Verstellung unfähig war, mußte der Korb, den sie ausgeteilt hatte, noch auf der Heimfahrt zur Kenntnis des Amtsrichters gelangen. Und hiermit war ihm der Weg ja geebnet. Elimar Schott war ihr im Grunde nicht sehr sympathisch; sie fand ihn sogar ein bißchen öde und matt bei all seiner Vornehmheit: aber sie fügte sich. Einmal galt er für außerordentlich wohlhabend; zweitens war momentan kein anderer Bewerber gleichen Kalibers in Sicht; und drittens hatte sie nicht viel Zeit zu verlieren, wenn sie die alles verschlingende Katastrophe hintanhalten wollte.

Gegen halb elf nahmen die Gäste Abschied. Zuerst der Amtsrichter mit dem schweigsam gewordenen Otto von Sülfingen und dem Major Schmettau, der in behaglichem Canter hinter dem Kabriolett hertrabte. Dann, als die Hufschläge im Dunkel des Sterngehölzes verhallt waren, Roderich und Alwine. Unter der Fülle von Eindrücken, die sie beide von Droßhaida hinwegnahmen, fuhr das Ehepaar wortlos in die mondhelle Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)





Das Kunstgefühl der Gegenwart.

Von
Max Dessoir.

I.

Zusammenfassende Betrachtungen haben stets die ärgerliche Eigenschaft, daß sie genaueste Kenntnis der Einzelheiten und weiten Überblick voraussetzen. Dem Kunstleben gegenüber bedarf es so vielen Handwerkswissens, daß ein einzelner es ganz zu bewältigen wohl außer stande ist und bei jedem Versuche dazu dem Vorwurfe sich aussetzt, aus dem Dilettantismus einen Beruf zu machen; handelt es sich gar um die Gegenwart, so schwindet auch ein gut Teil von der Ruhe und Vorurteilslosigkeit, die man für verflossene Zeiten erringen mag. Trotzdem dürfen Gesamtübersichten nicht fehlen, denn sie zeigen in der Nebeneinanderstellung vielerlei, was in Detailarbeiten nie zum Ausdruck kommt, vermitteln weiteren Kreisen erwünschte Kenntnisse und geben häufig gerade durch ihre Mängel zu neuen Untersuchungen Anlaß. Wir wagen daher eine Analyse des zeitgenössischen Kunstgefühls.

Der sehr gedrängten Darstellung liegt zu Grunde, was in den bekannten Schriften von Dilthey, Klinger, Knille, Litzmann, Nordau, Muther, Volkelt u. a. enthalten ist, im wesentlichen aber eigenes Material, bei dessen Sammlung mir mein Freund Alfred Meebold behilflich war. Daß Litteratur und Malerei in den Vordergrund treten, hat seinen Grund in ihrer größeren Flächenausdehnung sowie in der leichteren Verständlichkeit und Kontrolle der dichterischen und malerischen Erzeugnisse. Die Bevorzugung der deutschen Kunst brauche ich wohl nicht zu erklären, geschweige zu entschuldigen. Das Manuskript wurde am 1. Oktober 1895 abgeschlossen.

1. Der Naturalismus.

Wer das achtzehnte Jahrhundert gar nicht kennen und nun erraten sollte, auf welchem Boden es stand, der würde alles Wesentliche aus dem Studium zweier Männer entnehmen: Rousseaus und Voltaires. Denn Goethe, dessen Namen wir gern als Fanfare unserer Eitelkeit in die Welt hinausblasen, ist weder an seine Zeit noch an sein Vaterland gebunden. Die Genannten aber weisen einmal auf die Vorherrschaft Frankreichs, zum anderen stellen sie den Sentimentalismus und den Rationalismus dar, d. h. die sich durchkreuzenden Hauptrichtungen im Lebensgefühl der Epoche, und drittens bezeichnen sie — ihren auf Mißverständnissen ruhenden Erfolgen zum Trotz — das künstlerische Verhalten einer überreifen Gesellschaftsverfassung.

Für unser Jahrhundert wird erst die Zukunft die Gipfelmenschen ausfindig machen. Viele, von denen man heute glaubt, sie seien Repräsentanten unserer Art zu fühlen, werden auf die bekannte Weise veralten, daß sie dem Geschmack immer jüngerer Lebensalter entsprechen; einige, die man kaum nennt, werden als Pfadfinder erscheinen, weil sie die neue Renaissance heraufgeführt haben. Bald nach der Julirevolution begann sie in leisen Ansätzen. Liszts Triumphzug durch Deutschland (1838 bis 1847) war ein erstes,

immerhin noch mißverständliches Zeichen. Balzac, Semper, Taine konnten auch noch falsch beurteilt werden. Aber als der Kampf um die zerfallende sociale Ordnung immer lebhafter, die Abwendung von den Geistern der Vergangenheit immer nachdrücklicher, das Bild der neugeschauten Natur immer lebendiger und das treu-stäte Aufbauen von unten herauf immer notwendiger wurde — da ergab sich jene nicht mehr zu verkennende Strömung, die mit einem groben Durchschnittswort der Naturalismus genannt wird.

Der Naturalismus war ein derber Protest gegen die abgestorbenen Ideale. Die gänzlich veränderte Welt — man denke an Socialdemokratie und Darwinismus, Naturwissenschaften und Technik, Millionencentren und Eisenbahnen — verlangte an Stelle der vernutzten Clichés eine Kunst, die dem modernen Menschen und der mit seinen Augen angesehenen Natur gerecht wurde. Durch den heilsamen Bruch mit der Überlieferung erwarb sich der Naturalismus ein erstes großes Verdienst; und aus dieser seiner Eigenschaft ergab sich an zweiter Stelle die „Rückkehr“ zur Natur. Je freier man sich nämlich von einer Tradition macht, desto sicherer greift man auf die Natur zurück, und umgekehrt verliert man desto schneller die Berührung mit der Natur, je ausschließlicher man in den gewohnten Formen fühlt. Diesem Gesetze entsprechend kamen die von der alten Kunst Unbefriedigten fast willenlos zur Nachahmung der Natur. Wenn man ihnen vorwirft, sie hätten unseren Geschmack an den früheren Meistern verdorben, so vergißt man, daß bei fortgesetzter Ausfüllung der klassischen Schemata längst jede Freude an ihnen erloschen wäre, daß vielmehr gerade durch das Neue ein verklärender Schein auf das Alte fällt, also die Naturalisten im Interesse der Klassiker und Romantiker gearbeitet haben. Dazu kommt ein zweites. Man hatte von dem Geschlecht nach 1870 sagen dürfen, daß seine Götter Dampf und Elektricität, sein Evangelium Schutzzoll, seine Tempel Börse und Fabriksaal heißen. Der Naturalismus ist es gewesen, der mit unleugbarer Gewalt die Ahnung eines anderen, das not thut, in unser Volksleben wieder eingeführt hat. Wir lernten wieder an die Kunst denken. Wenn sie auch noch als eine Dirne und der Künstler als zweibeiniger Aufnahmeapparat zwischen Natur und Mensch erschien — Kunst und Künstler waren doch da! Es entstand wenigstens ein Kunstbedürfnis zweiten Ranges. Die Zeit sah die Bildung an Ausdehnung gewinnen, aber erschreckend schnell der Tiefe verlustig gehen; Selbständigkeit und Mut der Unwissenheit waren von gelehrten Barbaren völlig ertötet worden. Erst als die Leere dieses Daseins gefühlt und an die Tröstungen der Religion wieder gestreift wurde, da entstand die Sehnsucht nach der Kunst. Und die Kunst kam dem verbildeten Weltverständnis der Zeit entgegen, indem sie Gedankenrätsel malte, Gehirnmusik schuf und eine Litteratur entstehen ließ, die höchstens dem arg verkümmerten Formensinn eines anschauunglosen Publikums genügen konnte. Dieser Kunst konnte man nach geschehener Arbeit, mit einem Rest von Kräften, schlimmstenfalls mit Hilfe des Zeitungsberichtes gerecht werden. Das war keine Vormittagskunst. So begann die subjektive Pracht der Lyrik zu verblassen, und lediglich Absänger fremder Töne oder poetische Anwälte des Raubrittertums wurden berühmt. Die Düsseldorfer Schule malte ihre ehrbaren aber unpersönlichen Geschichtchen unter allgemeinem Beifall, die Kunstausstellungen häuften sich, weil sie eine Ergänzung und Folge des modernen Specialistentums sind, somit auch den Mangel überragender Individuen durch zusammengefaßte Mannigfaltigkeit oder — anders gewendet — durch Anerkennung der künstlerischen Arbeitsteilung verdecken.

Der revolutionäre Charakter des künstlerischen Naturalismus hat sich nach außen hin am deutlichsten im Krankenstubengeschmack ausgesprochen. Da es sich um eine Übergangsbewegung handelt, durch die das bisherige Schöne verneint wird, die aber ein neues Ideal noch nicht kennt, so werden das Gewöhnliche, Durchschnittliche und das Untertypische als Auskunftsmittel in der Verlegenheit des Augenblickes herangezogen: die Freude am Physiologischen und Pathologischen ist daher zwar auffällig, aber nicht wesentlich. Wo der Kern steckt, haben wir bereits gesehen. Man wollte sich befreien von der übermächtigen Griechenverehrung

und den zeit- und raumlosen Idealen aller Arten Klassicismus; man wollte den Künsten ihren gelehrten Charakter nehmen und sie den wirklichen Lebensbedingungen anpassen. Jedesmal aber, wann ein großer Stil der Kunst sich ausgelebt hat, tritt das Bewußtsein von der Überlegenheit der Außenwelt ein. Die bisherige Kunst erscheint unwahr, die Natur wahr. Der Objektivismus greift Platz. In unserem Falle hat sich eine Übertreibung des naturwissenschaftlichen Geistes ergeben: sein Machtbereich wird auch auf das Sittliche und Religiöse ausgedehnt. Als vornehmster Triumph eines Künstlers gilt, das Auge zur Objektivlinse des Mikroskopes zu erniedrigen. — Es ist begreiflich, daß die neue Richtung mit einer gewissen Pietätlosigkeit und Roheit vorging. Die Bewegung erhielt daher dasselbe antihistorische Gepräge, das die in Opitz und Gottsched gipfelnden Bewegungen gehabt hatten, und im Zusammenhang hiermit einen antinationalen Zug. Die Muster, nach denen man unbekümmert wirtschaftete, waren Zola, ein Visionär und Registrator, echt französisch und humorlos, und dann Ibsen, ein vergrübelter Satiriker des Nordens; auch der Name „die Moderne“ kam — wie Binder richtig bemerkt — aus dem einstigen Mittelpunkt einer nunmehr auseinander fallenden Völkergruppe, aus Wien. Die so auszweigende Pietätlosigkeit wurde anderseits zu einer Überschätzung der Kraft. Kein Fortissimo war den Musikern laut genug; in den Kunstausstellungen häuften sich die Porträts schneidiger Frauenzimmer, die den Betrachter kaum eines Blickes würdigten; mundfaule Burschen erfanden eine Depeschenlyrik. Die Wortführer des neuen Sturmes und Dranges waren zumeist Jünglinge von vorzeitig eingetretener künstlerischer Pubertät. Daß man sie, deren Schar jedesmal anwuchs, sobald die Abiturienten entlassen wurden, und in deren Mitte das gegenseitige Sich-Verbrauchen ungewöhnlich schnell von statten ging, — daß man sie ernsthaft beachtete, kann als besonders kennzeichnend gelten.

Nicht die Dichter und Maler, sondern die Feuilletonisten und Zeichner waren die ersten, die ihrer Zeit den Spiegel vorhielten und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters schrieben. Da die Naturalisten der Nachwelt ein Abbild der Gegenwart hinterlassen wollten, kamen sie zu einer Betonung des Stofflichen, zu einer Novellistik, in der das Abenteuer den Sieg über die ruhige Form davontrug. Das geschah zu derselben Zeit, als die Wissenschaft sich in ein Gestrüpp von Notizensammlungen verlor, als das Heiligste nur noch parodisch oder skeptisch behandelt und in dem mehr kritisch als produktiv gehaltenen Schrifttum die Diesseitigkeit zum Losungswort erhoben wurde. Die gesamte Kunst erschien als Geist der Wirklichkeit. Die Goncourts prägten das Wort „document humain“, und Flaubert, der Vater des naturalistischen Romanes,* sagte mit wundervoller Deutlichkeit von seinem Werke „Bouvard et Pécuchet“: ich will einen solchen Eindruck von Mattigkeit und Langerweile hervorrufen, daß beim Lesen des Buches man glauben soll, es sei von einem Trottel verfaßt. Der Sinn für das Wirkliche schärfte sich und artete in eine langweilende Überanschaulichkeit aus. Der Naturalist will uns nichts erlassen, auch nicht das Trivialste, ja er zieht es unverkennbar dem Eigenartigen und Erhöhten vor. Er verhäßlicht die Welt, wie er denn überhaupt zum Pessimismus neigt. Im Verhältnis zwischen Mann und Weib vermag er nichts als ein „Gemisch von Kot und Honig“ zu finden, und die ideale Seite der Menschennatur ist ihm gänzlich aus den Augen geschwunden. Um eine Selbstverspottung zu citieren:

Wir sind fin de siècle,
Wir sind rechte Esel,
Wer die Sonne will, der ist verdreht.

Ähnlich in der Malerei. Die Landschaftsmalerei hatte den Zwang des Klassicismus durchbrochen; die von David und Carstens preisgegebenen Farben stellten sich wieder ein. Nunmehr jedoch zeigte sich, daß die Farben selbst der Venetianer weder der wirklichen Landschaft noch den neuen Stoffen dieses Jahrhunderts genügten. Namentlich das letzte ist wichtig. Als das Jahrhundert

* Ich frage mich oft, wie Balzac zu diesem Namen kommt. Daß er die großen Ensembles, den Einfluß der Umgebung und die erbliche Belastung kennt, genügt doch keineswegs; in der Verwendung dieser Hilfsmittel gehört er ja ganz der alten Schule an. Gegeben ist ihm eine Leidenschaft und zu ihrer Verkörperung erfindet er noch einen Menschen. Gerade umgekehrt verfährt der Realist.

begann, waren nur Griechen oder Adelsmenschen darstellungswert. Das änderte sich derart, daß in den ersten Zeiten des Naturalismus ausschließlich die Armen und Beladenen dargestellt wurden. — Die Einseitigkeit der Armeleutemalerei verschwand indes ebenso schnell wie das den Historienbildern nachgeahmte überlebensgroße Format; Kolossalbilder wie jener bekannte schwitzende Chausseearbeiter oder wie jenes Innere einer Abdeckerei — Hauptstück: ein eben abgestochener halbverhungerter Schimmel — wurden immer seltener. Nachdem also die Malerei wieder auf die Farbe als auf ihr elementares Wirkungsmittel zurückgegriffen, innerhalb des Impressionismus sich vom „Banne der Galerien" befreit und mit Hilfe des Realismus einen neuen Stoffkreis erobert hatte, da begann die so oft erörterte Freilicht-Bewegung. Die Bilder zeigten nur flüssiges Sonnenlicht. Ja mehr, das vollständige Programm lautete, wie Richard Muther es ausdrückt, „überhaupt auf Erfassen der wahrheitlichen Farbe unter strengstem Verzicht auf künstlerisches Einstimmen in einen überkommenen Ton". Das Helldunkel enthält Licht und Schatten, wie das Ganze den Teil enthält, und thatsächlich gilt es für geschlossene Stuben oder künstliche Beleuchtungen. Wer in Nürnbergs engen Straßen das Haus Dürers gesehen hat, oder wer im Dämmerlicht der Kirchen die Wandbilder sich anschaut, der versteht, daß vordem eine Hellmalerei sich nicht entwickeln konnte. Jetzt jedoch, im Zeitalter der weiten Fenster, elektrischen Beleuchtung und allgemeinen Sommerreisen, läßt sich die Überlieferung nicht mehr aufrecht erhalten.

Weniger bekannt, aber mindestens ebenso wichtig ist der Bruch mit der Vergangenheit, den der Naturalismus in betreff des Verhältnisses zwischen Zeichnung und Malerei vorgenommen hat. Cornelius, Carstens, Genelli und andere hatten den Umriß, d. h. günstigsten Falls die Grundlage des Gemäldes für die Sache selber gegeben. Im tiefen Zusammenhang mit dem poetisierenden Geiste unseres Volkes und der Vorherrschaft der Schriftsteller in Deutschland ging eine Übertragung der Theorie der Zeichnung auf die Malerei vor sich. Hiergegen erhob sich der Realismus mit Recht. Da wir in der Natur keine Konturen, sondern bloß Farben und Farbenübergänge kennen, so habe der Kolorist von der Benutzung der Begrenzungslinien abzusehen. Wir müssen allerdings hinzufügen, daß es ihm nicht ganz gelingt: denn stehen zwei Gegenstände im starken Randkontrast zueinander und liegen ihre Lichtintensitäten weiter auseinander, als es der Maler mit seinen stumpfen Pigmenten geben kann, so bleibt kein anderes Mittel als die Anlegung heller oder dunkler Randlinien. Im allgemeinen aber ist die von der naturalistischen Praxis angebahnte Emancipation der Malerei, ist die Befreiung der Farbe von der Zeichnung als erlösende That zu rühmen.

Am spätesten hat der Naturalismus sich der Bühne bemächtigt, dieser Hochburg der Konvention. Von Zola stammt die Formulierung der Anforderungen. Menschen aus Fleisch und Bein, ohne Lüge, wissenschaftlich zergliedert, der Gegenwart angehörig, sollen auf die Scene treten. Fort mit den überkommenen Symbolen der Tugend und des Lasters, fort mit dem Zauberstab, der Dinge und Menschen von Minute zu Minute ändert, fort auch mit den unnötigen Requisiten, die bloß den Zweck haben, die Zuschauer zu verblüffen. Will man diese Grundsätze streng verfolgen, so kommt man einerseits zur Shakespeareschen Bühne zurück, andererseits zu jenen Ausartungen des Amerikanertums, die im Wasserbade der Schauspieler oder im Auftreten wirklicher Zuchthäusler gipfeln. Desgleichen sind diese Principien für die Charakteristik unbrauchbar. Thatsächlich muß vom Dichter stilisiert, das Wesentliche und Interessante hervorgehoben werden und das Seelenleben der Handelnden sich viel deutlicher dem Zuhörer verraten, als es im Leben der Fall ist.

Doch damit sind wir bereits in einen anderen Gedankenkreis gelangt. Schärfer als gewöhnlich sollte zwischen der Praxis und der Theorie des Naturalismus unterschieden werden. An Zola kann man wie an einem Musterbeispiel den Unterschied erkennen: das Beste an seinen Werken ist nicht die Verwirklichung seiner Lehren, sondern deren symbolistisches Gegenteil. Man wird es begreiflich finden, daß das Künstlerkind über die eigentlichen Triebfedern und Grundsätze

seiner Übung im unklaren ist, unentschuldbar aber wäre es, wenn auch wir solchem Irrtume verfallen wollten.

Die Theorie des Naturalismus hat zwei Mittelpunkte: die Lehre von der Wahrheit und die von dem Milieu. Wir machen uns den ersten Punkt klar. Dinge, die mit dem „Schönen" scheinbar gar nichts zu thun haben, die strengsten Fragen der Wissenschaft und die abscheulichsten Vorkommnisse des gemeinen Lebens, sollen in treuer Nachbildung der Natur in das Kunstwerk übergehen. Wie in den Zeiten der Rig-Veda die Dichtung eins war mit Wissenschaft und Philosophie, so soll sie es von neuem werden; die Arbeitsteilung zwischen den bloß fühlenden Dichtern und den bloß denkenden Gelehrten hat zur Verkümmerung beider Gebiete geführt. Allerdings ist die Wissenschaft der Inder oder selbst die, der Schiller einigen Raum gönnte, oder die Philosophie, die in Byrons „Cain" und in Hugos Légende des Siècles steckt, nicht mehr unsere Wissenschaft oder Philosophie. Für uns giebt es nur noch naturwissenschaftliche Genauigkeit. Demnach soll der Künstler statt der Einbildungskraft den Wirklichkeitssinn entwickeln. Es trete die exakte Wissenschaft an Stelle des Mythos und phantastischen Spiels, es werde alles Gefühlsmäßige durch Schärfe der Wahrnehmungen ersetzt. Der Verlauf der Kunstgeschichte sei der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Postulate. Als man die Natur aus den Augen verlor und Michelangelo folgte, kam man zu den bekannten übertriebenen Stellungen; als man den großen Venetianern sklavisch gehorchte, entstanden theatralische Rundungen. Und genau so in der Litteratur mit den römischen Rhetoren, den englischen Dramatikern der Spätzeit und den Sonettendichtern der italienischen Dekadenz.

Das Grundgefühl solcher Überlegungen war nicht unberechtigt, denn die Zeit wurde von naturwissenschaftlicher Tendenz und einem heißen Durst nach Wirklichkeit beherrscht. Aber die einzelnen Behauptungen sind unerhört thöricht. Die Individualität des Künstlers, also der maßgebende Faktor, soll unterdrückt, die Verkürzung und Komposition der Thatsachen, die den Eindruck der lebenden Wirklichkeit hervorruft, durch ein stümperhaftes Nachahmen der Natur ersetzt werden! Goethe sagt gelegentlich einer Kritik über Diderot: „Der Rat, das Leben zu studieren, wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksklassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen, wie er es zu künstlerischen Zwecken gebrauchen kann." Die scharfe Beobachtung, als Grundlage der anderen Fähigkeiten unentbehrlich, ist bereits in jedem Menschen ganz persönlich gefärbt; die Natur hört nicht mit Ernährung, Atmung und Wahrnehmungsfähigkeit des Organismus auf, sondern schafft einen Zusammenhang des Seelenlebens, durch den jede Empfindung mitbedingt und verändert wird. Volle sachliche Wahrheit und Natürlichkeit ist dem Menschen unmöglich. Die Bestandteile des Künstlerischen — so lehrt die psychologische Analyse — sind auch Elemente der Wirklichkeit, aber sie werden von der Phantasie zu Bildern (nicht zu Begriffen) verarbeitet, und zwar zu gefühlgesättigten Bildern, die alle Realität überschreiten. Kein Sterblicher kann die Natur abschreiben, jeder muß sie übersetzen: nur wer da fühlt, was er sieht, und geben kann, was er fühlt, der ist wahrhaft Künstler. Soll ich an die Musik erinnern oder an die zahllosen Auffassungen, in denen die einfachste und höchste Idee der neueren Kunst: Maria, zugleich Mutter und jungfräulich, dargestellt worden ist? Und gar erst die Dichtkunst! Sie arbeitet mit Begriffsworten und muß willkürlich einem unendlich sich abrollenden Verlaufe Zeitgrenzen setzen — kurz, sie steht mit ihren ursprünglichsten Funktionen im Gegensatze zur Natur. Endlich kann ja die Natur gar nicht als ideales Vorbild gelten, da sie keineswegs einheitlich und widerspruchslos ist: sie zwingt Gegensätze aneinander, verschwendet teils, teils spart sie übermäßig, geht manchmal sonderbare Umwege und springt über ganze Geschlechter hinweg.

Die Lehre vom Milieu ist ebenfalls unrichtig, aber geschichtlich notwendig. So freie, von allem Irdischen losgelöste Menschen, wie sie vordem in der Poesie aufgetreten waren, leben nicht; es ist daher begreiflich, daß eine ins andere Extrem schla-

gende Gegenrichtung entstehen konnte. Ganz im Geiste der Naturwissenschaften, des Mechanismus und Intellektualismus, wird nunmehr der Mensch als Produkt der Verhältnisse aufgefaßt. Wenn man Eltern, Klima, Erziehung, Nahrung und dergleichen kennt, so kennt man auch das Individuum, das hieraus sich konstruieren läßt wie ein Dreieck aus zwei Seiten und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel. Dieser Lehre freute sich jener erbärmliche Geselle, den wir gesunden Menschenverstand heißen, bis daß er rotbäckig und feist wurde. Er wähnte, die Seele als ein Uhrwerk in den Kreis der Naturwissenschaften hineingezogen zu haben. Wie gründlich verkehrt das ist, läßt sich hier nur andeuten. Das Kausalitätgesetz im Sinne des causa æquat effectum gilt nicht für das Innenleben; während alles Physische vom Gesetz der Erhaltung der Energie beherrscht wird, ordnet sich das Psychische dem Gesetz des Wachstums unter; Wertbestimmungen und schöpferische Synthesen treten in der Seele auf, für die eine restlose Ableitung unmöglich ist. Nach allen Richtungen hin macht demnach die eigentümliche Beschaffenheit unserer Seele die Erklärung aus Vererbung und Milieu unmöglich. Die geschichtliche und sociale Gebundenheit des einzelnen darf nicht aus unserem Gedächtnis verschwinden, aber der Irrglaube muß weichen, als ob die Persönlichkeit aus der Umgebung erschöpfend deduziert werden könne. Wüßten wir selbst — was ja nie der Fall ist — alle Vorgänge, die auf einen einzelnen Menschen von seiner Geburt ab bis zur Reife hin einströmen, so würden wir doch niemals aus diesen Einzelposten jenes Resultat errechnen können.

Dementsprechend hat in der litterarischen Praxis die Lehre vom Milieu zur Unterschätzung des Ursprünglichen und zur Mechanisierung des Seelischen geführt. Die Verehrung für die Naturwissenschaften erzeugte eine absonderliche Verkennung ihrer Grenzen und ein wirklichkeitsfremdes Schablonisieren, denn das Heilige im Menschen ist doch nicht minder real als das Tierische in ihm, und das Gold ist ebenso wirklich wie der Sand des Flusses, aus dem es gewonnen wird. Ebenso wie an dieser Stelle die Apostel des Abklatschverfahrens und die Verkünder der Milieulehre sich finden mußten, so trafen sie naturgemäß in der Verachtung der Form zusammen. Begnügen wir uns dem gegenüber mit der Feststellung, daß zwar die Form an sich nichts ist, aber auch nichts ohne Form ist. Mehr zufällig, jedoch in den Folgen bedeutsam ist die aus der Rücksicht auf die Umgebung des modernen Menschen entsprungene sociale (manchmal socialdemokratische) Tendenz im Naturalismus. Sie droht den aristokratischen Charakter der Kunst zu vernichten und der Poesie zuliebe Leben, Freiheit, Persönlichkeit zu opfern.

Die neuere Wissenschaft findet den Ursprung der Kunst in vier Wurzeln: Totenkult und Festlichkeit, Schmuck und Spiel. Für den Naturalismus war die Kunst lediglich aus den Begräbnisfeierlichkeiten entstanden.

2. Der Umschwung in der Litteratur.

Die Geschichte der Ästhetik lehrt, daß zu allen Zeiten das Aufgehen der Schönheit in die Wahrheit verlangt worden ist. Das geschah von Boileau und Schiller ebensogut, wie es heute von Zola und Holz geschieht. Aber Sinn und Inhalt der Formel wandeln sich. Den Spaniern des siebzehnten Jahrhunderts galten Katholicismus und Kastilierehre als Lebenselixir dichterischer Gestalten, den Deutschen der eben ablaufenden Periode Arbeiterhaushalt und Kellnerinnenwirtschaft. Auch unser Naturalismus bedeutete nichts als Auflehnung gegen absterbende Anschauungen und Formen; daß er einen Stich in einen unpersönlich-kalten Pessimismus erhielt, begreift man leicht aus seinem polemischen Ursprung und dem Gesamtgepräge der Zeit. Da die Menschen geschichtliche Wesen sind und mit der wechselnden Ordnung der Dinge, der Verschiebung des Gesichtskreises, den Änderungen in der Kulturlage neue Formen des Lebens und neue Anschauungen vom Wert und Sinn des Daseins sich schaffen, so hat die Dichtkunst diesen Wandlungen zu folgen. Es sind ewige Probleme, um die es sich im Grunde dreht; nur erscheinen sie uns heute in anderer Beleuchtung als den Märchenerzählern des alten Indiens oder den Weimaraner Genossen. Nicht um einen Widerspruch gegen frühere Unwahrheit, um naturgetreues Abschildern von Wirklichkeits-

ausschnitten handelt es sich also, sondern zunächst um eine neue, zeitgemäße Technik. Wer die Dinge mit den Augen der Gegenwart anzusehen und das Geschaute in der uns entsprechenden Form auszudrücken vermag, der und der allein ist modern. Die wirklich naturalistischen, d. h. das Wesen unserer Welt spiegelnden Romane müssen der Theorie des Naturalismus den Totenschein ausstellen.

Dieser überall wirkende Erneuerungsprozeß wurde am deutlichsten sichtbar im Spiegel des zeitgenössischen Schrifttums. Der Dichter kann frei heraussagen, was die Gegenwart bewegt, und die Leserwelt zu einem gleichfalls nicht mißzuverstehenden Urteil zwingen: die Litteratur zeigt es am treuesten, wenn binnen kurzer Zeit die Menschen andere geworden sind. Jeder Stimmungswechsel in einer Generation wird am ehesten von den erfolgreichen Dichtern erfaßt, als welche die feinste Empfänglichkeit besitzen: mag ihre Richtung zunächst verblüffen, bald wird sie doch zum Evangelium.

In dem harten Ringen um die Begründung der bürgerlichen Freiheit hatte die Poesie schweigen müssen. Politische Ironien sind keine Dichtung. Als dann aber nach langer Zeit die Emancipation des vierten Standes begann, mehrte sich bei uns eine Litteratur, die in England bereits im Todesjahre Goethes begonnen hatte: die sociale. Durch wieviele Phasen ist sie gegangen, vom schlichten Ebenezer Elliot an bis zu dem verschrobenen Anarchismus des John Henry Mackay! Wenn im vorigen Jahrhundert das adelige Fräulein den bürgerlichen Hofmeister liebte, so giebt sich heute die Comtesse ihrem Stalldiener hin — aus dieser Vergleichung sieht man am klarsten den Unterschied der Zeiten und ihrer schriftstellerischen Vorwürfe. Das große Jahr brachte allen die Hoffnung auf eine neue Blüte unserer Dichtkunst, aber vergebens, denn aus dem arbeitsamen Geschlecht erwuchs niemand, der das neue Leben wahrhaft gemeistert, die Unsicherheit der sittlichen Begriffe überwunden und dem deutschen Volke gesagt hätte, was es leidet und was es fühlt. Aus der sumpfigen Niederung, in der die von Operette und Lustspiel beherrschte Dramatik sich befand, ragten nur Richard Wagners und der Meininger Großthaten hervor. Von beiden Seiten wurde zu gleicher Zeit und mit den selben Mitteln die Umgestaltung der modernen Bühne eingeleitet. Nicht ohne Rücksicht auf diese Reformen, aber doch wesentlich in der Linie der Älteren bewegte sich das Protestdrama Sudermanns „Sodoms Ende", das mit dem ehrlich gefühlten Kampfe gegen Egoismus und Ideallosigkeit das Typentum seiner übrigen Schauspiele überwand; ein Gegenstück auf seiten der Komödie, etwa ein socialer Konrad Bolz, ist ausgeblieben, weil das Theaterpublikum aus Verteidigern einer alten Ordnung besteht. Im Roman verblieb der beschaulichen Erzählerfreude eines Raabe und Jensen eine kleine Gemeinde; die Berliner Naturalistenschule der Holz und Genossen konnte mit ihren geduldig ersessenen Romanen natürlich zu keinem künstlerischen Erfolge gelangen.

Inzwischen war in Frankreich die Genauigkeit der Nachschrift außer Mode gekommen. Die Namen, die das sonst so widerstrebende Gedächtnis des Publikums sich wegen ihrer Zugehörigkeit zur Naturalistenzunft gemerkt hatte, verblaßten allmählich, und selbst Zola prägte sein Bekenntnis dahin um, daß der Mensch, getrennt von der Natur, das Verlorene suchend und doch nicht wiederfindend, das Problem der modernen Kunst bedeute. Im republikanischen Frankreich trat zuerst die Geteiltheit der Kunst zwischen Drang nach Öffentlichkeit und Bestimmung für wenige ans Licht. Maupassant sprach vielen aus dem Herzen mit dem Worte: „Ich behaupte, daß die Natur unsere Feindin ist und daß wir immer gegen die Natur kämpfen müssen, denn sie bringt uns unaufhörlich zum Tiere zurück." Bei uns war es der arme Hermann Conradi, der die Ohnmacht der naturalistischen Methode gegenüber rein innerlichen Vorgängen am frühesten und stärksten empfand, der eine neue Psychologie suchte, der von unbändigen Begierden geschüttelt und zu einem zuchtlosen Raffinement der Sprache fortgetrieben wurde. Sein Ziel, das ihm unerreichbar blieb, hatte schon Boie gepredigt, als er 1776 im „Deutschen Museum" behauptete, daß „das Ideal der Dichtkunst der leidenschaftliche Mensch" sei. Vielleicht ist dies das Ideal jedes Dichters, das er mit der ganzen Fülle seiner Persön-

lichkeit darleben will — aber freilich vergebens, denn schließlich muß sich ihm die Unmöglichkeit enthüllen, es zur lebendigen Wahrheit zu bringen, und auch der Größte begnügt sich damit, es „im Glauben zu bewahren und in der Liebe zu wollen“.

Wie ging man vor und was wollte man? Zunächst einen naturalistischen Subjektivismus. Der geschärfte Wirklichkeitssinn wandte sich nach innen, fand dort Vorgänge, die er mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschreiben zu können vermeinte, und gelangte zur anschaulichen Hervorhebung persönlicher Eigenarten. An Stelle des Proletarierelends traten die Leiden feinerer Naturen: der im Fluge Gehemmten oder rücksichtslos Zertretenen oder langsam Verblutenden; die Schilderung des Außen wurde durch eine ganz ähnlich geartete Schilderung des Innen ersetzt. Das gab in den ersten achtziger Jahren eine Interimskunst, die noch heute gepflegt wird. Wenn wir ein Wort Nietzsches umbiegen dürfen, mögen wir diese Litteratur eine solche für die „Hautlichkeit der Dinge“ nennen, denn ihr Gebiet und Verfahren sind weder recht draußen noch eigentlich drinnen, vielmehr an der Grenze dazwischen gelegen. Das Moralisieren und Socialisieren verblieb, wodurch die Pflichten gegen die Allgemeinheit immer noch höher gestellt werden als die Rechte des Ich.

Hierüber ist man neuerdings hinausgeschritten. In der Epik verwirft man nun die Erfindung spannender Geschichten und strebt nach Wiedergabe von Stimmungen; man will keine Unterhaltung, sondern Eindruck, keine Ausdehnung, sondern möglichste Kürze. Die Sprödigkeit des Faktischen und die Unerbittlichkeit aller Realität werden durch gefühlsmäßige Umgestaltung zum Erlebnis erweicht. Alle Arten der Weltanschauung und Sittlichkeit dienen dem Künstlerischen, und der Dichter verzichtet auf jegliche Stellungnahme, da das einzig Wertvolle und Absolute in dieser Welt die Individualität ist. Das Naturalistische, Sociale, Moralische erscheint unsagbar flach und roh. Was kümmert uns das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine oder des Bauern zur Scholle oder des Helden zu einer Masse von ungenannten Menschen? Überlasse man dergleichen der lauten Menge und den Geschäftsleuten unter den Schriftstellern! Der wahre, der aristokratische Künstler kennt nur den einen glühenden Wunsch, in den gesteigertsten Formen des Persönlichen und in den entlegensten Tiefen der Stimmung zu leben. Auch hierfür ist ein Ruf Nietzsches das Kennwort: „O, daß ich in hundert Wesen wiedergeboren würde!“ So kämpfen scheuer Hochmut und unersättliches Erregungsbedürfnis miteinander. Siegt jener, so entstehen die im engsten Kreise schwärmerisch gefeierten Dichter, die niemals durch eine Veröffentlichung sich prostituiert haben, wiegt dieses vor, so läßt man Töne sichtbar werden und Stimmen duften (sekundäre Sinnesempfindungen!), sucht man neuen Glauben, nur um das laute Gefühl der Sünde einmal genießen zu können, springt man vom Künstlichen zum Künstlichsten, drängt man zum Ungeheuerlichen oder Mystischen. Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn man bei diesen Romantikern der Nerven die widersprechendste Behandlung desselben Gegenstandes, etwa des Liebeproblemes, findet. Der Grundzug ist überall derselbe: der Haß gegen das Stoffliche, die Liebe zum Ungewöhnlichen, das starke, aber nicht geklärte Gefühl für das Künstlerische und Persönliche. Und auch in der Technik des Epos giebt es eine Gemeinsamkeit, die Hermann Bahr zuerst nachgewiesen hat. Das realistische Verfahren, äußere Ereignisse als Ursachen von Gefühlen zu erzählen, ist natürlich aufgegeben. Entweder verfährt man analytisch, indem man ein inneres Schicksal durch fortgesetztes Zerspalten anschaulich zu machen sucht, oder analogisch, indem man eine dem eigenen Gefühlskomplex verwandte Stimmung durch einen beliebigen Vorgang erweckt, an den eben diese Stimmung ziemlich fest gebunden ist. Man hat die analogische Technik Symbolismus genannt. Das dient nur zur Verwirrung. Das Symbol, wie es etwa im zweiten Teile des Faust überliefert und von den Ästhetikern dieses Jahrhunderts eifrig untersucht worden ist, stellt etwas Nichtsinnliches, Begriffsloses in sichtbaren Zeichen dar. Es ist der Herzpunkt von Religion und Metaphysik, das Blut im Körper der Sprache und zwar als Metapher. Was hinter den Erscheinungen als Wahrheit und göttliche Weltordnung lebt, offenbart sich uns im Symbol. Anders

hier. Es soll ja gar nichts gelehrt, sondern nur eine nervöse Verfassung hergestellt werden, aus der heraus der Leser sich dann — wenn er will — beliebige Thatsachen und Wahrheiten selber bilden mag. Wir hören beispielsweise von einem wunderbaren künstlichen Garten, dessen Glanz den Dichter kaum noch an jenen einstigen Garten denken läßt, wo der Tau sich an die Haare hing und die Erde duftete. Und während wir langsam lesen, steigt es in unserer Seele auf und erfüllt uns. Dann mag der eine der glücklichen Kinderjahre gedenken, da ihn der Mutter leise Hand ins Freie führte, dem anderen mag das Bild der Erstgeliebten vor Augen stehen, jenes jungen Blutes, das warm und vertrauensvoll an seiner Brust gelegen hatte — genug, aus der Stimmung heraus werden neue Bilder geboren.

Während das analytische Verfahren im Epos annoch überwiegt, herrscht das analogische in der Lyrik. Hierin treffen sich Liliencron, Bierbaum, Evers, Dehmel, Hart. In jenem Falle werden Leser vorausgesetzt, die der Gewohnheit der Selbstbeobachtung und Selbstzerwühlung huldigen, in diesem Falle solche, die das Träumen noch nicht verlernt haben. Weiter als die epische Kunst soll sich die lyrische von der Berichterstatterei entfernen, daher den Nachdruck nicht auf den Sinn, sondern auf die Form legen. Form im tiefsten Sinne des Wortes verwandelt das Erlebte zu einem Ganzen, das dauernde Befriedigung hervorbringt. Form besteht im konsequenten Verhältnis der Teile zueinander, im strengen Maß des Rhythmus und in harmonischer Anordnung der Klänge. Läßt man sie derart vorwiegen, wie einige Lyriker der behandelten Richtung es thun, dann erstickt sie jeden Sinn. Versjongleure treten auf, die sich an der Süßigkeit der Lexikon-Ausdrücke berauschen und aus den Strophen heraldische Schnörkel machen. Sie kommen sich verflucht modern vor und sind doch nichts als Epigonen der wohlgemuten Pegnitzschäfer. Aber das eine Gute hat nun wieder die abgöttische Verehrung des bloßen Klanges: sie führt zur Sprache der Volksgenossen und damit zu dem im Frühnaturalismus erstickten Heimatgefühl. Alle anderen Künste dürfen bis zu einer gewissen Grenze international sein, die Dichtung darf es im allgemeinen nicht, weil ihr Mittel, die Sprache, der Ausdruck der Volksseele ist.

Im Drama gilt den Neuesten jeder Versuch, eine Tendenz auszudrücken oder irgend etwas zu wirken, für unwert, selbst in den Vorhof der Kunst einzutreten. Hauptmanns Dramen bis zum „Hannele" hin, dessen zweiter Akt voll anerkannt wird, und die besten Werke von Halbe, Fulda und all den anderen haben gezeigt, daß Handlung keineswegs die Hauptsache sei — eine seit Aristoteles streitige Frage! —, daß der sogenannte Held entbehrt, die Fünfteilung über den Haufen geworfen und die Grenze zwischen dem Tragischen und dem Komischen unbeschabet verwischt werden kann. Aber der großen Kunst gehören sie nicht an. Wir müssen wieder zu Shakespeare zurück. Shakespeare hat die Tragik der bloß subjektiven Leidenschaft und den Menschen als zusammengesetztes, vieldeutiges Wesen auf die Bühne gebracht; wie Bacon den einzelnen in seinem thatsächlichen Verhalten zur Außenwelt betrachtet, so läßt uns der Dichter den Kampf des Individuums mit seinen zufälligen Eigenschaften nacherleben. Daß für Hamlet der Tod nicht Strafe oder Unglück, sondern Erlösung und Befreiung bedeutet, ist ebenfalls ein ganz moderner Gedanke. Zwar haben schon große Griechen gegen das nutzlose Experiment opponiert, aus dem Staub etwas zu machen, was wieder Staub wird, aber die Heilswahrheit des Pessimismus war ihnen noch nicht aufgegangen. Wir wollen keine Weltordnungstragödie, sondern das tiefere Gefühl, daß der wahnwitzige Karneval des Lebens selbst durch den Tod des einzelnen nicht verändert wird. Schuld, Überhebung, Heroismus, göttlicher Wille, sittliche Macht sind orthodoxe Begriffe vergangener Zeiten. An die Stelle der verwaschenen „poetischen Gerechtigkeit" trete die einfach-tiefe Erkenntnis vom unabänderlichen Schicksal und lebenerfüllenden Leid.

Ich hoffe, man wird an diesen Darlegungen anerkennen, daß sie mit geduldiger Ruhe allem dem nachgespürt haben, was in der neuesten Richtung sich ausspricht oder vielfach erst andeutet, ja, daß sie den halb unbewußten und stark verworrenen Principien alle erdenklichen Gründe, Vergleichungen,

Beziehungen geliehen haben. Die eigentliche Kritik müssen wir uns auf später versparen. Hier will ich nur im Vorbeigehen auf einen zweifellosen Vorzug und einen ebenso sicheren Nachteil aufmerksam machen, um dann an einigen Beispielen die bisher bloß theoretisch geführte Betrachtung lebendiger zu gestalten.

Der Gewinn der antinaturalistischen Bewegung muß sein: die strenge Scheidung von Kunst und Wissenschaft. Durch die gesamte abendländische Ästhetik zieht sich der Gedanke hin, daß die Kunst eine Idee, das wahrhaft Wahre, das Typische gegenüber den zufälligen und unregelmäßigen Naturgegenständen oder -ereignissen darzustellen habe. Daneben läuft der Gegengedanke des engen Anschlusses an die Natur. Taine, der Genialste unter den Philosophen von vorgestern, spricht der Kunst den Zweck zu, den „dominierenden Charakter" der Dinge klar herauszuarbeiten. Das alles jedoch, so lehrt uns der Neu-Idealismus, befriedigt mehr ein wissenschaftliches als ein künstlerisches Bedürfnis. Danach würde die Kunst unserem Wunsche nach möglichst klarer Erkenntnis entgegenkommen, und dies wäre denn zu guter Letzt die Bankerotterklärung ihrer Selbständigkeit. Der unvermeidliche Schade der Bewegung wird sein: die maßlose Überschätzung der Dichtkunst und ihrer Vertreter. Obwohl die Romantik mit ihren hochfliegenden und wirklichkeitfremden Wünschen so kläglich Schiffbruch gelitten hat und Shelley wegen seiner übertriebenen Defense of Poetry oft belächelt worden ist, wollen unsere Jüngsten aus solchen Beispielen nichts lernen, sondern verharren bei dem Kinderglauben von der Allmacht des Poeten. Wohl möglich, daß sie damit Anklang finden werden.

Wenn für die Entwickelung des modernen deutschen Dramas einige Namen genannt werden sollen, so darf derjenige Grillparzers nicht übergangen werden. Grillparzers Blütezeit wird erst kommen, da wir immer mehr erkennen und bewundern werden, daß er stets auf das Menschliche ausgeht und alles aus den Charakteren entwickelt, selbst in den geschichtlichen Schauspielen. Von Ibsen wird vermutlich dreierlei bleiben. Seine psychologisch-analytische Technik, durch die der letzte Akt eines Dramas im alten, synthetischen Stil zum Gegenstand eines abendfüllenden Schauspiels wird (analytisches Individualdrama); die Bindung des Symbolischen an das Alltägliche; und drittens eine Bühnensprache, die — nach M. Harden — niemals ehrlich den Wert des Redenden enthüllt, sondern seine eigentlichen Gefühle bloß durchhören läßt, wie ja auch im Tagesleben unseres Zeitalters der Öffentlichkeit zwischen dem Gesprochenen und innerlich Empfundenen fast durchgängig eine tiefe Kluft besteht. Alle drei Mittel können — in gehöriger Abschwächung — zur Verfeinerung der Charakteristik beitragen und dürfen uns daher nicht verloren gehen. Gerhart Hauptmann hat eine Liebesscene geschrieben, die sich dem Schönsten an die Seite stellt, was seit Adam und Eva vorgefallen ist, und er hat mit „Hannele" sowie den „Einsamen Menschen" uns tief in die Seele gegriffen. Die „Weber" haben durch den Verzicht auf jede bürgerliche Romantik und einen persönlichen Mittelpunkt, anderseits durch die strenge Komposition und den tiefgründigen Abschluß gewisse Verdienste; sie sind das erste Beispiel eines analytischen Massendramas. Der eigentliche Symbolismus fehlt uns noch auf den Brettern, doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die Märchenspiele eines Maeterlinck und Rostand mit ihrer erkünstelten Einfachheit, den überzarten Farben und den raffinierten Gefühlen auch bei uns Schule machen und nach ihrem schnell erfolgenden Tode eine brauchbare Erbschaft hinterlassen werden, nämlich das träumerische Nachempfinden stiller Seelenvorgänge. Gegen die Roheit aller bretterrechten Stücke haben bereits die „Psychodramatiker" Protest erhoben. Sie verzichten auf jeden äußeren Apparat, kennen nur einen Sprechenden, aber mehrere Teilnehmer an der Handlung, wirken lediglich auf die Phantasie und legen den höchsten Wert auf die innere Motivierung.

Für die Schauspielkunst der Gegenwart reicht selbstverständlich nicht mehr jener Schludernaturalismus aus, demzufolge die Stiefelsohlen schmutzig sein müssen, der Schauspieler dem Publikum fortgesetzt den Rücken kehrt und mit dem Verschlucken der Endsilben die Spieldauer des Stückes erheblich abkürzt. Man ist noch nicht modern,

wenn man die berühmten „schiefen Stellungen" vermeidet oder den Vers möglichst prosaähnlich und mit freier Betonung spricht. Das Princip ist vielmehr das folgende: Wenn der Schauspieler mehr als bloßer Virtuose, wenn er der getreue Dolmetscher des Dichters sein soll, so hat er den allgemein-menschlichen Kern der poetischen Gestalt in einer dem Zeitbewußtsein angemessenen Weise herauszuschälen. Er soll den Hamlet so spielen, daß den Jetzigen das innere Wesen dieses Menschen erschlossen wird — ohne Rücksicht darauf, wie in Shakespeares oder Goethes Tagen der Charakter dargestellt wurde. Dazu gehört für uns Gegenwärtige vornehmlich zweierlei. Erstens die sorgsamste Rücksicht auf die Mitspielenden, die unablässige Betonung dessen, daß die eigene Rolle nur ein Glied in einem organischen Ganzen ist. Zweitens, daß der Künstler uns die Entwickelung eines Menschen in ihrer völligen Breite vorführe, nicht gleich zu Anfang ein nachträgliches Resumé des Charakters gebe und nicht mit dem jeweiligen Augenblick viel Wesens mache. So kann ein guter Schauspieler drei wesentliche Momente des Zeitgefühls: Socialismus, Evolutionismus und Individualismus in der Behandlung der dramatischen Person hervortreten lassen.

Von den neuesten Romanen sage ich nur wenig, da sie in aller Händen und bereits vielfach besprochen sind. Kennzeichnend ist die Vorherrschaft des Erotischen. Aus ihm fließt eine der Urquellen der Poesie. Das hatten bis zum Beginne der achtziger Jahre nicht nur die Familienblätter, sondern auch die berufenen Pfleger der Litteratur vergessen. Gegen dies Kastratentum wandten sich wahrhafte Dichter wie Theodor Fontane, aber auch Tovote und andere, welche die Liebe bald als Zerstreuung, bald als Plage schilderten. Bei einigen Autoren, die den entscheidenden Umschwung ins Innerliche und rein Künstlerische mitgemacht haben, geht das Problem aus dem Physischen ins Seelische über, auf den feinen und unlöslichen Zusammenhang, der zwischen dem Erotischen und den individuellen Stimmungen besteht. Die Schulbeispiele findet man bei Ola Hansson und Arne Garborg.

Die wirklich modernen Romane sind nicht die als „psychologisch" gerühmten, denn bei ihnen liegt meist nur eine subjektive Wendung des Naturalismus vor, eine möglichst wirklichkeitgetreue, langweilige Abkonterfeiung von Durchschnittsseelchen. Ob man den äußeren oder den inneren Philister reproduziert, ohne dem Leser etwas zu erlassen, thut wenig zur Sache. Die neueste Richtung hat demgegenüber den rein ellenmäßigen Vorzug der Kürze. Und mehr. Sie kümmert sich nicht um den geistigen Proletarier, sondern richtet ihr Augenmerk auf die feinen Widersprüche in eigenartigen Menschen, auf die früher unbekannten Gefühlsschattierungen verfeinerter Geister, auf das der Herde fremde Raffinement in Qual und Schmerz. Dies Nachspüren ist echt weiblich, und da außerdem einer derartigen Menschheitbetrachtung die Frau wieder als besonders beachtenswert erscheint, so dürfen wir von Feminismus reden. Die Folgen werden nicht ausbleiben: Überschätzung der Individualität und fieberisches Verlangen nach dem Aparten, Verquickung des Ursprünglichen und des Erkünstelten, Überempfindlichkeit und Zerrüttung des Gefühlslebens. Aber der Fortschritt über die glatte Oberflächlichkeit und handwerksmäßige Photographiererei ist unverkennbar. In der Sprache bemerkt man zu allererst die Jagd nach principiell unangemessenen und erst durch Übertragung verständlichen Ausdrücken. Man denkt bei der Lektüre unwillkürlich an Kleists Satz: „Die Worte wollen wie verschlafene Kinder mir nicht ans Licht." Die einfachsten Dinge werden auf den seltsamsten Umwegen gesagt: etwa als ob jemand Rohrpost und Menu im klassischen Latein umschreibend wiedergeben wollte. Das verleiht den meisten dieser Dichtungen einen greisenhaften Zug. Von den Albernheiten neuer Interpunktion und Orthographie, absonderlichen Druckes und Einbandes wollen wir lieber schweigen. In Paris erscheinen jetzt Bücher, deren Titelwörter so ordnungswidrig abgeteilt sind, daß man ein gutes Stündchen zur Entzifferung benötigt, andere enthalten auf jeder Seite übereinander zwei verschiedene Geschichten, wieder andere bringen andere Formen mechanischer Verrücktheit — bleibt nur zu wünschen, daß solche Ausartungen die Landesgrenze nicht überschreiten.

Der gallische Einfluß auf die deutsche Lyrik der Gegenwart ist bereits oben hervorgehoben worden. Von den modernen Lyrikern gilt ganz besonders, was Taine von seinen Landsleuten im allgemeinen sagt: ils aiment l'art plus que les hommes. Baudelaire, der Vater der Dekadenten, der schon tot war, als Zola die Reihe der Rougon-Macquart begann, ist heute weitaus moderner als Zola; Gautier, nicht ganz so verschwenderisch mit Verirrungen und Langerweile wie Baudelaire, verkündete bereits 1856 die Theorie der Parnassier und legte den Grund zu den jetzt in Hérédia und Verlaine verkörperten Richtungen. Die französischen Lyriker schreiben Elegien über das Thema „Weh dir, daß du ein Enkel bist", sie erheben die Nebelhaftigkeit zum Grundsatz, sie suchen das Neue, teils indem sie die Empfindungen der niederen und subjektivsten Sinne zerfasern, teils indem sie durch Zusammenstellung der Laute gleichzeitig eine Farbenharmonie erwecken wollen („A schwarz, E weiß, I rot, U grün, O blau"), sie schaffen eine Poesie des Lasters und Überdrusses, verschmähen die im Roman und Drama längst verpönten sonntäglich edlen, himmelblauen Gefühle und schwelgen in einer künstlichen Welt, die das Erzeugnis menschlicher Überlegenheit sein soll. Anders die Deutschen. Man erkennt das, was sie von ihren französischen Anregern unterscheidet, am leichtesten aus den „Blättern für die Kunst", die seit dem Jahre 1892 erscheinen. Ihre Vorbilder sind: Goethe als Dichter der Marienbader Elegien und des Tasso, Heyse als Bewahrer der Tradition und Formenkünstler, Platen, die Romantiker, Nietzsche, Wagner, Rossetti und Böcklin. Sie haben einen herzlichen Haß gegen alles Plebejische und behaupten eine starke Abneigung gegen alle verworrene Phantastik. Wer das Leben der Welten fühle und das Bedeutungvollste daraus mit schöner Klarheit sage, der und der allein sei Dichter; der bedürfe aber auch der strengsten rhythmischen Form, denn sie führe zu den Elementen, zu dem ewigen Verhältnis von Person zu Welt. In der Belletristik werde bewiesen, erkämpft, menschheitbessernd gewirkt — die Kunst des Lyrikers halte sich frei davon und diene bloß der Schönheit. Von dem Haupt der Gilde, Stefan George, rühmt ein getreuer Verehrer, daß ihm alle Reflexion und Rhetorik fehle, daß seine Worte aus dem gemeinen alltäglichen Kreis entrückt seien und die unreinen Reime oder leichtsinnigen Fehler im Takte fortfallen. Die Strophe ist bei George ein musikalisches Ganze, daher ohne Interpunktion im alten Sinne. „Alles läuft auf den großen Zusammenklang hinaus, wobei wir durch die Worte erregt werden wie durch Rauschmittel."

Bereits Flaubert hatte diese Überwindung des Naturalismus geahnt und angestrebt. In den Briefen an George Sand findet sich eine Stelle, die wir in ihrer vollen Ausdehnung hersetzen müssen. „Je me souviens d'avoir eu des battements de cœur, d'avoir ressenti un plaisir violent en contemplant un mur d'acropole, un mur tout nu (celui qui est à gauche quand on monte aux Propylées). Eh bien, je me demande, si un livre indépendamment de ce qu'il dit, ne peut pas produire le même effet? Dans la précision des assemblages, la rareté des éléments, le poli de la surface, l'harmonie de l'ensemble, n'y a-t-il pas une vertu intrinsèque, une espèce de force divine, quelque chose d'éternel comme un principe?" Aber für Flaubert und seine französischen Nachahmer besteht die Kunst darin, ein Dogma in ein Symbol zu kleiden und den Gedanken zu erregen, während unsere Landsleute keinerlei Dogma anerkennen und mehr auf das Gefühl als auf den Gedanken wirken wollen. Die einen wie die anderen übersehen, daß die Kunst zu allen Zeiten ein sociales Phänomen war und bleiben wird. Vielleicht kann man die Fabrikware als einen Umweg der Natur auffassen, um wenige Edelwerke zu erzeugen; gleichwie ein ganzes Volk als Unterlage für drei, vier geniale Menschen gelten kann. Aber an der Notwendigkeit der Masse ist keinesfalls zu zweifeln.

(Schluß folgt.)





Graf von Götzen.

Graf v. Götzen und seine Durchquerung Afrikas.

Von

Paul Neubaur.

Wir halten es, bei dem stets wachsenden Interesse an der Durchforschung des „schwarzen Kontinents", für unsere Leser ersprießlich, wenn wir in dem nachfolgenden Aufsatz von einem Reisewerke Notiz nehmen, welches sowohl in Bezug auf die Resultate der Forschungen, wie auch auf die ausgezeichnete Ausstattung die größte Aufmerksamkeit verdient und gefunden hat. Der Verleger des Götzenschen Werkes (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen] in Berlin) hat uns in zuvorkommender Weise gestattet, dieser referierenden Abhandlung einige der hervorragendsten Schilderungen aus dem Texte und eine Anzahl der darin enthaltenen Abbildungen einzufügen.

* * *

Wo auch immer die Geschichte der Afrikaforschung während der letzten Jahrzehnte aufgeschlagen wird, überall leuchten uns aus ihren Blättern deutsche Namen entgegen, deren Träger durch gründliche unermüdliche Arbeit das Wesentliche zur Erforschung des schwarzen Kontinents beigetragen haben. Nicht Abenteuer oder selbstverherrlichende Berichte überwundener Schwierigkeit bilden den Inhalt der deutschen Reisewerke, sondern überall sucht die deutsche Gründlichkeit auf allen Gebieten in das Wesen und den Charakter der durchzogenen Länder einzudringen. Den grundlegenden Forschungen eines Barth, Overbeck, Vogel, eines Flegel, Rohlfs, Nachtigal, Passarge und so vieler anderer im Westen reihen sich von Osten her die meisterhaften Arbeiten Emin Paschas, Stuhlmanns, Baumanns und einiger Wißmann-Offiziere an.

Die großen, von deutschen Forschern ausgeführten Durchquerungen Afrikas endlich unterscheiden sich wesentlich zu unseren Gunsten von einzelnen Durchquerungen fremder Reisender ebenfalls zum Teil durch die Gründlichkeit dieser wissenschaftlichen Forschung und durch die Geringfügigkeit der Zahl der Menschenleben, welche diesen Reisen zum Opfer gefallen sind.

Den beiden großen Durchquerungen Afrikas von West nach Ost, welche Wißmann als Erster auf diesem Wege ausführte, reiht sich eine dritte Durchquerung, nämlich die vom Grafen Götzen als dem ersten deutschen Reisenden ausgeführte Reise durch den schwarzen Kontinent von Ost nach West, würdig an.

Graf Götzen ist kein Neuling in Afrika. Bereits im Jahre 1890/91 hatte derselbe eine größere Jagdexpedition nach dem Kilimandscharo unternommen und sich mit den Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika vertraut gemacht.

Einem unwiderstehlichen Reisedrange folgend und von dem Wunsche durchdrungen, die äußerste Westgrenze unseres Schutzgebietes kennen zu lernen, zu der Aufhellung gänzlich unbekannter geographischer und kultureller Verhältnisse daselbst beizutragen, rüstete Graf Götzen auf eigene Kosten im Sommer des Jahres 1893 eine große Expedition aus, welche zunächst nur jenen oben angedeuteten Zwecken dienen sollte und aus welcher dann die erfolgreiche Durchquerung des schwarzen Kontinents geworden ist.

Nur zwei Europäer begleiteten den Reisenden: der Regierungsassessor Freiherr von Prittwitz und Dr. Kersting, letzterer als Arzt der Expedition.

Mitte Dezember 1893 brach Götzen mit einer Karawane von sechshundertzwanzig Menschen von Pangani aus auf, und nach elf Monaten und acht Tagen im Dezember 1894 langte die Expedition an der Kongomündung an.

Die überaus erfolgreiche, in dieser kurzen Frist ausgeführte Durchquerung Afrikas hat in erster Linie wesentliche geographische Resultate gezeitigt. Größtenteils ging der Weg der Expedition durch Gebiete, welche vorher entweder überhaupt von keinem Europäer betreten waren, oder aber durch Gebiete, über welche Routenaufnahmen und astronomische Ortsbestimmungen gänzlich fehlten. Die wichtigsten Erfolge der ganzen Reise sind die Durchreisung des vorher ziemlich sagenhaften Reiches Ruanda, die Besteigung des thätigen Vulkans Kirunga, die Entdeckung und Befahrung des Kivu-Sees, endlich der Marsch durch den zusammenhängenden Urwald, welcher bisher nur aus den Schilderungen Stanleys von seinem Marsche am Aruwimi entlang bekannt war.

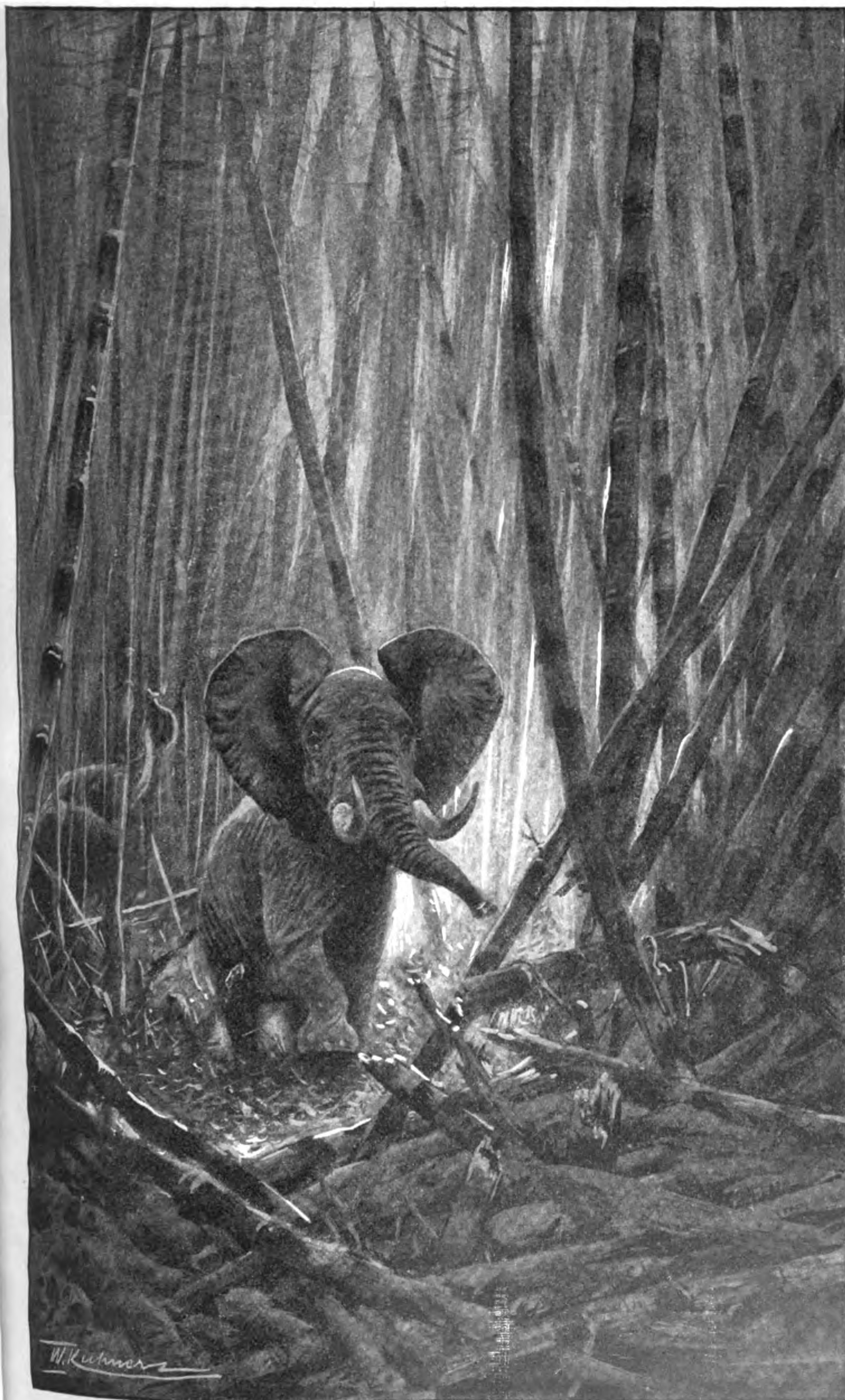
Die Resultate seiner Reise hat Graf Götzen, Lieutenant im Kgl. Preuß. 2. Garde-Ulanenregiment, in seinem hochinteressanten Werke „Durch Afrika von Ost nach West, Resultate und Begebenheiten einer Reise von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zur Kongo-Mündung in den Jahren 1893/94“ zusammengefaßt. Das Werk ist von der Geographischen Verlagshandlung, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1895 herausgegeben und zeichnet sich, abgesehen von seinem Inhalt, in ganz hervorragendem Maße durch eine musterhafte Ausstattung aus. Zahlreiche Originalillustrationen von der Meisterhand W. Kuhnerts und von Sütterling nach den Photographien Graf Götzens und seiner Begleiter, sowie zwei große Karten von Richard Kiepert nach den Originalaufnahmen des Verfassers verleihen dem Buch einen besonderen Reiz.

Bei dem außerordentlichen Interesse, welches die Durchquerung Afrikas an sich, insbesondere aber die erwähnten geographischen Erfolge der Reise haben, sei es gestattet, mit kurzen Zügen auf die Expedition selbst einzugehen.

Die Ausrüstung afrikanischer Karawanen und die Art des Reisens ist in den Monatsheften häufig genug geschildert worden, so daß hierauf nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

Der Marsch von Pangani aus durch Usegusha über die Nguruberge, durch die Massaisteppe und durch Irangi bewegt sich über Gebiete, welche aus den Reisen anderer Forscher (Baumann, Lieutenant Werther) nach jeder Richtung hin bekannt sind. Immerhin bieten die Schilderungen Götzens in den Einzelheiten des Verkehrs mit den Eingeborenen, der Jagderlebnisse und verschiedentlicher Beobachtungen des Reizes genug. Im Gebiete Mangati versuchte Götzen mit seinen beiden Begleitern den Guruiberg zu ersteigen. Der Berg erhebt sich, als gewaltiges Zeugnis einer erloschenen vulkanischen Thätigkeit, frei aus der Ebene des Mangatilandes empor, das hier die Sohle jener großen geologischen Störungslinie bildet, die als „große ostafrikanische Grabensenkung“ bezeichnet zu werden pflegt.

Von weitem erscheint er dem Auge als regelmäßige Pyramide, die ihre Spitze in den Wolken verbirgt. Bei der Besteigung wurde konstatiert, daß er in seinen oberen Partien aus mehreren Graten besteht, die nach der Mitte zusammenlaufen und steil ansteigen. Diese Grate oder Rücken sind nur drei bis fünf Meter breit. Derjenige, auf dem die Reisenden die Nacht zubrachten, mag etwa drei Kilometer lang gewesen sein; er war mit Gras und einer Vegetation von Erika, Rhododendron, sowie Varietäten von Alpenveilchen und Vergißmeinnicht bedeckt.



Der Bambuswald auf den Mirongero-Bergen.

Zu beiden Seiten fallen die Schluchten fast senkrecht ab. Die Rücken der Grate sind vielfach stark zerklüftet und zackig; die abgeschlagenen Gesteinstücke bestehen durchweg aus Nephilinit.

Während am Hauptberge selbst kein eigentlicher Krater zu sehen war, bemerkte Götzen, als der Nebel sich auf einen Augenblick unter der Wirkung scharfer Winde zerteilt hatte, unten in der Ebene fünf oder sechs kleine Nebenkrater, die die Südseite des Gurui umgeben, und im Südwesten war in weiter Ferne eine Wasserfläche zu erblicken, über die keine genaueren Nachrichten erhalten werden konnten, als daß dort öfters arabische Karawanen lagerten. Als Namen für diesen kleinen See gab man das Wort Umburre an. Der Gipfel des Berges wurde zwar nicht erreicht, immerhin aber erklommen die Reisenden eine Seehöhe von 3010 Metern und stellten von der Ebene aus die gesamte Höhe des Gurui auf 3300 Meter fest.

Der Weitermarsch durch Unyamwesi und Uschirombo bietet Gelegenheit zu einer Fülle von Beobachtungen über Land und Leute, welche die Ergebnisse der Reisen früherer Forscher zu ergänzen geeignet und deren Schilderung für die gegenwärtigen Verhältnisse in den durchzogenen Ländern von Wichtigkeit sind.

Mit dem Überschreiten des Kagera-Nils erreichte die Expedition die Grenze Ruandas, jenes von einem Sagenkreise umgebenen Landes, über welches in den Werken aller anderen Reisenden nur kurze unbestimmte Andeutungen sich finden.

Die zahlreiche Bevölkerung Ruandas hatte überall ihre Behausungen verlassen und strömte der Karawane entgegen. Fortwährend waren die Reisenden Gegenstand begeisterter Ovationen.

Das ganze Land zeigte sich gut angebaut, dicht bevölkert. Überall war die herrschende Klasse der Wahuma deutlich von der ortseingesessenen Bevölkerung zu unterscheiden. Über den Besuch der Reisenden beim Kigeri, dem König des Landes, mag Graf Götzen selbst berichten:

„Es waren ereignisvolle, denkwürdige Tage, denen wir Ende Mai 1894 entgegengingen, reich an Hoffnungen und Erwartungen aller Art. Mitten im Inneren des geheimnisvollen Reiches Ruanda sollten wir dem Kigeri, dem gefürchteten Großherrn des Landes, entgegentreten, und weiterhin harrte unser eines der interessantesten Probleme unserer Reise, die Erforschung des Vulkans Kirunga, dessen Feuerschein allnächtlich sein rötliches Licht über die ganze Gegend warf.

Schirangawe, der junge Sohn des Landesherrn, der uns entgegengeschickt worden war, um unseren Vormarsch nach Möglichkeit aufzuhalten, versuchte wiederholt, mich mit allen möglichen Überredungskünsten zu veranlassen, am folgenden Tage noch nicht weiterzugehen. Der arme Junge war schließlich ganz unglücklich und vergoß bittere Thränen, als ich trotzdem Befehl zum Abmarsch gab. Aber jedes Zögern wäre gerade jetzt, unter den Augen Luabugiris, durchaus unangebracht und für unser Ansehen äußerst nachteilig gewesen. So kletterten wir denn am 30. Mai den steilen Abhang zum Hauptkamm des Gebirgszuges empor. Das Wetter war kalt und regnerisch. Ein eisiger Wind fegte über die Berge hin, und die Nebelmassen, die aus den Thalschluchten emporgejagt wurden, verhüllten unseren Blicken ein sicherlich prächtiges Hochlandpanorama.

Der Gebirgskamm, auf dem wir uns jetzt befanden, bestand oben aus einer fortlaufenden Reihe niedriger, abgerundeter Kuppen, auf denen üppiger Graswuchs gedieh. Auf einer dieser Kuppen sahen wir beim Näherkommen eine Anzahl sauber gebauter, großer Rundhütten mit glatt geflochtenen Einfriedigungen.

Auf der Kuppe vorher ließ ich noch einmal Halt machen, weil Schirangawe, der vorausgeeilt war, uns entgegenkam und mir mitteilte, sein Vater sei noch nicht bereit, uns zu empfangen. Schließlich ward uns aber doch die Zeit zu lang; ich bat Prittwitz und Kersting, mit mir zu kommen, stellte zwei Züge Askari an die Tête, und unter Paukenschlag ging es über einen freien Platz vor dem Hauptgehöft, hinüber auf die Eingangspforte los.

Wir waren eben im Begriffe, von unseren Mauleseln abzusteigen, als uns eine merkwürdige Gestalt entgegentrat: ein hochgebauter Mann, gleich imponierend durch seine Körpergröße wie durch seine geschmackvolle



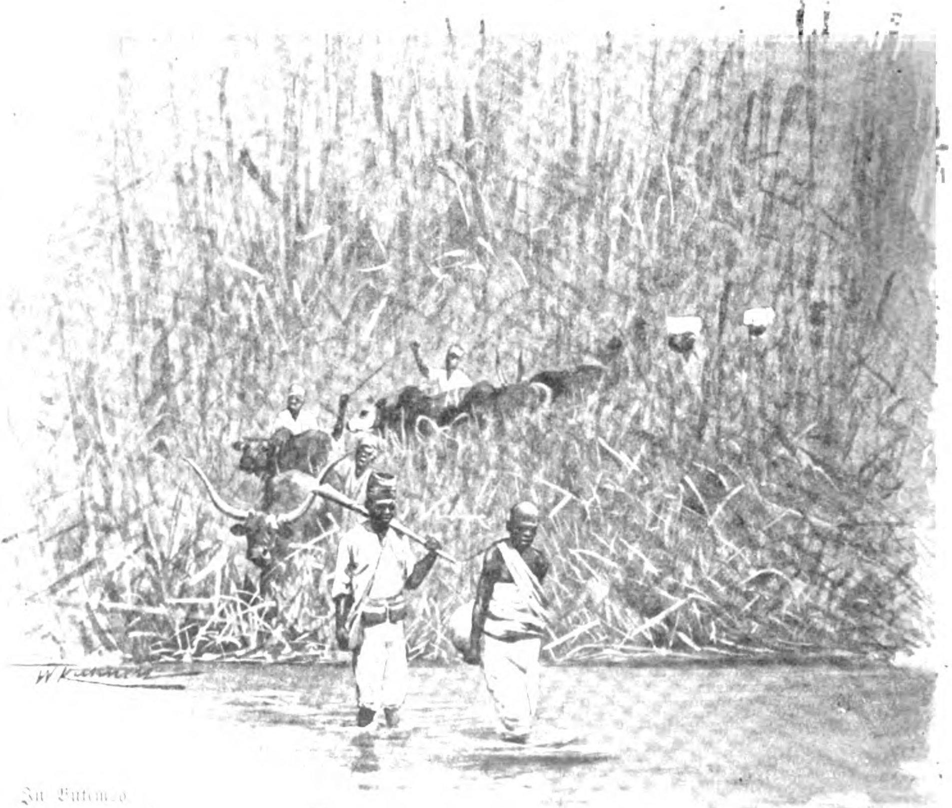
Vogelleben auf den Inseln des Kivu-Sees. (Pfauenkraniche.)

Tracht. Die mächtigen Glieder waren überreich mit Perlenschnüren geschmückt; nur die Hüften umhüllte ein fein gegerbtes Fell.

Dieser Riese — offenbar eine Art Seneschall oder Ceremonienmeister — trat auf mich zu und bedeutete mir mit gebieterischer Gebärde, indem er mit einem weißen Stab zur Erde zeigte, auf der Stelle Halt zu machen. Als ich ihn lächelnd ansah und gemütlich an ihm vorüber ritt, malte sich sprachloses Erstaunen auf seinen Zügen. Als dann gar noch einige meiner Leute in ein wenig respektvolles lautes Lachen ausbrachen, eilte er in großen Sätzen wieder in den Hofraum zurück, um seinem ‚hohen Herrn‘ diese unerhörte Mißachtung seiner Autorität zu melden.

Inzwischen waren wir abgesessen und hatten den Hofraum betreten, den wir zu unserem Erstaunen völlig leer von Menschen fanden. Nirgends zeigten sich geschmückte Krieger oder Musikanten, nur draußen sammelte sich eine schlecht bewaffnete Volksmenge und gaffte neugierig meine Träger an, die die Weisung erhalten hatten, außerhalb der Palissaden zu bleiben. Mit uns waren die Askari und Diener in den Hofraum einmarschiert und hatten sich zu beiden Seiten des Hofthores aufgestellt.

Im Inneren trat der erwähnte Ceremonienmeister abermals auf mich zu, diesmal aber in Begleitung eines Kollegen, der ihn an Körpergröße noch überragte. Unsere dargebotenen Hände wurden unter Zittern



In Butemso



Dorfverteidigung in Butembo.

erfaßt, dann verschwanden die beiden Enakssöhne wiederum in einer großen, ganz neuen und wohlgeflochtenen Rundhütte.

Ich kann in der That schwer sagen, ob uns mehr ein Staunen über diese riesenhaften, an die Märchen- und Sagenwelt gemahnenden Gestalten bewegte, oder das Gefühl des Komischen angesichts des eigentümlichen Kontrastes zwischen der körperlichen Riesenhaftigkeit und der scheuen Angst dieser Naturkinder, die an hoheitsvolles Befehlen gewöhnt waren und sich nun plötzlich ganz fremdartigen, ihre Würde völlig ignorierenden Wesen gegenüber sahen.

Wir ließen uns unterdessen unsere Feldstühle bringen und setzten uns, umgeben von den Dienern, gerade vor dem hochgewölbten Eingang nieder. Nach einer Weile traten noch mehrere Würdenträger aus dem Inneren der Hütte heraus, und schließlich erschien, gebückt wegen der geringen Höhe der Eingangswölbung, zögernd und scheu auf uns blickend, — der gefürchtete Kigeri in höchsteigener Person.

Ein niedriger Schemel, ganz mit rosa und weißen Glasperlen bestickt, wurde vor ihn hingestellt, langsam und schwerfällig ließ sich der Riese darauf nieder. Während einige Krüge Pombe vor dem Kigeri zurechtgestellt wurden, hatten wir Muße, ihn und seine

Umgebung genauer zu mustern. Luabugiri und seine nächsten Verwandten sind sicherlich den größten Menschen zuzuzählen, die es unter der Sonne giebt, und würden, nach Europa gebracht, außerordentliches Aufsehen erregen. Wir hatten schon öfters Gelegenheit, die Körperlänge der Wahuma zu beobachten; aber während im allgemeinen die Angehörigen dieses Hirtenvolkes hager und oft erschreckend dürr von Gestalt zu sein pflegen, fanden wir hier wundervoll proportionierte und volle Körperformen. Die Hautfarbe ist ein ganz lichtes Braun, dem durch sorgsames Einfetten ein heller Glanz verliehen wird. Das einzige, für Ruanda übrigens charakteristische Kleidungsstück dieser Riesen besteht in einem wunderbar fein und weich gegerbten, langen Streifen von Ziegenfell, der zweimal um die Hüften geschlungen wird, und von dem vorn mehrere braune und weiße Schnüre bis fast auf den Boden herabhängen. Der Hüftschurz des Königs war nahezu gänzlich mit Perlenstickerei in äußerst geschmackvoller Farbenanordnung, weiß, rot und blau, bedeckt. Amulette um den Hals, sowie zahllose fein geflochtene Armspangen und Knöchelringe vervollständigten die Bekleidung. Das Haupthaar fast wegrasiert, nur ein wulstiger Kamm, ähnlich der Raupe auf den alten bayerischen Helmen, war auf dem Kopfe stehen geblieben.

Luabugiris Gesichtszüge waren von eigentümlicher Schönheit. Um die Stirn trug er einen Kranz von grünen Blättern, und sein sinnlich blickendes Auge, sowie ein grausamer, um den Mund spielender Zug erinnerte unwillkürlich an die Köpfe gewisser römischer Cäsaren. Seine Bewegungen waren schwerfällig, und der ganzen Gestalt merkte man es an, daß sie des Gehens fast gänzlich entwöhnt war und meistens getragen zu werden pflegte.

Wir warteten ruhig ab, bis der Kigeri, seiner Gewohnheit getreu, angefangen hatte, mit Hilfe einer dünnen Röhre Pombe zu saugen; dann begannen wir ein ceremonielles Gespräch, das jener des öfteren durch grunzende Töne unterbrach, um sein Erstaunen über unsere weiße Hautfarbe auszudrücken. Mehrere Male wollte er unsere Knie besehen, da es ihm unglaublich erschien, daß unser ganzer Körper gleichfarbig sei.

Sein Sohn Schirangawe war, als er uns zum erstenmal gesehen, weit weltmännischer in der Äußerung seiner Bewunderung gewesen. Galanterweise hatte er uns damals gesagt: wenn in unserem Lande die Frauen eine ebenso weiße Farbe hätten und eine solche käme nach Ruanda, so würde man sie ‚auf den Händen durch das ganze Land tragen‘.

Man sieht, daß der junge Mann unbewußt der Civilisation schon ein gutes Stück näher gerückt war als seine Landsleute. Sein großes Verständnis und Interesse für alles, was er von europäischer Kultur bei uns sah, und sein aufgeweckter Sinn machen es wahrscheinlich, daß es bei der künftigen Besetzung des Landes von Vorteil sein würde, wenn er dereinst der Nachfolger Luabugiris werden könnte. Ohne Feindseligkeiten und Proteste ist jedoch seine Nachfolge in der Regierung schwerlich zu erwarten. Luabugiri, der noch im besten Mannesalter steht, besitzt nämlich die recht achtbare Zahl von neunzig Kindern. Während unserer Anwesenheit saß Schirangawe ganz demütig geduckt zu seines Vaters Füßen; er atmete sichtlich auf, als ich mich endlich zum Gehen anschickte und die Forderung stellte, mir einen guten Lagerplatz anzuweisen. Die nächsten der erwähnten runden Hügelkuppen erschien zu diesem Zwecke geeignet, und bald waren wir dort auf das beste installiert.

Bisher hatte regnerisches Wetter geherrscht; jetzt aber zerriß ein frischer Wind die Nebeldecke, und die Strahlen der Sonne beleuchteten ein herrliches Bergland. Von unserem großen Zelte aus konnten wir bei weit zurückgeschlagenen Zeltthüren in ein großes Thal mit sauber gehaltenen Bauernhöfen und saftigen Bananenhainen hinabschauen, und es erschien uns höchst merkwürdig, daß Luabugiri gerade die höchste und unwirtlichste Höhe seines Landes erwählt hatte, um sich eine Residenz darauf zu erbauen.

Offenbar hatten wir ihn mitten in dieser Bauthätigkeit überrascht, denn die ganze Anlage war noch neu und zum Teil unfertig. Die Schilfstengel, aus denen man sein Wohnhaus erbaut hatte, waren noch fast grün, und das wenige Gefolge, das er hier oben um sich versammelt hatte, schaffte

sich in den Tagen unserer Anwesenheit erst sein Unterkommen. Die Hütten wurden jeweils an den Stellen, wo sich Schilf oder Holz fand, gleich geflochten und so, in fertigem Zustande, von zwanzig bis fünfzig Mann, die von innen und außen gleichzeitig zufaßten, auf den Berg hinaufgeschafft. Aus der Ferne gesehen, glichen diese wandelnden Dächer riesigen Schaltieren mit zahllosen, krabbelnden Extremitäten.

Um Luabugiris Vertrauen zu stärken, beschloß ich, ihn nochmals aufzusuchen, und zwar mit großem



Urwaldidyll.

Gefolge in Festgewändern. Es lag mir daran, so viel als möglich über das Land zu erfahren; aber der König selbst wandte sein Interesse so ausschließlich unserer Person und unserer Ausrüstung zu, daß wenig genug von ihm zu erfahren war. Als er uns dann seinerseits im Lager aufsuchte, wurde er vollends neugierig wie ein Kind und schien auf unsere Kosten faule Witze zu machen, über die sein Gefolge pflichtschuldig in ein submissestes Gelächter ausbrach.

Seine Bekleidung war bei dieser Gelegenheit eine andere als zuvor: er trug diesmal eine Art Diadem mit Perlenstickerei, das oben mit langen weißen Affenhaaren besetzt war; vom unteren Rande dieses Stirnbandes aber hing eine Menge Perlenschnüre über das Gesicht herab, so daß er kaum hindurchsehen konnte. Das Gesicht erschien nicht mehr so aufgedunsen und hatte etwas Indianerhaftes an sich. Seinen verwöhnten Körper schützte er vor dem wieder

unaufhörlich niederströmenden Regen durch Stoffe, die er aus Karagwe erhandelt haben mochte. Seine baumlangen Verwandten benahmen sich bei diesem Besuch ziemlich ungeniert, so daß mir schon damals die Vertraulichkeit etwas zu „dick" wurde. Luabugiri selbst aber, der Gefürchtete, Blutige, zeigte sich uns bald von einer ganz anderen Seite.

Im Besitze einer despotischen Allgewalt, an die nach der Aussage von Landeskundigen selbst Ugandas Macht nicht entfernt heranreichen soll, hatte er es nicht für nötig befunden, sich mit einer schützenden Kriegsmacht zu umgeben. Von der Beschaffenheit und Wirkung der Gewehre hatte er noch keine Vorstellung, und so schwand denn die Furcht vor dem Fremdartigen, die ihm seine von jeglicher Kultur noch unberührte Wildheit anfangs eingegeben hatte. Er trug sich alsbald mit dem Gedanken, möglichst ausgiebigen Nutzen von den ungebetenen fremden Gästen zu erzielen. Kaufmännische Ideen begannen in ihm lebendig zu werden, und er beschloß deshalb, mit seinen Gastgeschenken eine abwartende Haltung einzunehmen. Die sieben Krüge Pombe und vierundvierzig Ziegen, die gleich nach unserer Ankunft überbracht worden waren, reichten noch nicht annähernd für unseren Bedarf und waren überdies im Vergleich zu der Macht des Gebers ein ganz erbärmliches Geschenk. Zu kaufen gab es aber auf diesen kahlen Höhen hier oben nichts, und so war ich denn, wollte ich noch länger bei dieser interessanten Residenz verweilen, auf den Kigeri angewiesen.

Auf mein mehrfaches Ersuchen um Lieferung von Lebensmitteln ließ er die Antwort erteilen, er sei es gewohnt, zuerst zu empfangen und dann zu geben, ein Princip, von dem er um so weniger abweichen wollte, als er wohl von seinem Sprößling Schirangawe allerhand über die Menge der von mir mitgeführten Schätze gehört haben mochte.

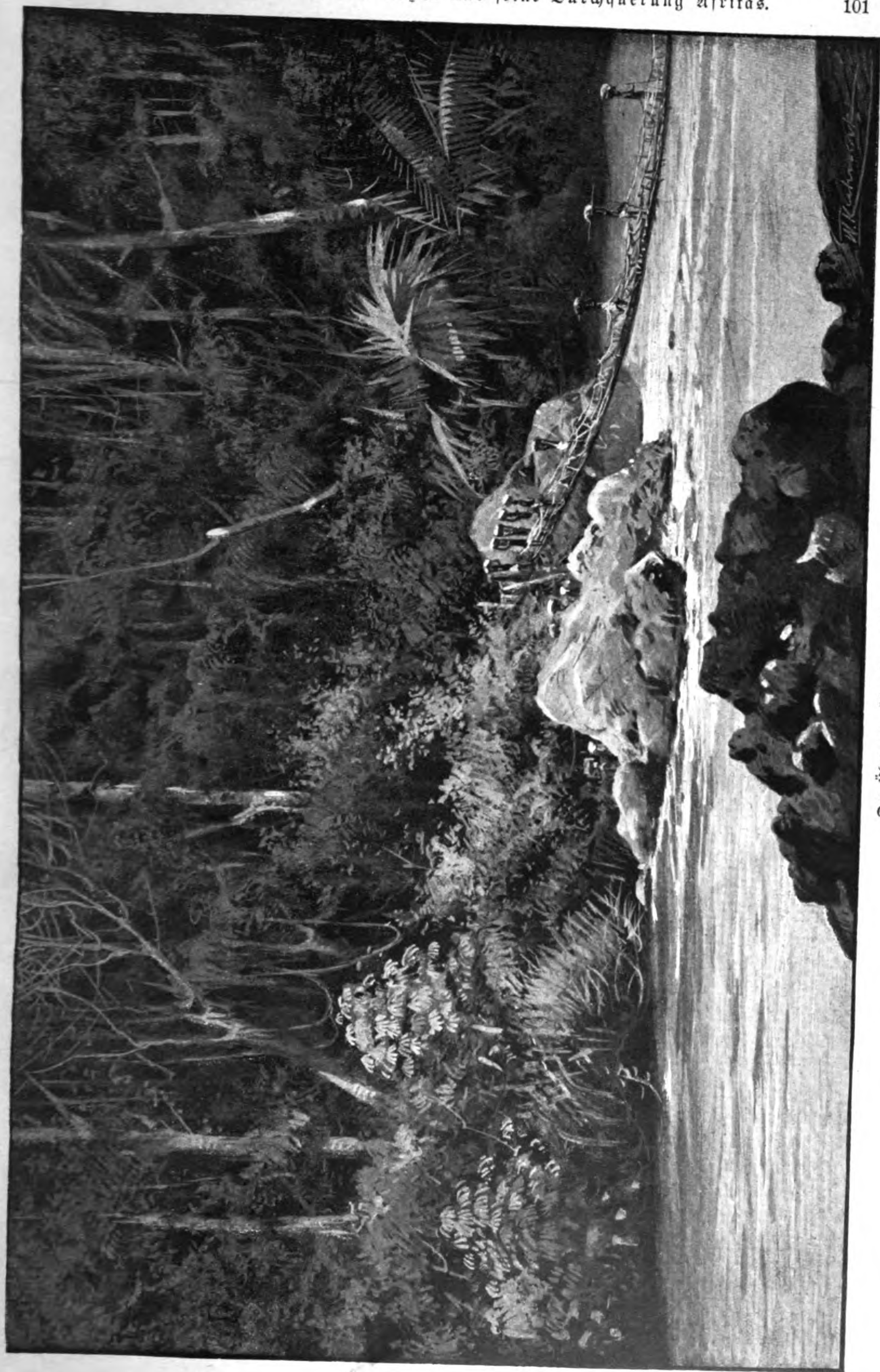
Das Hin- und Herparlamentieren zog sich noch einen ganzen weiteren Tag hin, so daß meine Leute anfingen, unruhig zu werden. Sie schickten eine Deputation von Unterführern zu mir, die mich durch Bitten zum Nachgeben zu bewegen suchten. Natürlich gab ich nicht nach und machte der Abordnung klar, daß unsere Position, selbst im Falle kriegerischer Entwickelungen, eine durchaus günstige und überlegene sei. Eine Salve auf die kaum fünfhundert Meter von uns entfernt liegende Residenz würde genügt haben, um den Kigeri in unsere Hände zu bringen, und wer weiß, ob uns nicht die tyrannisch unterdrückte Landbevölkerung jubelnd als ihre Befreier begrüßt haben würde.

Aber so weit kam es glücklicherweise nicht. Schon zwei gewöhnliche Leuchtraketen, die ich am Abend emporsteigen ließ, genügten, ihn gefügig zu machen. Zwei Abgesandte erschienen, um sich im Namen ihres Herrn besorgt zu erkundigen, was ich denn eigentlich vorhätte; zugleich versprachen sie Verpflegung und Gestellung von Trägern für den folgenden Tag. Am Morgen besuchte uns Schirangawe noch einmal, um sich die zu erwartenden Geschenke anzusehen; und dann, gegen Mittag, meldete sich eine Gesandtschaft mit zwei Rindern, vierundsechzig Ziegen und neunundzwanzig Trägern. Damit waren die Beziehungen wieder angeknüpft und wurden noch besser, als mir auf meine Gegengaben hin noch zwei mächtige Elefantenzähne und eine Milchkuh überwiesen wurden.

Dann rüsteten wir zum Abmarsch. Immerhin schieden wir nicht ohne Bedauern von diesem Ort. Hatten sich auch die vielen, zum Teil grotesken Erzählungen über den Kigeri als phantastische Gebilde erwiesen, so hatte doch die Erscheinung dieses mächtigen Potentaten in ihrer ganzen Ursprünglichkeit einen starken Eindruck auf uns gemacht.

Luabugiri ist eine der letzten Säulen der alten, innerafrikanischen Despotenherrlichkeit. Seine ererbte Nomadennatur hat er sich erhalten, und als echter Beherrscher eines Volkes, das einst ein Hirtenleben führte, zieht er noch heute — wie im frühen Mittelalter die deutschen Könige — im ganzen Lande umher, lebt nie länger als zwei Monate an ein und demselben Orte und baut sich alljährlich neue Residenzen.

Ob es Absicht von seiner Seite oder Zufall war, daß wir oben im Hochgebirge mit ihm zusammentrafen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls gab die wildromantische Natur



Der Übergang über den Luóho.

des Berglandes einen äußerst pittoresken Rahmen ab, aus dem sich die Riesengestalt dieses Bergkönigs fast märchenhaft großartig in unserem Gedächtnis abhebt."

* * *

„Ruandas Geschichte ist dunkel und sagenhaft. Die Hauptschwierigkeit, auf die man bei allen Erkundungen nach früheren Zeiten und Ereignissen stößt, ist das mangelnde Verständnis der Eingeborenen für Zeitbegriffe. Wir erfahren so zwar von großen Wanderungen hamitischer Völker aus Abessinien und den Galla-Ländern, die mit zahllosen Herden großhörniger Rinder nach Südwesten zogen und sich die Länder zwischen den Seen unterwarfen. Ob aber diese Umwälzungen zweihundert, fünfhundert oder tausend Jahre zurückliegen, wird sich schwer oder gar nicht feststellen lassen.

Ein mächtiges Reich, Kitara, von dem schon Speke erzählt, hat jedenfalls bestanden. Sein Mittelpunkt ist ungefähr im heutigen Unyoro zu suchen. Die dort herrschende Dynastie nannte sich die Wakintu, von denen auch die Könige von Uganda ihre Herkunft ableiten.

Ferner hören wir von den drei Herrschern vom Geschlecht der Ruhinda, von denen der erste die Länder Karagwe und Mgororo, der zweite Ihangiro, der dritte Ussuwi besaß. Ruhinda von Ussuwi dehnte seine Eroberungen nach Süden bis auf die Wassumbwa-Staaten aus. Urundi, das im Westen an Ussuwi grenzt, fiel dem Geschlecht der Mwesi zu.

Alle diese Staaten sind aber im Laufe der Zeit mehr oder weniger zerfallen, sei es durch Aussterben der Herrscherfamilien, sei es durch gewaltsame innere Umwälzungen oder Angriffe von außen her. Nur Ruanda hat unter der Herrschaft des Geschlechts der Wahinginia seine Machtstellung nicht nur nicht eingebüßt, sondern vergrößert sie noch jetzt von Jahr zu Jahr.

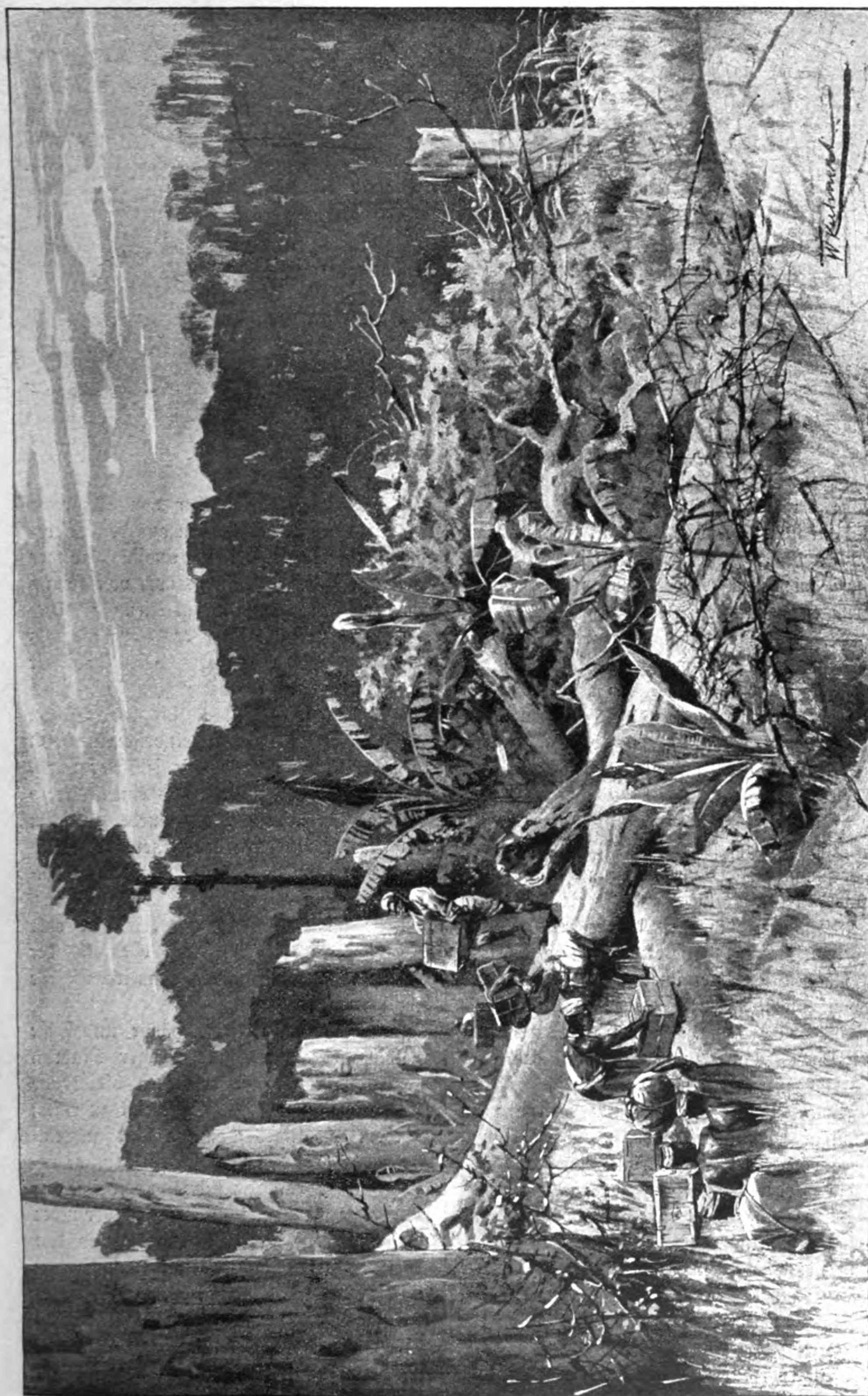
Ob es einst einen Teil des Reiches von Kitara bildete, oder ob es unabhängig neben diesem bestand, ob ferner die Ahnherren des Kigeri zu den Ruhinda und Wakintu in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, muß dahingestellt bleiben. Luabugiris, des jetzigen Herrschers von Ruanda, Vater hieß Mtara. Bei seinem eigenen dermaleinstigen Tode wählen die Großen des Landes einen Nachfolger unter seinen Angehörigen; zu unserem Bedauern aber erfuhren wir, daß die Aussichten unseres Freundes Schirangawe, unter seinen neunundachtzig Geschwistern als Thronfolger erkoren zu werden, sehr schlechte waren. Vielmehr bezeichnete uns der Kigeri selbst seine rechten Brüder Rubega und Lutavagisch als mutmaßliche Thronkandidaten.

Daß die Verwandten des Herrschers vielfach als Statthalter im Lande umher sitzen, wurde bereits festgestellt; die übrigen Wahuma bekleiden die Stellungen von Unterchefs, oder sie leben als Besitzer von Gehöften und kleineren Gütern lediglich der Viehzucht.

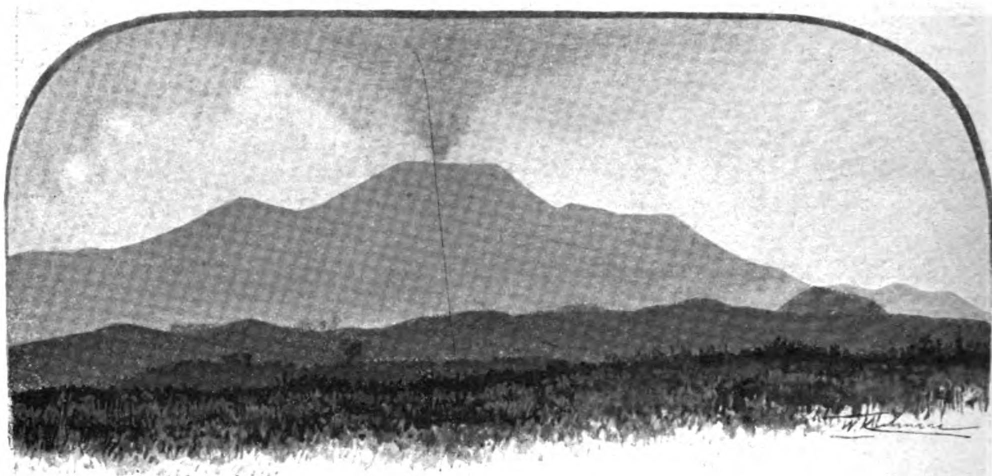
Neben dieser herrschenden Klasse finden wir als große Masse die seit uralten Zeiten angesessene, ackerbauende Landbevölkerung, die Wahutu, einen Bantunegerstamm, der früher verschiedene Ländchen bewohnte und demgemäß verschiedene Namen führte, wie z. B. die Wakiga in der heutigen Provinz Lukiga, die Wakissaka in der Provinz Kissaka.

Den Flächeninhalt des heutigen Ruanda kann man auf fünfzehn- bis zwanzigtausend Quadratkilometer schätzen. Als Landesgrenze nach Osten zu muß man den Lauf des Kagera-Nils bezeichnen. Im Süden betritt man beim Überschreiten des Kagera, beziehungsweise des Akanyaru das Gebiet von Urundi. Nach Westen zu erstreckt sich Luabugiris Machtbereich bis über den Kivusee und den großen centralafrikanischen Graben hinüber, während im Norden, noch jenseit der Kirungavulkane, Wälder liegen sollen, in denen die Jäger des Kigeri den Elefanten nachstellen.

Im großen und ganzen umfaßt Ruanda die höchsten Flächen, die von den Schiefergebirgen des Zwischengebietes gebildet werden, ein ganz herrliches Land, das den schönsten und vor allem den fruchtbarsten Gebieten Afrikas zugezählt werden muß. Und wenn sich in tropischen Ländern oft genug mit dem Begriff „fruchtbar" der Begriff „ungesund" untrennbar verbindet, so macht Ruanda hiervon eine rühmliche Ausnahme. Höhenlage und Klima sind hierbei



Die Umgebung einer Ansiedelung im Urwald.



Der Kirunga-Vulkan von Südosten aus gesehen.

ausschlaggebende Faktoren. Bei der durchschnittlichen Seehöhe des Landes (1800 bis 2000 Meter) muß dieses als durchaus fieberfrei angesehen werden, und unsere Erfahrungen bestätigten diese Behauptung durchaus. Daß man selbst im gesündesten Lande Stellen von geringer Ausdehnung findet, wo stagnierende Gewässer oder gelegentliche Überschwemmungsgebiete als Krankheitserreger wirken können, das beobachten wir schließlich überall und nicht zuletzt in unserem gesegneten Europa.

Gerade so, wie man im Südwesten Deutsch-Ostafrikas, im Norden des Nyassasees, erst in jüngster Zeit auf Gebiete aufmerksam geworden ist, die in absehbarer Zeit deutschen Ackerbauern und Viehzüchtern reiche Felder ersprießlicher Thätigkeit gewähren werden, so haben wir hier im Nordwesten ein Land von unschätzbarem Wert, das freilich durch seine große Entfernung von der Meeresküste jetzt noch schwer zu erreichen ist, das aber vermöge seiner Fruchtbarkeit, seines kühlen Klimas und seiner dichten Bevölkerung ein kostbarer Besitz sein wird, wenn erst einmal bequeme und billige Verbindungen geschaffen sein werden."

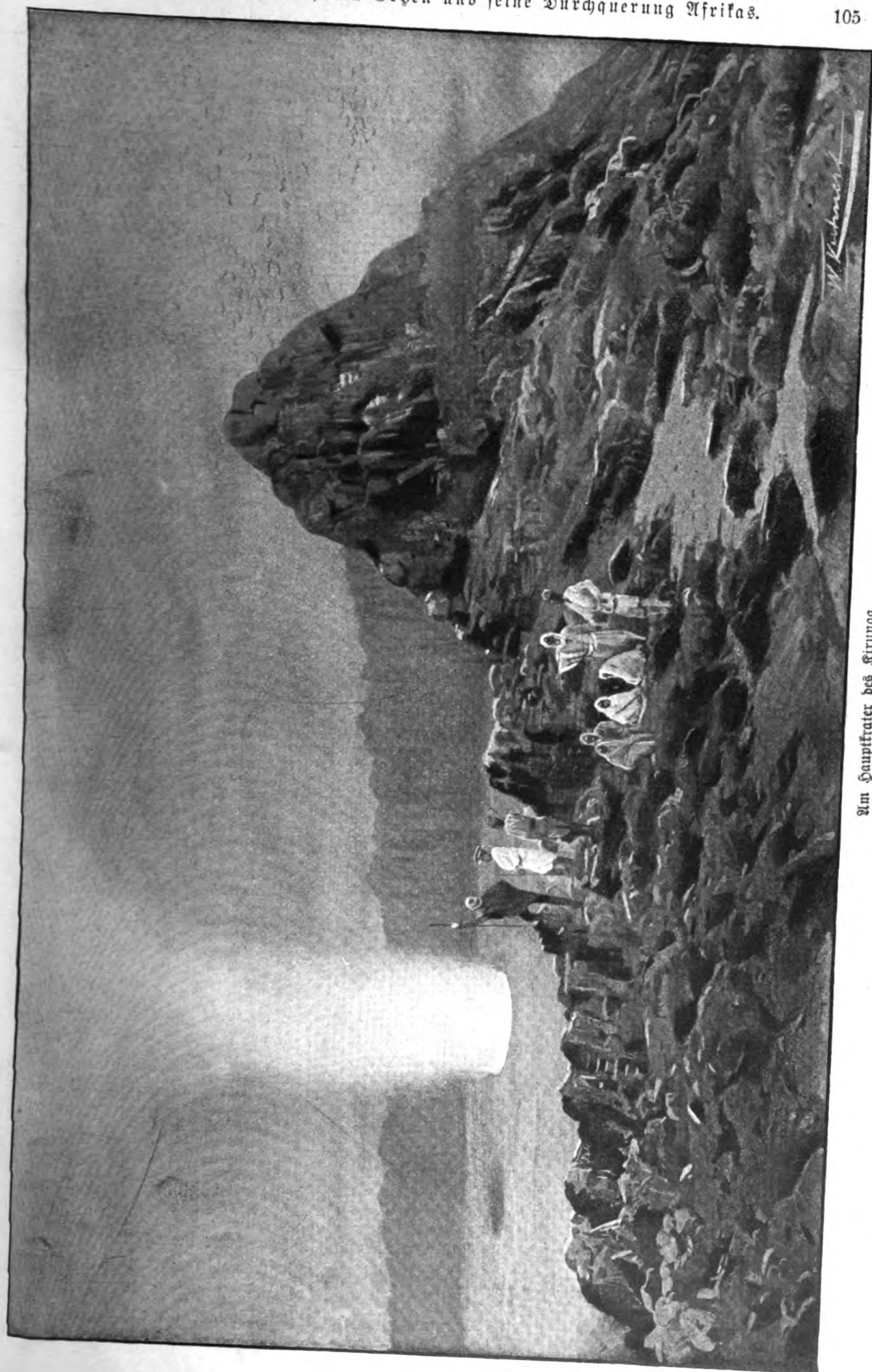
Eine eingehende Schilderung von Land und Leuten und der Kultur des Landes, sowie eine Wortsammlung aus der Sprache der Wanya-Ruanda machen die betreffenden Kapitel des Götzenschen Buches besonders interessant.

Außerordentlich beschwerliche Märsche durch riesige Bambuswälder von abnormer Höhe führten die Reisenden aus dem Bergloche, wo der Kigeri sie empfing, wieder heraus und an den Fuß des noch von keinem Europäer betretenen Vulkans Kirunga. Auch die Eingeborenen scheinen den Berg niemals bestiegen, sondern nur mit abergläubischer Scheu von weitem betrachtet zu haben. Nach dem Abzuge Götzens scheint der Vulkan übrigens seine Thätigkeit zeitweise eingestellt zu haben, denn der Compagnieführer Langheld, welcher von Bukoba aus einen Streifzug nach Ruanda machte, wurde von den Eingeborenen gebeten, den Feuerberg, „welchen fremde weiße Männer ausgelöscht hätten", wieder anzuzünden.

Über die Besteigung des Kirunga oder vielmehr seines Gipfels mag ebenfalls der Verfasser selbst in seiner anschaulichen Weise hier sprechen:

„Vor mir her klettert, Hände und Füße zugleich gebrauchend, der Träger Mabruk. Plötzlich sehe ich, wie er stehen bleibt und seinen Arm emporhebt. Er scheint zu rufen, aber ein gewaltiges Donnern tönt uns entgegen und läßt den Ruf seiner Stimme ungehört verhallen. Ich stürze mit Aufbietung meiner ganzen Kräfte auf ihn zu, aber neben ihm anlangend pralle ich zurück vor dem Anblick, der sich mir darbietet. . . .

Wie eine riesige Arena, ein verzehnfachtes Kolosseum, liegt ein Kraterkessel zu meinen Füßen. Fast senkrecht stürzt sich die Wand, auf deren äußerstem Rande wir stehen, in



Am Hauptkrater des Kirunga.

die Tiefe hinab; der Grundton ihrer Farbe ist tiefstes Schwarz, nur die Ränder der unzähligen Risse, von denen sie durchzogen ist, sind rosarot gefärbt.

Im ersten Augenblick ist die ganze Arena mit Wolken und Dampf angefüllt, gleich als befürchte die Natur, daß Sinn und Augen der ersten Menschen, denen es vergönnt war, eines ihrer großartigsten Geheimnisse zu schauen, nicht auf einmal den ganzen mächtigen Eindruck zu fassen vermöchten. Aber ein Windstoß fegt die Wolken rasch hinweg, so daß auch der jenseitige Rand des Kraters sichtbar wird. Dann blicken wir hinab, aber nicht in einen dunklen unergründlichen Schlund, sondern auf eine helle, völlig eben erscheinende Fläche, die wie marmorirt in den verschiedensten Farbentönen heraufschillert. Und in der nördlichen Hälfte dieser Bodenfläche sehen wir die Öffnungen zweier Schachte, so glatt und regelmäßig geformt, als seien sie von Menschenhand hineingemauert worden. Ununterbrochen strömen aus der einen gewaltige Dampfwolken hervor, und in kurzen, unregelmäßigen Zwischenräumen hört man ein halb donnerndes, halb zischendes Geräusch aus der Tiefe heraufdringen, dessen Wiederholung meine staunenden Leute jedesmal erschrocken zurückfahren läßt.

Unsere schwarzen Begleiter aber wissen sich schneller zu fassen als wir. Nichts, was ihnen unerklärlich, übernatürlich erscheint, kann ihnen imponieren; ‚es ist eben einmal so,‘ sagen sie sich und denken nicht weiter darüber nach, warum es ‚so‘ ist: eine Naivetät der Auffassungsweise, die uns hier in nüchternster, fast brutaler Weise zu Gemüte geführt wurde. Denn während Prittwitz und ich sprachlos und ergriffen in die mächtige Tiefe hinabblickten und geraume Zeit keine Worte finden konnten, unseren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, unterbrach plötzlich der Wassukumaträger Pesa das Schweigen mit den geflügelten Worten: ‚Herr, nun giebt es aber doch ein großes Trinkgeld?‘ Wir straften den Sprecher mit einem Blick der Verachtung, waren aber nun unsererseits so weit ernüchtert, daß wir Betrachtungen über Art und Größe des Kraterkessels anstellen konnten. Bald einigten wir uns in der Meinung, daß wir einen erkalteten Lavasee vor uns hatten, unter dessen Kruste die lebendige vulkanische Thätigkeit noch fortdauert. Auf den Wasserdämpfen, die aus dem einen der beiden Schächte hervorströmen, schien ein roter Glutschimmer zu liegen. Wenn uns der Wind den Dampf gerade ins Gesicht trieb, so war von Schwefelgeruch so gut wie nichts zu bemerken, doch sind die verschiedenen gelben und rosigen Farbenschattierungen, die dem Boden und den Wänden der Kraterarena ein so malerisches Aussehen verleihen, sicherlich Folgen schwefelhaltiger Exhalationen.

Die Tiefe bis hinab zu der Decke des ehemaligen Lavasees suchten wir annähernd durch den Schall hinabgeworfener Gesteinstücke zu ermitteln und fanden die Zahlen 200 bis 300 Meter.

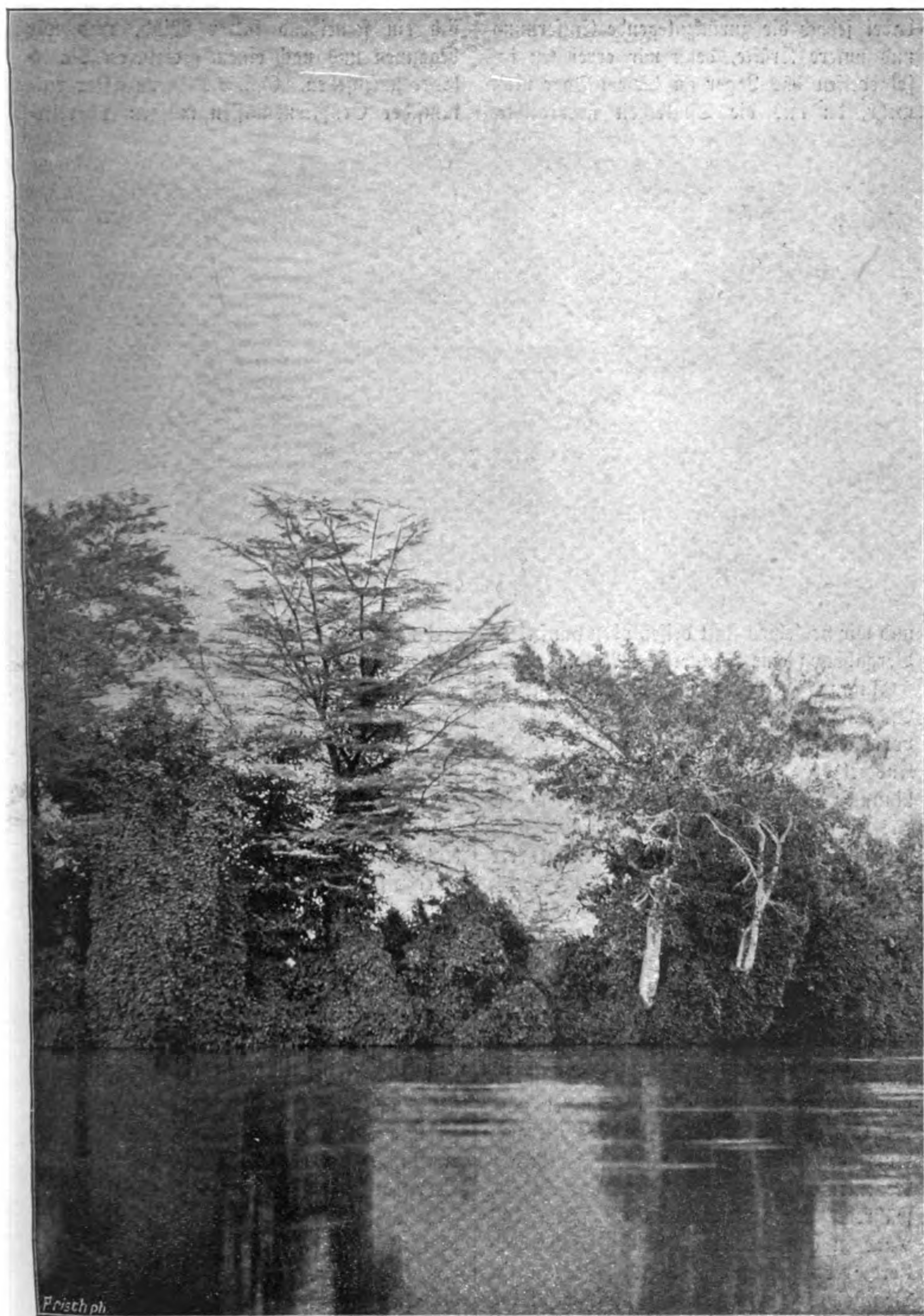
Zu einer Taxierung des Kraterdurchmessers fehlte uns vorläufig jeglicher Vergleichspunkt, und so beschlossen wir denn, einen Rundgang zu versuchen.

Vorher jedoch wurden wiederum die erforderlichen Instrumentenbeobachtungen gemacht und eine beiläufige Seehöhe von 3475 Metern festgestellt. Nachdem dann noch einige photographische Aufnahmen bewerkstelligt worden waren, brachen wir beide auf; den Leuten erlaubte ich, ohne uns zum Lagerplatz zurückzukehren, denn sie litten stark unter dem kalten feuchten Wind und saßen ängstlich zusammengekauert auf dem spitzen Gestein.

So begaben wir uns denn allein auf die gefährliche Kletterpartie. Zur Linken hatten wir den senkrecht abstürzenden Krater, zur Rechten den äußeren Abhang des Berges, der ebenso schroff und dabei unergründlich tief erschien, weil dicke Wolkenmassen um ihn herum gelagert waren.

Nach etwa zweistündigem Marsch, der uns nur durch unsere mit Bergnägeln beschlagenen Schuhe ermöglicht wurde, waren wir ungefähr wieder an unserem Ausgangspunkt angelangt. Der größte Durchmesser der elliptischen Kraleröffnung ließ sich jetzt auf cirka zweitausend, der kleinste auf cirka fünfzehnhundert Meter berechnen.

Überaus befriedigt von dem großartigen Schauspiel hätten wir jetzt den Heimweg wieder antreten können, aber noch blieb die



Flußlandschaft in Äquatorialafrika.

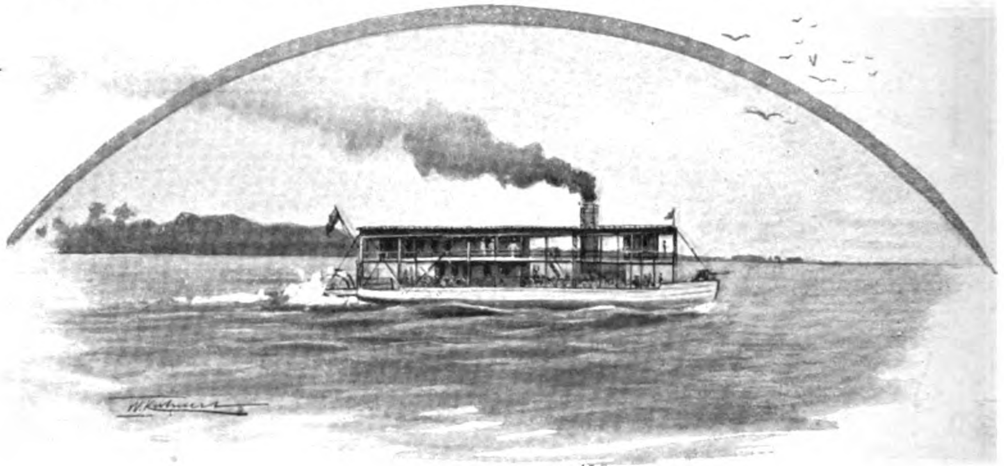
Frage offen, welches denn nun eigentlich die Quelle der allabendlichen roten Glut am Himmel sei. Ich drang deshalb darauf, den Weg um den Berg herum noch einmal in entgegengesetzter Richtung, aber mehrere Hundert Meter tiefer, zu machen, unterschätzte

dabei jedoch die zurückzulegende Entfernung und unsere Kräfte, denn wir erreichten infolgedessen das Lager an diesem Tage nicht mehr, da uns die Dunkelheit überraschte, und wir verlebten statt dessen oben am steilen Bergabhang eine fürchterliche Nacht.

Anfangs ging es über schräg geneigte Aschenfelder hinab, auf denen wir bequem vorwärts kamen, obwohl tief bis über die Knöchel der Fuß einsank; je weiter wir aber hinunter gelangten, um so zerklüfteter wurde das Gestein. Manchmal war die Böschung so steil, daß wir uns an den Händen mehrere Meter tief hinablassen mußten.

An der oberen Grenze eines Vegetationsgürtels, der vorwiegend aus Erikasträuchern und Senecien bestand, wurde beschlossen, nicht tiefer hinabzusteigen, sondern nun wieder rund um den Kegel herumzugehen. Aber jetzt brach auch schon der Abend herein. Ehe die Sonne unterging, erhaschten wir noch einen kurzen Blick hinunter nach der Ebene auf der Nordseite des Berges. Auch dort ist ein großer, mit Busch bedeckter Nebenkrater dem Hauptkegel vorgelagert, während sich in nördlicher Richtung das Auge in einer weiten, welligen Fläche verliert, die vielfach mit Wald bestanden ist. Von einer Ausbruchsstelle flüssiger Lava konnten wir absolut nichts wahrnehmen. War eine solche überhaupt vorhanden, so mußte sie in westlicher Richtung zu finden sein.

Als es finster zu werden anfing, erhob sich ein schneidend kalter Wind, und wir begannen uns nach einem geeigneten Nachtlager umzusehen. Ganze Mauern alter vulkanischer Eruptionsmassen mußten überklettert werden, dann wurden die Erikabestände immer dichter und fast undurchdringlich. Meine Kräfte begannen erheblich nachzulassen, während Prittwitz weniger ermüdet schien. Unser beiderseitiger Zustand war der umgekehrte gewesen, als wir uns auf den zweiten Rundgang begeben hatten, und mir fiel ein, daß ich vorher größere Quantitäten Kola zu mir genommen hatte, um mich frisch zu erhalten. Die damalige Überschätzung meiner Kräfte, sowie deren ganz plötzliches Nachlassen mehrere Stunden darauf muß ich wohl der Wirkung dieses Reizmittels zuschreiben.



Auf dem Kongo.

Wir machten uns zunächst daran, eine wagerechte Lagerstätte unter einem Strauch herzustellen und dann eine Art Dach darüber und einen Windschutz davor einzuflechten, denn die Kälte nahm in bedenklicher Weise zu und ein feiner Regen begann herabzurieseln. Wir waren nur mit unseren leichten Marschanzügen angethan, im übrigen ohne jede Decke, und erwärmende Lebensmittel besaßen wir gleichfalls nicht. Ein Bergstock, ein Feldstecher, ein Momentphotographenapparat und — zum Glück — eine Schachtel Streichhölzer waren die einzigen Gegenstände, die wir mit uns führten. Solange die Kräfte reichten, suchten wir uns durch Abbrechen von Erikasträuchern zum Hüttenbau zu erwärmen. Dann wollten wir Feuer

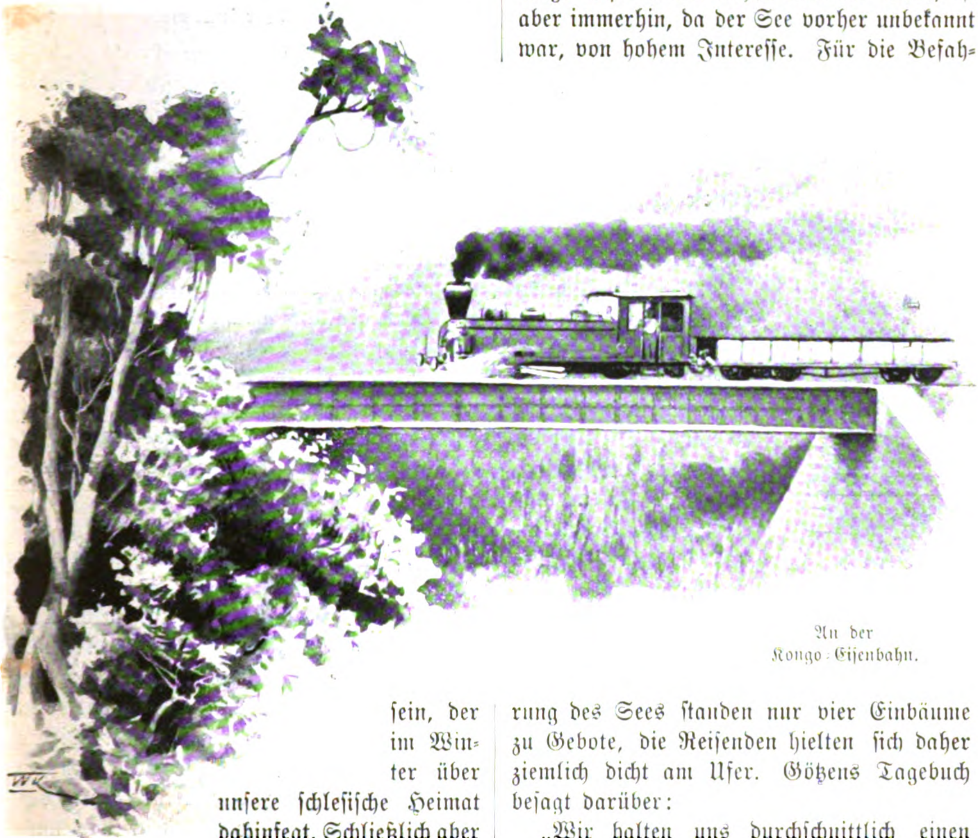
anmachen, und als uns das endlich unter Zuhilfenahme von Zeugfetzen, die wir aus unseren Kleidern herausrissen, gelungen war, galt es, die glimmenden, noch ganz grünen Zweige durch anhaltendes Blasen in Glut zu erhalten. Wärme konnten sie freilich nicht ausstrahlen, aber die anstrengende Arbeit half uns wenigstens die endlose Nacht abkürzen. Wir klapperten förmlich vor Kälte; die Feuchtigkeit drang uns bis ins Mark, die Augen schmerzten vor Qualm der knisternden Erikabüsche, und unsere Lungen arbeiteten immer heftiger infolge unserer Anstrengungen, das schwache Feuer durch Blasen zu unterhalten; es war eine ganz entsetzliche Nacht! Der Wind schien eisiger als der schneidende Nordwind zu sein, der im Winter über unsere schlesische Heimat dahinfegt. Schließlich aber versanken wir in eine Art Halbschlummer, der aber nur ganz kurze Zeit gewährt haben muß: früher, als gedacht, überraschte uns der anbrechende Morgen.

Unverzüglich brachen wir auf, und unsere steif gefrorenen Glieder fanden in kurzer Zeit ihre alte Gelenkigkeit wieder.

Im Osten sahen wir nunmehr die beiden Nachbarn des Kirunga, den Navunge und den Karissimbi, dunkel und scharf von der Morgenröte sich abheben; doch blieben sie nur auf wenige Augenblicke sichtbar, dann zog sich der gewohnte Nebelvorhang wieder vor ihnen zusammen."

* * *

Unmittelbar an die Besteigung des Vulkans schließt sich die Erforschung des nur wenige Kilometer von dem Gebirgsfuße des Kirunga abgelegenen Kivu-Sees. Die Triangulierung Götzens beschränkt sich allerdings auf den nördlichen Teil des Sees, ist aber immerhin, da der See vorher unbekannt war, von hohem Interesse. Für die Befahrung des Sees standen nur vier Einbäume zu Gebote, die Reisenden hielten sich daher ziemlich dicht am Ufer. Götzens Tagebuch besagt darüber:



An der Kongo-Eisenbahn.

„Wir halten uns durchschnittlich einen Kilometer vom Ostufer entfernt, das ziemlich steil zu sein scheint. Auf den Wiesen an den Abhängen erkennt man deutlich große Herden von Rindvieh, die Wasserfläche ist hier und da von Fischerbooten belebt, welche durch lange, weit überhängende Spieren

zum Befestigen der Angeln eigentümlich aussehen. Gegen Mittag lasse ich wieder zwei kleine Inseln anlaufen, die ich bereits vom Lager aus avisiert hatte. Es gelingt mir dort, für unsere Küche zwei Pfauenkraniche zu erlegen, deren Fleisch ganz vorzüglich, ungefähr wie Rehrücken, schmeckt.

Vom Südende des Sees ist nichts zu sehen. Frage ich meine Ruderer, wie lange man noch fahren müsse, um das Ende zu erreichen, so antworten sie, um mich womöglich abzuschrecken, so weit noch zu fahren: ‚O, mindestens sechs Monate!‘ Wenn ich ihnen aber dann ernsthaft versichere, falls es so weit sei, dann müsse ich erst recht hin, so lassen sich diese großen Kinder flugs zu einer Division durch hundertundachtzig herbei und erklären: ‚In einem Tage, Herr, werden wir am Ende sein.‘ — Man kann daraus wieder einmal ersehen, mit wie großer Vorsicht man geographische Erkundigungen durch Eingeborene aufzunehmen hat!


Tabakspfeife aus dem Ubangi-Gebiet.

Am Nachmittag erreichen wir die Insel Mugarura und gehen in einer schattigen, paradiesisch schönen Bucht an Land. Die Ufer bestehen aus schneeweißen Felsen, die zu der dichten, grünen Vegetation und zu dem tiefblauen Wasser einen grellen Gegensatz bilden. Zahlreiche überhängende Büsche und Bäume stehen in schönster Blüte, vielfach in hochroter Färbung, violette Winden und andere Kletterpflanzen ranken sich an den Stämmen empor, und zahllose Lianen und Luftwurzeln erhöhen den graziösen Reiz der Landschaft. Eine reichgefiederte Vogelwelt belebt die Baumkronen; Papageien und weiße Reiher suchen erschreckt und laut kreischend das Weite, als wir herannahen.

Während meine Leute einen Platz für das Zelt frei machen, suche ich einen erhöhten Standpunkt auf der Insel zu gewinnen. Von oben eröffnet sich mir ein freier Überblick nach Süden zu. Ich sehe bei dem klaren Wetter, wie die Berge in der Ferne näher zusammen zu kommen scheinen, aber wie weit noch das Ende des Sees zu suchen ist, darüber vermag ich kaum eine Vermutung auszusprechen.


Messer aus Upoto.

Die Insel, auf der ich stehe, ist etwa einen Quadratkilometer groß. In ihrer südlichen Hälfte bemerke ich eine Wiesenfläche, auf der einige schneeweiße Rinder geweidet werden. Katoto erklärt mir, diese Rinder seien Privateigentum des Kigeri und würden hier auf dieser einsamen Insel nur von zwei Hirten bewacht. Aus Gesprächen mit Katoto kann ich allmählich mit einiger Genauigkeit feststellen, daß wir noch drei Tage bis zum Südende des Sees gebrauchen würden, daß also erst zwei Fünftel des Weges hinter uns liegen. Da ich aber einige Winkelmessungen erhalten habe, so geht mein Plan dahin, zunächst einen westwärts gelegenen Inselarchipel zu besuchen, um wenigstens die Breite des Sees genau festzulegen.

Freitag, den 22. Juni. Katoto hegt anfangs große Bedenken gegen eine Fahrt quer über den See und hat allerlei Einwände; da aber das Wetter günstig ist, so brechen wir auf und erreichen schon nach dreistündigem anhaltendem Rudern die erste der erwähnten Inseln, mit Namen Itanga. Ein Hügel in ihrer Mitte gewährt mir wieder einen Rundblick. Itanga, so viel kann ich übersehen, liegt ungefähr in der Mitte des Sees, denn nach Osten sowohl, wie nach Westen sind die Linien der Randberge gleich scharf mit bewaffnetem Auge zu erkennen. Im Süden liegt die große, bergige Insel Kwijwi vor uns, auf der sich eine Residenz des Kigeri befinden soll. Auf dem nächsten Eiland wird das Nachtquartier für heute

aufgeschlagen. Hier erhalten wir den Besuch von Fischern, die sich jedoch erst nach längerem Zureden herangetrauen. Sie bestreiten, von uns schon gehört zu haben, und antworten auf meine Frage, ob sie immer unbewaffnet gingen, daß sie ja keinen Grund hätten, Waffen zu tragen, solange der Kigeri nicht Krieg in ihrem Lande führe.

Sonnabend, den 23. Juni. Wir brechen zu gewohnter früher Stunde, bei Sonnenaufgang, auf. Gegen sieben Uhr beginnt das Wasser sich zu kräuseln und ein frischer Wind erhebt sich. Ich signalisiere dem kleinsten



Hütte der Eingeborenen am oberen Kongo.

Kanu, das so wie so schon leck geworden ist, sich dicht bei uns zu halten, und lasse mit aller Kraft rudern, denn allmählich entwickelt sich ein nicht zu verachtender Seegang, und auch in meinem großen Kanu kommt bedenklich viel Wasser über. Doch bewähren sich auch jetzt die Fahrzeuge vorzüglich und gleiten pfeilschnell über die Wellenkämme hinüber. Ich bedaure im stillen, keine besseren Bote zu haben, denn die erfrischende Brise, das Rauschen der sich brechenden Wogen übt einen wohlthuenden Einfluß auf meine Sinne und Nerven aus. Kann man sich doch auch kaum einen größeren Gegensatz denken, als unsere gestrige Fahrt bei sengender Sonnenglut zwischen der farbenprächtigen Inselwelt hindurch, deren Anblick allein zu Träumereien anregen kann, und unsere heutige, wo Wind und Wetter uns durchkälten, als führen wir auf der Ostsee, und wo alle Sinne und Kräfte angespannt werden müssen, um die schmalen, schwanken Einbäume sicher durch die tosenden Wellen hindurchzubringen.

Gegen elf Uhr liegt die Westküste auf 2000 Meter Entfernung vor uns. Sie ist vielleicht noch buchtenreicher und steiler abfallend als das Ostufer. Die Vegetation erscheint hier in dem grauen Wetter dem Auge ganz dunkel, und wenn mich am Ostufer das tiefe Blau des Wassers und der violette Dunst, der auf den Bergen lagerte, an italienische Küstenlandschaften erinnert hat, so müssen hier die Gedanken unwillkürlich nach den herrlichen Gebirgsseen des Bayernlandes zurückschweifen.

Auf einer kleinen Insel, die einer großen Bucht vorgelagert ist, wird Mittagsrast gemacht. Nachdem ich mich durch ein Bad erfrischt habe, nehme ich einige Sonnenhöhen und vervollständige meine Skizze vom Seeufer."

Erst nach der Befahrung des Kivu-Sees hatte sich bei Götzen der Gedanke vollkommen befestigt, nicht auf dem Herwege, sondern nach Westen vordringend seine Reise zu beenden und damit den ruhmreichen deut-

schen Durchquerungen des schwarzen Erdteils eine neue anzufügen.

Der Gesundheitszustand der gesamten Karawane hatte durch den Aufenthalt in den Gebirgsländern Ruandas sich so gehoben, daß irgend welche Bedenken nach dieser Richtung hin nicht bestehen konnten. Die Verpflegungsverhältnisse waren gut und schienen auch für den weiteren Teil der Reise, soweit die Erkundigungen reichen konnten, ausreichend. Das Vertrauen der Trägerführer, der Träger und Soldaten zu den Weißen hatte sich unerschütterlich befestigt, und so erschien ein Vordringen nach dem Kongo als durchaus ausführbar.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Arbeit auf die Einzelheiten des überaus interessanten Vormarsches einzugehen. Jeder, welcher sich für Afrika-Litteratur interessiert, wird das Werk Götzens als unentbehrlich finden, auch wenn dasselbe nicht an sich schon durch Inhalt und Ausstattung eine Zierde jeder Bibliothek darstellte.

Am 30. Juni brach die Karawane von den Ufern des Kivu-Sees auf, schlug den Weg nach Westen ein und erreichte nach fast genau vier Wochen die Grenze des geschlossenen Urwaldgebietes, welches Stanley bekanntlich auf mehr als 800000 Quadratkilometer veranschlagt. Von überaus großem Interesse sind die Schilderungen Götzens über die durchzogenen Länder, die ethnographischen Beobachtungen über ihre Bewohner, die Art ihrer Kriegführung und Dorfverteidigung, die Vegetationsbilder, die großartigen Flußlandschaften u. s. w.

Als wesentlichste geographische Errungenschaft dieses Teils der Reise ist die Entdeckung anzusehen, daß der von Stanley erkundete und als See bezeichnete Oso ein bedeutender, an der Stelle, wo ihn die Reisenden überschritten, mehr als 200 Meter breiter Fluß ist, welcher etwa auf 27 Grad 10 Min. in den Lówa (Nebenfluß des Kongo) strömt. Weitere Erkundungen Götzens ergaben, daß von Süden her noch ein zweiter, größerer Nebenfluß, der Luúro, dem Lówa zuströmt.

Am 21. September nachmittags halb drei Uhr machte die Karawane auf einer kleinen Anhöhe Halt, und vor ihnen, nur wenige Kilometer entfernt, lag eine breite Wasserfläche: das gewaltige Strombett des Kongo. Genau neun Monate nach dem Abmarsch von der Küste erreichte die Karawane diese erste Etappe zur Rückkehr in die Civilisation; ein langgestrecktes Dorf, in welchem einige vornehme Araber angesiedelt sind. Auf der anderen Seite liegt die Militärstation Kirungu, eine Anzahl alter Steinbauten aus arabischer Zeit, welche jetzt den kongostaatlichen Beamten als Behausungen oder Magazine dienen. Die Station Kirungu steht unter dem Kommandanten Lothaire, der aus der Stokesschen Angelegenheit bekannt ist und dem das gesamte Land oberhalb der Stanley-Fälle zur Verwaltung überwiesen war.

Graf Götzen fügt in seinem Werke ein interessantes und wichtiges Kapitel über den unabhängigen Kongostaat und die Araber ein, welches besonders empfohlen werden darf. Auf Kanus wurde die Expedition nunmehr nach den Stanley-Fällen befördert und trat von dort am 22. Oktober die Flußfahrt auf dem Dampfer Ville de Bruxelles an. In einundzwanzig Tagen erreichten die Reisenden nach Überwindung der 1750 Kilometer langen Strecke von den Fällen aus Leopold-Ville, wo sie den Dampfer verlassen und abermals einen dreiwöchentlichen mühseligen Landmarsch über Berge und Thäler antreten mußten, zur Umgehung der Katarakte. Bei Matadi wurde der Kongo wieder erreicht, am 4. Dezember traf die Expedition in Boma ein und erreichte von hier aus Banana-Point. Hier trennten sich die Reisenden. Dr. Kersting übernahm das Kommando über den Transport der gesamten Expedition nach der Ostküste auf dem von Götzen gecharterten Dampfer Oronsay, während Graf Götzen und Herr von Prittwitz mit dem portugiesischen Dampfer Zaire nach Europa absegelten. Am 8. Januar 1895 trafen die Reisenden in Lissabon wieder ein.

* *
*

Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, das interessante Werk des Grafen von Götzen: „Durch Afrika von Ost nach West, Resultate und Begebenheiten einer Reise von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zur Kongomündung in den Jahren 1893/94“, unseren Lesern noch einmal angelegentlichst zu empfehlen.



Dr. K. Röntgen,
Professor an der Königl. Universität zu Würzburg.

Die Röntgenschen Strahlen.

Von

Dr. A. Miethe.

In der Geologie hat sich lange Zeit eine Hypothese allgemeiner Anerkennung erfreut, welche von der Annahme ausging, daß die geologischen Epochen durch gewaltige Revolutionen voneinander geschieden wären und daß das Resultat der geologischen Entwickelung, die augenblickliche Gestaltung der Erdoberfläche, wesentlich als das Produkt dieser einzelnen Paroxysmen, nicht das Produkt eines allmählichen Werdeprozesses anzusehen sei. Die Wissenschaft hat längst diese Anschauung als unrichtig erkannt, und wir nehmen jetzt mit Sicherheit an, daß zu allen Zeiten auf Erden, ähnlich wie auch heute, die klimatischen Faktoren in Verbindung mit unendlich langsam verlaufenden Hebungs- und Senkungsprozessen die Erdgeschichte geregelt haben.

Dieses Beispiel vertiefter Erkenntnis auf dem Gebiete der Geologie können wir in fast allen Zweigen menschlichen Wissens wiederfinden. Überall erscheint zunächst die Forschung bei oberflächlicher Betrachtung als ein sprungweises Vorwärtsschreiten, gekennzeichnet durch gewisse epochemachende Forschungsresultate und Erkenntnisse, welche wie ein äußerer Anstoß die Wissenschaft in ein neues Stadium führten. Eine nähere Einsicht zeigt aber jedesmal, daß epochemachende Entdeckungen nicht plötzlich, unver-

mittelt in den Gang der Entwickelung eingegriffen haben, sondern daß auch sie einem Werdeprozeß unterlagen, der sie logisch mit bekannten Thatsachen verbindet. Die größten Thaten des menschlichen Genius, die größten Entdeckungen sind durchaus nicht, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, plötzlich geboren, sondern auch bei ihnen läßt sich eine Entwickelung, ein Zusammenhang mit bekannten Erscheinungen leicht nachweisen. Es geschieht dem genialsten Entdecker kein Abbruch, wenn man das Produkt seiner Thätigkeit als das Resultat eines Entwickelungsprozesses auffaßt und wenn man sich bei jeder Entdeckung fragt, wie sie sich logisch der Wissenschaft angliedern und damit verstandesmäßig begründen läßt.

Vielfach wird auch die Anschauung vertreten, daß gerade die größten Entdeckungen dem Zufall ihr Dasein verdanken. Auch diese Anschauung ist eine vollständig falsche. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß Zufälligkeiten eine Entdeckung beschleunigen können, daß ein Zusammenwirken verschiedener Umstände, auf welche der Forscher selbst keinen Einfluß hatte, das Reifen einer Erkenntnis zeitigen kann, aber der Fortschritt selbst ist niemals oder fast niemals das Resultat des blinden Zufalls. Das nähere Nachdenken und die Betrachtung der Umstände ergiebt immer, daß das, was als Zufall erscheint, sich stets als ein mehr oder minder leicht durchsichtiges Gespinst von Ereignissen ansehen läßt, deren Zusammentreffen eben nur möglich war, wenn die Entdeckung gemäß dem Fortschritt der Wissenschaft bereits in greifbare Nähe gerückt war.

Alle diese Betrachtungen können selbstverständlich nicht das Verdienst des Entdeckers herabsetzen. Wenn wir beispielsweise, dem alten Märchen folgend, annehmen, daß Newton das Weltgesetz der Schwere gefunden habe, weil ihm zufällig ein Apfel auf den Kopf gefallen sei, so thun wir dem großen Forscher gewiß unrecht. Es ist viel natürlicher und viel mehr dem Wege angemessen, auf dem Entdeckungen gemacht werden, anzunehmen, daß auch diese Entdeckung das notwendige Produkt geistiger Vorarbeit gewesen ist, welche nicht allein von Newton, sondern von seinen Vorgängern bereits begonnen worden ist.

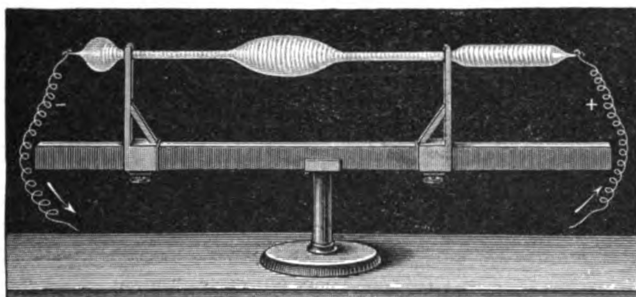
Wer die Zeitungen der letzten Wochen verfolgt hat, dem ist von allen Seiten fast der Eindruck entgegengetragen worden, als wenn die wunderbaren Entdeckungen Röntgens das Produkt einer Zufallslaune gewesen seien, und als wenn sie gewissermaßen wie eine Katastrophe in die Wissenschaft hineingebrochen seien. Beide Anschauungen sind grundfalsch. Die Röntgensche Entdeckung, einerseits weit davon entfernt, durch einen Zufall gemacht worden zu sein, steht andererseits in logisch fest nachweisbarem Zusammenhang mit bekannten physikalischen Thatsachen, welche naturnotwendig zu einer weiteren Untersuchung aufforderten. Wenn wir in den Zeitungen lesen, daß Röntgen dadurch zu seinen Resultaten gekommen sei, daß zufällig eine verschlossene Kassette mit einer Trockenplatte, hinter einem Gewichtsatz liegend, in dem Bereich der Energiestrahlung einer Hittorfschen Röhre gelegen habe und daß auf diese Weise rein zufällig zunächst die Entdeckung gemacht worden sei, daß Holz und andere Körper für diese Strahlen durchlässig seien, so ist das eine kindliche Auffassung, denn das Zusammentreffen einer Hittorfschen Röhre und einer photographischen Platte ist eben bei dieser Untersuchung **kein** Zufall. Es war bereits bekannt, daß derartige Strahlen chemische Wirkungen ausüben, und das Verdienst Röntgens liegt nicht darin, daß ihm der Zufall dazu verhalf, seine Entdeckung zu machen, sondern darin, daß er mit genialer Hand, vielleicht begünstigt von der Glücksgöttin, die Frucht pflückte, welche schon, im Laube des Baumes der Wissenschaft versteckt, der Ernte harrte.

Wenn wir daher im folgenden versuchen wollen, die Röntgensche Entdeckung uns verständlich zu machen, so wird dies am besten dadurch geschehen, daß wir einmal in großen Zügen die Geschichte dieser Entdeckung bis zu Röntgen hin verfolgen und andererseits klarzustellen suchen, wie diese Erscheinungen, die auf den ersten Blick so unvorstellbar und wunderbar sich zeigen, dennoch gewisse Anklänge an längst bekannte Thatsachen verraten, Thatsachen, welche heute jedem Physiker selbstverständlich sind.

Wenn wir einen Leiterkreis, in welchem ein elektrischer Strom cirkuliert, plötzlich an einer Stelle unterbrechen, so springt unter

gewissen Umständen ein Funken über, den wir als die sichtbare Ausgleichung der elektrischen Spannungsdifferenz zwischen beiden Drahtenden anzusehen gewöhnt sind. Je größer die Spannungsdifferenz, um so eher wird eine gewisse Luftstrecke zwischen den Enden eines Leiters durchschlagen. Bei einer Spannung von etwa hunderttausend Volt erreicht diese Funkenlänge bereits einige Centimeter. Wir nehmen an, daß dieser elektrische Funken, wie er sich zwischen zwei Elektroden bildet, ganz analog zu stande kommt, wie im großen der Blitz bei einem Gewitter. Er wird offenbar hervorgerufen durch materielle Teile, welche von den Polen losgerissen werden, sowie durch die intensiv erhitzten Moleküle des Gasgemisches, in welchem der Funken überschlägt. Die Spektralanalyse zeigt, daß das von dem Funken ausgestrahlte Licht die charakteristischen Linien des Materials zeigt, aus welchem die Elektroden bestehen, und außerdem diejenigen des Gases, in welchem er überspringt. Wenn wir die elektrische Entladung nicht im gewöhnlichen Luftraum vor sich gehen lassen, sondern das Gas entsprechend verdünnen, wenn wir also beispielsweise unsere beiden Elektroden unter die Glocke der Luftpumpe bringen, so erleidet die Erscheinung nach zwei Richtungen hin eine Veränderung. Das Licht des Funkens wird schwächer und seine Form weniger bestimmt, außerdem wird die Schlagweite, das heißt die Entfernung zwischen den beiden Elektroden, bei gleicher Spannung größer. Immer aber ist die Erscheinung gewissermaßen an beide Pole gebunden. Sie richtet sich in ihrer Lage und ihrem Verlaufe nach dem Ort der Pole insofern, als die Lichtemanation scheinbar von den beiden Polen ausstrahlt und hauptsächlich in ihrer Verbindungslinie angeordnet ist. Ja, wir können an diesem Lichtgebilde alle charakteristischen Anziehungs- und Abstoßungsphänomene wahrnehmen, welche wir an einem beweglichen Stücke des Stromleiters mit Hilfe von Magneten und benachbarten Stromkreisen zeigen.

Hittorff hat nachgewiesen, daß das eben besprochene Phänomen nicht bei jeder Verdünnung des gasförmigen Zwischenmittels sich gleich bleibt, sondern daß, wenn der Druck des Gases einen gewissen, sehr geringen Wert nicht mehr erreicht, plötzlich eine ganz neue Form der elektrischen Ausgleichung zu beobachten ist. Man studiert diese Erscheinung mit Hilfe der sogenannten Geißlerschen Röhren, bei welchen man, dadurch, daß man sie mit verschiedenen Gasen füllt und mit der Luftpumpe in Verbindung bringt, so daß man jeden gewünschten Gasdruck erzielen kann, alle möglichen Variationen in der Anordnung des Versuchs vornehmen kann. Wenn der Druck des Gases innerhalb der Röhre etwa ein Millimeter Quecksilberhöhe beträgt, so scheint der Sitz der elektrischen Ausstrahlung an dem positiven Pole zu suchen zu sein. Während der negative Pol nur mit einem schwachen Glimmlicht umgeben ist und ringsum von einem dunklen unerleuchteten Raum umschlossen erscheint, breitet sich die Masse des Lichts vom positiven Pole aus und erscheint unter gewissen Umständen als eine regelmäßige Anordnung kugelschalenartig abgegrenzter leuchtender Bänder, die zwischen sich dunkle schmale Zonen lassen. Unsere vorstehende Abbildung versinnbildlicht, so gut wie dies ohne Anwendung von Farben möglich ist, den Verlauf der Erscheinung in einer gewöhnlichen Geißlerschen Röhre unter dem oben genannten Gasdrucke.



Geißlersche Röhre unter gewöhnlichem Druck.

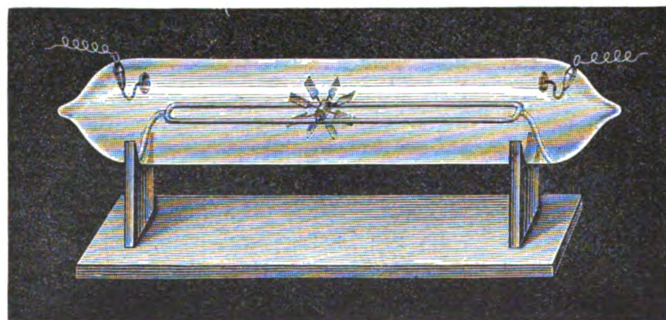
Wenn wir weiter und weiter evakuieren und immer mehr Gasteilchen aus der Röhre heraussaugen, so zieht sich das intensive Licht, welches vom positiven Pole auszugehen scheint, immer mehr zusammen, während das vom negativen Pole, der sogenannten

Kathode ausgehende schwache Glimmlicht immer mehr an Ausdehnung gewinnt, bis bei einem gewissen, äußerst niedrigen Gas-



Geißlersches und Hittorffsches Vakuum.
P P P positive, N negative Pole, a a' Kathode in der Röhre, b c d Enden des positiven Pols in der Röhre. Links Entladung im gewöhnlichen, rechts im Hittorffschen Vakuum.

druck das positive Licht fast vollständig verschwindet und die ganze Röhre mit den schwach leuchtenden Emanationen der Kathode gefüllt scheint. Dieses Kathodenlicht,



Crookessche Röhre mit Flügelrädchen zum experimentellen Nachweis der mechanischen Wirkung der Kathodenstrahlen.

welches hauptsächlich von Hittorff, später mit Hilfe von glänzenden Experimenten von Crookes untersucht wurde, hat bei sehr niedrigen Drucken höchst merkwürdige Eigenschaften. Um dieselben in ihrer Reinheit zu studieren, pflegt man dem negativen Pole die Gestalt eines kreisförmigen Metallplättchens zu geben und findet dann, daß die von demselben ausgehenden Strahlen sich geradlinig senkrecht zu diesem Metall-Plättchen durch die Röhre fortpflanzen, bis sie die gegenüberliegende Gefäßwand erreichen. An dieser Stelle erzeugen sie in der Glaswand der Röhre eine äußerst intensive Fluorescenz, das heißt, die Röhrenwand beginnt hier in einer der Glasart charakteristischen Weise zu leuchten. Hieraus folgt, daß, während in einem gewöhnlichen Vakuum die elektrische Entladung ihrer allgemeinen Lage nach sich der Linie, welche von einem Pol zum anderen gezogen gedacht werden kann, anschmiegt, sie sich im Hittorffschen Vakuum an diese Linie durchaus nicht mehr kehrt, daß die Lage des positiven Pols für den Verlauf der Erscheinung gleichgültig ist, und daß mithin die elektrische Erscheinung als eine Strahlung sich darstellt, welche aus geradlinigen Einzelstrahlen zusammengesetzt gedacht werden kann, deren jeder senkrecht von einem Flächenelemente des negativen Pols auszugehen scheint. Unsere vor- und nebenstehenden Abbildungen versinnbildlichen den Gang der Entladung in einer gewöhnlichen Geißler-

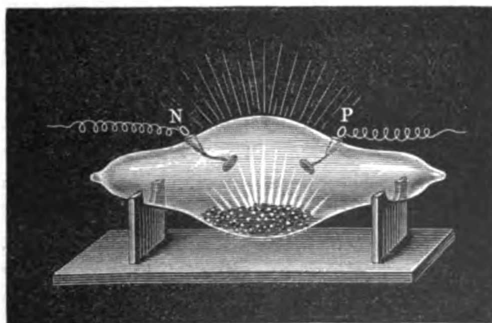
schen Röhre im Gegensatz zu dem gleichen Phänomen im Hittorfschen Vakuum.

Diese Kathodenstrahlen verhalten sich nun in vielen Beziehungen den Lichtstrahlen äußerst ähnlich, und sie erklären sich nach Crookes aus einem Fortschleudern materieller Teilchen von der Kathode unter der Einwirkung der elektrischen Energie. Daß hierbei überhaupt eine sich im allgemeinen geradlinig fortpflanzende Strahlung zu stande kommt, schreibt Crookes dem Umstande zu, daß die einzelnen Moleküle innerhalb eines so hochgradigen Vakuums so weit auseinander liegen, daß ein Zusammenstoß einzelner Moleküle mit anderen seltener stattfindet, als ein Anprallen gegen die Gefäßwandung. Mit anderen Worten: die vom negativen Pol fortgeschleuderten elektrisierten Partikelchen werden in der Mehrzahl der Fälle, ohne durch andere Moleküle gestört zu werden, ihren Weg geradlinig bis zur gegenüberliegenden Glaswand fortsetzen können. So plausibel diese Crookessche Erklärung klingt und so sehr sie auch scheinbar durch augenfällige Experimente gestützt werden konnte, so wenig scheint sie doch richtig zu sein. Denn wenn die Crookessche Erscheinung in der vorstehenden Weise gedeutet werden müßte, so könnte eine derartige Strahlung überhaupt nur im Vakuum vor sich gehen, während sie im gewöhnlichen Luftraum überhaupt nicht fortbestehen könnte, da hier die Gasmoleküle so unvergleichlich viel dichter liegen, daß an die ungestörte Fortdauer eines einmaligen in einer Richtung verlaufenden Impulses auch nur auf die kleinsten Entfernungen hin nicht mehr gedacht werden kann. Ehe wir aber mit Hertz und Lenard zeigen, daß dies trotzdem der Fall ist, wollen wir zunächst auf die Crookesschen Versuche etwas näher eingehen. Crookes zeigte beispielsweise, daß diese Kathodenstrahlen im stande sind, eine mechanische Arbeit zu leisten, indem sie ein leichtes Flügelrädchen, welches in ihren Weg eingeschaltet wurde, im Vakuum vor sich her treiben, und daß sie ebenso in Wärme sich umwandeln ließen, wenn man sie von einem Hohlspiegelchen ausgehen ließ, in dessen Fokus sie sich sammelten und hier ein Platinstiftchen zur äußersten Weißglut, ja zum Schmelzen brachten.



Crookessche Röhre zum experimentellen Nachweis der Wärmewirkung bei Kathodenstrahlen.

Ein starkes Argument gegen die Crookessche Anschauung ergab sich zunächst durch folgenden Versuch. Wenn thatsächlich das Licht, welches die Kathodenstrahlen uns zusenden, von einzelnen Körperchen ausgesandt wird, die mit einer nach den Vorstellungen der kinetischen Gastheorie außerordentlichen Geschwindigkeit von der Kathode abgestoßen werden, so muß die Lichterscheinung eine andere sein, wenn sie von der Kathode her, als wenn sie auf die Kathode zu betrachtet wird. Um dies zu verstehen, wollen wir eine kurze Betrachtung einschalten.



Crookessche Röhre, Fluorescenz von Edelsteinen im Kathodenlicht zeigend.

Denken wir uns, daß aus einem Geschütz in regelmäßigen Zwischenräumen Geschosse abgefeuert werden, daß beispielsweise diese Geschosse eine Anfangsgeschwindigkeit von fünfhundert Metern haben und daß je fünfzig Schuß in der Sekunde abgegeben werden, so werden wir die Geschosse vor dem Ge-

schütz in einer Entfernung von je zehn Metern aufeinander folgen sehen. Wenn wir aber annehmen, daß unser Geschütz äußerst schnell während des Feuerns in der Richtung der Geschosse bewegt wird, so daß es beispielsweise selbst etwa fünfzig Meter in der Sekunde vorgeschoben wird, so werden sich die Geschosse nicht mehr in zehn Metern Entfernung, sondern in einer solchen von neun Metern einander folgen. Mit anderen Worten: der Abstand der Geschosse wird hierdurch verringert werden, während er unter gleichen Umständen durch ein Rückwärtsfahren des Geschützes vergrößert werden muß. Wenden wir diese Betrachtung auf das Licht an, von dem wir wissen, daß es eine regelmäßige Wellenbewegung des Äthers ist, und vergleichen wir jeden Wellenberg mit einem Geschosse, so werden sich die Wellenberge des Lichts aneinanderdrängen, wenn die Lichtquelle sich uns nähert, voneinander entfernen, wenn die Lichtquelle sich entfernt. Da wir nun in der Spektralanalyse ein Mittel haben, die Wellenlänge irgend einer Lichtart genau festzulegen, so werden wir in derselben auch das Mittel haben, eine Bewegung der Lichtquelle auf uns zu und von uns fort immer dann wahrzunehmen, wenn die Geschwindigkeit zur Lichtgeschwindigkeit in einem noch wahrnehmbaren Verhältnis steht. Auf diese Weise ist beispielsweise gefunden worden, daß sich einzelne Fixsterne mit einer außerordentlich großen Geschwindigkeit uns nähern, andere sich von uns entfernen.

Würden wir daher ein Spektroskop neben einer Hittorfschen Röhre aufstellen, so daß wir von der Kathodenseite her das Spektrum des Lichts betrachten, und ein anderes Mal so, daß wir entgegengesetzt unsere Beobachtung anstellen, so müßte sich die Lage der leuchtenden Linien im Spektrum des Röhrenlichts verschieben, vorausgesetzt, daß die Bewegung der Teilchen von der Kathode eine genügende Größe erreicht. Thatsächlich läßt sich beweisen, daß die Geschwindigkeit der Moleküle unter Beibehaltung der Crookesschen Annahme eine so große sein müßte, daß man mit Leichtigkeit die Verschiebung der Linien entdecken würde. Die Beobachtung hat jedoch ergeben, daß eine derartige Verschiebung nicht eintritt.

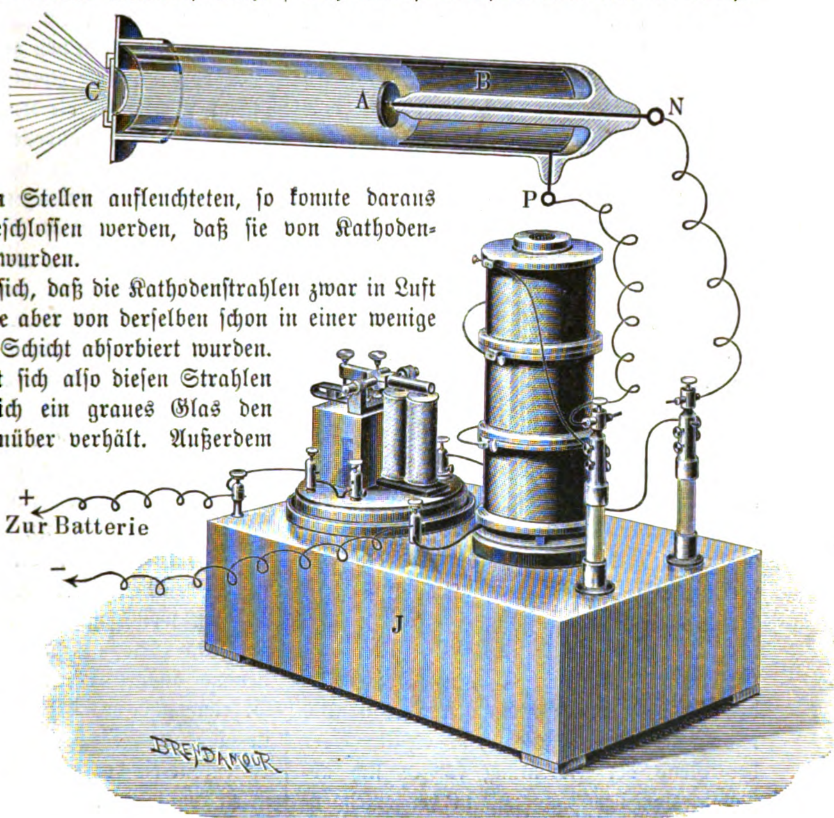
So interessant diese Thatsache war, so bildete sie doch eigentlich keinen schlagenden Beweis für die Behauptung, die von verschiedenen Seiten aufgestellt wurde, daß die Kathodenstrahlen nicht einem Zustande des verdünnten, gasförmigen Mediums ihr Dasein verdanken, sondern als Bewegungserscheinungen des Äthers aufzufassen seien. Dieser Beweis war nur dadurch zu erbringen, daß es gelang, die einmal entstandenen Kathodenstrahlen sowohl im gewöhnlichen Luftraum als auch im absolut luftleeren Raume fortzuflanzen. Der Versuch dieses Beweises, der von Hertz und Lenard unternommen wurde, bildete die Grundlage dessen, was wir heute über Röntgen-Strahlen wissen, und diesen Experimenten ist im wesentlichen die großartige Entdeckung Röntgens zu danken. Hauptsächlich Lenard hat sich mit der Frage nach der Fortpflanzung der Kathodenstrahlen außerhalb des Hittorfschen Vakuums befaßt und zunächst nach experimentellem Nachweise dafür gesucht, daß diese Strahlen auch in Gasen unter gewöhnlichem Drucke bestehen können. Bei diesen Untersuchungen kam ihm eine Beobachtung von Hertz zu statten, welcher bereits gefunden hatte, daß ein in einer Crookesschen Röhre angebrachtes dünnes Aluminiumplättchen die Strahlen hindurchließ. Lenard versuchte daher, gegenüber der Kathode die Hittorfsche Röhre durch ein Fenster zu verschließen, in welches ein äußerst zartes, aber gasdichtes Aluminiumplättchen eingespannt war. Die Anordnung seines Versuches zeigt unsere nebenstehende Abbildung. N und P sind der negative und positive Pol, welche mit den Enden der sekundären Spule des Induktionsapparates oder Transformators J verbunden sind, während der primäre Strom von der Batterie dem Transformator zugeführt wird. Von der negativen Elektrode geht ein in ein starkes Glasrohr eingeschmolzenes Drahtstück bis in die Mitte der Hittorfschen Röhre hinein, wo es in einer Planplatte aus Aluminium endigt. Der positive Pol ist in Gestalt des Röhrenabschnittes B gestaltet, welcher ringförmig die Kathode umgiebt. Bei C ist die Hittorfsche Röhre durch eine Metallkapsel verschlossen, die, fest auf das Glasrohr aufgekittet, in der Mitte durchbohrt ist und das ebenfalls gasdicht aufgekittete, äußerst dünne Aluminiumplättchen

gerade der Kathode gegenüber trägt. Die Kathodenstrahlen gehen von A aus und treffen das Aluminiumfensterchen, welches sie hindurchläßt und hinter welchem sie sich, wie sofort der erste Versuch ergab, in der gewöhnlichen Luft weiter fortpflanzten. Zum Zweck des Studiums der Fortpflanzung der Kathodenstrahlen, welche wegen ihres schwachen Lichtes nur undeutlich sichtbar sind, bediente sich Lenard bereits Schirme, welche mit fluoreszierenden Substanzen angestrichen waren. Wenn im dunklen Raume diese Schirme an bestimmten Stellen aufleuchteten, so konnte daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß sie von Kathodenstrahlen getroffen wurden.

Zunächst zeigte sich, daß die Kathodenstrahlen zwar in Luft eindrangen, daß sie aber von derselben schon in einer wenige Centimeter dicken Schicht absorbiert wurden. Die Luft verhielt sich also diesen Strahlen gegenüber, wie sich ein graues Glas den Lichtstrahlen gegenüber verhält. Außerdem aber erwies sie sich nicht als vollkommen durchsichtig, sondern als durchscheinend, wie sich beispielsweise Milch dem Licht gegenüber verhält. Die Strahlen pflanzten sich nämlich nicht mehr geradlinig von der Öffnung fort, sondern strahlten in Gestalt eines divergenten Büschels in die Atmosphäre hinein. Lenard fand, daß sich alle Gase unter gewöhnlichem Druck ähnlich wie Luft verhalten, doch daß der Widerstand, welchen sie den Strahlen entgegenstellten, je nach ihrer Dichtigkeit verschieden ist, so daß das am wenigsten dichte Gas, der Wasserstoff, sich als das geringst absorbierende und getrübte Medium darstellte. Wurde der Druck des Gases vermindert, so stieg seine Durchlässigkeit für die Kathodenstrahlen sehr schnell, und es ergab sich, daß auch hier das Gesetz im allgemeinen erhalten blieb, daß — gleiche Dichtigkeit des Mediums vorausgesetzt — der Widerstand gegen die Durchstrahlung bei allen Gasen konstant blieb.

War somit gezeigt, daß die Kathodenstrahlen sich auch außerhalb der Röhre im gaserfüllten Raume fortpflanzen, so gelang andererseits der Versuch, nachzuweisen, daß auch im absolut luftleeren Raume die Kathodenstrahlen sich nicht nur verbreiteten, sondern sich anscheinend — ähnlich wie die Lichtstrahlen — im Äther geradlinig und ohne Schwächung in beliebige Entfernung verfolgen lassen. Es gelang Lenard, die Kathodenstrahlen durch ein möglichst luftleer gemachtes Glasrohr von mehr als einem Meter Länge ungeschwächt hindurchdringen zu sehen.

Da einmal erkannt war, daß die Kathodenstrahlen im stande waren, das Aluminiumfensterchen zu durchdringen, so lag der



Lenards Versuchsanordnung zum Beweis der Durchsichtigkeit verschiedener Medien für die Kathodenstrahlen.

Versuch sehr nahe, überhaupt festzustellen, wie sich feste Körper in Bezug auf ihre Durchlässigkeit diesen eigentümlichen Strahlen gegenüber verhielten. Lenard fand hierbei, daß die Kathodenstrahlen durch dünne Blättchen von Silber, Gold, Kupfer, Aluminium, durch dünne Glasplatten, Häutchen von Seifenblasen u. s. w. nicht vollständig abgeschnitten wurden, daß vielmehr selbst starke Aluminiumfolien, welche selbstverständlich jede Spur von Licht vollkommen abschnitten, noch merkbare Mengen der Kathodenstrahlen hindurchließen. Ja, noch mehr, er fand bereits, daß das Verhältnis zwischen Absorptions-Vermögen und Dichte für alle Medien nahezu dasselbe blieb, daß verschiedene Substanzen, ganz gleichgültig ob Gase, Flüssigkeiten oder feste Körper in Schichten, deren Dicke sich umgekehrt verhielt, wie ihre Dichtigkeit, angewendet das gleiche Absorptions-Vermögen zeigten. Außerdem fand der Forscher, daß man zwischen verschiedenen Arten von Kathodenstrahlen unterscheiden müsse, welche sich durch verschiedene Absorbierbarkeit auszeichnen, je nachdem der Druck in der benutzten Hittorfschen Röhre variiert. Mit dieser Absorbierbarkeit der verschiedenen Kathodenstrahlen ging eine verschiedene Beeinflussung derselben durch den Magneten Hand in Hand. Alle von Lenard untersuchten Kathodenstrahlen wurden durch starke magnetische Kräfte, ähnlich wie elektrische Stromfäden, abgelenkt. Aber der Grad der Ablenkung erwies sich abhängig von dem Gasdruck in der erzeugenden Röhre. Die Erregung von Fluorescenz durch die Kathodenstrahlen erwies sich nicht als das beste Mittel zum Studium derselben. Lenard erkannte vielmehr, daß dieselben vorzüglich geeignet seien, chemische Wirkungen hervorzurufen, speciell, daß eine photographische Trockenplatte sich in der Kathodenstrahlung intensiv schwärzte und daß dieselbe das beste Mittel abgab, um die einzelnen Substanzen in Bezug auf ihr Absorptionsvermögen zu untersuchen. Wurden verschiedene Metallblättchen auf eine Trockenplatte gelegt, so absorbierten sie in verschiedener Weise die Kathodenstrahlen, so daß sie verschieden schwarze Schatten hinter sich warfen, ja, es zeigte sich, daß selbst ein Kartonblatt für diese Strahlen nicht undurchlässig war und bei einer Dicke von 0,3 Millimetern eine Trockenplatte hinter ihm noch geschwärzt wurde.

Wir übergehen hier die interessanten Versuche, die von O. Lehmann und besonders von Goldstein in ähnlicher Richtung gemacht wurden, und wenden uns jetzt direkt den bekannten Versuchen von Röntgen zu, indem wir vor allen Dingen das hervorheben wollen, was von demselben neu gefunden worden ist.

Röntgen trennte zunächst — und das erscheint wichtig — die Kathodenstrahlen von etwa zugleich vorhandenen Lichtstrahlen, indem er seine Röhre vollkommen in eine dichte Hülle von schwarzem Papier einschloß. Außerdem brachte er an der Röhre kein Aluminiumfenster an, sondern benutzte eine gewöhnliche, ringsum von Glas gebildete Röhre, wobei sich fand, daß die dünnen Wände derselben seinen Kathodenstrahlen gegenüber vollkommen durchlässig waren. Er erkannte zunächst als hauptsächlichen Sitz der von der Röhre ausgehenden Strahlung diejenige Stelle der Glaswand, an welcher die Kathodenstrahlen von innen her auftreffen. Bekannt ist, daß er die Lenardschen Versuche über die Durchdringbarkeit verschienener Körper durch die Kathodenstrahlen weiter ausdehnte und im allgemeinen das Gesetz bestätigte, welches bereits Lenard ausgesprochen hatte, daß die Absorption nur mit der Dichte der Substanz in einer merkbaren Beziehung steht. Eine Ablenkbarkeit der Strahlen durch den Magneten konnte er nicht sicher nachweisen, und dies dürfte der gewichtigste Fingerzeig dafür sein, daß die Röntgenschen Strahlen von den Lenardschen irgendwie, wenn auch nicht gerade typisch verschieden sind. Besonders merkwürdig erscheint, daß diesen Strahlen alle die Eigenschaften abgehen, welche den übrigen transversalen Schwingungen des Äthers eigen sind. Es gelang Röntgen mit Sicherheit weder eine Brechung durch Prismen oder Linsen, noch eine Spiegelung an ebenen Flächen sicher nachzuweisen.* Hierdurch ist von vornherein die Möglichkeit ab-

* Auch Lenard hatte keine regelmäßige Spiegelung finden können.

geschnitten, mit Hilfe dieser Strahlen wirkliche Photographien herzustellen, denn wir können nur solche Strahlen zur Herstellung photographischer Bilder benutzen, welche sich durch Linsen sammeln lassen. Selbst gesetzt den Fall, daß die Röntgen-Strahlen die Netzhaut des Auges beeinflussen, würden wir trotzdem niemals ihren Ursprung sehen können, weil die brechenden Medien unseres Auges nicht im stande wären, ein Bild der Lichtquelle auf der Netzhaut zu entwerfen.

Die weiteren Versuche Röntgens sind zu bekannt, als daß wir sie hier eingehend betrachten könnten. Es gelang ihm, die Schattenbilder von allen möglichen Gegenständen photographisch zu fixieren und nachzuweisen, daß man auf diese Art gewissermaßen undurchsichtige Gegenstände durchsichtig machen kann, daß beispielsweise die Weichteile des menschlichen Körpers den Röntgenschen Strahlen gegenüber als durchsichtig, die Knochen als verhältnismäßig sehr undurchsichtig anzusehen sind, daß Leder, Holz, Pappe und ähnliche Stoffe den Metallen gegenüber sehr durchsichtig sind, so daß man die Geldstücke in einem ledernen Portemonnaie, die Gewichtstücke in einem hölzernen Kasten, die Gräten und Knochen eines Fisches durch Haut und Fleisch hindurch u. s. w. im Schattenbild deutlich wiedergeben kann.

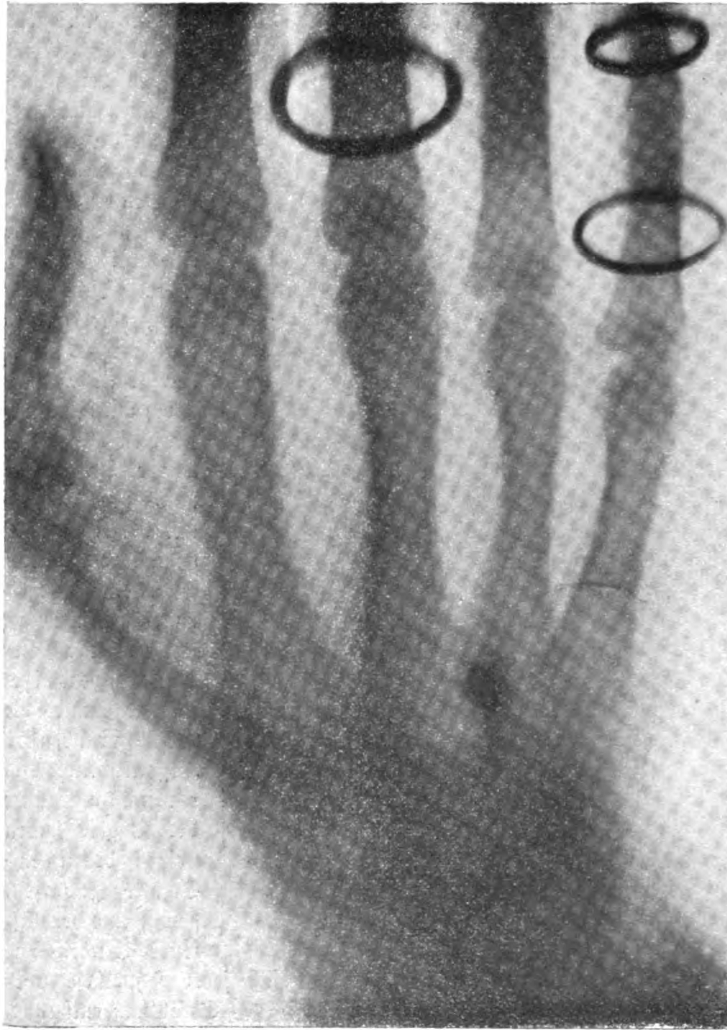
Als Beispiele dieser überraschenden Wirkung der Röntgenstrahlen bringen wir zwei Bilder der menschlichen Hand. Das eine derselben zeigt im Knöchelgelenk des vierten Fingers das Bild einer in die Weichteile eingedrungenen Revolverkugel, welche sich als rundlicher, sehr dunkler Schatten bemerkbar macht. Das Bild eines Kanarienvogels, der im vollen Federkleid aufgenommen wurde, dürfte ebenfalls interessieren. Man sieht durch Federn, Haut und Muskeln hindurch die hauptsächlichsten Knochen sowie den Augapfel. Einen recht augenfälligen Beweis der wunderbaren Eigenschaften der neuen Strahlen giebt ferner die Gegenüberstellung zweier Aufnahmen einer Taube, von denen die eine bei gewöhnlichem Licht von oben, die andere durch den Holzdeckel der Kassette hindurch mit Röntgenstrahlen gemacht wurde. Das Federkleid des Vogels, das verleimte Mahagonibrett des Kassettendeckels und seine Holzstruktur ist nicht einmal andeutungsweise sichtbar; nur die Metallschrauben des Kassettendeckels und das nackte Skelett des Vogels haben einen deutlichen Schatten geworfen, gewiß eine verblüffende Erscheinung!



Kanarienvogel im Federkleid.
Aufnahme von Dr. Giesel-Braunschweig.

Röntgen hat sich jeder Hypothese über das Wesen der neuen Strahlung enthalten. Er hat nur an einer einzigen Stelle seines Berichtes darauf hingedeutet, daß es sich hier vielleicht um die von einzelnen Physikern lange gesuchte longitudinale Bewegungsform des Äthers handeln könne, ohne jedoch in dieser Beziehung auch nur die Wahrscheinlichkeit zu betonen. Wenn in neuerer Zeit von mehr oder minder kompetenter Seite versucht wird, weiter zu gehen, ja, wenn man sogar unternommen

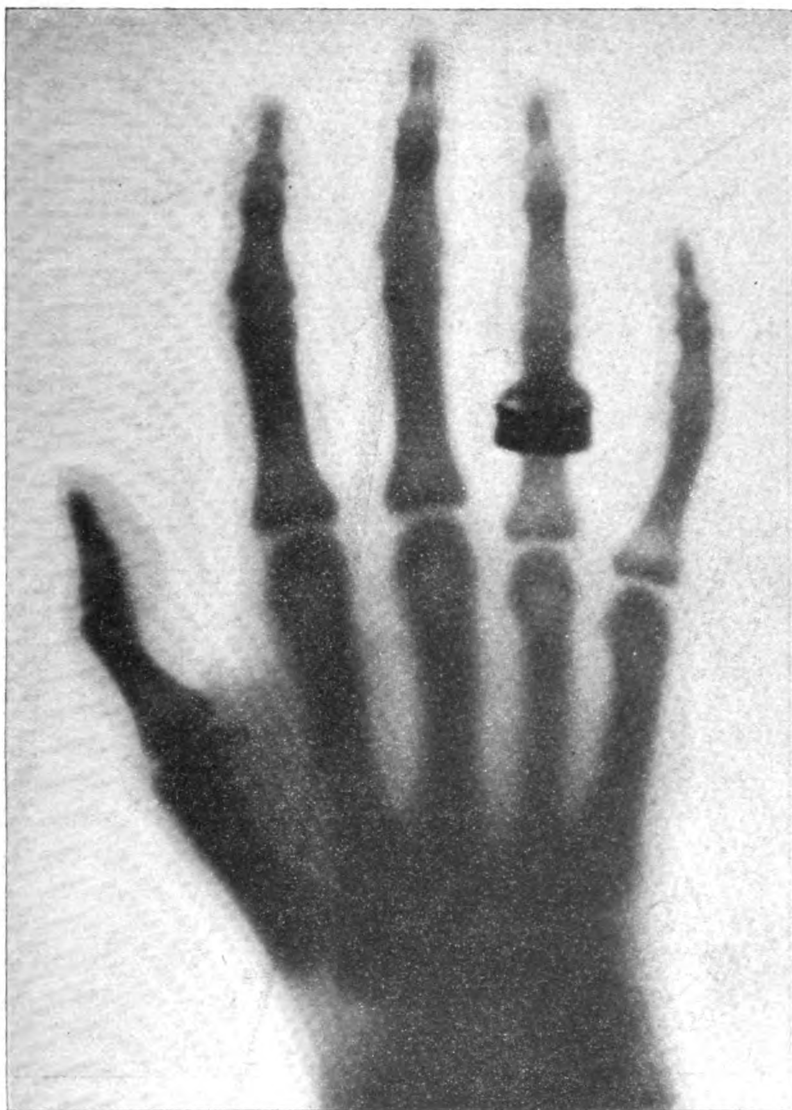
hat, die Röntgen-Strahlen mit den Wirkungen der Schwere in Parallele zu stellen oder direkte Beziehungen zwischen beiden anzudeuten, so scheint es angebracht, sich diesen Versuchen gegenüber abwartend zu verhalten und es dem Entdecker selbst zu überlassen, ob und welche neuen Momente er für die Erklärung der Thatsachen herbeizuziehen für richtig hält.



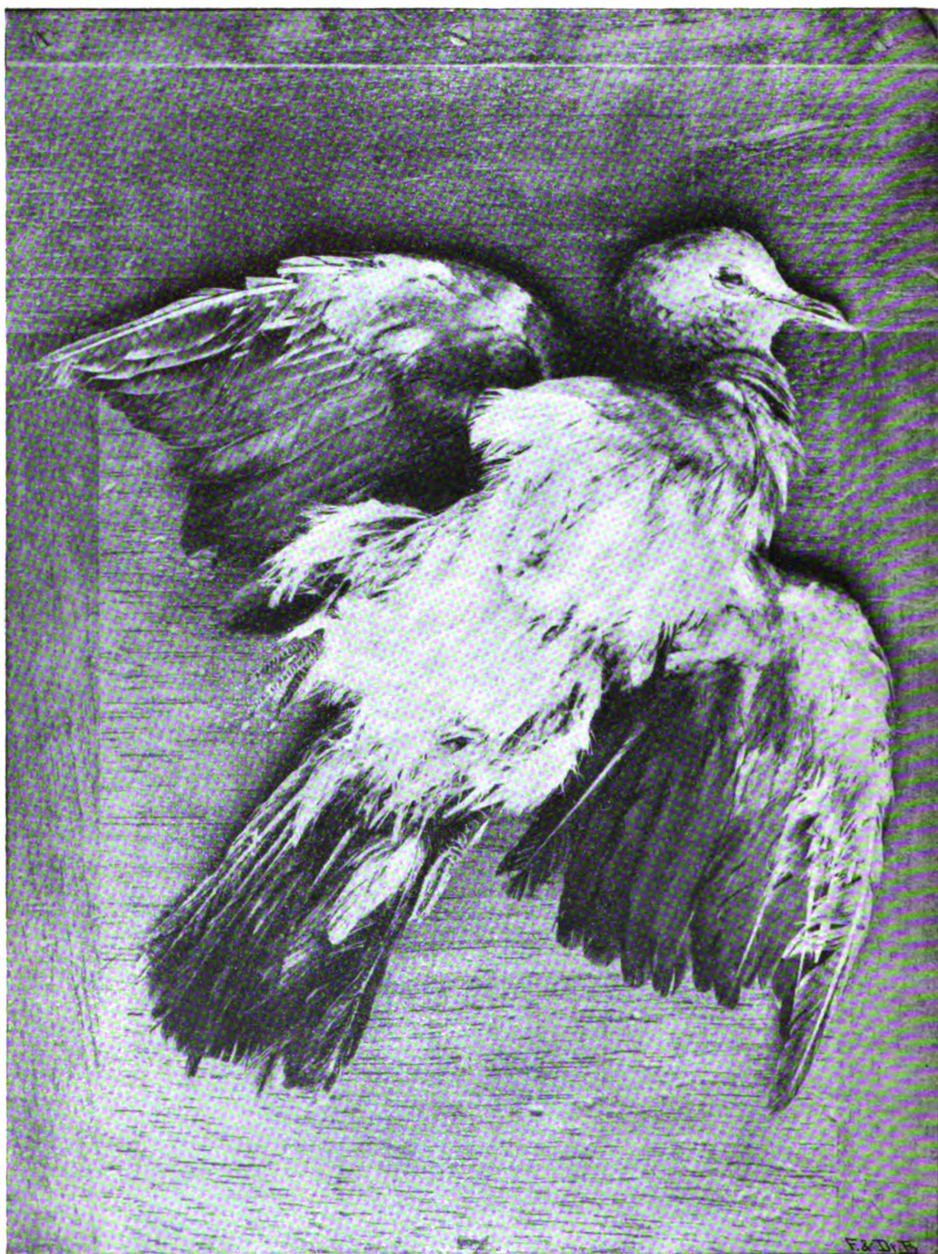
Männliche Hand mit einem Geschoß im Gelenk des vierten Fingers. Aufnahme von Dr. L. Baur-Darmstadt.

Es erübrigt uns nun noch, darauf hinzuweisen, inwieweit wir in der Physik, speciell in der Lehre von den Ätherbewegungen irgend welche Analogien zu den Röntgenschen Strahlen finden können, und in der That haben wir in dem eigentümlichen Verhalten des sogenannten ultravioletten Lichtes eine recht verwandte Erscheinung zu verzeichnen. Wenn wir weißes Licht, beispielsweise Sonnenlicht, durch ein Prisma zerlegen, so entsteht bekanntlich ein farbiges Lichtband, das sogenannte Spektrum, in welchem die kurzwelligen Strahlen durch das Prisma am stärksten, die langwelligen am wenigsten abgelenkt werden. Die längstwelligen Strahlen nennen wir nach ihrer physiologischen Wirkung rote Strahlen, die kürzestwelligen violette Strahlen. Wir wissen längst, daß sich zu beiden Seiten des Spektrums, über das rote und das violette Ende hinaus, Strahlengruppen finden, welche das Auge nicht mehr als Licht empfindet und die trotzdem in Bezug auf gewisse physikalische Wirkungen und ihr ganzes Verhalten als Lichtwellen anzusprechen sind. Jenseit des roten Endes befinden sich die sogenannten infraroten Strahlen und jenseit des violetten Endes, weit ausgedehnt, die ultravioletten Strahlen. Diese ultravioletten Strahlen sind vor allen Dingen durch ihre große chemische Wirkung ausgezeichnet. Wenn wir mit Hilfe eines Quarzprismas ein Spektrum auf einer photographischen Platte entwerfen, so sehen wir, daß bei genügend langer Belichtungszeit das photographische

Spektrum das optische vielmal an Länge übertrifft, und daß sich speciell in dem brechbaren Teile noch äußerst wirksame Strahlenmassen finden. Dieses ultraviolette Licht teilt mit den Röntgen-Strahlen eine der hauptsächlichsten Eigenschaften, es wird nämlich wie dieses von gewissen vollkommen undurchsichtigen Körpern hindurchgelassen und andererseits in viel auffallenderem Maße von den meisten durchsichtigen Körpern vollständig absorbiert. Einmal durchdringt ultraviolettes Licht eine für das Auge undurchsichtige Lösung von Jod in Alkohol mit Leichtigkeit, ebenso dünne Platten von Hartgummi rc. rc., am wunderbarsten aber ist sein Verhalten durchsichtigen Körpern gegenüber. So ist gewöhnliches Glas beispielsweise für sehr kurzwelliges Licht absolut undurchsichtig, während Bergkrystall fast vollkommen durchsichtig ist. Wenn wir daher eine photographische Platte mit einer Bergkrystallplatte bedecken, auf diese Bergkrystallplatte eine kleine, wenn auch noch so dünne Glasplatte legen und das Ganze den Strahlen ultravioletten Lichtes aussetzen, so wirft die dünne Glasplatte bei diesem Lichte auf die photographische Platte einen absolut schwarzen Schatten. Ja, noch mehr, selbst die gewöhnliche atmosphärische Luft ist für ultraviolettes Licht von sehr kurzer Wellenlänge fast vollkommen undurchsichtig. Wir müssen daher alle Versuche mit diesem Lichte im luftleeren Raume vornehmen, denn schon eine Luftschicht von wenig Zehntel eines Millimeters Dicke würde sehr kurzwelliges ultraviolettes Licht vollständig absorbieren.



Weibliche Hand. Aufnahme von Dr. Giesel-Braunschweig.



Stahlflecktaube aus Westafrika.
Aufnahme mit gewöhnlichem Tageslicht im Atelier von Strumper u. Co. in Hamburg.

Ähnlich wie die ultravioletten Strahlen verhalten sich die Wärmestrahlen. Auch für sie sind gewisse Substanzen, die für gewöhnliches Licht vollkommen durchlässig sind, gänzlich undurchlässig, während andere Substanzen wiederum merkwürdig durchlässig sind. So absorbiert eine dünne Alaunplatte fast alle Wärmestrahlen, während eine viel dickere Kochsalzplatte sie sämtlich hindurchläßt.

Aus allen diesen Betrachtungen geht hervor, daß die Röntgen-Strahlen durchaus nicht ohne Analogie in der Physik sind, und daß damit die Hoffnung, sie wenigstens



Stahlflecktaube aus Westafrika.
Aufnahme mit X-Strahlen im physikalischen Staatslaboratorium zu Hamburg unter Leitung von Prof. Dr. Voller.

ihrem Wesen nach klarzustellen und zu einem Verständnis der auf den ersten Blick frappanten Erscheinung durchzubringen, sehr wohl berechtigt ist. Vor der Hand jedoch müssen wir uns dabei beruhigen, eine neue, äußerst interessante Erscheinungsgruppe kennen gelernt zu haben, deren Konsequenzen für das praktische Leben vielleicht bis jetzt noch nicht abzusehen sind und deren Bedeutung auch für die Wissenschaft erst nach weiteren Untersuchungen kompetenter Männer zu beurteilen sein wird.



Litterarische Notizen.

Hermann Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn) ist mit der neuen Auflage, der fünften der mir vorliegenden ersten beiden Teile, der vierten des dritten Teils, in ein neues Stadium getreten: die letzte vor mehr als einem Jahrzehnt erschienene Auflage hatte der Verfasser selbst noch, ohne an der Anlage und den Grundzügen zu ändern, „vielfach im einzelnen bereichern und verbessern" können; für die neue Ausgabe mußte die Verlagshandlung an Stelle des verewigten Meisters jüngere Kräfte heranziehen und gewann sie in A. Brandl, H. Morf und O. Harnack. Man muß den Herausgebern zunächst Dank wissen, daß sie in richtiger Erkenntnis ihrer Aufgabe den Geist der Darstellung, die das Gewicht auf den aufklärerischen Charakter des achtzehnten Jahrhunderts legt, durchaus bewahrt und ebenso bis auf einen Punkt an der Architektur des Buches nichts geändert haben: beides in Verbindung mit einer wahrhaft klassischen Form des Ausdrucks machte ja die Hettnersche Litteraturgeschichte selber zu einem in seiner Art einzigen Kunstwerke. Mit schonender Pietät ist namentlich Brandl verfahren. Seine Änderungen beschränken sich wesentlich auf eine durchgehende Revision der philosophischen Abschnitte und die Berichtigung einzelner Urteile und biographischer Details. (S. 458 ist ein altes Versehen stehen geblieben: Sterne heißt bei seiner Bekanntschaft mit Stella „neunundfünfzig Jahre alt", da er doch [S. 456] überhaupt nur ein Alter von vierundfünfzig Jahren erreicht hat.) Das Kapitel über die populären Erbauungsschriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, das Brandl gern hinzugefügt hätte, aber sich nicht getraute einzugliedern, findet vielleicht bei einer späteren Auflage doch noch einen Platz: einmal aufmerksam geworden, vermißt man nun diese ungemein wirkungsreichen, zum Teil noch heute lebendigen Separatisten als natürliche Schatten in dem Aufklärungsgemälde. Morf hat in dieser Richtung mehr gewagt: namentlich schickt er dem zweiten Abschnitte des zweiten Buches eine eingehende Würdigung La Mettries als des eigentlichen, wenn auch später verleugneten Vaters des französischen Materialismus voraus, läßt dann aber auch die kürzere Charakteristik der Moral des l'homme-machine von Hettners Hand hundert Seiten später an der Stelle stehen, wo dieser sie eingeflochten hatte und wo sie in der That ohne tiefgreifende Änderungen nicht herausgerissen werden konnte; damit wird Hettners Princip, die einzelnen Persönlichkeiten geschlossen abzuhandeln, von dem er nur bei Goethe und Schiller abgewichen ist, bei einem immerhin untergeordneten Schriftsteller durchbrochen. (Nebenbei bemerkt erschien das vielberufene Buch La Mettries nicht 1767 [S. 388], sondern, wie S. 268 richtig steht, zwanzig Jahre früher.) Im übrigen wird man auch Morf die Anerkennung nicht versagen, daß er der Versuchung, in großem Stile zu ändern, noch widerstanden und das Hettnersche Gepräge nicht verwischt hat. Es wäre auch schade darum; Kompendien und Handbücher, in denen der Stoff alles ist, mag man in Gottes Namen nach dem jeweiligen Stande der Wissenschaft und subjektivem Ermessen umgestalten, von einem Buche aber, das so wie dies die bedeutende Persönlichkeit seines Urhebers in jedem Zuge spiegelt, muß man billig wünschen: wenn auch nicht jedes Wort, so doch das Werk sie sollen lassen stan!

Die neue Schillerbiographie von J. Wychgram: Schiller, dem deutschen Volke dargestellt (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing), kann ihre Existenzberechtigung nach und neben so vielen wissenschaftlichen und populären Konkurrenten in erster Linie auf die geradezu beispiellose Fülle und Vollständigkeit der sogenannten „authentischen" Beilagen und Illustrationen gründen, die sie bietet: was sich irgend beschaffen ließ, haben Verfasser und Verlag zusammengebracht, von einer Reihe bisher unveröffentlichter Porträts des Dichters und seiner Lebensgenossen bis herab zur Körnerschen Brieftasche, die uns von außen und von innen in Originalgröße photographiert vorgelegt wird. Dementsprechend behandelt auch der Text des „neuen Standwerkes" (so!) über den Lieblingsdichter des deutschen Volkes für das deutsche Volk" überwiegend den äußeren Lebensgang Schillers und die Geschichte seines Dichtens unter Verzicht auf eingehende ästhetische Kritik und Reflexion jeder Art. Beispielsweise ist das Schuld- und Pietätsverhältnis

des Dichters zu dem braven Maurer Hölzel auf zwei Seiten, die von Wychgram überhaupt gar zu nebensächlich abgeschätzte Anthologie auf dem fünften Teil dieses Raumes abgehandelt. Im übrigen ist der Stoff gut gewählt und lichtvoll gegliedert, der Darstellungston angemessen, schlicht und ohne überflüssiges Pathos in der einfachen Erzählung, aber auch warm und lebhaft, wie die Sache es verlangt, kurzum, populär im guten Sinne. Etwas mehr Sorgfalt hätte auf die Gestaltung der Nebenpersonen verwandt werden können: die Charakteristik der Herzogin Anna Amalia z. B., die auf das beliebte „feinsinnig" und „hochsinnig" hinausläuft, wird der Korrespondentin der Frau Rat, die mit Wieland den Aristophanes lesen mochte, nicht gerecht. Übrigens warum heißt sie immer und so auch hier „Friedrichs des Großen Nichte", da sie doch mit dem separierten Mann ihrer Tante wenig zu schaffen hat, statt Herzog Karls von Braunschweig Tochter, was sie von Leib und Seele war? Noch mehr verfehlt ist die Bezeichnung des „feinsinnigen und würdigen" Knebel als einer „durch und durch harmonischen Persönlichkeit". Daß er vielmehr, unbeschadet seiner großen Eigenschaften, ein grilliger Sonderling voll Unrast und Unbefriedigtheit war, erhellt aus dem bei aller Pietät ungeschminkt ehrlichen Lebensbilde, das neuerdings Hugo von Knebel-Döberitz von diesem namhaftesten Mitgliede seiner Familie entworfen hat: **Karl Ludwig von Knebel.** (Weimar, Hermann Böhlau.) In dem Xenienkampfe sollte der moderne Litterarhistoriker billig nicht mehr so massiv Partei nehmen, wie es hier z. B. gegen Nicolai geschieht; der „Anhang" des alten Genossen Lessings ist im Verhältnis zu der Schärfe des Angriffs, den er erfahren hatte, doch leidlich anständig gehalten, jedenfalls viel würdiger, als die zum Teil gemeinen Antixenien des frommen Mathias Claudius, über die schonend hinweggegangen wird. Das Material zu einer gerechten Beurteilung ist in dem vortrefflichen Kommentar zu dem auch von Wychgram lobend erwähnten Neudruck der **Xenien**, nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan (Weimar, Hermann Böhlau), jedem an die Hand gegeben. Von einer Reihe kleiner Irrtümer sehe ich ab, um den Eindruck der Anzeige nicht ungünstig werden zu lassen; denn das Buch ist im wesentlichen — ich wiederhole es — gut und erfüllt seinen Hauptzweck, den Helden selber mit allem Umundan seines persönlichen Lebens dem Leser menschlich nahe zu bringen und zu einem vorbildlichen Gegenstand der Liebe und Bewunderung zu machen, in vollem Maße.

Dagegen ist Eugen Wolffs Buch: **Goethes Leben und Werke**, mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart (Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer), eine leichte, feuilletonistisch angehauchte Arbeit, deren Notwendigkeit oder Nützlichkeit nicht recht abzusehen ist. Daß ein Docent, der über Goethe liest, sich das zu Tage liegende Material kurzfertig hand- und mundgerecht macht, ohne dabei selbst neue Gesichtspunkte oder Aufschlüsse zu suchen und zu bieten, ist nur natürlich und seinem nächsten Zwecke vielleicht angemessener als das Gegenteil. Aber was sich als akademische Vorlesung dank der viva vox des freien Redners recht gut ausnimmt und gewiß seine Wirkung thut, das verdient darum noch nicht gleich als Buch in die Welt zu gehen.

Viel Neues zu bringen verheißt A. Kohut schon auf dem Titelblatte seiner „Säkularschrift" **Theodor Körner**, sein Leben und seine Dichtungen. (Berlin, A. Slottko.) Aber von den „zahlreichen ungedruckten Gedichten und Briefen von und an Theodor Körner" kommen auf diesen selber nur ein komisches Gedicht ohne Wert (ein Jugendversuch, wenn es wirklich von seiner Hand ist!) und fünf Briefzeilen. Unter dem übrigen Material des Anhangs interessiert des Dichters wegen ein Brieffragment der Mutter, in welchem sie als Förderin seiner Muse ihm einen schönen Gespenstergeschichtenstoff zur Behandlung mitteilt; der Briefwechsel des Vaters und vollends sein freimaurerisches Elaborat, das der Herausgeber als „das Evangelium der Freimaurerei" herausstreicht, hat mit dem Helden der Säkularschrift nichts zu schaffen. Die eigentliche Biographie trägt, wie man es leider bei des Verfassers Massenproduktion gewöhnt ist, inhaltlich und formell den Charakter einer hastigen und wahllosen Zusammenstellung. — Ludwig Geigers Schrift **Karoline von Günderode und ihre Freunde** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthält als Kern eine Reihe zum Teil sehr charakteristischer Briefe — sämtlich an die Dichterin — aus dem jüngeren romantischen Kreise, für deren Veröffentlichung man dankbar sein kann. Von minderem Werte ist das, was der Herausgeber hinzugethan hat: ein volles Bild der Dichterin gewinnt man daraus nicht, und eine Reihe von wesentlichen Folgerungen und Urteilen sind seither bereits von R. Steig als unzutreffend abgewiesen. — Weiter zurück in die Kreise Vater Gleims führen uns die **Briefe von und an Joh. Nik. Götz**, die Karl Schüddekopf nach den Originalen des Halberstädter Gleim-Archivs herausgegeben hat. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) Für den Litterarhistoriker bringen sowohl der Text, als die überaus sorgfältigen Anmerkungen allerlei, was Lücken in der näheren Kenntnis des Muster-Anakreontikers im Predigertalar ausfüllt, auch auf seine Beziehungen zu den übrigen Hauptpersonen dieser Gruppe, namentlich auf sein Verhältnis zu Uz und Gleim, neues Licht wirft. — **Hans Sachs**, Humanitätszeit und Gegenwart, betitelt Bernhard Suphan seine Festschrift zur Säkularfeier des Nürnberger Poeten. (Weimar, Hermann Böhlau.) Mit Interesse liest man Wielands Würdigung des Alten, die das Heft eröffnet, nicht minder gern am Schluß den Bericht über die Hans-Sachs-Ausstellung der Weimarer Bibliothek, insbesondere die Ausführungen über die zeitgenössischen Bildnisse des Meisters. Nur die Festrede des Herausgebers! Mit Fug

sieht er im Hinblick auf die Volkstümlichkeit seines Helden von gelehrten Prätensionen ab; aber dieselbe Rücksicht hätte ihm auch verbieten sollen, über das Bild des ehrlichen Schusters die Flitter allermodernster Geistreichelei zu werfen: dieses Gemenge von Citaten und Anspielungen, diese etymologisch-symbolischen Exkurse, dieses Hinundherspringen zwischen schwerstem Ernst und lustigstem Scherz — das alles läßt uns nichts mehr von Hans Sachs, sondern nur noch den Redner selber sehen, der hier recht eigentlich der Menschheit Schnitzel kräuselt.

Eugen Kühnemann: **Herders Leben.** (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.) — Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Das Problem eines reichen, überreichen und doch zumal in den letzten Jahrzehnten so wenig befriedigten und in sich vollendeten Lebens hat den Verfasser zu psychologischer Ergründung gereizt. Alles Äußere tritt zurück, soweit nicht das Innere dadurch bedingt erscheint, auch die Analyse der Schriften zielt nur darauf ab, die eigentliche Persönlichkeit ihres Verfassers aufzuschließen. Kühnemann hat sich nachfühlend in seine Aufgabe versenkt, wie selten ein Biograph: er bemüht sich ernstlich, den innersten und geheimsten Bewegungen in Herders Denken und Empfinden nachzugehen und so endlich die letzten Gründe seiner widerspruchsvollen Natur aufzudecken. Die Gefahr, dabei des Guten zuviel zu thun und bald gleichsam das psychische Gras wachsen hören zu wollen, bald durch subjektive Kombination Lücken der Überlieferung mehr überredend als überzeugend auszufüllen, lag nahe und ist nicht immer vermieden. „Sein eigenes lautes Wort soll unseren Blick nicht irren“ (S. 116) ist doch einer der bedenklichsten Vorsätze, die ein Biograph, dessen Held nicht gerade Talleyrand heißt, aussprechen kann. Doch nimmt man solche Extravaganzen gern in den Kauf um des geschlossenen und einleuchtenden Charakterbildes willen, das alles in allem hier von der inkommensurabelsten Größe unserer klassischen Zeit gegeben wird. Daß eine Biographie dieser Art eben keine leichte Lektüre sein kann, versteht sich von selbst. Immerhin brauchte die Geschichte der „Herderseele“ nicht ganz so künstlich, mit so viel sprachlichen Neuerungen und so viel kühner Bildlichkeit geschrieben zu werden. Es klingt freilich großartiger, daß bei Herder „eine innere Anschaulichkeit der Dinge von unglaublicher Wucht vorhanden war, der die Beschreibung des Buches in vollstem Leben erstand“, aber es ist doch eine ärgerliche Mühe, diese Tönung erst in den einfachen deutschen Satz: „Was Herder las, das lebte vor ihm“ umzudenken. Wer daneben so scharfe und treffende Sätze reichsten Inhalts zu prägen versteht, wie den, der die Summe von Herders Bückeburger Jahren zusammenfaßt: „Er suchte sich selbst und fand sich nur halb“, wer das Straßburger Zusammensein Herders mit Goethe so sicher nachzudenken und so klar vor uns in Scene zu setzen vermag, wie dies in den zwanzig Seiten 90 ff. geschieht, der sollte jenes großwortige Stammeln schwächeren Kräften überlassen. Aber auch mit seinen Schwächen ist dieses Leben Herders ein schönes Buch, ein tüchtiger Schritt vorwärts, und zwar nicht in die Breite, sondern in die Tiefe.

Dasselbe gilt von Hermann Baumgarts zweibändigem Werke **Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert.** (Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch.) Kuno Fischer hat auf den vermeintlichen Widersprüchen in dem Verhältnisse Mephistos zu Gott und zum Erdgeist die Hypothese aufgebaut, daß schon im ersten Teile der ursprüngliche Plan des Dichters von einem späteren durchkreuzt sei. Demgegenüber findet Baumgart in dem monistischen Spinozismus Goethes den gemeinsamen Boden für die nur verschiedenartig mythologisierte Gestalt des Geistes, der stets verneint. Ich teile die Anschauung, ohne alle einzelnen Ausführungen des Verfassers zu unterschreiben. So bezeichnen Fausts Worte: „Der du die weite Welt umschweifst, geschäft'ger Geist, wie nah fühl ich mich dir“ das wahre Wesen des Erdgeistes nicht, wie S. 106 angenommen und übernommen wird. Das beweist die Antwort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“, d. h. du hast mich noch nicht begriffen. Faust sieht in dem Erdgeiste eben hier noch anthropomorphistisch einen Dämon, der „nur von außen stößt“. Die Selbstcharakteristik des Geistes: „In Lebensfluten, im Thatensturm“ u. s. w. spricht dagegen die Immanenz der Gottheit in dem von ihr gewobenen lebendigen Kleide aus, und so pantheistisch erkennt ihn später (Wald und Höhle) auch Faust selber. Gewiß geht aus Goethes wiederholten Zeugnissen, sowie aus dem von Baumgart vortrefflich interpretierten ältesten Schema des Gedichts unwidersprechlich hervor, daß er das Werk im ganzen so ausgeführt hat, wie es ihm zuerst aufgegangen war. Aber zu weit geht der Verfasser, wenn er auch von den Einzelheiten der Ausgestaltung noch möglichst viel schon dem Urfaust vindizieren und das Göchhausensche Exemplar nur für eine Auslese daraus gelten lassen will. Auch hierfür ein Beispiel. In der sehr alten Prosascene „Trüber Tag“ wünscht Faust, der unendliche Geist möge Mephisto wieder in die Hundsgestalt verwandeln, „in der er sich nächtlicher Weile oft gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen“. Baumgart schließt daraus, daß von vornherein die Pudelerscheinung im Spaziergange und Studierzimmer geplant war (S. 101). Das folgt aber doch aus dieser Stelle nicht, die ja eine ganz andere Situation giebt, und zwar eine, die in der Dichtung sonst nicht vorkommt, wohl aber in der Sage: Mephisto als Fausts dienender Begleiter treibt in Hundsgestalt seinen Schabernack mit harmlosen Wanderern, die ihnen beiden begegnen. Den letzteren Ausdruck auf Faust selbst zu beziehen, ist, auch abgesehen von den unzutreffenden Worten „oft“ und „harmlos“, völlig unmöglich, wenn man nicht etwa das Umstürzen des Wanderers und das Aufhocken des Teufels

symbolisch deuten will, was wieder der Zusammenhang nicht erlaubt. Man könnte eher umgekehrt schließen: wenn der Spaziergang und die Beschwörungsscene schon so geplant waren, wie wir sie lesen, so würde der Dichter in Fausts Verwünschung auf diese erste Begegnung hingewiesen haben. Vollends zu der Annahme (S. 232), daß der Pudel Faust auf dem Spaziergange nicht zum erstenmal erschienen sei, sondern sich schon früher „oft" an ihn herangedrängt habe, fehlt jede Unterlage. Für nicht gelungen halte ich auch den Versuch, das Intermezzo der Walpurgisnacht als notwendig und wesentlich an dieser Stelle des Gedichts nachzuweisen. Im übrigen aber bietet das Buch eine feine und tief durchdachte Harmonisierung der wunderbaren Dichtung, und an zahlreichen Stellen neue, ebenso überraschende als überzeugende Deutungen im einzelnen. Jeder Freund Goethes und seines Lebenswerkes wird dem Verfasser für seine Führung vom Himmel durch die Welt zur Hölle freudigen Dank wissen: unter den Faustschriften der letzten Jahrzehnte steht seine Arbeit in erster Reihe, wenn nicht obenan. Dagegen gehört unter die Faustkuriosa ersten Ranges die Schrift von O. L. Umfried: **Goethe, der deutsche Prophet in der Faust- und Meisterdichtung** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.), ein christlich-philosophischer Kommentar, darauf hinauslaufend, daß der Held des ersten Teils, der rettungslos dem Teufel verfallen ist, mit dem des zweiten nichts als den Namen gemein hat. Im Lichte dieses Buches erscheint der Osterspaziergang als eine bittere Satire auf die Zuchtlosigkeit der Jugend, die Auflehnung, die heillose Apathie und den schamlosen Egoismus des Bürgertums und Gott weiß was noch; der Dichter beabsichtigte durch die Kontrastierung Fausts zu diesem Hintergrunde „den lösungsbedürftigen Konflikt unseres einerseits von der Wirklichkeit idealistisch abgewandten, andererseits in die rohe, der höheren Bestimmung unzugängliche Natürlichkeit versunkenen Lebens" darzustellen, und so fort cum gratia. Was das Buch und seinesgleichen wirklich beweist, ist nur, daß die Faustdichtung, unerschöpflich wie die Welt und die Bibel, in sich einen jeden das finden läßt, was er hineinsieht. Br.

* * *

Ein neues eigenartiges Talent, das freilich erst in der Entwickelung begriffen ist, offenbart Marie von Glaser in ihrer Skizzensammlung: **Dämmern.** Zweite Auflage. (Breslau, S. Schottlaender.) Die Verfasserin hat sich sichtbar an Ossip Schubin und ihrer großen Landsmännin Ebner-Eschenbach herangebildet; in stilistischer Beziehung, was sowohl die berechtigten Eigentümlichkeiten, als manche gern zu missende Flüchtigkeiten anlangt, tritt diese Anlehnung besonders deutlich zu Tage. Aber die Verfasserin besitzt eine gute Beobachtungsgabe und versteht die Kunst, mit ein paar Worten eine Persönlichkeit lebendig vor unsere Phantasie hinzustellen. Jedenfalls darf man von M. v. Glaser noch manches, sicherlich auch noch mehr in die Tiefe und Breite gehende Werk erwarten.

Der Dichter der satirischen Komödie „Der Mann im Schatten" und einer Reihe geistvoller Märchen, Karl Reuling, veröffentlicht soeben ein neues Skizzenbuch unter dem Titel: **Fragwürdige Gestalten.** (Berlin, F. Fontane u. Co.) Wie in seinen Märchenphantasien herrscht auch in diesen, dem wirklichen Leben entnommenen Novelletten ein gewisser humoristischer Grundton. Von den fünf Erzählungen dürfte „Die schwarze Kät'" die poetisch wertvollste sein. Ein ergreifendes Bild aus dem modernen Künstler- und Litteratenleben der Großstadt, wie es leider keine Seltenheit ist, giebt uns Reuling in seinem „Zwei Bohémiens" mit seinem lapidarischen Schlußsatz: Er war an der Ehrbarkeit zu Grunde gegangen!

Assuntas Schatz. Novelle von Adolf Gerstmann. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) — Die mild versöhnungsvoll schließende, einer gewissen dramatischen Spannung nicht entbehrende Geschichte spielt in einer kleineren Stadt am oberen Teile des Lago Maggiore. Wie es scheint, kam es dem Verfasser vor allem darauf an, die unvergleichlich schöne Landschaft mit ihren noch rein menschlich empfindenden, noch von keiner Blässe moderner Gedanken angekränkelten Bewohnern zu schildern. Das ist ihm gelungen.

Auf einen ganz anderen, etwas wurmstichigen, ungesund modernen Großstadtboden versetzt uns E. Meyer in ihrer Erzählung: **Das Drama eines Kindes.** (Berlin, S. Fischer.) Das Werk ist nur für sehr reife Leser geschrieben. Das etwas heikle Thema ist hier und da etwas realistischer durchgeführt, als notwendig war. Die Beobachtungen, welche die mutterlose kleine Heldin macht, mit steigender Angst und Nervenzerrüttung, während der Vater, ein echter Großstadtkaufmann, sich wiederverheiraten will, zeugen von peinlich scharfer Beobachtungsgabe. Die Verfasserin will nicht lehren, sie zeigt nur nach modernstem Kunstrezept. Nur der Schluß dieser kleinen Tragödie erscheint etwas überhastet.

Mehr dem leichten Unterhaltungsbedürfnis genügen **Deutsche Novellen** von Victor Laverrenz. (Berlin, V. Laverrenz.) Die drei historischen Novellen sind gewissermaßen eine Art Freytagscher „Ahnen" im Portemonnaie. Für Thuisko und die Freunde als kulturhistorische Novellen reicht des Verfassers Talent nicht aus. Man merkt, daß er jene Zeiten innerlich nicht neu durchlebt hat: er hat sie sich gleichsam nur aus modernen geschichtlichen Romanen angelesen. Auf dem ihm eigenen Gebiete bewegt sich der Verfasser erst in der letzten Geschichte: Die schöne Müllerin, Erzählung aus dem Kriege 1870/1871. L.

* * *

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Karoline Nissel. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg.

Nachfolger.) — Der beklagenswerte österreichische Dichter gehörte zu jenen poetischen Erscheinungen, wie sie vielleicht kein Land so reichlich als Deutschland hervorgebracht hat. Der eine durchschlagende Erfolg blieb ihm bis zum Lebensende versagt. Sein Name wurde in engeren Litteraturkreisen mit gebührender Achtung genannt. Aber von seinen Werken wollten die tonangebenden Dramaturgen und Bühnenleiter nichts wissen. Ob so ganz mit Unrecht? Gleich seinen Geistesverwandten war auch Nissel mit der sogenannten Zeitströmung in Widerspruch geraten und doch wieder nicht stark und selbstherrlich genial genug, um ihr imponieren, sich ihre Anerkennung gleichsam erzwingen zu können. Es ist ein düster tragisches Gemälde, das uns der Verfasser hier entrollt. Der erste Teil enthält die vom Dichter selbst besorgte Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten bis zum Jahre 1849. Tagebuchblätter und Briefe umfassen die Jahre 1849 bis 1893. Wie quälend und peinigend wirken oft diese Bekenntnisse, diese Anklagen, die, es muß das ehrlich gesagt werden, des wirklichen Angriffspunktes entbehren. Nissel gleich vielen anderen ist niemals zur Niederschrift und Vollendung jener großen Werke gekommen, von denen er Jahrzehnte lang geträumt hatte. Es fehlte die gehobene, schaffensfrohe Stimmung; ihn drückte, neben Lebenssorgen, das Gefühl, daß erst doch nach seinem Tode die wahrhafte Anerkennung folgen würde. Ob er sich nicht auch hierin getäuscht hat? Und ob in der That das Publikum ihm gegenüber grenzenlos undankbar und blind gewesen ist? Jedenfalls ist der Sinn für die Richtung, welcher Nissel huldigte, unwiederbringlich verloren. Angehende sowie ältere Poeten sollten aus diesen düsteren Blättern lernen, daß man in seiner Kunstbethätigung vor allem danach trachten solle, sich die ewige Jugend zu wahren; wem ein neuer in die Erscheinung tretender Zeitgeist nicht gefällt, wer nicht mehr mitzumarschieren vermag, der muß, wenn er nicht die imponierende Kraftfülle eines Juvenal oder Rabelais besitzt, es sich gefallen lassen, daß er schon bei Lebzeiten zu den vergessenen Toten gezählt wird. So bietet auch Nissels Leben gerade den modernen Dramatikern Stoff zu einer ergreifenden realistischen Tragödie, die aber verfehlt wäre, wenn den Zuschauer die Empfindung überkäme, daß diese Dichtung aus dem Geist der sogenannten Anklagelitteratur heraus entstanden wäre.

Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten und Loening.) — Von den in dem umfangreichen Bande vereinigten Litteraturporträts werden deutschen Lesern am meisten die Charakterbilder der dänischen und skandinavischen Dichter zusagen, namentlich die Aufsätze über Kielland, Strindberg und Jacobsen. Der letztere ist eine ganz eigenartige Erscheinung und verdiente, daß seine sämtlichen Werke in einer billigen Ausgabe die weiteste Verbreitung fänden. Die Essays über Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann sind zwar voller Anerkennung, aber doch etwas oberflächlich gehalten. Über die beiden haben deutsche Kritiker weit Gehaltvolleres schon gesagt. Auch der Aufsatz über Puschkin und Lermontow dürfte kaum genügen, während Maupassant eine wirklich glänzende Darstellung erfährt und bei Zola, dem Anhänger des Milieu und Verehrer der exakten Wissenschaften, gezeigt wird, wie auch er in seinen Romanen gewisser romantischer oder vielmehr unnatürlicher, aber künstlerisch höchst effektvoller Pointen in seinen Schilderungen nicht entbehren mag. Auch die Studie Goethe und Dänemark wirkt durch den Reiz der Neuheit. In dem Aufsatz über Friedrich Nietzsche, den unglücklichen Naumburger Philosophen, von dem psychologisch höchst bemerkenswerte Originalbriefe mitgeteilt werden, sagt gegenüber der zahlreichen deutschen Nietzsche-Litteratur der Verfasser nichts eigenartig Neues, aber es berührt wenigstens sympathisch, daß der große, vielfach verkannte und noch mehr leider auch überschätzte deutsche Philosoph schon zu seinen Lebzeiten bei einem Fremden einen so warmen Fürsprecher und begeisterten Verehrer gefunden hat. Freunde der Goetheschen „Weltlitteratur“ werden an diesen stilistisch meist glanzvoll behandelten Arbeiten des feinsinnigen dänischen Ästhetikers einen besonderen Genuß haben. — Im Anschluß hieran wollen wir vorläufig kurz erwähnen, daß von demselben Verfasser ein umfangreiches Werk über **William Shakespeare** erscheint. Sobald es vollständig vorliegt, werden wir ausführlicher auf dasselbe zurückkommen. Nach den bisher erschienenen Lieferungen zu urteilen, haben wir es mit einem Werke zu thun, das trotz seines vornehm volkstümlichen Tones allen Anforderungen entspricht, die man an ein modernes, wissenschaftlich gehaltenes Buch zu stellen berechtigt ist. L.

* * *

Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Zweite Abteilung. (Leipzig, Abel u. Müller.) — Bekanntlich ist Taine nicht dazu gekommen, sein Riesenwerk zu vollenden. Vielleicht ist der Schaden auch nicht so groß; denn so sehr sich Taine auch bemühte, objektiv zu erscheinen, nur aus den Thatsachen heraus urteilen zu wollen, im Grunde schimmert auch in seiner Darstellung, wie bei jedem anderen Geschichtschreiber von Bedeutung, die starke Persönlichkeit des Verfassers hindurch. Eine gewisse Voreingenommenheit, um ein mildes Wort zu gebrauchen, tritt gerade in diesem letzten Bande zu Tage, der gleichsam die „conclusion“, die praktische Nutzanwendung in Bezug auf Kirche und Schule von dem bringen, was die von Taine so bitter gehaßten Jakobiner theoretisch gedacht hatten und für ausführbar hielten. Taine huldigt hier gewissen Tendenzen, die wohl dem Gelehrten in seiner Stube praktisch erscheinen können, im Leben aber es leider nicht sind: da giebt

es kein Nebeneinander voll humaner Duldung, sondern ewig nur ein Siegen oder Erliegen sich schroff und feindlich gegenüberstehender Principien. Das Verkennen dieses Fundamentalsatzes jeglicher Geschichtsphilosophie hat auch Taine gegenüber den Ereignissen und Männern der sogenannten großen Revolution sowie gegen Napoleon ungerecht werden lassen. Es ist auch psychologisch wohl erklärlich, weshalb Taine nach der Schlacht von Sedan plötzlich gleichsam die Lust an der Vollendung seiner Arbeit verlor. Er ist kein Freund des modernen Frankreich; aber sein Mittel scheint dem Deutschen, der an die Omnipotenz des Staates in vielen Dingen seit lange gewöhnt ist, doch etwas bedenklich. Von der bürgerlichen Freiheit hat er einen Begriff, den bei uns niemand mehr seit den socialen Reformideen der Bismarckschen Periode teilen wird. Charakteristisch ist folgender Satz für Taine: „Im Grunde genommen ist der Jakobiner ein Sektierer, der seinen eigenen Glauben verbreiten will und jeden anderen befehdet." Thun das die Antijakobiner mit je nach der Zeitströmung angepaßten Mitteln nicht auch? „Statt die Möglichkeit verschiedener Weltanschauungen zuzugeben und sich des Bestehens mehrerer zu freuen, deren jede sich einer anderen Menschengruppe anpaßt und ihr das Leben erleichtert, läßt er nur eine gelten, die seinige, und benützt seine Macht, ihr Anhänger zu verschaffen. Durch die Gesetze vom 28. März 1882 und vom 30. Oktober 1886 führt er den Schulzwang, die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes und die Verweltlichung des ganzen Schulwesens ein." Ist das in der That eine Sünde gegen den Geist der bürgerlichen Freiheit? Wir Deutsche vermögen es nicht einzusehen, halten diese politische Taktik der französischen Regierung vielmehr für einen unendlichen Kulturfortschritt. Taine führt an, daß viele französische Väter und zumal Mütter von solchen Dekreten nichts wissen wollen: haben deren Wünsche Bedeutung? Zum Schluß erörtert er den Widerspruch zwischen der Ausbildung der Jugend und dem Leben der Erwachsenen und macht aufmerksam auf die „Verschiebung des geistigen und sittlichen Gleichgewichtes bei der heutigen Jugend": auch hier soll der von Taine eigenmächtig konstruierte Popanz von Jakobinergeist der Hauptsündenbock sein, anstatt daß er einfach zugeben sollte, daß die früher gebrauchten politischen Heilrezepte nicht mehr brauchbar sind, er keine besseren für die gegenwärtig angewendeten kennt. Die Menschheit bleibt sich immer selbst der beste Arzt, wird dagegen der bekennen müssen, der, weder Pessimist noch Optimist, die Geschichte der Menschheit ein wenig sub specie æterni betrachtet. Jedenfalls erscheint die Tainesche Betrachtungsweise trotz ihrer glänzenden Fülle von herbeigeschleppten Dokumenten schon heute veraltet, ja sogar verfehlt; Männer — oft auch „Leute" — wie Robespierre und Napoleon haben eben einfach Weltgeschichte gemacht. Und so wird es bleiben. Was ihre später geborenen Historiker und Biographen sagen werden, wissen sie gottlob nicht, würde sie wohl auch, wenn sie es wüßten, wenig beunruhigen. Selbstverständlich enthält das Buch eine Fülle von oft unbekannten Details, die es zu einer höchst fesselnden Lektüre machen, die aber, wie gesagt, immer mit Vorsicht aufzunehmen sind, weil der Verfasser beweisen will, daß er mit seinen Behauptungen recht hat.

Sehr hart über die gegenwärtigen Zustände in Frankreich spricht sich ein Anonymus in dem Buche aus: **Frankreich an der Zeitwende** (Fin de siècle). (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Der Verfasser hat, wie offenbar ist, das Pariser Leben seit Jahren gründlichst beobachtet, zugleich ist er ein Mann, der über großes Wissen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens verfügt. Trotzdem will uns scheinen, daß auch er nicht ganz objektiv verfährt, sondern die Dinge von einem bestimmt formulierten, wohlbekannten Parteistandpunkte aus betrachtet. Der tritt namentlich ziemlich unverblümt hervor in dem scharfen Kapitel über den code Napoléon. Sehr lehrreich ist das Kapitel über die Pariser Radikalen und der Nachweis erbracht, daß diese Socialisten, in erster Linie an sich denkend, dem verhaßten Bourgeois gar nicht so fern stehen. Von anderen Abschnitten des überaus fesselnden Buches nennen wir noch: Orden und Ehrenzeichen, Wahlen, Wähler und Gewählte. Sie bieten uns einen Einblick gleichsam in das intimere Leben unseres Nachbars, dessen geheimste Regungen den meisten Deutschen noch immer nicht so vertraut sind, wie sie sein sollten: wir begegnen hier dem unverfälschten romanischen Elemente, das der germanischen Eigenart immer fremd bleiben wird. Wenn der geistreiche, scharfsichtige Verfasser uns Frankreich als ein Land hinstellt, das schon am Rande des Abgrundes steht, wenn er uns glauben machen will, daß die republikanische Staatsform dort völlig abgewirtschaftet habe, so vermögen wir ihm nicht zu folgen. Prophezeiungen sind gewöhnlich nur dann unbestreitbar, wenn sie nach den betreffenden Ereignissen gemacht werden. Jedenfalls aber gewährt das Buch trotz seines einseitigen Standpunktes einen tiefen Einblick in das moderne Frankreich, wie wir ihn aus den politischen Tagesblättern nicht zu bekommen pflegen, und verdient wegen der Bereicherung an positiven Kenntnissen, die es gewährt, allgemeinste Beachtung.

L.

* *
*

Von Ralph Waldo Emersons Essays bietet K. Federn in einer vorzüglich zu nennenden Wiedergabe zunächst als ersten Teil folgende fünf: Selbständigkeit; Eine Vorlesung; Der Dichter; Persönlichkeit; Manieren. (Halle a. S., Otto Hendel.) Emerson ist der Elite deutscher Geistesbildung zwar kein Fremdling mehr; es sei nur an Herman Grimm und an Friedrich Spielhagen erinnert — seine Eigenart, trotzdem der Amerikaner nicht verleugnet wird, bietet viel dem Germanischen Sympathisches, zumal auf jenem Grenzgebiete, wo das Wissen auf-

hört und der Glaube anfängt. Trotzdem hat er bei uns die verdiente Popularität bisher noch nicht errungen. Möge es der vorliegenden Ausgabe vergönnt sein, dieses Ziel zu erreichen; denn in noch weit höherem Grade als Carlyle sollte Emerson in jedem deutschen Hause geschätzt sein; viele seiner Aussprüche sind so tiefsinnig, geistanregend und erhebend, daß die bekannten populären Schriftsteller daraus mühelos ein neues Buch herstellen könnten. Es kostet ja zuerst einige Mühe, in den oft von mystischem Glanze überhauchten Gedankenbau dieses eigentümlichen, allem Systematischen unhold gestimmten Philosophen einzudringen: aber diese Mühe wird reichlich gelohnt. Erfreulich ist zugleich für uns Deutsche die Beobachtung, welche hohe Achtung Emerson sein Leben lang für unser Land gehabt hat, das für ihn noch mit Recht die Heimat der Dichter und Denker genannt werden konnte. Hoffentlich entschließt sich der Übersetzer, diesem ersten Teile bald einen zweiten und mehrere folgen zu lassen.
L.

* * *

Berlin, 1688 bis 1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. Zweiter Band: 1786 bis 1840. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Verfasser bemerkt im Vorwort: Wäre es angegangen, so hätte ich ihn — diesen zweiten und letzten Band — noch länger zurückgehalten, um noch mehr zerstreutes Material herbeizuschaffen und um dem Ganzen eine größere Abrundung und Vertiefung zu geben. Das Drängen anderer Arbeiten und der Wunsch des Verlegers beschleunigten den Abschluß. Trotz dieses offen eingestandenen Mangels, den auch der Leser nach flüchtigem Durchblättern schon herausfinden wird, hat der Verfasser doch ein lesbares, inhaltlich reiches Werk geliefert, das einzig in seiner Art genannt werden kann. Ein Franzose, denken wir nur an die Gebrüder Goncourt, hätte vielleicht die Aufgabe anders durchgeführt und uns neben dem Geiste der Zeit auch das farbenvolle Kostüm der Zeit vor Augen geführt; aber es scheint, als ob für diese Art kulturgeschichtlicher Darstellung, die höchste, bei uns der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist. Immerhin bietet das vorliegende Werk auch in dieser Form viel Belehrendes und gewährt manche neue überraschende Aufschlüsse, während der Verfasser sichtlich bemüht ist, die Grenzen strengster Objektivität niemals zu überschreiten. Dies tritt namentlich in seinem Charakterbilde Friedrich Wilhelms II. hervor. Diese Darstellung möchten wir zu den Glanzstellen des umfangreichen Werkes zählen. Nicht minder gelungen ist das Kapitel: Die Franzosenzeit 1806 bis 1808; der Leser hat die Empfindung, daß das Gewitter von Jena und Auerstädt kommen mußte, um die Lüfte zu reinigen. Nur durch Napoleons Auftreten war die Möglichkeit für eine sittliche Reaktion zunächst in Preußen gegeben. Bei Schilderung der jeweiligen litterarischen Zustände hat sich der Verfasser vielleicht manchmal zu sehr in unbedeutende Details verloren. Interessant ist der Abschnitt Goethe, d. h. seine Aufnahme, seine Verehrung in den vornehmen Berliner Kreisen: hier zeigt sich, daß wie heute auch vordem der kritisch kühle Verstand des Hauptstädters für das wahrhaft Große und Bedeutende fast widerspruchslos sogleich offenes Ohr und offene Augen hat; daß sein so vielfach geschmähtes und verkanntes Herunterreißen meist nur auf flüchtige Tagesgrößen Anwendung findet. Wer Berliner Geist und Wesen wirklich kennen lernen will, zumeist von seiner freundlichen, für den Kulturfortschritt wichtigen Seite, der findet in Geigers Buch einen sicheren und trefflichen Führer. Das Werk sollte eigentlich in keiner Schul- und Volksbibliothek fehlen; es ist sehr geeignet, mit so manchem nichtssagenden Vorurteil über das Berlinertum den verständigen Leser aufräumen zu lassen.
L.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte, Mai 1896. Zu Bie: Andreas Schlüter.

Das Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin.
(Nach: „Monumente und Standbilder". Berlin, Ernst Wasmuth.)



Alles fließt.

Novelle
von
Friedrich Spielhagen.

II.

Eben als Astrid und Alfred drüben in die Laube getreten waren, erschien Willibald in der Hinterthür des Eilhardtschen Hauses, blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, sah noch eben die beiden hinter den Blättern des wilden Weins verschwinden, lächelte spöttisch, stieg die drei Stufen herab und schritt quer über den wüsten Gartenplatz auf das Atelier zu. Im Hause war ihm niemand begegnet. Weshalb auch? Den Weg kannte er gut genug; und daß Stella um diese Stunde in ihrem Atelier zu sein pflegte, wußte er ebenfalls.

Auf sein Pochen an der Thür wurde nicht geantwortet. Dumm, wenn sie nicht da war! Man mußte eben sehen. Diskretion ist Ehrensache, aber einen Lebensberuf aus ihr machen, darf man nicht. Also!

In dem Augenblicke, als er die Thür öffnete, trat Stella aus dem kleinen Nebenraum, der ihr als Toilettenzimmer diente. Willibald lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Sind Sie nun vollends verrückt geworden?" rief Stella lachend, mit einem Schritt rückwärts.

„Ein Wunder wäre es nicht," erwiderte Willibald, ohne eine Miene zu verziehen. „Sie sehen mal wieder zum Verrücktwerden reizend aus."

„Sind Ihnen Astrid und Ihr Freund Alfred nicht begegnet? Ich glaube, er wollte zu mir. Wenigstens war er schon vor der Thür. Astrid hat ihn abgefangen."

„Und hat ihren Gefangenen in ihre Laube verschleppt, aus der sie hoffentlich nicht so bald wieder ans Tageslicht kommen. Ich habe die wichtigsten Dinge mit Ihnen zu besprechen."

„Das merkte man aus Ihrer Entrée."

„Im Ernst, schöne Freundin: verteufelt wichtige Dinge und verteufelt unangenehme dazu. — Sapristi!"

Er war vor die Staffelei getreten und ließ die Blicke über sein Konterfei gleiten.

„Mais c'est merveilleux! Vraiment! Un chef d'œuvre! Parole d'artiste! Und solche Esel! solche horriblen Esel! — Diesen

Schatten müssen Sie noch ein wenig vertiefen."

„Und diese Linie hier gefällt mir auch noch nicht," sagte Stella, an ihn herantretend und auf eine Partie der Stirn über dem rechten Auge deutend.

„Na, das geht! das geht! Die zauberhafte Schönheit des Originals zu erreichen, dürfen Sie freilich nicht hoffen. Aber wir sehen ja wohl auch weniger auf Schönheit als auf — "

„Sittsames Betragen," sagte Stella, den Arm, den er um ihre Hüfte legen wollte, zurückschiebend.

„Pardon! Ich wollte Sie nur stützen in dem sehr wahrscheinlichen Fall, daß Sie ohnmächtig werden, wenn Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Lassen wir es darauf ankommen!"

„Ich habe Sie gewarnt. Also! Nehmen Sie alle Kraft zusammen und seien Sie größer als das Schicksal: Ihre Bilder sind refüsiert!"

„Alle drei?"

„Und wären's dreißig gewesen. Im dicken Bauch der Dummheit haben noch mehr Platz."

„Aber das ist schändlich!" rief Stella, jetzt, nachdem sie den ersten Schrecken bemeistert hatte, in voller Empörung.

„Ob es das ist!"

„Auch von Ihnen. Noch gestern abend haben Sie mir gesagt: die Annahme sei sicher."

„Verzeihung: so gut wie sicher. Und durfte es sagen, da ich es aus dem Mund von Käsebier hatte, dem die übrigen Hammel in der Jury notorisch stets gehorsam nachspringen. Wie konnte ich auch zweifeln, da meine Sachen angenommen waren, die allerdings ein gut Teil zahmer sind als Ihre."

„In der Malerei nicht."

„Mag sein: nicht in der Malerei, aber in den Sujets. Ich sagte Ihnen gleich: die drei Kinderleichen mit der sich im Todeskampf windenden Mutter, während der blaue Kohlendunst —"

„Sie rühmten die packende Wahrheit —"

„Thue ich noch, werde es immer thun. Aber die vérité, die vérité vraie — das ist ja das rote Tuch für diese Ochsen. Übrigens — man muß selbst gegen Ochsen gerecht sein: der Kampf hat lange geschwankt. Man hatte die definitive Entscheidung über Ihre Bilder bis heute — bis zum äußersten Termin also — hinausgeschoben. Man ist sich furchtbar in die Perücken geraten. Käsebier hat für Sie plaidiert; Nußbaum, Vischer und, ich glaube, auch Teller — vergebens! Man hat sie niedergestimmt, und der Unsinn hat wieder einmal gesiegt."

„Und Eilhardt duldet die Schmach, die man seiner Frau anthut!" rief Stella, mit heftigen Schritten hin und her gehend.

Willibald lächelte höhnisch.

„Der Herr Professor! Freilich! Er hat sich klug salviert: da Sie partout ausstellen wollten, könne er selbstverständlich nicht Mitglied der Jury sein! Nun, er braucht die Jury so wenig wie die Hängekommission: vor seiner goldenen Medaille springen die Thüren der Ausstellung auf, und man beeilt sich, dem großen Manne die besten Plätze zu offerieren. Und daß er seinen Einfluß für Sie geltend machen sollte — ja, meine Allerschönste, das können Sie billigerweise doch kaum verlangen: wenn einem der Feind von allen Seiten ins Land dringt, soll man ihm da noch die Heerstraßen ebnen? Das wäre der reine Selbstmord; und der Herr Professor hat — aus guten Gründen — sein Leben viel zu lieb."

„Ja, das hat er!" rief Stella in tragischem Ton.

„Que voulez-vous! Er hat eben nicht Ihre Tiefe. Oberflächliche Menschen nehmen es immer leicht mit dem Leben und mit der Kunst. Hat er je das mindeste Verständnis — ich will gar nicht von Ihrem Können sprechen — aber auch nur für Ihr Wollen gezeigt?"

„Und nun wird er vollends triumphieren!"

„Wenigstens raufte er sich nicht die Haare aus, als ich ihm mitteilte, was Ihnen passiert ist."

„Sie haben ihn gesprochen?"

„Ich komme eben von ihm. War in der Ausstellung, nach meinen Bildern zu sehen — hängen natürlich miserabel; — sprach Käsebier; hörte, was geschehen; ging sofort nach der Akademie, direkt zu dem Professor ins Atelier. ‚Nun, lieber Freund, was

bringen Sie?' — ‚Man hat soeben die Bilder Ihrer Frau refüsiert.' — ‚Haben Sie es anders erwartet?' — ‚Ob ich es habe!' — ‚Ich nicht.' — ‚Möglich, aber ich sehe in diesem Refus einen Schlag ins Gesicht der ganzen neuen Richtung, den ich, als ihr Vertreter, sehr lebhaft fühle und nicht dulden werde. Ich werde meine Bilder zurückziehen.' — ‚Das geht nicht; das ist gegen die Statuten.' — ‚Weshalb hat man sie angenommen und denen Ihrer Frau das Permesso verweigert?' — ‚Weil Sie, trotz alledem, ein Künstler sind und meine Frau erst einer werden soll.'"

„Hat er das gesagt?" rief Stella mit flammenden Wangen und funkelnden Augen.

„Mit der ruhigsten Miene von der Welt, während er sich eine frische Cigarette ansteckte. Apropos! darf ich eine rauchen?"

„Da steht das Feuerzeug."

„Und rauchen Sie auch eine! Es giebt kein besseres Mittel gegen agitierte Nerven! Bitte!"

Er hatte ihr sein Etui angeboten und zu Feuer verholfen. Stella that ein paar Züge. Plötzlich warf sie die Cigarette weg und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Willibald rauchte nachdenklich weiter, während seine Blicke auf sie geheftet waren und er im Geist die feinen Linien ihres Körpers nachzeichnete, wie sie da vor ihm saß mit seitwärts gebogenem Oberkörper, das Gesicht tief in die auf der Stuhllehne verschränkten Arme drückend.

„Es ist Unsinn," sagte er bei sich, „und kann nur wieder zu Unsinn führen. Mais c'est plus fort que moi."

Er ließ die Cigarette auf den Boden gleiten, erhob sich von dem Sessel, trat an sie heran und legte die Hand leicht auf ihr schwarzes Haar.

„Stella —"

Ein nur noch heftigeres Schluchzen war ihre Antwort.

Er nahm die Hand von ihrem Kopf, stützte sie auf eine freie Ecke der Stuhllehne und sagte, sich über die Weinende beugend, leise sprechend, dicht an ihrem Ohr: „Geliebte Stella, ich liebe Sie, ich bete Sie an — habe Sie geliebt und angebetet schon, als ich vor vier Jahren von hier nach Paris ging. Sie! Was konnte der junge, namenlose Schüler Ihnen sein? Sie hatten ja Ihre Wahl getroffen. Eine große, glückliche Wahl, dachte ich damals. Und habe es während der ganzen Zeit gedacht. Und Sie weiter geliebt in dem Seine-Babel, das mir nicht gefährlich werden konnte. Trug ich doch Ihr Bild im Herzen! Dein Bild, mein geliebtes Mädchen! Die ich nun nach Jahren wiederfinde: ein geniales, unglückliches Weib, um so unglücklicher, je genialer es ist. Unverstanden in ihrer Genialität. Selbst von ihm, der sich ihr Gatte nennt. Ich aber, ich verstehe dich; ich bewundere dich, liebe dich. Und bin kein hilfloser Knabe mehr; bin ein Mann, der seinen Mann steht, auch als Künstler. Und der stark genug ist, dich aus diesem Elend, in dem du über kurz oder lang untergehen wirst, zu retten, wenn du dich retten lassen willst. Willst du, geliebtes Weib? Willst du?"

Eine Antwort kam nicht; aber der schlanke Leib wurde nicht mehr so heftig vom Weinen geschüttelt und das Schluchzen war leiser geworden. Das war ein gutes Zeichen. Und nun hatte er sich so tief in den „Unsinn" hineingeredet! Und ein Mann bleibt da doch nicht auf halbem Wege stehen!

Er fuhr fort, während er seinem Flüstern einen noch leidenschaftlicheren Ausdruck zu geben versuchte, was ihm nach seiner Meinung überraschend gut zu gelingen schien: „Hier kannst du nicht mehr bleiben — nach diesem schändlichen Affront nicht mehr. Du bist es dir, du bist es unserer Kunst schuldig. Da liegt das Buch der Baskirtscheff. Glaubst du, sie würde sich in einer solchen Lage auch nur einen Augenblick besonnen haben? Als ich das Buch las — ich habe immerfort dabei an dich gedacht. Du warst meine Marie; ich war dein Bastien!"

Das Schluchzen hatte aufgehört; nach Willibalds Erfahrung mußte jetzt die Entscheidung kommen. Er ließ sich auf beide Knie nieder, indem er zugleich, ohne Heftigkeit, die Arme um ihren schlanken Leib legte.

„Stella, ich liebe dich! Entflieh mit mir und sei — Nur ein Wort, Stella! Nur einen Blick!"

Sie hatte das Gesicht, das noch immer in ihren Armen auf der Stuhllehne lag, gehoben und wandte sich zu ihm, der rechts

neben ihr kniete, jetzt die Stirn an ihre Knie drückend. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Willibald!“

„Stel—“

Er brachte das Wort nicht fertig vor einem konvulsivischen Hustenanfall, der ihn von den Knien empor in eine Ecke des Ateliers trieb, wo er das eilig aus der Brusttasche gerissene Tuch vor den Mund hielt, fast in den Mund stopfte — immerfort hustend, als sei er am Ersticken.

Wie scheinbar natürlich das alles war. Stella hatte die Empfindung: es ging nicht mit rechten Dingen zu. In seine Augen, als er zu ihr aufblickte, war plötzlich ein Zwinkern gekommen, als hätte er etwas besonders Komisches gesehen. In ihrem Gesicht?

Mit einem Schritt war sie an dem Tisch; hatte den Handspiegel, der da zwischen ihren Malsachen lag, ergriffen, hineingeblickt, einen leisen Schreckensschrei ausgestoßen, den Spiegel wieder auf den Tisch geworfen und war in ihr Toilettenkämmerchen gestürzt, die Thür hinter sich zuriegelnd.

„Da haben wir die Bescherung,“ sagte Willibald für sich, das Tuch vom Munde nehmend. „Donnerwetter, sah sie aus! Warum streicht sie auch die Pinsel immer auf dem Ärmel ab! Die reine Symphonie in rot und blau! Zum Schreien! Ob sie wohl wiederkommt?“

Er war vor das Porträt getreten.

„Wirklich famos — alles noch ein bißchen roh, aber doch ein riesiges Talent. Die Ochsen! Die Kamele! Wenn man ihnen einen Streich — und dem Farbenduseladim — recht wär's ihm schon — eine Art von Entschädigung für das unterbrochene Opferfest — ja, so geht's! Kann's wenigstens gehen.“

Ein schadenfrohes Lächeln zuckte um seine Lippen.

In dem Kabinett wurde der Riegel zurückgeschoben. Stella trat herein. Ein starker Terpentingeruch ging von ihr aus, der für Willibald, als er mit ausgestreckten Händen auf sie zukam, keiner Erklärung bedurfte.

„Verzeihung, schönste Frau! Aber unter Kameraden, wissen Sie —“

„Es muß furchtbar komisch ausgesehen haben —“

„Da Sie selbst meine Verteidigung übernehmen —“

„Sie hätten freilich etwas anderes verdient.“

„Ich gelobe Reue und Buße —“

„Besserung wäre mir lieber —“

„Nach der Seite kann ich leider nichts versprechen —“

„Dann machen Sie wenigstens, daß Sie wegkommen.“

„Sofort, wenn Sie mir erlauben, das Bild da mitzunehmen.“

„Wozu?“

„Zum Andenken an diese Stunde.“

„Ich dächte, wir beide thäten besser, sie schleunigst zu vergessen.“

„Dann im Ernst: ich will es für Paris haben — samt den übrigen.“

„Das nennen Sie Ernst?“

„Wollen Sie etwa keine Revanche?“

„Ja, ja, ich will! ich will! blutige Revanche!“

„Sie soll Ihnen werden,“ sagte Willibald, das Bild von der Staffelei herabnehmend.

„Es ist ja noch nicht einmal fertig.“

„Ich brauche es gerade so, wie es ist.“

„Aber das eilt doch nicht.“

„Chi lo sa! Jedenfalls habe ich einen Wagen vor der Thür und so die beste Transportgelegenheit. Erlauben Sie!“

Er hatte aus einer Ecke, in der allerlei Kram übereinandergetürmt war, einen großen Baumwollfetzen genommen, den er sorgsam um das Bild schlug.

„So! — Und wenn wir uns hier nicht wiedersehen sollten — a rivederci in Paris!“

Er hatte ihr die Hand gereicht. Ihre Hand zitterte ein wenig.

„Geliebte Stella! Die Farbe auf der Leinwand hat uns zusammengeführt. Soll ein bißchen davon, das sich in Ihr reizendes Gesicht verirrt hat, uns trennen? Seien Sie vernünftig! Werfen Sie den Krempel hier von sich! Kommen Sie mit!“

„Sie sind positiv toll.“

„Vielleicht denken Sie morgen oder übermorgen anders darüber. Dann sagen Sie mir ein Wort! Sie sollen sich um nichts zu bekümmern brauchen. Ich besorge alles

und jedes — Billet inklusive. Sie haben schlechterdings nichts nötig, als mich den Tag wissen zu lassen und pünktlich auf dem Bahnhof zu sein. Der einzige Zug, der schlank durchgeht, ist abends zehn. Solche Züge gehen immer um zehn."

„Sie scheinen viel Erfahrung darin zu haben."

„Danke! So la la; oberflächlich; eben nur fürs Haus. Noch eins! Sie werden dicht verschleiert kommen — schwarz natürlich! das ist de rigueur. Aber es kaprizieren sich vielleicht mehrere Damen gerade auf den Zug, und Irrungen in solchem Fall enden nicht immer als Komödie, oder können doch bedenkliche Umstände und Kosten verursachen, bis die Auswechselung erfolgt ist. Also, bitte, lassen Sie aus der linken Hand ein weißes Taschentuch herabhängen! Das ist ganz unverfänglich und doch, konsequent durchgeführt, völlig genügend. Wollen Sie?"

„Ich wollte nur, ich könnte Ihnen so böse sein, wie Sie es verdienen."

„Das kommt auf dasselbe heraus. Also: abgemacht! Auf Wiedersehen!"

Er hatte mit einem kräftigen Druck ihre Hand losgelassen und war zum Atelier hinaus.

Stella blickte auf die Thür, die sich hinter Willibalds eleganter Erscheinung geschlossen hatte.

„Eilhardts Gesicht, wenn er liest: lebe wohl! ich bin auf dem Wege nach Paris! — Das allein wäre den Spaß wert. — Pah! es ist ja alles dummes Zeug. Aber das Bild hätte ich ihm nicht geben sollen."

Sie eilte an das Fenster und schlug den Vorhang zurück.

Willibald war bereits im Hause verschwunden.

* *
*

Als der Maler mit seiner offenen Droschke — auf dem Sitze sich gegenüber das verschleierte Bild — aus der Seitengasse, in der die Villen der Freunde lagen, in die Hauptstraße bog, sah er auf dem Fußwege eine kleine Gestalt eilig schreiten.

„He! Alfred! Kommen Sie! Ich nehme Sie mit in die Stadt."

Er hatte halten lassen, Alfred sich zu ihm gesetzt; der Kutscher trieb das Pferd wieder an.

Willibald hatte das Bild, das ins Rutschen gekommen war, wieder festgestellt und wandte sich zu Alfred.

„Donnerwetter, Freund, aber sehen Sie aus! Was ist Ihnen passiert?"

„Wie finden Sie das?" rief Alfred, beide Hände von sich streckend.

„Was?"

„Bemerken Sie denn nichts?"

„Daß Sie es heute morgen etwas eilig gehabt und in der Wahl Ihrer Handschuhe nicht glücklich gewesen sind."

„Nicht glücklich! Jawohl! Wenn darüber das Glück eines — nein! zweier Menschen zerbrochen ist, wie —"

„Sagen wir: das von Edenhall. Warum nicht? In solchen Momenten spielt man immer va banque gegen den Zufall, der bekanntlich stark im Volteschlagen ist. Mir ist eben, vermutlich in einer ähnlichen Situation, etwas noch viel Tolleres begegnet, das merkwürdigerweise auch ins koloristische Fach schlägt."

„Pfui Teufel!" rief Alfred, sich mit krampfhafter Hast die Handschuhe abreißend und sie zum Wagen hinauswerfend.

„Das ist recht!" sagte Willibald. „Das erleichtert das Gemüt. Nun stecken Sie sich noch eine Cigarette an und erzählen Sie — ‚damit wir beide es wissen', wie Mutter Thetis zu dem weinenden Heldensöhnchen sagt."

Wirklich stand Alfred das Wasser in den Augen, und er hatte, während er dem Freunde „die fürchterliche Situation, in der er sich befand" ohne Rückhalt klar zu legen suchte, wiederholt Mühe, die offenen Thränen zurückzuhalten. Willibald, wie sehr er sich auch innerlich über den „Nihilisten" amüsierte, der bei jeder Gelegenheit mit seinem „vereisten" Herzen prahlte, hörte, ohne eine Miene zu verziehen, aufmerksam zu, während der tolle Einfall, welcher ihm in Stellas Atelier gekommen war, für ihn immer greifbarere Gestalt annahm.

Alfred hatte seine Beichte beendet.

„Well!" sagte Willibald. „Sie haben, Ihrer Natur nach, die Sache von der tragischen Seite gesehen, an der es ja auch nicht fehlt. Mir müssen Sie schon verstatten,

mich an die komische zu halten, die Ihnen entgangen ist. Aber, bedenken Sie doch! Da geht von einem Jamben-Stelzer, Perioden-Drechsler, Dutzendgefühle-Verschleißer ein frisch-frohes Buch neuesten Stiles in die Welt, das er nicht geschrieben hat, von dem jede Zeile ihm das Haar zu Berge sträubt. Sie werden sagen: der Spaß kann nicht lange dauern. Gleichviel! Spaß ist Spaß und — Rache ist süß. Soviel für Sie. Nun für mich. Hier das Bild! — rühren Sie nicht daran, sonst fällt es um! — mein Porträt, das leibhaftige Konterfei von Eilhardts abtrünnigstem Schüler, gemalt von der Hand seiner süßen kleinen, tapferen Renegatin von Frau. Wenn wir das auf die Ausstellung brächten unter seinem heiligen Namen, auf den hier des Orts alle Esel schwören!"

„Aber das wird unmöglich sein."

„Gar nicht, wenn Sie mir helfen wollen."

„Mit Vergnügen — das heißt —"

„Wollen Sie, oder nicht?"

„Gewiß! Aber wie? wie denn?"

„Der Katalog der Ausstellung wird in Ihrer Offizin gedruckt?"

„Freilich! ich selbst besorge die Korrektur. Professor Käsebier hatte mich darum gebeten. Eine gräßliche Schererei. Nun ist zum Überfluß noch ein ‚Anhang' nötig geworden. Er sollte heute morgen gesetzt werden. War eben auf dem Wege nach der Druckerei."

„Welche Nummer?"

„Einundzwanzig."

„Kutscher! Käsekeilchengasse einundzwanzig!"

„Was haben Sie nur vor?"

„Ich sage es Ihnen an Ort und Stelle."

* * *

In der am Sonntag eröffneten Kunstausstellung fand man stets dichte Gruppen vor einem Bilde, das in einer der größeren Nebensäle an vorzüglicher Stelle hing. Der Knäuel wurde manchmal so dicht, daß neu Herzutretende sich auf die Zehen stellen mußten, wenn sie das merkwürdige Werk sehen wollten.

„Sagen Sie," begann Doktor Mädler von der höheren Töchterschule zu Professor Bimstein von der Kunstakademie, den er plötzlich neben sich bemerkte; „sagen Sie mir, Verehrtester, was bedeutet dieses Sammelsurium von schmutzigen blauen, grauen Farben, worin sich einige rote Kleckse befinden?"

„Das Porträt des Malers W. — soll heißen: Willibald — von meinem Kollegen Friedrich Eilhardt," erwiderte der Professor nicht ohne einen Anflug von Hohn.

„So steht im Anhang des Katalogs unter Nummer 681," sagte der Doktor. „Aber das meine ich nicht. Ich meine, wie kann unser Eilhardt sich zu einer solchen — darf ich sagen: Schmiererei? hergeben? und wie kann Ihre Jury so etwas durchgehen lassen?"

„Respekt vor der großen goldenen Medaille, wenn ich bitten darf!"

„Ich respektiere gewiß jedes Verdienst und bin stets ein Anhänger, mehr noch: Bewunderer Eilhardts gewesen. Aber dies! Ist es denn wahr und wahrhaftig von ihm?"

„Jedenfalls hängt es hier seit vier Tagen, ohne daß er es abgeleugnet hätte. Überdies, sein ehemaliger Schüler Willibald hat es eigenhändig am Sonnabend Abend hierhergebracht, direkt aus seines alten Meisters Atelier."

„So ist nicht daran zu zweifeln. Aber welch grauenhafte Verirrung! Welch tiefer Fall! welch schnöde Verleugnung der heiligen Ideale, zu denen der Mann sich noch immer ausnahmlos bekannt hat! Mein Gott, es wird einem humanen Gemüt so schwer, dergleichen Ungeheuerlichkeiten für effektive, bare, plumpe Wirklichkeit zu nehmen. Ist denn keine andere Erklärung denkbar? Kann er sich nicht einen — immerhin bedenklichen und unzarten, aber doch wohlgemeinten Scherz erlaubt haben?"

„Einen Scherz? Wie meinen Sie?"

„Ich habe vorhin im Saal B — wenn ich nicht irre — drei oder vier Bilder eben seines Schülers Willibald gesehen, von denen ich ebenfalls nicht weiß, wie die Jury sie hat zulassen können."

„Durch meine Schuld nicht," rief Professor Bimstein eifrig. „Ich habe mir fast den Mund dagegen wund gesprochen. Aber

Käsebier, Nußbaum, Vischer — Teller nicht zu vergessen — diese Schwachmatici, diese Mantelträger, diese Liebediener hatten es mit der Duldsamkeit, der Liberalität: man dürfe keinen Mißbrauch mit der Macht treiben; die neue Richtung, die junge Schule nicht vergewaltigen; müsse sie zu Wort kommen lassen, und was des abominabeln Unsinns mehr war. Wir andere Vernünftigen konnten froh sein, daß wir uns wenigstens mit den Sudeleien von Eilhardts Frau nicht auch noch zu prostituieren brauchten."

„So, so!" sagte Doktor Mädler, sich die Nasenspitze reibend: „Eilhardts Frau — die kleine Stella Erbach, Tochter des verstorbenen Ober-Justizrates — das ist nun wieder meine Schülerin: ein naseweises, vorlautes Ding, aber recht begabt — So, so! Und die hat sich auch aufs Malen gelegt?"

„Schon seit ein paar Jahren. Hat sogar schon wiederholt ausgestellt: im Verein der Künstlerinnen und dergleichen. Mit Erfolg, mein Bester! mit Erfolg! Prinzessin Amalgunde hat im vorigen Herbst eines von ihren Schauerstücken gekauft. Die Sache macht Propaganda, sage ich Ihnen. Macht Propaganda."

„Sehen Sie, Verehrtester — aber lassen Sie uns da auf dem runden Diwan Platz nehmen — es plaudert sich so besser — und das Stehen greift mich etwas an — sehen Sie, das ist es, was ich meinte: die Sache macht Propaganda — das ist nun einmal die leidige Natur des Unkrautes — schießt auf in Samen — erstickt die fruchtbaren Ähren. Eilhardt — mein Gott, er ist ja doch ein so klarer, verständiger Kopf — sollte er das weniger deutlich sehen als wir? weniger schmerzlich empfinden? Ich möchte sagen: um so deutlicher, schmerzlicher, wenn er seine junge Frau auf einem Wege sieht, den er verabscheut? ihn das Unglück, das diese Neuerer anrichten, bis an die geweihte Stätte seines häuslichen Herdes verfolgt? Da sollte ihn der Unwille nicht übermannt, er sich nicht gesagt haben: jetzt will ich dir, verblendetes Weib; will ich euch Lärmern und Friedensstörern zeigen, wohin euer Treiben führt? Es kann nicht anders sein. Je länger ich darüber nachdenke, mir die Qualen vergegenwärtige, die der Ärmste erduldet haben muß und erduldet, um so sicherer ist mein Schluß: es muß so sein. Und daß er sich gerade den ärgsten Schächer, seinen verräterischen Schüler ausgesucht und — so zu sagen — in effigie an den Pranger gestellt hat — das ist doch ein Zug, den ich geradezu genial nennen möchte."

Doktor Mädler lächelte sarkastisch, als ob er selbst an seine Argumente nicht recht glaubte; nahm eine Prise, die er während seiner letzten Rede zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten, und bot die kleine goldene Dose dem Professor.

„Prischen gefällig?"

Der Professor schüttelte fast unwillig den Kopf und erwiderte mit nur mühsam unterdrückter Erregung:

„Das klingt alles ganz gut und schön und steht Ihrer Humanität trefflich zu Gesicht. Nur daß ich leider anderer Meinung bin, nach meinen Beobachtungen sein muß. Sie, lieber Doktor, Sie können von Ihrem Katheder aus diese Beobachtungen nicht wohl machen; uns Künstlern, die wir tagtäglich durch die Ateliers laufen, mit dem Publikum in fortwährender enger Berührung sind, drängen sie sich auf Tritt und Schritt auf. Das Unglück hat schon viel größere Dimensionen angenommen, als Sie anzunehmen scheinen. Dieser Pöbelgeist, der alles, was bisher für ehrwürdig galt, umstürzen und auf den Kopf stellen möchte — ja, wenn er bloß in den konfusen Gehirnen der jungen Leute spukte! oder nur die unteren Klassen ergriffen hätte, in die ja jetzt der leibhaftige Teufel gefahren zu sein scheint. So steht die Sache aber leider Gottes nicht. Leute, die längst die Kinderschuhe ausgetreten haben, womöglich schon graue Haare im Bart, sind von dem Schwindel angesteckt; und ich deutete Ihnen bereits vorhin an, bis in wie hohe Kreise hinauf die Verblendung reicht. Es ist schon so weit gekommen, daß man uns ältere Künstler nicht mehr offen zu loben wagt. Von flottem Verkaufen unserer Bilder, wie früher, ist längst keine Rede mehr. Ich kenne Kollegen — Namen will ich nicht nennen —, die zehn, zwanzig Bilder auf den verschiedenen Ausstellungen, oft in den obskursten Nestern — umherirren haben, damit das arme herum-

gestoßene Zeug zuletzt auf einer Auktion für einen Spottpreis losgeschlagen wird. Und dabei muß man Gott danken, daß man's los ist und sich vor Frau und Kindern nicht die Augen aus dem Kopf zu schämen braucht, wenn es einem nach Jahren wieder in die Bude schneit. Ja, Verehrter, heutzutage geht die Kunst mehr als je nach Brot. Na, und sein bißchen Renommee möchte man doch auch von Zeit zu Zeit wieder auffrischen! Geht's nicht mehr mit den alten reinlichen Farben, mischt man ein bißchen Schmutz dazu. So bleibt man in der Mode, respektive kommt in die Mode — wie Sie wollen."

Professor Bimstein lächelte höhnisch in seinen graumelierten Bart; Doktor Mädler legte ihm die Hand aufs Knie und flüsterte, sich vorsichtig umblickend:

„Um Himmels willen, mein Bester, lassen Sie das niemand hören! Das heißt: ich habe mir im stillen auch so meine Gedanken — Aber wollen Sie wirklich sagen —"

„Ich will gar nichts sagen," unterbrach ihn der Professor ärgerlich. „Ich weiß nur, daß Eilhardt, wenn er unter guten Freunden ist, für die Schule von Fontainebleau eine Lanze einlegt; Manet, Millet, Bastien Lepage und die sonstigen französischen Schwindler gelten läßt; von dem enormen Talent des Sudelküchenjungen Willibald radotiert; sogar seine Frau, die gar nichts kann, rein gar nichts und im Leben niemals etwas können wird, einen Most nennt, der — und so weiter. Na, Verehrtester, so was färbt ab; und wer sich nicht geniert, Pech anzufassen — Haben Sie seine ‚Zaubernacht' im ersten Saal gesehen? Ist Ihnen dabei nichts aufgefallen? Freilich, so was sieht nur unsereiner. Dann bitte, achten Sie einmal darauf, in welchem greulichen Kontrast die in der Luft schwebenden Elfen mit der ganzen übrigen Beleuchtung stehen: dem grüngoldigen Dämmer auf den Baumwipfeln, den tiefen Schatten zwischen den Stämmen, dem mattblauen Nachthimmel, durch dessen schwefelgelb umränderte Wolken der blinkende Mond segelt. Alles sehr stimmungsvoll, ein echter alter Eilhardt. Vergangenen Freitag komme ich zu ihm ins Atelier. — Er pinselt an der ‚Zaubernacht' herum. — ‚Freundchen,' sage ich, ‚Hand von der Butter! Das Bild ist fertig. Du kannst nur noch was dran verderben.' — ‚Meinst du nicht,' sagt er, ‚daß die Nixenleiber zu gelb, zu opak sind?' Und pinselt weiter. — ‚Unsinn,' sage ich, ‚du willst doch Mondscheineffekt.' — ‚Eben deshalb,' sagt er; ‚ich habe noch erst diese Nacht mich überzeugt: wenn der Mond voll und klar auf menschliche Epidermis scheint, giebt es eine weiße, kreidige Farbe; eigentlich das Gegenteil von Farbe. Überhaupt bin ich mit dem Bilde gar nicht mehr zufrieden: es ist alles zu dick und undurchsichtig, kein Ambiante, wie Correggio es nennt.' — ‚Na,' sage ich, ‚dann wünsche viel Glück,' und mache die Thür hinter mir zu."

„Bravissimo!" sagte neben den Herren eine tiefe Stimme, die dem R in dem Worte mehr Geltung lieh, als ihm vielleicht zukam.

„Ah, Herr Direktor! Freue mich!" sagte Doktor Mädler, dem stattlichen Manne die Hand reichend.

„Wie komme ich zu der Ehre Ihres Bravissimo?" fragte Professor Bimstein. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Sie kennen die Anekdote von Friedrich Wilhelm dem Vierten?" sagte der Direktor, sich zu den Herren setzend. „Eines Abends trat er nach dem zweiten Akt irgend einer fürchterlichen Jambentragödie aus seiner Loge auf das Foyer und fand seinen Kammerdiener eingeschlafen, den Kopf an der Wand. — ‚Der Kerl hat gelauscht,' lachte der witzige Monarch. Nun, meine Herren, gelauscht habe ich nicht; aber da ich, nur durch diesen Aufbau getrennt, unmittelbar hinter Ihnen auf dem Diwan saß, auch nicht verhindern können, daß ich mit meinen leisen Schauspielerohren jedes Wort Ihrer Unterhaltung vernahm. Und, meine Herren, mir geht es, wie der Prinzessin im Tasso:

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu;
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Nihilominus tamen — ja, ja, Doktorchen, auch ich darf von mir sagen:

Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten —

dennoch hätte ich, froh der kostbaren Beute, bescheidentlich ein stilles exit gemacht, wäre

ich mir nicht bewußt gewesen, zu dem Thema, welches die Herren behandelt haben, einen exquisiten Beitrag liefern zu können."

„Was ist es?" fragte Doktor Mädler eifrig.

„Na, dann schießen Sie los," sagte der Professor.

„Wollen mir die Herren verstatten, zwischen Ihnen zu sitzen," flüsterte der Direktor; „mein Organ ist etwas sonor, und ich möchte nicht gern — so! Danke verbindlichst! Haben die Herren den neuesten Roman von Arnold gelesen: Wenn Frauen Mut hätten?"

„Ich lese grundsätzlich keine neueren Romane," sagte Doktor Mädler mit einem bösen Lächeln.

„Ich komme selten dazu," sagte Professor Bimstein.

„Aber meine Herren, meine Herren!" rief der Direktor leise, die mit neuen rehfarbenen Glacés bedeckten Hände in sanfter Beschwörung erhebend; „nehmen Sie mir es nicht übel: zwei Männer, wie Sie, die an der Tête der Phalanx marschieren — das heißt: ich habe es auch nicht gelesen — ein geplagter königlicher Schauspieldirektor — das ist wie Sisyphus: immer wieder den Stein wälzend, der immer wieder zur Tiefe rollt. Aber meine Frau — armes, liebes Weib! seit sie von den Brettern hat scheiden müssen — ein unersetzlicher Verlust für sie und für die Welt — ihr ewig geschäftiger Geist — sie liest jetzt Romane, die ihr, der ans Zimmer und — wie so oft! an das Bett Gefesselten das Leben, das sie einst mit vollen Zügen genoß — Pah! werden wir nicht sentimental! — Sehen Sie, meine Herren, so bleibe ich, ohne selbst zu lesen, durch sie, die mir alles mitteilt, völlig au courant auch in der erzählenden Litteratur. Nun muß ich bemerken: meine gute Frau liest alles — alles: Tolstoi, Maupassant, Dostojewski, Flaubert, Zola, Bourget — wer kann alle die Namen behalten! — und, wie sich bei einer Dame, die denn doch so manchen Blick hinter die Kulissen geworfen hat, von selbst versteht: ohne falsche Prüderie — mein Gott! für den Reinen ist eben alles rein — mit einem Worte: es muß schon, so zu sagen, stark kommen, alle Grenzen überschreiten, wenn meine Frau daran Anstoß nehmen soll. Gut. Gestern abend komme ich aus dem Theater nach Haus und finde mein Weib aufgeregt, als hätte sie selbst, anstatt der Bastel — die nebenbei gar nichts kann, als meine Frau jämmerlich kopieren — eben die Emilia gespielt. — ‚Was ist dir, liebes Weib?‘ — ‚O, dieses Buch! dieses Buch!‘ — ‚Was für ein Buch?‘ — Meine Herren, ich will mich kurz fassen: da hat also Arnold, unser gefeierter Arnold, den manche auch ‚den Schönen‘ nennen, der bis jetzt nur Jambendramen schrieb, die man dreimal und nie wieder geben konnte, und — nach der Versicherung meiner Frau — Romane, die jede Mutter ihrer Tochter getrost in die Hand geben durfte, einen verbrochen, der — immer nach der Versicherung meiner, wie gesagt, nichts weniger als altjüngferlichen Gattin — alles übertrifft, was Franzosen, Russen, tutti quanti in dem Genre geleistet haben."

„Dem lasciven, meinen Sie doch? natürlich!" sagte Doktor Mädler mit dem eigentümlichen Lächeln jemandes, der von der besprochenen Angelegenheit mehr weiß, als die Sprechenden selbst.

„Nicht so eigentlich," erwiderte der Direktor; „das heißt, es sollen auch starke Sachen nach der Seite vorkommen; aber nicht gerade lasciv, eher von einer verblüffenden — ich kann den Ausdruck nicht gleich finden — die Herren werden mich schon verstehen. Nein, was meine Frau so entsetzt hatte, war eben jene — jetzt hab ich's! — Unverfrorenheit, mit der hier auf Dinge, Personen, Situationen losgegangen wird, daß, sagt meine Frau, einem die Augen still stehen, als ob man plötzlich unter Menschen geraten wäre, für die der Luxus der Kleidung noch erst erfunden werden soll. Daß das Buch von Jammer und Elend nur so trieft, die Geschichte zumeist nur in Proletarierkreisen spielt, und wenn ein Mensch aus anderer Sphäre auftritt, er ein ausgemachter Schurke ist, bedarf nach dem bereits Gesagten kaum der Erwähnung. Nun, wie finden die Herren das?"

„Ich finde," sagte Professor Bimstein, „es ist ganz genau die Armeleutemalerei mit obligaten Rußfarben, mit der man uns elendet, in den Roman übertragen."

„Aber mein Lieber, Einziger, Bester,"

rief der Direktor, „das wollte ich ja eben festlegen! Dazu habe ich Ihnen doch das alles erzählt! Übrigens, wenn Sie glauben, daß unter diesem Greuel nur die Malerei und etwa noch der Roman zu leiden hat, so irren Sie. Bei uns auf dem Theater steht die Sache noch viel schlimmer. Sie glauben ja gar nicht, welche Zumutungen diese Herren Dichter jetzt an uns stellen. Ich danke Gott jeden Tag, daß ich Direktor eines königlichen Schauspieles bin und unter einem Intendanten arbeite, dem diese rohen Attentate auf Bildung, Sitte und Geschmack gerade ein solcher Horreur sind wie mir. So kommt es, daß wir hier wenig — so gut wie nichts — von diesen Abscheulichkeiten zu sehen bekommen. Aber gehen Sie einmal nach Berlin — da können Sie was erleben!"

„Und das nennt sich Reichshauptstadt," sagte Doktor Mädler höhnisch. „Aber bleiben wir bei der Sache, vielmehr bei der Person! Ich frage wieder: wie ist dies möglich? Möglich, daß ein bis dahin reinlicher Dichter, ein Litteraturprofessor, ein Mann der guten Gesellschaft, zu dessen öffentlichen Vorlesungen unsere ganze Aristokratie in hellen Haufen strömt, sich so weit vergessen, so schamlos bloßstellen kann!"

„Und ich sage, wie in Eilhardts Fall: Großmannssucht! Furcht, wenn man im alten soliden Geleise bleibt, unter den Schlitten zu kommen," brummte der Professor.

„Wie wär's mit dem alten: cherchez la femme?" meinte der Theatermann bedeutungsvoll lächelnd. „Nach meiner Praxis, wenn mal wieder einer einen dummen Streich macht, stimmt das immer. Ich habe nicht die Ehre, Frau Professor Arnold zu kennen; aber ich möchte darauf schwören: entweder ist sie dumm und langweilt ihn, oder häßlich mit der obligaten Eifersucht und quält ihn. Hinc illæ lacrymæ!"

Der Direktor hielt dafür, daß es mit einem so hervorragend geistreichen Wort ein schöner Abgang sei. Er erhob sich von dem Diwan, reckte sich in den Hüften und strich eine doch mögliche Falte in seinem hellfarbenen Beinkleid glatt, um dann die seidenen Aufschläge seines schwarzen Rockes zurückzuklappen. Hut und Stock in der linken Hand, machte er eine seiner berühmten Verbeugungen.

„Wir gehen mit!" riefen Doktor Mädler und Professor Bimstein aus einem Munde.

„Sehr obligiert!" sagte der Direktor mit graziösem Lächeln, und in sich hinein ärgerlich: „So was verdirbt einem doch immer die schönsten Nüancen."

Die Herren verließen die Ausstellung, in der sich — jetzt dicht vor Feierabend — nur noch wenige Besucher umtrieben. Mitten auf der Terrassentreppe, die sie hinabzusteigen hatten, blieb Doktor Mädler plötzlich stehen:

„Meine Herren!"

Die beiden anderen wandten sich. Da sie bereits eine Stufe tiefer standen, hatte der Doktor den Vorteil zu ihnen hinabzusprechen:

„Meine Herren! Wir haben da nach den Ursachen zweier Erscheinungen geforscht, welche in diesen Tagen, schreckhaft für alle Gutgesinnten, sich manifestiert haben. Selbstüberschätzung, buhlerisches Bemühen um die Gunst der Menge, selbst der Frauen Manneskraft unterwühlender Einfluß wurde genannt. Meine Herren! Wenn erst einmal ein Gewitter am Himmel steht, ist es eine Frage des Zufalls, wo der Blitz einschlägt. Wir aber leben in dem eklen Brodem der Miasmen, die aus der vergifteten Volksseele aller Orten atembeklemmend aufsteigen. Diese vergiftete Volksseele, sie ist es, die wir verantwortlich machen müssen für die Ausschreitung der Einzelnen. Denn wenn selbst bis dahin unbescholtene Männer, — will sagen: Männer, die man wenigstens bis dahin für unbescholten hielt — wie —"

Doktor Mädler brach jäh ab: die beiden, auf die er eben namentlich exemplifizieren wollte, kamen die Treppe herauf, linker Hand, nur wenige Schritte entfernt. Auch seine Zuhörer hatten die Übelthäter gesehen. Und alle drei blickten, wie auf Kommando, starr nach rechts, wo ein Dampfer, der just die Brücke passierte, seinen unheimlichen Warnungsruf erschallen ließ.

* * *

Als Eilhardt und Arnold, der eine von der Akademie, der andere aus dem Polytechnikum kommend, auf dem Platz am Dom in der Nähe der Terrassentreppe zusammen-

trafen, hatten beide gleichzeitig gestutzt, um dann, ebenso, mit einem Gefühl der Beschämung, die Hände gegeneinander auszustrecken.

„Wie geht's, alter Junge?"

„Und dir?"

„Weißt du, daß wir uns seit dem Abend bei Emerich nicht wieder gesehen haben?"

„Ob ich es weiß! Aber ich habe wie ein Einsiedler gelebt. Diese schändliche Geschichte mit dem Buche —"

„Na, und ich! Die greuliche Affaire mit dem Bilde —"

„In der ich dich nicht begreife."

„So wenig, wie ich dich in der deinen."

„Ja, wenn es bloß die meine wäre!"

„An dem Karren, vor den ich gespannt bin, ziehe ich auch nicht allein."

„Darüber ließe sich viel sagen."

„Das weiß Gott!"

„Wo wolltest du hin?"

„In das Restaurant oben. Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen."

„Ganz mein Fall."

„Wirst du nicht zu Hause erwartet?"

„Nein."

„Kurios! ich auch nicht. Das heißt: kurios ist es eigentlich gar nicht. In einer solch vermaledeiten Situation —"

„Sie kann nicht schlimmer sein als die meine."

„Vielleicht doch. Meine ist der Art, daß ich sie nicht länger ertragen kann."

„Und ich bin au bout de mes forces."

„Aber für mich steht es fest: ich mache ein Ende damit."

„Das ist auch bei mir beschlossene Sache."

„Nicht möglich!"

„Du wirst es morgen sehen."

„Morgen? Zu morgen habe ich ebenfalls eine Überraschung in petto."

Die Freunde blickten sich in die Augen.

„Was hast du vor, Eilhardt?"

„Willst du mir dann sagen, was du vorhast?"

„Ein Mann, ein Wort. Ich überlegte eben, ob es nicht doch meine Pflicht sei, dich ins Vertrauen zu ziehen."

„Seit drei Tagen trage ich mich vice versa mit demselben Gedanken. Ich fürchtete nur immer, du würdest es mir ausreden wollen."

„Das steht nicht zu befürchten, wie es scheint."

„Also gehen wir hinauf! Ich habe einen kannibalischen Hunger."

„Beneidenswerter Mensch!"

„Ach was! Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Und übrigens wird nichts so heiß gegessen, wie es eingebrockt ist."

„Manchmal doch."

„Das werden wir ja sehen. Komm!"

Sie stiegen die Treppe hinauf. Als sie an der Gruppe des Doktor Mädler und seiner Zuhörer vorüberkamen, berührte Eilhardt Arnolds Arm.

„Du! die sprechen über uns."

„Warum sie nicht, wenn es die ganze Stadt thut? Doktor Mädler ist nebenbei mein erbitterter Feind wegen des Zulaufs, den ich in meinen Vorlesungen habe. Eine schändliche Kritik über — Astrids Roman in der ‚Tagespost' kann nur von ihm sein."

„Wie eine in der ‚Kunsthalle' über Stellas Bild nur von Bimstein."

„Und der wackere Direktor hat mir heute morgen meinen Heinrich den Vierten zurückgeschickt: der Stoff sei doch schon zu oft behandelt! Nachdem er es vorher von wahrhaft Schillerschem Geist erfüllt fand!"

„Canaillen! niederträchtiges Heuchlerpack — einer wie der andere. Herr Gott, wenn man die Bande los sein könnte! Und wär's auch nur für ein paar Monate!"

„Am liebsten doch wohl für immer."

In dem Restaurant war bald ein stiller Eckplatz gefunden. Sie hätten über dem Diner des Tages, das sie sich servieren ließen, und einer Flasche Rüdesheimer, die Eilhardt beordert hatte, völlig ungestört ihre Angelegenheiten besprechen können. Dazu kam es vorerst nicht. Eilhardt schlang die trefflichen Speisen hastig hinunter, als hätte er tagelang gefastet, und trank dazu ein Glas über das andere; Arnold schien an jedem einzelnen Bissen zu würgen; auch nippte er nur an dem Wein, war aber nicht mitteilsamer als der andere. Das Wenige sogar, was sie sprachen, betraf ganz gleichgültige Dinge. Jeder sagte sich, daß der da ihm gegenüber sein bester Freund sei, bereit, für ihn durch Feuer und Wasser zu gehen; er selbst ja auch sich anheischig gemacht

habe, zu sprechen, und ihm, wenn er gesprochen, voraussichtlich leichter ums Herz sein würde. Aber die Last war so schwer! Wenn sie einmal im Rollen, das erste Wort heraus war, mocht's eher gehen. Nur wie es finden?

„Eine Flasche Burgunder -- von Ihrem ältesten!“ schrie plötzlich Eilhardt den Kellner so heftig an, daß der erschrockene junge Mensch einen Schritt zurückfuhr. Und dann zu Arnold, der ihn verwundert anblickte: „Du solltest doch wissen, daß ich eine angewachsene Aaronszunge habe, die bei dem wässerigen Zeug nicht locker wird. Natürlich, ein bißchen Rücksicht auf einen alten Freund nehmen, ihm mal eine Hand reichen, wenn er nicht über den Graben kann — das liegt nicht drin, liegt natürlich nicht drin. Möchte wohl wissen, weshalb wir uns hier eigentlich gegenübersitzen? Dem lieben Herrgott die Zeit zu stehlen? Wie die Katzen um den heißen Brei herumzugehen?“

„Ich versichere dich, Eilhardt —“

„Jawohl! jetzt, wo ich mich montiert habe, in Rage bin, jetzt, wo ich sprechen kann — nun möchtest du's. Nein, lieber Junge, daraus wird nichts. Ein für allemal nichts. Jetzt komme ich.“

Der Kellner brachte die Flasche in ihrer Korbwiege, die er vorsichtig vor Eilhardt hinstellte.

„So ist's recht,“ sagte Eilhardt; „Chambertin, Achtzehnhundertsiebziger, Original-Abzug — Du bist ein braver Junge! So! Und nun, bitte, laß uns ungestört! Wir können jetzt ohne dich fertig werden.“

Er hatte von dem dunkelroten Wein die dünnen Gläser gefüllt: „Prost, alter Sohn! Heute abend zehn Uhr bin ich auf dem Wege nach Paris.“

„Prost! darf ich dich begleiten?“

Eilhardt riß seine Augen auf. „Du auch?“

„Ich dachte eigentlich an Berlin,“ erwiderte Arnold mit schwermütigem Lächeln, „oder Wien. Aber es ist ganz gleich. Und wenn dir, wie gesagt, meine Begleitung recht ist —“

„Ob sie mir recht ist! Das ist ja großartig. Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Freilich, nach deinen de[illegible]en Andeutungen von vorhin -- Aber nun mußt du mir auch ganz reinen Wein einschenken. Du und Astrid, ihr habt euch —“

„Nein, Alter! Du hast dir zuerst das Wort ausbedungen.“

„Natürlich! Rauscheblatt mit den hohen Stiefeln muß immer vorangehen,“ sagte Eilhardt ärgerlich. „Na, meinetwegen. Den Ausschlag hat diese vertrackte Geschichte mit dem Bilde gegeben. Sie schwört, sie hat keine Ahnung davon gehabt, daß es auf die Ausstellung kommen würde. Willibald, sagt sie, habe es ihr aus dem Atelier fortgeholt, um es mit ihren anderen Sachen nach Paris zu nehmen. Schön! Ich lange mir also meinen Musjö. Jawohl! um den zu fassen, muß man höllisch früh aufstehen. Wie soll er erklären, was ihm selber unerklärlich ist! Allerdings hat er das Bild zuerst nur für Paris haben wollen. Dann, als er es in seinem Atelier bei besserem Licht genauer studiert, ist es ihm so gut erschienen, daß er in richtige Wut geraten und bei sich gesagt hat: dies müssen sie nehmen!“

„Sie hätten die anderen meiner Meinung nach auch nehmen müssen,“ sagte Arnold.

„Wenn du reden willst, so kann ich ja schweigen,“ murrte Eilhardt, einen tiefen Schluck aus seinem Glase nehmend.

„Aber, Eilhardt —“

„Ach was! Ich habe so schon Mühe, die Geschichte zusammenzubringen. Also, bitte, unterbrich mich wenigstens nicht wieder! Wo war ich? Richtig! Er sagt sich: das müssen sie nehmen. Und hin mit dem Bilde, zu dem er gerade einen passenden Rahmen gehabt hat, nach der Ausstellung. Das heißt: darüber ist es doch mittlerweile Abend geworden. In der Ausstellung ein Tohuwabohu von Tischlern, Tapezierern, Reinmachweibern — sie haben dann noch die ganze Nacht bis zum Sonntag gearbeitet. Von uns — von uns Künstlern meine ich — ist nur noch Bimstein da. Willibald behauptet, er habe laut und deutlich gesagt: das Bild sei von Frau Professor Eilhardt; Bimstein: er habe verstanden: Herrn Professor Eilhardt; giebt aber zu, daß er sich bei all dem Geklopfe und Gehämmere verhört haben könne. Sich auf eine lange Unterredung einzulassen, sei ihm auch nicht möglich gewesen, er habe mit dem Arrange-

ment den Kopf gerade voll genug gehabt. Allerdings sei ihm in dem Halbdunkel das Bild ein bißchen wunderlich vorgekommen, aber da meine Sachen die Jury nicht zu passieren brauchten — kurz: so ist es in die Ausstellung gekommen."

„Und wie in den Katalog?" fragte Arnold.

„Ja, das ist ein dunkler Punkt," erwiderte Eilhardt, sich in dem struppigen Bart krauend. „Willibald behauptet, er habe nun sofort einen Boten in die Druckerei des ‚Tageblattes' geschickt mit einem Zettel, auf dem er Alfred, den er in der Redaktion wußte, gebeten, die betreffende Notiz, wenn irgend möglich, noch in den Katalog zu bringen. Ob er undeutlich geschrieben, ob Alfred aus ‚Stella Eilhardt', oder was da gestanden haben mag, meinen Namen herausgelesen hat — das kann nicht mehr konstatiert werden: der Zettel ist verschwunden. Na, das ist ja auch schließlich Nebensache. Alles in allem ist die Geschichte doch äußerst wahrscheinlich. Meinst du nicht?"

„Wenigstens kommen unwahrscheinlichere Dinge alle Tage vor," erwiderte Arnold.

Er war im stillen anderer Ansicht. Daß Willibald, der doch mit diesen Dingen sehr genau Bescheid wußte, auch nur einen Augenblick für möglich gehalten haben solle, ein Bild seiner Klientin, nachdem ihre übrigen refüsiert, könne so im Handumdrehen — noch dazu von einem einzelnen Mitglied der Jury — angenommen werden — credat Judæus Apella! Aber wenn Eilhardt es nun glauben wollte? betrogen sein wollte?

In dieser Vermutung wurde er bestärkt, als Eilhardt nach einer kleinen Pause plötzlich fragte: „Hast du das Bild gesehen?" Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, alsbald fortfuhr: „Das Bild ist nämlich gut; man kann's sogar ausgezeichnet nennen. Du mußt dich freilich — besonders mit deinen scharfen Augen — nicht unmittelbar davorstellen. Da siehst du nur Kleckse: graue, blaue, rote. Aber wenn du in die nötige Entfernung trittst — Und unsereiner, der nur auf die Mache sieht und weiß, was das heißt, so auf eine gewollte Wirkung hin losarbeiten zu können — mit dieser Kühnheit, dieser Sicherheit — Alter, ich sage dir: da kriegt man unwillkürlich einen heidenmäßigen Respekt vor solchem donnermäßigen Können. Und freut sich im stillen, daß das Bild auf der Ausstellung ist, auf der es von Banalitäten wimmelt, über die man weder lachen noch weinen kann."

„Sehr wohl," sagte Arnold, „nur daß du leider nicht der Vater des Bildes bist."

„Genau — beinahe wörtlich genau dasselbe, was ich zu Stella gesagt habe!" rief Eilhardt.

„Und was antwortete sie, wenn ich fragen darf?"

„La recherche de la paternité est interdite!"

„Nur daß wiederum leider die liebe Neugier sich zu dieser löblichen Diskretion nicht bekennt und — wie man mir wenigstens sagt — die seltsamsten Glossen über die Sache macht."

„So! so! thut man das! thut man das!"

Von Eilhardts Gesicht war die Lustigkeit, die es zur Schau getragen, wie weggewischt. Er trank hastig sein Glas leer; schenkte es sich wieder voll mit einer Hand, die ein wenig zitterte, hob es von neuem, setzte es aber alsbald auf den Tisch zurück, um sich mit beiden Händen an die Schläfen zu greifen und so, den Kopf zwischen den Händen, die Ellbogen gestützt, in dumpfem Tone, mehr zu sich selbst als zu dem Freunde sprechend, zu sagen: „Das ist es! das ist es! Man macht Glossen — seltsamste Glossen — wie sollte man nicht? — Und man wird den wirklichen Vater bald genug herausgebracht haben. Weißt du, wer das ist?" Er hatte plötzlich das Gesicht gehoben, die Augenlider waren rot, wie von verhaltenem Weinen: „Willibald ist es! Sein Fleisch, sein Blut! Auffassung — Farbenskala — Pinselführung — alles! Als ob es von ihm wäre! Und hat nicht einen Strich daran gethan, das weiß ich bestimmt. Nun frage ich dich: wie muß sich eine Menschenseele in eine andere hineingedacht haben, wenn so etwas möglich ist? Kann das geschehen, ohne daß die eine ganz in der anderen aufgeht? Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen — Ja, siehst du! so was bleibt nicht in den Seelen — Künstlerseelen, meine ich. So was geht in die Herzen, wer weiß: kommt aus dem Herzen und von da in die Fingerspitzen. Na, Arnold,

wir sind ja von demselben Jahrgang, aber dir sieht man deine vierzig und einige nicht an, und warst und bist noch immer ein schöner Kerl. Ich mit meinen Mongolenaugen und der Vivatnase und dem Schlitzmaul, das ich vergeblich hinter einem Ruprechtbart zu verbergen suche! Er, der Schlingel, ist jung, alle Schlingel pflegen es zu sein, und wie Kinder schmecken, muß man Kirschen und Sperlinge — wollte sagen: wie Sperlinge schmecken, muß man Kinder und Kirschen — hol's der Geier! — wirst's schon wissen, hast mir ja immer die Regel-de-tri-Exempel ausgerechnet —"

Er that wieder einen mächtigen Zug und fuhr in demselben düsteren Tone fort: „Hübsch ist der Bengel auch, verdammt hübsch mit seinen glitzernden braunen frechen Augen in dem blassen, blasierten Gesicht, zu dem der jetschwarze kurzgeschorene Bart so gut steht, als hätte Rembrandt oder Van Dyck den ganzen famosen Schwerenöter gemalt — müßte selbst kein Künstler sein, wenn ich das leugnen wollte! Und zu reden weiß er auch und mit den Frauenzimmern umzugehen, so was lernt sich in Paris. Stella! Es weiß ja keiner so gut wie ich, wie liebenswürdig Stella sein kann, notabene: wenn sie will. Hier hat sie es gewollt, gegen ihn hat sie es gewollt. Die beiden sind einig, sage ich dir — in allen Ehren bis jetzt, will ich zu ihrer Ehre annehmen, aber einig sind sie. Ich habe es längst geahnt, und wenn jetzt die Geschichte mit dem Bilde herauskommt, seinem Porträt, das sie gemalt, nach seinem Rezept, und er auf die Kunstausstellung gebracht hat, per fas oder nefas, heißt es ja wohl, na, dann ist die Katz zum Loche heraus. Das fühlt sie so gut wie ich, und darum ihr la recherche und so weiter. Und darum meine Feigheit, der ich das Bild da ruhig hängen und die Leute Glossen über mich machen lasse und die niederträchtigsten Kritiken über mich schreiben, anstatt hinzutreten und zu sagen: Hole euch alle der Henker! das Bild hat ja meine Frau gemalt! — Kellner! Kellner! Passen Sie doch gefälligst ein bißchen auf, junger Mensch! Seit einer Viertelstunde habe ich nur noch Bodensatz im Glase. Eine von derselben!"

Der Kellner mußte die Eventualität vorausgesehen haben: die andere Flasche war sofort zur Stelle. Eilhardt schenkte in die frischen Gläser.

„Und deshalb willst du nun fort?" sagte Arnold so vor sich hin.

„Deshalb muß ich fort. Seit vier Tagen habe ich mit Stella kein Sterbenswort gesprochen. Ich kann den Jammer nicht länger mit ansehen. Mögen sie sich dann heiraten und glücklich sein. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Punktum!"

„Die Kinder?"

„Die nehme ich natürlich, wenn alles so weit arrangiert ist."

„Und warum willst du gerade nach Paris, wohin man sich doch sehr wahrscheinlich zunächst wenden wird?"

„Sehr wahrscheinlich. Aber ich will auch nicht eben lange dableiben. Nur so lange, bis ich gesehen habe, was die Kerls da eigentlich treiben. Unsereiner muß sich von Zeit zu Zeit ein bißchen auffrischen, auslüften — weißt du. Das wird meinen ‚vier Jahreszeiten' zu gute kommen, die ich für Hamburg —" Er brach jäh ab und sah nach der Uhr. „Der Tausend! schon acht! und um zehn geht der Zug! Wenn du wirklich mit willst — hast du dir denn die Sache nach allen Seiten überlegt?"

„Nach allen."

„Na, dann schieß los! Obgleich ich viel Neues kaum zu hören bekommen werde."

„Kaum. Meine Lage gleicht der deinen in sonderbarster Weise. Nur daß zwischen mir und Astrid kein Wesen in Fleisch und Blut steht, wie zwischen dir und Stella, sondern nur ein Princip."

„Als ob wir damit nicht auch aufwarten könnten!"

„Mag sein. Es ist vielleicht nur nicht so starr, so schroff, so unüberwindlich. Das mußte über kurz oder lang zum Bruch führen. Es bedurfte nur einer besonderen Veranlassung. Die ist jetzt da. Wie das tragikomische Quiproquo auf dem Titel von Astrids Buche zu stande gekommen — damit will ich dich verschonen. Nur so viel: ich habe mich überzeugt — was ich ja auch a priori vorher wußte —: Astrid ist völlig schuldlos. Ebenso hat Alfred, der ihr Mandatar bei dem Verleger gewesen ist, bona fide gehandelt. Es hat nun einmal sein

sollen: die Gelegenheitsursache, die niemals ausbleibt, wenn eine tödliche Krankheit gründlich vorbereitet ist. Jeder Draußenstehende würde sagen: die Sache ist ja höchst einfach. Um sie aus der Welt zu bringen, bedarf es doch nur der Erklärung deinerseits: das Buch habe nicht ich, das hat meine Frau geschrieben; oder, umgekehrt, seitens deiner Frau: das hat nicht mein Mann, das habe ich verfaßt. Diese Erklärung ist obligatorisch — gewiß, und sie wird abgegeben werden. Nur daß es so furchtbar schwer ist, sie abzugeben. Geschieden sind wir längst, Astrid und ich: es giebt keine schlimmere Scheidung als die der Gedanken. Aber sie öffentlich auszusprechen — vor aller Welt! Astrid muß das in ihrer Weise auch empfinden: sie drängt mich nicht. Ich meine, es wird weniger peinlich für sie und mich sein, wenn wir — müssen wir die schnöde Welt zum Zeugen unseres Unglücks machen — nicht mehr in derselben Stadt, unter demselben Dache leben. Und darum fort, fort, fort von hier!"

Arnold trank hastig sein Glas leer; Eilhardt füllte es sogleich wieder.

„Na," sagte er, „da säßen wir ja glücklich in derselben Patsche. Geschieht uns schon recht. Was hatten wir alten Kerls die jungen Mädels zu heiraten! Erstens. Und zweitens, wenn schon, so hätten wir wieder jung werden sollen, wenigstens in unseren Arbeiten. Sag mal, Alter, du hast Astrids Buch gelesen. Wie ist es denn nun eigentlich?"

„Daß ich's geschrieben haben möchte," sagte Arnold dumpf.

„Hast du es ihr gesagt?"

„Hast du Stella gesagt, wie gut du ihr Bild findest?"

„Hab's nicht fertig gebracht. Dachte, sie glaubt's doch nicht und meint, du willst dich nur wieder bei ihr einschmeicheln."

„Genau das, was mich gegen Astrid stumm gemacht hat."

„Weiß sie, daß du fort willst?"

„Wüßte sie's, ich bin überzeugt, sie wäre selbst nicht mehr hier. Ich habe sichere Anzeichen, daß sie sich mit einer heimlichen Flucht trägt."

„Aus ganz demselben Grunde will ich bei Stella das Prävenire spielen. Mein Koffer steht schon seit Montag gepackt auf meinem Zimmer in der Akademie."

„Wie meiner im Polytechnikum."

„Hast du um Urlaub nachgesucht?"

„Rite. Und er ist mir umgehend mit Grazie in infinitum bewilligt."

„Mir hat Excellenz Glück zur Reise gewünscht, und ich möge mich mit der Rückkehr nicht beeilen."

„Dann trink aus und laß uns gehen!"

„In dem Augenblick, wo ich komme?" rief eine überlaute Stimme.

Sie wandten sich erschrocken. Vor ihnen stand Emerich im Frack und weißer, weit über sein behagliches Bäuchlein ausgeschnittener Weste, den hellen Sommerüberzieher auf dem Arm, das glattrasierte, volle Gesicht von der fröhlichsten Weinlaune gerötet.

„Nein, ihr Gesindel," rief er weiter, Hut, Stock und Überzieher dem herbeieilenden Kellner gebend und sich zwischen den Freunden an den Tisch setzend, „daraus wird nichts. Ihr denkt, während unsereiner sich bei einer musikalischen Privatmatinée von zwölf bis zwei abrackern und dann zur Seite des freundlichen Gastgebers — nebenbei Graf Finkenberg — vier oder fünf Stunden lang anfeiern und Reden halten muß — Kinder, ich habe eine Rede gehalten! — von Humor strotzend, sage ich euch — ganz toll! Weiß der Teufel, weshalb sich die Frauenzimmer — besonders gegen den Schluß — krampfhaft die Augen wischten! Aber, Kinder, was trinkt ihr denn eigentlich? Chambertin? Chambertin ist gut. Sekt ist besser. — Kellner! Eine Röderer — carte blanche — Kellertemperatur, wie gewöhnlich! — Kinder, geliebte Kinder, dies ist zu famos! Habe meine Alte nach Hause geschickt — müßte noch ein bißchen frische Luft schöpfen — und nun finde ich diese Strolche, diese — Ja, aber, Leute, wie seht ihr denn nur aus? Als wären euch alle Felle — ja so! Na, das ist doch nicht so schlimm. Du malst ein anderes Bild, Eilhardt, du schreibst ein anderes Buch, Arnold — und die Sache ist vergeben und vergessen. Vivat Champagner und schöne Mädchen! Hier! Stoßt an! trinkt aus!"

Es wurde ein förmliches Bacchanal, für Emerich nur die Fortsetzung des, von dem

er kam, für die beiden anderen ein Lethe ihrer schweren Kümmernis. Arnolds große Augen leuchteten, während er Schillers „In unsrer Brust sind unsers Schicksals Sterne" in prächtigen Worten periphrasierte; Emerich versicherte strahlend, wenn er Arnold reden höre, so sei das für ihn wie ein herrliches Stück von Wagners unendlicher Melodie; Eilhardt, der anfangs der lauteste gewesen war, wurde allgemach stiller, schließlich sentimental und rührselig. Mit vor Wehmut zitternder Stimme fing er an „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" zu intonieren, was unter den übrigen Gästen des sehr exklusiven Lokales ein berechtigtes Staunen erregte und ihm eine scharfe Reprimande Emerichs zuzog, weil er F statt Fis gesungen habe. Dann — „aus dem Städtle hinaus" — schien er sich „in einem kühlen Grunde" zu befinden, wo jemand „gewohnt" haben sollte, der ihm „Treu versprochen" und „einen Ring dabei gegeben", welche „Treu sie gebrochen", worauf dann auch „das Ringlein entzwei gesprungen". Als er dann, Thränen in den Augen, zu nicht näher bezeichneten „drei Gesellen" kam, die „ein fein Kollegium" hatten, hielt Arnold, der Emerichs Mienen immer erstaunter werden sah, es für angezeigt, bevor Eilhardt das ganze Geheimnis ausplauderte, mit einem Teil der Wahrheit nicht länger hinter dem Berge zu halten.

Eilhardt und er hätten einen Geniestreich vor, wollten sich die Welt einmal wieder ohne ihre Frauen ansehen. Da sie von diesen zu einem so frevelhaften Beginnen zweifellos die obligate Erlaubnis nicht erhalten haben würden, hätten sie beschlossen, vor der Hand französischen Abschied zu nehmen unter Vorbehalt aufklärender Telegramme, von einer der nächsten Stationen an die verlassenen Ariadnen abzusenden.

Hier fiel ihm Eilhardt, der inzwischen wieder sehr still und nachdenklich geworden war, ins Wort, um Emerich feierlich zu beschwören, kein Spielverderber zu sein, und selbst seiner Regine, wenn er jetzt nach Hause komme, kein Sterbenswörtchen davon zu sagen, daß Arnold und er heute abend zehn Uhr nach Paris wollten, sich dort ins Meer der Vergessenheit zu stürzen.

Emerich fand die Idee großartig, genial. Er würde sofort von der Partie sein, nur daß er fürchte, bis zehn Uhr nicht fertig zu werden. Ob denn die Sache nicht bis morgen Zeit habe?

„Das hieße sie fallen lassen," erwiderte Arnold.

„Kannst ja nachkommen, alter Sohn," tröstete ihn Eilhardt. „Bist ja bei deiner Regine vor Einspruch sicher."

„Das Leben zwischen mir und ihr ist eine unendliche Melodie," versicherte Emerich in heller Begeisterung.

„Dann also: Gott befohlen!" sagte Arnold. „Es ist neun Uhr, wir haben keine Minute zu verlieren."

„Ihr schreibt mir spätestens von Paris?"

„Verlaß dich darauf!"

Man stand, während die letzten Worte gewechselt wurden, bereits vor dem Restaurant — Eilhardt, wie Arnold nicht ohne einige Sorge bemerkte, auf ein wenig schwankenden Beinen. Aber er wußte aus Erfahrung, daß des Freundes kraftvolle Natur ihm leichtlich auch über einen schwereren Rausch weghalf.

Besonders mit Hilfe eines Abendwindes, wie er jetzt erfrischend vom Strom herüberwehte.

* *
*

Um eben diese Zeit saß Astrid in ihrem Zimmer an dem Schreibtisch, auf dem die Studierlampe brannte und ein angefangener Brief lag:

„Lieber Arnold. Ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Ich —"

So weit war sie vor einer Stunde schon gewesen. Die nächsten Worte sollten lauten: „verlasse dich." Aber sie wollten nicht aus der Feder, die schon zwanzigmal eingetaucht und ebenso oft trocken geworden war.

Ein abermaliger Versuch brachte kein besseres Resultat.

„Ich wußte bis heute nicht, daß ich ein Feigling bin," murmelte die junge Frau, warf zornig die Feder hin, schob den Sessel zurück und begann mit heftigen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab zu gehen.

Ein Geräusch vor der Thür nach dem Korridor machte sie jäh stillstehen. Nun ein leises Klopfen, das von einem heftigen Pochen

ihres Herzens beantwortet wurde. Konnte er es sein? „Nun denn!“ sagte sie durch die zusammengeklemmten Zähne. Die Hände, die sie gegen die hämmernden Schläfen gedrückt hatte, sanken herab.

„Entrez!“ rief sie mit der Kraft ihrer sonoren Stimme und lächelte bitter, daß ihr gerade jetzt das Fremdwort über die Lippen kommen mußte.

„Du?“

„Ja, ich!“ rief Stella, ins Zimmer huschend, um sich ihr an die Brust zu werfen und in hysterisches Weinen auszubrechen.

„Was soll das heißen!“ sagte Astrid, die Arme, die sie umklammert hielten, schier unsanft lösend. „Du weißt, wie zuwider mir dergleichen ist. Komm! sei vernünftig! setze dich da! Und laß das kindische Schluchzen! Es macht mich nervös.“

Sie hatte Stella in einen Fauteuil gedrückt, der neben ihrem Arbeitstisch stand, und das Briefblatt in die Schreibmappe gelegt, nicht so schnell, daß Stella mit ihren scharfen Augen die einzige Zeile, die es enthielt, nicht hätte lesen können.

„Also auch du!“ flüsterte sie. „Auch du kannst dies Leben nicht länger ertragen!“

„Kommst du seit vier Tagen zum erstenmal zu mir, um hier zu spionieren!“ rief Astrid bis in die weiße Stirn errötend und heftig mit dem Fuße stampfend.

„Ach, mein Gott! mein Gott!“ wimmerte Stella, „sei doch nur nicht so schrecklich böse! Habe doch Mitleid mit meinem Unglück, wie ich mit deinem!“

„Ich brauche dein Mitleid nicht! Nicht deines und keines anderen Menschen!“

„So brauche ich deines! Deinen Rat, deine Hilfe, ohne die ich verloren bin! Sieh dies! Bitte, bitte! lies!“

Sie hatte ein Briefblättchen aus dem Busen genommen, das sie mit zitternder Hand entfaltete und Astrid in die widerstrebenden Finger schob.

„Muß es sein?“ fragte Astrid, die starken Brauen unwillig zusammenziehend.

„Ich flehe dich darum an. Vor zwei Stunden — durch die Stadtpost — expreß!“

Astrid las:

„Teure Frau! Seit der Bildgeschichte hängt der Himmel in dieser Stadt hoffnungsloser Idioten unbehaglich schwer über mir. Ich bedarf dringend einer Luftveränderung und fahre heute abend mit dem bewußten Zehnuhrzuge in Begleitung Ihrer drei zurückgewiesenen Quadri nach Paris (Rue de Richelieu 17 au 4ième).

Darf ich Sie daran erinnern, was Sie mir in Marie Baskirtscheffs uns beiden heiligem Namen zugesagt haben? Muß ich Sie daran mahnen, was Sie dem Genius unserer Kunst schuldig sind? Sie lassen hier nichts zurück, was Ihnen das göttliche Paris nicht tausend- und tausendfach ersetzen könnte. Von mir spreche ich nicht. Die Asra machen nicht viel Worte. Nur eines für alle: werden Sie nur gerettet, will gern für Sie sterben

Ihr Sklave W.

P. S. Vergessen Sie das weiße Taschentuch nicht!“

„So,“ sagte Astrid, mit verächtlichem Lächeln das Blatt wieder zusammenfaltend und an Stella zurückgebend. „Und du bist verloren, wenn ich dich nicht rette? Wovor? Oder muß ich fragen: vor wem? Vor einem Menschen, der einer anständigen Frau das zu schreiben wagt?“

„Du kannst ja auch dies Leben nicht länger —“

„Ich muß dringend bitten, unsere beiden Angelegenheiten nicht zu konfundieren. Zwischen mir und Arnold steht, wie ich ihm das letzte Mal sagte, daß ich ihn überhaupt gesprochen habe: ein Princip. Begreifst du? ein Princip! Und nicht eine mit seinen weißen Zähnen, seinem schwarzen Bart, seinen kleinen Füßen und Händen kokettierende Zierpuppe, unwert, deinem prächtigen Gatten die Schuhriemen zu lösen.“

„Er ist ein größerer Künstler als Eilhardt.“

„Und wäre er ein zehnmal größerer — was übrigens noch zu beweisen stünde —, du hast in erster Linie den guten, edlen, liebenswerten Mann geheiratet und in zweiter — die aber weit dahinter kommt — den Künstler. Was hat der Mann gethan, als dich auf Händen tragen, solange ihr verheiratet seid? Immer bereit mit einem gütigen, versöhnenden Wort, wenn deine Laune — und du bist sehr launenhaft, mein

Kind — mit dir durchging. Stets über deine wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten — und sie sind sehr groß, mein Kind — beide Augen fest zudrückend. Ich kann dir sagen: tausend andere Männer hätten das nicht gethan; dich nicht, so, wie er, auf Gummirädern durchs Leben kutschieren lassen. Das für den Mann, den Gatten. Und nun der Künstler! Du sagst, der andere ist größer als er. Ich vermute nebenbei: der Schwerpunkt liegt für dich nicht da, sondern in dem Umstand, daß er um fünfzehn Jahre oder so weniger zählt als dein Mann. Aber er sei der größere. Ja, mein Kind, wenn das entscheidet, dann mache dich nur bereit, auf die Wanderschaft zu gehen: zu dem großen Künstler wird sich immer noch einer finden, der ihn überragt. Und dann, liebes Kind, mit der Künstlergröße — das ist ein gar seltsames Ding. Jede Zeit hält ihre Künstler für die größten. Warum? Weil sie der Zeit schmeicheln; ihr genau das sagen und geben, was sie hören und haben will. Die Zeit, in der der Künstler lebt — das ist das Entscheidende. Ist sie gut und groß und schön, ist es auch der Künstler. Glaubt sie an Ideale, thut es auch der Künstler; sucht sie auszuprägen in Worten, Farben oder Tönen und wirft seine verkörperten Träume, wie Schiller sagt, schweigend hinaus in die unendliche Zeit. Hat sie den Glauben an Ideale verloren; will überhaupt nichts mehr glauben, nur wissen, verstehen, begreifen, mit Händen greifen, dann wird auch die Kunst handgreiflich, wie der ungebildete Mensch, der, wenn er einem anderen etwas demonstrieren will, ihn an Schulter, Armen und Händen packen muß."

Astrid, die, während sie so immer lebhafter, leidenschaftlicher sprach, im Boudoir auf und ab geschritten war, blieb vor dem Pfeilerspiegel in der Ecke stehen, blickte ein paar Sekunden starr auf ihr Bild, wandte sich und fuhr, wieder hin und her gehend, in einem Tone fort, der sich vergebens Mühe gab, gelassen zu klingen: „Man ist, wie man ist; und findet sich für gewöhnlich so, wie man ist, ganz leidlich, vielleicht sogar schön. Das hat die Natur weise eingerichtet: wer ertrüge auch wohl sonst das Leben! Dann aber kommen doch Momente, wo man sich, so zu sagen, über die Schulter in dem Spiegel sieht mit Augen, die nicht unsere Augen sind. Dann wird man gewahr, daß etwas, weil es zu glänzen scheint, noch lange kein Gold zu sein braucht; und ein anderes, weil es seinen Glanz eingebüßt, darum nicht weniger echtes, lauteres Gold ist. Mir sind in diesen Tagen solche Momente oft und oft gekommen. Mein Roman — denn ich habe ihn geschrieben, daß du's weißt, und nicht mein Mann — ich glaubte, die Welt, wie sie heute geht und steht, aus dem Spiegel gestohlen zu haben, und habe es vielleicht gethan. Gut. Wie aber ist diese Welt? Klein, dürftig, mesquin; den Blick niederwärts gewandt, wie ein Bettler, der nach einem verlorenen Pfennig späht; wie ein Lumpensammler, der in dem Kehricht nach seiner häßlichen Ware wühlt — allüberall die hohle Verzweiflung des Gefangenen, der auf die nackten Wände seines Kerkers stiert. Mich schauderte, als ich diese Welt in meinem Buche sah. Ich konnte nicht sagen: das ist nicht wahr! Nein! es war die Wahrheit, die nackte Wahrheit: la vérité vraie. Aber ich fragte mich: ist es euer: des Dichters, des Künstlers Aufgabe und Beruf, sie so zu schildern? Wem thut ihr damit einen Gefallen? Den paar Satten vielleicht, die der Zufall über die allgemeine Misère hinausgehoben hat, und die sich mit pharisäischem Schmunzeln den vollen Magen streicheln: Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie die armen Schächer! Aber die Armen! Die Armen und Elenden! Was soll, was ist ihnen die Kunst, wenn sie nicht spricht, wie der Heiland: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! ich will euch erquicken. Und sie erquickt wahr und wahrhaftig; ihnen, und wäre es nur für Stunden, für Minuten nur, eine Welt vorzaubernd, in der sie ihr schweres Erdenleid vergessen; an ihres Geistes Auge gesteigerte Gestalten vorüberführend, die ihnen sagen: es lebt im Menschen etwas — ein Hohes, Erhabenes, das ihm kein feindlichster Gott rauben kann; das mächtiger ist als selbst das ewige Schicksal. Und handelt es sich doch auch mit nichten nur um die Armen und Elenden. Versuche dir eine Welt vorzustellen, für die Achill und Hektor, der Zeus von Otrikoli, die Venus von Milo; Raphaels und Leonardos Wunder; Don Quixote, Hamlet, Faust,

Wallenstein, Tasso, Iphigenie — alle die Götterkinder, die nie und nirgends gelebt haben, von keinem Menschenhirn geträumt, keiner Künstlerhand geformt, keiner Dichterphantasie gestaltet wären — wie bettelarm würde das Leben auch der vom Glück zumeist Begünstigten sein! wie so völlig unwert, gelebt zu werden!"

Sie war an das geschlossene Fenster getreten, vor dessen Scheiben der Abendwind die Blätter des wilden Weines spielend hob und senkte; starrte ein Weilchen in das Dunkel; wandte sich wieder in das Zimmer, blieb aber am Fensterbrett gelehnt stehen, und sprach so weiter mit gedämpfter Stimme, während die Augen fast geschlossen waren und die Arme schlaff an dem Körper herabhingen: „Ich habe seine Bücher wieder gelesen. Es können nicht alle zu den Gewaltigen gehören, deren Schritt, die spät geborenen Enkel erschütternd, durch die marmornen Hallen der Zeit dröhnt — zu ihnen gehört er nicht. Nein. Aber welch helle Freude an allem, was gut und schön ist! Welch herzliches Verlangen, diese Freude in dem Busen der Leser zu entfachen! Welch edler Zorn gegen das Schlechte und Gemeine! Welch inniges Mitleid noch mit dem Gefallenen, dem man so gern Mahadöh sein möchte, ihn mit feurigen Armen zum Himmel emporzuheben!"

Sie hatte jetzt selbst die Arme hoch erhoben; die großen blauen Augen, in denen ein wundersames Licht leuchtete, waren aufwärts gerichtet, so daß die Pupillen zur Hälfte von den oberen Lidern bedeckt waren.

Stella durchrieselte es kalt. War Astrid wahnsinnig geworden? Oder stand doch auf dem Punkte es zu werden?

Sie flog aus ihrem Sessel auf die herrliche Gestalt am Fenster zu, sie mit beiden Armen umklammernd.

„Astrid! Um Gottes willen erwache! Komm wieder zu dir!"

„Ja, ja!" sagte Astrid.

Die Arme hatten sich gesenkt; sie wischte sich mit beiden Händen über Stirn und Augen.

„Ganz recht! ganz recht! du zeigtest mir einen Brief — ich sollte dir irgend worin helfen. Ich will es gern, wenn ich kann. Was ist es? Aber du mußt dich beeilen. Ich bin sehr pressiert." Sie hatte nach der Pendule auf dem Kaminsims geblickt. „Nur noch eine Stunde," murmelte sie.

„Astrid, um Himmels willen! was hast du vor? Du bist im Reiseanzug — unten auf dem Flur stand ein Koffer — deine Auguste sah so verstört aus —"

„Das dumme Ding! Ein kleiner Ausflug — nach Petersburg zu meiner Tante — ich weiß nicht —"

„Ein kleiner Ausflug? Petersburg?"

„Oder was es ist. Es ist ja ganz gleich. Wenn man nicht bleiben kann, wo man ist, geht man eben wo anders hin."

„Du? du? nach allem, was du mir eben gesagt hast?"

„Ich weiß nicht, was ich gesagt habe. Wenn es dir geholfen hat — um so besser. Mir ist nicht zu helfen. O ja, im Kopf — da reimt sich's leicht zusammen: wie die Herzen, die sich einst in Liebe fanden, getrennt wurden durch die Geister, die in Feindschaft gerieten; bis sie erkannten, daß diese Feindschaft ein thörichtes Mißverständnis war; und sich jubelnd umarmten; und in der Umarmung der Geister die Herzen wieder aufflammten zu neuer, tausendfach größerer, heiliger Liebe. — Das kann man sich alles leicht denken. Und es zu denken, ist so süß — so süß! Aber in der Wirklichkeit — Ich bitte dich: laß mich allein! Ich habe keine Minute mehr zu verlieren."

„Ich kann dich so nicht verlassen," rief Stella, die Freundin umklammernd. „Ich hatte ja dasselbe vor, wie du — schon seit Tagen — war ja jetzt nur gekommen, dir lebewohl zu sagen, und du möchtest dich meiner Kinder annehmen. Du hast mich gerettet. Ich kann dich nicht in dein Verderben rennen lassen."

Während Stella, schluchzend, verzweifelt, Astrid zu halten, Astrid, mit den Thränen kämpfend, sich loszuwinden suchte, erschallten plötzlich vom Vorflur her die Stimme Augustes und eine andere Frauenstimme. Die Thür wurde aufgerissen, und herein stürzte Regina, atemlos, rufend: „Gott sei Dank, daß ich euch gleich beide treffe! Wißt ihr denn, daß eure Männer fort wollen — nach Paris? Nein? Also wirklich! Emerich war so angesäuselt — ich meinte, er schwatze Unsinn, bis mir ein Licht aufging! Habe

ihn, wie er war, nach dem Bahnhof geschickt. Sie sind ja schon auf dem Bahnhof — sicher auf dem Wege dahin. Schnell! schnell! Ich habe einen Wagen unten. Gieb Stella ein Tuch, oder so was! Nur macht! macht schnell!"

„Du weißt ja gar nicht, um was es sich handelt!" sagte Astrid zögernd.

„Ist mir auch ganz gleich," rief Regina. „Übrigens weiß ich es ganz gut. Und daß, wenn ihr eure Männer jetzt abreisen laßt, ihr sie in diesem Leben nicht wieder zu sehen kriegt."

„Astrid!" rief Stella, die gerungenen Hände flehend zu Astrid erhebend.

„Kommt!" sagte Astrid.

* *
*

Auf dem Hauptbahnhof der Altstadt ging es heute abend besonders lebhaft zu. Zwei große Züge sollten beinahe zu gleicher Zeit abgelassen werden: der eine, zehn Minuten vor zehn, direkt nach Norden; der andere, um zehn, ebenso nach Westen. Der Nordzug hielt unter der Halle; der andere, parallel mit ihm auf einem Geleise, zu dem man einen breiten Perron überschreiten mußte, unbetretbar, bis der erstere sich in Bewegung gesetzt hatte. So drängten sich denn für den Augenblick die Passagiere beider Züge auf dem Hallenperron durcheinander. Dazwischen eilige Beamte, hastige Gepäckträger, haushoch mit Koffern und Poststücken beladene Wagen; Männer, die Zeitungen, Jungen, die Bier und warme Würste ausriefen — man schob und wurde geschoben und wunderte sich, wenn man sein eigenes Wort verstand.

Zwei junge Männer, beide in Reisekostüm, waren in dem Gedränge plötzlich aufeinander gestoßen.

„Alfred!"

„Willibald! Wohin?"

„Nach Paris. Wohin sonst? Ich suchte Sie heute nachmittag auf Ihrer Redaktion auf, Ihnen adieu zu sagen. Hörte zu meinem Erstaunen, Sie hätten Ihre Stelle aufgegeben; wollten nach Berlin übersiedeln. Ist das denn wahr?"

„Ja. Das heißt — ich weiß nicht — bin noch nicht fest entschlossen. Habe vorläufig nur eine Karte bis Leipzig — mit meiner Kasse, wissen Sie — und dann — ich erwarte noch jemand — entschuldigen Sie mich!"

Er war vom Perron nach der großen Vorhalle gestürzt."

„Gott sei Dank, daß ich ihn los bin!" sagte Willibald für sich. „Der hätte uns gerade noch gefehlt! Wenn sie aber jetzt nicht bald kommt — sie hat ja kaum noch Zeit, ein Billet zu lösen. Am Ende doch besser, wenn ich gleich noch eins für sie —"

Er begab sich jetzt ebenfalls eilig in die Halle. Der Zufall wollte, daß er an dem Billetschalter sofort ankommen konnte. Das Geschäft war in einer Minute abgewickelt. Eben als er aus der engen Barriere heraustrat und das zweite Billetbuch zu dem anderen in die Brusttasche steckte, legte sich eine hastige Hand auf seinen Arm.

„He, Willibald!"

„Ah! Herr Professor Emerich!"

„Haben Sie unsere Freunde nicht gesehen?"

„Wen?"

„Eilhardt und Arnold. Sie wollen mit dem Zuge — nach Paris — ich muß doch einmal draußen —"

Der korpulente Mann war mit kleinen schnellen Schritten davongeeilt.

„Er ist betrunken," sagte Willibald, ihm nachblickend, fast laut. „Oder verrückt. Oder — Donnerwetter, wenn sie Lunte gerochen hätten — Und Arnold auch? Das bedeutet also —"

Auf dem Perron, wohin er sich schleunigst zurückbegeben, prallte er mit Alfred zusammen.

„Alfred, Sie warten auf Frau Astrid. Leugnen Sie nicht!"

„Allerdings! Sie schrieb mir heute nachmittag — bat, ich möchte ihr bei der Abreise ein wenig behilflich — Aber es scheint —"

„Einsteigen! einstei—gen!" riefen die Schaffner.

„Machen Sie, daß Sie in Ihr Coupé kommen, Alfred! Sonst geht der Zug ohne Sie. Groß geschrieben. Daß er ohne sie — klein geschrieben — geht, darauf können Sie jedes beliebige Quantum Gift nehmen."

„Aber, mein Gott —"

„Ich vermute, er meint es in diesem Falle sehr gut mit Ihnen. Adieu! Grüßen Sie die Berliner akademischen und sonstigen Perücken!“

Er hatte den kleinen Mann die Trittstufen hinauf in ein Coupé geschoben. Der Zug pufﬅe zur Halle hinaus; hinter ihm weg drängte das Publikum über die frei gewordenen Schienen nach dem zweiten Perron zu dem längst bereit stehenden Zuge.

Als Willibald, scharf nach rechts und links spähend, über diesen Perron auf die Wagen zuschritt, sah er Emerich abermals, lebhaft gestikulierend auf zwei Herren einsprechend, die im Reiseanzug waren, Taschen und Plaids in der Hand trugen: Eilhardt und Arnold!

„Also wirklich!“ brummte Willibald. „Fehlt nur noch, daß die zu mir ins Coupé kommen. Wenn jetzt nun die Kleine auf der Bildfläche erscheint, bin ich mit meinem Latein zu Ende. Himmlische Mächte, da ist sie!“

Es war wirklich Stella, aber nicht in dem vorgeschriebenen schwarzen Anzug mit obligatem Schleier, das weiße Spitzentaschentuch in der herabhängenden Linken, sondern in ihrem gewöhnlichen, wie es Willibald schien, noch besonders übelgewählten Kostüm, beide Arme mit den unbehandschuhten Händen weit von sich streckend, fast laufenden Schrittes auf die Gruppe der drei Freunde zueilend, zweien Damen voraus, die wenig langsamer hinter ihr herkamen: die rundliche Frau Emerich und Astrids prächtige Walkürengestalt.

„Na!“ sagte Willibald, „da wäre ja denn die ganze Compagnie hübsch beisammen. Das reine Rütli! Sauve qui peut!“

Er war, ohne zu fragen oder zu wählen, in ein Coupé erster Klasse gesprungen, das mit ihm eine alte, furchtbar häßliche, wie es schien, englische Dame mit einer jungen, bildhübschen Begleiterin teilte, hatte seine Sachen auf den nächsten Sitz geworfen und sich an das offene Fenster gestellt. In dem Moment setzte sich auch der Zug in Bewegung. Sehr langsam. Da sein Wagen einer der letzten war, dauerte es einige Zeit, bis er die Stelle des Perrons passierte, wo er vorhin die Gruppe der Freunde gesehen. Voilà! Jetzt nur durch die drei Damen vervollständigt, von denen Stella ihrem Gatten an die Brust gesunken ist, Astrid beide Hände Arnolds gefaßt hält und Regina ihres genialen Emerich verschobene weiße Krawatte zurechtzupft.

„Shut the window, please!“ sagte eine jugendliche Stimme hinter ihm.

„With the greatest pleasure,“ erwiderte Willibald, dem erhaltenen Befehle Folge leistend. Und dann sich wendend, der hübschen Miß keck in die großen blauen Augen sehend: „The world is all a fleeting show, says Thomas Moore. Think, he is right. Do you not?“

Die großen blauen Augen lächelten. „O yes — sometimes.“

„That's what I wanted to say.“

Die Unterhaltung, an welcher sich jetzt auch die alte Dame lebhaft beteiligte, war im besten Gange.

Nach zehn Minuten hatte Willibald bei sich festgestellt, daß er in so angenehmer Gesellschaft noch nie gereist und das Geld für das unbenutzte Billet nach Paris nicht zwecklos verthan sei.

* * *

„Ich denke, das wird genügen.“

Doktor Mädler faltete die nur auf einer Seite beschriebenen Blätter zusammen, steckte sie in die Brusttasche und sah nach der Uhr.

„Für morgen ist es nun doch zu spät. Schade! Vielleicht auch ganz gut: übermorgen Sonntag. Da haben die Leute Zeit zum Lesen. Ich kenne einige, denen werden die Augen dabei übergehen.“

„Sie machen ja ein recht vergnügtes Gesicht, Doktor, bei diesen schlechten Zeiten!“ sagte Professor Bimstein, der, auf dem Wege zum Klublokal des Künstlervereins im Hintergrunde des Kaffeegartens, den Doktor an einem der Tischchen allein hatte sitzen sehen und zu ihm getreten war.

„Sieh da, Professor! Setzen Sie sich zu mir! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“

„Meine soll eigentlich erst angehen, und ein verdammtes Stück Arbeit dazu. Na, eine Viertelstunde oder so habe ich noch Zeit. — Kellner! Ein Töpfchen! Und, hören Sie, Kellner, sind schon viele da? Professor Käsebier?“

„Hab ihn nicht gesehen, Herr Professor.“

„Teller?“

„Auch nicht. Mehrschdendeels waren es jüngere Herren.“

„Es ist gut.“

„Aber, Verehrtester, Sie scheinen mir in einer recht üblen Laune,“ sagte Doktor Mädler.

„Da soll der Teufel in guter sein,“ erwiderte der Professor, einen Schluck aus dem Seidel thuend, welchen der Kellner inzwischen vor ihn hingestellt hatte. „Sie hören ja: die Alten drücken sich, die Jungen werden zu Hauf da sein. Hab's mir gedacht. Feiges Volk!“

„Um was handelt es sich denn, Bester?“

„Eine Vorbesprechung zur Wahl eines ersten Vorsitzenden.“

„An Stelle von Eilhardt?“

„Der eine Wiederwahl abgelehnt hat. Er wolle die Ellbogen frei haben!“

Der Professor lachte höhnisch, Doktor Mädler lächelte boshaft: „Ich dächte, die hätte er bereits frei genug: seine Professur niedergelegt, sein Meisteratelier aufgegeben.“

„Niedergelegt! aufgegeben! Sagen wir: niederlegen müssen! aufgeben müssen! Was blieb ihm denn nach dem Skandal im vorigen Jahre anderes übrig! Erst öffentlich erklären, daß das Schandporträt nicht von ihm, sondern von seiner lieben Frau und nur durch eine unerhörte Fahrlässigkeit der Hängekommission — an deren Spitze ich stand, Verehrtester, ich! — unter seinem Namen auf die Ausstellung gekommen sei. Gut! Die Erklärung, abgesehen von dem schändlichen Ausfall auf mich, war seine Schuldigkeit, seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber seitdem! seitdem! Mit fliegenden Fahnen ist er in das Lager der Neuerer übergegangen. Treibt's noch toller als seine Frau, von der man zu ihrer Ehre sagen muß, daß sie ein bißchen eingeschwenkt hat, was immerhin anzuerkennen ist, nach dem skandalös großen Erfolg ihres Bildes hier und ihrer anderen in Paris auf der von dem schuftigen Willibald arrangierten Separatausstellung. Der Mensch hatte die Frechheit, mir die Blätter zuzuschicken: Figaro — Petit Journal — ich sage Ihnen: ein Tamtam, als ob es sich um einen Velasquez oder Murillo redivivus handelte! Aber das ist es: diese Menschen arbeiten nicht mit dem Pinsel wie andere ehrliche Künstler! Mit dem Maulwerk arbeiten sie, Marktschreier und Charlatane, die sie sind. Sie haben ja die ganze Presse für sich. In jedem Käseblättchen wird ihr Ruhm ausgestreut von Jungen, die ebenso grün sind wie sie. Wir halten natürlich das Maul! Wir können ja ohne Sang und Klang unter den Schlitten kommen!“

„A qui le dites-vous?“ sagte Doktor Mädler mit sauersüßem Lächeln. „Steht es denn in der Litteratur anders?“

„Um so schimpflicher für euch, wenn es nicht besser steht!“ rief der Professor heftig. „Ihr wißt doch die Waffen zu führen. Warum thut ihr es nicht? Gründet auch Journale, in denen ihr eure Leute durch dick und dünn lobt und die anderen, die Gelbschnäbel, rupft, daß die Federn davon fliegen!“

„Sie haben gut reden,“ sagte der Doktor. „Eure ältere und alte Garde, das ist noch immer ein ganz stattliches Corps, vor dem man Respekt haben muß. Da sind Menzel, Knaus, Sie selbst —“

„Bitte, bitte! Aber so ganz reduziert seid ihr doch auch nicht. Da ist —“

„Weiß! weiß! Sie werden mir da ein paar Namen nennen, die vor dreißig oder mehr Jahren einen ganz guten Klang hatten. Nur daß sie heute nicht mehr ziehen — nicht mehr ziehen, lieber Freund! Und solche Halbtalente, wie unser berühmter Arnold —“

„Sie können ihn nun einmal nicht leiden —“

„Ich würde mich in meinem Urteil durch persönliche Empfindungen niemals beeinflussen lassen. Auch spreche ich ihm Talent bis zu einem gewissen Grade nicht ab. Was mich gegen ihn aufbringt, ist seine bodenlose Charakterlosigkeit.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wie ich das meine? Aber, lieber Freund, denken Sie doch an die Geschichte im vorigen Sommer: ‚Wenn Frauen Mut hätten!‘ Jawohl! wenn Männer nur welchen hätten!“

„Aber er hat doch erklärt, daß das Buch von seiner Frau sei!“

„Dazu gehörte nicht viel. Das lag für

jeden vom Metier auf der Hand. Aber weiter! Alle Welt erwartete, er würde nach dem Skandal, wenn nicht die Stadt verlassen, so doch mindestens seine Stelle am Polytechnikum niederlegen, und ganz gewiß nicht die Stirn haben, für den Winter abermals Vorlesungen anzukündigen. Er bleibt in seiner Stelle — der er nebenbei gar nicht gewachsen ist —; er hält seine greulichen Vorlesungen. Wer sitzt in der ersten Reihe? Seine Frau! Von der sich jeder honette Mensch hätte scheiden lassen nach einem so fürchterlichen Affront!"

„Eilhardt —"

„Kommen Sie mir nicht mit Eilhardt! Er war zeitlebens ein hitzköpfiger, excentrischer Mensch. Er hat nie für einen Charakter posiert. Aber Arnold! der Cato! der Mann von Eisen! der Mann von der strikten Observanz. Zum Tausend, Herr! Entweder man hat Grundsätze, oder man hat keine. Hat man keine, so ist das freilich schlimm, aber nicht so schlimm, als welche zu haben, um sie zu verleugnen. Sie kennen die ‚Novellen von Astolf und Astrid Arnold', die in diesen Tagen herausgekommen sind?"

„Nein! Ich denke, Doktor, Sie selbst lesen keine neuen —"

„Als Regel. Bei guten Bekannten macht man schon einmal eine Ausnahme."

„Nun, und?"

„In einem und demselben Bande! Sechs Novellen, immer umschichtig eine von ihm, dann wieder eine von ihr!"

„Jeder in seinem Genre?"

„In seinem alten Genre. Nun stellen Sie sich vor, Bester: hier die alte Goethesche Schule mit ihren zarten Konturen; ihrer über Gute und Böse mildlächelnden Ironie; ihrer durchsichtigen Sprache; ihren Perioden, die Zeit haben, in harmonischer Gliederung tönend zu verrollen. Dort die neue: derb zufahrend, mit fester Hand Menschen und Dinge packend; in der Sucht, wahr zu erscheinen, die fortströmende Rede in naturalistische Brocken zerkrümelnd. Und — es klingt wie Blasphemie — als Motto des Buches das Lessingsche: ‚Nur muß der eine nicht den andern mäkeln. Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.' Ich erlaube mir, diese Sorte von Verträglichkeit verächtlich zu finden. Ich sage noch einmal: entweder man hat Grundsätze oder man hat keine. Hat man welche, soll man an ihnen festhalten. Darum sind es Grundsätze. Habe ich recht? oder habe ich unrecht?"

„Gewiß haben Sie recht, zehnmal recht. Hören Sie, Doktor, das müssen Sie dem aufgeblasenen Kerl zu schmecken geben."

„Werde ich."

„Bravo! So ein gesalzenes Feuilleton in der Tagespost! X. Y.! Wie?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben."

„Morgen?"

„In der Sonntagsnummer."

„Das trifft sich gut. Im Tageblatt werden Sie übermorgen einen Artikel finden, den sich Herr Professor Eilhardt und Compagnie auch nicht an den Spiegel stecken werden."

„Unterzeichnet Tz.?"

„Möglich."

Die beiden Herren blinzelten einander in die Augen.

„Für mich ist Vorsicht geboten," sagte der Doktor, „beschuldigt man mich doch, daß ich Arnolds Stelle am Polytechnikum ambitioniere. Lächerlich!"

„Und mich, daß ich Eilhardt den Hamburger Auftrag wegschnappen möchte. Absurd! Ich werde jetzt in die Sitzung gehen und für Eilhardts Wiederwahl stimmen."

„Und ich eine Gratulationsdepesche an Arnolds Frau aufgeben. Ihr Geburtstag ist heute. Kellner! Zahlen!"

* *
*

In der Laube des Arnoldschen Gartens saßen die drei Freundespaare schon seit mehreren Stunden beim festlichen Mahl.

Es war nicht gerade „ein Ocean von Platz", wie Emerich behauptete, der für seine Person den weitaus größten in Anspruch nahm; das machte das Beisammensein nur noch traulicher. Auch ließ der laue Abendwind, der durch die breiten Blätter des wilden Weines wehte, die Enge des Raumes nicht empfinden. Dazu leuchtete der volle Mond von dem Eilhardtschen Gatter her so hell in die Laube herein, daß man der Lampen hatte entbehren können,

bis jetzt — beim Nachtisch — Auguste ein umschleiertes Windlicht brachte für die Cigarren der Herren und für Stellas Cigarette.

Das muntere Gespräch hatte sich um die verschiedensten Gegenstände bewegt, um keinen beharrlicher, als um das Programm einer neuen litterarisch-artistischen Monatsschrift, die vom Oktober des Jahres an in Berlin erscheinen sollte; von Alfred und Willibald, der inzwischen dorthin übergesiedelt, als Herausgebern gezeichnet und den Freunden heute morgen zugegangen war — an Arnold und Astrid, Eilhardt und Stella mit der dringlichen Bitte um fleißige Mitarbeiterschaft.

Der seltsame Titel „Pantarhei", welchen die Herausgeber für ihr Unternehmen gewählt, hatte Arnold den anderen erst erklären müssen: das Wortungetüm berge einen Scherz, denn es sei die — grammatikalisch nebenbei unzulässige — Kontraktion zweier griechischer Worte „panta" und „rhei", welche bedeuteten; „alles fließt", oder umschrieben: „alles ist in ewigem Fluß" — das Schiboleth einer der ältesten griechischen Philosophenschulen, deren Anhänger sich deshalb „die Fließenden" nannten.

„Übrigens," fuhr Arnold fort, „steckt in dem Scherz ein tiefer Sinn, den das Programm klar legt. Die Herausgeber versprechen einen unerbittlichen Krieg führen zu wollen gegen alle Principienreiterei, auf welchem Gebiete der Kunst und Litteratur es auch sei. Denn es sei alles in beständigem Fluß, in fortwährender Wandlung, wie man beispielsweise an der Malerei sehen könne, für welche die knappe Zeit eines Menschenalters genügt habe, um sie aus den Banden des Klassicismus und den Nebeln der Romantik zum Naturalismus zu führen, über dessen gesunden, aber rauhen Boden wieder der sänftigend ausgleichende Hauch des Impressionismus habe wehen müssen, der abermals keinesfalls das letzte Wort sei. Mutatis mutandis gelte das nicht weniger von der Dichtkunst. So bleibe dem Künstler, dem Dichter nur eines: frank und frei herauszusagen, was er in der Seele habe. Das Was sei die Hauptsache; das Wie komme erst in zweiter Linie. Je größer, machtvoller das Was, desto besser natürlich. Aber auch das Kleinere und Kleinste müsse und wolle man gelten lassen, wenn es sich über seinen seelischen Ursprung legitimieren könne."

Arnolds prächtige Augen überglänzten den kleinen Kreis; mit erhobener Stimme sprach er weiter:

„Nun, meine Freunde, ich meine: dies Programm dürfen wir getrost unterschreiben. Es ließe sich vielleicht noch kürzer so fassen: Liebe heißt die große Centralsonne, von der jedwede künstlerische That ein Strahl ist."

„Hört! hört!" rief Eilhardt begeistert.

„Meine Lieben!" sagte Emerich mit seiner sonorsten Stimme, indem er sich zugleich erhob.

Alle sahen mit lachenden Augen zu ihm auf, ausgenommen Regine, die in den Schoß blickend, leise seufzte. Sie hatte ja gewußt, daß es kommen mußte, und sich nur gewundert, daß es noch immer nicht kam. Gebe nur der Himmel, daß er heute bei der Sache bleibt!

„Meine Lieben," sagte Emerich noch einmal, nachdem er sich überzeugt, daß die hundert Musiker seines Orchesters atemlos auf den Wink des Taktstockes warteten, — „es will mir scheinen, als hättet ihr — ich meine dich, Freund Eilhardt, und besonders dich, Freund Arnold — jetzt gerade genug gefachsimpelt, von sothanem Recht des Deutschen den konstitutionellen ausschweifenden Gebrauch machend und legitimerweise das Einzige übersehend, was uns not thut; vielmehr die Einzige, Unvergleichliche —"

„Bravo!" rief Eilhardt.

Der Redner warf ihm einen strafenden Blick zu, wie einem Geiger, der zu früh eingesetzt hat, und fuhr fort:

„— zu deren Feier wir hier in fröhlichem Thun vereint sind. Ich hätte auch sagen können: von dem Recht des Litterators, des Malers, die, eingeschlossen in die engen Schranken ihrer respektiven Künste, freilich nicht den weltweiten Blick haben, welcher einzig und allein den Jüngern jener Kunst der Künste eignet, deren herrlichstes Loblied Shakespeare gesungen hat: ‚Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst' — o, großer Shakespeare —"

Hier seufzte Regine abermals, sehr leise,

und doch vernehmlich für des Redners empfindliche Ohren, der sich mit mildem Lächeln zu ihr hinüberbeugte und im Tone des Schauspielers, der „beiseite“ spricht, sagte:

„Sei getrost, meine Liebe, ich werde sogleich zur Sache kommen.“

Und dann, mit wieder erhobener Stimme:

„Schwan vom Avon! mächtigster Symphoniker, in einem Atem zu nennen mit Bach und Händel, Beethoven und Wagner, die wohl alle kleiner sind als du, mit Ausnahme des letzten, des Magiers von Bayreuth, — Dioskuren ihr, die ihr Hand in Hand durch alle kommenden Jahrtausende wallen werdet!“

Hier nahm der Redner einen großen Schluck aus seinem Sektglase, um dann mit einem triumphierenden Blick über die kleine Gesellschaft also weiter zu sprechen:

„Darum aber muß ich unsere jungen Freunde in Berlin höchlich preisen. Bescheiden, wie sie sind, haben sie an die Stirn ihres Unternehmens nicht das große Wort schreiben wollen, das des Meisters ist und des Meisters bleiben muß. Aber ist euch Kurzsichtigen denn gar nicht beigefallen, daß ‚Pantarhei‘ und ‚unendliche Melodie‘ nur zwei Ausdrücke für die identische Sache sind? Wahrlich, mich durchschauert's. Mich durchschauert's, denken zu dürfen, daß vor grauen Jahrtausenden sinnige Menschen bereits die unendliche Melodie geahnt haben und — in dem dunklen Gefühl, auf ihrer ewigen Welle dahinzuwogen — sich ‚die Fließenden‘ nannten. Ja, meine Lieben, Fließende sind wir alle; wollen, können nichts anderes sein! In diesem Sinne erheben wir unsere Gläser und —“

„Astrid lebe hoch!“ rief Eilhardts kräftige Stimme.

Von Eilhardts Gesicht war das rosige Triumphlächeln jäh verschwunden, wenn er auch lauter als alle in das Hoch eingestimmt hatte.

Nun, sich mit den anderen wieder setzend, blickte er mit reumütigen Augen auf Regine.

Sie aber bog sich zwischen den Blumenschalen zu ihm hinüber und flüsterte, nur ihrem geliebten Genie vernehmlich:

„Schadet nicht, Emerich! Du hast wundervoll gesprochen!“





Das Kunstgefühl der Gegenwart.

Von
Max Dessoir.

II.

3. Der Fortschritt in den bildenden Künsten und in der Musik.

Das Schrifttum unserer Zeit ist zwar ein treuer Spiegel der Volksseele, aber kaum noch die führende Kunst. Heute wie in der Renaissance strömt die Mehrzahl der Talente wohl der Malerei zu. Die vornehmsten Geister darunter sind von den Präraphaeliten beeinflußt, die jene einzig dastehende Verschmelzung von Transcendentalem und Naturalistischem, von dichterischer Gedankentiefe und mikroskopischer Genauigkeit vollzogen hatten. Diesen gesellten sich in der Wirkung auf die Reform der Malerei die Japaner, und zwar seit den sechziger Jahren. Da die Japaner weder Öl noch harte Werkzeuge (Stift, Feder, Kreide) kennen und ohne die Eselsbrücke der „Vorlage" malen lernen, da sie bizarr, asymmetrisch anordnen und ganz subjektiv, oft bloß andeutend verfahren, da ihre Farben zart und ihre Schatten durchsichtig sind — aus allen diesen Gründen haben sie gleichsam als Ergänzung der Präraphaeliten an der europäischen Revolution in der Malerei mithelfen können. Der Erfolg wurde zuerst in Frankreich sichtbar. Bereits die Schule von Fontainebleau war in einigen Beziehungen der klassischen Formel untreu geworden, ohne dem Naturalismus sich rückhaltlos in die Arme zu werfen, was man, im Banne von Zolas Evènement-Artikeln stehend, zu übersehen pflegt. Dann kam 1871 die erste Ausstellung der Impressionisten. Den verschiedenen impressions war gemeinsam: die Unterordnung der Lokalfarben und der Schatten unter das alles erfüllende, an Nuancen überreiche Licht, zweitens die Rücksicht auf die von der (Zimmer-, Wiesen-) Atmosphäre bedingten Farbenveränderungen, drittens die Fähigkeit, das Lebendige, Pulsierende, Unbestimmte durch Auflösung der Kontur, durch ein Opfer der Linie zu gunsten der Farbe darzustellen. In dem gleichen Zuge ist es dann weiter gegangen bis zu den Leistungen eines Harrison, die jetzt auch in Deutschland anerkannt werden.

Bei uns zog am frühesten die Landschaftmalerei Nutzen daraus. Hatte der paysage intime die „Seele in der Landschaft" entdeckt und so die Lampenweisheit Lessings widerlegt, so enthüllte nunmehr die anheimelnde Schönheit des deutschen Bodens die Seele, die ihr allein angehört. Man betrachte Bilder von Keller-Reutlingen oder sehe wie Leistikow das Landschaftliche auffaßt. Diese Wälder können nicht mehr Hintergrund für griechische Gewandungen sein, noch machen sie Anspruch darauf, unsere geographischen Kenntnisse zu erweitern: sie sind der lichtfreudige Ausdruck eines Naturgefühls. Thoma, dessen Name bei aller Sparsamkeit in den Einzelangaben nicht übergangen werden kann, steht abseits, insofern er die Linienkomposition bevorzugt und die Luft ungeschickt behandelt; aber seine Landschaften geben mit schöner Deutlichkeit das Schwere und Verschlossene, das dem Bauern eignet. Langsamer und unsicherer haben die übrigen Arten der Malerei sich durchgetastet. Die

konventionelle Historienmalerei begann nach dem Kriege von 1870/71 an Ansehen einzubüßen, doch werden noch heute Bilder gekauft, bei denen die beigefügte Porträt-Skizze und -Erklärung die Hauptsache ist oder denen gegenüber man sich um die Rockfarbe der Dragoner streitet. Wir verlangen selbst von einer Schlachtendarstellung die innerliche Wirkung des Vorganges, wir wollen das im Heiligenbild lyrisch Gebotene im Historiengemälde dramatisch verarbeitet sehen. — Die Genremalerei hat sich im Grunde überlebt. Ihre Manier, Vorgänge zu erfinden, zu komponieren und schließlich zu kolorieren, widerspricht durchaus dem Kunstgefühl der Gegenwart. Man wird die Empfindung nicht los, als ob an Stelle der dargestellten Menschen ein Blumentopf dieselben Dienste thäte. Mit der Kunst haben die bekannten Maler von Bauernhochzeiten oder Odaliskenscenen ebensowenig gemein wie die Hofhistoriophotographen, deren Urkunden einstens endgültig die farbige Photographie ersetzen wird. Selbst der Bedeutendste unter den Novellisten des Pinsels spricht dem jungen Geschlecht nicht mehr aus dem Herzen: selbst des „Professors“ Menzel Zeit ist um. Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was Menzel unzählige Male mit Recht nachgerühmt worden ist — die Größe des Könnens und die Schärfe des Blickes sind jeglichem Lobe zu hoch —, aber wir glauben zu sehen, daß seine Farben hart und unruhig, seine Gruppierungen überladen und pointiert, seine Menschen Bruchstücke und Artefakte sind. Er ist so völlig Auge, daß für das Herz nichts mehr übrig bleibt. Das Quellwasser der Kunst, die Naivetät, ist ihm versiegt. Ein geistreicher Kopf und ein Rechengenie — nicht mehr. Erst Leibl und Liebermann haben die Erzählersucht überwunden und sind zur Einfachheit, wenn auch noch nicht zur Schönheit gelangt. Ingleichen ist der Seelenerwecker Lenbach auf halbem Wege stehen geblieben, da er den geheiligten Farben der Galerie nicht zu entsagen wagt.

Der entscheidende Rückschlag gegen den Naturalismus in der Malerei wurde mit Hilfe des religiösen Bildes geführt. Bei ihm konnte der andächtige Schönheitssinn eine Zuflucht finden, und für manchen Maler verdichtete sich die Heilsgeschichte zu einer schreitenden Feuersäule, die ihm im Reich der Kälte Wärme gab. Allerdings lernte man von den Plockhorst und Genossen nicht mehr als innerhalb des dichterischen Neu-Idealismus von Paul Heyse. Aber der Drang nach dem Unwirklichen und geistig Schönen wurde von dort her genährt. Ein wenig war wohl auch noch von dem älteren Kaulbach und Cornelius verblieben, insofern sie die handelnde Kraft außerhalb des Menschen legen und mehr als Historisches darstellen. Vor allem endlich: man war des trockenen Tones satt und sehnte sich wieder nach Lyrik und Phantastik. So schufen Walter Crane und Arnold Böcklin ihre Gemälde, die auf einem konzentrierten Idealismus beruhen, bei denen die äußere Handlung nur aus einem inneren Vorgange verständlich und — wenigstens bei Böcklin — der Rhythmus der Linien durch das Temperament der Farben bedingt ist. Daß von dem Engländer wie von dem Deutschen mythologische Stoffe bevorzugt werden, weist nicht etwa auf eine Wiedererweckung des Klassicismus, denn gründlich genug unterscheiden sich Cranes „Rosse des Neptun“ oder Böcklins „Gefilde der Seligen“ von den sonnigen Vorstellungen, die die Hellenen hatten. Vielmehr sind diese feierlichen Naturklänge unverkennbar aus christlichem Gefühl geboren.

Der Fortgang der Entwickelung ist bekannt. In jeder größeren Ausstellung findet man jetzt eine Reihe deutscher Symbolisten. Ich erinnere an Strathmanns Liniensymbolismus, an Stucks unselbständige Effekthaschereien, an Ludwig von Hofmanns dreiste Malweise, an Hierl-Deroncos wohlfeilen Mysticismus und an Hendrichs Verschwommenheit und Formenverachtung. Ins Lächerliche gehen Toorops Gedankenmalereien, Munchs Fratzen und Munthes Teppichstil; bewußt komisch wirken Hengeler und T. T. Heine, indem sie den plattesten Naturgebilden Arabeskenformen leihen und dadurch die Erdenmischung des Gemeinen mit dem Edlen humoristisch ausmünzen.

Man täusche sich also nicht: der Vollender der neuesten Richtung fehlt noch. Menschen zu malen, deren Puls nur aus Gefälligkeit schlägt, oder mit „Seelenklanglinien“ zu spie-

len oder Eisenbahnschienen als Zerstörer von Baumwurzeln darzustellen, das ist unangenehm naiv und sollte dem Raphael der Malayen vorbehalten bleiben. Wir müssen daher versuchen, uns ein Ideal zu entwerfen, das in der deutschen Kunst der Gegenwart mehr keimhaft angedeutet als verwirklicht ist. Ein solches Idealbild müßte allen dichterischen Ideen genügen, die es anregt, oder, wie beim Porträt, auf jede Anregung derart verzichten; im Porträt soll es die intimsten Regungen des persönlichen Lebens wiedergeben, und zwar weniger durch Ähnlichkeit und Accentuierung der Züge, als durch Erfassen der eigentümlichen Aura dieses besonderen Menschen. Ich glaube nicht, daß man es klarer ausdrücken kann. Boldinis Gestalten und Blocks Bildnis eines Berliner Schauspielers zeigen, was gemeint ist. Im Porträt und in der Landschaft gleichermaßen wünschen wir nach japanischem Vorbilde die Einzelheiten nur symbolisierend hereingesetzt und die Totalität so gewaltig hervortretend, daß niemand mehr nach Zeit noch Wahrheit fragt. Aus der Leinwand soll die Ewigkeit zu uns sprechen, der gegenüber jede Frage: ob früher oder später, ob richtig oder unrichtig, schlechthin sinnlos ist; die Farbenwelt, die wir vor uns sehen, braucht nicht die in der Natur zufällig gegebene Potenz des Weltensinnes abzuspiegeln, sondern kann auch eine andere, an sich ebenso berechtigte Ausgestaltung darstellen. Das Wort von der altera natura, das man auf Shakespeare angewendet hat und auch von Rubens' bluterfüllten Gestalten sagen könnte, muß wieder Kraft gewinnen.

Es bleibt die Frage, inwieweit die moderne Maltechnik derartigen Wünschen entgegenkommt. — Ursprünglich hatte Glätte der ganzen Bildfläche als vornehmstes Erfordernis gegolten; dann bewiesen die wundervollen Schöpfungen eines Rembrandt und Velasquez, daß rauhe, grobe Behandlung, die einen gewissen Abstand des Beschauers erfordert, für Ölgemälde noch wirkungsvoller ist. Von diesen Meistern stammt die moderne Art, den Farbstoff dick aufzutragen, auf jene andere führt — über viele geschichtliche Mittelglieder — das Streben nach einer Einheit der Farbenwerte zurück. Da nun weder die Einheit des warmen Braun noch die des elfenbeinernen Tones der Natur nahe kommt, so hat man eine Zeit lang auf solche Harmonie überhaupt verzichtet und bloß die wirklichen Lokalfarben gemalt, sich wohl auch eingeredet, daß die neuen Stoffe diese zerstückelte Farbenanschauung verlangen. Des Rätsels Lösung wurde schließlich in der Luft gefunden. Die atmosphärische Luft nämlich ist das Medium der Natureinheit und kann auf dem Bilde genau ebenso wirken, vorausgesetzt, daß man sie zu malen versteht. Dazu gehört aber Sonnenduft und Zwitterlicht, schwache Schatten bei hellem Licht, große Leuchtkraft der Farben, Weichheit in der Behandlung der Sonneneffekte mit besonderer Rücksicht auf das indirekt Gesehene und die nicht rotgelben Nuancen, analytische Darstellung des Dunkels, die es vermeidet, die Lokalfarben in Schwärze zu ertränken. Auch hiergegen macht sich bereits eine Gegenströmung geltend. Einige, denen der dekorative Zweck des Bildes obenan steht, wollen seine Einheit durch völlige Ebenheit ersetzen und sogar die Luftperspektive ausschließen, um das Gemälde ganz zur Schmuckfläche herabzuwürdigen. Die Thorheit der Absicht liegt auf der Hand. Wichtiger für uns ist die aus den Vordersätzen gezogene Konsequenz, nun nach Art des Sonnenlichtes die einzelnen Farbenwerte in der zitternden Atmosphäre durch Mischung auf der Netzhaut wiederzugeben. Nicht mehr die Pigmente werden gemischt, sondern man legt z. B. ein Maschenwerk von blauen und gelben Flecken an und erzeugt dadurch im menschlichen Auge den Eindruck eines flatternden Grün. Die Aquarellisten sind mit Regenbogenminiaturen in dieser Manier vorangegangen, die Pointillisten mit Ölnachahmungen gefolgt. Weitaus richtiger ist die Methode, die Farben auf der Leinwand selber zu mischen, um so das Abwechseln und Leuchten der natürlichen Farben wiederzugeben. Derbe Proben davon sind allgemein bekannt. Bei ihnen muß man, um mehr als bunte Kleckse zu sehen, sich weit vom Bilde entfernen. So trifft sich das neueste Verfahren zur Gewinnung einheitlicher Farbengebung mit technischen Eigentümlichkeiten, die in dem anderen von uns aufgezeigten geschichtlichen Punkte (Rembrandt) wurzeln. Noch eins sei beiläufig erwähnt. Für Rembrandt ist bekanntlich

nicht nur die Wucht des Farbenauftrages, sondern auch die Licht- und Schattenverteilung kennzeichnend: das Licht fällt auf die Mittelgruppe und das übrige bleibt im Schatten, der das ganze Bild verschleiert. Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache gelenkt, der Natur aber Gewalt angethan. Das gleiche Ziel glauben nun ohne solche Künstelei die Neueren dadurch zu erreichen, daß sie nur einen Gegenstand bis in alle Einzelheiten ausführen und alles andere in mehr weniger erheblicher Undeutlichkeit belassen. Lenbach malt seine Köpfe so, daß sie bei ungezwungener Accomodation des Auges alles zeigen, was wir in Wirklichkeit mit einem einzigen Blick aufnehmen können, bei veränderter Einstellung und verlegter Gesichtslinie aber allerorten Unvollkommenheiten verraten.

Am merkwürdigsten und folgeschwersten sind vielleicht die Versuche, verschiedene Arten von Farben, sagen wir Pastell und Aquarell, miteinander zu vermischen. Denn aus ihnen spricht am kraftvollsten der Wunsch, in der Bildkunst die Schönheit der Farben herrschen zu lassen. Was für die Musik die schönen Klänge, für die Plastik die schönen Formen, für die Zeichnung die schönen Gedanken sind, das sollen für die Malerei die schönen Farben und ihre Zusammenstellung sein. Der Maler habe nicht zu philosophieren oder zu erzählen, sondern Farbenverbindungen zu schaffen, an denen das Auge sich berauschen kann. Das unterscheide die Malerei von Zeichnung, Stich, Radierung, Schnitt und Lithographie, vorausgesetzt, daß diese Kunstarten auf absichtliche Erregung des Farbengefühls verzichten, wozu sie im stande sind. Dürersche und Klingersche Blätter repräsentieren diese farblose Kunst. Während der Maler der Farbenharmonie zuliebe meist das Häßliche abschwächen und mittelbare Associationen des Beschauers vermeiden muß, kennt die Griffelkunst in beiden Beziehungen keine Grenze: man durchblättere den „modernen Totentanz“ Joseph Sattlers. Der Zeichner braucht nicht die gesamte Fläche zu bedecken, er kann sich auf die Mithilfe der Phantasie verlassen, die ja auch die Farben ergänzt und in solcher vielgestaltigen Arbeit sich selbst das Häßlichste erträglich macht. Die Unbeschränktheit in der Verwendung von Hell und Dunkel, alsdann das eigentümliche Vermögen der Umrißlinien, Bewegung und Handlung auszudrücken, rühren die mitschaffende Phantasie des Betrachters gewaltig auf.

Der Hauptreiz der modernen graphischen Werke liegt wohl in der schonungslosen Ausnutzung des Materials. Alle Besonderheiten, die Metall oder Stein und die Werkzeuge vom Stichel bis zum Schabeisen bieten, werden aufs sorgsamste verwertet; man erkennt die alte Lithographie nicht wieder, wenn man sieht, was Corpet und Lunois durch Auskratzen der Lichter, durch Pinsel und Wischarbeit zuwege bringen. Welcher Fortschritt bei Menzel, Stauffer-Bern und Geyger durch Verwendung von Strichlagen und eigentümliche Druckverfahren, welche Individualisierung in Schabkunst und Kaltnadelmanier! Was macht ein Karl Köpping alles aus Diamant und Polierstahl! Doch der Meister der graphischen Kunst, der alles erprobt hat, ist ohne jeden Vorbehalt Max Klinger. Klingers Radiertechnik ist eine Sprache für sich, die mit dem Ausdrucksvermögen der Palette wetteifert, aber nicht wie diese zum Farbenrausche, sondern dem Wesen der Zeichnung gemäßer zu poetischen Gedanken führt. Naivetät und sinnliche Anschauung treten zu gunsten geistiger Vertiefung zurück, was dem Zeichner Klinger nicht nachgetragen werden soll.

So sprechen sich heutzutage in Malerei und graphischer Kunst gewisse Richtungen des Gefühls mit hinreichender Deutlichkeit aus. Schwerer dürfte es halten, in Architektur, Plastik und Kunstgewerbe das moderne Empfinden nachzuweisen. Zunächst deshalb, weil die oft beklagte Nachäffung früherer Stilarten einen gesammelten Ausdruck unserer Lebensanschauung verhindert, alsdann, weil der Baumeister die Mitwirkung des Malers einzuschränken und ihn auf Illustrationen oder Vedutenbilder herabzudrücken liebt. Das, was man Raumkunst genannt hat: Gebäude, bei denen Architektonisches und Malerisches eine Einheit und den Selbstzweck bilden, wie z. B. Correggios Baptisterium in Parma, ist durch eine erbärmliche Scheußlichkeit, das Panorama, oder in anderem Betracht durch die kindsköpfige Architekturmalerei auf Papier und Leinwand verdrängt worden. Doch fehlt es nicht an

Zeichen, die auf eine Wiederbelebung deuten. Da nämlich in der Raumkunst symbolische Beziehungen zwischen allen Teilen bestehen, namentlich auch die Bilder an die Bedeutung des Raumes geistig angeschlossen werden müssen, so tritt gelegentlich in modernen Kunstausstellungen das richtige Princip hervor. In der Münchener Secession und einigen Sonderausstellungen hat man beobachten können, wie die Konstruktion des Saales, Wanddekoration, Beleuchtung, Rahmen und Bildinhalte zu einer Einheit verschmelzen; von der japanischen Einrichtung des Tokonama und von ihrer Verwertung frischer Blumen könnten wir freilich noch manches hinzulernen. Die gleichfalls hierher gehörige Anpassung des Rahmens an das Gemälde erscheint uns unerlaubt — da der Sinn des Rahmens der eines negativen Momentes ist — solange das Bild nicht zum Bestandteil des Ganzen geworden ist.

In der Architektur entfernen wir uns immer mehr von der früheren Abstraktheit der Formensprache und gehen zu eindringlicher Charakteristik fort. Das einst Unerträgliche, die verschobene Regelmäßigkeit, die Symmetrie, die keine ist, wird jetzt geduldet, wenn tieferliegende Beziehungen der Teile zueinander sie rechtfertigen und verhindern, daß diese Unregelmäßigkeit beim ersten Anblicke wahrgenommen wird. Das Rathaus zu Brüssel und das California-House auf der Chicagoer Ausstellung sind die bekanntesten Beispiele. Ebenso nachsichtig sind wir gegenüber dem Zusammenwürfeln der Stilarten, sobald nur die Zweckmäßigkeit gewahrt bleibt und nirgends der Bestimmung des Gebäudes widersprochen wird. Dem Spiel der Linien legen wir keine Bedeutung bei, denn warum sollte man sonst nicht z. B. auf den Gedanken kommen, die Fenster eines Geschosses fächerförmig anzuordnen? Am weitesten zurück sind wir sonderbarerweise auf dem Gebiet des Kirchenbaues, obwohl es an Gelegenheiten in den letzten Jahren gewiß nicht gefehlt hat. Dem Sinn des Evangeliums gemäß müßte in die Mitte des ungeteilten Raumes der Altar rücken und das Ganze elliptische Form annehmen; dann wäre auch verschiedenen praktischen Bedürfnissen eher genügt als jetzt. Besser steht es mit den in Stein, Eisen und Glas aufgeführten Geschäftshäusern, deren große, feuersichere, von Licht durchströmten Säle eine eigenartige Gliederung zulassen. Um das Kolossale zu mildern, hat man in Amerika sinnreich die Rundbogeneinfassungen durch mehrere Stockwerke durchgeführt, so daß eine solche Einfassung drei oder vier übereinander liegende Fenster umschließt. Auch verzichtet man mit Recht allmählich auf die massigen Umkleidungen der Eisensäulen, denn die Vorstellung des Eisens reicht aus, um kräftige Innervationen, Strebeempfindungen und dadurch ästhetische Lustgefühle im Beschauer auszulösen. Übrigens ist die Architektur keineswegs gezwungen, die statische Funktion der Bauglieder hervorzuheben, sondern kann sie auch verbergen wollen, und in einem solchen Fall, wenn man also die Vorstellung der tragenden und getragenen Teile durch die Idee des organischen Wachstums ersetzen will, sind Verkleidungen unentbehrlich.

Die Architektur ist nun seit einigen Jahrzehnten in eine Beziehung zur Skulptur getreten, die selbst dem Gegner des Zerfallens der Kunst in Künste Bedenken erregen muß. Die Plastik kann zur Füllung eines architektonischen Werkes dienen oder die Architektur zum Sockel haben, sie kann sich aber nicht mit der Architektur in die Darstellung eines und desselben Vorganges teilen. Wenn man sich etwas näher damit beschäftigt hat und vor schroffen Ausdrücken nicht zurückscheut, so möchte man jeden solchen Versuch einen Unsinn nennen. Bei ungezählten Grabmälern aber sieht man runde Figuren in die Pforte einziehen, Figuren, die manchmal sogar Porträt der trauernden Hinterbliebenen sind, und bei zahllosen Standbildern sind versteinerte Menschen damit beschäftigt, Kränze aufzusetzen oder Namen zu schreiben. Wenn hierdurch die moderne Skulptur über ihre natürlichen Grenzen hinausgreift, so füllt sie dagegen ihren Kreis in zwiefacher Hinsicht nicht aus. Unsere Bildhauer stehen der polychromen Skulptur merkwürdig zaudernd gegenüber. Man weiß jetzt, daß die Berufung auf die Griechen ein Irrtum ist, da sie niemals sich auf die zuckerige Weiße des Marmors beschränkt hatten, man weiß ferner durch Rudolf Maison und andere, wie weit sich eine gute farbige Skulptur vom Wachsfigurenkabinett entfernt, man erlebt endlich

durch immer neue traurige Erfahrungen, daß der Marmor dem nordischen Wetter und der Luft der Großstädte nicht stand hält, und trotz alledem kommt man über schüchterne Ansätze nicht hinaus. Zum zweiten beschränken sich die bedeutendsten modernen Künstler mit Ausnahme Adolf Hildebrands* auf die Rundplastik, als ob deren ebenbürtige Schwester, die Reliefdarstellung, gar nicht existierte. Ohne jede Spur eines sachlichen Grundes läßt man eine einst blühende Kunstart und das ihr entsprechende ästhetische Gefühl verwelken; ja, man hat mit Recht behauptet, daß die Jetztlebenden beim Hören des Wortes Plastik überhaupt nur noch an runde Puppen denken, die man von allen Seiten umkreisen kann. Im Grunde aber ist der vielgeschmähte Bildhauer des Pariser Dekadententums, August Rodin, auf der richtigen Fährte, indem er seine Nischenbüsten aus einem Stein herausmeißelt und Ghibertische Pforten nachahmt; seinem andeutenden impressionistischen Verfahren wollen wir gewiß nicht das Wort reden. — Die Plastik der Bewegung oder Pantomimik scheint sich in unaufhaltsamem Niedergang zu befinden. Weder die Versuche in Bayreuth noch die Einführung der tragischen Pantomimen haben den Sinn für ausdrucksvolle und mit dem geringsten Kraftmaß ausgeführte Bewegung wirklich belebt. Die Zehenübungen der Ballerinen aber und die Exercitien einer Masse von Marionetten sind wohl ein Erfolg in Hinsicht der Disciplin, ästhetisch jedoch ein Irrtum. Von allen Neuerungen der Gegenwart, unter denen der Serpentintanz mit wechselnder Beleuchtung obenan steht, hat ausschließlich unser Farbengefühl Nutzen gezogen.

Das Kunstgewerbe ist nach 1871 infolge des zunehmenden Nationalbewußtseins und -wohlstandes erfreulich gediehen. Die deutsche Renaissance, Barock und Rokoko folgten einander, und Makart machte für längere Zeit den malerischen Gesichtspunkt zum Sieger. Nunmehr ist man vom Malerischen und Historischen zum Einfachen und Zweckmäßigen zurückgekehrt: der englisch-amerikanische Geschmack, der auf die Wurzelformen der Tektonik zurückgreift, beginnt namentlich für Geschränk und Stützwerk auch auf dem europäischen Festlande seinen Siegeslauf. Die Hauptschwierigkeit dürfte jetzt darin bestehen, das Ornament der Konstruktion unterzuordnen, das Künstlerisch-Persönliche vor der flachen Fabrikarbeit und der sinnlosen Verwendung alter Formen für neue Gegenstände zu schützen. Die französischen Bronzen, deren kleinste vom Künstler gezeichnet wird, die launenhaft geformten Vasen, die der jüngst verstorbene Carriès außer seinen seltsam menschlichen Tierbildern von schmelzfarben buntem Thon geschaffen hat, die Hanauer Goldarbeiten, die Bauernmajoliken, die Porzellanmalereien aus Meißen und Charlottenburg, die Axminsterer und Schmiedeberger Teppiche, die gedruckten Nachahmungen der Gobelins, die Holzbrennerei und Lederindustrie möchten etwa die Höhepunkte bilden. Auf einigen kunstgewerblichen Gebieten hat Deutschland von Japan gelernt und noch zu lernen.

Die ästhetische Gestaltung des Lebens zeigt einen erschreckenden Tiefstand. Noch immer herrscht die tyrannische Uniformität der Mode: das ausgetüfteltste System zur Unterdrückung jeder persönlichen Eitelkeit. Alle Karnevalsfeste und lebenden Bilder sind fruchtlos geblieben, selbst das Vorbild einiger großen Damen und Schauspielerinnen, die mit wahrhaft künstlerischer Phantasie aus ihren Toiletten Meisterwerke des Subjektivismus machen, hat nichts genützt. Dicke, breit gebaute Weiber tragen Puffärmel, die ihre Figur ins Quadratische dehnen, lange Burschen mit hochsitzender Hüfte lassen den Rock bis beinahe an die Fußspitzen reichen, Schwestern von grundverschiedenem Aussehen glauben durch gleichartige Tracht ihre Verwandtschaft bezeugen zu müssen. Im geselligen Verkehr herrscht jene Formlosigkeit, die man mit dem bezeichnenden Worte „Gemütlichkeit“ verschönert, wird immer noch geschrien statt gesprochen und ohne den gedeckten Tisch oder einen bestimmten Vereinszweck keine Zusammenkunft veranstaltet. Man hält es für eine Forderung „guter“ Sitte, sich im Salon gegenseitig vorzustellen und mit dem Gebrauch der Titel sogar die dritte Person zur Anrede zu verwenden; ja, Mitglieder der Gesellschaft setzen Verlobungen

* Hildebrand hat auch theoretisch einige der hier angedeuteten Meinungen verfochten.

und Entlobungen, d. h. Verkündigungen und Nichtigkeitserklärungen ausgetauschter Küsse in die Zeitung! Will man recht deutlich sehen, wie arg der Formensinn selbst bei den geistig Hochstehenden verkümmert ist, so höre man den Salongesprächen oder den Vorträgen berühmter Männer zu; man wird dann zugeben müssen, daß die Kunst der Konversation und der Rede uns nahezu völlig verloren gegangen ist.

Doch wozu länger in den Niederungen verweilen, wenn die leuchtende Höhe lockt! Wir dürfen von der Musik sprechen, der für das Gefühl einfachsten und für den Verstand undurchdringlichsten Kunst, die zugleich abstrakt und volkstümlich, unbestimmt und klar, die älteste und wieder die jüngste von allen Künsten ist. Keine andere Kunst besitzt für unser Bewußtsein eine so hohe Selbständigkeit: die Schönheit eines Tonstückes rechtfertigt sein Dasein vollauf; und das ist der Grund, weshalb gegenwärtig alle Künste den Bedingungen der Musik zustreben. Wenn wir die Dichtkunst auffassen als Gefühlsbeichte in Augenblicken der Einsamkeit, oder wenn die Maler eine glückliche Zeit erträumen, wo das Publikum nicht mehr Landschaften, Vorgänge, Porträts verlangt, sondern sich an zusammenklingenden Farbenverbindungen sättigt — was heißt das anders, als daß die hohe Meinung von dem Künstlerischen alle Kunstgebiete ins Musikalische zieht? Ich persönlich will gewiß nicht für Verwischung der Grenzen eintreten, aber ich muß unmaßgeblich bemerken, daß ich nicht begreife, wie man über irgend eine Kunst schreiben kann, ohne musikalisch zu sein. Klänge, diese dem täglichen Lebensinhalt so fernliegenden Erscheinungen, packen den ganzen inneren Menschen am stärksten, geben in unvergleichlicher Lebhaftigkeit den Seelenzusammenhang von Fülle und Einheit und stehen in Verhältnissen, die unsere Aufmerksamkeit am mannigfaltigsten und sichersten fesseln. Dementsprechend wirkt die Musik auf den natürlichen Menschen und trägt selbst in des Ärmsten Seele einen Hauch der Menschlichkeit.

Die allgemeine Richtung auf das Musikalische, die aus der veränderten Lebensstimmung entspringt, darf nicht mit der Popularität der Musik selber verwechselt werden. Es hat Zeiten gegeben, wo beides auseinander fiel. Gegenwärtig indessen ist auch die Verbreitung der Musik außerordentlich groß. Leider hat die wachsende Ausdehnung der Güte der Leistungen Abbruch gethan, was nur Philisteroptimismus leugnen kann, und die musikalische Vergewaltigung seitens der Gröhler, Klimperer, Kratzer, Dudler scheint äußerst langsam abzunehmen. In der Komposition erweist sich als schädlich die Abhängigkeit von früheren Tonsetzern, die einerseits unserem geschichtlichen Bedürfnis genügt, andererseits natürlich von Tag zu Tag wächst. Die Gabe schlichter, eindrucksvoller und originaler Erfindung trifft man daher leider verhältnismäßig selten. Die einen helfen sich durch Kombination nach dem Muster des hübschen Kinderspiels und seiner „genauen Anweisung, um mittels zweier Würfel, ohne jede musikalische Kenntnisse, eine beliebige Anzahl Walzer zu komponieren". Die anderen setzen gelehrt, für das Auge, als ob die schriftliche Notierung die Sache selber sei, wie beim Zeichner die Zeichnung, oder als ob die Handwerksfreuden des Fachmanns ein Blatt Papier zur lebenden Musik machten. Die dritten endlich — und sie bilden die Kerntruppe — ersetzen den zweifellosen Mangel müheloser Melodienerzeugung durch die erstaunlich reiche Ausbildung von Rhythmus und Harmonie. Was die Harmonie betrifft, so stellt man seit Berlioz sich freier zu dem Gebot der Tonalität und dem Verbot der Dissonanz, auch liebt man „jene Anhäufungen von Tönen, die kaum mehr Accorde genannt werden können". Die Meister des Rhythmus stehen den Melodienschöpfern näher, da Veränderung des Rhythmus jedesmal Veränderung der Melodie nach sich zieht und zwischen dem Wirkungsanteil der Tonfolge und jenem der Bewegung schwer zu scheiden ist. Aber die rhythmischen Kola dürfen nicht mit dem bloß der Musik (nicht den Versen!) eigenen Takte verwechselt werden — wurzelt ja dieser in unserem Zeitsinn, während jene dem Atmen der ganzen Seele entströmen. Schumann, der völlig den Jetztlebenden gehört, hat mit Recht über die „Tyrannei des Taktes" geklagt; Bach, der immer mehr ins moderne Bewußtsein aufgenommen wird, dank den vielen Unermüdlichen von Westphal

an bis Busoni. — Bach, sage ich, hat in vollster Abgelöstheit vom Takte einen unermeßlichen Reichtum rhythmischer Gebilde geschaffen, die eben deshalb, der Kundige weiß es, eine Fülle von Melodien enthalten.

Richard Wagners Meinung, der Rhythmus sei ein Eindringling in das Gebiet der absoluten Musik, ist demnach weder richtig noch glücklicherweise von erheblichen Folgen gewesen. Dagegen haben sein theoretischer und praktischer Nachweis, daß ein kurzer melodiöser Zusammenhang durch eine ununterbrochene, zeitlich sehr ausgedehnte Melodie für dramatische Zwecke übertroffen wird, sowie seine erweiternde Behandlung der Harmonie und Instrumentation die wundersamsten Erfolge gehabt. Wenn jetzt sogar der Gallier unter Wagners Bann geraten ist, so giebt das einen geradezu einzigen Beweis für die Selbstherrlichkeit des Genies: Wagner hat ja nicht sich, sondern uns geändert! Manche von denen, die mit dem Blutbuch in der Hand gen Bayreuth pilgern, mögen freilich der Mode huldigen und sich einreden, ein Vergnügen zu empfinden, wo sie thatsächlich nur Langeweile fühlen; die Mehrzahl hat wirklichen Genuß und verlernt es immer mehr, sich an den glatten Arien der Italiener zu erfreuen. Wir sind thatsächlich dahin gekommen, die allerreichste Orchestersprache des musikalischen Dramas gewissermaßen gar nicht mehr zu hören* und das Rätselspiel, das Wagner mit den Leitmotiven wie Ibsen mit den Worten treibt, fast ohne unser Wissen aufzulösen. Auch an den rein innerlichen Charakter seiner Dramen und ihren teils mythischen, teils mystischen Inhalt haben wir uns in bemerkenswerter Weise angepaßt. Man denke an den Anfang zurück: in der Zeit der Nüchternheit, Überlastung, Übersättigung, in jenen Tagen, wo scenische Geschicklichkeit, spannende Verwickelungen, geschichtliche Thatsachen alles galten, da tritt ein Musiker auf, erzählt von nordischen Helden und läßt einen seelischen Vorgang zwischen zwei oder drei Menschen sich entfalten. Unsere Klassiker hatten das Princip der „Form" darin gesehen, daß das einzelne, zum inneren Erlebnis gewordene Ereignis ein zusammenhangvolles Ganzes offenbare; Richard Wagner hat auf Grund der gleichen Anschauung gehandelt, indem er die rein geschichtlichen Stoffe aus seinem Kunstwerk verbannte und die überpersönlichen Mythen oder Geheimnisse zum Ausdruck des Elementarischen wählte. Daß er in der Ausführung die Irrtümer nicht immer vermieden hat, wer will es ihm verargen? Haben doch die Musen selber einmal ihrem Freunde Hesiod gebeichtet:

> Wir verstehen viel Falsches dem Wirklichen gleich zu verkünden;
> Wir verstehn, wenn wir wollen, auch auszusagen die Wahrheit.

Mit der geschilderten Abwendung vom Historisch-Konventionellen ist, um mit Wagner selber zu reden, „wie der Dichtung so namentlich der Musik die Nötigung zu einer ihnen ganz fremden und der Musik vor allem ganz unmöglichen Bildungsweise benommen". Die Musik spricht das Unsagbare aus, sie ist die wunderreichste Kunst, weil sie in ihrer von der Erscheinungswelt gänzlich abgewendeten Gestalt den Zwiespalt zwischen Begriff und Empfindung völlig aufhebt und uns nicht mehr sagt: das bedeutet, sondern: das ist. „In seiner Sprache sucht der Dichter der abstrakten, konventionellen Bedeutung der Worte ihre ursprüngliche sinnliche unterzustellen und durch rhythmische Anordnung, sowie endlich durch den fast schon musikalischen Schmuck des Reims im Verse sich einer Wirkung seiner Phrase zu versichern, die das Gefühl wie durch Zauber gefangen nehmen und bestimmen soll. In dieser seinem eigensten Wesen notwendigen Tendenz des Dichters sehen wir ihn endlich an der Grenze seines Kunstzweiges anlangen, auf welcher die Musik unmittelbar bereits berührt wird." Diese Ausführungen, denen wir ebensowenig beipflichten können wie Wagners Interpretationen Mozartscher Arien, haben schon vor einigen dreißig Jahren klargelegt, was jetzt zum allgemeinen Glaubenssatze wird. Man kann es nicht deutlicher aussprechen, als es hier geschieht. Aber wir müssen auch die Konsequenzen offen ins Auge fassen. Die erste, ganz allgemein zu beobachtende ist die, daß der moderne Mensch das in unseren schönsten Opern übliche Ab-

* Diesen Punkt, sowie vieles andere, was hier nicht berührt werden kann, findet der Leser in einer Abhandlung ausgeführt, die ich im vierzehnten Bande der „Bayreuther Blätter" veröffentlicht habe.

springen von der Musik zum Dialog nicht mehr verträgt. Wenn Rocco zu singen aufhört und zu sprechen anfängt, so kommt es uns vor, als ob ein Gemälde plötzlich alle Farbe verlieren würde. Auch das Recitativ entspricht kaum noch dem gegenwärtigen Geschmacke, weil es des Rhythmus und der Tonalität entbehrt, und keine noch so übermäßige Ausdehnung der Intervalle oder Annäherung an den Tonfall der Sprache vermag daran etwas zu ändern. Das Ergebnis dieser Wandlung wird vielleicht die Auferstehung des Melodramas sein, denn sobald die Musik das Wort gleichsam als Symbol begleitet, fällt der alte Vorwurf der Zwittergattung dahin.

Auf dem Gebiete der Oper haben die Wagnerianer strengster Richtung abgewirtschaftet. Da das Publikum den starken Trank des Meisters genießen kann, will es begreiflicherweise von dem schwachen Aufguß der Schüler nichts wissen. Die Sklavenseelen unter den jungdeutschen Komponisten, die sich so frei gebärden, kommen im günstigsten Falle dahin, die orchestralen Effekte bis an die Grenze akustischer Aufnahmefähigkeit zu treiben und eine tödliche Langeweile zu erzeugen, die der Radikale aber niemals eingestehen wird; sie vermögen auch ein leitmotivisches System zu erklügeln, dessen Zusammenhang der Etymologie Alopex—Fuchs verdächtig ähnlich sieht und mit gefälliger Unterstützung des thematischen Führers langsam entwirrt werden kann. Diese Männer der geistigen Beschränktheit und musikalischen Endlosigkeit haben von der italienischen Invasion nichts lernen wollen: weder den Wert der Kürze noch die Wirksamkeit seelischer Entladungen. Im übrigen war das italienische Intermezzo für Deutschland ein Schattenspiel an der Wand. Kaum besser steht es mit dem Erfolge, den einige harmlose Kinderweisen in Verbindung mit technisch vollendeter Stimmführung und Instrumentation erzielt haben. Was uns not thut, lassen „Guntram" von Richard Strauß und „Der Rubin" von d'Albert wenigstens ahnen. Diese musikalischen Dramen sind vornehmer als die Einakter, künstlerischer als die Märchenspiele und fortschrittlich dadurch, daß sie dem Brahmsschen Stile Eintritt verstatten. — Zwei Nebenbildungen der Oper können bei der Aufnahme des Inventars nicht unerwähnt bleiben. Einige Neuerer wollen die Tanzkunst zu symbolischen Behelfen heranziehen und versprechen sich viel von ihren schönen Gebärden, die verschieden seien von den charakteristischen des Sängers. Andere kämpfen unter Rubinsteins Führung gegen die Ungeheuerlichkeit, in Oratorien den Moses oder Christus im Frack erscheinen zu lassen; sie verlangen somit ein biblisches Theater, eine geistliche Oper. Dem Texte nach wäre sie eine Art lebender Bilder, die ohne Motivierung sich folgen und beschaulichen Charakter tragen; in der Musik würde der bisherige Oratorienstil herrschen, mit polyphonen Chören, melodiösen Recitativen und gehobenen Arien.

Dem gewaltigen Umschwung auf dem Gebiete der Oper steht die Umbildung des Liedes ebenbürtig zur Seite. Lieder, die einst die musikalische Welt begeisterten, sind heute zum Vorrecht der Backfische geworden. Mendelssohns „Lieder ohne Worte", denen übrigens die spekulativen Verleger trotz seines Widerspruches unvertilgbare Titel gegeben haben, erscheinen uns wie Vergißmeinnicht in Milch, und Schuberts Verfahren, durch einleitende Disharmonien oder Harmonien vorweg die Stimmung anzudeuten, wird als plump empfunden. Man wünscht erstens keine abgeschlossene Melodie im alten Sinne, derenwegen der Hörer die Wortdichtung vernachlässigt, und zweitens keine Klavierbegleitung zu einer Singstimme, die im Notfalle auch allein gesungen werden kann. Vielmehr soll die Musik nur die innersten Gefühle des Dichters, die zarten Geheimnisse des Wortes laut erklingen lassen, und daher sollen ferner Gesang und Klavier als gleichberechtigt nebeneinander stehen. Brahms ist hierin vorangegangen, soweit die ihm anhaftende Intellektualisierung des Tones es gestattet, Hugo Wolf ist ihm am selbständigsten gefolgt.

Aus solchen Verschiebungen erklärt sich, daß der Formensinn des Ohrs in neuester Zeit empfindlich gelitten hat. Das macht sich nun in der reinen Instrumentalmusik derart bemerklich, daß der auf Scarlatti zurückführende, sagen wir melodiöse Bestandteil des klassischen Stils durch die anderen Bestandstücke ertötet wird. Ed. Grell hatte

einmal zu schreiben gewagt: „Die Symphonie ist wie die Sonate aus den sogenannten Suiten, d. h. Folgen von Tänzen entstanden, die, weil man nicht mehr danach getanzt hat, so entsetzlich ausgeartet sind, daß man beim Anhören moderner Symphonien gar nicht mehr an Tänze, Tanzen und nicht einmal an Verse denken kann.“ Wir sind heute am entgegengesetzten Pole angelangt. Wir glauben nicht mehr an den natürlichen Reiz der Tonformen, sondern schwelgen in übertragenen Bedeutungen, die doch nur den einen Teil der Instrumentalwirkung ausmachen, wir vergessen häufig genug, daß durch verschwindend kleine dynamische oder rhythmische Änderungen jede Melodie sich ganz entgegengesetzten Gemütszuständen gleichmäßig gut anpassen läßt. Das Ergebnis ist teils eine Neigung zu den von Liszt begründeten „Symphonischen Dichtungen“, teils eine bejammernswerte Vorliebe für den Wechselbalg der Programmmusik. Will man die Fragen nach dem Was und Warum befriedigen, so giebt es nur eine Antwort: die dramatische Handlung. Mit Titeln wie den folgenden ist aber gar nichts gethan: I. Frühling und kein Ende. II. Bluminen-Kapitel. III. Mit vollen Segeln. IV. Des Jägers Leichenbegängnis. V. Dall' inferno al Paradiso. Aus solchen Überschriften und aus chinesischen Dissonanzen, die ohne Sinn und Verstand in den Ablauf hineinplatzen, läßt sich bisher nichts weiter entnehmen, als daß der (übrigens zweifellos begabte) Tonsetzer die alten Formen zersprengen möchte.

Man mag aus solchen verfehlten Versuchen den Anreiz entnehmen, unsere eintönigen Vortragsbezeichnungen etwas reicher und präciser zu gestalten. Beethoven hat am Ende seines Schaffens in den Quartetten unter anderen folgende Angaben: appassionato, intimissimo sentimento; vivace, ma serioso; moderato lusinghiero, semplice. So hat er bereits im Äußerlichen neue Wege gewiesen, vor allem aber mit dem Inhalt seiner letzten Kammermusikwerke: sie enthalten einen völlig neuen Stil, der noch heute nicht gebührend geschätzt und selbst von Brahms nicht folgerichtig durchgeführt wird — ein Gespräch zwischen vier Geisterstimmen. Es läßt sich förmlich sehen, wenn man in die Partitur blickt. Robert Schumann bemerkt: „Überdies, scheint mir, hat jeder Komponist seine eigentümlichen Notengestaltungen für das Auge: Beethoven sieht anders aus auf dem Papier als Mozart, etwa wie Jean Paulsche Prosa anders als Goethesche.“ In diesem Sinne giebt sich bereits der zukünftige Kammermusikstil dem Lesenden zu erkennen. — Innerhalb der Klavierlitteratur darf man ohne Scheu dem unruhigen, nervösen Chopin eine neue Blüte prophezeien. Es ist ebenso begreiflich wie bezeichnend, daß Przybyszewski für seine „Totenmesse“ Chopins Fis-moll-Polonaise zum Motto genommen hat: die Enharmonik Chopins spiegelt das Streben ins unendlich Weite, seine Chromatik das Streben ins unendlich Kleine. Von den Lebenden bezeichnen Sinding, Schytte und Cui drei Nuancen modernen Empfindens, soweit es auf dem Flügel zum Ausdruck gelangt. — Was den besten Tonstücken für die verschiedenen Soloinstrumente gemeinsam ist, läßt sich ungefähr so zusammenfassen: die Selbstverständlichkeit der Technik und dienende Stelle der Virtuosität, die Gleichberechtigung des Orchesterpartes und drittens die peinlichste Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten des Instrumentes. Eine Posaune ist nun einmal keine Flöte, und die einst beliebten Übertragungen von einem Instrument auf das andere sprechen jedem künstlerischen Gefühle Hohn. Daß dem Kreis der Soloinstrumente seine frühere Ausdehnung wiedergegeben werde — wofür die Klarinettensonaten von Brahms als Vorbild dienen können —, ist eine Forderung, die sich dem Sinne der Zeitgenossen immer energischer aufdrängt.

Doch wer vermöchte eine solche Aufzählung je zu Ende zu führen? Von neuem überwältigt uns die Fülle der Erscheinungen und ermahnt uns, die Demütigungen der Unvollständigkeit und des Irrtums geduldig auf uns zu nehmen.

4. Die neuen Ideale im Zusammenhang des Geisteslebens.

Die Maler lieben es, die Musen nicht einzeln, sondern in schön verschlungener Gruppe darzustellen. In der Gegenwart sind die Musen näher aneinander gedrängt als je zuvor, in der Mitte Euterpe, um die

sich Schwesterarme von allen Seiten schlingen.

Eine schönheittrunkene Umformung ins Musikalische ersehnt der Zeitgeist. Wir erinnern uns, daß Richard Wagner das Ewig-Weibliche als den Geist der Musik deutete, „der aus des Dichters tiefstem Bewußtsein sich emporschwang, nun über ihm schwebt und ihn den Weg der Erlösung geleitet.“ Das Wort des Dichters schmiegt sich diesem Verlangen am innigsten an: es bedarf nicht eines so hohen Verdichtungsgrades der Ideen wie die bildende Kunst. Wenn Nietzsche von den Dichtern ruft: „Was wußten sie bisher von der Inbrunst der Töne?“ so gilt das von allen denen, die der äußerlichen Physiognomie des Zeitalters nachgejagt sind, nicht aber von den Neuesten, diesen Lyrikern unter jeglicher Maske. Ihnen steht das Umschleierte höher als das beleidigend Klare, Hinfälligkeit höher als rohe Gesundheit, weibliche Feinfühligkeit höher als männliches Dreinschlagen. Sie könnten sich für ihren oft passiven und verweibten Seelenzustand auf eine Strophe Goethes berufen:

Mein Blick war auf den Himmel hin gerichtet,
Der aus den Augen quoll, den schwarzen, guten.
Da klang's.
Nicht hab ich sie, sie haben mich gedichtet,
Sie mögen sich entschulden oder leiden.

Selbst im Roman stehen Rätsel und Klänge an der Stelle der Thatsachen. Die Sprache wird schlechthin zum Niederschlag der Musik. Ein schwerer Irrtum: denn jede Sprache hat bekannte Dinge in Vorstellungsformen auszudrücken, die Musik aber Eindrücke von etwas Unbekanntem und Ungreifbarem zu geben. Die Schauspielkunst neigt dem gleichen Ideale zu. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, den Zusammenhang, der zwischen den Faltenwürfen der Klara Ziegler und den Kostümen der Pilotyschule besteht, mit jenem zu vergleichen, der zwischen Sarah Bernhardts letzten Triumphen in Legendenspielen und den Malern der Rose + Croix obwaltet.

Vom Musikalischen in der Malerei war bereits die Rede. Um es nochmals in anderer Wendung herauszustellen, wollen wir im Vorübergehen an den neuen Kulturschrecken der Farbenorgel erinnern und nun — was jederzeit lehrreich ist — das moderne Urteil über ältere Richtungen der Malkunst uns vergegenwärtigen. Goethe gestand dem majestätischen Schwung und dem Liebreiz Raphaels den Preis zu; die Jetzigen meinen, er sei allzu abhängig von der Antike und nicht frei von Posen. Die Bologneser und die späteren Holländer werden für unseren Geschmack von Velasquez und der „Nachteule“ Rembrandt übertroffen, dem Quattrocento und den Byzantinern bringen wir eine Verehrung entgegen, die bis zur dekadenten Schwärmerei für Botticelli sich steigert. Schließlich werden wir noch weiter zurückgehen und den Trecentisten, den frühesten Griechen und Ägyptern Weihrauchopfer darbringen, vor allem aber Hellas aus dem kompromittierenden Verhältnis zum Klassicismus befreien und einer romantischen Ehe mit dem Traum- und Rauschgott zuführen. Das Gerede von der „Blütezeit“, einer ganz willkürlich herausgegriffenen einzelnen Epoche, hat uns nicht einmal wirkliches Verständnis für den nackten menschlichen Körper gebracht, den wir erst wieder sehen lernen müssen ohne die Lappen und ohne den seine Einheit zerreißenden Schurz; es hat uns mit den eintönigen drei Normaltypen der Architektur beschenkt und dabei den älteren kraftvollen Dorismus einfach unterschlagen; endlich hat es uns den Sinn für das Ornamentale und Dekorative genommen, das in der Kunstweise der Wallonen und etwa noch bei Marées seine Auferstehung feiert und das in naher Zukunft mit Hilfe symbolischer Fresken sich zu einem anderen „Gesamtkunstwerk“ auswachsen wird. Richard Wagners Ideal, ins Unbewegliche und Lautlose übersetzt, ist der annoch unklar gesehene Zielpunkt. Ihm kann besonders dienen die schnell sich verbreitende Freude an selbständiger symphonischer Behandlung der Farben, die auch der Radierung zu statten kommt und den Blättern von Klinger, wie einstens denen von Goya, das Malerische, die Tönungen giebt.

In Verbindung mit dem durch das Musikalische mitbedingten aristokratisch-künstlerischen Charakter entwickelt sich eine neue Art der Kritik. Da es auf das Wie, nicht auf das Was des Kunstwerkes ankommen soll, will man auch die Kritik in den Händen von Künstlern wissen. Thatsächlich bemühen

sich die vornehmen Berufskritiker jetzt ernstlich, der Absicht des Schaffenden nachzugehen und durch fein nuancierende Sprache selbst die flüchtigsten Wirkungen des Werkes auszudrücken. Das kernige Deutsch Lessings, die latinisierenden Perioden Börnes, die schwungvolle, attributenreiche Prosa Treitschkes, die eigenwillige Knappheit Herman Grimms — sie müssen unterschiedslos einer prismenartig funkelnden und häufig überpfefferten Bildersprache, die den Lexikonsinn der Wörter verschmäht, Platz machen. Ihre ruhigste Gestaltung läßt sich bei Erich Schmidt, ihre glänzendste bei Richard Muther beobachten. Aber selbst die Theaterrecensenten streben in ihren Mitternachtnotizen hoch hinauf, und wenn sie ein Drama unausstehlich finden, so verziehen sie doch sänftiglich den Mund und lispeln in den gewähltesten Ausdrücken. In der Sache ist es zunächst dabei geblieben, daß die Kritiker heute wie ehedem über den beim Menschen häufigsten Fehler der Mittelmäßigkeit am lautesten zetern und über nichts ihr Urteil abgeben können, ehe sie nicht wissen, wer es gemacht hat. Die Berufensten schweigen eben. Von den Redenden urteilen nun einige nach den Dogmen der Vergangenheit oder nach höchst persönlichen Eindrücken. Außer diesen Merkern giebt es moralisierende Kritiker, zumal in theologischen Kreisen, biographische Kritiker im Sinne des Ste. Beuve und analytische Kritiker nach Taines Weise, die den Schriftsteller aus Abstammung und Umgebung und jedes seiner Produkte als den gesetzmäßigen Ausfluß seines Wesens erklären. Die letzte Klasse wird rasch aussterben, da sie im Grunde auf jede Wertschätzung verzichtet und so den Todeskeim in sich trägt. Es ist ja richtig, daß die Gelehrsamkeit nur das Bestehende begreift und höchst selten die Geister vom Buchstaben löst, aber soll sie darum das Richteramt über Gut und Schlecht aufgeben? Dürfen wir nicht mehr gegen Sentenzmachereien oder gegen Wortmusik zu Felde ziehen, weil diese Richtungen Ventile eines bestimmten Zeitbewußtseins sind und die Künstler mit einer Art Notwendigkeit sich so von ihren nervösen Stimmungen befreien? Da ist ein Mann: er fühlt etwas, es thut ihm weh, und flugs komponiert er eine symphonische Dichtung. Ist etwa mit Anerkennung dieser gesetzmäßigen Thatsache die Obliegenheit der Kritik erfüllt?

Wir halten uns indessen bei solchen Überlegungen nicht weiter auf, sondern gehen dazu über, in aller Kürze das Moderne innerhalb der übrigen Lebensgebiete zu bezeichnen und einige Folgerungen zu ziehen.

Der moderne Mensch ist ein Entarteter genannt worden. Körperlich mag die „Entartung“ sich oft genug in Sinnesabstumpfung und sinnlicher Überreiztheit, in Schlaflosigkeit und Unruhe aussprechen. Für den uns interessierenden geistigen Teil besteht nun zweifellos eine Unausgeglichenheit der psychischen Momente, ein Schwanken der Gefühle und Vorstellungen, ein Hin- und Herpendeln zwischen großem Ekel und großer Sehnsucht, zwischen Pessimismus und Pantheismus, zwischen Humanität und Entwickelungslehre. Weil somit vielen unserer Zeitgenossen der archimedische Punkt der Seele fehlt, so sind sie die geborenen und lebenslänglichen Dilettanten: vom einen gehen sie zum anderen, stets gescheit und feinsinnig, doch immer ohne Kraft und Dauer. Wie sie überhaupt den Glauben an irgend etwas Gewisses eingebüßt haben, so vor allem den Glauben an sich selbst. Ihr Leben besteht in einem fortgesetzten Kampf mit sich und dem unsagbar Vielen, was in der Welt der Disharmonien und des Unkünstlerischen ihnen Augenschmerz bereitet. So bleiben sie zum großen Teile kränkliche Treibhauspflanzen, die sich der Sonne entziehen und doch ohne Wärme nicht bestehen können, gleichgewichtlose Menschen, die es eigentlich unanständig finden zu leben und doch krampfhaft ans Leben sich klammern. Nur wenigen gereicht das innerliche Ringen und die gewohnheitmäßige Selbstbeobachtung zum Heile, indem sie dadurch zu eigentümlichen und höchsten Leistungen getrieben werden. Ich nenne absichtlich Namen der Vergangenheit als Beispiele: Kleist, Ludwig, Hebbel, Grillparzer. Der Schwaben-Vischer hat ganz richtig von Hebbel gesagt: „Seine Phantasie ist durch und durch auf das innerlich Verwickelte gerichtet und dem Einfältigen so fremd, daß ein klaffender Bruch zum Vorschein kommen muß, wo er sich in antiken oder mittelalterlichen Formen bewegt.“ Eben

dies mit dem Zusatz, daß ein solcher Mensch zum Hauptziel die Selbstentwickelung hat, bezeichnet schön eine Seite des modernen Wesens; der Widerspruch zwischen Verstand und Instinkt ist ein zweites (übrigens bei Nietzsche fortfallendes) Merkmal; die starke Differenzierung des Ich und die unerhörte Intensität des täglichen Lebens das dritte Charakteristikum. Um der Selbstzerspaltung und Selbstaufreibung zu entrinnen, sorgt man sich vor allem um einen auskömmlichen Beruf und um das Wohlbefinden des Leibes. Das seien wenigstens zwei feste Grundlagen.

Der hier nur flüchtig skizzierte Typus giebt naturgemäß auch der wissenschaftlichen Thätigkeit einige Besonderheiten. Der positivistische Geist, der in den Tagen des Naturalismus herrschte, hatte das Dasein zu einer Rechenknechtsübung und die Wissenschaft zu einem Thatsachenballen herabgewürdigt, hatte von ehernen Gesetzen gewußt, die gleichmäßig in dem Dämmerleben der Pflanze und in den klaren Entscheidungen des Denkers, in dem Verlauf der geschichtlichen Ereignisse und in dem Archipel dichtgedrängter Nebelflecke herrschen. Von dieser Überschätzung des Exakten, die am liebsten den lebendigen Menschen ausgeschaltet hätte, von der Buchweisheit und dem bis zur höchsten Klebrigkeit entwickelten Gedächtnis, besonders aber von der Tyrannei der Naturwissenschaften beginnen wir uns jetzt zu befreien. Immer wenn die Kunst sich der Persönlichkeit verschwört, verläßt auch die Wissenschaft den trüben Dunstkreis der Plattheit. Aber indem wir uns depedantisieren, dürfen wir die Lehren der jüngsten Vergangenheit nicht vergessen, nicht nach Traumgebilden haschen und den Boden der Wirklichkeit verlassen. Der Spiritismus hatte mit den Mitteln der Naturwissenschaft die persönliche Unsterblichkeit ad oculos beweisen wollen; an seine Stelle tritt jetzt die Theosophie, die den ganzen experimentellen Kram abstreift und die Induktion auf den Thron erhebt.* Diese Wandlung dürfte dem etwa vorhandenen realen Kern nicht nützen. In der Geschichtwissenschaft muß man sich wiederum vor überfliegenden Konstruktionen und Schlosserschen Idealen hüten, andererseits von dem Regestenunwesen befreien. Unser Herz hängt heutzutage an denen, die mit künstlerischem Tiefsinn die innersten Gründe der restlos erkundeten Ereignisse darzustellen wissen. Und wie wir im Gemälde namentlich die accessorischen Eigenschaften der Gegenstände: den Sammet der Frucht oder die feuchte Kälte des Steines, zu sehen wünschen, so lieben wir die Historiker, die mit kennzeichnendem Detail die eigentümliche Atmosphäre von Zeiten oder Menschen wiederzugeben vermögen. Die Philosophie ist des feinen skeptischen Lächelns müde geworden und nähert sich einer Denkweise, die an Ideale als an die höchsten Lebensmächte glaubt und sich in den Dienst des gesamten Kulturlebens stellt. Von ihren einstigen Disciplinen macht eine nach der anderen sich selbständig. Aber damit nicht genug: die so aus der Gebundenheit befreiten Einzelwissenschaften sträuben sich auch entschieden gegen jeden Übergriff des naturwissenschaftlichen Verfahrens in ihren Kreis. Während man vor zwanzig Jahren sich für eine Ästhetik begeisterte, die man nach dem Muster der Präcisionsmechanik eine „Präcisionsästhetik“ nennen könnte, während es dann von physiologischen Psychologien, biologischen Ethiken, induktiven Logiken förmlich wimmelte, beginnt man jetzt eben, dergleichen als einen Fehlgriff zu empfinden und die Geisteswissenschaften ganz auf sich selbst zu stellen. Neuerdings ist Wilhelm Dilthey so weit gegangen, das Programm einer Psychologie zu entwerfen, die auf die Konstruktion der Seelenerscheinungen aus der Verbindung analytischer Befunde mit Hypothesen verzichtet und sich mit Beschreibung und Zergliederung begnügt. Indessen: ebensowenig wie die Dichter ein Recht haben, sich Psychologen zu nennen, wenn sie von den Heimlichkeiten ihrer eigenen Seele reden, ebensowenig läßt sich eine solche Schilderung des psychischen Zusammenhanges als **Wissenschaft** bezeichnen. Was Dilthey mit kühnem

* Es ist auffallend, daß die ersten großen, aus deutschem Blut entsprossenen Vertreter des Spiritismus und des Mysticismus, Friedrich Zöllner und Richard Wagner, auch die ersten sind, die mit völliger Klarheit die Lehren des Antisemitismus ausgesprochen haben. Ob zwischen dem germanischen Hang zum Übersinnlichen und der instinktiven Abneigung gegen jüdisches Wesen ein Zusammenhang besteht?

Wurfe uns vor Augen stellt, ist künstlerische Psychologie mit der Möglichkeit geschichtlicher Verifikation, also wahrhaftige Psychologie von allgemeiner Gültigkeit im Gegensatze zu den individuellen Selbstzergliederungen der Schriftsteller, aber doch keine wissenschaftliche Psychologie.

Aus dem Geiste der Zeit heraus hat, gleichfalls vor kurzem, Wilhelm Windelband den Gesetze suchenden Naturwissenschaften die das einzelne beschreibenden Ereigniswissenschaften entgegengestellt. Wahrscheinlich geschah das weniger deshalb, um eine neue Einteilung der Wissenschaften zu entwerfen, als um zwei Ziele der Erkenntnis und zwei Arten der Auffassung zur Klarheit zu bringen. Doch müssen wir freilich bezweifeln, ob irgendwo in der Wissenschaft ein Gebilde in seiner ganzen individuellen Ausprägung dargestellt und der generelle Charakter der Beschreibung verlassen werden kann. Es kommt uns hier auch nicht darauf an, wie Windelband das Grundverhältnis von Typus und Individuation zu methodologischen Folgerungen sich zurechtlegt, sondern auf die darin ausgesprochene Abwendung von naturwissenschaftlicher Einseitigkeit. Hierfür nun strömen die Beispiele von allen Seiten herzu. Ein berühmter Mediziner sucht gegenwärtig den Vitalismus aufzufrischen und vom Geist des Weltganzen aus zum Verständnis des Kleinsten herabzusteigen; ein hervorragender Chemiker wünscht den herrschenden Mechanismus durch eine Energetik zu ersetzen. Ihnen erscheint die intellektualisierende und mechanisierende Richtung wie ein verbrauchtes Hilfsmittel, dessen Weltzeit jetzt abgelaufen ist. Aber was so auf der Seite der Wissenschaften weggeworfen wird, feiert auf der Seite des praktischen Lebens anscheinend seine Auferstehung: ist ja die Socialdemokratie eine bloß vom Verstande geleitete Schablonisierung der Menschheit. Der Irrtum liegt nahe. Allein die Kraft der Socialdemokratie wurzelt anderwärts: in dem fruchtbaren Erdreich Hegelscher Gedanken, in dem unchristlichen und unmenschlichen Gegensatz der Klassen, in der durch das Fallen der Grundrente entstandenen Tendenzengruppe und in der namenlosen Gleichgültigkeit, mit der man bisher über ringende Not hinwegschritt. Mit dieser Gedankenmasse nimmt augenblicklich eine andere den Kampf auf, die der naturwissenschaftlichen Rüstkammer Darwins und der künstlerischen Werkstätte Nietzsches ihre besten Waffen verdankt. Die Entwickelungslehre sieht das Ideal in der Züchtung eines tüchtigen Menschenschlages, muß also den humanen und demokratischen Ansichten gegenüber auf Wegräumung der „Vielzuvielen" bestehen; und hiermit trifft Nietzsches Kampf gegen die Wehleidigkeit der Sklavenmoral zusammen, ein Kampf, dessen Sturmeswehen bereits bei Fichte zu spüren ist. Das Ergebnis muß eine die Socialdemokratie gründlich verändernde Einsicht sein, nämlich die Erkenntnis, daß Ständebildung unvermeidlich und die Hebung der Arbeiterlage nur durch Bevorzugung der Tüchtigsten möglich ist.

Wenn so tiefgreifende Wandlungen sich im Zeitbewußtsein vollziehen, nimmt auch das moralische Fühlen daran teil. Wir achten jetzt nach dem Vorbilde der modernen Kunst mehr als früher auf die zarten Abtönungen der ethischen Gesinnung und nähern uns langsam einem Ziele, das unsere Litteratur teilweise schon vorweg genommen hat. Die größten Träger einstiger Sittlichkeit litten unter der Beschränktheit des Löwen, der das Spiel und die Unbezähmbarkeit des Schmetterlings nicht begreift; denn sie wußten nichts von Eigenart und Weltfreudigkeit. Eben deshalb hätten sie die Frauenbewegung nicht begriffen, die nach vielen Wirrungen darin enden wird, dem Weib das Recht zu verschaffen, Einzelmensch und Weib zu sein, und sie hätten nicht wie wir sehen können, daß gerade mittels der Darstellung des Weibes die alte Kunst sich mit der neuen verknüpfen mußte. Die Zeitdisposition ähnelt durch solchen Individualismus der Kultur der Renaissance, unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß die Verflechtung des einzelnen mit der Gesellschaft, die Bindung des Augenblickes an die Vergangenheit unverlierbare Festigkeit erhalten hat, und andererseits die Fähigkeit, im Nu zu leben, uns abhanden gekommen ist. Auch erwarten wir unsere Wiedergeburt vom Gemüte. Inmitten des rastlosen Fortschreitens und der fortreißenden Geschäftigkeiten lechzen wir nach der Sabbathstille des Herzens. Von Zeit zu Zeit hegen wir tiefe, sich selbst

genießende Traurigkeit. Dann fühlen wir Gott. Aber die Nerven zittern zu stark, als daß sie thatkräftigen Glauben verstatten könnten. Buddhismus, Theosophie und Katholicismus geben uns die ersehnten Regungen, und der Weg nach Rom ist der kürzeste.

Bei dem centrifugalen Charakter der Gegenwart wird ein Kennwort schwer zu finden und noch schwerer festzustellen sein, wie wir aus so verworrenen Verhältnissen herauskommen können. Für das erste fehlt uns Mitlebenden die perspektivisch richtige Entfernung, für das zweite die Gabe untrüglicher Voraussagung. Immerhin ist zunächst ganz sicher, daß die herrschende Denkweise, die fast wie ein Bestandteil der menschlichen Natur aussieht, geschichtlich entstanden, begrenzt und vergänglich ist. Wie vorher der Idealismus der deutschen Philosophie, so gilt jetzt sein Gegenteil für eine ewige Wahrheit. Die Diesseitigkeit wird zur Losung, und zwar entweder als Beschränkung auf das gegebene Objekt oder auf das gegebene Subjekt.* Weil der frühere Idealismus die Not des Einzeldaseins und den schrillen Mißton im Weltganzen vornehm beiseite ließ, weil er alles auf die Vernunft stellte und eine verflachende Universalkultur anstrebte, deshalb erscheint uns nun jede Anerkennung einer allgemeinen Geistigkeit als Verirrung. Aber, wie Rudolf Eucken sagt, „die Wendung zur Innerlichkeit kann nur erreichen, was sie will, wenn mit ihr eine neue Art des Seins aufsteigt, eine Umkehrung des Lebens gegenüber der bloßen Gegebenheit erfolgt.“ Leben heißt nicht: Beziehungen zwischen der Außenwelt und dem Ich, von Mensch zu Mensch herstellen, Leben ist nicht die Entfaltung der Persönlichkeit, das „Sich-ausleben“; der Sinn des Lebens liegt vielmehr in dem Verhältnis des Individuums zu der in seinem Wesen gegenwärtigen Geisteswelt. Die Naturgesetze und der Staat sind solche geistigen (somit thätigen und relativen) Größen, die nur wirklich erlebt zu werden brauchen, um uns über den beschränkten Objektivismus und Subjektivismus hinwegzuhelfen. Diese beweglichen Werte, zu denen übrigens keine Erscheinung in einem Vorzugsverhältnis steht, haben wechselnde Vertönungen, je nach den sie tragenden Individualitäten; aber Wasser bleibt Wasser, mag es auch von den Erdschichten, die es durchsickert, ein Besonderes in Farbe und Geschmack annehmen. Das Reich der Geistigkeit wölbt sich über dieser armen Erde der Dinge und Einzelmenschen wie ein alles überdeckender Himmel, und in ihm löst sich der Zwiespalt der Werte und Gestalten. Es ist nicht wahr, daß die Ansprüche des Gemütes von den Forderungen des Verstandes durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt werden — enthält doch bereits die elementare Thätigkeit des Denkens, das Urteilen, in jedem einzigen Akte eine Anerkennung oder Verwerfung! Und nun kommt alles darauf an, diese in uns angelegte höhere Einheit in gewissen Grundsätzen der Lebensführung zum Ausdruck zu bringen, um die ungeheure Erschütterung der Gegenwart mit geringen Opfern zu überwinden. Daß es nicht bewußt, durch einen guten Vorsatz geschehen kann, muß leider dem Mustermenschen der Gegenwart mit seiner unausstehlichen Gewissenhaftigkeit ausdrücklich gesagt werden; daß keine unmittelbare Arbeit verlangt wird, bei der doch schließlich immer das Fertigwerden und die gemeine Freude einer meßbaren Selbstbereicherung die Hauptsache bleiben, verdient vielleicht auch noch Erwähnung.

Welchen Anteil kann die Kunst daran nehmen, und welche zukünftige Gestaltung ist ihr zu wünschen? Der Versuch einer Antwort muß davon ausgehen, daß die Kunst überhaupt etwas vermag. Die sociale Funktion der Kunst ist seit Schiller leider kaum einer Prüfung unterzogen worden,* und unser Zusammenhang erlaubt bloß Andeutungen. Unbedenklich aber kann angenommen werden, daß in einer allgemeinen gesellschaftlichen Lage, die bestimmte Anpassungen, Bedürfnisse und Gefühle zur Folge hat, sich ein Ideal des Menschen bildet und in der Kunst ausspricht. Dieses künstlerische Ideal enthält mehr vom Inhalt des Lebens als

* Vieles Schöne darüber findet man in den neueren Werken Rudolf Euckens. Seinen Spuren folgen die Auseinandersetzungen dieses Absatzes.

* Das soeben erschienene Werk von Tarde: La logique sociale, das die angegebene Lücke teilweise ausfüllt, enthält in starker und erfreulicher Übereinstimmung Ansichten, die ich seit langem in Vorlesungen vertrete.

jedes andere gleichzeitige Gebilde. Es vermag deshalb die Gefühle der Mitlebenden zu socialisieren, ohne daß etwas bewiesen oder eine That angeregt würde. Die weiße Magie der Kunst schafft eine Gemeinschaft seltenster Art. Unser Verständnis menschlicher Zustände verdanken wir den großen Dichtern, unsere Gefühle beim Sonnenuntergang den Malern, unser Urteil über die Anmut den Bildhauern, unsere Freude am Meeresrauschen den Musikern, unsere Vorstellungen von Haltung und Sprache den Schauspielern. Alle ästhetischen Sympathien (und alle moralischen Antipathien) sind uns von Vergangenheit und Umgebung eingeflüstert. Meine Netzhaut und mein Trommelfell sind von Generationen schaffender Künstler hergestellt.

Die so in der Kunst gesammelte Wirklichkeit ist nun umgekehrt auch der einzige Stoff, der zur Verfügung steht. In alle Ewigkeit hinein wird die Schönheit das Opfer der Wahrheit verschmähen, das ihr so häufig angeboten wurde. Selbst das überfliegendste Kunstwerk setzt sich aus Lebensbestandteilen zusammen, und die zunehmende Schwierigkeit künstlerischer Gestaltungen beruht teilweise auf dem Anwachsen der gefühlsarmen Momente in unserem Gesamtleben. Der Naturalismus hat recht mit dem Hinweis auf das Thatsächliche, auch damit, daß es nichts giebt, was nicht eine glückliche Stunde des Dichters sangbar machen könnte; aber ebenso unantastbar ist des Symbolismus Überschreitung der Realität und die von ihm ausgegangene Neubelebung der Form. Der Fehler des dichterischen Analogismus: die Sucht, Worte wie Noten und Druckerschwärze wie Farbe zu gebrauchen, droht die Grenzen der Einzelkünste zu zerstören und dadurch die Wirksamkeit der Kunst zu schädigen. Als ob der Dichter zum Reporter würde, wenn er auf die Klangspielereien verzichtete! Des ferneren können die beiden Arten eines Gesamtkunstwerkes, die tönende und die lautlose, sich in der Zukunft noch weiter auswachsen, ohne die Einzelkünste in ihrer scharfen Sonderung überflüssig zu machen. In dieser Sonderung, d. h. in der Rücksicht auf Eigenart des künstlerischen Materials, werden wir fortschreiten dürfen: Bronze ist anders als Porzellan, Radierstahl anders als Farbenpinsel, Geige anders als Klavier zu behandeln. Während so dem Zug auf Zusammenfassung ein Gegenzug auf Singularität ersteht, gewinnt zugleich die Einteilung der Künste einen neuen Inhalt. Man hat zwischen Künsten unterschieden, welche die Natur „nachahmen“, und anderen, die der Natur gegenüber „frei“ seien. Aber die „nachahmende“ Dichtung, Plastik, Malerei sind viel lockerer an die Natur gebunden als die „freien“ Künste (Architektur und Musik) an die Überlieferung. Kein Baumeister oder Tonsetzer darf dermaßen mit der Tradition brechen, wie Poeten und Maler von Zeit zu Zeit es wagen; da die Natur arm ist sowohl an geraden Linien als auch an rhythmisierten und harmonisierten Klängen, so sind die einmal erfundenen Formen und Typen um so geheiligter. Jeder Künstler ist gebunden — nur seinem Ausdrucksmittel gemäß entweder mehr an die Welt oder an die Vergangenheit.

Die Neigung im Menschen ist groß, solche wesenhaften Unterschiede zu gunsten eines verschwommenen Einheitgedankens zu verwischen. So schwärmt man neuerdings von einer Verschmelzung des Naturalismus und Neu-Idealismus. Die beiden Strömungen, deren eine der Naturanschauung, deren andere der Phantasie entquillt, sollen in ein gemeinsames Flußbett gelenkt, oder sagen wir mit einem Beispiel: Menzel und Böcklin sollen vereinigt werden. Obwohl die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens bereits deutlich geworden sein dürfte, verweisen wir doch nochmals auf die entsprechende Unmöglichkeit, Demokratie und Aristokratie zusammenzubringen. Ganz allgemein besteht das Bedürfnis, in künstlerischer Form etwas mitgeteilt zu erhalten, aber nur wenigen ist die Sehnsucht verliehen, den Duft einer Persönlichkeit zu genießen. Das große Publikum läßt sich lieber von Allers etwas über Bismarck erzählen, als daß es der Tiefe Lenbachscher Bildnisse nachspürt. Wenn der kleine Mann über das Seegrassofa Ölfarbendrucke hängt, oder wenn er Gassenhauer pfeift und Kriminalromane liest, wenn in gut-bürgerlichen Häusern die allerschlechteste Musik gehätschelt und der blutärmste Modeschriftsteller vergöttert wird, so liegen unterästhetische oder halb lehrhafte Interessen zu

Grunde. Diese Interessen jedoch sind unentbehrlich und in der Überzahl. Der Künstler kann und soll sie befriedigen, indem er die Wände mit Fresken bedeckt, den Klängen Texte unterlegt und den Worten Ereignisse anvertraut. Nennen wir das die Niederpraxis der Kunst oder kurz: die Niederkunst. Die höchste Stufe in der Niederkunst wird dann erreicht, wenn in dem Kunstwerk die gemeinsame Not eines Volkes sich wiederspiegelt, das zeitgenössische Leben mächtig aufgefaßt und über die kleinen Sorgen des Ich hinausgehoben ist. Ein völlig freier Zustand des Nachbildens entsteht hier noch nicht; denn das uns angeprügelte Bedürfnis, etwas zu erfahren, steht im Vordergrund. Ein solches durchschnittliches Kunstbedürfnis ist Gier nach flüchtigem Wissen: es ist in mittlerer Lage derselbe Wissensdrang, der uns zur Zeitung greifen und astronomische Entdeckungen machen läßt.

Über diese ersten Hügel hinaus gelangt nur eine Minderheit auf den Gipfel. Wer von den Vorfahren den Sinn ererbt und ihn unablässig geübt hat, der entflieht gelegentlich der Gleichmacherei und gelangt zur Hochkunst. Die Hochpraxis der Kunst ist selbst dem Begnadeten nur in Weihestunden zugänglich, dem Durchschnitt ein Gegenstand dumpfen Fühlens. Die Hochkunst ergreift, aber sie interessiert nicht. Sie fördert das Leben durch ihre Unabhängigkeit von den gemeinen Lebensbedürfnissen. Keine Doktrin kommt gegen sie auf. Sie stellt die Persönlichkeit über die Geschichtlichkeit, sie begreift die allseitige Bedingtheit des Menschen aus seinem Innenleben, sie kennt den Schmerz des Daseins und verleiht Kraft zur Überwindung. Sie weiß, daß Entbehrung, Krankheit, Tod nichts bedeuten gegenüber den Strafen, die in der Tiefe der Seele liegen. Sie ist das Pfingstwehen des heiligen Geistes.

Es ist uns versagt, auf dieser sonnigen Höhe betrachtend zu verweilen. Leicht ließe sich zeigen, daß erst mit der Hochpraxis die sociale Funktion der Kunst sich vollendet. Wichtiger indes für den Zusammenhang unseres Geisteslebens ist der Einblick in einen Mangel, der beiden Stufen gegenwärtig anhaftet. Unsere Kunst entbehrt der Männlichkeit. Aus dem berechtigten Streben nach Feinheit des Empfindens und Seelendiagnosen ist ein widriger Feminismus entstanden, und doch könnte auch die Selbstbeobachtung zu einem Mittel überlegener Lebensführung werden und uns Lebenslust statt Lebensangst einflößen. Wir sollten von Nietzsche und Zola lernen: dieser demokratisch männlich, jener aristokratisch männlich. Der wahre, der handelnde Mensch ist ja noch immer im Manne verkörpert. Die Kämpfe der Geschichte werden nicht durch Klüglinge, sondern durch Träger des Machtwillens entschieden. Wenn so überall auf Praxis gedrungen würde, dann möchte auch ein Fehler verschwinden, der in den Durchschnittserzeugnissen unserer Kunst zu spüren ist: das ist der Verzicht auf nationalen Charakter. Ranke hat als Zeichen dieses Jahrhunderts die Nationalität vorausgesagt. In der That treten die Eigenheiten der Völker heute auffälliger hervor als jemals, und die Franzosen verdanken ihre Führerrolle in ästhetischen Dingen nicht nur dem Talente, einem neuen Stoff die anziehendste Form zu geben, sondern auch der bewußten Ausprägung ihres Volktums. Hiermit begegnet sich ein anderes. Je rücksichtsloser der moderne Künstler seinem Temperamente folgt, desto sicherer verhilft er der ihn bedingenden Rasse zum Siege. Diese Rasse aber bedeutet auch für die Kunst ein Wesentliches, denn es bestehen nationale Unterschiede der Lebendigkeit und des Sinnes, in dem die Kunst betrieben wird: wir Deutsche dürfen uns rühmen, an Reinheit der Gesinnung von keinem fremden Lande übertroffen zu werden. So wagen wir doch endlich Individuen und Deutsche zu sein!

Der weise Sokrates hat erstmals geahnt, daß die Grundbeziehung in allem Leben das Verhältnis des Allgemeinen zum Einzelnen ist. Das Kunstgefühl der Gegenwart zieht sich auf diesen Punkt zusammen. Wenn unser Versuch geglückt sein sollte, so überblickt der Leser das Vorhandene und sieht den Schleier der Zukunft wallen.





Andreas Schlüter.

Von

Oskar Bie.

I.

Schlüter gehört unter die großen populären Künstler, von denen man so viel spricht, daß man ganz vergißt, wie wenig man sie persönlich kennt. Er zählt unter die fascinierenden Namen, die wie Götter hinter ihren Epochen schweben, von allen genannt und gerühmt, auch gefürchtet, aber unnahbar in ihrer Menschlichkeit, undeutlich in ihren irdischen Konturen. Seine Wirkung reicht hinein in seine Epoche, wie die Hand des großen Friedrich in das Gewebe der Minna von Barnhelm — aber man sieht nur diese wirkende Hand, er selbst bleibt den Blicken verborgen. Wäre unsere Zeit nicht so entsetzlich kritisch, vielleicht wäre ihr Schlüter, der vor zweihundert Jahren lebte, schon ein mystisches Wesen, dessen Existenz man gar bezweifelt, wie die Existenz eines leibhaftigen Homer, der die ersten abendländischen Epen dichtete, oder eines leibhaftigen Shakespeare, der die größten Dramen der Welt schuf, oder eines leibhaftigen Hucbald, der die Polyphonie der Musik erfand, bezweifelt wird. Überhaupt ein Baumeister! Seit wie lange rangiert der Baumeister unter die Künstler, deren Namen man sich merkt, nicht mehr unter die Beamten, deren Namen man vergißt? Seit die Architektur als eine Kunst erkannt wird, würdig ihrer Schwesterkünste, seit sie in den Rahmen ästhetischer Betrachtungen aufgenommen wird — man hat sich erst sehr spät dazu entschlossen. Bis dahin gab es höhere und niedere Maurer, und man hatte wenig Bedürfnis, das Göttliche in dem höheren Maurermeister zu suchen, der womöglich nicht einmal hoffähig war. Die Besten der Baumeister waren oft aalglatte Hofleute, die mehr die Rolle von Kunstintendanten als Künstlern spielten. Baumeister, die bloß Baumeister waren, gehörten überhaupt zu den Seltenheiten.

Auch Schlüter war nicht bloß Baumeister. Und gerade wenn man unsere Kenntnis seiner plastischen Werke mit derjenigen seiner architektonischen Werke vergleicht, sieht man so recht den Unterschied, den das Gedächtnis der Nachwelt seinen verschiedenen Schöpfungen gegenüber festhielt. Im Plastiker verstand man mehr den Künstler: darum ist über die zwei größeren plastischen Arbeiten Schlüters, den Großen Kurfürsten und den Friedrich III., eine Kontroverse nie entstanden. Im Baumeister aber schätzte man die Persönlichkeit weniger und achtete darum weniger auf Feststellung der Grenzen seiner wirklichen Thätigkeit. Was mit eidessicherer Bestimmtheit dem Baumeister Schlüter zugeschrieben werden kann, sind drei oder vier Häuser. Im allgemeinen wissen wir, daß er am Zeughaus, am Schloß zu Berlin gearbeitet hat — daß aber die Schlußsteine des Zeughauses als Kriegermasken oder der innere Hof und Portal I und V des Schlosses von ihm stammen, ist wieder erst das Resultat einer Kombination. Wenn wir nur diejenigen Schlüterschen Werke, die durch gleichzeitige Urkunden als solche bestätigt werden, nennen sollten, so würde das so kläglich ausfallen, daß man doch wieder

zu Kombinationen flüchten würde. Freilich muß gesagt werden, daß trotz vielfacher neuerer Forschungen das Urkundenmaterial über Schlüter sicher bisher nicht erschöpfend ans Tageslicht gezogen wurde und daß uns viele Bestätigungen heutiger Untersuchungen noch bevorstehen. Mit der Filigranarbeit dieser Untersuchungen meine Leser bekannt zu machen, liegt mir fern. Ich kann nur das Bild Schlüters geben, wie es sich den modernen Augen darstellt, und dabei darauf hinweisen, daß dies Bild eben kein absolutes sei, sondern, wie alle ähnlichen wechselnden Erscheinungen, zu einem Teile auch Spiegelbild unserer Zeit ist. Das Porträt Schlüters ist uns nirgends erhalten und völlig unbekannt* — so denkt sich auch jede Periode, da der absolute für immer verloren gegangen ist, *ihren* Schlüter.



Phantasiestatue Schlüters von Prof. Wiese in Hanau. Für das Berliner Alte Museum bestimmt.

Es ist interessant, unter diesem Gesichtspunkt die Behandlung Schlüters zu betrachten. In der zeitgenössischen Litteratur steht der Mann durchaus nicht in gutem Ruf. Wenn man von offizielleren Schreiben absieht und einigen weniger wichtigen neutralen Äußerungen, so ist das bittere Urteil, welches in der Zeitschrift Theatrum Europæum über ihn gefällt wird, nicht zu verschmerzen. Diese Zeitschrift gab der Schwiegervater des Baumeisters Eosander heraus, der der grimmigste Feind Schlüters war und gegen ihn intriguiert zu haben scheint. Was müssen wir da lesen! Kurz zuvor war dem Schlüter das Unglück passiert, daß ihm der Münzturm am Berliner Schlosse einstürzte, wovon wir unten noch zu reden haben, und da heißt es nun, daß er von Profession ein guter Bildhauer sei „und dabey saubere perspektivische Risse zeichnete, über dem aber gar im geringsten nichts von der Mathesi verstunde, welches, um einen Bau zu führen, doch unumgänglich ist“. Aber auch Schlüter, der Ornamentiker, wird beschimpft, und es heißt: „ein Bildhauer wird ordinair die Gebäude mit Bildhauerey in- und auswendig anfüllen, ein Mahler wiederum alle Wände vollschmieren, sie begreyffen beide nicht, daß von außen die Majestätische Pracht in der Simplicität bestehe, und daß inwendig die Bildhauerey und Mahlerey mit der Architecturæ durch große Moderation müsse untermenget und mit einander vereiniget werden. Und daß bey Ornirung der platfonds man allemahl dahin sehen müsse, daß das Auge eine Ruhe finde, in Anschauung derselben, wozu ein

* Professor Wiese in Hanau arbeitet an einer Phantasiestatue Schlüters für die Vorhalle des Berliner Alten Museums. Er benutzte dabei ein angebliches Porträtrelief Schlüters im Profil, welches der Bildhauer Wredow aus Schadows Nachlaß erhielt. Ein angebliches Ölbildnis bewahrt Frau Geheimerat Hahn, die sich auf Schlüter zurückführt; aber das Kostüm soll für 1712 zu spät sein. Moderne Phantasien sind die Hundriesersche Statue an der Berliner technischen Hochschule, das Bolmstädtsche Bild im Architektenhaus und das Porträt an der Bauakademie zu Berlin. Die Vorlage der vorstehend abgebildeten Schlüterstatue Wieses ist von dem Künstler uns in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden.

solides Urteil und ein sehr guter Gusto gehört."

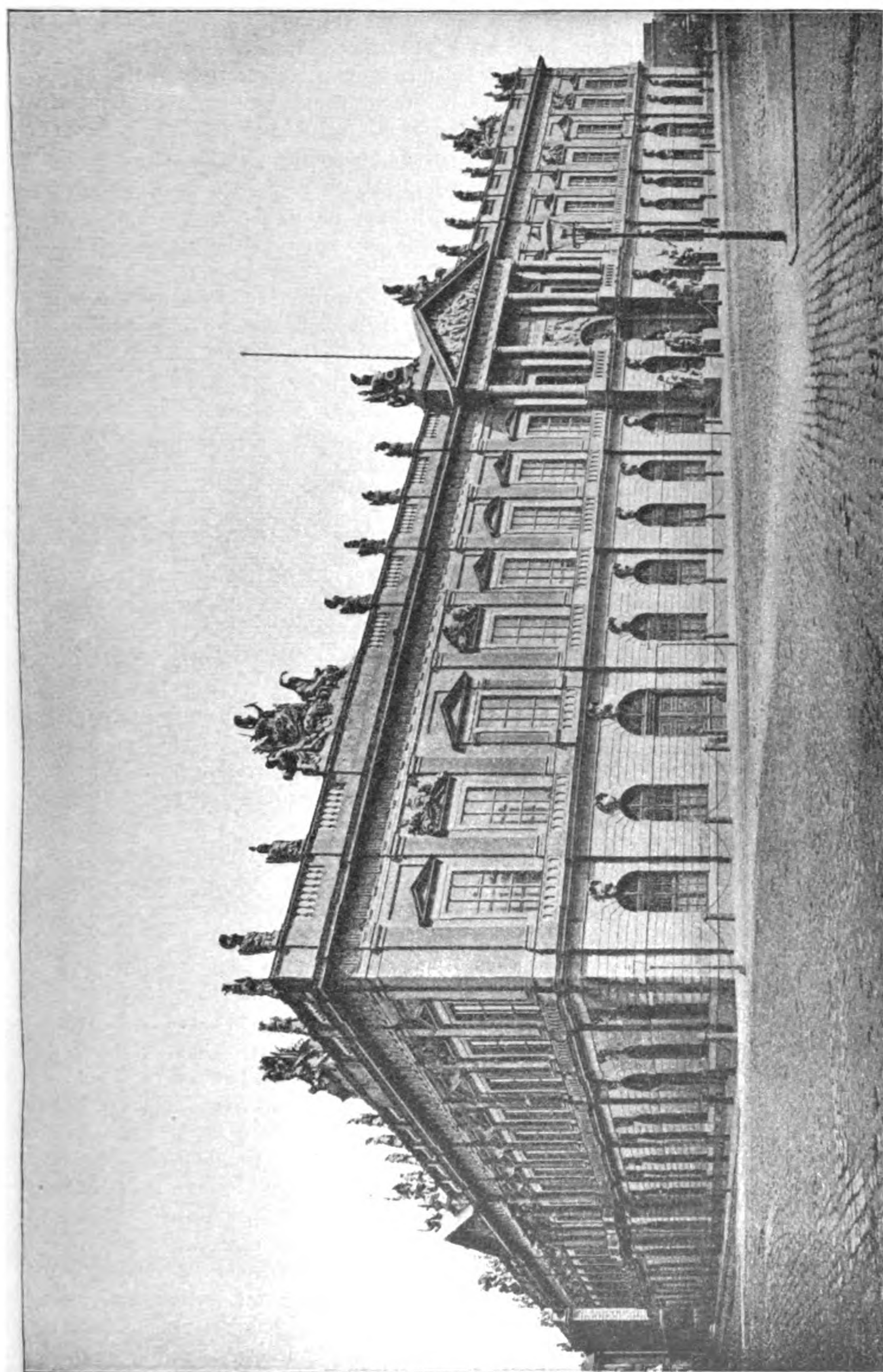


Denkmal König Friedrichs I. in Königsberg.

So sah das Urteil über Schlüter und seine heute hochgebenedeiten Schloßdekorationen aus, von einer Seite, die sein plastisch-deutsches Wesen nicht verstand, weil sie ganz in den Formen romanischen Akademikertums befangen war. Das war wohl nicht nur die vereinzelte Stimme eines Feindes, das war Zeitanschauung, denn das Akademikertum ging seiner großen Epoche entgegen. Man vergaß bald Schlüter, wie man Shakespeare und Rembrandt vergaß. Nach fünfzig Jahren zählte der gelehrte Franzose Patte alle

Reiterdenkmale Europas auf — und vergaß den Großen Kurfürsten Schlüters! In der ersten Auflage des Füßlischen Künstlerlexikons von 1763 stehen neun Zeilen über den Bildhauer Schlüter. Nicolai, der Freund Lessings, der große Aufklärer, war es, der Schlüter wieder entdeckte. In seiner „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" hat er nicht nur bei Gelegenheit der einzelnen Bauten und Bildhauerwerke Schlüters vermeintlichen Anteil in eingehender Weise dargestellt, sondern in dem Lexikon der Künstler unter Friedrich I., das er seinem Buche anfügte, hat er auch die erste Biographie Schlüters geliefert, die in einen gewaltigen Hymnus auf den Meister ausläuft. Auch diese Entdeckung Schlüters war ein Spiegelbild ihrer Zeit. Man begann historischer, kritischer, gerechter zu werden, und es bedeutet eine staunenswerte Gerechtigkeit seitens des so ganz im Klassicismus erzogenen Nicolai, daß er überhaupt für eine so barocke Erscheinung, wie es Schlüter war, Verständnis hatte. Freilich war dieses Verständnis auch einseitig. Nicolai, der Freund des Mannes, welcher die ersten großen Scheidemauern zwischen die Künste baute, verstand den Bildhauer Schlüter nicht, der auch im Architekten steckte, und er verstand den herrlichen Eigenwillen Schlüters nicht, der sich über die Regel hinwegsetzte; darum sucht er Grillen und Fehler und Spielereien und Scherze des erhabenen Genies an ihm zu entschuldigen, die uns heute sehr ernst vorkommen. Er legt sogar dem Schlüter gelegentlich eine moralische Nebenabsicht unter, da er an der Vorderseite des Zeughauses die Pracht des Krieges und Sieges, an der Hofseite aber in den sterbenden Kriegermasken habe anzeigen wollen, daß dies ein Haus des Todes sei — eine Auffassung, die nach dem Muster Nicolais noch bis in die neuesten Zeiten als „moralisch" bezeichnet wurde. So wenig als Nicolai recht hat, wenn er, aus dem Zeitalter eines Nathan des Weisen heraus, dem Schlüter solche Absichten eines Friedensapostels zuschreibt, hat er ihn überhaupt in dem Kern seines Wesens erfaßt und erfassen können. Für diese Köpfe mußte ja alles Barocke, wie Nicolai von einigen Schlüterschen Eigentümlichkeiten sagt, Auswuchs eines allzu reichen Genies sein. Wie konnte im Ernst zu einer Zeit, da man das Schreien des Laokoon in der Plastik aus so und so vielen Gründen für inkorrekt erklärte, die Maskenskulptur und die Malereiarchitektur eines Schlüter als Gipfel der Kunst gepriesen werden? Je länger man darüber nachdenkt, desto mehr wird man zu der Ansicht geführt, daß die Gerechtigkeit, die in der Nicolaischen Wiederentdeckung Schlüters lag, keine innerliche war, wie die Wiederentdeckung Shakespeares, sondern eine vom Verstande diktierte und zwar hauptsächlich vom Verstande des Berliner Lokalpatriotismus.

Nachdem Nicolai den Schlüter als den großen Baumeister des alten Berlin entdeckt hatte, ist ihm dieser Ruf für hundert Jahre geblieben. In dieser ganzen Zeit, bis zu unseren Tagen, war die Auffassung aller künstlerischen Entwickelung eine wesentlich akademische. Man teilte die Geschichte in Blüte und Verfallperioden ein und vertrug sich mit den großen Persönlichkeiten, die da hineingerieten, so gut es gehen wollte. Die Barockepoche erfreute sich keines besonderen Ansehens, man rubrizierte sie unter dem Titel Verfall, und wenn nun in ihrer Mitte ein so großer Mann aufstand wie Schlüter, so hielt man an seiner traditionellen Größe kühlen Herzens fest, sprach vielleicht von einigen Absonderlichkeiten und Irrtümern, die er sich zu schulden kommen ließ, betete aber sonst, besonders bei offiziellen Gelegenheiten, mit einem großen Aufwand von Pathos zu dem Helden, der am Eingange der preußischen Geschichte stand. So hielt ein Baumeister F. Adler, der jetzige weitgeschätzte Geheime Regierungsrat, am 13. März 1862 zum Schinkelfest einen Vortrag über Schlüter, der ganz in solcher Heroenverehrung mit großen Gesten aufging. Man hatte ja indessen den Schinkel erlebt, als Stolz Berlins, nun freute man sich, im Schlüter sein älteres Pendant zu besitzen. In dem feierlichen Tone, der bei derartigen Anlässen üblich ist, wird Schlüter in allen seinen schönen und ersprießlichen Werken als ein Retter seiner Zeit belobigt; ein klassicistischer Baugelehrter schlägt den berühmten Rauchschen Mantel über die barocke Figur Schlüters, um seinen Ruhm einer Epoche zu erhalten,



Das Berliner Zeughaus.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

die seinem Wesen gänzlich fremd sein mußte. Hätte ein junger Architekt damals Schlüters Werke als die seinen beim Schinkelfeste ausgestellt, so wäre der Referent in einer Flut

tadelnder, niederdonnernder Ausdrücke über sie hergefallen. Einen Schlüter hielt der Lokalpatriotismus auf dem Postament, er war nun einmal seit Nicolai der große Mann.

Aber allmählich änderten sich die Zeiten. Auch die Kunstgeschichte wurde psychologischer. Eine Barockepoche einfach mit dem Schlagwort Verfall abzuthun, ging nicht mehr an. Man suchte sie zuerst als Ausdruck ihrer Zeit zu verstehen. Dann begann man sogar die sprudelnde Kraft, die sich in ihr aussprach, zu lieben. Über den Klassicismus hinweg reichte man ihr die Hand, wie einer mißachteten Verwandten, deren Wert man plötzlich wiedererkennt. Es entstanden treffliche Barockpublikationen. Cornelius Gurlitt, der ersten einer unter den psychologischen Kunsthistorikern, schrieb seine dreibändige Barockbaugeschichte, deren erster Teil Italien, zweiter Belgien, Niederlande, Frankreich, England, und dritter Deutschland behandelt. In dem Verlage von Wasmuth, Berlin, erschienen dazu mehrere große Lichtdrucktafelwerke, die unter der Aufsicht Gurlitts die wichtigsten Bauten und die wichtigsten Ornamente der Barockkunst wiedergaben. In diesem Gedankenkreise stieß Gurlitt auch auf Schlüter und schrieb vor wenigen Jahren sein Schlüterbuch, welches eine gänzlich neue Epoche in der Behandlung dieses Künstlers einleitete. Zunächst waren seine Quellen viel tiefer. Einige von ihm selbst gemachte Entdeckungen kamen ihm zu Hilfe, unter anderen das Skizzenbuch des Pitzler, dessen Reysebeschreibung sich handschriftlich in der Bibliothek der technischen Hochschule fand, und das Buch l'Allemagne protestante von Chappuzeau 1671, das für die Berliner Baugeschichte noch unbenutzt war, ferner die Originalpläne im Hauptstaatsarchiv der Königlichen Bibliothek und Pionierbataillons-Bibliothek in Dresden. Vor allem aber kam ihm eine richtigere Stellungnahme zu den alten Broebesschen Stichen zu gute, deren Drucke avant la lettre im Berliner geheimen Staatsarchiv er benutzen konnte. Mit diesem Broebes hat es seine eigene Bewandtnis. Er war in Paris geboren und später als Ingenieur und Bauprofessor unter Friedrich I. in brandenburgische Dienste getreten. Nicolai schildert ihn als einen entsetzlich hämischen und intriganten Menschen. Er habe sich zu allen Bauten hinzugedrängt, habe alle Kollegen angezapft und auf den Stichen berühmter preußischer Gebäude, die er gemacht, absichtlich Zeichnungen und Namen gefälscht, so z. B. auf einer großen projektierten Forumsanlage vor dem Schloß Schlüters Namen ausgekratzt und den seinen als den des Autors hingesetzt. Die Stiche des Broebes wurden später unter dem Titel Vues des Palais et Maisons de Plaisance de S. M. le Roi de Prusse herausgegeben, und auch jenes „erhabene" Forum wurde, nach Nicolais Angaben, bis in unsere Tage als ein Projekt Schlüters angesehen, dessen Autorschaft sich der fürchterliche Broebes hätte aneignen wollen. So blieben die Broebesschen Stiche mit ihren zugeschriebenen Baumeisternamen lange Zeit in Verruf. Gurlitt nimmt sie zuerst wieder gegen Nicolais unbegründete Vorwürfe in Schutz, untersucht die ersten Drucke, vergleicht sie mit dem Thatbestand. Und er scheint recht behalten zu sollen. Durch die vielfachen Umbauten, welche auf Veranlassung unseres jetzigen Kaisers im Berliner Schloß vorgenommen wurden, sind die Broebesschen Stiche mehrfach bestätigt worden, und der Verpönte beginnt wieder in der Achtung seiner Nachfolger zu steigen.

Aber Gurlitts Buch wird nicht allein aus kritischen Gesichtspunkten dem Schlüter gerecht, so daß dem Meister z. B. endlich jener langweilige Entwurf des Schloßforums, der noch Woltmanns Baugeschichte Berlins 1872 als Titelbild ziert, von den Schultern genommen wird, sondern in erster Linie wird jetzt ein menschlicher Standpunkt Schlüter gegenüber gewonnen, den die ganze Periode des Lokalpatriotismus außer acht gelassen hatte. Gurlitts Kenntnisse innerhalb des gesamten Bereiches des Barockstils lassen ihn Schlüter in seiner Zeit, in dem Milieu seiner einzelnen Wirkungskreise, in den Einflüssen der verschiedenen Strömungen verstehen nicht bloß als Individuum, sondern als Produkt — und als Individuum wiederum wird er leichter begriffen, wenn man nicht nach vorgefaßten Meinungen von der notwendigen Trennung der Künste ihn wegen seiner Absonderlichkeiten abkanzelt, sondern



Das Mittelportal des Berliner Zeughauses.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

das Malerische auch in seiner Architektur so künstlerisch und psychologisch versteht, wie es Gurlitt zuerst gethan hat. So gelangt der moderne Historiker zu einem Nicolai genau entgegengesetzten Ziele, obwohl er den kritischen Grundzug mit ihm gemeinsam hat. Er braucht Schlüter nicht zu loben, weil er einen großen Altberliner Künstler nötig hat,

sondern weil er aus dem verwandten Geiste unserer Epoche sein Wesen wahrhaft begreift.

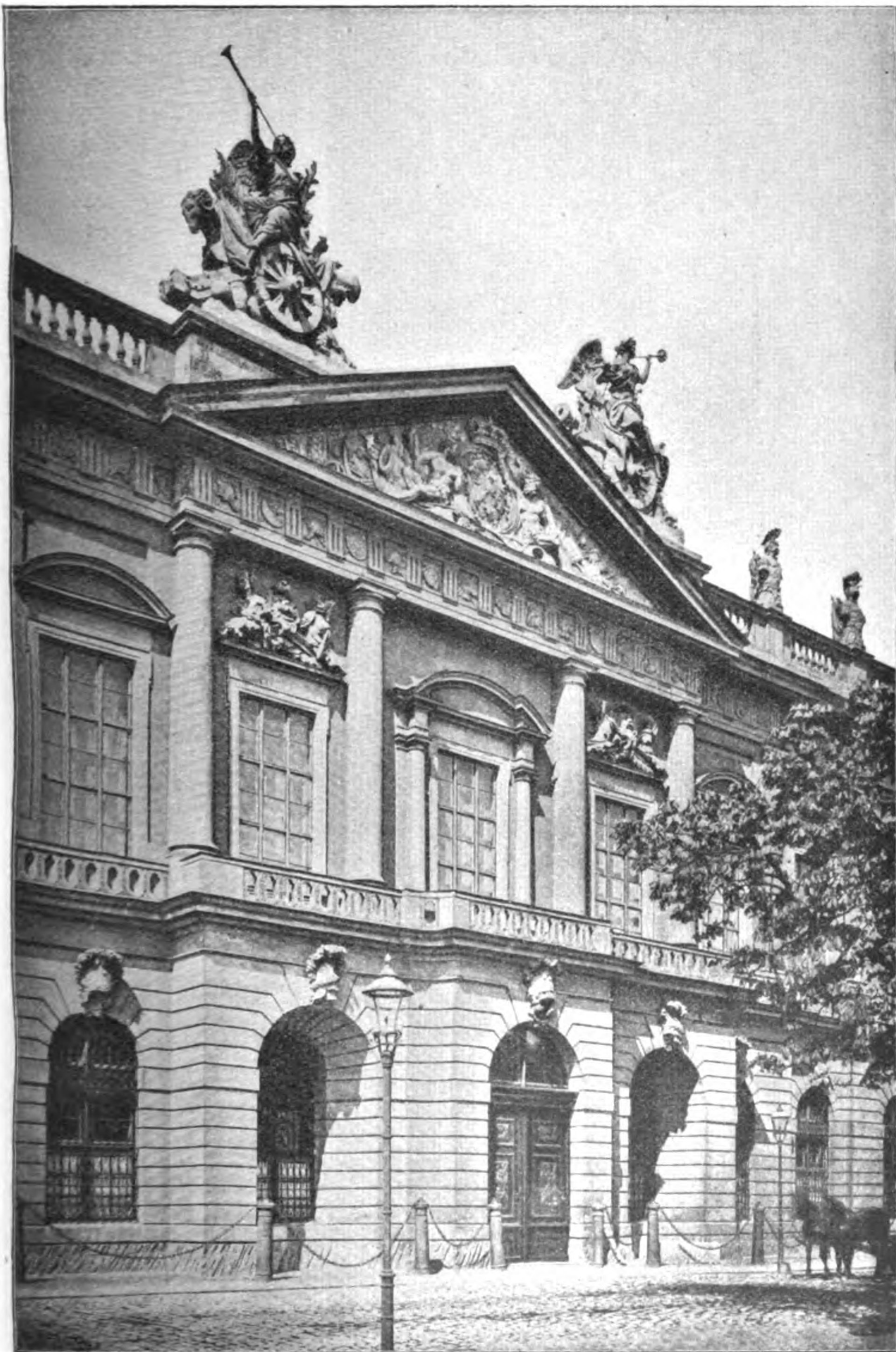
Wie sich nun unserer Zeit der Begriff Schlüter darstellt, nicht mehr und nicht weniger, ist der Inhalt des folgenden.

* *
*

Es giebt so zu sagen zwei Biographien von Schlüter, eine phantastische und populäre, und eine kritische und gelehrte. Die phantastische würde etwa so lauten:

Andreas Schlüter, einer der größten Meister aller Zeiten, wurde in der alten malerischen Hansastadt Hamburg geboren, am 20. Mai 1664. Die künstlerische Bildung wurde ihm schon im Vaterhause nahegelegt, da sein Vater Gerhard ein vielbeschäftigter Bildhauer in Hamburg gewesen ist. Unter Leitung des Altmeisters Sapovius vertiefte sich der begabte junge Mann in die Lehren der Bildhauerkunst und Architektur. In früher Jugend kam er nach Danzig, und es war dort schon viel von seinen Arbeiten die Rede. Große Studienreisen nach Italien und Frankreich erweiterten seine Kenntnisse und seine Erfahrungen. Er wurde von Johann Sobieski in die aufblühende Polenresidenz Warschau berufen und entwickelte eine reiche Thätigkeit an verschiedenen Palastbauten. Dadurch auf ihn aufmerksam gemacht, entschloß sich der kunstbegeisterte brandenburgische Kurfürst Friedrich III., welcher die herrlichsten Pläne zur Verschönerung seiner Residenz in Ausführung zu bringen begann, den Meister nach Berlin zu berufen, und stellte ihn mit einem bedeutenden Gehalt für die königlichen Bauten als Architekten und Bildhauer an. Er wurde zuerst mit kleinen Aufgaben betraut und fertigte zum Beispiel die Kindergruppe an der Decke des Marmorsaales im Stadtschlosse von Potsdam an, sowie die Flußgötter an den Pfeilern der Berliner langen Brücke, die nicht mehr erhalten sind.

Die erste größere Aufgabe, die an Schlüter herantrat, war das Charlottenburger Schloß. Friedrich III. hatte einst bei Gelegenheit eines Ausfluges nach dem eine Meile von Berlin entfernten, anmutig am Wasser gelegenen Dorfe Lietzenburg bemerkt, daß das dort gelegene Jagdschloß seiner Gemahlin Sophie Charlotte besonders gefiel. Er kaufte es an, nannte es Charlottenburg und übergab den Ausbau dem Meister Schlüter, welcher dem vornehmen, durch französische Liebhabereien gebildeten Geschmack der Kurfürstin in jeder Weise zu entsprechen wußte. Zu gleicher Zeit aber überwachte Schlüter den Umbau der Akademie und die Errichtung des Gießhauses und fertigte das Standbild des Kurfürsten Friedrich an, eine sich auf wenige Jahre zusammendrängende reiche Thätigkeit. Nach den ersten wohlgelungenen Proben beschloß der Kurfürst, Schlüter zu den größten bildhauerischen und monumentalen Plänen heranzuziehen, die er zur Verherrlichung seiner glorreichen Dynastie hegte. Er übertrug dem Meister die Anfertigung des Reiterstandbildes seines Vorgängers, des Großen Kurfürsten, welches mit den vier gefangenen Sklaven am Postament auf der langen Brücke aufgestellt wurde. Und er betraute ihn ferner mit dem Ausbau eines der im Ruhme steigenden Hohenzollern würdigen Residenzschlosses in Berlin, das die alten, unzusammenhängenden und unansehnlichen Teile der Residenz in einen einheitlichen, großen und feierlichen Neubau zusammenfaßte und ersetzte. Schlüter, obwohl durch die Arbeiten an dem von Nering entworfenen Zeughausbau überbürdet, die ihm ebenfalls noch aufgetragen waren, löste seine Aufgabe, indem er den nördlichen Teil des Schlosses um den inneren Hof ganz neu erstehen ließ, so zur Zufriedenheit seines kurfürstlichen Herrn, daß dieser, nachdem er die Königswürde erlangt hatte, den ursprünglichen Plan noch bedeutend erweitern konnte. Eine Flucht von Paradezimmern wurde geschaffen, das Schloß nach Westen hin um ein bedeutendes verlängert. Eine Fülle herrlichsten dekorativen Schmuckes streute der Meister über Wände, Decken, Treppen, Fassaden, Portale seines Schloßbaues, die zu allen Zeiten die Bewunderung der Kunstfreunde herausgefordert hat. Immer weiter stiegen die Pläne. Schlüter entwarf ein herrliches Triumphthor am Schlusse der Königstraße, dessen Zierde eine Kolossalstatue des Königs bilden sollte. Er entwarf ein groß angelegtes Forum an der Lust-



Seitenportal des Berliner Zeughauses.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)


Thürfüllung vom Berliner Zeughause.
(Nach Gurlitt: Das Barock- und Rokoko-Ornament. Berlin, Ernst Wasmuth.)

bau auf griechischem Kreuze sich dachte, in der Perspektive der breiten, auf dies Forum einmündenden langen Brücke, die sein Denkmal des Großen Kurfürsten trug. Die gewaltige Phantasie des Meisters ging über die Mittel seiner Zeit und seines gnädigen Königs hinaus; außer den Schloßbauten ging man nur auf den einen Plan näher ein, zur Anbringung eines in Holland gekauften Glockenspiels einen Turm zu bauen, der in seiner unteren Hälfte das Wasserreservoir für das Schloß zu bergen, oben aber in luftiger Säulenarchitektur die Glocken zu halten bestimmt war. Schlüter hat auch durch diesen Eingriff in seinen ursprünglichen Schloßplan sich nicht stören lassen, sondern in mehreren Entwürfen für diesen Turm seine ausgezeichnete Fähigkeit bewiesen, die Wünsche seines Herrn mit den Erfordernissen seiner Kunst in Einklang zu bringen. Eine reiche Privatthätigkeit beschäftigte ihn außerdem. Er hat dem Grafen von Wartenberg sein Palais gebaut, verschiedene Wohnhäuser, darunter sein eigenes, errichtet und ausgestattet und in der St. Marienkirche mit dem Aufgebot kühnster Technik eine bewundernswerte Kanzel fertig gestellt. Aber als sein Glück am höchsten war und er mit freudigem Stolze in der aufblühenden Residenz seines Königs allerorten die größten Kunstschöpfungen als Kinder seines Geistes und seines Fleißes entstehen sah, brach das

gartenseite des Schlosses, welches von den prachtvollen Gebäuden eingerahmt war und in der Mitte seiner Westseite den ersten großen evangelischen Dom Berlins zeigte, den der Meister als einen strahlenden Kuppel-

Unglück über ihn herein. Als der oben erwähnte Turm schon zu einer beträchtlichen Höhe gediehen war, zeigten sich Risse am Bau, welche auch durch nachhaltige Unterstützung und Verklammerung nicht beseitigt

werden konnten, so daß Schlüter sich nach langen Auseinandersetzungen und Schwierigkeiten genötigt sah, den Turm wieder abzureißen. Das benutzten seine Feinde, besonders der intrigante Höfling Eosander, um seine Stellung zu erschüttern, und sie erreichten in der That, daß Schlüter von der obersten Leitung abgesetzt wurde und allmählich ganz aus dem königlichen Dienst ausschied. Berlin war ihm verleidet. Nach einer Reihe von Jahren, in denen er noch verschiedene kleinere Arbeiten vollendete, folgte er willig dem Rufe eines Fürsten, welcher, ähnlich wie Friedrich I., gerade daran war, sich eine würdige Residenz zu gründen und durch Bauten großen Stils seiner Stellung Ausdruck zu geben. Peter der Große von Rußland berief den Meister nach seinem eben aufblühenden Petersburg, und Schlüter hat dort eine Reihe schöner Paläste für den kunstsinnigen Herrscher aufgeführt. Sein Gemüt war aber durch die üblen Erfahrungen weich geworden und sein Sinn trübe. Er zog sich von der großen Kunst, der er so viele herrliche Erfolge zu verdanken hatte, in seine einsame Kammer zurück, wo man ihn sehen konnte, wie er grübelnd und nervös über seiner letzten selbstgestellten Aufgabe saß: einem Perpetuum mobile. Über diesem ist er gestorben.



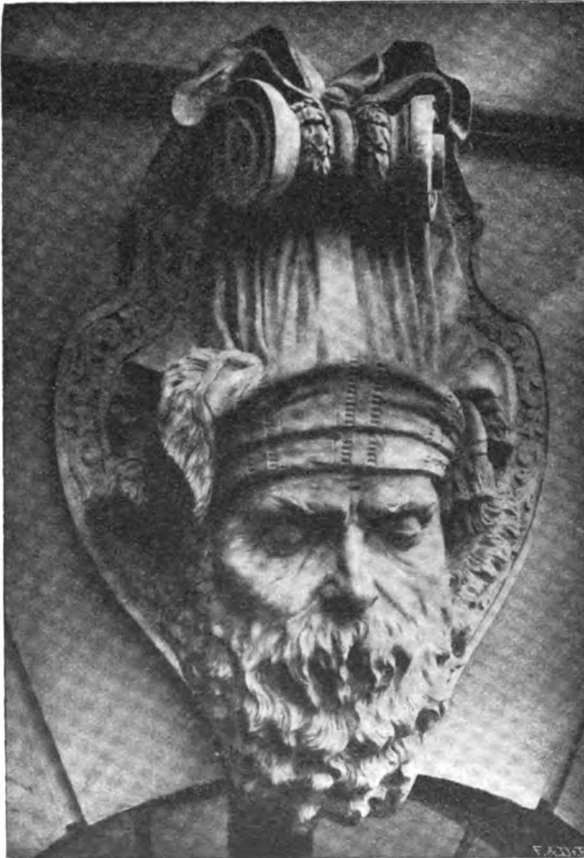
Thürfüllung vom Berliner Zeughause.
(Nach Gurlitt: Das Barock- und Rokoko-Ornament. Berlin, Ernst Wasmuth.)

So stellt sich Schlüters Leben und Wirken der populären Phantasie dar. So dachte man es sich in den Zeiten von Nicolai bis Gurlitt. In dem letzten Jahrzehnt bröckelte davon so viel ab, daß das Bild, welches sich heute nach dem Stande unserer Kenntnisse von Schlüter darbietet, ein gar verschiedenes ist. Wie viel davon mit jener phantastischen Vorstellung übereinstimmt, wird man nach Folgendem beurteilen können.

* * *

Hamburg als seine Geburtsstadt hat keinen Anspruch erhoben, Reste seiner Thätigkeit zu besitzen, da er schon in früher Jugend nach Danzig kam. Danzig hat bisher nichts als Schlütersch nachweisen können. Warschau könnte glauben, in dem Palais Krasinski und dem in der Nähe gelegenen Schloß Willanow Erinnerungen an Schlüters Hand zu besitzen, da vielerlei sich dort beobachten läßt, was aus späteren Werken als sein Stil erkannt werden könnte. Erst Berlin kann mit Sicherheit den Finger auf seine Werke legen.

Am 4. August 1694 ist Schlüter in die Dienste des Kurfürsten eingetreten. Zwölfhundert Thaler Gehalt wurden ihm gleich zu Beginn bewilligt, und sein Diplom lautete auf die kurfürstliche Hofbildhauerstelle und den Posten eines Baulehrers an der geplanten Akademie. „Nachdem Uns Andreas Schlüters gute Wissenschaft und Erfahrenheit in der Bildhauerkunst unterthänigst gerühmt, daß Wir dannenhero bewogen worden, denselben zu Unserm Hofbildhauer gnädigst zu bestellen und anzunehmen. Thun solches auch hiermit und kraft dieses dergestalt und also, daß Uns und Unserm kurfürstlichen Hause derselbe getreu, gehorsam und gewärtig sein, unsern Nutzen und Bestes seinem Vermögen nach befördern, Schaden und Nachteil hingegen so viel an ihm ist, wehren, verhüten und abwenden, ohne Unsere schriftliche Special-Permission für Niemanden, wer es auch sei, als für Uns arbeiten, was wir von Bildhauer-Arbeit, es sei von Stein, Marmor, Elfenbein, Alabaster oder Holz von ihm verlangen werden, seiner besten Wissenschaft nach verfertigen, in der anzurichtenden Akademie von Bildhauern, damit die Jugend in dieser Kunst soviel möglich angeführt und perfectionirt werden möge, allen möglichen Fleiß anwenden, und sich überall dergestalt treu, fleißig und aufmerksam bezeigen und verhalten solle, wie es einem ehrliebenden und erfahrenen Hofbildhauer eignet und gebührt, auch seine Uns geleistete Eidespflicht erfordert.“



Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

Das erste Werk, welches wir nun wirklich als sicher beglaubigt von Schlüters Hand finden, ist auch ein bildhauerisches. Es ist die Statue Friedrichs III. selbst, des brandenburgischen Kurfürsten, der ihn berufen. Selten ist es wohl einem Bildwerk so schlecht gegangen wie diesem. Friedrich III. bestellte es 1697, vielleicht um es bei dem Schloßneubau zu verwenden. Bis 1706 aber blieb die Statue obdachlos. Da dachte man sie auf das Invalidenhaus zu setzen, welches gerade geplant wurde. Aber dieses kam nicht zu stande. Darauf bestimmte der König, daß sie zum Schmuck eines neuen Königsthores verwendet werde, aber er starb, ehe dieses begonnen wurde. König



Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

Friedrich Wilhelm nun ließ allerlei Gutachten zunächst über die Statue einfordern. Der Herr Wachter, welcher das schwere Amt verwaltete, alle Ehrenpforten, Leichengrüfte und Denkmäler zu inspizieren, und der Herr Khuno, geheimer Archivar, strengten ihre Köpfe an. Sie fanden mit unendlichem Scharfsinn heraus, daß der Statue nachträglich eine Krone aufgesetzt werden müsse, weil es für einen König unpassend sei, barhaupt zu stehen. Als weiteren Grund gab man an: „Die Königskrone ist auf seiner Majestät Haupte wie Pallas aus Jupiters Gehirnʒ gesprungen, und darum gehöret sie nicht auf dero Wappen, sondern auf dero Haupt.“ Wachter nun explizierte aufs genaueste, daß diese Krone nicht so fest könne angemacht werden, — wie schrecklich für die Nachwelt, wenn sie abfiele. Khuno hingegen versicherte, daß der Gießer Jacobi sie so fest auf das Haupt setzen und außerdem allerlei Kronen und Adler über den Mantel gießen könne, daß niemals ein Unglück zu befürchten sei. Angenommen, diese schwierige Frage wäre gelöst worden, so war man nun zu zweit darüber uneinig, wie die Statue aufzustellen sei. Man setzte mit der Genauigkeit eines Scholastikers auseinander, weil die Figur auf einem Schild stehe, müsse sie von zwei kolossalen Unterthanen getragen werden.

Diesen unfruchtbaren Spintisierereien wurde ein Ende gesetzt, indem die Statue 1728 auf den Molkenmarkt gestellt und ihr vier gipserne, bronzierte Sklaven vorläufig zugefügt wurden. Das war zum Empfang des Königs von Polen. Als der König von Polen aber Berlin den Rücken kehrte, hatten die gipsernen Sklaven ihr Dasein satt und sprangen. Man zerbrach sie und brachte den armen Friedrich III. vor der Hand nach dem Zeughause. Man gab den Auftrag zu vier echt bronzenen Sklaven; die fielen aber so schlecht aus, daß man auf sie verzichtete. Nun sollte die Statue nach dem damals beliebten Geschmack römischer Nachahmung wie Trajan und Aurel auf einer fünfzig Fuß hohen Säule Unter den Linden Platz nehmen. Der Grund war gegraben, das Postament fertig, der König starb, und es unterblieb alles. Die Statue geriet wieder unter die Kanonen des Zeughauses, wurde 1761 bei Feindesgefahr nach Spandau gerettet, darauf wieder zurückgebracht und lag unter den Kanonen mit dem Kopf nach unten, den Beinen nach oben. Beinahe wurde sie eingeschmolzen. Glücklich gerettet, ward sie vorläufig wieder im Zeughaus aufgestellt (so sah sie noch Nicolai, der uns diese Geschichte berichtet), bis sie Anfang dieses Jahrhunderts endlich vor dem Schlosse zu Königsberg eine Ruhestätte fand.

Der Kurfürst ist in energischer Bewegung dargestellt. Sein Kostüm ist eine Phantasie-

bildung aus kaiserlich römischer Panzerstatue und dem Hermelinmantel der Wirklichkeit. Ein reich ornamentierter geschmeidiger Panzer sitzt auf dem Leib und fällt in Metallklappen herab, unter denen die Tunika hervorkommt. Die Beinschienen sind sehr üppig. Der Kopf ist barhaupt, der Helm liegt rechts am Boden, und der Kurfürst stützt mit der Rechten das Scepter auf ihn, während die Linke den Mantel herumnimmt. Ein antikes Schwert hängt ihm zur Seite, ein antikes Gorgonenhaupt sitzt auf der Mitte des Panzers. Das Gesicht ist bärtig, ziemlich regelmäßig, nur in der Lippenpartie individueller. Das Haar fällt durch seine Fülle auf. Der rechte Fuß tritt in rascher Bewegung vor, so daß eine lebendige Wirkung erzielt wird. Der Kopf scheint in den Proportionen etwas groß, doch ist dies vielleicht eine Verwischung der ein wenig verwachsenen Gestalt, die der Kurfürst-König gehabt haben soll. Wie wir ihn uns denken müssen, den kleinen, aber bewundernswert ehrgeizigen Mann, der auch die Pose nicht verachtete, um die heiß ersehnte Königskrone zu erlangen — diesen Eindruck hinterläßt in der That Schlüters wohlgearbeitetes Werk. Es ist nichts Unerhörtes an ihm, aber als erstes bekanntes Werk des Meisters erscheint die Statue so frisch, daß sie auf das Weitere neugierig macht. Das Barocke in ihr liegt klar zu Tage. Sie ist äußerlich antik, innerlich aber modern empfunden. Den Kurfürst nicht im Zeitkostüm darzustellen, war Tradition; aber die Charakteristik in der Bewegung erhob sich über die Tradition. Dies Drängen der modernen Seele in den Banden antikisierender Überlieferung, welches ja Wesen und Reiz des Barocken ist, lebt deutlich in dem Werke. Johann Jacobi hat die Statue in Erz gegossen.



Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

Bedeutsamer erscheinen Schlüters Bildhauerarbeiten am Zeughause. Als Erfinder des Zeughausplanes war lange Zeit der Baumeister Nering genannt, welcher unter den vorschlüterschen Architekten Berlins eine große Rolle spielte. Das Zeughaus wurde als ein Waffenarsenal gegründet und ist heute, wie man weiß, ein vielbewundertes Museum für Kriegserinnerungen geworden, welches als besondere Zierde der Straße Unter den Linden betrachtet wird. Die Berliner waren allezeit auf seine gefällige äußere Erscheinung stolz, Nicolai nannte es eines der schönsten Gebäude Europas, und Klöden, welcher 1855 eine Biographie Schlüters herausgab, wird in erster Linie an dieses Haus gedacht haben, wenn er sein Vorwort mit dem Ruhme Berlins beginnt, einer der schönsten Städte auf Erden, wie er meint. Natürlich hat die Volksmeinung Schlüters Namen in die engste Beziehung zu diesem berühmten Bau zu bringen gewußt, aber

Schlüters Thätigkeit kann doch nur als eine beschränkte aufgefaßt werden. Man versuchte wenigstens jenen Nering als den Baumeister des Zeughauses zu retten, um nur einen deutschen Künstler zu haben. Aber auch für ihn stehen die Chancen augenblicklich schlecht. Es scheint, daß der erste Entwurf des Zeughauses von dem französischen Marschall Blondel stammt, der seine gute Stellung in Berlin hatte und in allen Regeln des Pariser Akademikertums ausgebildet war. Seine Nachfolger am Bau, Nering, Grüneberg und für eine kurze Zeit auch Schlüter, änderten die ursprünglichen Pläne im Sinne ihres nordischen Geschmackes um, indem sie sich nicht auf zwei einfache und zart gegliederte Stockwerke beschränkten, sondern einen hohen Attikaaufbau hinzufügten, welcher zu reichlicher Anwendung von Reliefs, Trophäen und Statuen Veranlassung gab und in diesem etwas grob-malerischen Aussehen mehr dem realistischen nordischen Empfinden entsprach. Der letzte Baumeister des Zeughauses, de Bodt, war jedoch wieder französischer Schule und kehrte, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich mit der hohen Attika künstlerisch abzufinden, zu dem ersten Blondelschen Plane unter geringen Konzessionen zurück. So wurde der Bau fertig gestellt. Diese recht verwickelte, aber für den Kampf der akademischen und der niederdeutschen Richtung in Berlin recht bezeichnende Geschichte des Zeughausbaues ist aus einer Reihe gleichzeitiger Aufnahmen heute abzulesen, worunter sich die erwähnten Broebesschen Stiche befinden, ferner eine Anzahl von Zeughausplänen des de Bodt, die Steche herausgegeben hat, endlich ein von Geyer kürzlich in der Vereinigung Berliner Architekten gezeigter neugefundener Plan. Danach wird man trotz allem Lokalpatriotismus an dem Entwurf des Zeughausplanes von der Hand Blondels festhalten müssen und gar von Schlüter direkte Baueinwirkungen heute nicht mehr wahrnehmen können.

Auch was Schlüter bildhauerisch am Zeughause arbeitete, ist uns urkundlich nicht genannt. Wenn man die Schlußsteinverzierungen, die Thürfüllungen, die Dachkrönungen des Zeughauses zusammenstellt, so findet man die verschiedenartigsten Behandlungen



Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

heraus, und man hat die Wahl, die Stücke unter die Bildhauer Schlüter, Permoser, Weyhenmeyer und Hülot zu verteilen, welche alle am Zeughause gearbeitet haben. Es ist ähnlich wie mit den berühmten Skulpturen des Mausoleums in Halikarnaß. Auch dort wissen wir vier Künstler beschäftigt, auch dort werden einfach die besten Teile dem berühmtesten der vier, dem Skopas, zugeschrieben. Nicht anders wird es an dem zweitausend Jahre jüngeren Zeughause gemacht. Was uns heute am besten gefällt,

rechnen wir Schlüter zu und stützen uns dabei nur auf ein Gerücht, das schließlich dieselben Beweggründe hatte. Doch giebt es niemand, der nicht dieser Ansicht wäre, und etwas Künstlerpsychologie gehört nun einmal zur Kunstgeschichte. Für unzweifelbar gelten als sein Werk die berühmten bildhauerisch verzierten Schlußsteine der Bogenwölbungen im Erdgeschosse, mit einem Fragezeichen werden ihm zugewiesen die Fensterverdachungen des Hauptgeschosses, die Metopen des Gesimses und die thürfüllenden Holzschnitzereien, besonders die älteren und kräftigeren, die nicht so sehr antike als zeitgenössische Waffen darstellen. Angezweifelt wird sein selbstschöpferischer Anteil an den Attikaaufbauten.



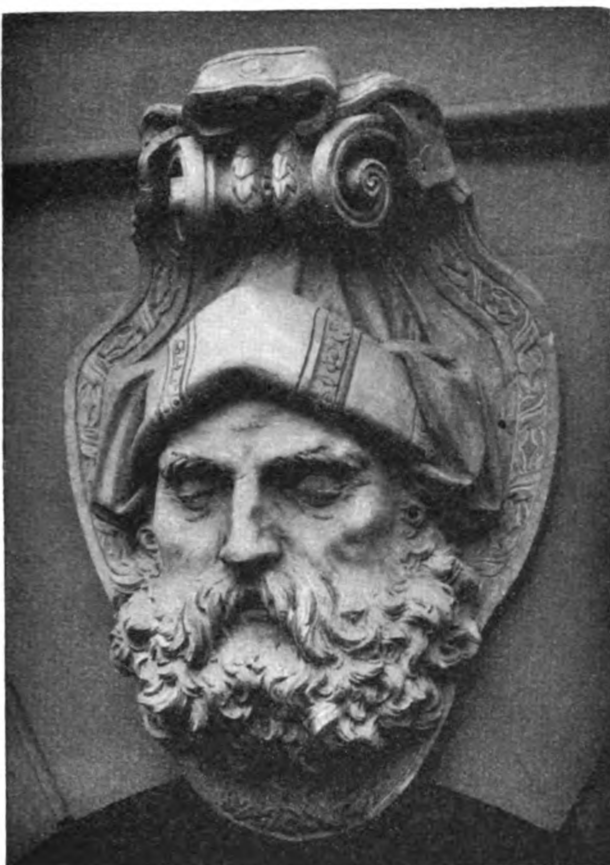
Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

Die Schlußsteine, welche neben dem Denkmal des Großen Kurfürsten seine populärste Schöpfung sind, zerfallen in zwei Klassen, je nachdem sie an der Außenseite oder an der Hofseite angebracht sind. Die der Außenseite sind Trophäen, die der Innenseite Köpfe sterbender Krieger. Die Trophäen sind zum größten Teil Prachthelme, die auf einer Unterlage von Barockakanthi sich präsentieren; einmal sehen wir einen Schild, über den sich zwei Nereiden wälzen, vielleicht bestimmte Flußgöttinnen; ein andermal sehen wir ein von Schlangen umsäumtes Gorgonenhaupt. Die plastische Arbeit ist stets eine berauschende. Das Gefühl für die Wirkungen der Erhöhung und Vertiefung ist ein so hervorragendes, daß das Auge diese künstlerische Körperlichkeit geradezu einsaugt. Es lebt eine Kraft darin, daß wir ganz vergessen, mit ornamentalen Dingen zu thun zu haben, das Tastgefühl in uns wird gereizt, wir möchten mit den Fingern entlang fahren und das Körperliche tastend genießen — der höchste Triumph der Plastik.

Die Köpfe der sterbenden Krieger sind von einem unerhört erfrischenden Realismus. Immer in neuen Motiven lassen uns diese, den letzten Geist aushauchenden wilden Gesichter die ganze Anbetung der derben Natürlichkeit mitempfinden, die in der deutschen Barockkunst lebt. Das schwellende Fleisch, das lockere Haar, die im Schmerze aufgezogenen oder in Resignation gesenkten Augen, diese ganze Summe von Ausdruck, die da in einem Kopfe auf den schmalen Hintergrund eines wappenartigen Schildes gelegt ist, heißen uns so sehr in der künstlerischen Kraft dieses Realismus aufgehen, daß auch der Ängstlichste niemals ein peinigendes Gefühl dem kühnen Stoffe gegenüber empfinden wird. Hier sieht man einen großen Könner aus dem Vollen schöpfen.

Hat Schlüter diese Skulpturen erfunden?

Für die Trophäenschlußsteine hat man ein Muster ausfindig zu machen geglaubt, die Siegeszeichen des italienischen Fassadenmalers Polidoro di Caravaggio, der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts starb und dessen Zeichnungen von Giovanni Battista Galestruzzi gestochen wurden und so möglicherweise auch Schlüter zu Gesicht kamen. Aber die Köpfe sterbender Krieger stehen ganz allein da, sie haben nur einen Vorläufer gehabt, der aber Schlüter noch nicht bekannt sein konnte: die pergamenischen Skulpturen, welche den Gigantenkampf darstellen und vor einem Jahrzehnt in das Berliner Museum gelangten. Da sieht man mit derselben Lust am Realismus die jugendlichen und die bärtigen Köpfe der Sterbenden dargestellt, vom Todeskampfe verzerrt, den Mund im letzten Schrei geöffnet, diese ganze Verwirrung eines vom Tode getroffenen kräftigen Männerantlitzes, welche für die Kunst solcher gemischten Affekte eine der fruchtbarsten Anregungen ist. Aber auf dem Relief der Gigantomachie sind diese Gesichter eben nur die Köpfe ganzer sterbender Figuren, für sich allein benutzt weisen sie aus der antiken Kunst nur ein bekanntes Beispiel auf: die „ludovisische Medusa“. Das ist ein jugendlich sterbendes Gesicht, mit wirren Haaren, geöffnetem Munde, im Halbrelief auf eine ovale Platte gesetzt, also nicht unähnlich den Schlüterschen Steinen. Aber diese Anbringung ist das Werk einer modernen Ergänzung, der Kopf der Pseudo-Medusa ist irgend ein pergamenischer Sterbender, der auf eine in der Renaissance nicht ungewöhnliche Weise als großes Medaillon ergänzt wurde. Möglich, daß dieses Stück durch Vermittelung irgend eines Stiches auf Schlüter wirkte. Jedenfalls lebt in seinen Köpfen ein ähnlicher Geist und eine ähnliche Technik, wie in den uns nun so gut bekannten Skulpturen der alten Pergamener, und es ist nicht bloß Zufall, daß auch die malerisch geordneten Trophäen, die in der Ornamentik der Römer dann eine so große Rolle spielten, ebenfalls in Pergamon zu Hause sind. Es ist eben dasselbe barockmalerische Empfinden, welches sowohl die Pergamener wie Schlüter Trophäen und sterbende Krieger in der plastischen Verzierung des Baues lieben ließ — jene in den Balustradenreliefs der Athenahalle und dem Sockelrelief des Zeusaltars, dieser in den Schlußsteinen und Thürfüllungen der Außen- und der Innenseite seines Zeughauses. Der Vergleich ist allzu sprechend.



Schlußstein vom Zeughaushof. Sterbender Kriegerkopf.

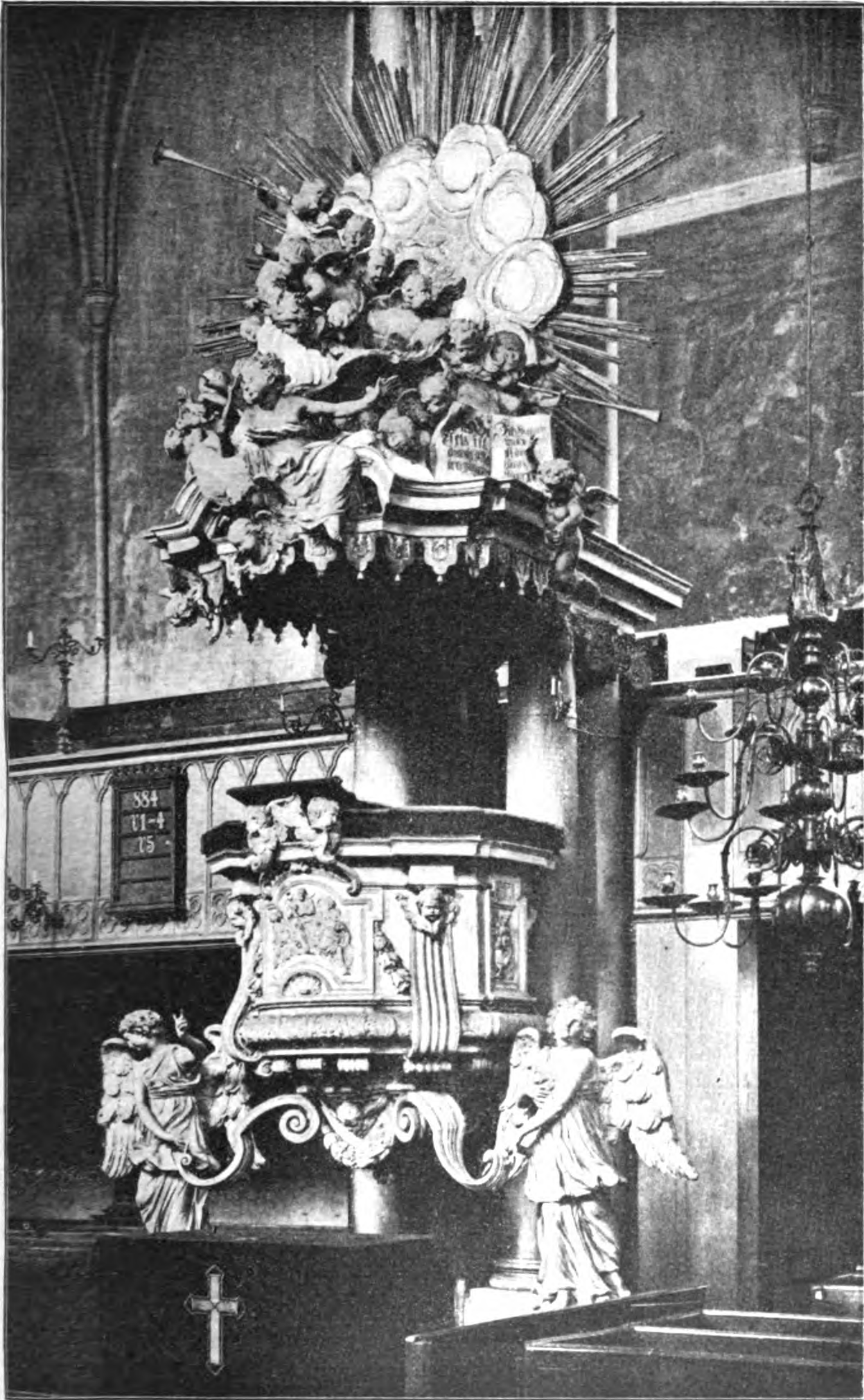
* * *

Das wichtigste plastische Werk, welches Berlin Schlüter zu danken hat, ist die bekannte Reiterstatue des Großen Kurfürsten,

die ihn allein dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten hätte, auch wenn sie sonst von ihm nichts besäße. Die Statue, welche soeben, während ich dies schreibe, auf der vollständig neu gebauten Langen Brücke wieder aufgestellt wird, wurde am 2. November 1700 von dem in Paris geschulten Gießer Johann Jacobi gegossen. Der Guß einer so großen Statue machte nicht bloß den Künstler, sondern auch den Gießer berühmt, und wir sehen ihn auf einem gleichzeitigen Bilde, wie er in stolzer Haltung selbst auf ein Modell des Kurfürsten hinweist, das ihm den Ruhm seiner Zeit und die besondere Gnade des Herrschers eingetragen hatte.

Die Schöpfung dieser Reiterstatue war ein Werk, das man in damaligen Tagen für epochemachend genug hielt, um darüber viel Redens zu machen. Es ist daher von Interesse, diese Statue nicht bloß für sich zu betrachten, sondern in der Entwickelung aller modernen Reiterstatuen. Eine Geschichte der modernen Plastik fehlt uns ja noch; die Zusammenstellung, welche Ebe in seinem Spätrenaissancewerk machte, könnte für eine stilkritische Untersuchung nicht genügen; um so dankenswerter war der Überblick über den Werdeprozeß der Renaissancereiterstatue, den uns Gurlitt gegeben hat. Die Reiterstatue tritt im sechzehnten Jahrhundert durchaus realistisch auf. Der Cosimo I. des Giovanni da Bologna ist im Porträt, in der Haltung und im Ausdruck ganz nach dem Leben wiedergegeben, und nur die großen Dimensionen lassen uns den Trieb erkennen, über die Wirklichkeit im Gesamteindruck hinauszugehen. In der allgemeinen Strömung nach dem lebendigen Barock hin werden die italienischen Reiterstatuen immer bewegter und entfernen sich immer mehr von der gemessenen Linie, welche das große Vorbild, der Gattademala des Donatello, eingehalten hatte. Auch das Beiwerk tritt mehr in den Vordergrund. An dem Ferdinand I. in Livorno arbeitete Tacca vier gefesselte Korsaren, ein Motiv, das uns bei den vier Gefesselten des Schlüterschen Kurfürsten wieder ins Gedächtnis kommt. Während der Philipp III. des Tacca in Madrid durch die Erscheinung des fetten Pferdes und des kleinen realistischen Reiters noch dem getreuen Wirklichkeitssinn der älteren Zeit nahe stand, übertrifft sein Philipp IV. ebenda an Kühnheit und Lebendigkeit alles bisher Beobachtete. Donatello hatte dem einen gehobenen Pferdefuß noch eine Kugel untergelegt, Giovanni da Bologna sein Pferd schon auf zwei Hufen stehen lassen; Tacca wirft es auf die Hinterfüße und den Schwanz und wagt so einen Schritt, den die ganze bisherige große Plastik noch nicht für möglich gehalten hatte. Wie die gesamte südländische Barockplastik sich von der niederländischen durch eine größere Kühnheit und Beweglichkeit auszeichnet, so haben auch die niederländischen Reiterstatuen in der späteren Zeit ihre Ruhe nicht aufgegeben. In Frankreich ging man allmählich einem neuen Typus der Reiterstatue entgegen, der klassicistischen, welche die zeitgenössische Tracht verschmähte, und verband damit die ruhige Auffassung der nordischen Schule. Die Pferde, welche unter Ludwig XIV. gearbeitet wurden, gehen ruhig und tragen antikisierte Reiter: Desjardins Reiterstatuen in Paris und in Lyon, die des Girardon auf dem Vendomeplatz, die des Coysevox in Rennes.

Der Schlütersche Kurfürst ist, wie wir sehen, in diesem französischen Geiste ausgeführt, er ist — wie Schlüters gesamte Plastik — von italienischen Einflüssen unabhängig, mehr im Stile der französisch-nordischen Barockskulptur gehalten. Das Pferd geht ruhig, und der Reiter hat das antike Imperatorenkostüm, nicht das zeitgenössische. Das Vorbild des Bestellers war natürlich der Typus von Ludwig XIV., wie er in zahlreichen Reiterdenkmälern und »reliefs kurz vorher in Frankreich populär geworden war. Das Vorbild des Künstlers aber war jene uralte römische Reiterstatue des kapitolinischen Mark Aurel, die schon damals eine fast mythologische Berühmtheit genoß und die Schlüter möglicherweise auf einer italienischen Wanderfahrt oder auch durch Kupferstiche kennen gelernt haben mochte. Doch hat Schlüter seinem Vorbild ein straffes und charakteristisches Leben hinzugefügt, das ganz sein Eigentum und sein Temperament war. Die Beine merkwürdig vorgestreckt, sitzt der Kurfürst in strammer Haltung, die Zügel in der Linken, den Feldherrnstab in der Rechten, den Kopf stolz ausschauend nach links gewendet, von der



Kanzel in der Marienkirche zu Berlin.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

Fülle des Perückenhaares majestätisch eingerahmt. Der Panzer, über dem wie bei Friedrich III. das Paludamentum flattert, ist mit antikisierenden Ornamenten reich ge-

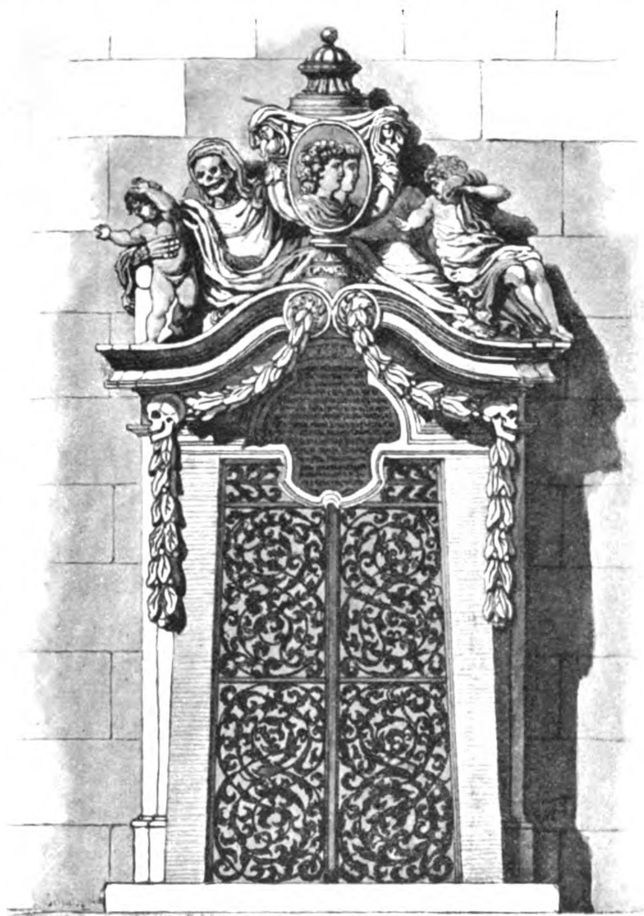
schmückt, selbst der Sattel zeigt die Blitzbündel des Jupiter. Das Pferd, wie alle Barockpferde ein wenig vorgeneigt, ist sehnig und muskulös durchgeführt und trägt das Seinige bei zu dem kraftvollen Eindruck des ganzen Werkes. Schlüter hatte sich viel angelegen sein lassen, ein kerniges Modell für sein Kurfürstenpferd zu bekommen. Nach neuerlich gefundenen Urkunden ward ihm das Pferd des Markgrafen Philipp Wilhelm dazu bewilligt, und damit die Adern während der Sitzung recht hervorträten, ließ man es jedesmal kurz vorher einen scharfen Trab machen. In derselben Urkunde wird auch als Preis des Kunstwerkes auf Grund der Bücher der Generalkriegskasse die Summe von 47531 Thalern 2 Silbergroschen 7 Pfennigen angegeben. Nicolai hatte 80000 Thaler genannt. Möglich, daß er die Sklaven am Postament doch mit hinzurechnete, denen man erst in jüngster Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit den Schlüterschen Ursprung abgesprochen hat.

Während Nicolai noch behauptete, diese vier Sklaven — ein altes italienisches Motiv — wären nach Schlüterschen Modellen von den Bildhauern Baker, Brückner, Henzi und Nahl ausgeführt, hat sich aus Handschriften der Königlichen Bibliothek feststellen lassen, daß diese vier Bildhauer vielmehr Barker, Nael, Herfort und Hinski hießen und daß die erste Sklavenfigur erst 1708 von Jacobi gegossen wurde, also nach dem Sturze Schlüters. Das Denkmal selbst war 1703 aufgestellt worden, an das Postament, welches dem Michelangeloschen Sockel des Mark Aurel nachgebildet war, hatte man, wie sich heute noch erkennen läßt, später vier Konsolen im Sinne eines schlankeren Aufbaues hinzugefügt. Es ist also kein Grund zur Annahme vorhanden, daß auch die vier Sklaven mit Schlüter etwas zu thun haben. Diesen späteren Entwurf zur Ausführung des Denkmals wird das bekannte Modell darstellen, welches sich heute im Berliner Museum befindet und von oberflächlichen Betrachtern leicht für den Schlüterschen Entwurf genommen werden kann. Es trägt die Jahreszahl 1703. Dagegen wird man Schlüter noch die beiden Reliefs vom Kurfürstendenkmal zuzuweisen haben, die ganz in der niederländischen Barockmanier gehalten sind und sich dadurch von den späteren plastischen Arbeiten, auch den Sklaven, unterscheiden, die mehr nach dem pathetischen italienisch-süddeutschen Stile hinneigen, welcher nach Schlüters Sturz allenthalben in Berlin Eingang fand.

Der mehr belgische als italienische Charakter von Schlüters Plastik ergiebt sich auch durch allerlei Vergleiche, welche man mit seiner Kanzel in der Berliner Marienkirche anstellt. Diese Kanzel hat Schlüter auf merkwürdige und für jene Zeit nicht wenig kühne Art gearbeitet. Er hat einen der großen gotischen Pfeiler durch ein Bündel von vier jonischen Säulen ersetzt, wie sie sich in der norddeutschen Architektur sehr oft finden, und hat die Kanzel scheinbar durch zwei Engel tragen lassen, von denen der eine zu ihr hinaufweist, der andere die Rechte an die Brust drückt und den Blick gläubig erhebt. Das Gebälk der Säulen kröpft sich weit vor und bildet so die Schalldecke der Kanzel, die mit allen möglichen plastischen und malerischen Wolken, Sonnenstrahlen, Engeln geschmückt ist. Die Konsolen, mit denen die Engel die Kanzel scheinbar tragen, haben sich nun zwar mit ihrer Wagenfedergestalt an der Tribuna Berninis in der Peterskirche ähnlich gefunden, wo vier Kirchenväter in solcher Weise den Stuhl Petri tragen. Aber im übrigen erinnert diese Kanzelform, wie ebenfalls Gurlitt vortrefflich ausgeführt hat, mehr an nordische Muster, und es sind besonders die Kanzeln der Michaelskirche zu Löwen, der Jesuitenkirche und Notre-Dame zu Antwerpen, von S. Michel und S. Gudule zu Brüssel, die hier zum Vergleich herangezogen werden. In diesen Kreis reiht sich Schlüters Marienkanzel ein.

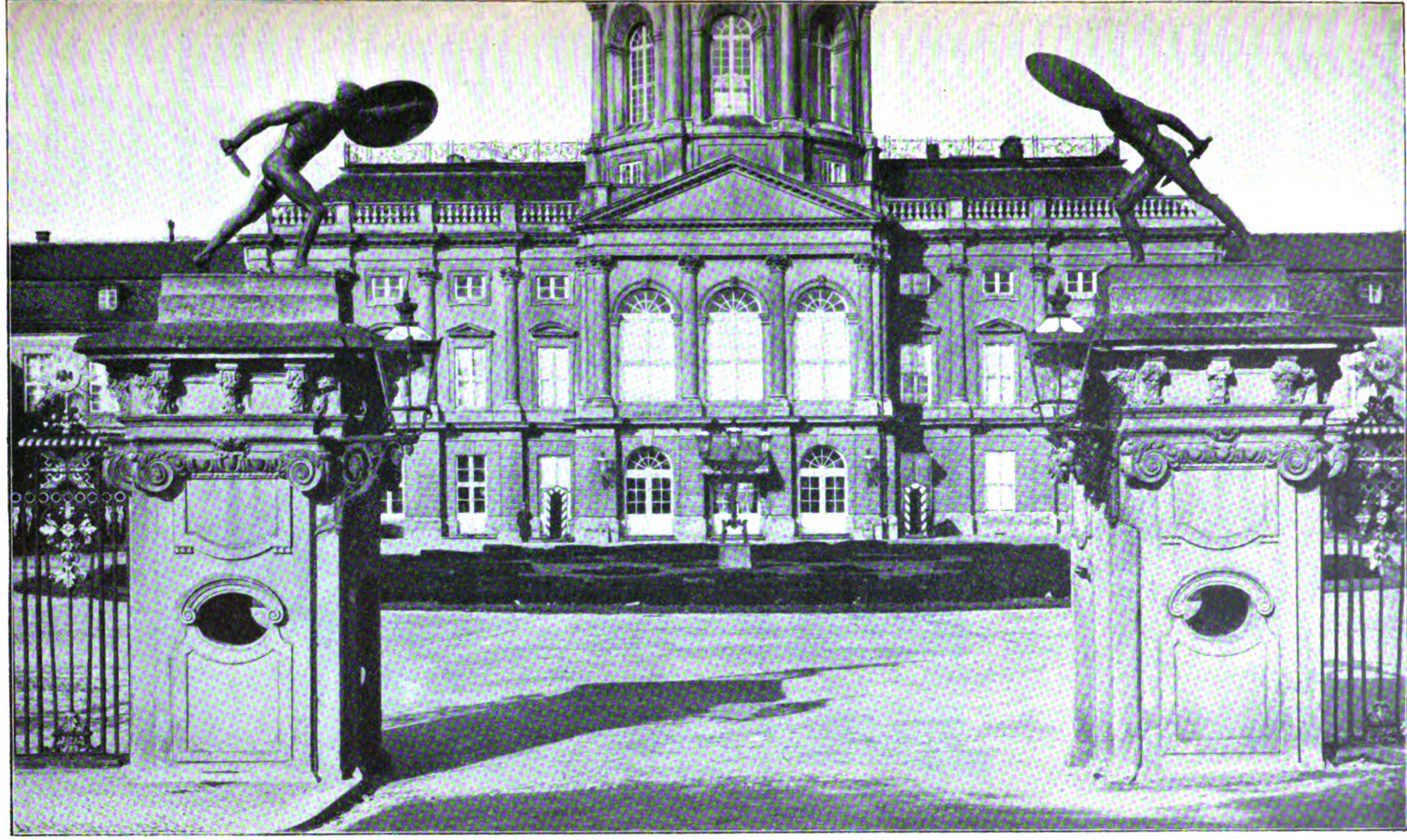
Dagegen läßt sich ein anderes Werk seiner Hand, in der Berliner Nikolaikirche, eher mit italienischen Mustern vergleichen. Es handelt sich um das Männlichsche Grabmal. Herr Männlich war Hofgoldschmied des Kurfürsten und hat sich hier ein Erbbegräbnis bauen lassen, das ihn nach dem Tode mit seiner Frau vereinigte. Der Eingang wird durch zwei schräge Pfosten gebildet, die ein schönes Gitterthor einschließen und oben in der Mitte eine schildartige, ausführliche Inschrifttafel tragen. Die reiche gewundene

Barockkrönung läßt zwei Guirlanden auf die Pfosten niederfallen. Über ihrer Mitte erhebt sich eine Urne, die vorn in Gemmenart mit den Profilbildern von Männlich und seiner Frau geschmückt sind. Auf der einen Seite dieser Urne sitzt ein trauernder Genius, der mit großer Deutlichkeit weint; auf der anderen ist der Tod, als knochiger, bekleideter Mann dargestellt, wie er ein sich wehrendes Kind unbarmherzig an sich reißt. Das erinnert an Bernini, den großen italienischen Barocken. In St. Peter befinden sich zwei Grabmäler von ihm, das eine für Urban VIII., das andere für Alexander VII. Auf dem ersten sitzt der Tod, in der ungeniertesten Plötzlichkeit einer Fledermaus, auf der Mitte des Sarkophages und beendet die Marmorinschrift, welche des Papstes Tod verkündet. Auf dem zweiten hebt er die gewaltige bunte Marmordraperie empor, um die Thür zum Grabe frei zu machen. Mit solchen grandiosen Groteskphantasien verglichen, wirkt Schlüters kleine Arbeit freilich hart und allzu begrifflich.



Das Männlichsche Grabmal in der Nikolaikirche zu Berlin.
(Aus dem „Centralblatt der Bauverwaltung". Berlin, Ernst u. Sohn.)

Die Hand des Bildhauers Schlüter läßt sich auch im Charlottenburger Schloß nachweisen. Das Charlottenburger Schloß, dessen Existenz für die Einführung romanischer Kultur nach Preußen recht bedeutungsvoll war, ist ein geräumiger und nicht unansehnlicher Bau, der noch heute mit seinem romantisch stillen und von Erinnerungen an große Tote träumend durchzogenen Parke den stärksten historisch-künstlerischen Eindruck macht von allen größeren Gebäuden der Berliner Umgebung. Es war natürlich, daß der Altberliner Lokalpatriotismus auch diesen Bau dem Allerwelts-Schlüter zuschreiben mußte. Man ist davon zurückgekommen. Nering und Broebes mögen an den Entwürfen beteiligt gewesen sein. Wenn etwas Bauliches von Schlüter stammt, dessen Thätigkeit am Schlosse nicht zu bestreiten ist, so wird man sich am ehesten auf die reizenden Barockschilderhäuschen einigen, die den Eingang in den Ehrenhof flankieren. Diese kleinen Loggien haben im Gesimse auch ihre sterbenden Kriegerköpfe, und man hat sich so daran gewöhnt, sterbende Kriegerköpfe mit Schlüter in Verbindung zu bringen, daß man ähnlich wie bei den Helm-Schlußsteinen



Vorderansicht des Charlottenburger Schlosses mit den Schilderhäuschen. (Aufnahme von Ernst Wasmuth in Berlin.)

des heutigen Kaiserin-Friedrich-Palais gern solche Dinge seiner eigenen Hand zuschreibt, obwohl sie ebensogut nach seinen Mustern erst geschaffen sein konnten. Im Inneren sucht man Schlüters Hand an den älteren Schloßteilen, an den Gartensälen und den runden Sälen unter der Kuppel. Was Nicolai von dem Kastellan Wuke sich einst als Schlütersche Arbeit bezeichnen ließ, dasselbe wird mit geringen Ausnahmen auch heute als sein Werk angesehen. Es handelt sich aus den alten Schloßteilen um einige Reliefs, so ein ovales am Kamin des alten Nordwestzimmers, vier große Reliefs in den beiden Sälen unter dem Turm, endlich Pilaster und Gebälk mit Kinderfries, Blumenvasen und Zwickelfiguren in dem „ovalen" Saal des Obergeschosses, dessen Grundriß zu den bezeichnenden Eigentümlichkeiten des älteren, 1696 fertig gestellten Baues gehört. Von dem darauf unternommenen Erweiterungsbau weist Gurlitt Schlüter zu die ganze Einrichtung der drei Zimmer im Erdgeschoß, anstoßend an die Südostecke des alten Baues, worunter eigenartig profilierte Deckengesimse und Sopraporten mit ovalen Reliefs auffallen. Im Speisesaal ziert ein Relief, Flora und Zephyr, den Kamin; in den Arbeitszimmern Friedrich Wilhelms III. finden sich zwei weitere Reliefs, Moses und die Schlange und die heiligen drei Könige darstellend. Auch bei ihnen denkt man an Schlüter.

Wir sehen, wie vorsichtig man heute in der Zuweisung der betreffenden Arbeiten an Schlüter verfährt. Das Charlottenburger Schloß, welches einst so ganz als sein künstlerisches Eigentum angesehen wurde, gehört ihm heute nur in einigen dekorativen Einzelheiten. Wie viele Werke, die ihm eine unkritischere Zeit zuschrieb, sind ihm heute ganz abgenommen! Ich denke nur an das Haus der Berliner Wallstraße, welches noch bis in diese Zeit der Volksmund als Schlüters Wohnhaus und also auch als sein Werk nahm, wobei man schnell bei der Hand war, eine Büste am Hause als sein Porträt zu bezeichnen. An Stelle der unbewiesenen Behauptungen ist Vorsicht getreten, an Stelle der kritiklosen Sicherheit eine reservierte Unsicherheit.

Die Unsicherheit hat zwei Gründe. Einmal blickt man kunstgeschichtlich weit genug, um nicht Schlüter als ein vom Himmel gefallenes Genie zu nehmen, dem man einfach alle schönen Dinge in den Berliner Bauten seiner Zeit zuschreibt. Indem man ihn immer mehr als Kind seiner Zeit begriff, hat man sich beschieden, vieles, was unter seinem Namen ging, vorsichtiger seinem Schulkreise zuzuweisen, ohne sich auf Namen zu kaprizieren. Man nennt solche Häuser einfach Werke niederländischer Baumeister.

Zweitens aber hat man eingesehen, wie sehr der Umstand, daß zu jener Zeit der Künstler als geistiger Eigentümer eines Werkes nicht voll begriffen wurde, eine Unsicherheit in der Datierung zur notwendigen Folge haben muß. Wird man heute so leicht den Berliner Dom Herrn Raschdorff mitten im Bau abnehmen und von einem anderen in anderem Stile fortsetzen lassen? Oder wird man heute so leicht das Begassche Nationaldenkmal nach Fertigstellung auf einen Unterbau setzen, den ohne Begas' Mithilfe andere Künstler in Auftrag erhalten? Wie ist es aber Schlüter ergangen! Das Zeughaus, welches er im Sinne deutschen Empfindens weiterbaute, wurde von einem anderen in französischem Geiste vollendet. Die Statue Friedrichs III. wurde auf alle möglichen Bauten als Dekoration probiert und sollte gar als Königsstatue umgearbeitet werden. Der Große Kurfürst wurde auf ein Postament mit vier Statuen nach italienischem Muster gesetzt. Überall wurden ihm die Werke aus der Hand genommen und nach Belieben benutzt oder untergebracht. Es ist klar, welche Verwirrung für eine spätere Forschung aus diesem Zeitfehler entspringen mußte, in dem wir die letzten Reste einer Kunstauffassung zu erkennen haben, die dem Mittelalter eigentümlich war: das Herumarbeiten vieler, abwechselnder Meister an einem einzigen Werke. Noch sah man im Künstler einen halben Beamten, noch war sein Werk mehr Erfüllung des Auftrages, als Ausdruck der Persönlichkeit.

Wir kommen nun zu dem großen Berliner Schloßbau, an dem dieses Schicksal Schlüters eine Bestätigung fand, die zu einer erschütternden Katastrophe führte.

(Schluß folgt.)





Roderich Löhr.

Roman
von
Ernst Eckstein.

II.

Achtes Kapitel.

Etliche Tage später betrat Eva im schwarzen Reitkleid die Treppe zwischen den beiden Frontveranden. Die Schleppe des Gewandes über dem linken Arm, die Reitgerte in der Rechten, schritt sie langsam die Stufen hinab. Frau Reythorff, über die Brüstung gelehnt, schaute ihr lächelnd nach. Sie sah wieder prachtvoll aus, die entzückende Eva; mindestens ebenso lieblich, wie in dem schneeigen Spitzenkleid mit der flammroten Gurtschleife. Man sah jetzt, daß sie bei all' ihrer Zierlichkeit voll und rund war. Eva trug nicht den üblichen Reitcylinder, den ihr ausgesprochenes Schönheitsgefühl nicht eben malerisch fand, sondern einen phantastischen Rembrandthut mit wehendem Schleier und breitwogenden Straußenfedern.

Drunten im Vorgarten stand ihr sechzehnjähriger Reitbursche Felix mit seinem rostbraunen Pony und dem Rassepferd Lovelace. Er trug einen hellblauen Reitfrack und gelbweiße Kniehosen. Als Eva herabkam, warf er die Zügel des Ponys dem alten Frank zu, der sich bei solcher Gelegenheit gern in der Nähe hielt. Dann half er seiner Gebieterin ehrfurchtsvoll in den Sattel, bestieg seinen wildmähnigen Kox und ritt ein paar Schritte abseits, während die junge Dame noch einige Worte mit ihrer Mama wechselte.

„Also ich werde euren Besuch auf nächsten Donnerstag ankündigen. Wenn es euch dann nicht paßt, könnt ihr ja immer noch absagen.“

„Gewiß, Herzchen!“ sagte Frau Reythorff. Sie war völlig versenkt in den Anblick der jugendlich-schönen Gestalt auf dem herrlichen, fast violett schimmernden Edelrappen. Die einzige ihrer Töchter, die das bewunderte Bild des Freifräuleins Laura von Stralow wieder aufleben ließ. Wie hold und wie adlig! Roß und Reiterin hätten mit ihrem gesättigten Schwarz beinah' zu ernst gewirkt, wäre die hochrote Feder da auf dem Hut nicht gewesen und die hochrote Busenschleife und die zwei lichtgelben dänischen Handschuhe.

Eva hob den vergoldeten Griff ihrer Gerte, nickte noch einmal, daß die hochrote Feder lustig tanzte, und rief dann dem Reitburschen ein freundliches „Vorwärts!“ zu.

In ruhigem Trab ging es nun über die Droßnitzbrücke und rechts ab in die mehr und mehr sich verbreiternde Thalebene. Felix auf seinem Pony hielt sich in angemessener Entfernung. Ein- oder zweimal schaute Eva sich um. Sie mußte doch sehen, ob der Junge ihr Ehre machte. Nun, je länger Felix in ihrem Dienst war, um so zufriedener durfte Eva mit ihrer Wahl sein: denn sie hatte ihn fast von der Straße weg in den Stall geholt und ihn selber erst für seine Obliegenheit ausbilden lassen. Felix Barthel war der älteste Sohn des verstorbenen Küsters von Riddaghausen, — auffallend hübsch, anstellig und bescheiden. Leute von solchen Eigenschaften konnte Eva gebrauchen. Das paßte zu ihr; das gab ihr ein reizvolles Relief.

Der Ritt ging über Grönzach und die Klettauer Flur nach Dorf Riddaghausen und von da durch den Hochwald. Das letzte Gebäude von Riddaghausen, hart am Walde gelegen, war die Dienstwohnung des Oberförsters Max Wernick, der gerade im Leinwandkittel, die Pfeife im Munde, auf der steinernen Vorbank saß und neugierig nach der Chaussee blickte, wo Eva Neythorff jetzt in Galopp fiel.

„Donnerwetter ja! Die sitzt ja wie angegossen!“ rief er im beifälligen Tone des Kenners. „Und ein Gesichtchen! Himmel und Hölle! Du, Grete, schau' einmal her! Wenn hier die Gegend so von reizenden Frauenspersonen wimmelt, dann möcht' ich doch weiß Gott unseren jungen Künstlern den Rat geben, statt in Italien, ihr wanderndes Atelier für ein paar Wochen im Riddaghausener Wald aufzuschlagen. Gestern die beiden prächtigen Bauernmädels; heut' dieses verdammt hübsche Edelfräulein! Es ist ja großartig!“

Frau Grete, die unmittelbar hinter der Bank in der Küche stand und eben den Kaffee zurecht machte, kam hervor, beugte sich aus dem Fenster und schaute der Reiterin und dem blaufrackigen Groom nach.

„Fein!“ rief sie pathetisch. „Wenn man so sieht, wie diese Gutsdamen losgaloppieren, man möchte fast neidisch werden.“

„Na, hör' mal, Grete,“ sagte der Oberförster, „wenn wir zwei so in dem braunen Korbwägelchen sitzen: ich in Gala, den Hut mit den Spielhahnfedern schräg über dem edlen Fra-Diavolo-Antlitz, du blond und rosig wie ein Posaunenengel: ich dächte, dann machen wir auch keine üble Figur! Was?“

Er lachte sein etwas geräuschvolles, gutartiges Lachen und blies eine wahre Wetterwolke zum Himmel auf.

Eva Neythorff war unterdes mit Felix tief in den Riddaghausener Forst gesprengt; sie immer um zehn, zwölf Meter voraus. Nun aber, in der Einsamkeit des Gehölzes, fand sie dies ladylike Vorausreiten langweilig. Sie hatte sich überhaupt einen wohlwollend-vertraulichen Ton mit Felix angewöhnt, seitdem sie bemerkt hatte, daß ihre Schönheit auf den empfänglichen Knaben wie ein betäubender Duft wirkte. Die Beobachtung dieses Eindrucks amüsierte sie königlich; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß selbst ein argloses Kind ihrem Zauber nicht widerstand, ein Untergebener, der es auch ohne die Arglosigkeit seiner Jugend niemals gewagt hätte, nur an den Saum ihrer Schleppe zu rühren.

„Komm und erzähl' mir was!“ rief sie mit ihrer lustigen Silberstimme, während ihr Pferd seine Gangart mäßigte.

Felix ward über und über rot. Er gab seinem Pony die Gerte. Im nächsten Moment war er an Evas Seite.

„Wie geht es denn deiner Mutter?“ fragte sie freundlich.

„Ach, das gnädige Fräulein sind ja die Güte selbst! Gott sei Dank, es geht besser.“

Er sah sie verzückt an. So mild und warmherzig hatte sie niemals gefragt. Auch sonst war ihr Interesse an der Familie gering, so sehr diese, nach dem plötzlichen Tode ihres Versorgers, der Teilnahme bedurft hätte. Selbst die Anwerbung und Ausbildung des Knaben war eigentlich nur eine Laune gewesen. Eva hatte ihn bei der Heuernte gesehen, wie er zwei unbotmäßige Percherons stramm zur Raison brachte. Und weil er so nett und geschmeidig war, und so leuchtende, lang-bewimperte Augen hatte, war ihr der Einfall gekommen: es wäre doch reizend, so einen Groom zu haben. Seitdem hatte sich Eva kaum wieder um die Mutter des Burschen gekümmert. Und deshalb rührte ihn jetzt, was doch nur eine Form der Anknüpfung, nur eine Phrase war.

Eva war heut' in der Fragestimmung. Und Felix erzählte. Als er von seiner erwachsenen Schwester sprach, die nächstens nach Wien ging, wo ihr der Vormund eine Stelle als Setzerin ausgemacht, glitt eine plötzliche Wolke über das Antlitz Evas. Die alte Sehnsucht nach den Freuden der Großstadt quoll in ihr auf, die Sturmflut jener heimlichen Wünsche, die ihr Vater — in diesem einzigen Punkte halsstarrig — so wenig befriedigt hatte. Sie seufzte. Wie die Sache jetzt stand, waren die Aussichten einer Änderung weit geringer noch als vor drei oder vier Jahren. Wenn sie denn wirklich den Amtsrichter heiratete, war es doch höchst unwahrscheinlich, daß er so kurzer Hand seinen Beruf drangeben würde. Sie wußte, daß Elimar Schott von der ihm bevorstehenden Laufbahn eine gar hohe Meinung hatte. Er sah sich im Geiste bereits als Chef eines großen Verwaltungskomplexes, als Ministerialrat, als Inhaber des Justizportefeuilles ... Wenn sie also Frau Schott wurde, so war sie auf eine Reihe von Jahren unwiderruflich an das traurige Nest Brenkwitz gefesselt. Das gab ihr zu denken.

Und Felix erzählte weiter.

„Wo ist deine Schwester denn jetzt?“ unterbrach ihn Eva.

„Drüben in Brenkwitz, beim Brenkwitzer Tageblatt.“

„Siehst du sie manchmal?“

„Sehr selten. Im Anfang hatt' ich auch Heimweh nach ihr.“

„Jetzt nicht mehr?“

„Nein. Seit ich mit dem gnädigen Fräulein ausreiten darf ...“

Seine halblaute Stimme bebte ein wenig. Eva Neythorff überhörte das nicht. Ein Strahl der Genugthuung blitzte aus ihren leichtsinnigen Augen. Die Worte des Knaben enthielten eine so urwüchsige Huldigung, daß ihr mit dem Bewußtsein ihrer Sieghaftigkeit auch die fröhliche Laune und das Vertraun in die Zukunft zurückkehrte. Bis jetzt hatte sie immer noch Glück gehabt; sie war Meisterin, aus jeder Blume den Honig, aus keiner das Gift zu saugen. Die Geschichte mit dem Herrn Amtsrichter hatte doch immer noch etliche Wochen Zeit. Bis dahin konnte sich manches ereignen. Für Sonntagskinder geschehen ja immer noch Wunder. Hätte sie nur das alles früher gewußt! Nur um zwei, drei Jahre früher! Sie hätte sich dann doch wenigstens Einen aus der Schar ihrer Bewerber kaltgestellt! Vielleicht den jungen, steifleinenen Mathematikprofessor, der doch ein ganz wohlsituierter Mann war! Oder noch besser: den Freiherrn von Riddaghausen, der trotz seiner zweiundsechzig Jahre noch so vulkanisch für sie entbrannt war und ihr den Weg des Lebens mit Rosen und Tausendmarkscheinen bestreut haben würde! Das war nun alles vorbei. Der Mathematikprofessor hatte die Grönzacher Pfarrerstochter, der Freiherr von Riddaghausen ein adliges Fräulein in hohen Semestern geheiratet ... Auch die Übrigen, die vielleicht noch in Betracht kamen, trieben nun fernab im Strudel des Lebens.

Eva zuckte ein wenig die Achseln. Du lieber Gott! Damals war sie doch wirklich ein bißchen zu jung, um sich gleich auf den ersten Anprall so festzufahren! Es hätte doch einer kommen können, der all die Vorzüge, die sie bis jetzt nur verteilt gefunden, auf seine Person vereinigte! Pah! Es war nicht zu ändern! Über Geschehenes mußte man weiter nicht grübeln. Immer vorwärts! Immer die Gegenwart ausgenutzt, — und die Zukunft ins Joch gebeugt! Vogue la galère!

Als man dem Herrenhause von Gehlberg sich näherte, hieß Fräulein Eva den Reitburschen wieder die angemessene Distanz halten. Die letzten fünfhundert Schritt wurden im schärfsten Trabe zurückgelegt. Auf gut Glück sprengte die Reiterin durch das geöffnete Hofthor, nahm den Weg rechts um die Baumgruppen nach dem schwer ornamentierten Eingang des Mittelflügels und parierte dort ihren schnaubenden Lovelace mit verblüffender Sicherheit. Die Küchenmädchen und Knechte gafften; der alte Hausmeister, der aus dem letzten Fenster des Erdgeschosses herübersah, rückte staunend die Brille. Einer der Gärtnerburschen lief diensteifrig herzu und prallte fast mit Felix zusammen, der ebenfalls der Allbewunderten beim Absteigen helfen wollte. Eva jedoch schwang sich federleicht aus dem Sattel, ohne von dieser doppelt gebotenen Hilfe Gebrauch zu machen. Jetzt kam auch Prasch, der Leib-

diener des Hausherrn, und gleich danach Roderich Löhr selbst.

Roderich verbeugte sich tief. Er war augenscheinlich bestrebt, die formvollste Ritterlichkeit, über die er verfügte, zum Aufwand zu bringen. Eva jedoch reichte ihm zwanglos die Hand.

„Da bin ich! Sie sehen, ich habe Wort gehalten. Eh' noch Mama und Papa sich aufraffen, komm' ich zur Gegenvisite …“

„Sehr, sehr liebenswürdig! Darf ich Sie bitten …? Hier links … Alwine wird sich ganz außerordentlich freuen … Sie war die Tage über nicht wohl … Es scheint, daß sie sich neulich in Droßhaida erkältet hat …“

„Ah, das thut mir ja leid,“ sagte Eva. Sie machte auf halber Höhe der Steintreppe halt. „Gewiß hat sich die gnädige Frau beim Tanzen zu sehr erhitzt. Wissen Sie was? Da kehr' ich gleich wieder um. Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich der lieben Patientin irgend zur Last fiele.“

„Bitte, im Gegenteil!“ klang eine freundliche Stimme von oben. „Das gnädige Fräulein muß nur entschuldigen, wenn ich nicht ganz salonfähig bin.“

Alwine, den Kopf mit Wolltüchern umhüllt, stand in der Korridorthür.

„'Tag, gnädige Frau! Wenn ich Sie ganz gewiß nicht störe —“

„Ganz gewiß nicht! Führe das gnädige Fräulein doch in den Mittelsalon, oder, noch besser, ins blaue Eckzimmer. Ich komme dann gleich.“

Im Obergeschoß angelangt, stieß Roderich Löhr die wuchtige Flügelthür auf. Eva Reythorff trat ein.

Der prächtige Raum, altertümlich in seiner gotischen Architektur, aber aufs glänzendste eingerichtet, machte auf Eva einen großartigen Eindruck. Sie war hinlänglich Kennerin, um den Unterschied zwischen der stilvollen Banalität gewisser Modezimmer und der Gediegenheit dieses geradezu fürstlich-kostbaren Mobiliars herauszufühlen. Ohne ans Protzenhafte zu streifen, erschien dies blaue Eckzimmer doch wie ein Lobgesang auf die Allmacht des Reichtums.

Eva Reythorff war Weltdame genug, ihr begeistertes Staunen nicht seinem vollen Umfange nach zu verraten.

„Ganz allerliebst,“ sagte sie Umschau haltend. „Wirklich, Sie haben Geschmack, Herr Löhr! Und diese Spitzbogenfenster mit den prächtigen Malereien! Wie das anmutig auf die Beleuchtung wirkt!“

Sie trat zum Kamin.

„Reizend! Hellgrauer Marmor! Das paßt im Ton zu den Sesseln. Wie muß das hübsch sein, wenn so an kühlen Abenden hier ein paar tüchtige Klötze flackern! Kamine sind meine ausgesprochene Schwärmerei … Und wie fein in der Ausführung! Wirklich, Herr Löhr, wenn Ihre übrigen Räume diesem Eckzimmer gleichen, dann wohnen Sie höchst behaglich! Weit schöner als wir!“

Eva hatte die Reitgerte auf den Klavierstuhl gelegt und ihr langwallendes Kleid über den Arm gerafft. Nun folgte sie der Einladung Roderichs und nahm auf einem der blaugrünen Lehnstühle Platz. Roderich selbst setzte sich ziemlich entfernt von ihr auf das niedrige Langsofa.

Nach kurzer Frist kam Alwine. Sie hatte den Morgenrock mit einem stahlgrauen Tuchkleid vertauscht, das eigentlich für die Jahreszeit viel zu schwer war; aber sie fröstelte. Um den Kopf trug sie ein braunes Chenilletuch.

„Willkommen in Gehlberg!“ sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit. „Und verzeihen Sie diesen Aufzug! Ich muß mich leider noch warm halten.“

Sie schob, wie entschuldigend, an der unschönen Kopfhülle zurecht.

Eva hatte sich beim Erscheinen der Hausfrau erhoben. Sie ging ihr entgegen und küßte ihr sehr verbindlich die Hand.

„Ich hörte schon, daß sich die gnädige Frau erkältet haben. Gewiß auf der Karlshöhe! Ich muß mir da eigentlich schreckliche Vorwürfe machen …“

„O nein!“ wehrte Alwine. „Die Karlshöhe trägt keine Schuld daran, sondern die Heimfahrt im offnen Wagen. Kurz vor Riddaghausen erhob sich ein scharfer Wind. Wie das so geht: zehnmal schadet's nicht, und das elfte Mal hat man das Übel weg. Sie sehen, ich halte den Kopf ganz steif.“

„Wahrhaftig! Das hab' ich noch gar nicht bemerkt.“

Eva sagte die Unwahrheit. Alwine, wenn

sie nach rechts oder links sprach, drehte den ganzen Oberkörper. Diese Steifheit und die Unkleidsamkeit des Chenilletuchs verlieh ihr neben der jugendlich graziösen Gestalt in dem federumwogten Rembrandthut etwas Schwerfälliges, Plumpes, Unvorteilhaftes. Roderich nahm diesen Gegensatz nicht ohne Beklemmung wahr, zumal die Augen Alwinens heut' einen merkwürdig müden, glanzlosen Ausdruck hatten.

Man setzte sich um den achteckigen Tisch rechts vom Kamin. Eva mußte sich eine Tasse Thee und ein paar Cakes gefallen lassen. Roderich sprach etwas umständlich von der Anschaffung einer Säemaschine. Er fühlte selbst, daß er mit seiner Erörterung langweilig ward: aber es fiel ihm just nichts Besseres ein. Es war zum Erstaunen, wie viel ungeschickter er heute war, als neulich.

Nach einer Weile stand Fräulein Neythorff auf.

„Nun aber bitte, gnädige Frau — ohne Widerrede! Was sollen Sie sich um meinetwillen hier Zwang auferlegen? Schonen Sie sich! Pflegen Sie sich! Nächste Woche komm' ich mit Ihrer Erlaubnis wieder. Sie führen mich dann zu all' den Gehlberger Herrlichkeiten, auf die ich so kolossal neugierig bin.“

„Schade,“ sagte Alwine. „Dieser abscheuliche Rheumatismus —! Ich bin wirklich heut' eine üble Gesellschafterin. Aber verschiedenes von dem, was Sie interessiert, kann Ihnen ja mein Mann zeigen. Die Georginen zum Beispiel. Das Gut ist so groß, daß Sie mit einemmal doch nicht fertig werden. Wenn Sie sonst Lust haben?“

„Ich darf Sie doch Ihres Herrn Gemahls nicht berauben. Jetzt, wo Sie nicht wohl sind ...“

„O, das macht nichts. Roderich wäre jetzt so wie so draußen. Und mein Mädchen ist die geborene Pflegerin.“

„Das ist sie,“ bestätigte Roderich. „Kommen Sie nur! Die Georginen wenigstens müssen Sie ansehn.“

„Wenn Sie erlauben, mit dem größten Vergnügen. Aber die gnädige Frau ist mir auch ganz gewiß nicht böse?“

„Im Gegenteil. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mir meinen gestrengen Herrn da ein bißchen zerstreuen. Seit einigen Tagen leuchtet kein Stern bei ihm. Ich glaube, er hat sich recht überarbeitet.“

„Ach, geh doch!“ versetzte Roderich freundlich. „Du nimmst alles so schwer. Ich war gestern verstimmt darüber, daß wir den Wernicks absagen mußten. Weiter nichts. Na, und vielleicht kam noch hier und da eine Kleinigkeit geschäftlicher Art hinzu. Ein neuer Wirkungskreis bringt natürlich auch neue Sorgen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

„Ich denke mir's,“ lächelte Eva.

„Wenn es also dem gnädigen Fräulein gefällig ist ...“

Eva beugte ihr rosiges Antlitz abermals über Alwinens Hand und drückte einen ehrfürchtigen Kuß darauf. Alwine hatte das dunkle Gefühl, als zwinge ihr diese Huldigung eine Rolle auf, die ihrem Alter noch nicht entsprach. Eine Sekunde lang sträubte sie sich. Aber vielleicht war das hier landesüblicher Ton, — und sie wollte doch Fräulein Eva um keinen Preis kränken.

Eva Neythorff wünschte der gnädigen Frau recht, recht gute Besserung, dankte für den liebenswürdigen Empfang und grüßte noch einmal in aller Form. Dann schritt sie hinaus. Roderich folgte. Draußen im Korridor hing sein Gartenhut, ein schwarzbrauner Filz mit Trobbel und Gemsbart. Den setzte er auf, nahm einen Bergstock mit spitziger Eisenzwinge und knorrigem Griff aus dem Ständer und ging dann mit seiner schönen Begleiterin langsam die Stufen hinab.

Alwine trat an das Fenster. Sie hatte empfindliche Schmerzen, weit heftiger, als sie vorhin hatte merken lassen. Es stach sie jetzt bis hinauf in den Kopf. Dennoch mußte sie ihrem herzlieben Roderich nachschauen. Ein Blick voll unendlicher Zärtlichkeit haftete auf der breitschulterigen, etwas derben Gestalt, wie sie da neben dem zierlichen, federumwallten Flatterwesen über den Hof wandelte und jenseits der beiden Standbilder in dem gewölbten Durchgang verschwand. Er war ja ihr Ein und ihr Alles; ihr Stolz, ihre Wonne, ihr Glück — und ihr heimlicher Kummer ...

Ja, während der letzten Zeit hatte ihr Mann sie mit nagender Sorge erfüllt. Er war anders geworden, und vergeblich mar-

terte sich ihr armes Gehirn ab, die Ursachen dieser unbegreiflichen Wandlung ausfindig zu machen. Die Frage war in ihr aufgetaucht, ob sie ihm nicht mehr genüge? ob sie zu alt für ihn sei ...? Und dann wieder: ob er sich bei der Wahl seines Berufs nicht dennoch geirrt habe? Vielleicht war er im Grund seines Wesens für eine höhere Laufbahn bestimmt. Und nun mußte er seine ausgesprochene Vorliebe für die Naturwissenschaften durch eine kärgliche Beschäftigung in den Mußestunden befriedigen! Das war eben keine volle Befriedigung. Eben deshalb hatte sie ja der Übersiedlung nach Gehlberg so sehr widerstrebt. Sie sah voraus, daß diese Mußestunden sich hier noch verringern würden. Und so war's in der That. Wenigstens vorläufig ...

Thränen im Auge, trat Alwine vom Fenster zurück und setzte sich noch ein paar Augenblicke auf ihren Platz vor die halbvolle Theetasse. Von neuem gelobte sie sich, mit Aufbietung all' ihrer Kräfte den teueren Mann zu entlasten und ihm vor allem die geschäftliche Leitung des Gutes nach und nach aus der Hand zu nehmen. Er sollte nur arbeiten, was ihm so recht sympathisch war; er sollte vor jedem Verdruß bewahrt, von jedem kleinlichen Ärger verschont bleiben. Dafür war sie da, sie, die mit Freuden ihr Herzblut geopfert hätte, um den Geliebten glücklich zu sehen.

Neuntes Kapitel.

Beim Durchschreiten des Hofes ließ Fräulein Eva einen bewundernden Blick über den ganzen gewaltigen Bau des Schlosses schweifen. Vorher hatte sie mehr auf Lovelace und das neugierig gaffende Publikum da an der Treppe geachtet. Jetzt erst fand sie Muße zum prüfenden Anstaunen dieses wirklich großartigen Herrensitzes. Das alles war ja im Grunde nicht halb so heiter und frisch wie die eigens nach dem Geschmack ihrer Mutter erbaute Villa: aber zwanzigmal echter, schwerer, gediegener. Jeder Quadratfuß dieser hohen Granitmauern trug den unverkennbaren Stempel eines festgegründeten Reichtums, einer altangesessenen Machtfülle. Ein Troß von Bediensteten war schon erforderlich, nur um diese endlose Zahl von Gemächern, Hallen und Sälen im stand zu halten. Der glückliche Eigentümer des Schlosses schien ihr jetzt wirklich ein kleiner Fürst.

Durch ein Kreuzgewölbe mit eingemauerten Grabsteinen führte der Weg in den Park.

Was man zunächst hier gewahrte, glich ein wenig dem Vorgarten von Droßhaida, nur daß es reichlich ums Zehnfache größer war: ein schier endloser Rasenplatz mit vereinzelten Baumgruppen; dort und da ein Gesträuch, ein Beet, eine Statue. Fern im Hintergrunde zusammenhängendes Laubholz.

Eva blieb stehen.

„Ein köstlicher Blick," sagte sie lebhaft. „Wirklich, ganz außerordentlich schön! Das alles brauchte nur flüchtig aquarelliert zu werden, und man hätte ein Blatt von reizvollster Eigenart."

„Ach, Sie malen?"

„Mit Leidenschaft, wenn auch vielleicht mit wenig Talent."

Roderich Löhr wiegte bedächtig den Kopf. Er selber verstand von Kunst, und besonders von Malerei, nicht das Geringste. Und wie nun Eva mit ein paar technischen Ausdrücken um sich warf, von Luftperspektiven und Freilichteffekten sprach; und von dem, was man früher Ambiente nannte, da blickte er einfältig zu ihr auf wie zu einem Geschöpf höherer Art, das auch im Punkte des Könnens und Fühlens hoch über ihm stand.

Sie bogen nach rechts ab. Zwischen dunklen Jasminhecken kamen sie nach einem breiten Parterre, wo in verschiedenen Abteilungen eine verblüffende Unmasse von Rosen stand. Einzelne von diesen Beeten waren schon abgeblüht; andere — die Spätrosen enthaltend — prangten in vollster Blüte. Das Ganze war von halbhohem Tannicht umgeben.

Eva Neythorff zeigte auch hier sich als Kennerin. Sie hatte das von dem Vater. Die meisten Sorten, nicht nur die allbekannte La France und die dunkle Pierre Notting, sondern auch seltenere nannte sie richtig bei Namen, zwanglos, gesprächsweise, ohne daß es den Eindruck machte, als wolle sie etwa ihr Wissen zur Schau tragen. Sie sprach von ihrer lebhaften Vorliebe für die Bourbonrosen, und ganz besonders für die duftige Souvenir de la Malmaison; sie rühmte die

Boule de Neige und brachte so mit großer Geschicklichkeit alles an, was ihr geläufig war.

Hinter dem gut gepflegten Rosarium folgte ein kleines Boskett und dann der Hauptstolz des Gehlberger Parks: der unvergleichliche Georginengarten. Alle Nuancen vom zartesten Gelb und Hellrot bis zum dunkelsten Blauviolett und Schwarzpurpur waren hier in vorzüglichen Exemplaren vertreten. Bis in die Mitte des großen Quadrats ließen die einzelnen Blüten sich noch unterscheiden. Was dann weiter hinaus lag, machte den Eindruck eines gigantischen Smyrnateppichs.

„Warum so spät erst, Georgine?" flüsterte Eva.

Roderich Löhr warf ihr einen nicht sehr geistreichen Blick zu.

„Sie sagten, mein gnädiges Fräulein —?"

„Ach, mir fiel gerade das hübsche Gedicht Hermann Gilms ein: die Georgine... Wie, das kennen Sie nicht? Und züchten doch diese Blumen mit solcher Leidenschaft!"

„Ich habe sie leider so viele Jahre hindurch in Gostritz gezüchtet. Da lebt man wie aus der Welt. Gilm sagten Sie? Den Namen hab' ich noch nie gehört."

„Ist's möglich? Nun, das nächste Mal, wenn Sie hinüberkommen, sing' ich Ihnen das Lied vor."

„Warum nicht gleich?"

„Ohne Klavierbegleitung — das geht doch nicht! Aber ich will's Ihnen deklamieren. Passen Sie auf!"

Nun hub sie mit ihrer helltönigen Stimme an:

„Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin?"

Sie unterbrach sich —

„Nicht wahr, das ist stimmungsvoll?" fragte sie lächelnd. „So tief und doch so graziös! Was vollends nun weiter kommt — dabei überläuft's einen ordentlich:

‚Wie, Träumerin, lock' ich vergebens?
So reich' mir schwesterlich die Hand:
Ich hab' den Frühling dieses Lebens
Wie du den Maitag nicht gekannt.'

Aber was fehlt Ihnen denn? Sie machen ja ein Gesicht ... Ach, ich merke, Sie sind kein Freund von derartigen Wehmutsklängen!"

Sie hatte recht gesehen. Roderich, so wenig er von den Geheimnissen der Malerei verstand, war doch gegen den Zauber der Dichtkunst und der Musik nicht unempfänglich. Unter dem Eindruck dieser herzbewegenden Strophe regte sich ihm die Täuschung, als sei er thatsächlich in dem Falle des Dichters, als blicke auch er auf ein trostloses Leben zurück, das den Maitag der Jugend unwiederbringlich versäumt habe. Das stand ja vollkommen im Einklang mit jener unklaren Sehnsucht, die ihn zuerst an jenem Oktoberabend in Gostritz und dann später so oft mit ihren traurig-süßen Lockungen heimgesucht hatte.

Er faßte sich rasch.

„Im Gegenteil!" sprach er mit etwas unsicherer Stimme. „Ich bin ein großer Freund aller wirklichen Lyrik. Eben deshalb überwältigt und schüttelt mich manches, was die Böotier kalt läßt. Die Verse, die Sie da vortrugen, haben etwas Ergreifendes. Wissen Sie, fast wie ein letzter ersterbender Glockenton, wenn man allein auf der Heide ist, und es dämmert. Ist das Lied damit fertig?"

„O nein! Es folgt noch eine Strophe. Ganz so traurig wie Ihr Abendglöcklein auf der nächtlichen Heide geht die Geschichte nicht aus. Der Poet will nur sagen: wie die verspätete Georgine, so habe auch er nicht im Mai geblüht. Aber die Blüte kommt. Wollen Sie's hören?"

„O, ich bitte darum!"

Sie schaute ihn ernsthaft an. Mit klarer Stimme sprach sie die Schlußverse:

„Und spät, wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz.
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz."

„Außerordentlich schön!" murmelte Roderich Löhr nach langer Pause, weil er das dunkle Gefühl hatte, daß er was sagen müsse. Sie aber lachte hell auf.

„Wir sind doch die richtigen Deutschen! Hier in dem herrlichsten Park, beim herrlichsten Sonnenschein tragen wir sentimentale Gedichte vor! Das heißt: ich trage vor,

und Sie hängen den Kopf! Ist das vernünftig? Kommen Sie! Schreiten wir diese Beete doch ruhig ab und bekümmern wir uns mehr um die Blumen selbst, als um das, was sie bedeuten mögen!"

„Sie haben recht. Bitte, gehn Sie voran!"

Schweigend durchwanderten sie das großartig schöne Parterre, das in der That auch ohne hinzugedachte Symbolik das Herz des Naturfreundes zu bewegen im stande war. Überall die sonnigste Farbenpracht, die reichste, wundervollste Kontrastwirkung.

„So!" meinte das junge Mädchen, als man nach zwanzig Minuten wieder den Weg betrat. „Nun müssen wir Kehrt machen."

„Ganz und gar nicht! Eh' Sie die Freundschaftshalle gesehn haben und den Gehlberger Teich, lass' ich Sie unter keiner Bedingung nach Hause. Oder versäumen Sie was?"

„Ich? Nein."

„Also folgen Sie mir, wenn ich bitten darf! Es macht mir unendliche Freude ..."

Sie wandten sich in nordwestlicher Richtung nach dem kleinen Gehölz, dessen Ausläufer bis an die Riddaghausener Waldgrenze reichten. Zwischen knorrigen Ahornbäumen und Eichen befand sich hier ein prächtiger Schießstand, alles nagelneu, das schwedische Blockhaus wie eben vom Beil gekommen, die Schutzmauern aus rotem Granit.

„Darf man das auch ansehn?"

„Aber natürlich! Wenn Sie das interessiert ..."

„Ungeheuer. Ich schieße ja selber ein bißchen; wenn auch nur mit Salonpistolen."

Sie traten ins Blockhaus. Der zierliche Bau bestand aus zwei Räumen. Von der Brustwehr der Hauptstube sah man über die Lichtung nach drei in verschiedener Entfernung belegenen Scheiben.

„War das? Ich meine: stammt das noch aus der Zeit Ihres Vorgängers?"

„Nein, gnädiges Fräulein! Joachim Pernbeck hat wohl niemals im Leben ein Gewehr abgefeuert."

„Ich dachte mir's. Ein so altfränkischer Sonderling. Aber Sie —? Oder ist das nur für die Gäste?"

„Auch für die Gäste. Zunächst aber für mich selbst. Das Schießen, besonders mit der Pistole, ist mein einziger Sport. Allenfalls noch das Reiten, obgleich ich da nicht excelliere."

„Aber im Schießen — da excellieren Sie?"

„Einigermaßen."

„Das freut mich. Das habe ich gern. Gut schießen — das ist so männlich, so ritterlich. Selbstverständlich sind Sie auch Jäger?"

„Bedaure. Ich habe erst neulich einem befreundeten Oberförster auseinandergesetzt, warum ich der Jagd, wie sie hier zu Lande im Flor steht, keinen Geschmack abgewinne. Wehrlosen Tieren spaßeshalber die Knochen mit Schrot zu zertrümmern — das lockt mich nicht. Ja, wenn es sich noch um Wölfe und Bären handelte!"

„Aus diesem Gesichtspunkt — freilich! Das hab' ich noch gar nicht so recht bedacht. Sie sind wirklich ein guter, hochherziger Mensch, Herr Löhr!"

„Gehn wir weiter!" stammelte Roderich.

Das Gehölz war durchschritten. Nun reihte sich wieder Beet an Beet, Strauchgruppe an Strauchgruppe. Nach drei Minuten erreichten sie einen Rundplatz, von Eichen und Rotbuchen überwölbt. Das war die Freundschaftshalle. Im Mittelpunkt stand eine wetterzerfressene Basaltbank.

„Bitte, drehn Sie sich um!"

Eva wandte den Kopf. Man sah von hier auf dem Hintergrund einer lieblichen Landschaft das hell-beleuchtete Schloß mit seinem hochragenden Eckturm — das Ganze wie eingerahmt von den Stämmen und Ästen der zwei vordersten Rotbuchen.

„Ach, hier muß ich ein Weilchen rasten!" rief Eva.

Sie setzte sich und faltete ihre Hände wie andächtig unter der roten Brustschleife.

„Ein entzückender Platz! Diese Flammenglut in den Fenstern! Und wie schön und rein sich der gotische Turm gegen den blaugrünen Himmel zeichnet! Die Tannenhügel — welch ein duftiger Horizont —! Was ist denn das für ein Rauch da drüben? Dort links von der einsamen Pappel —?"

„Das ist die Esse der Gehlberger Ziegelei."

„So weit liegt die hinaus?"

„Leider.“

„Warum leider?“

„Die große Entfernung hat ihre Nachteile. Namentlich jetzt, wo ich dabei bin, die Anlage zu vergrößern.“

„Wie? Sie vergrößern das noch?“

„Man muß mit der Zeit fortschreiten. Der alte Pernbeck hat die Geschichte ein wenig vernachlässigt.“

„Das ist wohl die nämliche Ziegelei, die damals der Freiherr von Riddaghausen Ihrem Herrn Vorgänger abkaufen wollte?“

„Jawohl. Noch kürzlich hat er auch mir ein Gebot gemacht. Der Betrieb stört ihm die Hirschjagd. Ich lehnte natürlich ab. Die Ziegelei ist schon jetzt eine Goldgrube. Später — wenn mal die Bahn bis Riddaghausen geht — wird sich ihr Wert verdreifachen.“

„Ach? Verdreifachen? Da wären Sie allerdings thöricht —“

„Auch ohne dies hätte ich nein gesagt. Ich habe mich letzthin mit Experimenten beschäftigt, die gerade in dieses Fach schlagen. Quarzziegel und Schamottsteine sind meine Specialität, und seit vorigem Herbst bin ich einer wohlfeilen Mischung für eine neue Art Tuffziegel auf der Spur. Was ich zu Gostritz im kleinen trieb, will ich nun hier im großen fortsetzen. Da konnte mich denn die Viertelmillion des Freiherrn nicht locken.“

Roderich Löhr hatte bei dem Wort Viertelmillion eine Handbewegung, als sei diese Summe für ihn ebenso unbedeutend, wie für gewöhnliche Sterbliche der Betrag einer Wirtshauszeche. Schon in demselben Moment kam er sich protzig und plump vor. Aber er wollte doch nun um jeden Preis das Gefühl der Inferiorität los werden, das ihn dieser glänzenden Eva gegenüber so peinlich gebannt hielt. Durch die ungezwungene und ganz gelegentliche Hervorkehrung seines Reichtums hatte er ein Gegengewicht in die Wagschale werfen und sich Vertrauen und Mut einsprechen wollen. Der Besitz war ja das einzige Gebiet, auf dem er den Reythorffs unzweifelhaft überlegen war. Nun quälte ihn doch die Besorgnis, Eva möchte ihn albern und lächerlich finden. Aber ihr schönes Gesicht zeigte auch nicht den leisesten Hauch von Spott oder Geringschätzung. Sie blickte nur still und traumverloren ins Weite. Ihr beweglicher Geist hatte sich gar nicht mit den begleitenden Umständen, sondern nur mit der Thatsache befaßt, daß der Gutsherr von Gehlberg einen Betrieb sein eigen nannte, der ihm für eine bare Viertelmillion nicht feil war. Und doch spielte die Ziegelei ganz augenscheinlich innerhalb des Gehlberger Anwesens nur eine untergeordnete Rolle. Wie kläglich kamen ihr jetzt die Vermögensverhältnisse des immerhin wohlhabenden Amtsrichters vor! Weshalb konnte nicht Elimar Schott Eigentümer von Gehlberg sein? Dann — ja dann! Die Krone von Frankreich war eine Messe wert — und Gehlberg einen blutlosen, langweiligen Ehegemahl. Reich zu sein, im vollsten Sinne des Wortes, und nicht bei jedem ausgiebigen Griff in die Tasche befürchten zu müssen: jetzt packst du den letzten Bankschein — das allein war ein Leben!

„Was denken Sie jetzt?“ fragte Löhr, da sie schon zwei Minuten lang keine Silbe mehr sprach.

„Ich? Ach, verzeihen Sie, daß ich so unartig bin! Aber der Reiz dieses Bildes fesselt mich unwiderstehlich! Das ist ja noch hundertmal schöner als vorhin der Blick über den Rasengrund! Sie müssen erlauben, daß ich demnächst wiederkomme und eine Farbenskizze versuche ... Wozu hat man sein bißchen Kunst?“

„Sie können mir gar keine größere Freude machen!“

Eva erhob sich.

„Gehn wir noch ein Stück, wenn's Ihnen recht ist ...“

„Natürlich. Wir kommen jetzt an den Teich ... Den Teich müssen Sie sehn, und die Barken und die reizende Insel mit dem Eulalia-Tempel. In Droßhaida haben Sie keinen Teich, nicht wahr? Schade! Eine Wasserfläche belebt so!“

Nach fünf Minuten standen sie vor einem buchtreichen Gewässer, das beinahe schon ein See war. Drei Barken mit bräunlich polierten Rudern und grellroten Wimpeln lagen hier angepflockt am Rand einer Holzbrücke.

„Können Sie rudern?“ fragte das junge Mädchen.

„So leidlich.“

„Ach, dann fahren wir eine Strecke hin-

aus! Ich bin seit Jahren nicht Kahn gefahren."

Roderich löste das kleinste der drei Fahrzeuge vom Strandpflock, zog es zum Einsteigebrett und gab dann Eva die Hand. Wie ein Vogel flatterte sie über den Bordrand. Der Kahn schwankte; sie lachte hell auf. Das war köstlich, dies Schaukeln!

Nun setzte sie sich. Roderich Löhr packte die Ruder und stieß vom Strande. Die goldene Septembersonne lag still und warm auf der tiefblauen Flut und goß eine Fülle von Licht über die schlanke Gestalt, die ihm strahlend von Schönheit und Jugendlust gegenübersaß. Nur die Stirn und die Augen waren von dem phantastischen Hute beschattet. Mit kräftigen Armen trieb er den Kahn vorwärts. Ein süßes, märchenhaftes Gefühl überkam ihn. Halb unbewußt schwelgte er in der Täuschung, als ob er das holde Geschöpf da entführe, weit hinaus nach irgend einer entlegenen Küste. Wie glückselig mußte der Mann sein, der dies himmlische Mädchen dereinst als Lebensgefährtin ans Herz schloß! Nun fiel ihm der Lieutenant von Sülfingen ein. Die beiden paßten so gut zueinander. Und sie würden sich finden ... Vielleicht waren sie längst schon einig ...

Roderich Löhr preßte die Zähne zusammen und verdoppelte seine Anstrengungen. Es war ihm, als müsse er irgend etwas zerdrücken, zerbrechen, zermalmen. Zugleich erstaunte er über die seltsame Anwandlung, die ihn so ganz unlogischerweise heimsuchte.

Die Ruder ächzten; der Kahn flog dahin wie ein Pfeil. Eva zog ihren linken Handschuh aus und griff mit den rosigen Fingern in das blauleuchtende Wasser, so daß es zu beiden Seiten aufsprühte und funkelnde Tropfen warf.

„Herrlich!" rief sie mit einem lachenden Blick. „Ich könnte so stundenlang weiterfahren!"

Nun kam die Insel, ein grünes, flaches Gebilde, nur etwa hundert Quadratmeter groß, aber mit zehn oder zwölf prachtvollen Buchen geschmückt. Ungefähr in der Mitte stand ein fünfeckiges Borkenhäuschen, auf dessen schadhaftem Dach eine verrostete Eisenblech-Fahne die Inschrift trug: Templum Eulaliæ.

„Das sieht ja merkwürdig aus!" rief Eva. „So alt und verwittert! Aber hübsch, auffallend hübsch!"

„Wollen Sie aussteigen?"

„Glauben Sie, daß es lohnt?"

„Wenn nicht, so machen wir sofort wieder Kehrt."

An der Südspitze der Insel war eine Stelle mit rohen Sandsteinen gepflastert. Hier konnte man landen. Roderich sprang ans Ufer und legte das Boot fest.

In dem fünfeckigen Borkenhäuschen war allerdings wenig zu sehen. Links vom Eingang standen zwei regenvermorschte Bänke. In der Mitte, um den Dachträger herum, war ein roh gezimmerter Tisch angebracht. Unter dem Tisch lag ein großer entfärbter Quartband.

Roderich bückte sich, um das Buch aufzuheben. Er las den Titel: „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gotischen und Deutschen — von Franz Bopp." Rechts oben befand sich die handschriftliche Notiz: Ex libris Joachimi Pernbeckii.

„Das sieht ihm ähnlich! Wenn er nicht ausfuhr oder bei seinen Georginen herumhantierte, zog er sich hier auf die Insel zurück und trieb seine Zendstudien."

Eva nahm nun auch ihrerseits das Buch in die Hand.

„Ich weiß nicht, wie mich das anmutet," sagte sie halblaut. „Es ist mir, als säh' ich so den alten Herrn selbst ... Da hat er sein Buch nun liegen lassen und ist jählings drüber hinweg gestorben ... Ordentlich rührend!"

Sie blätterte.

„Nein, sind das unglaubliche Buchstaben! Wie kann der Mensch nur gleichzeitig Blumenfreund und Anhänger einer so gräßlichen Wissenschaft sein?"

„Warum nicht? Die Gegensätze berühren sich."

Eva legte den Quartband kopfschüttelnd auf die schwärzliche Tischplatte.

„Und wie sehr hat sich hier alles verwandelt!" fuhr sie mit schalkhaftem Lächeln fort. „Herr Joachim Pernbeck flüchtete auf dies einsame Inselchen, um vor jedem Überfall sicher zu sein, während Sie umgekehrt Ihre Gäst ein eigner Person hierhergondeln. Sie machen jetzt gut, was die Ungeselligkeit

Ihres Vorgängers durch Jahrzehnte gesündigt hat. Gehlberg lebt wieder auf; Gehlberg rüstet sich, um endlich den Rang zu erobern, der ihm von Rechts wegen zukömmt. Der Urheber dieses glorreichen Umschwungs verdient eine Auszeichnung. Warten Sie!"

Und Eva Reythorff brach mit ihren rosigen Fingern eine goldgelbe Blüte, die am Eingang des Tempels freundlich im grünen Gesträuch glänzte. Dann zog sie eine Stecknadel aus der Brustschleife, trat vor Roderich hin und befestigte ihm die Blume wie einen Cotillonorden links am Jackett.

„Scherz muß sein!" rief sie in bester Laune. „Ein herrliches Gelb! Ich liebe das leidenschaftlich. Goldgelb und Rot sind meine Lieblingsfarben."

Sie plauderte nun von diesem und jenem, leicht und zwanglos — und beinah allein die Kosten der Unterhaltung tragend; denn Roderich war seit dem Anstecken der Blüte auffallend schweigsam geworden. Er dachte vielleicht an die goldgelben Blumen der Fee Morgana ... Oder an die verspätete Georgine, die feuergelbe, die noch so zärtlich flammt, da doch das Rosenmärchen schon längst erzählt ist ...

So verstrichen wohl zehn Minuten. Roderich stand; Eva hatte sich links auf die Bank gesetzt. Sie lobte den Blick über den langhingestreckten Teich und das Birkenwäldchen, fand aber auch die endlosen Stoppelfelder jenseits der Parkmauer stimmungsvoll und malerisch wohl verwertbar.

„Was da drüben so aufsteigt — neben den Obstbäumen —: gehört das noch alles zu Gehlberg?"

„Gewiß!" versetzte er stolz. „Soweit das Auge hier reicht, ist alles Gehlberger Grund und Boden."

Nun stand sie auf.

„Wir haben noch ein gehöriges Stück bis zum Schloß ..."

„O, es ist noch so früh."

„Spät genug für einen ersten Besuch."

Roderich Löhr fügte sich. Noch einmal hielt er eine Sekunde lang Umschau, als müsse er sich den Schauplatz dieser letzten Erlebnisse tief in die Seele prägen. Die Grammatik von Bopp nahm er mit. Dann bestieg man den Kahn, erreichte das Ufer und ging auf dem nämlichen Weg, den man gekommen war, zurück nach dem Herrenhaus.

Felix stand schon mit Lovelace und dem Pony bereit. Und abermals zeigten sich dort und da neugierige Köpfe.

„Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau, wenn ich bitten darf! Und haben Sie Dank für die große Mühe! Es war entzückend!"

So ritt sie davon. Felix, der unterdes von Prasch mit Kaffee und Butterbröten traktiert worden war und sich nur mühsam der allzu lebhaften Aufmerksamkeit erwehrt hatte, mit der ihn die langzöpfigen Küchen- und Wäschermädel umringten, folgte in dem bangen Bewußtsein, daß die Lore sowohl wie die Gundel, trotz ihrer hübschen Gesichter, formlose Klötze seien im Vergleich mit dieser himmlischen Huldgestalt.

In Droßheida wurde Eva zunächst von Gertrud bewillkommnet. Die Mutter hatte Migräne; der Vater hielt sich mit Helka im Obstgarten auf.

„Ist jemand da gewesen?"

„Neun Offiziere auf einmal! Abschiedsvisite! Morgen früh geht's in die großen Manöver."

„Auch Sülfingen?" fragte Eva nach einer Pause.

„Nein! Der konnte nicht. Übrigens hat er uns ja schon neulich adieu gesagt."

Und Eva Reythorff lächelte höchst befriedigt, während sie langsam die Stufen der Freitreppe hinanstieg.

Zehntes Kapitel.

Die kleine Eckstube der Riddaghausener Försterwohnung sah außerordentlich frisch und festlich aus. Rechts und links von dem altertümlichen Spiegel hatte Frau Grete zwei riesige Fächerpalmen auf die Rokokosäulen gestellt. Die Butzenscheiben mit ihren zollbreiten Einfassungen blitzten magisch im Sonnenlicht. Auf dem zierlich gedeckten Tisch prangte ein großartig schöner Strauß von Spätrosen. Die vornehm geblümten Teller, die dreierlei Gläser, die feinen Damastservietten — alles bezeugte, daß die sonst so sparsame Hausfrau heute ein Übriges that.

Um diese Tafel herum saßen die beiden

Ehepaare Wernick und Löhr. Die Wernicks hatten den abgesagten Sonntagsbesuch mit aller Gründlichkeit nachgeholt. Heute machten die Löhrs ihre Gegenvisite. Natürlich mußten auch sie gleich für den halben Tag kommen.

Man hatte die ausgezeichnete Nudelsuppe verzehrt. Lotte, das Dienstmädchen, purpurrot vor Verlegenheit, trug eine Schüssel mit Schleien herein, setzte sie vor die blondstrahlende Hausfrau und entfernte sich schleunigst.

„Wir lassen das hier gleich so herumgehn," sagte Frau Wernick. „Unsere Lotte ist noch ein bißchen täppisch."

„Aber natürlich!" lachte der Oberförster. „Ganz ohne Ceremoniell! Nicht wahr, Löhr? Schleien! Ich weiß noch von der Hochschule her: das war deine Leibspeise! O, die Grete hat mich gehörig examiniert ..."

„Zu aufmerksam, gnädige Frau."

„Unsinn! Das versteht sich von selbst. Und sag' doch nicht immer ‚gnädige Frau'! Die Grete ist so was gar nicht gewöhnt. Aber du wirst jetzt schauerlich vornehm. Sogar den Bart hast du dir stutzen lassen! Spitz und kurz, wie ein Boulevardier!"

„Aber das steht Herrn Löhr!" meinte Frau Grete. „Wirklich, er sieht jetzt weit jünger aus."

„Das hat er auch nötig!" versetzte Roderich herb.

„So?" rief der Oberförster. „Bist du nicht grade so alt wie ich? Ein Mann in der Blüte der Jugend! Freilich, ein bißchen grau wirst du da über den Schläfen. Das kommt vom vielen Studieren. Na, da färbst du dich nächstens."

„Bitte, Herr Löhr, trinken Sie doch einmal aus! Ich glaube, der Wein schmeckt Ihnen nicht —?"

„Im Gegenteil, gnädige Frau ..."

„Gnädige Frau!" wiederholte Wernick. „Wie das nur klingt — hier in dem kleinen, bescheidenen Försterhaus! Ich sage dir doch: wir sind einfache Leute, die Grete und ich! Auf äußeren Firlefanz geben wir gar nichts!"

„Nun," meinte Frau Löhr mit einem Blick auf die nette, geschmackvolle Einrichtung, „so vollständig ohne Sinn für die Äußerlichkeiten scheinen Sie doch nicht ..."

„Ach, da steckt nicht soviel dahinter!" sagte Frau Wernick. „Das bißchen Altdeutsch hat mir der Vater gezeichnet. Den Tritt zum Beispiel mit der Umfriedigung. Und den Schlüsselschrank. Und hier den Kredenztisch. Kostet darum nicht mehr, als ein gewöhnliches Durchschnittsbüffet."

„Ja, ja, mein Gretchen ist altdeutsch! Echt, gediegen, kernig und dauerhaft. Nichts Falsches an ihr — vom Kopf bis zu den Füßen! Da, schaut einmal her: die paar Arme! Was? Wie vom seligen Rubens gemacht!"

Er packte sie bei dem Oberarm und schüttelte sie unter lautem Gelächter.

„Aber Max!" wehrte sie mit drollig gespielter Entrüstung. „Was sollen die Leute nur denken? Gott sei Dank, der Herr Löhr kennt dich ja! Nicht wahr, Herr Löhr, der Max war immer ein Ausbund von Unart und Übermut?"

„Wenn auch das nicht, so doch stets von einer beneidenswerten Elasticität."

„Besser ein bißchen toll, als ein Kopfhänger!" sagte der Oberförster. „Komm her, Alter! Prosit Rest! Ich weiß nicht, das gründliche Kneipen hast du noch immer nicht los! Prosit, Frau Löhr! Prosit, Gretchen! Du hast dich heute wieder mal selbst übertroffen. Die Schleien sind großartig!"

Er leerte sein Glas und machte sich dann mit erstaunlichem Appetit über den prächtigen Fisch her.

Frau Grete bot unterdes mit großer Lebhaftigkeit die schönen Kartoffeln, die Butter, das Brot und die Semmeln an. Es schien ihr ein wahres Bedürfnis zu sein, unablässig zu sorgen. Besonders auch für ihren eifrig schmausenden Max, der sich mit sichtlichem Wohlbehagen von ihr verwöhnen ließ.

„So!" sagte der Oberförster, der von den vieren am längsten zur Bewältigung seiner Portion gebraucht hatte. „Das war eine recht günstige Einleitung. Summa cum laude! Nimmst du noch was, Löhr? Nein? Also weiter im Text, wenn ich bitten darf!"

„Nur nicht so stürmisch!" sagte die Hausfrau. „Lotte verliert sonst den Kopf. Und wir haben ja Zeit, nicht wahr?"

Sie schlug auf die Tischglocke. Das Mädchen kam — röter noch als zuvor —, um die Gedecke zu wechseln.

„Zweiter Gang: Feldhühner!" sagte der

Oberförster. „Selbst geschossen! Und zwar unter höchst merkwürdigen Umständen. Ich weiß nicht, ob Sie sich für authentische Jagdgeschichten interessieren?“

„Warum nicht?“ versetzte Alwine. „Ich habe zwar nie welche gehört ...“

„Was? Nie welche gehört? Ja, liegt dieses Gostritz denn auf dem Gipfel des Dawaladschiri?“

„Wir hatten so wenig Verkehr ...“

„Das muß anders werden! Jagdgeschichten, echte, wahrhaftige, sind ja die Würze des Daseins! Hören Sie also! Drüben am schwarzen Weg, wo's in die Kronberger Sandgrube geht, liegt ein Kartoffelacker ... Mein Hund, der Mentor ... Da, nun kratzt er da draußen! Man darf den Kerl nicht mit Namen nennen. Kusch, Mentor! Also mein Hühnerhund, das gescheiteste Tier auf zwanzig Meilen im Umkreis ...“

Während der Oberförster nun mit epischer Breite sein Jagdabenteuer erzählte, das vom Standpunkt der Tier-Psychologie gar nicht so uneben war, blickte Roderich, scheinbar lauschend und doch in Gedanken weit weg, in den goldklar funkelnden Rheinwein. Je länger er diese kräftige, warme, von Glück und Frohsinn gleichsam durchsättigte Stimme des Freundes hörte, um so schwerer sank ihm die eigene Unseligkeit auf das zerrissene Gemüt. Wie ganz erfüllt schien dieser Wernick von der kleinen, lustigen Frau, die ihm das einfache Försterhäuschen zum Paradies machte! Wenn Roderich die blonde, etwas stumpfnäsige Grete mit Alwine verglich, so war ihm kein Zweifel darüber, daß Alwine zwar etwas älter, aber doch weit hübscher und bedeutender war ... Und doch ...

Seit jenem Nachmittag, da ihm Eva im Tempel der Teich-Insel die gelbe Blume an den Aufschlag des Rocks geheftet, waren jetzt vierzehn Tage verflossen. Noch zweimal war sie dann wiedergekommen. Das erste Mal in Begleitung der Eltern; das zweite Mal nur mit dem Reitburschen Felix. Bei diesem zweiten Mal kam Eva als Künstlerin. Sie brachte ein Reißbrett, eine zierliche Staffelei und ihren Malkasten mit. Der Blick von der Freundschaftshalle auf das Gehlberger Schloß und die sanft-quellende Rauchwolke der Ziegelei hatte es ihrem schönheitsdurstigen Herzen angethan ... Roderich Löhr, wie jetzt die volltönige Baßstimme Wernicks lauter und lebhafter durch das Gemach klang, schweifte mit glühender Inbrunst zu dieser Stunde des Schwärmens und Schaffens zurück. O Freundschaftshalle! O Eva Reythorff! Wie unbeschreiblich schön hatte sie ausgeschaut! Sie saß auf der altersgrauen Granitbank und beugte sich in lieblichster Haltung vor. Den Hut mit den wallenden Straußenfedern hatte sie abgelegt. Stumm bewundernd stand Roderich neben ihr und folgte ihrem graziös gehandhabten Pinsel, der so schnell und so leicht die buntschimmernde Herrlichkeit auf das weiße Papier warf. Roderich hielt die artige Kleckserei des jungen Mädchens für eine Leistung ersten Ranges. Ab und zu schweifte sein Blick von dem Reißbrett nach der Gestalt der Künstlerin, nach der blühenden Wange, nach dem braunglänzenden Haar. Und zuletzt hatte sie zu ihm aufgeschaut, so eigenartig — so scheu und so angstvoll, und doch wieder so innig und warm, daß ihm das Herz bei der bloßen Erinnerung bis in die Kehle schwoll. In dieser Nachmittagsstunde war ihm die unverhoffte Erkenntnis gekommen: daß Eva, die zauberische Eva ihm eine mehr als gewöhnliche Sympathie schenke; daß sie sich dieser bedeutsamen Thatsache wohl bewußt sei; und daß ihre jungfräulich-reine Seele sich heimlich beunruhige. Als sie dann aufbrachen und er wortlos und wie erstarrt von dieser ungeheuren Entdeckung neben ihr her ging, da sah und hörte er nichts; auch die Worte nicht, die sie in ihrer Beklommenheit über das Wetter und den beginnenden Herbst und die Genesung Alwinens sprach. Er gab Antwort, ohne zu wissen worauf. Nur ganz mechanisch setzte er Fuß vor Fuß, und schlug mit der eisernen Stockzwinge hier und da einen Stein aus dem Weg. Tief in seiner pochenden Brust aber jauchzte es himmelan: Ich liebe sie, und sie weiß es, und zürnt mir nicht!

Wunderbar, daß er in diesem Moment nicht die leiseste Regung seines Gewissens, nicht die geringste Bangigkeit vor der Zukunft verspürte. Auch nachher nicht, in Gegenwart seiner Frau, die ihn so harmlos und liebenswürdig begrüßte. Der Zwiespalt und die heimliche Angst kamen erst später.

Mit dieser inneren Zerrissenheit wuchs aber auch die sinnlose Glut seiner Leidenschaft. Eine unendliche Sehnsucht gab ihn nicht wieder frei. Und hier in dem traulichen Försterhaus, unter dem Eindruck dieses kampflosen Glückes, hatte sein Gram sich in brennenden Schmerz verwandelt.

Ein helles Gelächter riß ihn aus seiner Versunkenheit. Max Wernick hatte jetzt eben die Pointe geliefert. Er selbst lachte am lautesten. Auch Alwine schien sich weidlich zu amüsieren.

„Nun?“ wandte sich Wernick an Roderich. „Hab' ich zuviel gesagt? Oder verdient er ein Standbild?“

Roderich nickte.

Grete war jetzt dabei, die köstlich duftenden Feldhühner kunstgerecht zu zerkleinern. Der Oberförster schaute ihr schmunzelnd zu.

„Wie sie das wieder macht! Was? Ein Mordskerl! Alles versteht sie! Alles hat sie am Schnürchen!“

„Ich bitte dich, hör' jetzt auf, Max!“

„Wart', ich werde dich —, wenn du hier deinen Mann abtrumpfen willst! Da soll doch gleich ... Na, Pantoffelkönigin mit der Schleife, sind wir so weit?“

Die blonde Frau nickte. Wernick schlug mit der flachen Hand viermal hart auf die Tischglocke. Die Thür ging auf, und Lotte trug einen großen Champagnerkühler mit zwei goldköpfigen Flaschen herein.

„Schade, daß wir kein Eis haben!“ sagte der Oberförster. „Na, der Hofbrunnen hat selbst im Juli höchstens acht oder neun Grad Celsius. Man muß sich zu helfen wissen.“

Er ging ans Werk. Der Pfropfen sprang geräuschvoll zur Decke empor. Die Kelchgläser wurden gefüllt.

„So!“ sagte dann Wernick. „Nun bitt' ich um zwei Minuten Gehör! Unvorbereitet, wie ich mich habe —“

Die Serviette unter dem linken Arm erhob er sich, nahm sein überschäumendes Glas und begann mit pfiffigem Augenzwinkern:

„Hochansehnliche Herrschaften! Der heutige Tag ist in doppelter Hinsicht ein Festtag für mich. Einmal sehe ich hier einen wackeren Bonner Kommilitonen und seine vortreffliche Frau, die schöne Alwine, zum erstenmal als liebe Gäste unter meinem bescheidnen Dache. Ich heiße sie herzlich willkommen! Möchten sich beide hier wohlfühlen! Möchte die liebe Alwine von allen Erkältungen, Hexenschüssen und Rheumatismen dauernd verschont bleiben. Überhaupt wünsche ich ihr ein frohes, fideles Dasein, wofür ja die alte ehrliche Haut Roderich von selber schon sorgen wird. Vor kurzem hat dieser Roderich eine brillante Erbschaft gemacht. So etwas wünsch' ich ihm alle Jahre. Prost!“

Er that einen kräftigen Schluck. Dann fuhr er mit halblauter Stimme fort:

„An zweiter Stelle feiern wir heute den soundsovielten Geburtstag meiner geliebten Frau. Den wievielten sage ich nicht: denn leider Gottes kömmt sie jetzt ins alte Register ... Still, Grete! Du kömmst ins alte Register! Daran ändert selbst die Thatsache nichts, daß du mir heimlich auf meinen Fuß trittst ...“

Frau Grete ward brennend rot, lachte aber den ungalanten Sprecher so zärtlich an, daß man über den Grad ihres Mißvergnügens beruhigt sein konnte.

„Ich hoffe, die Herrschaften werden sich gern mit mir in dem Wunsche vereinen, daß Grete Wernick, geborene Pfeilschmidt, noch recht lange des Glückes teilhaftig bleibe, einem so ausgezeichneten Ehegemahl in Liebe und Treue anzugehören. Sonstige zarte Anspielungen unterlasse ich, da mich die Grete für solche Dreistigkeiten stets unter vier Augen furchtbar abkanzelt. Sollte aber der Himmel beschlossen haben, daß wir noch einmal im Leben taufen lassen, so wünsch' ich der kleinen Frau, daß es nicht wieder ein Junge, sondern ein Mädchen sei. Von allem etwas, — das ist mein Wahlspruch. Du brauchst gar nicht zu thun, Grete, als ob ich hier illegitimerweise ... Nun, davon abgesehn! Also: ich ergreife mein Glas! Alle, die's angeht: Hoch, hoch, und zum drittenmal hoch!“

Die Gläser klangen. Wernick schüttelte seinen Gästen die Hand und gab dann seiner purpurglühenden Grete einen herzhaften Kuß. Auch Roderich und Alwine beeilten sich, das unverhoffte Geburtstagskind feierlichst zu beglückwünschen.

„Wie unrecht,“ sagte Alwine zu Wernick, „daß Sie uns nichts gesagt haben!“

„Unrecht? Im Gegenteil. So ist die Sache doch hübscher, als wenn Sie da mit

Bouquetts gekommen wären und mit großartigen Gratulationsgesichtern. Wir machen das lieber flott aus dem Handgelenk."

Nun ging die Thür weit auf. Von Lotte ein wenig geschoben, trat ein hübscher vierjähriger Knabe herein. Er trug einen Strauß in der Hand.

„Nur näher, Bub!" nickte der Oberförster. „Sag' erst hübsch guten Tag! So! Du brauchst dich gar nicht zu fürchten! Und nun — du weißt —! Silentium für Max Wernick den Jüngeren!"

Nicht ohne Verlegenheit kam das Kind auf seine Mama zu. Frau Wernick strahlte. In den Zügen Alwinens sprach sich eine tiefgehende Rührung aus. Auch Roderich Löhr spürte einen seltsamen Druck.

Und nun begann Max Wernick der Jüngere mit seinem plappernden Stimmchen einen Geburtstagsspruch, den der Papa vor acht Tagen mit Aufbietung all seiner schöpferischen Potenz gedichtet und dem schwarzlockigen Burschen heimlich beigebracht hatte.

Als Märchen zu Ende war, fiel er seiner Mama um den Hals, den hübschen Feldblumenstrauß immer noch zwischen den kleinen Fingern. Frau Grete küßte ihn stürmisch.

„Bravo, bravo!" rief Wernick mit tiefer Stimme. „Das hast du gut gemacht! Komm, nun stoß einmal mit Mama an!"

Roderich litt während des ganzen Auftrittes unbeschreiblich. Der Gegensatz zwischen der trauten Friedsamkeit dieses Familienlebens und seiner eigenen qualvollen Unrast raubte ihm fast den Atem. Wäre der Oberförster nicht so überaus redselig gewesen, redseliger noch als sonst, und hätte nicht auch Alwine sich lebhaft an dem Gespräch beteiligt, um ihrer Gemütsbewegung Meister zu werden, die starre Einsilbigkeit Roderichs hätte auffallen müssen.

Das Kind ward hinausgeführt. Ein brennender Plumpudding, Käse und frisches Obst beschloß das festliche Mahl, das in den Augen des Oberförsters alles weit überbot, was jemals an den Tafeln moderner Lukulle in Scene gesetzt worden war. Die sprudelnde Fröhlichkeit des stark zechenden Gastgebers schien die beklemmenden Geister im Herzen Roderichs doch allmählich zu bannen. Als man gegen halb vier unter den rotglühenden Ranken der Weinlaube bei einer guten Cigarre den Kaffee nahm, hatte der günstige Einfluß Wernicks gesiegt. Allerlei Hochschulerinnerungen, oft sehr drolliger Art, wurden mit wachsender Lebhaftigkeit ausgetauscht, wobei der Oberförster, ganz ohne Scheu vor Grete, die Namen etlicher Flammen erwähnte, die ihm den Mai seines Lebens mehr oder minder verschönt hatten.

„Der abscheuliche Mensch!" rief Grete mit einem Blick, dem das Vorwurfsvolle nicht recht gelingen wollte. „Denken Sie sich, Frau Löhr: in seinem Schreibtisch hat er noch ganze Stöße von Liebesbriefen!"

„Weshalb auch nicht?" lachte der Oberförster. „So etwas hebt man doch auf! Wenn ich ein paar Jahrzehnte noch mehr auf dem Buckel habe, les' ich das wieder mal durch und fühle mich wie im ersten Semester."

„Na wart' nur, ich helfe dir!"

Gegen sechs brachen die Löhrs auf. Roderich hatte noch eine wichtige Unterredung mit seinem Oberinspektor, den er auf halb sieben zu sich bestellt hatte.

„Das sind prächtige Menschen," sagte Alwine, als der Landauer durch das abendlich besonnte Gehölz fuhr. „Ein bißchen derb, aber von Herzen gut ... Und so glücklich!"

Auf Gehlberg angekommen, fand Roderich den Oberinspektor bereits im Wartezimmer. Die Sache war rasch erledigt, vielleicht schon deshalb, weil Roderich allen Weiterungen geflissentlich aus dem Weg ging. Was der Oberinspektor für so wichtig erklärt hatte, war doch im Grund nur eine Geldfrage. Mochte das gehn, wie es wollte!

Es dämmerte schon, als Roderich sein Arbeitszimmer betrat. Er fand ein paar Briefe vor, die er zerstreut las und mürrisch beiseite schob. Eine Zeit lang saß er dann stumpfsinnig brütend vor seinem Schreibtisch. Der pflichteifrige Prasch trug die Lampe herein, wünschte volltönig guten Abend und bekam keine Antwort. Nach fünf Minuten zog Roderich eine Schublade auf. Da lag das wettergeschädigte Buch aus dem Borkentempel, die alte Grammatik von Franz Bopp. Er nahm den wuchtigen Quartband heraus und öffnete ihn, — scheu und zaghaft, wie der Gläubige seinen Reliquienschrein. Und voll schmerzlicher Wonne schwelgte der un-

glückliche Mann im Anblick der goldgelben Blume, die ihm Eva so hold und verführerisch an die Brust geheftet.

Elftes Kapitel.

Der Amtsrichter Elimar Schott lehnte in seinem polsterbelegten Schaukelstuhl, qualmte eine ägyptische Cigarette und hielt einen wortlosen Monolog. Mit Aufbietung aller kritischen Fähigkeit überdachte er seine gesellschaftliche und menschliche Situation. Ab und zu, als lautliche Begleitung zu diesem Denkprozeß, entschlüpfte ihm ein tieftöniges Knurren.

Er hatte das Junggesellenleben jetzt wirklich satt ... Zwar wohnte er leidlich, ja nach Brenkwitzer Begriffen sogar elegant. Das Zimmer, in dem er jetzt schaukelte, war eine Art Studiersalon; garçonmäßig, aber nicht ungemütlich und nüchtern ... Weiche Teppiche, sehr geschmackvolle Draperien, kostbare Ölgemälde und ein auffallend schöner Diplomatenschreibtisch. Durch die geöffnete Thür sah man in das halb so große Empfangszimmer. Auch nicht übel! Ein bißchen kalt vielleicht und ein bißchen leblos! Ja, das war es! Das Leben fehlte, die rechte Bewegung, der Wogenschlag einer wahrhaft vornehmen Geselligkeit. Und das hätte man doch in Brenkwitz nicht zu entbehren brauchen. Das Material dazu war unstreitig vorhanden. Ein stattliches Offiziercorps, meist von Adel; drei sehr distinguierte Ärzte mit mehr oder minder entsprechenden Ehehälften; ein paar große Fabrikbesitzer — und dann die benachbarten Rittergüter! Daraus hätte sich mit der Zeit etwas machen lassen. Nur, natürlich, die Leute von Brenkwitz, die Durchschnittsdamen mit ihrer kleinstädtischen Weltanschauung verstanden das nicht! Ein Mittelpunkt war erforderlich, der das alles um sich gruppierte, ein gesellschaftliches Talent ersten Rangs, eine zur Herrschaft geborene, sieghafte, blendende Königin.

Elimar Schott brummte besonders stark, nickte bedeutsam und liebkoste mit Daumen und Ringfinger den blonden Spitzbart.

„Je mehr ich mir's überlege," sagte er zu sich selbst, „um so entschiedner bin ich geneigt, Eva Neythorff für das Weib meiner Wahl zu halten. Verdammt schneidiges Mädel das! Würde sämtliche Ladies von Brenkwitz platt an die Wand drücken. Mein Salon wäre die Polhöhe der ganzen Provinz. Neue Ära für dies unentwickelte Nest. Interesse gewisser hauptstädtischer Kreise ..."

Er nahm einen Zettel vom Tisch.

„Das Auskunftsbureau äußert sich zwar über Herrn Neythorff eklig zurückhaltend. Die gnädige Frau scheint etwas übel gewirtschaftet zu haben. Also nicht gerade verblüffende Aussichten im Punkte der Mitgift. Pah! Wenn sie nun wirklich hundertundfünfzigtausend bar mitbekäme, wie beispielsweise die Görneck: was würde das jährlich ausmachen? Sechstausend Mark! Na, Gott sei Dank, nach einer so lumpigen Bagatelle hat Elimar Schott nicht zu fragen. Wenn's nicht gleich in die Millionen geht —! Da die beklecksten Leinwandfetzen haben mich während der letzten Jahre einige dreißig Tausend gekostet. Eva Neythorff aber ist hundertmal dekorativer und herzerquickender, als diese Landschaften mit ihrem grellen Spinatgrün und den blutigen Himmeln. Eva ist wirklich eine Lebensgefährtin, wie sie im Buch steht. Sie plaudert, sie lacht, sie spielt reizend Klavier, sie malt sogar ... Und — wie gesagt —: mit ihr würde ich Brenkwitz einfach elektrisieren, umwälzen — äh, gewissermaßen zur Großstadt machen! Übrigens kolossaler Effekt, wenn es heißt: Elimar hat auf jede Mitgift verzichtet."

Er lachte.

„‚Verzichten' ist gut, wo nichts da ist! Aber das hebt moralisch! Heutzutag' eine Seltenheit. Dürfte besonders den Herren vom Militär grandios auf die Seele fallen! Weckt auch vielleicht höheren Orts günstiges Vorurteil. Zweckentsprechend auf alle Fälle! Urbild eines echt deutschen Charakters, unbeschadet aller commentmäßigen Schneidigkeit!"

Er drückte die halb schon erlöschende Cigarette vorsichtig in den Aschbecher, zog ein Schildkrotbürstchen aus dem Jackett und stellte sich breitbeinig vor den Wandspiegel. Mit Wohlgefallen ordnete er sein lockig gebranntes Haar.

„Und last, not least," fuhr er in seiner Betrachtung fort: „das Mädchen liebt mich bis zur Bewußtlosigkeit. Ja, ja, Schott!

Bei aller angeborenen Zurückhaltung hat sie für diese Thatsache die unanfechtbarsten Beweise geliefert. Na, und das hat doch auch seine Reize! Man weiß, wie selten sich heutzutag' eine richtige Neigung findet. Diese Salonpüppchen fin de siècle sind meistens oberflächliche Kreaturen, flatterhaft, einer tiefen Empfindung unfähig. Nur Fräulein Eva macht eine rühmliche Ausnahme ..."

Elimar Schott nickte befriedigt. Er hielt sich für einen ausgezeichneten Menschenkenner. Alles war nun reiflich durchdacht: also ans Werk! Und zwar ohne Verzug!

Er steckte das Bürstchen mit jubelndem Selbstgefühl wieder ein, riß den Zettel des Auskunftsbureaus in kleine Stücke und begab sich in sein duftiges, rosa und schwarz-grün ausgeschlagenes Ankleidezimmer. Während er sorgfältig Toilette machte, schirrte drüben der Hausknecht vom Goldenen Adler, wo das Pferd Schotts in Verpflegung stand, singend und pfeifend das zierliche Kabriolett an.

Eh' eine halbe Stunde verstrich, war der siegesgewisse Freier — im erdfarbigen Herbstanzug, das kecke Filzhütchen auf dem gebrannten Haar — bereits unterwegs.

Zu seiner verdrießlichen Überraschung traf er den Gegenstand seiner Wünsche in eifrigster Unterhaltung mit Roderich Löhr und Alwine. Die drei saßen allein auf der Veranda. Sonst war niemand zu sehen.

Schotts Unmut verrauchte indes, als Eva ihn mit geradezu blendender Anmut bewillkommnete. Auch Roderich Löhr, der sich bis jetzt ihm gegenüber stets ein wenig zurückgehalten, reichte ihm heute auffallend herzlich die Hand. Überhaupt hatte der Amtsrichter den Eindruck, als sei dieser Löhr heute wie umgewandelt. Er schien eleganter, jünger geworden; auf dem ganzen Gesicht lag es wie Sonnenschein.

„Mama wird gleich kommen," sagte Eva. „Sie hat sich nach Tisch etwas niedergelegt. Papa ist mit Helka und Gertrud im Garten beim Äpfelernten."

„Bitte, um meinetwillen die Herrschaften ja nicht zu stören," versetzte der Amtsrichter. „Wollte nur mal erkunden, wie's in Droßhaida geht. Bin lange nicht dagewesen ..."

„Das ist unrecht genug. Zumal jetzt während der stillen Zeit. Diese Manöver sind unausstehlich."

„Finden Sie? Freilich, so Leute wie Sülfingen — die hinterlassen schon eine eklige Lücke. Übrigens — äh — gnädiges Fräulein scheinen dem guten Kerl etwas unhold begegnet zu sein. Schreibt ganz eigentümliche Briefe. Dunkle Andeutungen ..."

Das heikle Thema, das Schott so unzart berührte, ward nicht weiter gesponnen. Schritte ertönten. Die lange Gestalt des liebeglühenden Doktor Hans Curtmann stelzte über die Brücke. Der junge Gottesgelehrte blieb einen Augenblick stehen und sah sich verlegen nach rechts und links um.

„Guten Tag, Herr Vikar!" rief Eva übermütig. „Gertrud und Helka sind mit Papa im Garten beim Äpfelernten. Na ja, gehen Sie nur! Von uns wollen Sie doch nichts."

Doktor Hans Curtmann zog seinen breitkrempigen Hut, verbeugte sich tief und storchte dann in der That rechts ab. Die Äpfelernte war unterdes schon vorüber. Er kam noch gerade dazu, wie man aufbrach. Helka, den Gartenhut auf dem rotblonden Haar, trug einen Handkorb mit Auslese. Das übrige sollte der Gärtnerbursche zum Keller schaffen. Es war wenig genug. Helka, die auf der Leiter gestanden und den hölzernen Brecher geführt hatte, glühte im ganzen Gesicht. Sie sah in dem hellrot gestreiften Hauskleid ordentlich hübsch aus. Jedenfalls war der Vikar hingerissen. Er vergaß sich so vollständig, daß er sie trotz der Gegenwart ihres Papas mit „du" ansprach. Herr Reythorff aber, der sich im stillen freute, daß seine Helka wenigstens ein treuliebendes, braves Herz gefunden, grinste den schwer erschrockenen Theologen gutmütig an, hob den Zeigefinger und flüsterte augenzwinkernd:

„Nehmt euch nur einstweilen noch vor der Mama in acht! Die kann böse werden — böse, böse ...!"

Die letzten Worte waren kaum noch verständlich. Bang seufzend dachte er an den peinvollen Auftritt, den ihm die harte Frau am Tage nach jenem vierfarbigen Liqueurrausch gemacht hatte. Alles, was in Droßhaida während der letzten Jahrzehnte schief gegangen, alles, was Gott verhängt, und alles, was die geborene Freiin von Stralow durch ihre thörichte Lebensführung selber verschuldet hatte, war damals wie eine gif-

tige Sturmflut über sein dumpfschmerzendes Haupt hereingebrochen. Die gelle Beredsamkeit Lauras hatte es in der That erreicht, daß er sich einen ganzen Vormittag lang für den verworfensten Menschen unter der Sonne hielt. Nun schreckte ihn die Erinnerung an diese Scene mit quälender Angst. Vielleicht würde Laura auch hier in seiner gemütvollen Nachsicht gegen den Herrn Vikar einen „Abgrund" erblicken, der die Familie, dank der Niedertracht ihres Oberhauptes, unfehlbar verschlingen mußte.

Nachdem sich Helka und Gertrud ein wenig zurecht gemacht und Herr Neythorff noch ein vertrauliches Wort mit Doktor Hans Curtmann geredet hatte, begaben die vier sich nach der Veranda, wo man, wie üblich, den Kaffee nahm. Auch die Gutsherrin kam nun endlich hervor. Sie hatte sich sorgfältig geschminkt und war bei rosigster Laune. Eduard atmete auf. Seit acht Tagen schien diese Frau unheimlich munter. Längst schon hatte er einen Rückschlag erwartet. Aber das Unwetter, das er befürchtete, kam nicht. Und er kannte die Physiognomie Lauras hinlänglich, um die rein äußerliche Salonvergnügtheit von der wirklichen Herzensfreude zu unterscheiden. Irgend etwas in den Verhältnissen Droßhaidas mußte sich, ohne daß er es wußte, geändert haben. Vielleicht hatte sie, reu-erfüllt über die Schroffheit, mit der sie ihm neulich begegnet war, Schritte gethan ... Bei ihrem Bruder vielleicht, der ja immer noch einen gewissen Einfluß hatte ... Jedenfalls war es im höchsten Grad auffällig, daß die Periode des guten Wetters bei der geborenen Freiin von Stralow so ununterbrochen anhielt.

Nach dem Kaffee schlug Elimar Schott eine Partie Krokett vor. Das Krokett bot ihm jetzt wohl die einzige Möglichkeit, sich dem Weib seiner Wahl zweckentsprechend zu nähern. Gertrud, Helka und der Vikar stimmten mit großer Lebhaftigkeit zu. Die übrigen hatten nichts einzuwenden.

„Also denn los!" rief Gertrud.

Die Gesellschaft erhob sich. Herr Neythorff sogar stapfte mit seinen kurzen Beinen die Treppe hinab.

Da Elimar Schott und Eva die besten Spieler waren, fiel ihnen die Aufgabe zu, je eine Partei zu gründen. Eva wählte den Herrn Vikar und Roderich; Elimar Schott wählte die beiden Schwestern Gertrud und Helka. Alwine hatte gleich anfangs erklärt, daß sie es vorziehe, mit dem Ehepaar Neythorff zuzuschauen. Roderich wollte sich dieser Erklärung anschließen, da er fast gar keine Übung habe.

Eva jedoch gab ihm zur Antwort, das thue nichts; auch die Gegenpartei zähle nicht nur Koryphäen.

Das Spiel begann. Schon in der ersten Minute hatte der Amtsrichter die Kugel Evas weit weg über den ganzen Platz gejagt. Gleich danach flog seine eigene Kugel fast in der nämlichen Richtung hart an dem blauroten Ball des Vikars vorüber. Er hatte mit Absicht gefehlt.

Eva und Elimar standen nun weit außer Hörweite. Gertrud wollte sich über die Ungeschicklichkeit Roderichs, dem der Schlaghammer zweimal entfiel, beinahe tot lachen. Helka und der Vikar waren, wie immer, lebhaft mit ihren eigenen Interessen beschäftigt. Elimar hatte sonach die schönste Gelegenheit, seine Werbung bei Eva anzubringen. Er schwankte zwischen drei prachtvollen Wendungen, die ihm alle gleich gut gefielen: zwischen „Eva, ich liebe Sie!" „Eva, wollen Sie mein geliebtes Weib werden?" und einer längeren Phrase, die das Heranwachsen seiner Leidenschaft volltönig schildern sollte. Im entscheidenden Augenblick aber kam trotzdem etwas anderes heraus. Er näselte was von seelischer Harmonie, von Ebenbürtigkeit der Geschmacksrichtung, — und da ihn Eva süß lächelnd ansah, fügte er ganz leise hinzu:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mit Ihrer Frau Mutter spreche? Ich schätze, ja ich verehre Sie! Ich bin fest überzeugt, wir beide würden den Lebensweg ..."

Eva spielte mit ihrem Hammer.

„Herr Amtsrichter —" stammelte sie in holder Verwirrung.

„Sagen Sie Ja, Fräulein Eva!" Die Erinnerung an den laufenden Feuilleton-Roman des Brenkwitzer Tageblatts überwältigte ihn. — „Sagen Sie Ja, — und Sie machen mich zum glückseligsten aller Sterblichen!"

„Herr Amtsrichter," wiederholte Eva, „das ist eine sehr ernste Sache. Und sie kömmt mir so überraschend ... Ich leugne nicht, daß Sie mir äußerst sympathisch sind. Aber es giebt Verhältnisse ... Darf ich Sie bitten, mir Bedenkzeit zu lassen?"

Ohne daß sie es wollte, schweifte ihr Blick hinüber nach Roderich Löhr. Sie wußte noch nicht, wie der Hase dort laufen würde. Es galt daher, sich die Möglichkeit einer Verbindung mit Elimar Schott einstweilen noch offen zu halten.

„Wie verstehe ich das?" fragte der Amtsrichter.

Eva senkte den Blick.

„Ihr hochfliegender Geist, Ihre Lebensansprüche, Ihr ganzes Auftreten ... Ehrlich heraus: ich weiß nicht, ob ich Ihnen auch dauernd genügen werde. Nein, nein! Dergleichen will überlegt sein! Nochmals: gönnen Sie mir drei Wochen Bedenkzeit! Ich möchte nicht, daß Sie dann später — vielleicht zu spät — einsähen ..."

„Mein gnädiges Fräulein," versetzte Elimar Schott würdevoll, „Ihr Wunsch ist mir natürlich Befehl. Es sei ferne von mir, die Achtbarkeit solcher Beweggründe antasten zu wollen. Denn, wie schon der Dichter sagt: Drum prüfe, wer sich ewig bindet! Ich meinesteils halte mich jetzt bereits für endgültig engagiert. Sie aber — gut! Gehen Sie mit sich zu Rate! Heut' über drei Wochen werd' ich mir Ihren Bescheid holen."

„Herr Amtsrichter Schott!" rief Gertrud. „Wollen Sie nicht die Güte haben ...?"

„Ah, Pardon!"

Und Elimar Schott war im Augenblick wieder Herr der Lage. Er schlug seine hochrote Kugel mit unfehlbarer Sicherheit auf die blaßblaue Evas und nahm dann sämtliche Ringe bis an den Stab. Seine Partei gewann glänzend.

Zwölftes Kapitel.

Es schlug halb fünf, als Helka, von dem Vikar unterstützt, die Kugeln und Hämmer einpackte.

„Die Herrschaften bleiben natürlich zu Tisch?" wandte sich Laura an Schott und Löhr.

„Selbstredend!" bemerkte Eva. „Das ist ja nicht anders Stil auf Droßhaida, und dem Hausgesetz fügt man sich ohne Widerrede. Geben Sie acht, Herr Amtsrichter, wir amüsieren uns heut' wieder großartig! Nur den Spaziergang möchten wir doch wohl nachgerade auf eine frühere Stunde verlegen. Ich fürchte, der Abend wird ernstlich kühl. Wir sind im Oktober."

„Gut," sagte Frau Reythorff. „Wenn es den Herrschaften recht ist, gehen wir gleich."

„Wir bekommen die prachtvollste Abendbeleuchtung," meinte der Herr Vikar. „Die Sonne wird untergehn wie in den Räubern."

„So stirbt ein Held!" deklamierte die Rotblonde. „Dann schlag' ich die Thalmühle vor. Da sieht man so hübsch die Görnecker Hügel und den Vergißmeinnichtsee. Ja, Mama?"

„Ganz wie ihr wollt! Den Gehlberger Herrschaften wird es ja gleich sein."

Im Handumdrehen war die Gesellschaft marschfertig. Auch der kahlköpfige Gutsherr schloß sich auf Helkas Bitte dem Zug an. Er schritt zuletzt, den kurzen Stock in der Linken, den Schlapphut mit dem verwelkten Eichenlaub in der Rechten. Es war ihm heute so merkwürdig leicht ums Herz; er spürte so gar kein Heimweh nach den verhängnisvollen bunten Liqueurflaschen —

Beim Abmarsch fand Eva Zeit, dem Amtsrichter zuzuraunen:

„Bitte, gehn Sie mit Gertrud!"

Sie nickte dabei so lieb und verständnisinnig, daß Elimar Schott fest überzeugt war, sie lege sich nur im Interesse der Selbstprüfung eine schmerzliche Pönitenz auf.

Der Weg führte durchs Dorf und bog dann links ab in den Buchenwald. Die herbstlichen Baumwipfel glänzten im Goldrot des sterbenden Tages. Nach zehn Minuten erreichte man die Görnecker Schlucht, wo sich fünf- oder sechshundert Schritte lang die schwarzen Basaltfelsen dicht aneinander drängten und gerade nur Platz ließen für einen schmalen, unregelmäßig geebneten Fußsteig.

Eva und Roderich waren die letzten, die in die Schlucht eintraten. Während des Gangs durch den Buchenwald hatten sie wenig und nur alltägliches miteinander gesprochen: jetzt verstummten sie vollends.

Jedes von beiden war zu tief in die eigenen Gedanken versenkt, um Worte zu suchen für eine gleichgültige, nur der Form halber zu führende Konversation. Roderich kämpfte mit seiner unendlichen Leidenschaft; Eva erwog die Mittel und Wege, diese Leidenschaft in die geeignetsten Bahnen zu lenken und am zweckmäßigsten auszunützen. Beiden schien der Moment lockend. Die Gesellschaft war eine gute Strecke voraus; die Basaltfelsen türmten sich himmelhoch; man war hier einsam und ohne Lauscher. Und Roderich bebte ... Einmal im Leben sollte sie wenigstens hören, was sie ihm war! Er wollte ihr frei bekennen, daß er sie liebte, — und sich dann losreißen für immer ... Vielleicht übermannte auch sie der Sturm ihrer Sehnsucht! Vielleicht gab sie ihm das Geständnis mit auf den Weg, daß er sich nicht getäuscht habe, daß auch sie namenlos leide! Gemeinsames Weh, übereinstimmungsvolles Entsagen war in diesem Fall ja Entzücken ...

Eva ihrerseits hielt den Augenblick einer entscheidenden That für gekommen. Mit den unbedeutenden Regungen ihres Gewissens war sie längst fertig. Frau Löhr schien ja von der Persönlichkeit ihres Eheherrn nicht einmal übermäßig erbaut zu sein. Die beiden paßten nicht zueinander; wer dieses Band zerschlug, der that noch am Ende ein gutes Werk. Und hiervon abgesehen: jeder war sich doch selbst der Nächste. Den uneleganten, vierschrötigen Mann hätte sie ja mit Vergnügen aufgegeben: aber Gutsherrin von Gehlberg zu werden, für immer erlöst zu sein von der Unsicherheit der Zukunft, rückhaltslos über Millionen zu schalten und endlich ein Leben zu führen, wie's ihr von Rechts wegen zukam, das lohnte wohl ein bißchen Komödie! Und jedenfalls war dieser unelegante, vierschrötige Mann doch gefügig, ein dankbarer Sklave ihrer tollkühnsten Launen, kurz, ein blinder, verliebter Narr, wie die glänzende, lebensprühende Eva ihn brauchte. Wenn es denn doch einmal kein schneidiger Aristokrat sein konnte nach Art des Lieutenants von Sülfingen, kein reizender Junge mit weichem Schnurrbärtchen und rotschwellenden Lippen, dann war es auch gleichgültig, ob der Erkorene mehr oder minder von diesem leuchtenden Ideal abwich.

Die Basaltschlucht ward enger. Links oben am Felsenrand glühte ein schmaler Streif im brennendsten Abendschein. Tiefste Stille ringsum. Nur die Schritte des langsam dahinwandelnden Paares hallten gedämpft über das feuchte Moos. Da plötzlich geschah es, daß Eva Neythorff ihren Begleiter anschaute, wie Schön-Rotraut den Pagen. Dieser Blick überwältigte ihn. Längst schon war es ihm klar geworden: das unbegreifliche Wunder ist Thatsache, sie liebt dich mit aller Kraft ihrer großfühlenden Seele! Ebenso fest jedoch war er davon überzeugt gewesen, sie habe der Unaufhaltsamkeit dieser Neigung redlich entgegengearbeitet und ihre Liebe nur unbewußt und ganz ohne Absicht verraten. Der bloße Gedanke, ein Mädchen wie Eva könne auch nur sekundenlang vom Pfad der strengsten Zurückhaltung abirren, schien ihm Lästerung. Nun aber, bei dem wonnigen Ausdruck ihrer verschwimmenden Augen packte es ihn wie mit Himmelsgewalt. Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm. Brandrot im ganzen Gesicht, mit vorquellenden Augen, vertrat er dem jungen Mädchen den Weg und schloß sie brünstig in seine Arme. Und Eva, die Lippen ein wenig geöffnet, duldete stumm seinen leidenschaftlichen Kuß und lehnte sich, wie von Seligkeit übermannt, lautlos an seine Schulter.

Dann fuhr sie stöhnend zurück.

„Allmächtiger Gott!“ rief sie im Ton einer Verzweifelten, und preßte die Hände schauernd vors Angesicht.

„Eva, mein Abgott!“ stotterte Löhr, halb wahnsinnig vor Entzücken.

Da ließ sie die Hände sinken und schaute ihn frei und stolz an.

„Reue ist zwecklos,“ sprach sie mit fester Stimme. „Aber stark zu sein unter allen Verhältnissen, auch wenn unser thörichtes Herz blutet, das erfordert die Pflicht. Ich bin schwach gewesen. Einmal — und, bei meiner Ehre, zum letztenmal! Ich hätte dieses gefahrvolle Alleinsein mit Ihnen vermeiden sollen. Aber ich konnte nicht anders ...“

„Eva! Sie lieben mich!“

„Ja, ich liebe Sie! Wäre es sonst zu begreifen, daß ich so schwer mich versündigen konnte? Aber gerade deshalb müssen wir jede Begegnung, jeden Verkehr meiden.“

„Was reden Sie da! Jetzt, wo ich endlich nach so langer Trostlosigkeit mein Glück mit den Händen greife ...“

„Sie haben eine vortreffliche Frau, Herr Löhr, einen wahren Engel, dem ich nicht wert bin die Schuhriemen aufzulösen. Dort ist Ihr Glück, Ihr Leben und Ihre Zukunft. Mir aber wird Gott wohl verzeihen, daß ich im Taumel einer unbewachten Minute vergessen konnte, was ich ihr und was ich mir selbst schuldig bin ...“

Sie senkte den Kopf und wandte sich seufzend zum Gehen.

Roderich Löhr war seiner Sinne und seines Verstandes unmächtig. Er hatte dies Mädchen, das ihm der Inbegriff alles weiblichen Zaubers war, an sein wildpochendes Herz gedrückt, ihre warme, lebendige Nähe gespürt und ihre Lippen geküßt, diese holdseligen, blühenden Lippen! Er hatte aus ihrem eigenen Munde gehört, daß auch in ihr, für einen Augenblick wenigstens, die Liebe und Leidenschaft stärker war als die Vernunft und das Pflichtgefühl. Er war selig gewesen. Und nun sollte er kurzer Hand einen Strich machen, und mit der starren Korrektheit des Tugendphilisters die grausamen Worte sprechen: Geh' du nach rechts, ich werde nach links gehen!

Das war einfach unmöglich. Sein ganzes Wesen bäumte sich verzweiflungsvoll auf. Die Vergangenheit existierte nicht mehr; alles, was ihn jemals mit Alwine verknüpft hatte, zerrann ihm wie Nebel. Er sah nur eins: das süßeste, vollkommenste Geschöpf unter der Sonne, das ihn heiß liebte, das diese Liebe verleugnen wollte aus echt weiblicher Rücksicht auf eine andere. Ihr Charakter, ihre Tugend standen ihm jetzt ebenso hoch wie ihre Schönheit und ihre herzberückende Anmut. Schwindelndes Glücksgefühl und rasender Schmerz warfen ihn fast zu Boden. Er umklammerte ihre Gestalt wie in Todesangst.

„Ich lasse dich nicht! Ich lasse dich nicht! Mein sollst du werden vor Gott und den Menschen — oder ich sterbe mit dir! Jetzt erst hab' ich erfahren, was Liebe heißt! Bis dahin bin ich umhergewandelt wie mit der Binde über den Augen! Ich wäre ein Feigling, ein selbstmörderischer Narr, wenn ich aus Mitleid oder aus Scheu vor der Welt mich von neuem in lichtlose Nacht vergrübe. Alwine wird mich verschmerzen. So gut sie es meint: sie hat mich niemals verstanden. Du allein bist das Weib, das mir der Himmel bestimmt hat. Du, du allein!“

„Ich beschwöre Sie —“

„Nein, rede mir nichts dawider! Sobald wir in Gehlberg sind, spätestens morgen, spreche ich mit Alwine. Ich lege ihr offen und ehrlich dar, was in mir vorgeht; wie ich unfehlbar verloren bin, wenn sie nicht in die Scheidung willigt. Alwine muß einsehen, daß hier das Schicksal spricht; daß es unwürdig wäre, einen Mann, der sich innerlich von ihr losgesagt, äußerlich binden zu wollen. Und wenn ich dann frei bin ...“

Eva wandte sich ab. Über das schöne Gesicht flammte ein Blitz des Triumphes. Langsam den Kopf schüttelnd, sprach sie mit einer Stimme, deren Beben nicht ganz erkünstelt war:

„Niemals! Mein Glück soll sich nicht aufbauen auf den Trümmern eines andern zerstörten ...“

„Edles Herz! Aber du irrst! Alwine hat ein so ruhiges, verständiges Naturell! Sie fühlt nicht die Hälfte von dem, was du für mich fühlst. Sie ist einer wirklichen Leidenschaft gar nicht fähig. Ich aber! Gott, o Gott! Ich weiß jetzt, was es bedeutet: einem geliebten Wesen mit allen Fasern des Herzens nachtrachten, und nicht leben und sterben können ... Sage mir, Eva, daß du mein eigen sein willst, wenn ich dies Band gelöst habe! Sag' nur ein einziges Wort!“

„Ich kann nicht! Wenigstens jetzt nicht! Kommen Sie! Nein, nein, nein! Wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben: keine Silbe mehr! Der Kopf glüht mir zum Wahnsinnigwerden. Guter Gott, wenn das meine liebe Mama wüßte! Ich glaube, sie würde mich umbringen!“

Sie schritt voraus, unsicher, eilig, wie eine Flüchtende. Roderich folgte ihr, unermeßlichen Jubel im Herzen.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Tage vergingen, arm an äußeren Begebnissen, überreich an Seelenkämpfen und Qualen. Endlich, am dritten, ließ Roderich

Löhr früh anspannen. Er hatte am Abend zuvor erklärt, daß er in der benachbarten Kreisstadt zu thun habe und wahrscheinlich über Nacht ausbleiben würde. Den freundlichen Vorschlag Alwinens, ihn zu begleiten, hatte er mit ängstlicher Hast abgelehnt. Voraussichtlich sei er den ganzen Tag über in Anspruch genommen: was solle sie da allein im Hotel sitzen? Auch treffe ja morgen der junge Künstler ein, dem man die Ausmalung der großen Saaldecke anvertraut habe. Da müsse doch jemand zu Hause sein.

Das war in der That so. Alwine hatte sich also gefügt. Trotzdem fand er die sorgende Frau fix und fertig, als er am folgenden Morgen um fünf nach kurzem unerquicklichem Schlaf jählings emporschreckte. Sie wollte ihn wenigstens einsteigen sehen und ihm Gesellschaft beim Frühstück leisten. Augenscheinlich hatte er in der Kreisstadt allerlei vor, was ihn peinlich erregte. Alwine vermutete, daß es sich um den ärgerlichen Prozeß mit dem Städtchen Lurchenstein handle, das, auf höchst zweifelhaften Rechtstiteln fußend, einen Teil der Gehlberger Wiesengründe für sich beanspruchte. Doch fragte sie nicht, sondern versuchte nur ganz im allgemeinen ihn aufzuheitern.

Roderich trank eine Tasse Thee und bröckelte mit zitternder Unsicherheit eine Semmel entzwei. Dann zog er die Uhr.

„Sechs! Ich muß fort!“

„Glückliche Reise! Und nimm es nicht gar zu schwer, Liebling, wenn du Verdruß hast! Auf Regen folgt Sonnenschein.“

Er hörte nicht mehr. Völlig betäubt von dem einen Gedanken, der ihn seit jenem entscheidenden Abendgang in der Görnecker Schlucht nicht wieder freigegeben, stürzte er vorwärts. Lange genug hatte er feige gezögert. Jetzt endlich mußte er einen Strich machen, — unter jeder Bedingung.

Alwine schaute dem rasch entrollenden Einspänner kopfschüttelnd nach. Sie hatte ein Fenster geöffnet. Die Kühle des nebelfeuchten Oktobertags legte sich ihr bahrtuchähnlich über die Schultern.

Was er nur haben mochte, dieser unruhige, seltsam verstörte Mann. Die Wiesen da — selbst wenn die Ansprüche der Lurchensteiner begründet waren — spielten doch gar keine Rolle! Bis jetzt hatte er sich auch gar nicht darüber aufgeregt. Seit kurzem erst war er so fremd, so wortkarg und grambeschwert. Und diese letzte Nacht! Ein ewiges Hin und Her, ein Stöhnen und Seufzen! Kein Zweifel, er war tief unzufrieden mit sich und der Welt; traurig und elend vielleicht bis in das Mark hinein! Und sie stand ratlos und wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, um dieses wühlende Leid zu bannen! Sie, die doch mit Freuden für ihn gestorben wäre!

Zwei große Thränen rollten ihr heiß über die Wangen.

Mein Roderich! Ihn von Herzen glücklich zu machen — hab' ich denn jemals etwas andres gewollt und gehofft? Aber es scheint, ich verstehe es nicht! Je älter ich werde ... Vielleicht bin ich zu unbedeutend für ihn, zu still und zu einfach ... Immer dies ernste, verschlossene Wesen! Kein froher Gruß mehr und kein freundliches Lächeln! Nur in Droßhaida, wenn ihn die Jugend umringt und die lärmende Lebenslust ... Freilich, da taut er auf ... Wenn ich so wäre wie Eva! Das ist ein sonniges, holdes Geschöpf, ein Engel in Menschengestalt! Und so klug und erfahren in allem, was einen denkenden Mann fesselt! Ach Gott, es ist schrecklich, wenn man so gar nichts hat! Er kann ja nicht anders: er muß mich ja glanzlos und armselig finden!

Schwer seufzend trat die kleinmütige Frau vom Fenster zurück und setzte sich fröstelnd in den hochlehnigen Armstuhl neben dem Kachelofen. Das war seit einigen Wochen ihr Lieblingsplatz. Hier hatte sie hundertmal über die rätselhafte Verwandlung Roderichs nachgesonnen und immer wieder sich Mut eingesprochen und neue lebendige Hoffnung geschöpft. Heute jedoch wollte die frischere, frohere Stimmung nicht kommen. Das Feuer warf durch den Ritz der gußeisernen Ofenthür so unheimlich flackernde Lichter; das huschte alles so ängstlich und fiebrisch über den Teppich und hatte so seltsame Töne, — fast wie der Klageruf eines Menschen —

Wohl eine Stunde lang saß Alwine so in ihr stilles Leid versenkt. Dann erhob sie sich wie im Gefühl stummer Ergebung. Arbeit war ja von je das beste Heilmittel für ein krankes Gemüt. Und sie hatte jetzt alle Hände noch voll zu thun. Erst die umständ-

liche Abrechnung mit dem Oberinspektor; dann die erst halbvollendete Neueinrichtung des zweiten Obergeschosses, wo im Gegensatz zu der Ungastlichkeit Joachim Pernbecks fünf stattliche Räume nebst Zubehör in Fremdenzimmer verwandelt wurden; außerdem häusliche Obliegenheiten jeder Art: denn Alwine behielt sich, trotz ihrer zahlreichen Dienerschaft, allenthalben die oberste Leitung vor.

Sie klingelte. Freundlich lächelnd erschien die Gostritzer Anna, ganz in Hellblau, ein weißes Häubchen im Haar. Der Anblick dieses üppigen, blonden Mädchens, dessen Vergißmeinnichtaugen so harmlos-gut in die Welt schauten, wirkte auf die beklommene Frau wie ein Sonnenstrahl. Es war, als sei in dem ährenfarbigen Haar dieser treuen Seele etwas haften geblieben von dem Arom der schönen Gostritzer Vergangenheit.

„Ich möchte mich anziehn. Häng' mir das schwarze Tuchkleid mit den Guipüren heraus!"

„Das schwarze? Aber das macht ja die gnädige Frau so düster!"

„Ich nehme ein Band dazu, gelb oder rosa."

„Trotzdem ..."

„Und wenn selbst: was schadet's? In meinem Alter —!"

„Gott, die gnädige Frau ist doch wahrhaftig noch jung genug, um sich ein bißchen hübsch zu machen! Und noch dazu heute!"

„Warum grad' heute?"

„Weil doch der Maler kommt."

„Thorheit!"

„O, er soll ein sehr feiner Herr sein! Wernicks Lotte kennt ihn von früher her, wo er bei Oberförsters logiert und den ganzen Tag Bäume gemalt hat."

„Ich weiß. Herr Wernick hat ihn uns ja empfohlen. Aber das thut nichts. Bei dem unfreundlichen Wetter geh' ich am besten schwarz. Mir ist ohnehin all' die Tage her traurig ums Herz."

„Das merk' ich! Ach, liebste, beste gnädige Frau, wenn Sie wüßten .. "

„Was denn?"

„Wie ich mich quäle und ängstige! Wie mir das Herz pocht, wenn ich so denke .. ! Sehn Sie, Frau Löhr, ich bin ja nicht sonderlich klug: aber man hat ja doch seine Augen! Hätt' ich die gnädige Frau nicht so von Herzen lieb ..."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Alwine ruhig. Vor Scham überwältigt, fühlte sie jetzt, daß sie in ihrer Offenherzigkeit gegen das Mädchen zu weit gegangen. „Wenn ich betrübt bin," fügte sie leise hinzu und starrte dabei in den grauen Oktobertag, „so hängt das mit gewissen Erinnerungen zusammen, die — die ... Also das schwarze Kleid! Ich komme sofort!"

Die Gostritzer Anna entfernte sich schweigend. Auch sie war sich klar darüber, daß sie in ihrer Anhänglichkeit an Alwine sich zu Bemerkungen hatte hinreißen lassen, die weder zart noch bescheiden waren. Das gute Geschöpf hätte sich ohrfeigen mögen.

Gegen halb zwölf — der Oberinspektor hatte sich eben mit seinen Rechnungen von Alwine verabschiedet — meldete Prasch den Maler Theophil Konrad Storm.

„Sehr gut!" sagte Alwine. „Das paßt jetzt gerade. Ich lasse den Herrn bitten ..."

Konrad Storm war erst vor wenigen Monaten aus Italien zurückgekehrt, hatte die Mappe voll der frischesten, keckten Entwürfe und freute sich königlich auf die gute Gelegenheit, hier mal so recht aus dem Vollen drauf los zu wirtschaften. Daß Roderich Löhr von Kunst wenig verstand, kaum so viel wie der gebildete Durchschnittslaie, das wußte Storm bereits durch den Oberförster. Diese Unkenntnis aber sollte dem Auftraggeber durchaus nicht zum Schaden gereichen. Im Gegenteil. Das ewige Dreinreden und Mäkeln kam hier in Wegfall! Da konnte was werden! Soweit es von Storm abhing, sollte die Decke im Gehlberger Hauptsaal den Ausgangspunkt einer wahrhaft gloriosen bacchantischen Freskokunst neuester Art bilden, eines jungdeutschen, welt- und götterverachtenden symbolistisch-naturalistischen Hochstils.

Als Storm eintrat, war Alwine etwas enttäuscht. Sie hatte sich den schneidigen jungen Künstler, für den der Oberförster so warm ins Zeug ging, nicht so alltäglich vorgestellt. Konrad Storm trug weder das übliche Sammetjackett, noch die unvermeidlichen langen Locken. Sein staubgrauer Herbstanzug erinnerte fast an das neue Kostüm des Oberinspektors, der doch gewiß

ein höchst prosaischer Mann war, und das kurzgeschorene pechschwarze Haar glich einem Rattenfell. Erst nach und nach bemerkte Alwine, daß er auffallend hübsche Zähne, tiefdunkle Augen und merkwürdig starke Brauen hatte, die auf der Stirn zusammenliefen. Auch der mächtige Schlapphut, den er aus einer Hand in die andere nahm und fortwährend zerknüllte und drehte, half ihr allmählich über den Eindruck hinweg, als stehe hier ein ganz gewöhnlicher Mensch vor ihr.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen," sagte sie liebenswürdig. „Nehmen Sie Platz! Ihr Gepäck wird im Augenblick oben sein. Darf ich Ihnen was anbieten?"

„Danke! Später vielleicht! Habe in Dings-da — na, wie heißt denn das Nest — ausgiebig gefrühstückt. Wenn Sie erlauben, seh' ich mir gleich einmal das Terrain an."

„Ganz wie Sie wollen."

„Bin nämlich sehr gespannt wegen des Lichtes. Ihr Herr Oberinspektor hat mir zwar alles genau auseinandergesetzt; auch einen Grundriß gefertigt: aber das täuscht oft ganz kolossal —"

„Sind Sie schon völlig im klaren darüber, was Sie uns malen wollen?"

„Im großen und ganzen ja."

„Darf man wissen ...?"

„Selbstredend. Ihr Herr Gemahl ist zwar so gütig, mir plein pouvoir zu lassen: aber Sie haben doch schließlich ein Recht —"

„O nein! Wir haben Ihrem Freund Wernick versprochen, uns gar nicht hineinzumischen. Ich glaube, das ist auch gescheit von uns. Der Künstler weiß doch am besten selbst, was er kann. Aber es interessiert mich —"

„Ja? Haben Sie wirklich ein Herz für die Kunst?"

Alwine errötete.

„Seh' ich denn gar so spießbürgerlich aus?"

„Das nicht. Aber heutzutage ... Und besonders die neue Richtung ... Na, dann hören Sie also ... Oder noch besser: kommen Sie mit! Meine Kartons hab' ich sofort nach dem Saal beordert. Auch die Entwürfe und Skizzen."

Alwine stand auf. Storm setzte den breiten Schlapphut tief in die Stirn und folgte ihr freudestrahlend.

In dem achtfensterigen Hauptsaal des linken Flügels war ein großes Gerüst aufgeschlagen, ein wahres Netzwerk von Balken und Eisenstangen, von Brettern und Schrauben. Zwei mächtige Tische dienten als Stapelplätze für die Mappen und Rollen. Ein dritter war für die umfänglichen Mal-Utensilien bestimmt, die noch einstweilen verpackt im Hof standen.

Konrad Storm sah sich auf diesem Schauplatz seiner demnächstigen Thätigkeit wohl zehn Minuten lang schweigend um. Er nahm die verschiedenartigsten Standpunkte ein, kletterte auf das Gerüst, stieg nachdenklich wieder herunter, und musterte die zwei Reihen Armleuchter, die ihm der Oberinspektor gar nicht erwähnt hatte. Endlich schien er mit sich im reinen. Er nickte befriedigt und kehrte sich dann zu Alwine, die, ihren weißwollenen Shawl um die Schultern, geduldig wartete:

„Soll was werden!" rief er in fröhlicher Zuversicht. „Da die Zwickel über dem großen Gesims erinnern mich fabelhaft an die Decke der Farnesina. Raffael ist ja leider ein bißchen veraltet. Immerhin schätzbares Vorbild gerade im Punkte der Raumausnutzung. Alles ist just so, wie ich's gedacht habe. Hier in die Mitte — man nennt das den Spiegel — kömmt das Bravourstück: Ballfest im Ocean. Großartige Symphonie: Meergötter, Nymphen, Delphine, Wassercentauren — Alles im Taumel der wonnigsten Lebensfreude. Eine Art mythologischer Kreuzpolka. Neptun selber, ein wenig angeheitert, rollt nur so über die schaumspritzende Salzflut. Natürlich alles decent, — aber doch übermütig bis an die Grenze der Möglichkeit. Wollen Sie mal den ersten Entwurf sehn?"

„Bitte."

Konrad Storm zog aus einer der Mappen das „Ballfest" in seiner ersten Gestalt hervor. Der Einfluß Böcklins war in dieser tollkühnen Kleckserei nicht zu verkennen: leider fehlte nur hier die gewaltige Schöpferkraft, die auch das Unwahrscheinliche glaubhaft und das Extravagante genießbar macht.

Alwine fühlte sich geradezu abgestoßen.

„Meinen Sie, daß sich das gut macht?" stammelte sie verwirrt.

„Grandios!" rief der Künstler begeistert.

„Natürlich wirkt das im größeren Maßstab noch anders. Weit kühner und kräftiger! Sie sollen's erleben, wie genial ich das hinhaue! Dieses Blau da zum Beispiel — mitten auf dem Gesicht Neptuns —: ich bilde mir etwas ein auf dieses göttliche Blau! Dummköpfe natürlich sehen das nicht! Die behaupten, das sei naturwidrig. Die verlangen auch hier das schablonenmäßige Inkarnat — Aber ich pfeife darauf! Kennen Sie die berühmte Grotte auf Capri? Da gehn Sie mal hin! Da studieren Sie, was Reflex heißt!"

Alwine schwieg. Der junge Künstler begann ihr zu imponieren, trotz der Abenteuerlichkeit seiner tollkühnen Farbenspiele.

„Ja, gnädige Frau," hub er nach einer Pause an, „Sie sollen an dieser Decke da Ihre Freude haben! Die Zwickel — aber ich sehe, Sie frieren! Wahrhaftig, Sie haben ganz blaue Lippen. Überhaupt, wir müssen hier heizen. Es sind noch keine zwölf Grad hier ..."

„Verzeihen Sie! Das hat der Diener versäumt. Ich werde sogleich dafür Sorge tragen. Wollen Sie nicht unterdes doch einen Imbiß nehmen? Oder wenigstens ein Glas Wein?"

„Wein? Da sage ich allemal ja. Ich bin ja nun so weit orientiert. Trinken wir einen kräftigen Schluck auf gutes Gelingen! Das Ballfest im Ocean, — hoch, hoch und zum drittenmal hoch!"

Er folgte der Hausfrau ins Speisegemach, wo Prasch etwas kalte Küche und eine Flasche Bordeaux hertrug. Trotz des ausgiebigen Frühstücks, das Storm in Dingsda eingenommen, speiste und trank er mit vorzüglichem Appetit. Alwine schaute ihm eine Minute lang schweigend zu und entfernte sich dann, häusliche Obliegenheiten vorschützend. Prasch, der Diener, stellte sich dem behaglich schmausenden Künstler im Auftrag der Gutsherrin rückhaltslos zur Verfügung.

Vierzehntes Kapitel.

Gegen halb vier kam der breitbärtige Landbriefträger mit seiner wuchtigen, rostbraunen Ledertasche über den Schloßhof. Konrad Storm, der schon tüchtig gearbeitet und einiges an den Kartons geändert hatte, weil es ihn doch, bei näherer Betrachtung, für einen Ballsaal im Gehlberger Herrenhause gar zu toll und massiv deuchte, stand zufällig am Fenster. Sofort stürmte er die Treppe hinab.

„Nichts für mich? Konrad Storm, Genre- und Landschaftsmaler —"

„Jawohl!" sagte der Postbote und überreichte ihm schmunzelnd ein Briefchen, dessen rosa-geblümter Umschlag die unverkennbaren Schriftzüge einer weiblichen Hand trug.

Unterdes waren auch Prasch und die Gostritzer Anna herzugetreten.

„Sonst was?" fragte der Diener und streckte die Hand aus.

„Hier, zwei Kreuzbänder und die Zeitungen. Aber das nutzt nichts. Ich muß doch hinauf. Es ist ein Einschreibebrief für die gnädige Frau dabei."

Während der breitbärtige Mann schwerfällig die Haupttreppe hinanstieg und sich von Anna zu der gnädigen Frau führen ließ, hockte der junge Storm mit baumelnden Beinen auf dem großen Kartontisch und las glückstrahlend die Liebesbeteuerung seiner schwarzlockigen kleinen Braut. Sie war ihres Zeichens Putzmacherin, lebte seit vorigem Herbst in der Hauptstadt, hieß Marianne Simonis und hatte die schönsten Augen — freilich ohne die mindeste Beigabe von Diamanten und Perlen.

Konrad Storm schlürfte mit wahrer Wonne jeden Satz dieser lieben, warmherzigen Zuschrift. Was Marianne da kritzelte, war ja nicht ganz orthographisch, auch im Stile nicht eben mustergültig, aber so echt, so treu, so reich an wirklicher Poesie des Empfindens, daß er sie gleich hätte fressen mögen! Erst zwei lange, köstliche Seiten, auf denen eigentlich nur die Thatsache variiert wurde, daß sie ihn heiß, heiß liebte, daß sie vor Sehnsucht beinahe verging und in Gedanken unausgesetzt bei ihm war. Dann Zukunftspläne! Ach, dieses Mädchen verstand es, wie keine sonst, alles im rosigsten Lichte zu sehn! Wenn nichts dazwischen kam, konnten sie sich längstens in zwei Jahren schon heiraten. Bis dahin hatte sie ihre Ausstattung ganz bestimmt fertig, — und er würde dann alles bezahlt haben, was ihm von früher her noch so hier und da auf den Schultern lag. Von den Gehlbergern bekam er ja

doch ganz unerwartet ein schönes Stück Geld, und so furchtbar viel Arbeit hatte er mit der Saaldecke eigentlich nicht, weil er doch alles nur so genial hinschmetterte. — Neues war nichts passiert, natürlich. Er war ja kaum einen halben Tag fort. Sie mußte jetzt schließen; es gab noch zu nähen — ein halbes Dutzend Servietten zu säumen und zwei großartig schöne Tischtücher, die sie gleich auf dem Rückweg vom Bahnhof gekauft hatte, ehe sie nach dem Geschäft ging. Immer wieder ein Beitrag für die zukünftige Einrichtung! Sie sparte aber auch höllisch! Frau Senkblei, die Wirtin, hatte sie gestern sogar ausgezankt, weil sie zum Abendbrot nur eine Semmel und eine Tasse gewärmten Kaffee nahm. Ja, du lieber Himmel! Von nichts wurde nichts, und eine Putzmacherin, wenn sie auch noch so geschickt war, mußte sich krumm legen, wollte sie von den siebzig Mark monatlich etwas erübrigen. Zudem fiel ihr das gar nicht schwer. Sie war ja gesund, hatte zu Mittag ihr gutes Essen und schlief wie ein Herrgott.

„Leb wohl," hieß es zuletzt, „und mach' deine Sache gut! Ich schlage die Daumen ein. Vielleicht kriegst du dann gleich auf dem Fleck noch ein paar großartige Aufträge, die uns herausreißen! Das wäre famos! Und behalte mich lieb und laß dir nicht von den Schloßdamen und so weiter den Kopf verdrehn! Das bißchen Französisch und Weltgeschichte macht doch die Suppe nicht fett. Die Hauptsache ist das Herz. Und so rasend wie ich liebt dich ja doch keine auf Gottes Welt! Mit hundert Millionen Küssen

deine dich heißliebende

Marianne Simonis.

Nachschrift. Male nicht gar zu kleckſig! Weißt du, Schatz, ich verstehe ja nichts von der Kunst, aber ich meine, du hast's in der letzten Zeit oft übertrieben. Die vornehmen Herrschaften sind kurios. Vielleicht schadet's dir. Sei mir nicht böse! M."

„Ein süßes Ding," murmelte Storm, nachdem er den Brief dreimal gelesen hatte. „Und wie sich der Engel quält! Wahrhaftig, es ist ein Skandal, daß ich noch immer nicht so viel habe, um dieser aufreibenden Putzmacherei gründlich ein Ende zu machen!"

Mißmutig zog er die Brauen zusammen. Er dachte über die Gleichgültigkeit des Publikums nach, das ihm die prachtvollsten Staffelei-Bilder trotz der billigsten Preise nicht abkaufen wollte. Bis jetzt hatte er nur mit einigen rasch hingeworfenen Skizzen in Wasserfarbe halbwege Glück gehabt. Seine Haupt-Einnahmequelle war der Zeichen- und Malunterricht, den er in mehreren gutsituierten Familien gab. Mit Schulden hatte er seine Italienfahrt angetreten; mit noch größeren Schulden war er zurückgekehrt. Als er Marianne kennen lernte, schien ihm die Sache vollständig aussichtslos. Ehrlich gesagt, war er zunächst überhaupt nicht willens gewesen, dem reizenden, frischen Ding einen bürgerlich unanfechtbaren Antrag zu machen. Er unterschätzte sie. Bald aber sah er ein, daß diese Blume nicht für den ersten besten Abenteurer am Wege wuchs. Diese Erkenntnis steigerte seine Liebe zur Leidenschaft. Einige Wochen lang kämpfte er mit dem Rest seiner socialen Vorurteile und dem Bewußtsein, daß er ihr eigentlich keine gesicherte Existenz zu bieten vermochte. Dann erklärte er sich, fand bei dem starkfühlenden, unverdorbenen Geschöpf ein Herz, das ihn längst schon vergötterte, und ward so der Bräutigam einer sehr begabten aber blutarmen Arbeiterin. Sie wußte zwar seine Zaghaftigkeit in der Beurteilung der materiellen Verhältnisse bald zu beschwichtigen: aber von Zeit zu Zeit fiel es ihm doch schwer auf die Seele, daß er bei allem Fleiß nicht in der Lage war, ihr einen Teil wenigstens ihrer drückenden Last abzunehmen. Diese Stimmung überkam ihn auch jetzt. Aber nur für Sekunden. Dann sah er die unerschöpfliche Kraft dieser Jugend, die hingebungsvolle Liebe, das frohe Vertrauen in die gemeinsame Zukunft! Er selber war noch so jung! Kaum sechsundzwanzig! Und hier, inmitten der Vorbereitung zu seinem ersten Triumph sollte er an die Vergangenheit denken? Vielleicht waren die Staffeleibilder überhaupt nicht sein Fach! Wie Michelangelo, brauchte er eine Wand, ein Deckengewölbe, um sich ganz zu entfalten! Also ans Werk — für sich und seinen

demnächstigen Ruhm, und für Marianne Simonis, das treueste, mutigste, herzigste Mädchen auf Gottes Erdboden!

Er küßte den Brief, wie ein schwärmerischer Primaner, schob ihn vorsichtig in die Brusttasche und wandte sich stillvergnügt seiner Arbeit zu.

Unterdes hatte Alwine dem Briefträger bangklopfenden Herzens die Empfangsbestätigung unterzeichnet. Von weitem schon erkannte sie auf dem Couvert die Schriftzüge Roderichs. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Wenn etwas Unverhofftes geschehen war, etwas Wichtiges und geschäftlich Bedeutungsvolles: weshalb telegraphierte er nicht?

Sie setzte sich auf den Lehnstuhl und wartete, bis die Schritte des Postboten fern im Korridore verhallt waren. Ein leichter Schwindelanfall huschte ihr wolkengleich über die Augen.

„Thorheit!“ sagte sie bei sich selbst. „Ich bin übermüdet.“

Dann erbrach sie den Umschlag.

„Liebe Alwine! Ich bitte dich herzlich, die hier folgenden Zeilen in aller Vernunft und Gleichmütigkeit lesen zu wollen. Vielleicht auch ist diese Bitte überflüssig. Je mehr ich's bedenke, um so fester bin ich davon überzeugt, daß du die Sache nicht allzu schwer nehmen wirst.

Ich habe dir nämlich ein großes Geständnis zu machen. Ich thue dies schriftlich, weil mir beschämenderweise der Mut fehlt, dir mit meiner Eröffnung unter die Augen zu treten. Du könntest mich, angesichts meines Alters und meiner Persönlichkeit, lächerlich finden. Das würde mich aufregen. Und auch sonst widerstrebt es mir. Also: zur Sache! Liebe Alwine! So schwer es mir aus gewissen Gesichtspunkten fällt: wir müssen uns trennen! Erschrick nicht! Die Schuld an dieser Notwendigkeit trage nur ich; oder besser: das Schicksal. Du weißt genau, wie es bisher zwischen uns beiden stand. Wir hatten uns gern — ohne wirkliche Leidenschaft. Es war eine Schülerliebe, die sich dann ruhig fortspann, und nur deshalb vielleicht eine Verbindung fürs Leben herbeiführte, weil uns niemand sonst in den Weg trat. Daß du mir stets eine treusorgende Freundin gewesen, das zu leugnen, stünde mir schlecht an. Im Gegenteil. Ich bin dir von Herzen dankbar dafür, und dieser Dank soll niemals erlöschen. Dennoch wird sich die Wandlung, von der ich hier spreche, vollziehen müssen. Während der langen Zeit unserer Ehe wußte ich nicht, daß es noch etwas Anderes, Höheres giebt, als ruhig-freundliche Sympathie. Jetzt weiß ich es. Was ich in all' diesen Tagen gelitten habe unter dem Druck dieser Verhältnisse, das vermag ich dir nicht zu schildern. Ich konnte und konnte zu keinem Entschluß kommen. Nun hab' ich das offene Wort, das ich dir schulde, endlich gewagt. Verzeih', wenn es dich kränkt, aber es mußte gesprochen werden.

Gute Alwine! Es ist so! Ich liebe mit der ganzen Leidenschaft eines spät erst erwachten Herzens. Ich werde wieder geliebt, und ich kann diese Liebe nicht aufgeben, ohne rettungslos zu Grunde zu gehen. Du ahnst, wen ich meine. Grolle ihr nicht! Verachte sie nicht! Denn sie hat nichts gethan, was die Grenzen edelster, feinfühligster Weiblichkeit überschrittte. Eva Neythorff ist das selbstloseste, beste Geschöpf unter der Sonne. Nur der Zufall hat mir enthüllt, was sie für ewig in ihrem reinen Herzen verschließen wollte. Liebe, gute Alwine! Ich kann ohne Eva nicht leben! Gieb mich frei, und ich will dich segnen bis zum letzten Hauch meines Daseins!

Wenn du einwilligst, schreibe mir nur ein einziges Wort, nur ein kurzes farbloses Ja. Alles übrige — besonders die Art und Weise, wie dann die Sache am zweckmäßigsten einzuleiten und am schnellsten durchzuführen ist, das erörtern wir später. Das Gesetz legt uns hier mancherlei Schwierigkeit in den Weg, die ein ernsthafter Wille indes ohne Zweifel umgehen oder bewältigen kann. Es wäre am besten für dich, wenn du das alles mir und meinem Rechtsbeistand überlassen wolltest. Wie du mich kennst, wirst du wohl fest überzeugt sein, daß ich die Angelegenheit in der schonendsten Form betreibe und lieber mich selbst dem Anprall gewisser Fatalitäten aussetzen werde als dich.

Noch eins, liebe Alwine. Es versteht sich von selbst, daß ich in jeder Beziehung

für deine vollste Unabhängigkeit sorge. Es wäre ein falscher Stolz, ja eine wirkliche Grausamkeit von dir, wenn du das ablehnen wolltest. Ich hätte ja dann, trotz allem was ich vom Leben hoffe, nicht eine ruhige Stunde mehr.

Ich eile zum Schluß. Nochmals: glaube mir, liebe Alwine, es hat mich eine furchtbare Überwindung gekostet, diese Zeilen an dich zu richten, die vielleicht wie schurkische Herzlosigkeit und erbärmlicher Undank aussehen, aber doch unvermeidlich waren. Was hätte dir auch ein Gemahl gefrommt, der über kurz oder lang dem Wahnsinn verfallen wäre oder dem Selbstmord? Und ich fühle es, gute Alwine: dahin wär' es gekommen!

Ich bitte dich, mir sobald als möglich hier ins Hotel zu den Vier Jahreszeiten zu antworten. Zimmer Nummer 20 und 21.

Leb' wohl und verzeih' mir! Ich kann nicht anders.

Roderich."

Der dunstige Tag hatte sich längst in aschfahle Dämmerung verwandelt, als die unglückliche Frau sich erhob und starr vor unendlichem Weh für ein paar Augenblicke ans Fenster trat. Ihr Mund zuckte; aber sie weinte nicht. Ihr Leid war zu tief und zu trostlos. Kein Groll erfüllte dies dumpfpochende Herz: unermeßlicher Gram darüber nur, daß Gott ihr die Kraft versagt hatte, diesen Mann, den sie so über alles liebte, auch glücklich zu machen. Er konnte ja nichts dafür, daß er bei ihrer stillen, unbedeutenden Art kein volles Genüge fand. Wie mußte er all' die Jahre über gedarbt und geduldet haben! Und nun jetzt, da er ein Wesen kennen gelernt, das seiner würdig war, ein Geschöpf, herrlich an Geist und Leib und im Besitz jeder Vollkommenheit, die er an seiner glanzlosen Frau so schmerzlich vermißt hatte!

Schweres Gewölk ballte sich über den Hügeln. Die Nacht kam mit Riesenschritten. Alwinens Entschluß war gefaßt. Roderich sollte nicht einmal merken, wie qualvoll ihr Herz blutete. Er sollte in seinem Wahn verbleiben, sie sei in der That unfähig, eine vollgültige Leidenschaft zu empfinden. Dieser Wahn, den sie nicht recht begriff, der aber doch nun einmal vorhanden war, schien ihr für das zukünftige Glück und die Herzensruhe des teuren Mannes von hohem Wert. Roderich würde sich unter dem Schutz dieser Auffassung niemals auch nur jene flüchtigen Vorwürfe machen, wie sie das Mitleid eingiebt. Und er wenigstens sollte doch künftig leidlos im Sonnenschein wandeln, wenn auch für sie alles zu Ende war.

Sie machte nun Licht und setzte sich an den Schreibtisch. Es war ihr zu Mute, als ginge sie an die Abfassung ihres eigenen Todesurteils. Noch einmal hielt sie sich alles vor, was für die Forderung ihres Mannes sprach, — und dann ergriff sie die Feder. Hätte sie jetzt noch die Überzeugung gewonnen, der Schritt werde zu seinem Unheil ausschlagen, sie würde dem Ansinnen Roderichs unter Preisgebung ihres letzten Stolzes hartnäckig widerstrebt haben. So aber war sie blind. Wie sie den eignen Wert mit fast krankhafter Selbstlosigkeit unterschätzte, so übertrieb sie die augenfälligen Vorzüge Evas und die scheinbare Seelenverwandtschaft des schönen Mädchens mit ihrem Gemahl. Die wahren Beweggründe Evas hätte sie vollends auch bei schärferer Beobachtungsgabe niemals geahnt. Ihr reines und edles Herz war der bloßen Vermutung einer solchen Erbärmlichkeit unfähig.

Sie schrieb. — Ruhig und doch ohne die leiseste Bitternis teilte sie dem Treulosen mit, daß sie nach reiflicher Überlegung Ja sage. Im Anfang sei sie von seinem Vorschlag wie niedergedonnert gewesen; nun aber sehe sie vollständig ein, daß für beide Teile nur in der Trennung noch Heil sei. Betreffs ihrer Zukunft möge er sich nur ja keine Sorge machen. Sie wolle sich ehestens einen Beruf schaffen, der sie ausfülle und befriedige. Der Gedanke, daß es so habe kommen müssen, werde ihr Kraft verleihen, den Umschwung der Dinge rasch und mutig zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)





Ein deutscher Liederdichter.

(Graf Albert von Schlippenbach.)

Von

Wilhelm Hosäus.

Die Familie Schlippenbach ist eine alte angesehene Adelsfamilie, die nach der bisherigen Annahme aus dem Kleveschen stammt und sich später in Kurland ausgebreitet hat. Ein kurländischer Herr von Schlippenbach, Christoph Karl (geb. 1624), trat in schwedische Kriegsdienste und spielte unter Karl X., der ihn bei seinem Regierungsantritte gleichzeitig in den Freiherrn- und Grafenstand erhob, eine Rolle am schwedischen Hofe. Sein Sohn Karl Friedrich ging später in brandenburgische Dienste und erwarb das noch jetzt im Besitze der Familie befindliche Gut Schönermark bei Prenzlau in der Uckermark. Karl XII. war ihm sehr geneigt, vermochte aber nicht, ihn wieder für den schwedischen Dienst zu gewinnen. Sein Sohn war der königlich preußische Major Karl Christoph von Schlippenbach, sein Enkel Karl Friedrich Wilhelm Graf von Schlippenbach, der Vater des Dichters.

Graf Albert von Schlippenbach wurde am 26. Dezember 1800 im großelterlichen Hause zu Prenzlau geboren. Er hatte siebzehn Geschwister, von denen allerdings ein Bruder im Alter von einem halben Jahre und eine Schwester im Alter von einigen Wochen starben. Beim Tode der Mutter (gestorben im Jahre 1830) lebten noch sechzehn Geschwister, sieben Brüder und neun Schwestern, die fast alle ein ungewöhnlich

hohes Lebensalter erreichten. Jetzt ist auch diese Generation erloschen. Da die alte Burg in Schönermark mit der Zeit immer unwohnlicher geworden war, so hatten sich die Eltern schon früh nach dem benachbarten Arendsee gezogen, und hier wuchs Graf Albert mit seinen Geschwistern, geistig und körperlich frei und kräftig sich entwickelnd, auf. Nach mehrjährigem Privatunterricht in Arendsee kam er später in Pension zum Geheimrat Illaire in Berlin, von wo aus er das Werdersche Gymnasium besuchte. Jedenfalls hatten die Lehrer bei seiner Aufnahme ins Gymnasium seine Kenntnisse, Leistungen und Gaben unterschätzt, denn schon bei der ersten Versetzung durfte er eine Klasse überspringen. Während seine sämtlichen Brüder später mit Erfolg die militärische Laufbahn wählten, wandte er sich dem juristischen Studium zu und bezog zunächst die Universität Göttingen. Auch Heinrich Heine studierte damals in Göttingen und war im Speisehaus ein täglicher Tischgenoß des Grafen, ohne daß sich jedoch ein näherer Verkehr zwischen beiden entwickelte. „Hätte ich damals geahnt," sagte der Graf wiederholt in späteren Jahren, „welch eine hohe Begabung in dem damals uns unangenehmen, etwas unsauberen Jungen stak, ich hätte mich ihm doch genähert." Es ist übrigens für Heine charakteristisch, daß er sich zum täglichen Tischgenossen einer Gesellschaft machte, die aus den vornehmsten jungen Studenten bestand, und diese Gesellschaft trotz der übermütigsten Neckereien, die er von ihr erfuhr, nicht verließ. Eines Tages wurde über das Rauchen gesprochen, und Heine (einen stärkeren Ausdruck gebrauchend) meinte, es scheine ihm eine kleine Schmutzerei. Da erwiderte ihm der Senior, die Pfeife im Munde: „Was wollen Sie denn mitreden, Sie sind ja selbst nichts anderes als eine kleine Schmutzerei." Von Göttingen wandte sich Schlippenbach nach Berlin, speciell Savigny und Eichhorn zu hören. Wie in Göttingen ging aber auch in Berlin neben dem ernsten Studium die Pflege des heiteren, leichten Studentenliedes her, und dieser Zeit entsproßten, wenn nicht seine besten, so doch seine bekanntesten Dichtungen, unter anderen das noch jetzt bei allen fröhlichen Kommersen erklingende:

Ein Heller und ein Batzen,
Die war'n zweibeide mein,
Der Heller ging zu Wasser,
Der Batzen ging zu Wein.

Die ausgelassene Studentenwelt hat den Versen des Grafen noch eine plumpe Schlußstrophe zugefügt, die einst Veranlassung zu einer studentischen Feier des Dichters wurde. Es war in den sechziger Jahren, als der Graf eines Tages mit dem Dampfboote den Rhein hinauf nach Mainz fuhr. Das Verdeck war voll Bonner Studenten, die fröhlich zechten und sangen. Der Graf, Zeit seines Lebens ein Freund der Jugend und selbst bis in sein hohes Alter voll Jugendlust, gesellt sich zu der munteren Schar, und plötzlich ertönt das Lied: „Ein Heller und ein Batzen." Der Graf hört gerührt zu, sich seines Inkognito freuend, und sagt zum Schluß dem Vorsänger: „Mein lieber Herr, das war ganz schön, aber die letzte Strophe: ‚Es war 'ne große Freude' paßt nicht zum Ganzen und gehört auch nicht dazu." — „Nun hört," ruft drauf der animierte Vorsänger dem Chorus zu, „hier der alte Philister will uns belehren, was zu unserem Liede gehört." — „Ja, meine Herren, ich muß es doch wohl am besten wissen, ich habe ja das Lied gedichtet." Da bricht von allen Seiten ein Hurra aus, dem Dichter wird ein volles Glas gereicht, und das Anstoßen und Jubeln: „Er soll leben!" will kein Ende nehmen. In die Berliner Zeit des Grafen gehört auch das Festgedicht zu einem der Frühlingsfeste des Berliner Künstlervereins. Maler, Bildner und Bauleute singen darin einzeln ihrer Kunst Ziel und Herrlichkeit und schließen dann mit der Strophe:

Wer hat von uns den Preis gewonnen?
Der Herr allein, ihm galt der Preis:
Wir bleiben Strahlen Einer Sonnen —
So schließt denn enger unsern Kreis!
Noch einen Trunk für Lust und Leiden,
Und dann zieht jauchzend in die Welt
Und lehrt begeistert alle Heiden,
Wie herrlich Gottes weite Welt!

Nach dem Vortrage der schönen Verse reichte Chamisso dem Verfasser warm die Hand und bat ihn, sich ihm und seinen Freunden anzuschließen. Schlippenbachs Freundschaft mit Chamisso war mit dem Augenblick geschlossen, und wenn Chamisso später seine

bekannten botanischen Streifzüge in die Provinz unternahm, klopfte er stets an die gastliche Thür in Arendsee beim Grafen an. Noch kurz vor seinem Tode (1838) weilte Chamisso vier Wochen in Arendsee, um, wo möglich, Genesung von seinen letzten Leiden zu finden.

Nach bestandener juristischer Prüfung arbeitete Graf Schlippenbach als Referendar, später als Assessor am Werderschen Gericht in Berlin, als plötzlich der Tod seines Vaters (1833) ihn zu einer ganz anderen Thätigkeit berief. Die väterlichen Güter hatten durch die Kriegsjahre 1806—1815 sehr gelitten und waren tief verschuldet. Die Gläubiger drängten, und schon war der Tag der gerichtlichen Subhastation festgesetzt; dem Käufer war eine Vorauszahlung von zehntausend Thalern aufgegeben. Die Geschwister klagten und bestürmten den Bruder, den alten Besitz zu retten. Da eilt im letzten Augenblicke Graf Albert zu seinem Schwager, dem Grafen Hahn-Basedow, erhält von ihm eine Bürgschaft zur Höhe der bedingten Summe, reitet während der Nacht nach Arendsee und trifft unerwartet während des Termines ein. Die Güter waren gerettet, und nun begann er mit den Gläubigern einzeln zu verhandeln. Sein plötzliches Erscheinen beim Termin verglich er stets mit dem Auftreten des George Brown in der Weißen Dame. Nächst dem Grafen Hahn war es der König Friedrich Wilhelm III. und der damalige Landrat des Prenzlauer Kreises, von Winterfeld (auf Spiegelberg), denen er in erster Reihe die Rettung zu danken hatte. Immerhin blieb ihm freilich selbst noch viel zu thun übrig, und er hatte oft seine ganze Liebenswürdigkeit, Beredsamkeit und diplomatische Begabung aufzuwenden, um seine Zwecke zu erreichen. Von Philipp Thaer, dem Sohne des berühmten Albr. Thaer (gestorben 1828), wurde ihm ein tüchtiger Landwirt zur Leitung der Geschäfte empfohlen, mit dessen Hilfe er, unterstützt durch eigenen Fleiß und strengste Sparsamkeit, wie durch günstige Konjunkturen der Zeitverhältnisse, denn auch in kurzer Zeit so glücklich vorwärts kam, daß er schon nach fünf Jahren an eine Verheiratung denken konnte.

Im Jahre 1828 hatte er in Berlin die Gräfin von Plessen aus Sierhagen und deren jugendliche Tochter Emma kennen gelernt, zu den Geburtstagsgästen der damals siebzehnjährigen Gräfin gehört und beim Festmahl im Anblick der üblichen Geburtstagstorte mit den siebzehn brennenden Kerzen der Gefeierten folgende Strophen improvisiert:

Wenn bei jungen Tages Grüßen
Frühlingsknospen sich erschließen
  Mit dem duft'gen Hauch,
Blickt die Sonne strahlend nieder,
Vöglein singen frohe Lieder,
  Das ist Frühlingsbrauch.

Und so strahlen heut die Lichter,
Und so singen heut die Dichter:
  Du bist aufgeblüht!
Heute zählst du noch nach Kerzen,
Doch von morgen an nach Herzen,
  Die für dich geglüht.

Die junge Gräfin, die der Kunst viel Verständnis und hohe Begabung entgegenbrachte, mochte seit jenem Tage den blühenden, schönen Freund nicht vergessen haben, und so gedachte auch er jetzt wieder ihrer zuerst. Ungewiß jedoch seines Erfolges erschien er vor ihr, für einen Freund zu werben. Die Gräfin lächelte, und als er sich anschickte, noch ohne bestimmtes Ja oder Nein zu scheiden, rief sie ihm nach: „Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen?“ Da überwältigten ihn die Gefühle, er legte ihr sein eigenes Herz zu Füßen, und noch in demselben Jahre (1838) fand in Sierhagen die Hochzeit statt.

Das Wohnhaus, in das der Graf seine junge Gemahlin in Arendsee führte, war sehr einfach, und des Grafen erster Gedanke war, der Geliebten ein stattlicheres, ihren berechtigten Erwartungen entsprechenderes Heim zu bauen. Baurat Stüler entwarf den Plan zu einem jenseit des Sees unter den herrlichsten alten Buchen belegenen schloßartigen Gebäude, das noch heute zu den anmutigsten Herrensitzen der Provinz zählt. Die Gartenanlagen ringsum wurden von Lenné ausgeführt. Ehe noch alles vollendet war, wurde dem jungen Paare in Sierhagen eine Tochter geboren (1842), die in der Taufe den Namen Ina erhielt. Kurze Zeit darauf zog der Graf zu dreien in das neue Heim, in dem er, kurze Reisen nach Frankreich, Italien und Portugal ab-

gerechnet, umgeben von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, des Lebens Lust und Leid erfahren sollte, beschäftigt mit wirtschaftlichen Dingen, wie mit politischen, kirchlichen und socialen Zeitfragen, zur Seite als ideale Begleiterin seiner Tage die Muse des Liedes.

Auffallend kann es erscheinen, daß Graf Schlippenbach dem litterarischen Leben der Zeit nur geringe Teilnahme schenkte. Seine Bibliothek hatte nur geringen Umfang. Außer den religiösen Büchern, deren er zu seinen Hausandachten bedurfte, und einigen politischen, kirchlichen und landwirtschaftlichen Zeitschriften, kam nicht viel Gedrucktes in seine Hand. Nicht einmal auf dem Gebiete der Poesie ging er mit der Zeit weiter. Die schönen Werke über deutsche und fremde Dichtkunst, die Werke der ersten Dichter des In- und Auslandes, die sich im Schlosse befanden, hatte seine Gemahlin aus dem elterlichen Hause mitgebracht oder später angeschafft. Eine besondere Abneigung fühlte er gegen die spekulative Philosophie. Er war eine praktische Natur, dabei sanguinisch beweglich, im konsequenten systematischen Denken ungeübt, jedoch geistreicher Apperceptionen fähig, der Dinge sich nach Eindrücken, meist mit Witz und Humor bemächtigend. Seine Sammlung von Gedichten, die er auf Wunsch seiner Freunde im Jahre 1883 bei A. Duncker in Berlin erscheinen ließ, trägt ganz den Charakter seines Naturells. Drama und Epos sind ausgeschlossen, und auch die Lyrik entbehrt des tieferen Zuges. Seine Muse blieb beinahe ausschließlich bei den elementarsten Beziehungen des Lebens, bei der Liebe zur Natur, zu Frauen und Freunden stehen und flatterte in flüchtigen Liedern von meist geringem Umfange bald trauernd, bald scherzend von einem zum anderen. Was er aber auf diesem Gebiete geleistet, erkennen wir freudig an und fügen gern seinen Namen dem Kranze deutscher Liederdichter ein. Hier, besonders in seinen heiteren humoristischen Liedern, besaß er auch unbedingt Originalität und schlug Töne an, an die man noch nicht gewöhnt war. Felix Mendelssohn schätzte ihn als Liederdichter hoch, und diejenigen Komponisten, die überhaupt noch „echte Lieder" komponieren möchten, dürften in seiner Sammlung manchen ungehobenen Schatz finden.

Seiner religiösen Richtung brachte Graf Schlippenbach manches Opfer; keine Rücksicht auf Witterungsverhältnisse konnte ihn z. B. bewegen, von seiner strengen Auffassung der Sonntagsheiligung abzuweichen; aus Bedenken gegen den Mißbrauch ließ er auf seinen Gütern sämtliche Brennereien eingehen u. a. m. Er baute gern, vor allem aber lag ihm am Herzen der Bau von Kirchen und Schulen, Pfarr-, Lehrer- und Arbeiterwohnungen. Innere und äußere Politik begleitete er mit Aufmerksamkeit, doch zeigte er nie Neigung, politisch hervorzutreten. Missionsfeste, Pastoren- und Schullehrerkonferenzen, landwirtschaftliche Vereinigungen und dergleichen galten ihm stets mehr als politische Verbindungen. Wo aber die Pflicht des Staatsbürgers eintrat, bei öffentlichen Wahlen u. s. w., fehlte er nie.

Am 12. August 1880 starb seine Gemahlin, am 26. Dezember 1886, an seinem sechsundachtzigsten Geburtstage, starb er selbst, tief betrauert von seiner Tochter und der einzigen ihn überlebenden Schwester, Gräfin Reichenbach-Goschütz (gestorben 1888), wie von der jüngeren Generation seines Geschlechtes und vielen anderen Verwandten, von Freunden und nicht zum mindesten von seinen Gutseingesessenen und Dienern. Seine Gebeine ruhen in Schönermark neben denen seiner Gemahlin. Als Erbe zog bald nach dem Tode des Grafen sein Neffe, der königlich preußische Generallieutenant, jetzt General der Infanterie, Graf Karl von Schlippenbach, in Arendsee ein. Im Jahre 1888 verließ die Tochter des Hauses, Gräfin Ina von Schlippenbach, Arendsee und ließ sich in Kiel, in der Nähe ihrer mütterlichen Verwandten nieder.

Dem diesem Aufsatze beigefügten Porträt des Grafen Albert von Schlippenbach liegt eine sehr wohl gelungene Kreidezeichnung seiner Gemahlin, der Gräfin Emma, zu Grunde.




Der Dom,
vom Benaryschen Garten aus gesehen.

Erfurt.

Von

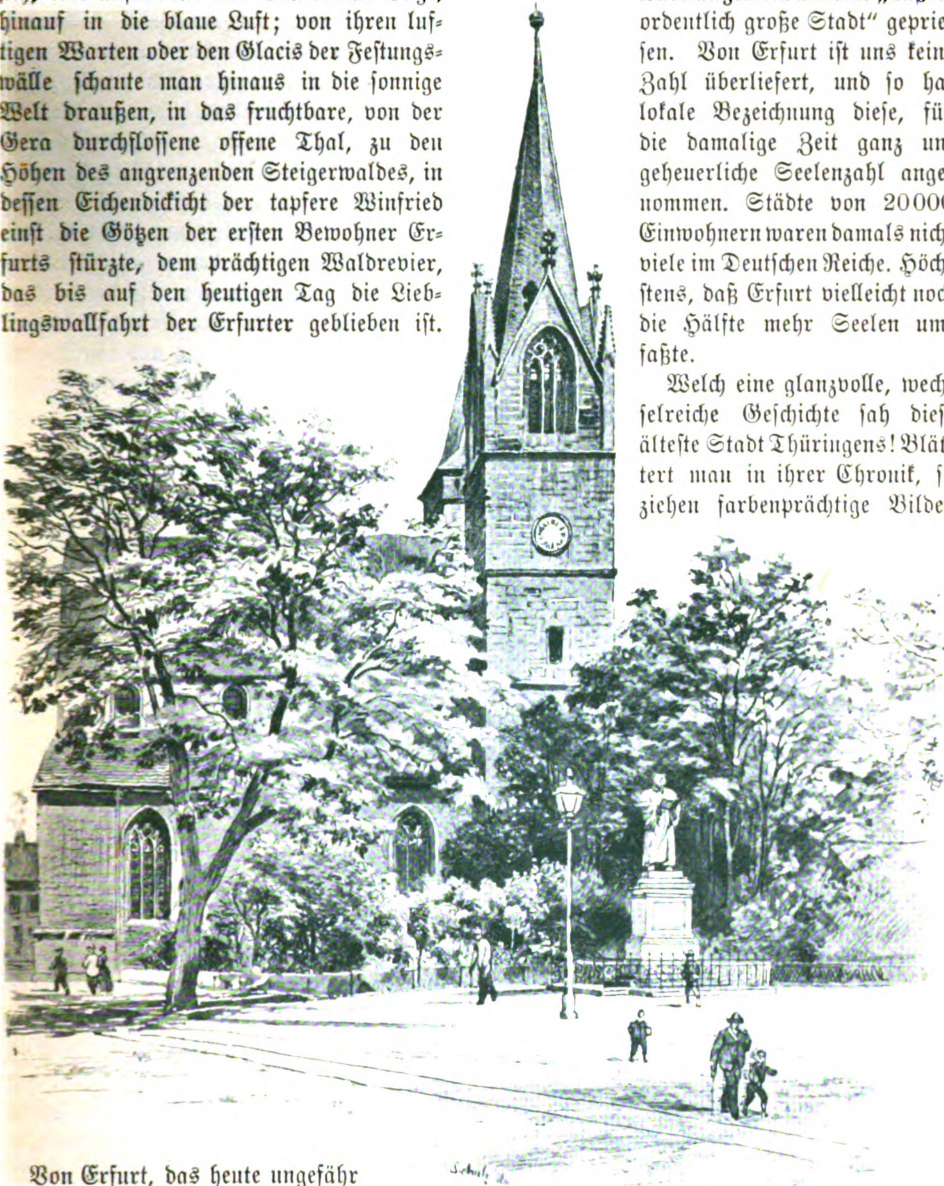
August Trinius.

Erfurt hat einen guten Klang im Deutschen Reiche. Mit seinen engen und winkeligen Gassen und dem mächtigen Platze, über dem sich, einzig in seiner Art, zwei herrliche Gotteshäuser auf einem Berge erheben, so steht es vor uns. Um das schöne, denkwürdige Rathaus, längs der altertümlichen Häuserzeilen, drängt sich das geschäftige Leben der Hauptstadt Thüringens, über Brücken und durch dunkle Thorbogen flutet es dahin. Überall winken trauliche Ecken, heimliche Winkel, und die mit Wappen, Namen und frommen Sprüchen verzierten, erkergeschmückten Häuser sagen uns, daß sie viel zu erzählen wissen, daß über ihre hochsatteligen Dächer der Flügelschlag einer reich bewegten Geschichte wehte.

Eng und düster waren diese Gassen noch vor einem Menschenalter, diese Häuser, aber voll tausend Geheimnisse, voll tief das Herz aufregender Poesie. Dazu diese Fülle von reichgeschmückten Kirchen, von denen es in Feierstunden über die Dächer der Stadt, weit hinaus ins Land sang und klang von hundert Glocken, vom Silberton der kleinen, bis zum machtgebietenden, herrlich tiefen Klang der berühmten „Gloriosa" des Domes. Der katholische Kultus mit seinem lichtdurchfluteten, farbenstrahlenden Schaugepränge der Prozessionen und mystischen Kirchenfeiern, das frische, lebendige, buntgestaltige Soldatenleben der damaligen starken Festung: welche Fülle von Bildern, Anregungen und wechselvollen Ereignissen! Und dies alles

im finster dräuenden Festungsgürtel von Mauern, Gräben, Bastionen und scharfbewehrten Thoren, die sich bedrückend der im Inneren sich immer kräftiger entwickelnden Stadt um den Leib legten.

Die zahllosen Türme der Stadt reckten sich, wie aufatmend aus Dunkel und Enge, hinauf in die blaue Luft; von ihren luftigen Warten oder den Glacis der Festungswälle schaute man hinaus in die sonnige Welt draußen, in das fruchtbare, von der Gera durchflossene offene Thal, zu den Höhen des angrenzenden Steigerwaldes, in dessen Eichendickicht der tapfere Winfried einst die Götzen der ersten Bewohner Erfurts stürzte, dem prächtigen Waldrevier, das bis auf den heutigen Tag die Lieblingswallfahrt der Erfurter geblieben ist.



Die Kaufmannskirche und das Luther-Denkmal.

Von Erfurt, das heute ungefähr 73000 Einwohner zählt, berichtet die Überlieferung, daß es einst in den Tagen seiner höchsten Blüte, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, 80000 Seelen umfaßt habe, eine Annahme, die denn auch viele Chronisten gläubig nacherzählten. „Volkreich“ ist ja Erfurt stets genannt worden. Doch man geht völlig fehl mit dieser Einschätzung. Das Bevölkerungsverhältnis war in jener Zeit ein durchaus verschiedenes von unseren Tagen. Stettin, das damals 5000 Einwohner zählte, ward allgemein als eine „außerordentlich große Stadt“ gepriesen. Von Erfurt ist uns keine Zahl überliefert, und so hat lokale Bezeichnung diese, für die damalige Zeit ganz ungeheuerliche Seelenzahl angenommen. Städte von 20000 Einwohnern waren damals nicht viele im Deutschen Reiche. Höchstens, daß Erfurt vielleicht noch die Hälfte mehr Seelen umfaßte.

Welch eine glanzvolle, wechselreiche Geschichte sah diese älteste Stadt Thüringens! Blättert man in ihrer Chronik, so ziehen farbenprächtige Bilder an uns vorüber, Ereignisse, tief erschütternd, das Herz mit Stolz füllend, voll dramatischer Kraft und hinreißendem Pathos.

Als ein Held und Märtyrer seines Glaubens tritt uns Bonifacius inmitten der Heiden von Erphesfurt entgegen. Deutsche Kaiser hielten hier prächtige Reichstage ab, Rom versammelte seine Priester zu glänzenden Kirchenversammlungen. Thüringer Landgrafen brachen in heißem Kampfe die Mauern der Stadt. Hier wird über Heinrich den Löwen die Acht ausgesprochen, fünf Jahre später versöhnt er sich hier auf einem glänzenden Reichstage mit Friedrich Barbarossa. Brand, Kirchenbann, Pest, zahllose Kämpfe wechseln durcheinander. Eine Hochschule mit vier Fakultäten, die erste in ihrer Art, wird gegründet; Turniere entfalten den ganzen Reichtum, aber auch den Hochmut der Geschlechter, das „tolle Jahr" bricht an, Luthers Kerngestalt reckt sich empor, elftausend Bauern, denen der Rat alle Thore öffnet, plündern Kirchen und Klöster; Religionsunruhen, der Dreißigjährige Krieg, der Fall der Reichsstadt und die Unterjochung unter Kurmainz — wie drängt sich Bild an Bild, folgt Schlag auf Schlag! Talma spielt vor einem „Parkett von Königen", Goethe wird empfangen, Preußens Adler wird angeheftet, die Revolution wütet 1848 blutig auf den Straßen, das deutsche Unionsparlament tritt in Erfurt zusammen, und dann ziehen Frieden, Aufschwung, Wohlfahrt aufs neue in diese denkwürdige Stadt, die, entfesselt aller Beengungen, jetzt mit verdoppelter Kraft anhebt sich zu dehnen, emporzuwachsen in einem neuen, glänzenden Gewande, im Bewußtsein, den stolzen Titel einer „Hauptstadt Thüringens" festzuhalten.

Die Gründung Erfurts verschwimmt im Nebelgrau der Sage. Ackerbau treibende Thüringer scheinen hier zuerst sich niedergelassen zu haben, mutmaßlich schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Die Überlieferung verkündet, daß es ein Müller Erf war, der an einer Stelle der Gera eine Furt grub und nahebei sein Anwesen aufschlug. Die noch bestehende Furtmühle in Erfurt bezeichnet vielleicht jene Stelle, den Urkeim der späteren Reichsstadt. Erphesfurt wird die Stadt in alten Chroniken genannt. Eine andere Überlieferung will wissen, daß der Frankenkönig Merwig sich auf dem Petersberge eine Burg erbaute, an deren Fuße der Ort allmählich entstand. Dafür spricht vieles.

Wie dem nun auch sei, 531 kam Erfurt unter fränkische Hoheit, und 742 erschien Bonifacius, den hier friedlich hausenden Landleuten das Christentum zu predigen. In demselben Jahre berichtet der tapfere Apostel in einem Briefe an Papst Zacharias in Rom über Erfurt, daß er hier „eine schon seit alters bestehende Stadt heidnischer Ackerbauer" vorgefunden habe und dieselbe nun dem heiligen Vater vorschlage als Sitz eines Bischofs. Unterhalb des Petersberges, wo sich jetzt der Dom erhebt, errichtete Bonifacius das erste Kirchlein und erhob Erfurt zu einem Bischofssitze, den er seinem wackeren Mitkämpfer Adolar überließ, dem ersten und — letzten Bischof von Erfurt. Adolar begleitete 755 seinen Herrn und Meister in dem Eroberungszuge gegen die Friesen, unter deren tödlichen Streichen er gleich Bonifacius sein Leben aushauchte.

Ein zweiter Bischof aber ward merkwürdigerweise und aus nie ermittelten Gründen nicht erwählt. Der Gedanke eines selbständigen Bistums, wohin doch die Verhältnisse geradezu drängten, ward in Rom für immer aufgegeben. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten wurde dem Erzstift Mainz fortan anvertraut. Weit von Westen herüber wurde das Land regiert, anstatt daß man den von Bonifacius als allein richtig erkannten Weg einschlug, eine selbständige Verwaltung einzusetzen, deren Thätigkeit sich von hier aus weiter nach Osten hin fortsetzen konnte. Die Klöster Fulda und Hersfeld wurden mit Besitzungen in dieser Gegend geradezu überschüttet und übten die eigentliche Herrschaft. Die kirchliche Selbständigkeit war verloren, politisch aber war Thüringen, nach dem tragischen Zusammenbruche des Thüringer Königreiches, eine Provinz des Frankenreiches geworden; an die fränkische Pfalz hatte es alljährlich fünfhundert Schweine mit stillem Ingrimm zu zinsen.

Durch starken Zuzug von Slaven aus benachbarten Dörfern hatte sich Erfurt bereits solches Ansehen verschafft, daß Karl der Große 805 es zu einem Stapelplatz bestimmte und ihm das Meßrecht verlieh. Als das karolingische Reich zerfiel, hoffte

man im Thüringer Lande, daß dieses als selbständiges Stammherzogtum hervorgehen würde. Markgraf Burchard schien die Hoffnung der Thüringer erfüllen zu wollen — da brachen die Hunnen in das Land ein, und in Verteidigung desselben fiel Burchard an der Spitze des thüringischen Heerbannes im Jahre 908. Keiner der ungefähr zwanzig anderen Gaugrafen Thüringens aber bezeigte Lust, die Erbschaft Burchards anzutreten. So schloß sich Thüringen dem nachbarlichen Sachsenherzoge Otto an, dessen Sohn Heinrich I. der erste deutsche König aus norddeutschem Geschlechte ward. Die herrliche Zeit der Ottonen brach an. Die Geschicke Thüringens spiegeln sich von jetzt an in der Geschichte des aufblühenden Erfurt. Hier hielt Heinrich I. eine bedeutungsvolle Synode ab, hier versammelt er noch einmal am Abend seines Lebens Deutschlands Fürsten und empfiehlt ihnen seinen Sohn Otto zum Nachfolger. Unter den Ottonen scheint das Erzbistum Mainz ganz außerordentliche Rechte und Besitzungen erhalten zu haben. Bereits 1074 kam es auf der großen Kirchenversammlung in Erfurt zu einer dramatischen Scene. Auf dem Bischofsstuhl saß der unbeugsame Erzbischof Siegfried I. und verkündete, daß fortan die Ehen der Geistlichen zu trennen seien, zugleich pochte er noch einmal auf seine Zehntenforderung. Da griff alles in hellster Empörung zu den Waffen und drang auf den Erzbischof ein, ihm den Tod zu geben. Erst der begütigenden Vermittelung seiner Ritter gelang es, die Menge von der Mordthat zurückzuscheuchen. Der Erzbischof flüchtete nach Heiligenstadt, um dort vor dem Altar die frevelhaften Störer der Synode zur Buße anzurufen.

Und doch gebührt diesem Kirchenfürsten auch eine Würdigung seines Verdienstes! Denn er ist es gewesen, welcher im Anschluß an die Marienkirche die klösterlich lebenden Geistlichen zu einem Priesterkollegium für Thüringen vereinte, Erfurt zum Mittelpunkt der katholischen Kirche Thüringens machte, eine Stiftung, welche ihre letzten Befehle zwar von Mainz empfing, trotzdem in gewisser Beziehung als Ersatz für einen einst geplanten Bischofssitz anzusehen war. Auch daß er das droben auf dem Petersberge 1059 gegründete Kanonikerstift in das Kloster Petri und Pauli umwandelte und drinnen die geistigen Kräfte des Landes in einem Brennpunkte gleichsam zusammenfaßte, gereicht seinem sonst so angefeindeten Namen zu hoher Ehre. War man früher nach Hersfeld zum Studium gegangen, jetzt vermochte man mitten im Lande Thüringen den Wissenschaften sich hinzugeben, die Geschichte der Heimat zu schreiben und mit kunstfrohem Gemüte und geübter Hand die Pergamentblätter mit buntfarbigen, goldenen Verzierungen frommer Phantasie zu schmücken.



Der Monumentalbrunnen am Anger.

So ward Erfurt, ohne „offiziell“ den Titel zu führen, ein echter Bischofssitz, in dem der größte Kirchenfürst Deutschlands sehr oft und lange Hof hielt. Das hat die

Stadt oft genug büßen müssen, wenn Kaiser und Kirche im Kampfe lagen und kaiserliche Truppen die Umgegend verwüsteten, die Stadt stürmten und die Bewohner entgelten ließen, was an Haß gegen Rom aufgespeichert war. Und dabei lag die Stadt selbst dauernd im Hader mit Mainz. Dreimal wurde das Interdikt über die Bürgerschaft ausgesprochen, doch sie beugte sich nicht, mit welch schweren Opfern sie auch die Aufhebung desselben erkaufen mußte.



Hof des Martinsstiftes.

Durch die Gründung des Benediktinerklosters auf dem Petersberge war durch die Mönche auch ein neuer Aufschwung in Handel und Wandel für Erfurt angebrochen. Diese Mönche machten urbar, was bisher Morast und Wildnis gewesen war, sie wiesen der wilden Gera durch Dämme ein neues Bett an, sie damit der Stadt nützlich zu machen, sie waren es, welche die noch heute bestehende Krämerbrücke anlegten, die erste über die Gera führende feste Brücke, über welche sie nun die aus dem Brühl kommende, unterm Domberg hinlaufende Handelsstraße leiteten, mitten durch den Ort hindurch. Die mit Häuschen und Läden bedeckte, gewölbt ansteigende Brücke findet nur in der Rialtobrücke Venedigs noch ein Beispiel in Europa. Der vor einigen Jahren eingegangene „Mühlendamm" Berlins bot etwas Ähnliches.

Kolonisten waren die ersten Mönche gewesen, nun zog unter Erzbischof Siegfried die Wissenschaft in die Hallen der hochgelegenen, weit ausblickenden frommen Stätte. Neben der Klosterschule entstand ein Gymnasium, eine Art Hochschule, welche in ihrer Blütezeit 1283 bereits an tausend aus allen Ländern herbeigeeilte Jünglinge umfaßte. Kirchliches und wissenschaftliches Leben hat denn auch lange hinaus der Stadt Erfurt, deren Wappen, ein weißes Rad im roten Felde, so oft in den vordersten Reihen kämpfender Bürger leuchtete, den Stempel aufgedrückt.

Seine Residenz hatte Erzbischof Siegfried sich und seinen Nachfolgern auf dem Berge (1123) aufgeschlagen, nachbarlich des Domes. Sie hieß das Krummhaus und sah glänzende Tage in ihren Mauern. Die anstoßende Severikirche ward nun die Hofkirche der Kirchenfürsten. Das bisher auf derselben Höhe bestandene Nonnenkloster hatte man auf den Cyriaksberg verlegt. So ragten nun auf allen drei nächsten Höhen von Erfurt stattliche Gotteshäuser empor. Besonders der Petersberg und sein Kloster wurden Zeugen weltgeschichtlicher Ereignisse.

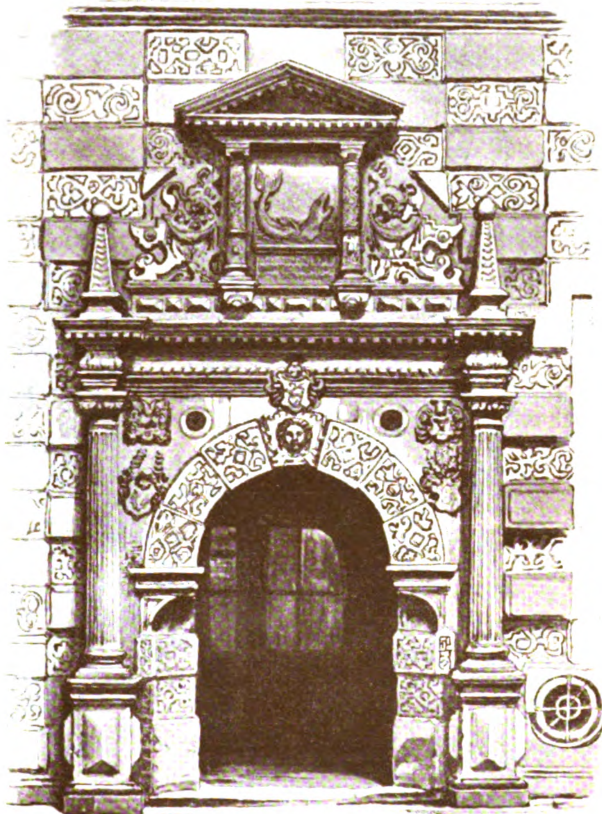
Kaiser Barbarossa hielt im Jahre 1176 droben einen großen Reichstag ab, auf dem Heinrich der Löwe geächtet ward. Fünf Jahre später fand wieder im Kloster Petri und Paul ein Reichstag statt. Der stolze Welfe warf sich dem Kaiser zu Füßen, und beide Fürsten feierten Versöhnung.

Im Jahre 1184 sah Erfurt wieder eine reiche Versammlung. Im Namen seines Vaters hatte König Heinrich IV. die Fürsten nach Erfurt entboten, hier auf einem Reichstag den Streit zwischen Landgraf Ludwig V.

von Thüringen und dem Erzbischof Konrad von Mainz zu schlichten. Man hatte sich in der alten Dompropstei am oberen Ende der Domtreppe versammelt. Mitten im Gefecht der Reden ertönt ein Krach, die altersmorsche Diele gerät ins Schwanken, reißt auseinander, und in die Tiefe stürzen fast alle jählings hinab. König Heinrich und der Erzbischof hatten in einer Fensternische gesessen und blieben unversehrt. Auch der Landgraf von Thüringen wurde noch lebend, wenn auch verletzt, aus der Kloake gezogen. Eine große Anzahl Grafen und Herren büßten ihr Leben ein. — Vor einigen Jahren stieß man bei einem Umbau in der Dompropstei in der Tiefe auf menschliche Gebeine. Es ist anzunehmen, daß dieselben noch von jenem erschütternden Vorfall herrührten.

Vielleicht stehen diese Gebeine auch in Verbindung mit den Schauermären, von denen die Chronisten des dreizehnten Jahrhunderts von Erfurts zuchtlosem Wandel zu berichten wissen. Es war das Jahrhundert der Beguinen, der kirchlichen „Demimonde“ jener Tage. In das graue, öde Gewand der Nonnen eingehüllt, fanden blühende Geschöpfe Eingang in die frommen Stätten des Klerus, dem sie sich als „Dienende“ anschlossen. Klöster, Stifte und Pfarrhäuser in Erfurt waren von ihnen angefüllt. Mit der Sittenlosigkeit gingen düstere Verbrechen Hand in Hand. Eine Sünde vernichtete die andere.

Viel Krieg und Fehde sah die Stadt in diesem Jahrhundert um ihre Mauern toben. Glänzend für Erfurt klang es dann aber aus. 1289 erschien Kaiser Rudolf I. von Habsburg und schlug für ein ganzes Jahr im Kloster Petri und Pauli seine Residenz auf. Ein großer Reichstag ward innerhalb dieser Zeit abgehalten, und droben im Kloster fanden jetzt rauschende Feste statt.



Portal des Hauses „Zum Stockfisch“.

Die schwere Not der Zeit, der Übermut des adeligen Raubgesindels hatten Erfurt und seine Besitzungen arg gezwickt. Nun vereinten sich kaiserliche Truppen und das bewaffnete Aufgebot der Bürgerschaft, soweit solche in ihrem Gewerbe den Hammer führten. Hinaus in die Umgebung ging's, von Burg zu Burg, bis deren sechsundsechzig gebrochen und deren Insassen unschädlich gemacht worden waren. Allein aus dem Räuberneſt Ilmenau erbeutete man neunundzwanzig Adelige, welche nach Erfurt geschleift und hier dem Meister Hämmerlein für das Schafott übergeben wurden.

Auch zum Richter über eine ausgebrochene Meuterei in der Stadt setzte sich der Kaiser. Vor dem Rathause auf dem Fischmarkte ließ er eine Tribüne erbauen, und auf ihr, nachdem er Rat und Gemeine gehört und versöhnt hatte, acht der Hauptmeuterer enthaupten und ihre Köpfe zur Warnung auf eiserne Nägel stecken. Auf dem Markt wurden die Körper begraben, die Stelle ummauert. Dieses „Fischmäuerlein", wie es hieß, wurde 1662 abgebrochen. Über die Grabstätte saust heute die Straßenbahn.

Weit behaglicher aber war es dem Kaiser, inmitten der Bürgerschaft im schlichten Kleide dahinzuschreiten und sich ihrer Arbeit, ihrer Feste zu erfreuen. So befand er sich einmal in dem Patricierhause „Zu den Welfen", das während seines Aufenthaltes durch eine Brücke mit dem Rathause verbunden war. Da hörte er von der Straße herauf die übliche Ankündigung frischen Bieres durch den städtischen Bierrufer. Der Kaiser ergriff lachend ein Glas mit dem dunkelbraunen „dicken Schlunz", betrat die Brücke, schwenkte das Glas und rief fröhlich zu dem Volke hernieder: „Hol in, hol in! Ein gut Bier hat Er Sifrid von Butstete ufgethan!"



Blick vom Dämmchen auf die Krämerbrücke. (Rückseite.)

Solche menschlichen Züge gewannen ihm alle Herzen.

Am 1. Mai 1290 feierte Erfurts Bürgerschaft nicht nur sein althergebrachtes grünes Walpurgisfest, das sich diesmal, dank der starken Hand des Habsburgers, zu einem Friedensfeste erweitert hatte, es durfte auch dem kaiserlichen Greis, der an diesem Tage



Blick auf die Lehmannsbrücke.

sein zweiundsiebzigstes Lebensjahr vollendete, den Geburtstagskranz winden. Doch Rudolf war nur dem Alter nach ein alter Mann. Jugendliche Lust sprühte noch aus seinen Augen. Sechs Jahre früher hatte er erst noch die vierzehnjährige schöne Isabella von Burgund als sein Ehegemahl heimgeführt, und daß er auch sonst gern den hübschen Bürgerstöchtern und Frauen tiefer in die Augen sah, das haben dieselben damals bezeugen können.

Gar wohl gefiel es dem lebensfrohen Kaiser in Erfurt. Er ahnte nicht, daß in Jahresfrist der Tod an seinem Lager stehen würde. Von seinen sechs Töchtern hatte er drei nach Erfurt kommen lassen: die Königinnen von Böhmen, von Ungarn und Agnes, Kurfürstin von Sachsen. Im Peterskloster, wo sich einst die Thüringer Königspfalz erhoben hatte, gab er blendende Feste, alle Räume besetzend, so daß den Mönchen nur noch der Schlafsaal nebst dem Winterrefektorium übrig blieb. Im Klostergarten veranstaltete er seinen Töchtern und deren Gefolge ein anmutiges Frühlingsfest; Ritterfeste, Turniere und Bankette löften sich ab. Am 5. September 1290 beobachtete er vom Berge aus noch eine teilweise Sonnenfinsternis, am Allerheiligen verließ er zum Schmerz der Bürgerschaft das ihm lieb gewordene Erfurt.

Niemand hatte er trotz bisher unerhörter Prachtentfaltung zur Last gelegen. Alle Festlichkeiten hat er damals selbst bezahlt, und als seine Mittel erschöpft waren, machte er bei neun Bürgern eine Anleihe von tausend Mark, für welche er ihnen die Reichssteuereinnahme durch die Züricher anwies. Seine letzten Abschiedsworte, welche er in Erfurt niederschreiben ließ, sind ein schönes Ehrendenkmal für die Stadt und das Land gewesen. Darinnen heißt es: „jenes Duringen, des Römischen Reiches herrlicher Garten, in welchem es der königlichen Ma-

jestät mit wunderbarem Behagen wohlgefallen hat.“

Noch heute steht bei den Erfurtern das Angedenken des großen Habsburgers in Ehren. Als 1894 während der Tage der Thüringer Ausstellung der „Grüne Montag“, das letzte Volksfest Erfurts, gefeiert wurde, da erweckte man noch einmal jene ferne Zeit, und im feierlichen Zuge ritt Kaiser Rudolf I. mit Fürsten und Herren, Bürgern und fahrendem Volke durch die menschenangefüllten Straßen nach dem Festplatze.

Als eine blühende mittelalterliche Großstadt hatte Kaiser Rudolf Erfurt verlassen. Handel und Wandel hatten sich in bisher ungeahnter Weise entfaltet, die Stadt ward Sitz hoher Wissenschaft, und ihr vieltürmiges Bild bot einen ebenso malerischen als machtgebietenden Anblick. Rom hatte sich hier ein festes Bollwerk geschaffen. Durch die beiden Bettelmönchsorden der Franziskaner und Dominikaner hatte das kirchliche Leben noch an Eigenart gewonnen.

Was hatte es dem willensstarken Kaiser um Erfurt genützt, daß er die Raubritter und Rebellen zu Paaren getrieben? Der größte Feind seines Friedens entstand ihm in dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen, der, seiner maßlosen Verschwendung neue Summen zu gewinnen, das Thüringer Land an Adolf von Nassau verschachert hatte. Furchtbar haben damals die Kriegshaufen des Nassauers rings um Erfurt gehaust, die Hunnen an Grausamkeit fast noch übertreffend. Erfurt aber blieb ungebeugt. Auch aus den Kämpfen mit den Grafen von Kirchberg, denen von Orlamünde, dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange ging es ungebrochen, stolz, seiner Kraft bewußt, hervor. Dreimal hielt in dem vierzehnten Jahrhundert die Pest ihren Einzug durch die Thore der Stadt. Erdbeben und Feuersbrünste wüten im Inneren, furchtbare Judenverfolgungen brechen aus, immer wieder aufs neue tönen die Kriegsdrommeten um die Mauern — Erfurt bleibt stark genug, allen Heimsuchungen Trotz zu bieten. Es schafft sich ein stehendes Heer an, es kauft eine Herrschaft nach der anderen, Städte, Dörfer und liegenden Besitz, womit die Stadt teils Lehnsträger der Landgrafen Thüringens, teils reichsunmittelbar wird, während die Macht von Kurmainz immer mehr entschwindet.

Im Jahre 1378 begründet der Rat zu Erfurt eine Hochschule mit vier Fakultäten, beim Anbruch des fünfzehnten Jahrhunderts hat die Stadt ihren höchsten Glanz erreicht. Innerhalb Deutschlands wird sie hinsichtlich ihres Umfanges als die größte Stadt bezeichnet und bewundert. Sie war Handelsstadt und „Pfaffenstadt“ zugleich. Mit dem Steigen von Macht und Ruhm schwoll auch der Stolz und die Überhebungssucht seiner Geschlechter, die sich im Gegensatze zu dem kleineren Bürgerstand dem Adel gleich dünkten.

Die Besitzesfülle der Stadt dem Deutschen Reiche zu zeigen, nimmt Erfurt an der Belagerung von Neuß 1474 mit teil, ein Vergnügen, das dem Rate rund 400000 Gulden kostete und fast nur für Becherfreude und Magenweide ausgegeben ward. An dieser Prahlsucht, den immer wiederkehrenden inneren Zwistigkeiten, dem Hader mit Mainz, der merkwürdigen Scheu, an geeigneter Stelle kleine Opfer für lockende große Erfolge zu bringen, an diesem Mangel einheitlich straffer Regierung und Staatsklugheit ist denn auch schließlich der Ruhm und die Größe Erfurts zerschellt. Sein Stern verblich vor der Zeit. Sein tragisches Geschick war ein selbstverschuldetes.

Buntbewegt bleibt auch die Geschichte der Stadt im fünfzehnten Jahrhundert, das uns Erfurts höchsten Glanz und Reichtum offenbart. Seine Hochschule zählte um die Mitte dieses Jahrhunderts bereits fünfhundertachtunddreißig Studierende. 1464 bricht aufs neue ein großes Sterben aus, furchtbarer denn je. Mehr denn zwanzigtausend Menschen wurden jenseit der Stadtwallung eingescharrt. Ungebrochen bleibt der Mut. Sechs Jahre später äschert eine Feuersbrunst ein Dritteil der Stadt ein. Doch die Säckel bleiben voll, und frischer Wagemut schwellt die Segel. Neue Stadtumwallungen werden aufgeführt; das Cyriakskloster wird hinunter in die Stadt verlegt und auf dem Berge eine Festung gebaut. Nach dem Zusammenbruch des Thüringer Landgrafenhauses nimmt man den Schutz und die Oberhoheit Sachsens an. Das war politisch aber-

mals ein schwerwiegender Fehler, welcher seine schlimmen Folgen erst dann freilich klar erwies, als ein Herzog von Sachsen den Bischofsstuhl von Mainz bestieg. Bisher hatte Erfurts politische Machtstellung darin den festen Punkt bewahrt, daß man Mainz und das Landgrafenhaus betreffs der Oberherrlichkeit über Stadt und Land gleichsam in Schach hielt, bald diesen, bald jenen gegen den anderen ausspielte. Das war nun dahin, und Erfurt sah sich im Jahre 1483 genötigt, den Frieden durch höchst ungünstige Verträge teuer zu erkaufen. Das alles aber hinderte die übermütigen Geschlechter nicht, im Jahre 1496 auf einem in der Stadt gehaltenen Turnier den scheinbaren Besitzüberfluß der blühenden Handelsstadt mit der Pracht des eingeladenen thüringischen Adels zu messen.



Blick vom Mühlsteg auf Schlösserbrücke und Barfüßerkirche.

Einen schrillen Mißton in diesen Farbentraum von Glanz und Prunk brachte das Jahr 1510, „das tolle Jahr“.

Die ausgelassenen Feste und Turniere, Fehden und Bauten hatten den Stadtsäckel bedeutend erleichtert. Die Folgen der Mißwirtschaft im Rate der Stadt machten sich geltend. Die gewaltigen Schulden zu decken, sah sich der Rat gezwungen, die reichsunmittelbare Herrschaft Kapellendorf an Sachsen zu verpfänden. Das war der Funken, der das Pulverfaß entzündete. Den Obervierherrn Kellner zieh man vor allem dieses an dem Ansehen der Stadt und ihrem bisherigen Besitztum gethanen Verbrechens. Die Menge brauchte ein Opfer. Heute ist erwiesen, daß Heinrich Kellner als ein Schuldloser sein Leben für den Übermut der Geschlechter hingeben mußte, daß er nichts gethan, als wozu ihn Pflicht und Verhältnisse drängten.

Das empörte Volk hatte vom Rat die Schlüssel zu den Stadtthoren und der Cyriaksburg erzwungen und diese sofort stark besetzt. Nun mußte der Rat Rechnung über die letzten Jahrzehnte machen. Als es sich ergab, daß die Geschlechter über eine Million Gulden zum Nachteil des Stadtsäckels verschleudert hatten, kannte die Wut des Pöbels keine Grenzen mehr. Mit den Handwerksmeistern an der Spitze drang ein toller Haufe Bürger in den Rathaussaal. An den Vierherrn Kellner ging die erste Frage: Wie hoch er das Amt Kapellendorf verkauft oder versetzt habe? Stolz richtete sich der Greis empor und erwiderte: „Das sagen schlechte

Leute, daß ich dieses Amt verkauft habe!" Nun beschuldigte man ihn, daß er es ohne Wissen des Rates und der Gemeine gethan habe. „Wer ist die Gemeine?" Man erklärte ihm: Die ganze Bürgerschaft. Da schlug er sich auf die Brust mit der Rechten und sprach mit machtvoller Gebärde: „Hier steht die Gemeine!"

Diese wenigen Worte sprachen über ihn das Todesurteil. Mit Gefangenschaft bedroht, suchte er acht Wochen in der St. Vitikirche ein geheiligtes Asyl, und als er dann nach Hause zurückkehrte, ward er ergriffen und in das Gefängnis geworfen. Wochenlang wurde der greise Mann verstümmelt und auseinandergereckt von den Henkern. Unter diesen unsäglichen Qualen gestand er alles, was man verlangte. Das Volk jedoch pochte auf seinen Tod. Niemand aber wollte sich zu diesem traurigen Amte finden, bis sich endlich ein Müllerbursche gleichen Namens meldete, den Kellner einst aus der Taufe gehoben, auch später einmal vom Galgen befreit hatte. Alle Chroniken melden dasselbe. Zweimal riß der Strick am Galgen, wohin man am Tage St. Peter und Paul 1510 den siebzigjährigen Obervierherrn geschleppt hatte. Nach altem Herkommen wäre Kellner bereits nach dem ersten Niedersturz befreit und gerettet gewesen. Aber die Meute verlangte ein Opfer. So ließ er sein Leben für die Sündenschuld der übermütigen Geschlechter Erfurts.



Die St. Ägidienkirche mit Eingang zur Krämerbrücke.

Noch in demselben Jahre entstand ein wüster Studentenaufruhr, welcher der Universität fast ihre ganze Bibliothek und das Archiv kostete. Auch in den folgenden Jahren währte die Gärung in der Bürgerschaft fort, und 1514 ließ sie den Ratsherrn Tauffenbach enthaupten, den Stadtsyndikus Bobezahn auf dem Rabenstein vierteilen.

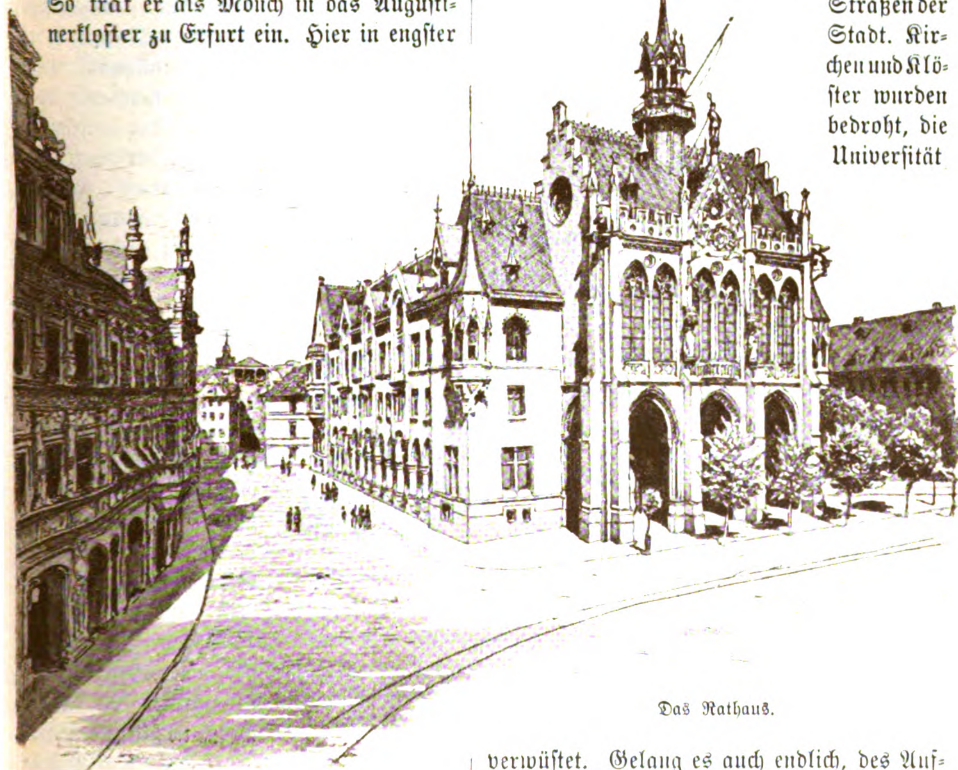
Während dieser Wirrnisse ging langsam aber sicher der Wohlstand, das Ansehen und vor allem die goldene Unabhängigkeit der Stadt für immer verloren. Über die Köpfe der hadernden Parteien, die sich untereinander selbst zerfleischten, wob Kurmainz immer dichter sein Netz, bis die stolze Stadt als ohnmächtige Beute darinnen lag. Die meisten der reichen Patricier verließen, Besitz und Leben fürchtend, Erfurt; der Waidhandel, einst die Goldgrube der Stadt, wurde nach auswärts verpflanzt und ging dann mit Einführung des Indigo überhaupt zurück. Die Entdeckung Amerikas, der eröffnete Seeweg nach Ostindien, eröffnete neue Straßen dem Handel, und Erfurt sah sich aus seiner bisherigen gebieterischen Stellung vom Weltmarkt verdrängt. Seinen Binnenhandel aber suchten jetzt die Fürsten Sachsens nach Leipzig mit Erfolg zu leiten, und die Kaiser unterstützten dieses kluge Vorgehen.

Tragisch und merkwürdig zugleich bleibt es auch, daß es gerade die Reformation war, welche dem Stolz der „Pfaffenstadt",

der Universität, den Lebensnerv durchschnitt. Glänzend war die geistige Saat hier aufgegangen. Aus allen Ländern Europas strömten wissensdurstige Jünglinge hier zusammen, unter ihnen auch Ulrich von Hutten, und die Lehrer dieser Hochschule galten als leuchtende Sterne, wie sie, in solcher Anzahl vereinigt, an keiner Bildungsstätte damals anzutreffen waren.

Im Jahre 1501 war Martin Luther als ein Student der Rechte auf die Hochschule Erfurts gekommen. Das Licht, das von ihr ausging, hatte auch ihn magnetisch angezogen. Als Luther zwei Jahre später mit seinem Freunde Alexius hinaus in das Gelände des Brühls wandelte und letzterer, von einem Blitzstrahl getroffen, tot neben ihm niedersank, da ließ die tiefe seelische Erschütterung den Entschluß in Luther reifen, fortan sein Leben Gottes Diensten zu weihen. So trat er als Mönch in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Hier in engster Zelle rang er sich zur Klarheit und neuem Gottesglauben hindurch. Bis 1508 hat der kühne Forscher in den stillen Räumen des Klosters geweilt. Dann schritt er hinaus in die Welt. Und die Welt lauschte mit wachsender Begeisterung seiner neuen Lehre. Wie frischer Frühlingshauch kam es über die Gemüter. Rom aber zitterte vor dem schlichten Augustinermönch.

1521 war's, als Dr. Martin Luther, nun ein berühmter Mann geworden, auf seiner Reise von Wittenberg nach Worms in Erfurt Rast machte. Feierlicher Empfang wurde ihm zu teil, und als er in der Augustinerkirche, nachbarlich seines einstigen Klosters, vor dichtgedrängter Gemeinde seine Feuerpredigt hielt, da kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. „Habt Frieden" hatte er gepredigt. Kaum jedoch hatte er den Bannkreis Erfurts verlassen, da brach der Aufruhr zwischen den Anhängern der alten und neuen Lehre los. Der verhängnisvolle „Pfaffensturm" tobte in den Straßen der Stadt. Kirchen und Klöster wurden bedroht, die Universität verwüstet. Gelang es auch endlich, des Aufruhrs Herr zu werden, so war doch das Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern erschüttert, das Ansehen der Hochschule schwer geschädigt. Der Rat ließ den Bau wieder herstellen, aber die Studenten blieben aus. Ein großer Teil hatte Erfurt für immer



Das Rathaus.

verlassen; Leipzig und Jena begannen dafür jetzt aufzuwachsen. Die Blütezeit der berühmtesten Hochschule Europas war dahin. Trotzdem hat die Universität Erfurt, schließlich nur noch ein Scheinleben führend, bis in unser Jahrhundert bestanden. Erst am 12. November 1816 wurde ihr das „offizielle“ Trauergeläut gegeben. Gestorben aber war sie längst.

Auf das „tolle Jahr“ und seine Nachwehen war der „Pfaffensturm“ gefolgt. Nun sollte der „Bauernsturm“ Erfurt erzittern machen. Der Macht des Bundschuhs nicht mehr gewachsen, vielleicht auch im stillen der katholischen Kirche und mit ihr vor allem Kurmainz eine Niederlage wünschend, öffnete der Rat von Erfurt 1525 das Schmidtstädter Thor elftausend draußen ungeduldig harrenden Bauern. Nun wallte die Flut der Empörer durch die Gassen, und ein dreitägiges Sengen, Plündern und Zerstören in Kirchen und Klöstern begann. Erst die Nachricht von dem furchtbaren Blutbade der Bauernschlacht bei Frankenhausen scheuchte die schwelgende Rotte aus der Pfaffenstadt. Kurmainz aber sah mit Recht eine neue Verhöhnung seiner Rechte und Besitze durch den Rat, und noch feindlicher denn bisher schärften sich die Gegensätze.



Das Haus „Zum breiten Herd“.

Trotzdem kam es im Jahre 1530 in Hammelburg nach heftigen Auseinandersetzungen zu einem gewissen Frieden, und ein Vertrag wurde geschlossen, durch welchen Erfurt volle Religionsfreiheit zugestanden wurde. Doch der Friede stand nur auf dem Papier. Zu nahe saß man aneinander, und Interessen spielten hinüber und herüber. 1561 war das aufgehobene Augustinerkloster in ein Ratsgymnasium umgewandelt worden. 1579 brauste der Religionskrieg wieder auf. Die sogenannten „Kavatenstürme“ umtobten den Domberg und auch das Rathaus. Haß gegen Kurmainz, Verachtung des Rats vereinten sich. Man erhob Widerspruch gegen die Einführung des Jesuitenordens und klagte zugleich die Stadtverwaltung rechtloser und unlauterer Übergriffe an.

Diese Kriegführung der Gemeinde gegen den Rat und die Geschlechter giebt gerade der Geschichte Erfurts ein charakteristisches Gepräge. Durch Jahrhunderte hindurch ziehen sich diese Stürme hin. Immer neue Aufstände schlagen wie Funken aus scheinbar schlafender Asche. Sie zerstören die Wohlfahrt und den behaglichen Frieden der Stadt, sie entfesseln alle niederen Triebe und Leiden-

schaften und rauben zuletzt der stolzen Stadt Macht und Selbständigkeit. Noch im Jahre 1631 fließt Blut. Der Ratsherr Kniephof wird erschossen und der Obervierherr Limprecht endet auf dem Schafott. Die Gebäude der Ratsherren und der Geistlichkeit werden von dem Pöbel der Vernichtung geweiht. Der Weihbischof von Gudenus rettete sein Leben, daß er auf den Turm des Domes floh und sich dort verschanzte.



Das Haus „Zum roten Ochsen".

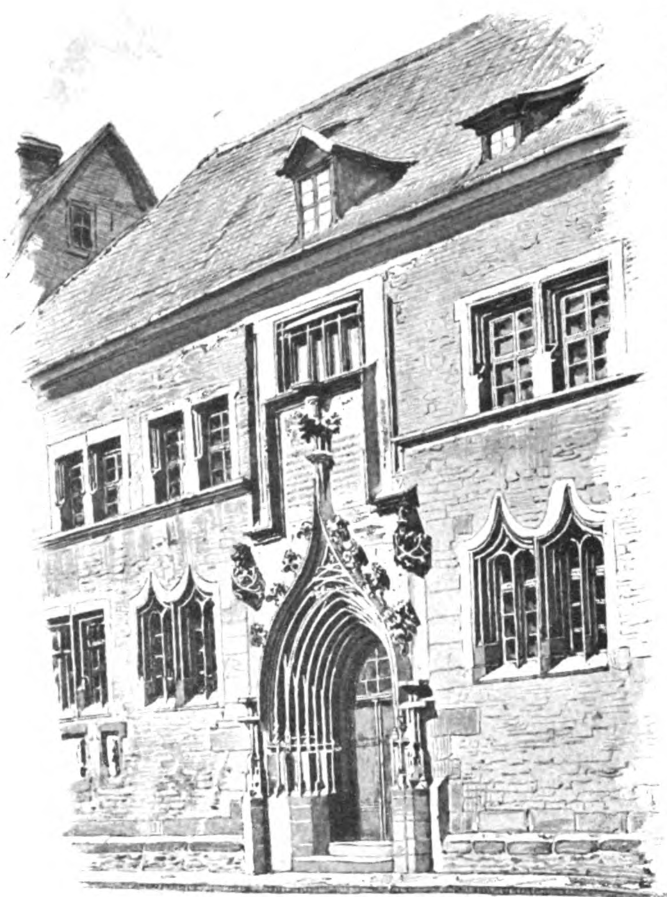
Großes Leid brachte der Dreißigjährige Krieg der ohnehin verarmten Stadt. Besonders die kaiserlichen Kriegsvölker brandschatzten Erfurt und sogen es unbarmherzig aus. Kurmainz erhob sein Haupt wieder höher und legte Buße auf Buße der eingeschüchterten Stadt auf. Da schien ein Sonnenstrahl durch das Gewölk zu brechen. Die Schlacht bei Breitenfeld war mit einem herrlichen Siege für die evangelische Sache geschlagen worden. Unter Glockengeläut und dem Jauchzen der Bürgerschaft hatte Gustav Adolf am 22. September 1631 seinen Einzug in Erfurt gehalten. Dom und Severikirche wurden für den evangelischen Gottesdienst eingeräumt, ein schwedischer Resident ward in Erfurt eingesetzt, der von nun an die politischen Angelegenheiten regeln sollte; aber die schwedische Besatzung kostete der Stadt viel Geld, und mit dem Prager Frieden 1635 hatte alle erträumte Herrlichkeit ein Ende gefunden. Wohl erzwangen sich Schweden nach demselben noch einmal Einlaß bis zum Westfälischen Frieden, sie begnügten sich aber mit der Umwandlung Erfurts in eine starke Festung. Politisch bekümmerten sie sich um das Schicksal der Stadt nicht mehr.

Bei seinem ersten Einzug hatte Gustav Adolf nebst Gefolge die Hohe Lilie am Domplatz als Absteigequartier erwählt. Hier überreichte ihm der Rat die Schlüssel der sechs Stadtthore in ebensoviel Körben. Am 26. September verließ Gustav Adolf Erfurt wieder und wandte sich nach Franken.

Das Jahr darauf, am 28. Oktober, kam der König noch einmal nach Erfurt. Diesmal mit seiner Gemahlin. Wieder stieg er in der Hohen Lilie ab. Den folgenden Tag ging er zu seiner Armee nach Sachsen; die Königin aber siedelte nach dem Anger über, wo sie im Hause Zum schwarzen Löwen ihr Heim aufschlug. Hier hatte die Königin jenen merkwürdigen Traum, welcher ihr den Tod des Gemahls bestimmt im voraus sagte. Der Garkoch der königlichen Küche hat denselben in seiner originellen mit Federzeichnungen geschmückten Chronik, welche er in seinen Mußestunden anfertigte, mitgeteilt.

Trotz der äußeren politischen Wirren und Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges war zwischen Rat und Gemeinde Erfurts doch nie ein völliger Friede zu stande gekommen. Wie eine fressende Krankheit saß die Zwietracht im Herzen der Bürgerschaft. Das machte sich jetzt der staatskluge Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, zu

Nutzen. Er schien ausgleichen zu wollen und schürte an, immer mehr die Fäden der Verwaltung in seine Hände hinüberspielend. Als wieder einmal der Aufruhr in hellen Flammen aufschlug, Limprecht und Kniephof als blutige Opfer fielen, Erfurt sich weigerte, den Erzbischof von Mainz in das Kirchengebet mit einzuschließen, da erwirkte der scharf ausblickende Kurfürst die größte Bestrafung. 1664 wurde des Reiches Acht über die tolle Stadt ausgesprochen. Der Kurfürst wurde „programmmäßig" zum Vollstrecker derselben ausersehen. Er verband sich mit sächsischen, münsterschen und trierschen Truppen, zog sogar ein französisches Hilfscorps von sechstausend Mann Stärke hinzu und belagerte Erfurt. Am 12. Oktober 1664 hielt er als Sieger seinen Einzug. Damit war das Schicksal der Stadt besiegelt.



Die frühere Universität in der Michaelisstraße.

Erfurt hatte aufgehört, eine freie und politisch selbständige Stadt zu sein. Eine völlig neue Zeit brach an.

Seitens Kurmainz wurden fortan Statthalter eingesetzt, die ihren Sitz in dem Regierungsgebäude gegenüber dem Hirschgarten einnahmen. Man muß Mainz das ehrende Zeugnis ausstellen, daß es fortan bestrebt blieb, Ordnung zu halten, den Wohlstand zu heben, der Wissenschaft hier wieder eine geachtete Stätte einzuräumen. Unter den ersten Statthaltern verdient Wilhelm Graf von Boyenburg (1702 bis 1717) besondere Anerkennung. Er verbesserte die Stadt durch Anlagen und Bauten, schuf das schöne Regierungsgebäude, den Packhof am Anger, dessen heutige königliche Bibliothek hauptsächlich seinem Bücherschatze zu danken ist. Er suchte — ein vergeblich Mühen! — dem Leben der Universität frisches Blut einzuführen; Handel und Industrie wies er neue Bahnen, und was ihn noch höher stellt: er bezwang die Abneigung der Stadt gegen Kurmainz und lehrte sie, die neue wohlwollende Herrschaft mit still wachsender Zuneigung betrachten. Als er starb, waren durch sein weises Regiment nicht weniger als

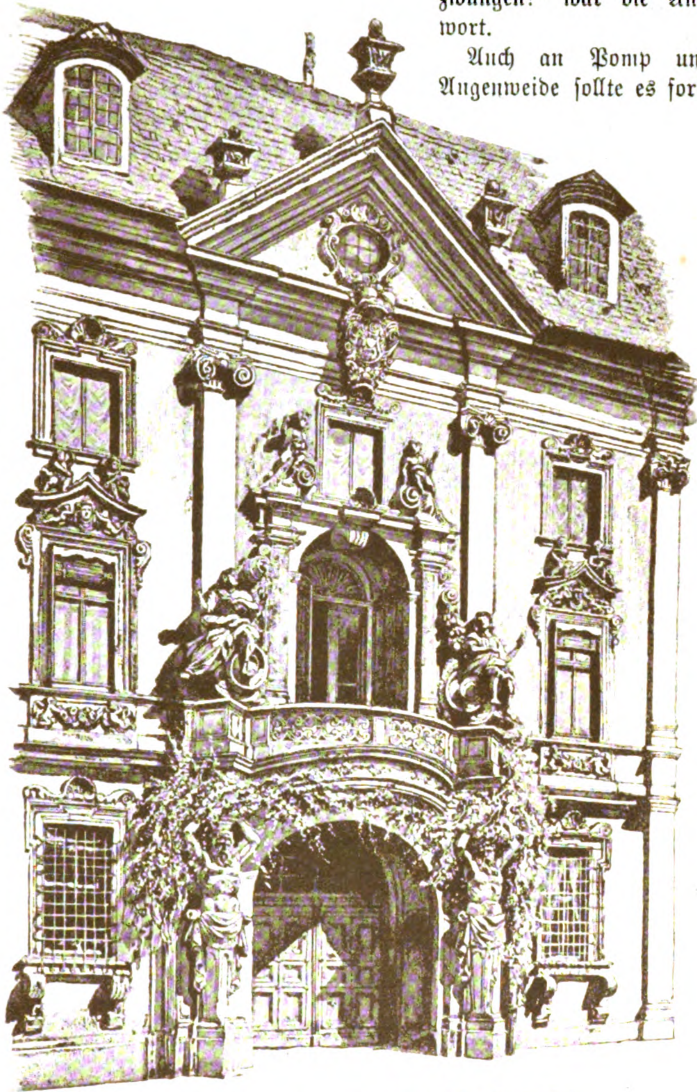
achtundfünfzigtausend Thaler Landesschulden getilgt worden.

Trotz elementarer Ereignisse, Pest, Feuersbrünste und anderen Ungemachs, begann nun doch der Bürger sich wieder eines still geregelten Daseins zu freuen. Unter dem Statthalter von Warsberg entstand 1754 die Stiftung der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, welche noch heute in Ehren besteht. Er legte auch gegenüber der Statthalterei einen Hofgarten mit Hirschen an, den heutigen Hirschgarten, den jetzt das schöne Siegesdenkmal schmückt.

1757 hatte Erfurt einen hohen Gast in seinen Mauern. Friedrich der Große weilte vorübergehend in der Stadt. Am 11. Oktober 1772 betrat prunklos und unbekannt der noch jugendliche Statthalter Karl Theodor von Dalberg mitten in der Nacht Erfurt, der genialste Vertreter kurmainzischer Macht in Erfurt, an den heute noch „Dalbergsweg", sein Lieblingsspaziergang, erinnert.

Dalberg ward der Stadt Erfurt ein glückbringender Genius. Auf allen Gebieten öffentlichen Lebens, in Handel und Wissenschaft, wirkte er anregend und fördernd, selbst die Kunst durfte sich eine Heimstatt in Erfurt jetzt gründen. Bekannt ist das schöne Wort des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, als ihm jemand bemerkte, daß er Dalberg bereits in so jungen Jahren auf einen so wichtigen Posten gestellt habe. „Er hat mich durch seine Verdienste dazu gezwungen!" war die Antwort.

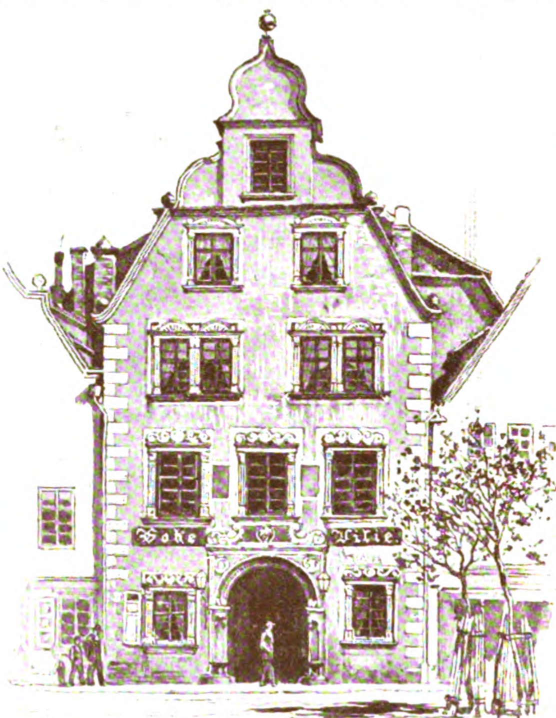
Auch an Pomp und Augenweide sollte es fortan den Erfurtern nicht mehr fehlen. Hofglanz entfaltete sich jetzt gar oft in den Mauern der Stadt. Fürstliche Besuche trafen ein und wurden gastlich empfangen und durch öffentliche Lustbarkeiten geehrt. Im



Das Königliche Regierungsgebäude.

Jahre 1777 hielt der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl Joseph von Erthal, seinen Einzug in Erfurt. Seit 1664 hatte die Stadt keinen Kurfürsten mehr gesehen. Das gab Feste, offene Tafel, Auffahrten und Kirchenfeiern in farbenschillernder Pracht. Das Fronleichnamsfest lockte allein über zwanzigtausend Fremde in die Stadt, die zumeist des Nachts, da die Häuser überfüllt waren, auf den Straßen Unterkunft suchen mußten. Der Kurfürst zeigte sich sehr tolerant und lud auch die evangelischen Geistlichen zur Tafel ein, wobei er sie mit „Herr Kollege" anredete. Noch heute erzählt der auf dem Friedrich-Wilhelmsplatz zu Füßen des Domberges sich erhebende Obelisk von jenen schönen Tagen, welche der kurfürstliche Landesherr in Erfurt mit so viel Behagen verlebte.

1786 im Winter begann Dalberg in den Sälen der Statthalterei „Assembleen" einzurichten, woran jeder anständige Bürger teilnehmen durfte und der Koadjutor sich schlicht und liebenswürdig zwischen seinen Gästen bewegte. Er wollte damit das gesellschaftliche Leben heben, vergeistigen, doch auch die einzelnen Standesklassen näher aneinander rücken. Goethe, Schiller, Gebrüder Humboldt, Wieland, Herder, Gotter, von Dachröden, Trommsdorff, Nonne, Fr. Schulz, Leuchten der Wissenschaft, Prinzen und regierende Fürsten — sie nahmen alle Anteil.



Das Haus „Zur hohen Lilie".

Auch das Haus des Präsidenten von Dachröden war damals in Erfurt ein Brennpunkt erlesener Geister. Die beiden Gebrüder Humboldt verkehrten hier lebhaft, ebenso eine Reihe Dichter. Voran Schiller. Wilhelm von Humboldt holte sich hier seine Frau, Karoline von Dachröden, Schiller lernte hier die seinige, Charlotte von Lengefeld, kennen. Das Haus Langebrücke (Haus zum Bürgersteig) zeigt noch in einer Fensterscheibe den von Schiller selbst eingeritzten Namen des Dichters. 1787 war Schiller hier zum erstenmal als Gast eingekehrt. Er ist dann wiederholt und einmal für Monate in dieses Haus gekommen, in dem auch ein Teil des „Dreißigjährigen Krieges" entstand. Durch Karoline von Dachröden ward Schiller an Dalberg empfohlen, und derselbe ward ein begeisterter Verehrer der Muse des Dichters.

Im September des Jahres 1791 wohnte Schiller zum letztenmal an der Langenbrücke. Eine Nachbarin gegenüber hat dann später ausgesagt, daß der Dichter während des Diktierens (Dreißigjähriger Krieg) im Zimmer umhergegangen sei, zuweilen dann ans Fenster trat und mit den auf den Rücken gelegten Händen den langen Zopf nach rechts und links geschwenkt habe.

Ein häufiger Gast bei Dalberg war auch Goethe, dem es in Erfurt sehr wohl gefiel. Der letzte Abt von Sankt Peter, der Chro-

nist Placidus Muth, berichtet, mit welchem Frohbehagen Goethe so manches Mal durch die Thore der engen, düsteren Stadt hinaus in das Brühl gewandert sei. Hier habe er auch die Stimmung und Anregung zu dem herrlichen Gesange des Frühlings und Osterfestes empfangen, wie solchen der erste Teil seines „Faust“ birgt, in dem ja noch manches an Erfurt erinnert.

Wie es die vielen Gäste bezeugten, so hat es auch Dalberg einmal freudig ausgesprochen: „In Erfurt ist gut wohnen!“ ein Wort, das ihm nie vergessen ward. In den kriegerischen Unruhen sah sich der greise Kurfürst dreimal genötigt, nach Erfurt, das ihn wie einen Vater liebte, zu flüchten. Während Dalbergs Verwaltungsjahren hob sich auch unter dem genialen Botaniker Reichard der Gartenbau, die Blumen- und Gemüsezucht. Erfurt begann sich als Blumenstadt zu entfalten. Mit Recht hat die Neuzeit 1867 voll Dankbarkeit sein lebensgroßes Bildnis in der Stadt zum dauernden Gedenken aufgestellt.



Das Kriegerdenkmal im Hirschgarten.

1799 war Dalberg zum Bischof von Konstanz ernannt worden und gehörte nur noch halb Erfurt an, das unter ihm seine glücklichsten Tage verlebt hatte. 1802 verlieh ihm der Kaiser den Kurfürstenhut. Nach Aufhebung des Kurfürstentums ward er zum Fürstprimas, durch Napoleon zum Großherzog des neugeschaffenen Großherzogtums Frankfurt erhoben. 1814 legte er alle weltlichen Würden nieder, zog sich in sein Erzbistum Regensburg zurück, wo er 1817 starb. Im Dome daselbst bezeichnet ein Marmordenkmal seine Grabstätte.

Mit Napoleons allgewaltigem Siegeszuge kamen auch für Erfurt Jahre tiefster Schmach. 1802 hatte Preußen auf Grund des Reichsdeputationsrecesses Besitz von der Stadt und ihrem Gebiete genommen. Die Bürger etwas mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen, waren am 30. Mai Friedrich Wilhelm und seine Luise zum Besuch in Erfurt eingetroffen, das sie zwei Tage darauf wieder verließen. Die Schlacht bei Jena machte der Preußenherrlichkeit in Erfurt ein jähes, unerwartetes Ende. Erfurt ward durch eine schimpfliche Übergabe von Franzosen besetzt, die sich hier nun für die nächsten Jahre frech als Herren und Bedrücker aufspielten. An der Spitze der „Provinz Erfurt“ stand der Intendant de Bismes.

Schwer lastete der Druck der Fremdherrschaft auf der Bürgerschaft. Um so er-

bärmlicher wirkte die Kriecherei und Vergötterung, mit welcher dieselbe den großen Welteroberer empfing und ihm huldigte, der am 27. Oktober 1808 seinen glänzenden Einzug in Erfurt hielt und seine Residenz im Regierungsgebäude aufschlug. Berittene Bürger gaben ihm das Ehrengeleit, alle Glocken läuteten, Gewinde, Blumen und Fahnen schmückten die Straßen, und alle biederen Erfurter brüllten begeistert: „Vive l'empereur!“

Ein Fürstenkongreß war für Erfurt ausgeschrieben worden. So viel gekrönte Häupter, solch einen Aufwand von Prunk und Glanz mochte die Stadt seit ihrem Bestehen wohl noch nicht gesehen haben. Feste, Paraden, Feuerwerk, Galatafeln wechselten durcheinander. Im Theater in der Futtergasse hatte die französische Hofschauspielertruppe ihr Heim aufgeschlagen. Hier sollte Frankreichs berühmtester Tragöde Talma vor einem „Parkett von Königen“ allabendlich seine Kunst zeigen. Am 28. September gab man „Cinna“, tags darauf „Andromache“. Dann folgten „Britannicus“ und endlich „Zaire“.

Das Eckzimmer der heutigen Präsidentenwohnung diente damals dem Korsen als Schlafgemach. In diesem Palaste ließ er sich einen eigenen Gottesdienst halten; vor den Fenstern durften die Böttcher Erfurts dem „geliebten Landesvater“ einen Reifentanz vorführen, der ihnen ein Geschenk von hundert Napoleonsdor einbrachte. Hier empfing er Kaiser und Könige, Abordnungen ohne Zahl; hier erschien vor ihm am 5. Oktober der jetzige Fürstprimas Dalberg, seine Huldigung darzubringen.

Und noch ein Größerer stand hier vor dem Zertrümmerer der Weltordnung und beugte sich vor dessen Macht: Goethe. Er war bereits mit Karl August und Wieland am 29. September in Erfurt eingetroffen und hatte seitdem allen Aufführungen im Theater beigewohnt. Am 2. Oktober empfing ihn Napoleon. Zwei Welteroberer standen sich gegenüber. Der Kaiser saß gerade mit einigen Getreuen beim Frühstück und winkte dem Dichter, näher zu kommen. „Ich bleibe,“ so berichtet Goethe, „in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: ‚Vous êtes un homme!‘ Ich verbeuge mich.“ Als Goethe nach einer Stunde den Allgewaltigen verließ, sagte der Kaiser noch einmal zu seiner Umgebung: „Voilà un homme!“ — An das zerrüttete deutsche Vaterland dachte niemand!

Am 14. Oktober verließ Napoleon zugleich mit dem russischen Kaiser Erfurt, das er nur noch einmal nach der für ihn so verhängnisvollen Völkerschlacht bei Leipzig für ein paar Stunden am 22. Oktober 1813 wiedersehen sollte. Da die französische Besatzung den Verbündeten nicht freiwillig die Thore Erfurts öffnen wollte, so sahen sich diese genötigt, zum Bombardement überzugehen. Am 6. November 1813 ward es eröffnet. Nicht lange darauf stand das Kloster und die Kirche auf dem Petersberge in Flammen. Unersetzliche Schätze gingen dabei verloren. Ebenso brannte der Stadtteil unterhalb des Berges seitlich des Domes ab. Er ward nicht wieder aufgebaut. Seitdem besitzt Erfurt den größten Marktplatz in Deutschland.

Am 6. Januar 1814 ward endlich Erfurt den Preußen geöffnet; die Citadelle ergab sich am 5. Mai. Am 1. August des nächsten Jahres hielt der aus Frankreich heimkehrende König Friedrich Wilhelm seinen Einzug, nach der brutalen Herrschaft des entflohenen Intendanten jetzt mit doppelter Liebe empfangen.

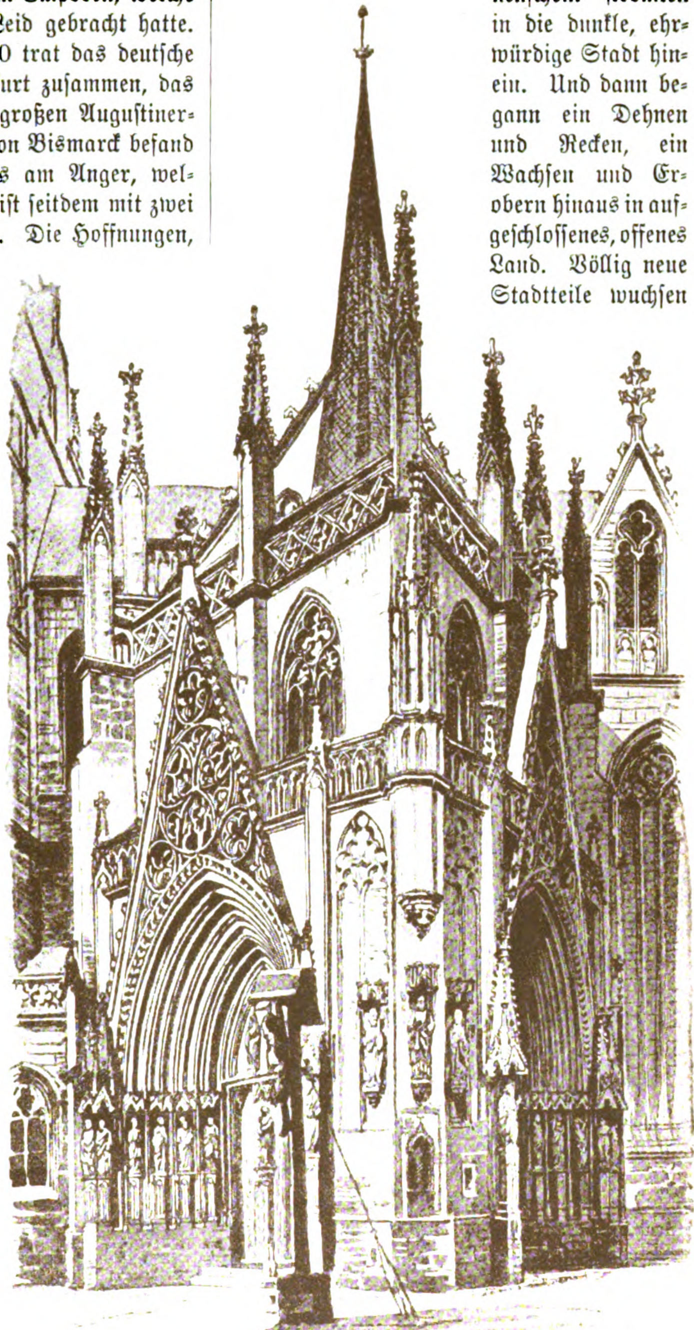
Durch den Beschluß des Wiener Kongresses war Erfurt dauernd an Preußen gefallen und wurde fortan zum Sitz einer Bezirksregierung bestimmt. Ein frischer Hauch begann zu wehen. Die bisher noch nicht aufgehobenen Klöster, es waren immer noch fünf, wurden geschlossen; die Universität erfuhr ein gleiches Geschick. Die Stadtverwaltung erlangte Rechte und eine Selbstständigkeit, wie sie solche in den letzten zwei Jahrhunderten nicht mehr besessen hatte. Dem Gewerbebetrieb, der schaffenden Kraft der Bürger war freie Bahn erschlossen, die Hauptstadt Thüringens wieder sonnigen Tagen der Blüte entgegen zu führen. Die Eröffnung der Thüringer Bahn 1845 trug sehr wesentlich zu diesem Vorwärtskommen mit bei.

In dem Straßenkampfe 1848, der Erfurt durchtobte, gab sich noch einmal die alte

Kauflust kund, die Lust am Empören, welche einst der Stadt so viel Leid gebracht hatte. Im März und April 1850 trat das deutsche Unions-Parlament in Erfurt zusammen, das seine Beratungen in der großen Augustinerkirche hielt. Auch Otto von Bismarck befand sich darunter. Das Haus am Anger, welches er damals bewohnte, ist seitdem mit zwei Tafeln geschmückt worden. Die Hoffnungen, welche Deutschland damals an dieses Parlament knüpfte, gingen freilich nicht in Erfüllung.

Für den Aufschwung Erfurts als „Blumenstadt" gab die große internationale Gartenbau-Ausstellung 1865 ein vollgültiges und glänzendes Zeugnis. 1877 fand eine erneute Ausstellung statt, droben im Steigerwalde auf der Friedrich-Wilhelms-Höhe, wo sich ein so entzückendes Bild auf die turmreiche Stadt erschließt. Zur Erinnerung an den damaligen Besuch der Kaiserin Augusta heißt seitdem dieser durch Anlagen verschönte Teil des Steigers: Augusta-Park.

1866 hatte man die Festungswerke Erfurts noch verstärkt. Nach dem Abschluß des glorreichen Krieges gegen Frankreich wurde deren Abtragung beschlossen. Erfurt ward von der Liste preußischer Festungen für immer gestrichen. Mauern, Türme und Thore fielen, die Wälle wurden abgetragen, die sumpfigen Gräben zugeschüttet. Freiheit, Licht, Sonnenschein strömten in die dunkle, ehrwürdige Stadt hinein. Und dann begann ein Dehnen und Recken, ein Wachsen und Erobern hinaus in aufgeschlossenes, offenes Land. Völlig neue Stadtteile wuchsen



Die beiden Hauptportale am Dom.

aus der Erde empor. Das prächtige Rathaus, eine Fülle anderer schmucker Profanbauten entstanden; die gewaltigen Bahnhofsanlagen legten Zeugnis ab, daß Erfurt wieder ein Mittelpunkt rastlosen Schaffens, wogenden Handels geworden war. Die Salzbergwerke bei Ilversgehofen, Waffen- und Industrie-Werkstätten thaten sich auf, die Blumenstadt schwang sich mit ihren Handelsgärtnereien zu nie geahntem Ansehen auf.

Nicht ohne eine gewisse Wehmut freilich sieht man ein Stück Alt-Erfurt nach dem anderen sinken — die Neuzeit besteht auf ihrem Recht. Mitten zwischen den altehrwürdigen Häusern früherer Jahrhunderte schießen moderne himmelstürmende Bauten empor. Sie können dem, der Erfurt und seine Geschichte liebt, nichts erzählen. Sie haben keine Vergangenheit und erdrücken mit Wucht, was ängstlich neben ihnen kauert und von Erinnerungen lebt. Ein Denkmal des Mittelalters nach dem anderen fällt, und kommende Geschlechter werden dereinst nur noch aus Bild und Wort entnehmen, was dem Alt-Erfurter lieb und teuer war, eng verknüpft mit den Tagen poetischer Jugend.

Ohne Ausnahme muß jeder Fremde sehr enttäuscht sein, wenn er vom Bahnhofe aus zum erstenmal Einzug in Erfurt hält. Vor ihm öffnet sich eine lange enge, von unscheinbaren Häuschen besetzte und von regstem Leben durchpulste Straße. Und doch weiß auch diese noch mancherlei zu erzählen. Wo sich jetzt das Viktoria-Hotel erhebt, stand bisher die Gangolfkapelle, eins der ältesten Baudenkmäler Erfurts. Im Verlaufe der Straße überschreitet man die massive Augustbrücke. Ihre Thortürme, durch welche einstens elftausend empörte Bauern in die Pfaffenstadt eindrangen, sind gefallen. Malerische Ausblicke die wilde Gera auf und nieder öffnen sich heute. Jenseits zur Rechten dehnen sich in freundliche Anlagen verwandelte Friedhöfe. Auf ihnen ruht der berühmte Chemiker Trommsdorff und der aus den Verhandlungen des Unions-Parlaments bekannte General von Radowitz. Hier erhebt sich auch wie ein schlichter, ernster Gruß aus fernen Tagen die ehrwürdige Reglerkirche. Ihr Bau ward im Jahre 1117 begonnen, ihr wieder hergestelltes Innere birgt in dem von Mich. Wohlgemuth geschnitzten Altarschrein und seinen sechs bemalten Flügeln einen köstlichen Schatz. Das neben der Kirche einst bestandene Kloster regulierter Chorherren des heiligen Augustin ist verschwunden.

Bald darauf betritt man den Anger, Erfurts breiteste und vornehmste Straße. Gleich links an der Ecke steht der imposante Bau des Packhofes, den 1705 der kurmainzische Statthalter von Boyenburg aufführen ließ und welcher heute die königliche Bibliothek, außerdem noch das Steueramt und ein militärisches Zeughaus umschließt.

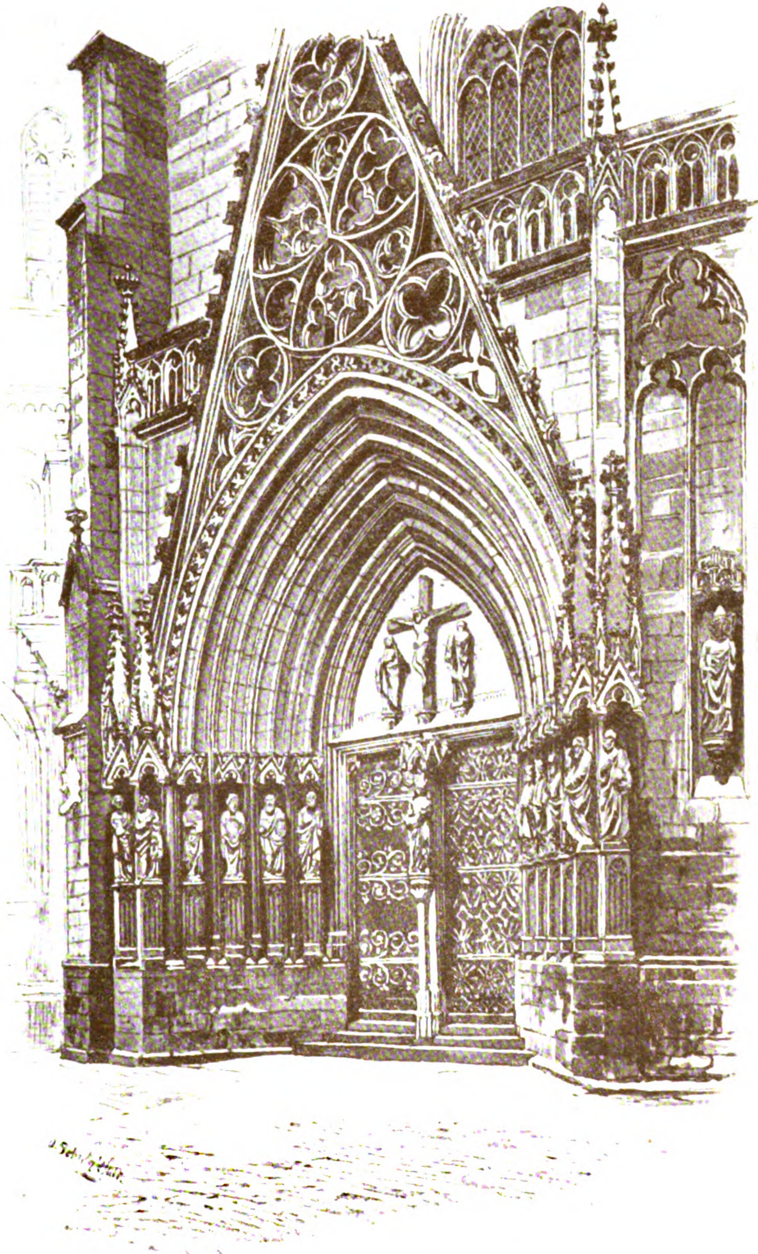
Wendet man sich zuerst links den Anger bis an dessen Ende hin, so schreitet man an einer Reihe interessanter und denkwürdiger Häuser entlang, zwischen denen der schön erhaltene Turm der abgebrochenen Bartholomäuskirche aufragt. Charakteristisch für Erfurt bleibt diese Zahl Kirchtürme, deren Kirchen im Laufe der Zeit abgebrochen wurden. Unter den Häusern ziehen uns ganz besonders jene an, in denen seiner Zeit Bismarck, die Familie von Dachröden und Gustav Adolfs Gemahlin wohnten. Den Abschluß des Angers hier schmückt jetzt ein phantastischer Brunnen, der 1889 Aufstellung fand.

Wendet man sich rechts den Anger hinab, so erblickt man zuerst das Postgebäude, mehr durch seine ganz außerordentliche Größe als seine Schönheit in die Augen fallend. Hier breitet sich der Anger zu einem unregelmäßigen Platze, auf dem im Mittelalter manch glänzendes Turnier abgehalten wurde. Hier liegt der alte Gasthof Zum römischen Kaiser, die Kommandantur, das für die Erziehung von Mädchen noch bestehende Ursuliner-Nonnenkloster mit sehenswerter Kirche.

Dicht gegenüber dem grauen Klostergemäuer blinken — ganz modern! — die hohen Spiegelscheiben eines Wiener Café! In der anderen Ecke am Anger erhebt sich die schlichte Kaufmanns- oder St. Gregoriikirche, welche bereits aus dem elften Jahrhundert stammen soll und manches Kunstwerk enthält. Im Rahmen ihrer grünen Umbuschung prangt seit 1889 das von Schaper geschaffene Lutherstandbild, dessen

Sockel, außer der Inschrift, uns Luther als Student und im Kloster zeigt, und dann uns die feierliche Einholung des Wittenberger Magisters vorführt, der die „Pfaffenstürme“ folgten.

Hinter der Kaufmannskirche öffnet sich die Johannisstraße. Ein altertümlicher Brunnen steht da, und gegenüber erhebt sich das im reichsten Renaissancestil ausgeführte Patricierhaus Zum Stockfisch. In die Flucht der hier noch befindlichen schönen Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte wird jetzt Bresche auf Bresche geschlagen. Am Ende der Johannisstraße, Erfurts längster Straße, erhebt sich der Johannisturm. Die einst dazu gehörige Kirche ließ Napoleon am 18. Mai 1811 auf Abbruch versteigern. Seitlich der Johannisstraße birgt sich die Schottenkirche, heute das älteste Bauwerk Erfurts, eine romanische Pfeilerbasilika, zugehörig zu dem im Jahre 1006 an dieser Stätte gegründeten Schottenkloster. Doch nur das Gotteshaus blieb bestehen. Es hat in der letzten Zeit eine würdige Wiederherstellung im Inneren erfahren. Das Denkmal des Klosterstifters und seiner Gemahlin, Walter und Hedwig von Glizberg, ist jedoch eine Arbeit aus dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts. Schöne Fenstermalereien, ein neuer Altar und das Denkmal der 1870/71 in

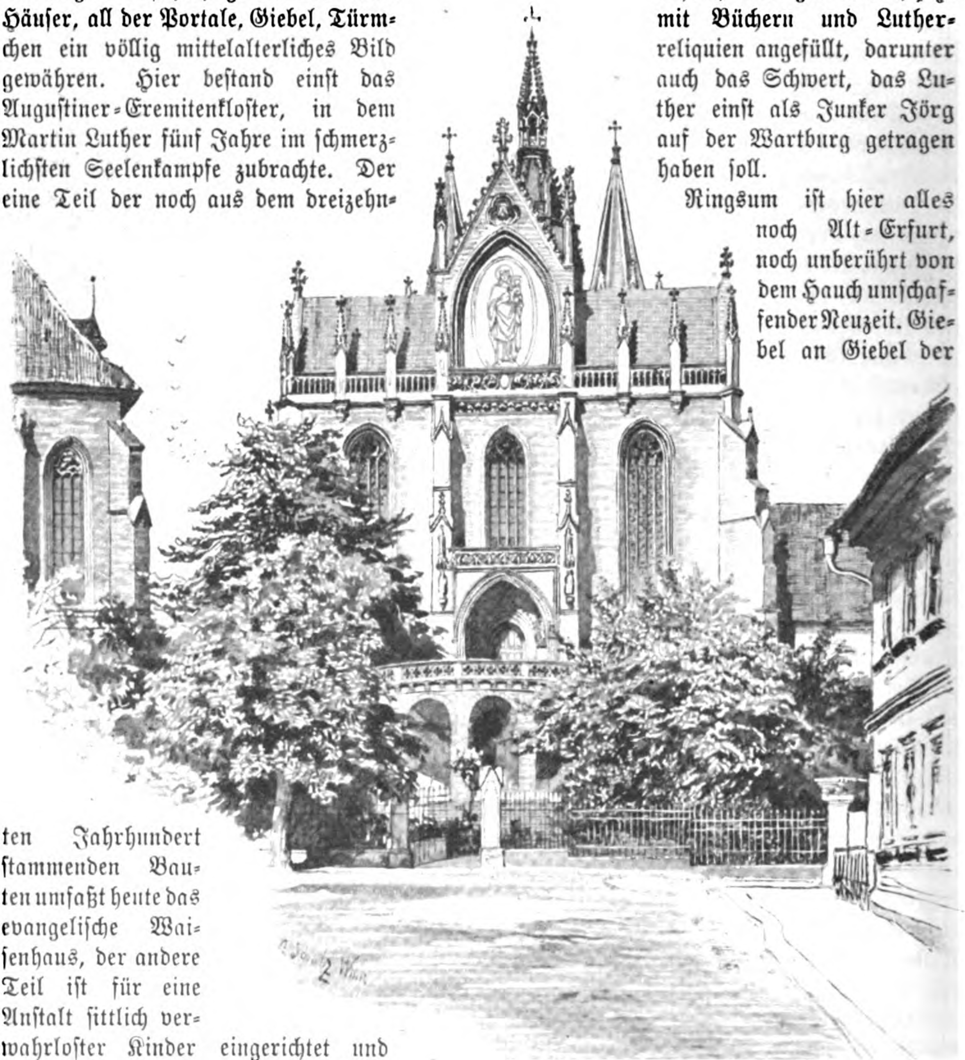


Das Domportal mit den zwölf Aposteln.

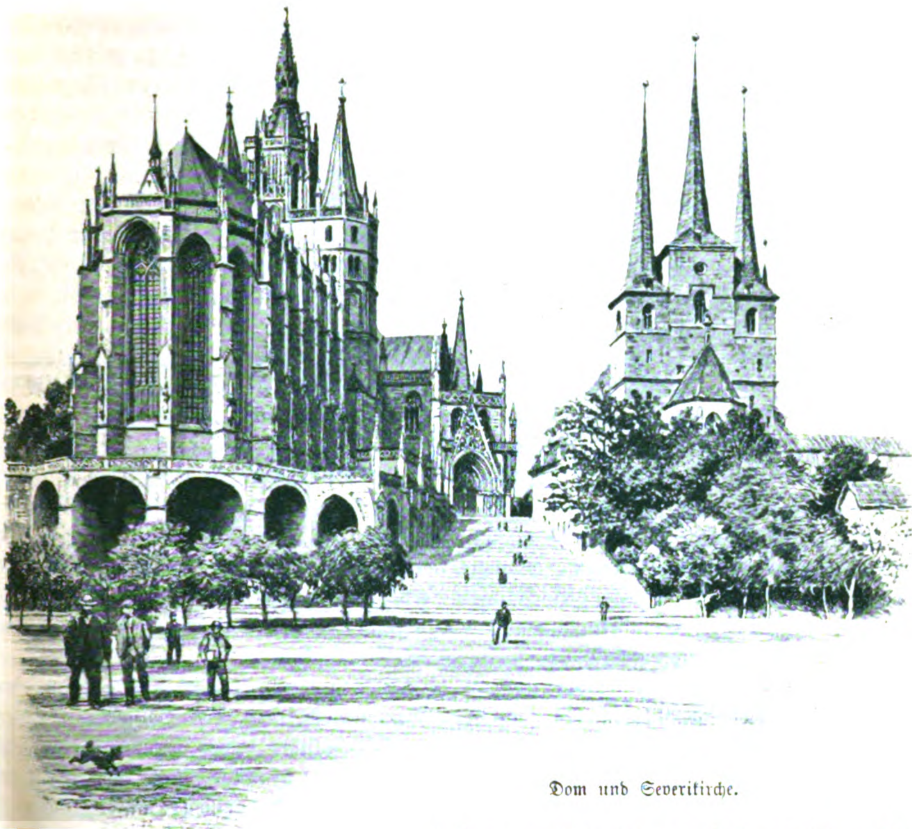
Erfurt verstorbenen französischen Kriegsgefangenen schmücken das Innere des alten Kirchleins.

Wendet man sich von der Johannisstraße links seitlich in die schmale Augustinerstraße, so erblickt man bald den schönen, hehren gotischen Bau der Augustinerkirche, in der Luther einst predigte und das Unions-Parlament tagte. Eine Gruppe altertümlicher Gebäude schließt sich an, die im Rahmen der engen Gäßchen, grauverwitterten Häuser, all der Portale, Giebel, Türmchen ein völlig mittelalterliches Bild gewähren. Hier bestand einst das Augustiner-Eremitenkloster, in dem Martin Luther fünf Jahre im schmerzlichsten Seelenkampfe zubrachte. Der eine Teil der noch aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Bauten umfaßt heute das evangelische Waisenhaus, der andere Teil ist für eine Anstalt sittlich verwahrloster Kinder eingerichtet und führt, dem Reformator zu Ehren, den Namen Martinsstift. Beide Anstalten stehen mit der Augustinerkirche in Verbindung und bieten in einzelnen Teilen ein sehr malerisch-architektonisches Bild. Bis 1872 hatte sich das Kloster in fast unveränderter Gestalt erhalten. Da richtete ein Brand großen Schaden an. Auch die Lutherzelle ging damals in den Flammen auf, mit ihr ein heiliger Wallfahrtsort aller Erfurtbesucher. Sie ist dann in prächtiger Weise neu erstanden, wenn auch nicht als schlichte Büßerzelle eines gottsuchenden Augustinermönches. Nebenan im Martinsstift zeigt man die letzte Mönchszelle, welche der Brand übrig ließ, einen kahlen, traurigen Raum, jetzt mit Büchern und Lutherreliquien angefüllt, darunter auch das Schwert, das Luther einst als Junker Jörg auf der Wartburg getragen haben soll.

Ringsum ist hier alles noch Alt-Erfurt, noch unberührt von dem Hauch umschaffender Neuzeit. Giebel an Giebel der schmalen, interessanten Häuschen drängen sich zusammen, mitten hindurch verlieren sich däm-



Westseite des Domes mit Marienbild.


Dom und Severikirche.

merige, dumpfe, enge Gäßchen, und wendet man sich durch dieses Gewirr nach Norden, so gelangt man nach dem „Venedig“ von Erfurt, wo die Gera Inseln bildet und die Umrahmung dieser Flußläufe mit ihrem Pfahlwerk, den kreuzenden Fischerbooten, Schwänen, Wehren dem Maler eine bunte Fülle der anziehendsten Motive gewährt.

Von dem Augustinerkloster in entgegengesetzter Richtung durch altertümliche Gäßchen schreitend, gelangt man durch einen düsteren Thorbogen auf den Wenigenmarkt (Kleinen Markt). Zwischen ihn und den Fischmarkt, den Mittelpunkt der Stadt, legt sich wieder die Gera, und hier waren es die Mönche von St. Peter, welche die erste Verbindung schufen: die noch heute bestehende Krämerbrücke. Niemand ahnt, wer durch diesen mit eng aneinander geschachtelten Häuschen und Läden besetzten, gepflasterten Gang schreitet, daß darunter zwischen uralten, mächtigen Eichenpfählen die wilde Gera rauscht. In der Krämerbrücke grüßt uns Erfurts älteste Vergangenheit. Zwei Kirchen flankierten einst dieselbe. Die Benediktikirche jenseits nach dem Fischmarkte zu ist längst gefallen, von der St. Ägidiikirche steht noch neben dem dunklen Thorbogen der Brücke ein schöner Turm. Der eigentliche Kirchenbau ist zu Wohnungen eingerichtet worden, welche in ihrem Inneren noch mancherlei Interessantes, so auch ein fünf Fuß hohes Sakramenthäuschen, aufweisen.

Auf dem Fischmarkt erhebt sich das schönste Profangebäude aus neuerer Zeit, das Erfurt erstehen sah: das vom Sommer 1871 bis 1875 in gotischem Stile erbaute Rathaus, dessen Stirnseite die Gestalten Friedrich Barbarossas und Wilhelms I. (eine Arbeit von Professor Kugel, jetzt in Eisenach, dem Erfurt noch eine Reihe anderer Zierden verdankt) schmücken. Auch die phantastischen Wasserspeier sind ein Werk dieses Künstlers.

Die Wände der Vorsäle zeigen Gemälde

mit Darstellungen aus Luthers Leben und der romantischen Gleichensage. Den Hauptsaal schmücken herrliche Fresken von Professor Janssens Meisterhand (Düsseldorf), die charakteristischsten Momente aus Erfurts reichbewegter Geschichte vorführend. Es sind dies sechs Hauptbilder, welche darstellen: 1) Bonifacius, die heidnischen Erfurter zum christlichen Glauben bekehrend; 2) Heinrich der Löwe demütigt sich vor Kaiser Barbarossa; 3) Kaiser Rudolf zerstört mit Hilfe der Erfurter die thüringischen Raubritterburgen; 4) Scene aus dem „tollen Jahr"; 5) der Rat von Erfurt überreicht dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz die Schlüssel der Stadt; 6) der zur Erinnerung an die Geburt des Königs von Rom auf dem Anger errichtete Obelisk wird am 6. Januar 1814 von der vom Franzosenjoch befreiten Bevölkerung zerstört. Kleinere Wandbilder zeigen uns noch den heiligen Martin, die heilige Elisabeth, die Wallfahrt jener vieltausend religiös verzückten Kinder, eine Allegorie der Universität, Erfurt huldigt Friedrich Wilhelm III. und seiner Luise.

Auf dem Fischmarkte prangt eine sehr gute Figur des alten Roland. Derselbe grüßt noch dreimal hernieder auf den vom regsten Verkehr durchfluteten Markt: vom Rathause, sowie von den beiden Patricierhäusern — Prachtbauten der Renaissance! — dem „Breiten Herd" und dem „Roten Ochsen".

Unweit des Fischmarktes steht die Allerheiligenkirche. In der angrenzenden Straße finden wir, seitlich zurückgerückt, das Haus zum Turnier, einen ehrwürdigen Bau, der einst Absteigequartier der Landgrafen Thüringens war und in dem auch der in Thüringens Geschichte übel beleumundete Apitz der Unartige sein schuldvolles, ehrvergessenes Leben beendete.

Ein Stück die Straße noch hinab erblickt man den durch ein gotisches Giebelportal kenntlichen schlichten Bau der einstigen Universität Erfurts. Welch große Erinnerungen, welch klangvolle Namen sind mit ihm verknüpft! Schritt für Schritt spricht Erfurts Vergangenheit in seinen Gassen dem sinnend Dahinschreitenden!

Wendet man sich vom Fischmarkt zur Schlösserbrücke, wo sich ein malerischer Ausblick auf den von Schwänen belebten Breitstrom der Gera eröffnet, so gelangt man in die Schlösserstraße. Auf dem Wege dorthin gilt ein kleiner Abstecher der imposanten Predigerkirche, nach dem Dom wohl der schönste Kirchenbau Erfurts. Sie ward 1289 erbaut und gehörte zu dem anstoßenden Dominikanerkloster. Von vollendeter Harmonie, einheitlichem Plane, entzückend in den Einzelheiten, voll Majestät in der Gesamtwirkung, überreich an Kunstwerken und Erinnerungen aller Art, bildet die Predigerkirche ein Juwel Erfurts. Ein Teil des alten Klosters, soweit solches sich noch erhielt, dient heute Schulzwecken.

In der Schlösserstraße finden wir gegenüber der 1140 gestifteten Lorenzkirche den ernsten, schlichten Bau des Gymnasiums, der 1737 als Jesuitenkollegium erbaut wurde, nach Vertreibung der „Dunkelmänner" 1773 den Geistlichen des Augustinerklosters zur Wohnung diente.

Weit interessanter freilich dünkt manchem Besucher Erfurts das von der Schlösserstraße zwischen zwei Häusern einbiegende mannsbreite Faustgäßchen, das früher vor dem Umbau des einen Hauses noch enger gewesen sein soll. Der Schwarzkünstler Dr. Faust war im Jahre 1513 nach Erfurt gekommen. Er wohnte damals in der Michaelisstraße unweit der Universität, verkehrte aber viel in der Schlösserstraße im „Anker" beim Junker von Dennstedt. Durch das nach ihm benannte Gäßchen fuhr Faust eines Tages mit einem von zwei starken Pferden bespannten Fuder Heu — erzählt die Überlieferung. Im übrigen gab sich der sonderbare Mann in Erfurt als Poet und Humanist, soweit uns das erste Volksbuch von seinen Zauberpossen erzählt. Noch heute soll man übrigens dann und wann in heller Mittagsstunde den weißen Pudel des seltsamen Dr. Faust durch die Michaelisstraße trotten sehen.

Von der Schlösserstraße kommt man bald zur Barfüßerkirche, einem edlen frühgotischen Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, dessen schlichte Außengestalt nicht die imposante und feierliche Wirkung des mächtigen Inneren ahnen läßt. Das dazu gehörige Franziskanerkloster brachen 1642 die Schwe-

den zu einen Schanzenbau ab. Unweit davon liegt die interessante Wigbertikirche, ein frühgotischer Hallenbau aus dem dreizehnten Jahrhundert, welcher die Ruhestätten der beiden um Erfurt wohlverdienten mainzischen Statthalter von Boyenburg und Warsberg umschließt. Das ehemals zur Kirche gehörige Augustinerkloster ist jetzt in ein Militärkasino umgewandelt worden. Statt frommen Sanges hallt jetzt Säbelrasseln und fröhlicher Lebensklang durch die alten Räume.

Schon stehen wir vor dem mit einem prächtigen Portal verzierten Regierungsgebäude, der einstigen kurmainzischen Statthalterei. Was hier kam und ging an weltgeschichtlichen Männern und Ereignissen, das haben wir in die Geschichte Erfurts mit eingeflochten.

Gegenüber liegt der mit dem stattlichen Krieger-Denkmal geschmückte Hirschgarten. Daran stößt die Neuwerkstraße, an deren Ende unweit des umgrünten Reichard-Denkmals die alte Neuwerkskirche oder Sankt Crucius das Auge fesselt. Das leider abgebrochene Kloster der Chorfrauen des Augustinerordens enthielt zuletzt das Schullehrerseminar, dem jetzt gegenüber ein hübscher Neubau angewiesen worden ist.

Nahe dem Regierungsgebäude erregen einige alte Patricierhäuser das Interesse. In dem einen von ihnen, „Zum bunten Schiff“, wohnte einst der Obervierherr Hinrich Kellner, das unglückselige Opfer des „tollen Jahres“. Von hier aus gelangt man zur Langen Brücke, wo einst Schiller wohnte, und dann durch ein paar Winkelgäßchen zum Friedrich-Wilhelms-Platz, dem Glanzpunkte Erfurts.

Der erste Eindruck ist verblüffend. Ein Riesenplatz liegt vor uns, auf dem ein verwitterter Obelisk sich erhebt und gegenüber ein sanfter Hügel ansteigt, auf dem zwei mächtige Gotteshäuser dicht nebeneinander thronen. Eine breite, hohe Freitreppe führt empor. Das Geläut klingt, Scharen von Betern steigen hinan, und doch wie winzig erscheinen sie im Angesicht dieser Riesenbauten! Eine gleiche Anlage, so kühn ersonnen und durchgeführt, hat Deutschland nicht noch einmal aufzuweisen.

An dem spitzgiebeligen Gasthause „Zur hohen Lilie“ vorbei, in dem einst die hervorragendsten Helden der Reformationszeit abstiegen, schreiten wir langsam die breiten Stufen zum Domberge hinan. Staunen und Bewunderung erfüllt uns, je näher wir dem Ziele zustreben. Es kann hier nicht Zweck noch Platz sein, eine Baugeschichte dieses Wunderwerkes zu geben, noch sich in die Einzelheiten desselben, in die Fülle seiner Kunstschätze zu vertiefen. Viele Jahrhunderte haben daran geschaffen, doch erst dem unserigen war es vergönnt, diese kostbare Kunstschöpfung zur Vollendung zu führen. So steht auch durchaus kein einheitlicher Bau vor uns, mehr ein Gebilde der Phantasie, schöpferischer Laune, aber darum um so malerischer, fesselnder, von einer überwältigenden Wirkung.

Zu der Propsteistiftskirche Beatæ Mariæ Virginis legte einst Bonifacius den ersten Grund, wahrscheinlich wohl nur eine hölzerne Betkapelle, die aber nach und nach massiver hergestellt ward. Als Bonifacius von den Friesen erschlagen ward, erlitten mit ihm den Märtyrertod Adolar und Coban, Bischöfe von Erfurt und Utrecht. Beider Gebeine wurden nach Erfurt geschafft und in der Stiftskirche beigesetzt. Als man nach vierhundert Jahren die Stiftskirche abriß, einen Neubau aufzuführen, fand man in der That noch die Überreste jener inzwischen heilig gesprochenen Männer. Sie wurden in einen silbernen Sarg gelegt, und aus den reichen Spenden der nun in dichten Scharen herbeiströmenden Wallfahrer konnte man 1133 den romanischen Kirchenbau aufführen, von dem der heutige Dom in seiner Mitte noch Überreste aufweist. Hier befindet sich auch die sogenannte Blutskapelle mit dem Sarkophag der beiden Heiligen. Dieser romanische Bau erhielt eine dreihundert Centner schwere Glocke, damals die größte in Europa.

Bei dem Anwachsen der Stadt erwies sich aber bald der neue Dombau als zu eng, und da der Domhügel keinen Raum zur Erweiterung mehr gab, schritt man zu einer kühnen That, welche in der Baugeschichte vielleicht einzig dasteht. Der Hügel ward künstlich vergrößert. Nach der Stadt zu schuf man dreizehn aneinander gereihte achtzig Fuß hohe mächtige Nischen, von denen

drei späterhin wieder zugeschüttet wurden. Diese Anlage, über welche eine steinumwehrte Plattform sich entlang zieht, heißt im Volksmunde die „Kavate“. Die Nischen werden „Graden“ genannt, wie auch ehemals der Platz „Vor den Graden“ hieß. 1349 begann auf dieser steinernen Bogenunterlage der Bau des Chores, der, höher als das eigentliche Kirchenschiff, hundert Jahre währte. Er besteht aus fünf Jochen, Kreuzgewölbe, Laubkapitälen, fünfzehn Fenstern aus köstlichem Maßwerk und herrlichsten Glasmalereien, und ist an der Außenseite, gleich dem ganzen Dom, fast übersäet mit Statuen und sonstigem Steinmetzschmuck. Über dem Chor und Schiff verbindenden Zwischenbau erheben sich die drei Türme, deren mittelster die berühmte Glocke „Gloriosa“ enthält. Sie wiegt mit Klöppel und Beiwerk dreihundert Centner, und wenn sie heute auch nicht mehr die größte Glocke Deutschlands ist, so doch die berühmteste durch ihren Schönheitsklang. Ihre gewaltige Stimme reicht bei windstiller Luft drei Meilen weit ins Land hinaus.

Unter dem hohen Chor befindet sich noch, den meisten unbekannt, eine Krypta. Da den Baumeistern weder nach Osten oder Westen hin Raum für ein Hauptportal übrig blieb, so legten sie ein solches an den Mittelbau nach Norden hin an. Es ist dies der Triangel, jenes mit Recht vielbewunderte Doppelportal, in dessen Nischen hier die zwölf Apostel, dort die thörichten und klugen Jungfrauen in sehr charakteristischer Ausführung prangen. Den Westgiebel des Domes schmückt seit 1872 ein von Salviati in Venedig geliefertes, 6,4 Meter hohes Mosaikbild der Mutter Gottes. Das Innere des Domes gleicht in seiner Fülle von Schnitzereien, Bildern, Denkmälern, Bronzen, Glasmalereien, Webereien, all dem Gold und Schmuck einem mittelalterlichen Kunstmuseum.



Das „Sybillentürmchen“ am Fuße der Cyriaksburg.

Zu den mit Andacht betrachteten Kuriositäten zählt auch der aus dem niedergebrannten Peterskloster hierher geschaffte Denkstein des Grafen von Gleichen und seiner zwei Frauen, des Helden jener wohl-

bekannten romantischen Sage. Nur schade, daß niemand dabei die Wahrheit erfährt, daß dieses Epitaphium das Andenken an Sigismund von Gleichen feiert, der freilich auch zwei Frauen heiratete, eine Gräfin von Querfurt und dann von Schwarzburg. An den Aufgang zu dem Glockenturm schließt sich noch ein sehr schöner Kreuzgang mit Nebenkapellen an.

Im Verhältnis zum Dom erscheint die nachbarliche dreigetürmte Severikirche schlicht in Form und Ausstattung. Doch ihr Inneres ist hehr und weihevoll und besitzt sehenswerte Kunstwerke. Jedenfalls bietet dieser fünfschiffige Kirchenbau eine Seltenheit in der Baugeschichte.

Steigt man an der Westseite des Domes die schöne Freitreppe hinab, so gelangt man am „Kurmainzer Hof" und anderen interessanten Bauten vorbei in die Brühler Vorstadt, wo besonders weltberühmte Handelsgärtnereien ein sehr lohnendes Besuchsziel bilden.

Durch die Brühler Vorstadt steigt man langsam zu der jetzt in Schmuckanlagen umgewandelten Cyriaksburg hinan, von welcher man ein sehr schönes Bild von Erfurt, dem Steiger und der sich dazwischen ausdehnenden wasserreichen Flur des Dreienbrunnen — besser Treuenbrunnen — genießt. Hier vor dem Brühler- und jenseits vor dem Andreasthore offenbart sich uns die berühmt gewordene Blumenstadt Erfurt. Wohl bald an zweihundert Hektar Landes sind heute mit Blumen und Gemüse bedeckt. Zur Blütezeit im Sommer kann man stundenlang durch berauschenden Duft dahingehen, und kommt der Herbst, so lachen in langen Feldern uns Astern in allen Farben und Formen entgegen. Der Dreienbrunnen aber gehört insbesondere dem Gemüsebau. In den schmalen Wasserrinnen — Klingen genannt — wuchert die bekannte Brunnenkresse, deren fettgrünes Kraut einst in aller Herren Länder ging, bis man in der letzten Zeit begann, sie auch auswärts an-



Blick auf den Dom von den Hedemanns Wegen im Steigerwalde.

zubauen. In der fruchtbaren Niederung des Dreienbrunnens gedeiht auch der berühmte Erfurter Blumenkohl, und es ist eine Lust, wenn das Auge über die Felder dieser glänzendweißen, festen Köpfe hinwegstreift.

Am Fuße der Cyriaksburg steht am Wege eine verwitterte Betsäule, das „Sybillentürmchen" genannt, mutmaßlich das älteste Denkmal Erfurts. Bis heute ist es ernsthaften Forschern nicht gelungen, die Bedeutung und Herkunft dieser uralten gotischen Säule zu ergründen. Nur die Sage weiß mancherlei von ihr zu erzählen.

Das schönste Ausflugsziel von Erfurt bleibt der hochgelegene Steigerwald, rechtsufrig der Gera. Landhäuser sind in den letzten Jahren bis an seinen Rand hinangeklettert, deren Bewohner sich des Doppelgenusses von Waldluft und Fernsicht freuen werden.

Gastwirtschaft drängt sich hier an Gastwirtschaft. Gleich in der ersten und stattlichsten überraschen den Fremdling alte Sandsteingötter und mächtige ruhende Sphinxe. Dieselben stammen sämtlich aus dem üppigen Schloßparke zu Molsdorf, dem ehemaligen Lustsitze des geistvollen Verschwenders Gotter.

Der Steiger ist reich an Schmuckanlagen mit prächtigen Fernsichten. Dahinter dehnt sich dichter Laubwald, dessen Wipfel manch alte Mär rauschen. Einen der schönsten Blicke genießt man am Steigerwalde, wo Wald und Gerathal gegenüber dem Dorfe Hochheim einen scharfen Knick bilden. Hier blickt man rechts auf die turmreiche Stadt, das fruchtbare Thal, nach Südwesten aber tauchen in der Ferne die blauumdufteten Höhen des Thüringer Waldes auf, wie sie sich breitgebuckelt längs des Rennstiegs aneinander drängen. Einer dieser Bergriesen heißt der Sperrhügel. Sein Inneres ist dicht mit Wasser angefüllt, und öffnet er sich einst, so kommt eine große Wasserflut und Erfurt muß untergehen. Deshalb beteten einst die Mönche in St. Peter, das Übel abzuwehren.

Wir aber wollen hier von dem lachenden Bilde der altehrwürdigen Stadt Abschied nehmen. Möge sie weiterschreiten auf der lichten Bahn an Ruhm und Wohlstand, auf daß es immer von ihr heiße: „In Erfurt ist gut wohnen!"





Die sittlichen Vorstellungen bei den Naturvölkern.

Von

Thomas Achelis.

Als ein verhängnisvolles Erbe aus der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts müssen wir das immer noch nicht überwundene Dogma bezeichnen, daß wir es in der sittlichen Entwickelung lediglich mit dem individuellen Menschen zu thun hätten, der sich dann in den nebelumsponnenen Anfängen des Menschengeschlechts zu der phantastischen Figur des Urmenschen verflüchtigt. Daß dies eine bloße Einbildung unserer schöpferischen Spekulation ist, ebenso wertlos wie die vorgebliche sittliche Unschuld und Einfalt, welche die kulturmüden Entdecker der Südseeinseln an den dortigen Bewohnern der Inseln der Glückseligen wahrzunehmen vermeinten, lehrt schon eine flüchtige Überlegung. In der That kennen wir den Menschen nur als sociales Wesen, selbst bis in die entlegensten Zeiten und Räume unseres Horizontes hinein, und erst unsere nachträgliche Abstraktion hat ihn — wie gesagt, nicht immer mit Erfolg — aus diesem organischen Zusammenhang herausgelöst. Soll die Ethik wirklich induktiv aufgebaut werden, so bedarf es somit vor allem dieser sociologischen Rekonstruktion, wie sie freilich in vollem Umfang erst die moderne Völkerkunde, die den ganzen Globus umfaßt, ermöglicht. Es gilt zunächst, gerade für eine spätere systematische Behandlung, die Fundamente des Baues zusammenzutragen und die ersten Stadien dieses wichtigen Prozesses, soweit eben menschlicher Scharfsinn reicht, unzweideutig zu bestimmen, soll nicht die spekulative Untersuchung völlig in der Luft schweben und ein mehr oder minder geistreiches, aber doch wissenschaftlich unfruchtbares Spiel mit Begriffen bleiben.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkt aus an unser Thema herantreten, so versteht es sich von selbst, daß wir auch nicht annähernd das Detail der sittlichen Anschauungen bei den Völkern niederer Gesittung zu erschöpfen vermögen — das wäre außerdem ein unberechtigter Eingriff in die Domäne der Ethnologie. Uns kann es hier nur auf die leitenden und bestimmenden Grundzüge, auf die Gesetze ankommen, welche auch diese Entwickelung, wie alles geistige Leben, beherrschen; höchstens können wir gelegentlich uns auf einzelne besonders charakteristische Erscheinungen zur Veranschaulichung unserer Erörterungen beziehen. Grundlegend ist nun für unsere ganze Betrachtung die ursprüngliche Kongruenz von Recht und Sitte, eine Thatsache, die bezeichnenderweise dem ungeschichtlichen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts völlig entgangen ist. Während ein in unglücklicher Vereinsamung aufgewachsener Mensch unzweifelhaft korrekt zu denken im stande wäre, obwohl sein Gesichtskreis notwendigerweise sich immer mehr verengern müßte, so würde man bei einem solchen Verstoßenen von einem sittlichen und rechtlichen Bewußtsein, das erst auf dem Boden gemeinsamer geselliger Beziehungen erwachsen kann, nichts spüren. Es giebt ja sogar, wie bekannt, konkrete Beispiele für die Bestätigung dieser Schlußfolgerung. Jene Spaltung mithin zwischen den äußeren formalen Rechtsbestimmungen und den etwaigen subjektiven sittlichen Empfindungen, welche

in der höheren Kultur eine Fülle herzbrechender Konflikte erzeugen, existiert für jene Zeit primitiver Entwickelung noch nicht. Das ist vielmehr so wenig der Fall, daß wir mit untrüglicher Sicherheit aus der ganzen Struktur einer derartigen Organisation, aus bestimmten Gebräuchen und Einrichtungen auf die Eigenart der sittlichen Vorstellungen zurückschließen können, die diesen Erscheinungen zu Grunde liegt. Dieser Gedanke ist uns z. B. für die Entwickelung der Ehe, wobei doch in hervorragender Weise rechtliche und sittliche Momente sich berühren, freilich ganz geläufig, aber die volle Konsequenz desselben zu ziehen, ist man merkwürdigerweise meist nicht geneigt. Diese aus den Thatsachen des Völkerlebens aber selbst sich mit zwingender Notwendigkeit ergebenden Folgerungen sind für eine unbefangene Auffassung schlechterdings nicht von der Hand zu weisen; erstlich ergiebt sich daraus, daß nicht das Individuum in seiner angeblichen Souveränetät sich seine Moral erzeugt, wie ein verblendeter erfahrungsfeindlicher Idealismus behauptete, sondern daß eben diese das organische Produkt der geselligen Beziehungen ist, in denen der Mensch aufwächst. So wenig der Einzelne und sein Bewußtsein in diesem lebendigen Prozeß zu entbehren ist, wie er vielmehr das natürliche Medium für alle sich in ihm kreuzenden socialen Faktoren darstellt, so sehr gewinnt doch diese Entfaltung erst realen Gehalt und Wert in jener gesellschaftlichen Wechselwirkung, der er immerfort ausgesetzt ist. Die Geschichte der menschlichen Persönlichkeit, wie sie sich langsam aus dem wirren Chaos der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft zu der heutigen Selbständigkeit und Freiheit emporringt, wäre auf Grund der modernen Sociologie heutigestags schon induktiv zu entwerfen. Zweitens aber — und dieser Punkt kommt ganz besonders für uns in Betracht — erklärt sich aus der Gleichartigkeit von Recht und Sitte auch ganz ungezwungen die schon von den antiken Sophisten behauptete Relativität der Moral, die einer rein spekulativen Ableitung von jeher ein gerechter Stein des Anstoßes gewesen ist. Je nach dem eigenartigen Charakter einer Organisation schwankt auch naturgemäß das Maß sittlicher Anforderung und Beurteilung, das die betreffende Gemeinschaft an die jeweiligen Leistungen des Individuums richtet. Zur Veranschaulichung dieses Satzes entnehmen wir den Schriften eines jüngst verstorbenen scharfsinnigen Forschers auf dem Gebiet der vergleichenden ethnologischen Rechtswissenschaft einen kurzen Abriß, nämlich den Bausteinen für eine allgemeine Rechtswissenschaft von A. H. Post, wo es folgendermaßen heißt: „Man verbiete dem Tscherkessen oder dem Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem civilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, der seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Harem verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Tochter, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gesottenen Recht geschehe; der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, und darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel, unserem Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Çudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Öl in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Ägypter fand es selbstverständlich,

daß derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten." (I, 60.) Erst durch diese socialpsychologische Vergleichung erklären sich die sonst so harten Widersprüche des angeblich mit fehlerloser Untrüglichkeit richtenden Gewissens, und erst im Rückblick hierauf kann man sich diejenige Duldsamkeit und Freiheit des Geistes verschaffen, welche dem bornierten, inmitten aller Vorurteile erwachsenen und deshalb meist fanatischen Durchschnittsmenschen abgeht. Lediglich die Rücksicht auf den besonderen Charakter irgend einer Organisation entscheidet über das sittlich Erlaubte, Gebotene und Verbotene, und daher ist es auch begreiflich, daß dasjenige, was der einen Stufe dieser Entwickelung als verwerflich gilt, auf einer anderen nicht nur unbeanstandet bleibt, sondern geradezu als sociale Forderung auftritt. Nicht minder leuchtet es ein, weshalb die Handlungen, die innerhalb des Stammes als ärgste Frevelthaten geahndet werden, außerhalb dieses Kreises völlig straflos sind. Der Mord eines Stammesgenossen würde aufs empfindlichste gerächt werden, ist ein Feind aber erschlagen, so wird der Sieger mit den höchsten Ehren gefeiert. Selbst die klassischen Sprachen verraten noch deutlich diesen socialen Ursprung der sittlichen Beurteilung, z. B. wenn man nur an die Entwickelungsgeschichte des lateinischen Wortes hostis denkt! Es ist deshalb, wie eben schon angedeutet, völlig unrichtig, den zufälligen Maßstab individueller oder nationaler Wertschätzung und Beurteilung an die Erscheinungen des Völkerlebens zu legen, und dasjenige, was unserer specifischen Anschauung nicht zusagt, mit einem absoluten Anathema zu brandmarken. So sehr mithin der Inhalt dieser einzelnen ethischen Normen relativ ist und je nach dem Charakter der betreffenden socialen Organisation schwankt, so verkehrt wäre es andererseits, jede persönliche Bethätigung von vornherein auszuschließen; vielmehr müssen wir ein bestimmtes ursprüngliches Gefühl, je nach Lage der Umstände so oder anders zu handeln, als maßgebenden Faktor voraussetzen, ohne den überhaupt dieser ganze Verlauf undenkbar bliebe. Jeder Befehl, jede Autorität, sei es in dem kleinen Kreise der Familie, sei es in der weiteren Sphäre der primitiven Horde und Geschlechtsgenossenschaft, setzt dies rein formale Element des Sollens voraus, das sich nicht erst nachträglich als ein Produkt der äußeren Anpassung einstellt.

Wenn wir nun unter diesem socialpsychologischen Gesichtspunkt, der der modernen Völkerkunde so recht in Fleisch und Blut übergegangen ist, die Fülle der Erscheinungen betrachten, welche sich unserem Blick in der Entwickelung des Menschengeschlechts aufdrängt, so ist es in erster Linie die so eigentümliche Geschlechtsgenossenschaft, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diese Urzelle aller ferneren socialen Differenzierungen wird getragen durch die natürliche Grundlage einer gemeinsamen Abstammung, wie sie die Stammmutter, die öfter auch wohl ein gewisses politisches Ansehen genießt, darstellt. Es ist überhaupt bemerkenswert, wie selbst bei rohen Völkerschaften die verheirateten Frauen hoch geachtet werden, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bemerkung Nachtigals über die Aulad Soliman, einen Araberstamm in der Nähe von Tunis, beweist: Es war nicht uninteressant, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen. In jener Organisation gilt deshalb auch nur die mütterliche Abstammung für Stand und Rang; der Vater bleibt mithin seinen leiblichen Kindern völlig fremd, während er den Kindern seiner Schwester gegenüber die Rechte und Pflichten eines Vaters in unserem Sinne ausübt. Bei diesem Verwandtschaftsverhältnis, wie Post sagt, fehlt es somit an einem Pietätsverhältnis zwischen Vater und Kind, wie wir es heutzutage kennen, ganz. Die Kinder fühlen sich lediglich als Kinder der Mutterfamilie. Es verknüpft sie ein inniges Band mit den Brüdern und Schwestern ihrer Mutter, mit denen sie eben in einer Geschlechtsgenossenschaft stehen. Der Vater seinerseits ist nicht mit seinen Kindern durch ein engeres Band verbunden, sondern er fühlt sich als Glied der Familie seiner Mutter, und so kommt es denn, daß bei dieser Organisation das Band zwischen Bruder und

Schwester ein viel mächtigeres ist als das zwischen Mann und Frau und Vater und Kind. (Grundlagen des Rechts, Seite 96.)* Aber auch in anderer Beziehung weichen die Zustände und Anschauungen in der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft sehr erheblich von späteren Entwickelungsstufen ab. Wenn man auch die Hypothese Bachofens von der schrankenlosen Promiskuität als einer normalen Institution, als mangelhaft begründet aufgiebt und nur als gelegentliche lokale Ausnahme faßt, so kann doch selbstverständlich nicht von einem geordneten, rechtlich bestimmten Eheverhältnis, wie wir es gegenwärtig als normal voraussetzen, die Rede sein; die Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs vor der Ehe, die beliebige Überlassung von Frauen und Töchtern an andere u. s. w. beweisen, um von stärkeren Proben zu schweigen, genügend den Mangel des sittlichen Bewußtseins. Schamgefühl und Keuschheit, die wir auch wohl unbedacht als unbestreitbare Forderungen des Sittengesetzes in Anspruch zu nehmen pflegen, enthüllen sich einer schärferen Analyse erst als verhältnismäßig späte Ergebnisse der Entwickelung. Es darf hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden, wie außerordentlich abweichend sich das Schamgefühl geltend macht, wie Gewohnheit und Herkommen, ja auch religiöse Satzungen hier eine wichtige Rolle spielen, wie bald dieser, bald jener Teil des Körpers ängstlich verhüllt wird, ja es scheint, als ob vielfach auch ästhetische Motive mit hineinspielen und z. B. die Hautmalerei, die Tättowierung, mit diesen Regungen zusammenhängt. Indem der verstorbene Ethnograph und Kulturhistoriker Fr. von Hellwald das zügellose Leben der Australneger schildert, fährt er so fort: „Wäre jemals in der Urzeit Keuschheit als eine Tugend angesehen worden und allgemein herrschend gewesen, so ließe sich schlechterdings nicht erklären, wie dieselbe für den einen sehr starken Bruchteil der Gesellschaft ihren Wert verloren, für den anderen, schwächeren, behalten haben sollte. Wenn das Beispiel aller Völker ausnahmslos lehrt, daß der Mensch, wie natürlich, seinen ursprünglichen Instinkten desto freier folgt, je gesittungsärmer er ist, und umgekehrt die mit der zunehmenden Kultur Schritt haltende Lebensfürsorge jüngere, gesellschaftliche Instinkte zeitigt, welche erst zu zügeln bestimmt sind, so ist es doch wahrlich aller Logik bar, einen umgekehrten Verlauf der Dinge vorauszusetzen. Bis auf weiteres, das heißt solange nicht die Wahrscheinlichkeit urzeitlicher Vollkommenheit des Menschen mit streng logischen Gründen gestützt wird, halte ich die Annahme für berechtigt, daß die Keuschheit eine allmähliche Kulturerrungenschaft ist, an welcher die Wilden keinen oder nur einen sehr schwachen Anteil haben. Dort, wo dieselbe, wie in Australien, nur auf einen Teil der Gesellschaft beschränkt ist, verdient sie überhaupt noch kaum diesen Namen. Man verwechselt nämlich Treue mit Keuschheit. Keuschheit (castitas) ist eine in der Kulturwelt durch lange andauernde Vererbung gehäufter Selbstbeherrschung gewonnene Eigenschaft, die infolgedessen gewissermaßen sich reflexiv äußert; Treue kann erzwungen werden, aber auch ohne Keuschheit vorhanden sein.“ (Menschliche Familie, Seite 136.) Selbst der natürlichste aller Instinkte, die Sympathie der Mutter mit ihrem Kinde, die ja freilich genügend durch die verschiedenartigen Beobachtungen selbst für die Stufen niedriger Gesittung bezeugt ist, wird doch gelegentlich von stärkeren brutalen Trieben überwuchert und erstickt; die mit einer Gelassenheit geübte Beseitigung des jungen Lebens, wie sie eine grauenvolle Praxis nur zu leicht erzeugt, und andere entsetzliche Greuel mehr, welche uns von den Südseeinseln, „diesen Stätten höchster und reinster Unschuld“, nach der sentimentalen Auffassung des vorigen Jahrhunderts, berichtet werden, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht minder schrecklich tritt uns der uralte, höchst wahrscheinlich universelle Kannibalismus und das damit eng zusammenhängende Menschenopfer entgegen, eine von religiösem Nimbus umkleidete und verklärte Sitte, die nicht, wie man wohl gemeint hat, sich aus bloß physiologischen Gründen ableiten läßt, sondern in der Hauptsache auf animistischen Anschauungen beruht,

* Diese Verhältnisse treten mit besonderer Anschaulichkeit bei den Malaien auf den Padangschen Oberlanden in Sumatra hervor, wie sie von den holländischen Ethnologen Wilken, Riedel und anderen beschrieben sind. Vgl. Hellwald, Die menschliche Familie, Leipzig 1889, S. 232 ff.

die auf Vernichtung und Resorption des Gegners abzielen. Der Genuß des Menschenfleisches ist nur der konkrete Ausdruck für die damit bedingte Übernahme der feindlichen Seele, weshalb sich denn dieselbe Logik auch im Kultus wiederfindet, wo die Götter die Seelen der Menschen vertilgen; sowohl unzählige Riten und Ceremonien, wie auch bestimmte mythologische Sagen (z. B. bei den Polynesiern) sind aus dieser grotesken Idee hervorgegangen.

Sollen wir endlich in allgemeinen Zügen gewisse typische, überall wiederkehrende sittliche Anschauungen und Eigenschaften erwähnen, so ist für uns besonders der Gegensatz einer Gutmütigkeit und Weichheit des Empfindens mit einer ebenso unheimlichen Bestialität auffallend; letzten Endes führt diese eigentümliche Thatsache auf den beklagenswerten Mangel einer scharfen, anhaltenden und planmäßigen Zucht und Gewöhnung zurück. In der That haben die Naturvölker, wie aus allen Reiseberichten übereinstimmend hervorgeht, keine Spur der Erziehung; deshalb erklären sich auch die unvermittelten Sprünge ihres Wesens, indem sie bald ihre Kinder völlig verzärteln und sich von ihren Launen tyrannisieren lassen, bald sie auf das brutalste mißhandeln und erbarmungslos töten. Einen sehr charakteristischen Fall erzählt der bekannte Missionar Ellis von einem Hawaier, der beim Mahle aus irgend einem Anlaß in solche Wut geriet, daß er das an dem Streit ganz unschuldige Kind förmlich in Stücke zerbrach und es seiner Frau vor die Füße warf, oder wo die Eltern, um vor dem unerträglichen Geschrei ihres Sprößlings Ruhe zu haben, dasselbe mit Zeuglappen erstickten und begruben, um dann das unterbrochene Essen fortzusetzen. Es fehlt deshalb auch den nur durch die unmittelbare sinnliche Gegenwart und den letzten, heftigsten Affekt beherrschten Naturvölkern, wie ganz richtig Lippert auseinandersetzt (Kulturgeschichte I, 48 ff.), die Reue, wenigstens als sittlich wirksames Motiv, und ebenso einfach erklärt sich ihre maßlose Gefühlshärte, welche durch keine edlere Empfindung und zartere Rücksicht in Schranken gehalten wird, da Mitleid und Mitgefühl ihnen im ganzen völlig fremd sind. Wenige Thatsachen der Ethnologie sind, wie der eben angeführte Schriftsteller schreibt, so unbestritten, wie die ans Unglaubliche grenzende Gefühlshärte und die entsetzliche Grausamkeit des Indianers. Keine Legende überbietet die Berichte von diesem wilden Heroismus im Ertragen von Qualen; vielleicht überbietet ihn nur noch die eisige Gefühlshärte, mit welcher Indianerrache solche Qualen zufügt. Dagegen ist es bezeichnend, daß auch im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht alle die Formen und Anschauungen feinerer Gesittung und Höflichkeit fehlen, die uns selbstverständlich erscheinen: was dem Naturmenschen imponiert, ist eben nur Macht und Stärke, das ist sein einziges Ideal, wie man noch heutzutage vielfach in Afrika und anderwärts beobachten kann. Jede Nachsicht und schonende Duldsamkeit erscheint ihm als unverzeihliche Schwäche, deshalb auch die durchweg rohe Behandlung der Alten und Kranken — es sei denn, daß der Zauber des Dämonischen sich geltend macht, wie bei den Epileptischen und Geisteskranken, welche meist mit abergläubischer Scheu betrachtet werden —, daher auch das Aussetzen der Greise, das Hinabstürzen in das Wasser oder das Totschlagen mit Keulen, während erst eine fortschreitende Gesittung die Bedeutung der Intelligenz und langjähriger Erfahrungen in dem „Rat der Alten" kennen lernt. Sittlich ist eben dasjenige, was dem Typus einer bestimmten Organisation genau entspricht und zusagt, ganz abgesehen von einem absoluten Wertmesser, den unsere specifische kulturhistorische Anschauung etwa daran anlegen möchte. Wie wenig ein solcher idealer Maßstab angebracht ist für diese dürftigen Anfänge sittlicher Entwickelung, das bezeichnet in höchst drastischer Weise die bekannte Antwort des Buschmanns auf eine an ihn durch einen Missionar gerichtete Frage, was gut und schlecht sei: Gut ist, wenn ich dem Nachbarn eine Kuh stehle, schlecht, wenn er sie mir stiehlt. Diese krasse Beschränkung auf den persönlichen Nutzen und Vorteil ist für den naiv-egoistischen Sinn des Naturmenschen unseres Erachtens ungemein kennzeichnend. Damit hängt dann ebenfalls der ewige Kriegszustand, die fortwährende Menschenjagd zusammen, welche das Tagewerk des Wilden ausfüllt; die Jägerstämme kennen noch nicht einmal die Schonung der

Kriegsgefangenen aus national-ökonomischen Gründen, wie sie z. B. bei den Nomaden üblich ist: alles, was Feind ist, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wird schonungslos niedergemetzelt, bis sich der wahnwitzige Blutdurst der Sieger ersättigt hat; höchstens wird ein besonders hervorragender Held zu den Qualen des Marterpfahles aufgespart. Und wie diese entsetzliche Roheit mit furchtbarer Konsequenz die Anschauungen der Naturvölker ausnahmslos beherrscht, so zeigt sich derselbe auffallende Mangel an sittlichen Regungen endlich in dem so verschwisterten Gebiet der Religion. Daher die immer wiederholte Beobachtung, daß die Göttergestalten allerdings Typen einer übermenschlichen Kraft sind, aber keiner Tugend in unserem Sinne — wiederum ein bedeutsames Zeichen für den Wandel und Gegensatz der Ideale, daher auch die Thatsache, daß jene Vertreter niederer Gesittungsstufen sich zunächst immer an die feindlichen, ihnen schädlichen Gottheiten wenden, um durch Opfer und bestimmte unter priesterlicher Beihilfe abgeschlossene Verträge sich ihre Gunst zu erkaufen. Die guten Götter, falls sie überhaupt existieren, wohnen, wie es bei ihnen meist heißt, zu hoch, als daß sie mit ihren Bitten zu ihnen hinaufzudringen vermöchten. In der That ist es so, was schon Schiller behauptete: In seinen Göttern malt sich der Mensch, und nach der intellektuellen Stufe, auf welcher dieser steht, gestaltet sich mit organischer Notwendigkeit auch der mythologisch-religiöse Horizont, auf dem diese Bilder reflektieren. Selbst die homerischen Göttergestalten, unzweifelhaft doch Schöpfungen einer längst über den Urzustand vorgeschrittenen Bildung, zeigen diese Spuren des einfach Menschlichen noch allzu deutlich; die schlimmsten Laster — von allen geringeren Flecken abgesehen — finden wir im Kreise der Olympier, man könnte fast sagen, an der Tagesordnung. Erst der Ahnen- und Heroenkultus, wie wir ihn überall im Völkerleben als Urquell religiöser Vorstellungen antreffen, hat im Laufe einer langsamen und durch gelegentliche Rückfälle wieder jäh unterbrochenen Entwickelung eine ethische Veredlung der ursprünglich rohen Anschauungen anbahnen helfen. Diesen uralten Zusammenhang religiöser und sittlicher Empfindungen hat am zähesten bis auf den heutigen Tag das sonst vom flachsten Rationalismus durchtränkte China erhalten, in dessen patriarchalischer Hausordnung der Herrscher, als das ideale Oberhaupt jeder einzelnen Familie und damit auch des Staates, zum Mittelpunkt, ja fast zum ausschließlichen Gegenstand des Kultus geworden ist. Und doch ist es psychologisch interessant, daß diese ethische Erhebung und Vervollkommnung sich an dem Substrat entfaltete, das für das naive Bewußtsein zuerst überhaupt in Frage kam, d. h. an dem Machtprincip.

Insofern darf man wohl der Bemerkung Wundts zustimmen, mit welcher wir diese Skizze, die das weite Gebiet des Animismus nicht mit umfassen kann, schließen wollen: „Tugend und Rang pflegen sich, wenn die Erfahrung keinen allzu dringenden Widerspruch erhebt, in der Vorstellung der Mitlebenden und um so mehr der Nachlebenden innig zu verbinden. Wie auf das Greisenalter, so geht daher bei allen Naturvölkern auf die Häuptlinge und Fürsten schon während des Lebens etwas von jener religiösen Verehrung über, die ihnen nach dem Tode gezollt wird, und verbindet sich mit der natürlichen Furcht vor der Macht der Gebietenden. Entzieht doch auch die Sitte nicht selten den lebenden Häuptling wenigstens für das Alltagsleben fast ebenso den Blicken seiner Unterthanen, wie der Tote ihnen für immer entzogen ist. Sie rechnet dabei, sei es mit Absicht, sei es mit Instinkt, auf die nämliche Neigung, das Unbekannte zu idealisieren, dem der Ahnenkultus einen Teil seiner Macht über die Gemüter der Menschen verdankt. Die Scheu vor dem Herrscher verrät sich aber nicht bloß in Bezeigungen der Unterwürfigkeit, die in ihrer Form unmittelbar ihren religiösen Ursprung aus dem Gebet und aus der Erniedrigung vor der Gottheit verraten, sondern zuweilen geht sie in bewußte religiöse Anbetung über." (Ethik S. 57.)



Litterarische Mitteilungen.

Fritz Reuters Briefe an seinen Vater.

Den tiefen, erschütternden, aber auch erhebenden Eindruck, den dieses Werk[1] auf jeden Leser hervorbringen muß, kann ich wohl am besten dadurch veranschaulichen, daß ich einfach die Thatsache mitteile: ich nahm das Werk sofort zur Hand, als es eingetroffen war, und konnte mich nicht davon trennen, ehe ich beide Bände zu Ende gelesen hatte. Der jüngste sächsische Bußtag gönnte mir die Zeit dazu — aber in der That ist dieses Werk eine tiefernste Bußtagslektüre. Es bietet weit, weit mehr, als was der Titel besagt. Wenn es überschrieben wäre „Fritz Reuters Lehr- und Prüfungsjahre", selbst „Fritz Reuters Werdegang", so wäre die reiche Fülle des Gebotenen auch nur angedeutet, noch lange nicht erschöpft. Denn das bekannte, überaus harte Schicksal unseres volkstümlichsten Dichters, das diesen sieben lange Jahre — vom dreiundzwanzigsten bis zum dreißigsten Lebensjahre — in teilweise scheußlichen Kerkern vertrauern ließ, gemahnt uns Nachlebende mit herzbewegender Beredsamkeit an die Leiden und Opfer, welche die Edelsten unseres Volkes erdulden mußten, um uns das köstliche Gut der Einheit und Freiheit unseres Vaterlandes zu erringen, das heute leider von so vielen kaum beachtet wird. In Fritz Reuters furchtbarem Jugendschicksal prägt sich also ergreifend aus das bittere Leiden unseres ganzen Volkes, vornehmlich unserer akademischen Jugend in jenen Jahren, da alle Hoffnungen der Freiheitskriege verdorrten. Denn damals wurde alle Dankesschuld, welche die durch das Herzblut unserer Freiheitskämpfer wiederhergestellten deutschen Throne und Regierungen der opfermutigen deutschen Jugend schuldeten, abgetragen durch das Elend des Metternichschen Bundestages und durch die nichtswürdigen „Demagogenhetzen". Mit ihnen wurden edle hochverdiente Patrioten wie Ernst Moritz Arndt und Ludwig Jahn ebenso grausam verfolgt, wie Tausende schuldloser heißblütiger Jünglinge, so auch unser Fritz Reuter.

Aber dieses schlichte Werk erzählt uns noch weit mehr. Es erzählt uns den schweren, unablässigen Kampf eines strengen, aber auch unendlich wohlmeinenden und liebevollen Vaters mit den finsteren Mächten, die seinen einzigen reichbegabten Sohn von den hohen Zielen seiner Bestimmung abziehen: gefährlicher Selbstzufriedenheit, pflichtvergessendem Leichtsinn, mangelnder Aufrichtigkeit im Bekennen schwerer Fehler. Vor allem aber den Kampf mit der Neigung zum Trunke, dem der Sohn sich ergeben hat, schon als Student, in unheimlichem Maße während der furchtbaren sieben Festungsjahre, während denen die Flasche dem Gefangenen in allem leiblichen und seelischen Leid das einzige Betäubungsmittel bietet. Erst in den letzten Monaten vor seiner Befreiung gesteht der Sohn dem Vater brieflich, daß er auch während der langen Festungszeit immer diesem Laster gefrönt habe, und wie unendlich schwer ihm die Überwindung desselben nun werde. Aber er hat den mutigen Vorsatz gefaßt, es zu bezwingen. Mit diesem Gelöbnis, in diesem harten Ringen mit sich selbst, tritt er wieder in die Freiheit, beginnt er im November 1840 das sieben Jahre zuvor in Jena abgebrochene Studium der Jurisprudenz auf Wunsch des Vaters, innerlich widerwillig, in Heidelberg von neuem, als dreißigjähriger Mann. Doch auch hier lähmt der finstere Dämon, der Besitz von ihm ergriffen hat, alle Vorsätze zur Besserung, zu fleißig-nüchternem Studium. Das vorliegende Werk enthüllt uns zum erstenmal die Heidelberger Katastrophe in ihrer ganzen traurigen Wirklichkeit. Der ältere Bruder des Herausgebers unserer Briefsammlung Dr. Franz Engel, Hermann Engel, acht Jahre jünger als Fritz Reuter († 1887 als Hofrat am O.-L.-G. Rostock), ein Freund und Verwandter Fritz Reuters, studierte 1840/41 mit diesem in Heidelberg und entdeckte entsetzt, daß des Freundes Trunksucht schon bis zum Delirium geführt habe. Da schrieb er aus eigenem Gewissensdrang an Fritz'

[1] Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827 bis 1841). Herausgegeben von Dr. Franz Engel. Zwei Bände mit zwölf Faksimiles. Braunschweig, George Westermann.

Vater, und dieser, bekanntlich Bürgermeister in Stavenhagen, sandte einen städtischen Beamten nach Heidelberg, der den Sohn dort abholen mußte.

Das alles wäre untröstlich, unendlich peinlich, zumal da wir wissen, daß Reuter auch später diesem finsteren Dämon zeitweise immer wieder erlegen ist, und daß dieser den Dichter vorzeitig in das Grab gestürzt hat. Aber diese Enthüllungen, die das Werk bietet, sind wahrlich nicht gemacht, um der Lust am Skandal zu frönen oder gar um das Bild eines toten Lieblingsdichters unseres Volkes widerlich zu verzerren. Im Gegenteil befähigt uns die genaue Kenntnis der menschlichen Schwächen Reuters erst, den heißen Kampf in vollem Maße zu würdigen, den er mit sich selbst kämpfen mußte und kämpfte, um nicht hoffnungslos und verzweifelt unterzugehen, wie tausend andere, um sich trotz alledem und alledem hindurchzuringen zu jener hohen Bestimmung seines Geistes, seines Schaffens und Wirkens, die er auch in den trübsten Stunden seines Daseins als leuchtende Leitsterne über dunklen Tiefen strahlen sah. „Gott wird mich gesund lassen und wird mir Mut und dir Vertrauen geben. Ich bitte dich, gräme dich nicht zu sehr über mich, du wirst gewiß einst froh an mich denken," schreibt er dem Vater aus Heidelberg. Der arme gute Vater sollte freilich die hellen Ruhmestage des Sohnes nicht mehr erleben — Fritz Reuter aber hat nie den Glauben an sich und seine Aufgabe preisgegeben. Keine Gewalt, keine Erniedrigung, keine Niederlage vermochte jenen Glauben ihm zu brechen, zu rauben. Wie die Gottesgabe des Humors während seiner siebenjährigen „Festungstid" trotz allen Jammers in viele seiner Briefe so fröhliche Blüten einstreut, daß diese in der „Stromtid" stehen könnten, so läßt ihn ein unbezwinglicher Mut auch dann noch der eigenen Kraft im Kampfe gegen eine entsetzliche Leidenschaft vertrauen, als seine Liebsten ihn oft verzweifelt preisgeben. Und Reuter siegt und überwindet in der Hauptsache! Dieses heiße faustische Ringen macht uns doch sicherlich unseren Dichter nicht kleiner und unwerter, sondern größer und teurer. Wir erkennen nun erst, in welchem mühevollen inneren Kampfe diese „afquälte Minschenseel" ihre unerschöpflichen Gaben köstlichsten Humors und volkstümlichster lauterster Dichtung uns bescherte. Da wird mir aus Jugendtagen ein Wort lebendig, das der herrliche schweizerische Bundesrat Schenk[1] am Grabe eines anderen Mecklenburgers zu Hofwyl bei Bern sprach, der sein und dann unser Lehrer gewesen war und auch den Dämon zu bekämpfen hatte, der in Fritz Reuters Busen wohnte. Da sagte Schenk: „Unser Freund tauchte wohl bisweilen tief hinein in den Schlamm des Lebens — aber immer brachte er edle Perlen mit herauf."

Die hier vorliegende Briefsammlung trägt endlich zu dem Charakterbilde des Dichters neue wichtige — von seiner eigenen Hand gleichsam unwissentlich gezeichnete — Züge bei, welche uns befähigen, ihm vollends gerecht zu werden, und auch seine unheilvolle — von ihm selbst am schmerzlichsten beklagte — Schwäche erklärlicher zu finden. Wir erkennen nämlich schon aus den frühesten der hier gesammelten Briefe, die Reuter im Alter von siebzehn Jahren von dem Gymnasium in Friedland (Mecklenburg) an den Vater schrieb, daß — wie bei so vielen großen Menschen ihr tragisches Schicksal — auch Reuters Fehler im letzten Grunde aus glänzenden Vorzügen und Gaben entspringen, die ihn auszeichnen.

Sein Flattersinn, sein Trotz gegen väterliche Härte, sein Drang zu ungebundenem Leben entspringt einem Freiheitsgefühl und Freiheitsstolz, die mit dem innersten und edelsten Wesen seines Seins, dem unerschütterlichen Vertrauen auf sein besseres Selbst, nahe verwandt sind. Bei einem anderen Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren würden wir sie vielleicht belächeln. Hier aber stimmen sie uns durchaus ernsthaft, da schon der siebzehnjährige Gymnasiast Reuter dem Vater schreibt: „Wenn ich nicht den Willen hätte, dir in aller Hinsicht Freude zu machen, so würde, wie du wohl einsehen wirst, die allerstrengste Aufsicht nichts über mich vermögen."[1] Und welcher tiefe, heilige Ernst, welch heißer, edler Freiheitsdrang spricht aus den Worten, die der einundzwanzigjährige Rostocker Student gerade vier Jahre später[2] im Rückblick auf seinen Werdegang schrieb: „Lieber Vater! Wozu hat mich dein Argwohn schon gemacht; wäre ich alles, was du schon von mir geargwohnt hast, so wäre es besser, ich hätte längst aufgehört zu sein. Wodurch ist dir der meiste Ärger und Gram über mich geworden, durch meine Thaten? Ja, ich gebe zu, ich habe leichtsinnig, jugendlich gefehlt; aber der meiste ist dir geworden durch deinen eigenen Argwohn und durch andere, die du mir zu Wächtern bestimmt hattest. Von Jugend auf haben andere für mich gehandelt, ich bin nie zum Richter meiner Thaten gesetzt worden, andere haben sie gebilligt und verdammt. Meine Eigentümlichkeit ist eine fremde, durch meine Wächter eingeimpft worden, daher die Halbheit in meinem Betragen, daher der Wankelmut und Leichtsinn in meinem Charakter. Die Hauptfehler, die du mir vorwirfst, sind Unfleiß und Verschwendung; du hast recht; aber sie sind die natürliche Folge des Vorhergesagten; wann war ich am fleißigsten? damals, als die Zuchtrute am weitesten von mir entfernt war, als ich mich freier bewegen, als ich sagen konnte: das hast du selbst gewollt, nicht der Direktor; wann war ich am sparsamsten? als ich selbst für meine Bedürfnisse zu sorgen anfing, als mir die Verwendung meines Geldes selbst überlassen blieb, und das geschah erst hier in Rostock. Seit einiger Zeit war ich aufmerksam auf mich geworden, ich freute mich über meine Freiheit, ich sah in ihr

[1] Gestorben 1895.

[1] Brief 1. 29. Januar 1828, Bd. I, S. 24.
[2] Am 28. Januar 1832, Bd. I, S. 70 ff.

den einzigen Weg, aus mir etwas Selbständiges zu machen, dir das Vergangene zu vergüten, und nun drohst du mir wieder mit Zwang, mit Anwendung der Mittel, die mich früher verdarben. Vater! thue das nicht; es kann keiner etwas aus mir machen, ich selbst muß etwas aus mir machen ... Glaube doch an mich; denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn, nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede."

Wir sehen aus den zuletzt in Sperrsatz von mir hervorgehobenen Worten dieses Briefes wie aus hundert anderen Stellen früherer und späterer Briefe unserer Sammlung zugleich hervorleuchten jenes felsenfeste Vertrauen Reuters in sein besseres Ich und Selbst, das schließlich wirklich die bösen Triebe seines Inneren meist siegreich überwand. Aber auch dieser größte und edelste Zug hatte seinen tragischen Anteil an Reuters Niedergang, der den wackeren Vater oft fast zur Verzweiflung brachte. Denn oft, gar oft verführte dieses hohe Selbstvertrauen den Jüngling und Mann auch zu einer Überschätzung seiner Kraft und seines widerstandsfähigen Willens gegen Versuchung und Anfechtung. Und dann trieb das demütigende Bewußtsein, daß der stolze Geist doch immer wieder der frevelnden leiblichen Lust und Begierde erliege, zu jenem Verschweigen und Verhüllen des alten Fehlers. Das mögen solche, die über diese Briefe oberflächlich urteilen, als einen unverzeihlichen Fehler des Dichters bezeichnen, weil es als ein Mangel von Wahrheitsliebe erscheint. Doch gerade unsere Briefsammlung berichtigt solches Urteil. „Ich hätte dir meine Schuld eingestehen sollen," schreibt Reuter in dem schon erwähnten Briefe aus Rostock (vom 28. Januar 1832) an den Vater; „aber dein Argwohn wäre dann wieder neu erwacht, und ich fürchtete alles für mich; das war eine Schwäche."

So tief erwog und ahnte schon der Einundzwanzigjährige die Folgen, die ein volles Bekenntnis seiner Schuld haben werde. Er mußte damit „alles für sich fürchten"; das will sagen: wenn er sich auch selbst nicht preisgab, so setzte er doch die Liebe, die Achtung, das Vertrauen und die Hoffnung der Seinen aufs Spiel. Und was war er ohne die Seinen! Aber in erschütternder Weise spricht er am Ende seiner siebenjährigen Gefangenschaft aus, wie schwer ihm diese Verhehlung seiner Schwäche geworden ist „Ich bin gebunden, dir über mich traurige Nachricht zu geben," schreibt er am 24. Juli 1840 aus der mecklenburgischen Festung Dömitz dem Vater.[1] „Mit welchem traurigen Herzen ich dies thue, da ist Gott mein Zeuge, zu dem ich gestern unter Thränen gebetet habe, ob es nicht besser sei, dich in Unkenntnis der Sache zu lassen; ich glaube aber mein und dein Herz besser zu verstehen, wenn ich dir die Wahrheit schreibe. Ich habe wieder gefehlt." Abermals war ihm die Hoffnung zu schanden geworden, endlich die Freiheit zu erlangen. Abermals sah er sich auf lange, lange Zeit in Festungsmauern gebannt. Unter diesem Eindruck hatte er gefehlt, und nun bekennt er alles, alles. „Wäre es das erste Mal, daß ich in so fürchterlicher Lage zu diesem Betäubungsmittel gegriffen hätte, so wollte ich nichts dazu sagen, aber seit sieben Jahren gewohnt, stets dazu zu greifen, geht dies mir unbewußt vor sich, ich denke nicht daran, habe keinen Freund, der mich warnt. Alle Hoffnungen, die ich seit einiger Zeit in mir wieder aufkeimen ließ, sind zerstört, die Freiheit hat mir wieder den Rücken zugekehrt, meine Liebe ist dahin und mit ihr alle schönen Pläne und Träume, die ich mir von der Zukunft bauete. Nimm diesen Brief, ich flehe dich darum, gütig auf und gräme dich nicht darum. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Hoffnung nicht fahren lasse, daß es besser werden wird, das heißt, daß ich das Trinken lassen werde. Gott gebe dir Gesundheit und mir das Glück, dich bald und so noch lange zu sehen, wo du dich denn überzeugen wirst, daß ich nicht so tief gesunken bin, als der Schein es lehrt."

Diese herzbewegenden Worte eines gequälten, gegen eine dämonische Gewalt ankämpfenden Menschenherzens decken, wie die heilige Schrift schön sagt, der Sünden Menge zu. Aber wenn wir unserem unglücklichen Dichter ganz gerecht werden wollen und der oft lieblos aufgeworfenen und gehässig beantworteten Frage nachgehen: warum denn der der Freiheit zurückgegebene Fritz Reuter nicht den finsteren Dämon seines Wesens mit voller Kraft siegreich bekämpft habe? so müssen wir den Splitterrichtern die Frage zurückgeben: Würdet ihr euch getrauen, aus einer siebenjährigen, schlimmer als zuchthäuslichen Gefangenschaft, in der während eurer besten Jahre der Dämon Alkohol euer einziges leidstillendes Zaubermittel war, die volle Kraft heimzutragen, diesen Dämon in euch zu bekämpfen? Und noch ein Zweites. Wie Reuters Verirrungen gerade aus seinen besten Eigenschaften, seinem Freiheitsdrang, seinem Selbstgefühl mit erwuchsen, so hinderte seine köstliche, humorvolle Gabe der Geselligkeit und Unterhaltung, sein Drang nach gemütvollem Verkehr, auch in der Freiheit die völlige Genesung. Gerade aus dem Briefe, den sein Freund Hermann Engel an den Bruder Franz, der unsere Sammlung herausgegeben hat, über die Heidelberger Zeit des Dichters schrieb, erkennen wir, daß Reuters bezaubernde Unterhaltungsgabe im Kreise jüngerer Studiengenossen diesen auch in Heidelberg wieder tief in den alten Strudel hinuntergerissen hat.

Zu dieser psychologischen Studie über den Seelenzustand unseres Lieblingsdichters und zu einem ihm gerechten Urteil befähigt uns dieses Werk, und es erschien daher Pflicht gegen den edlen Toten, gerade diese Ergebnisse aus der Fülle von brieflichem Stoff, den der Herausgeber uns bietet, einem größeren gebildeten Leserkreise vorzutragen. Dies war um so nötiger, da der Herausgeber Dr. Franz Engel selbst, in richtiger Erkennung seiner Aufgabe, da er hier nicht Biograph, sondern Veröffentlicher von Briefen, das

[1] Bd. II, S. 182 ff. unserer Sammlung.

heißt selbst für sich redender Urkunden ist, sich auf die Anführung weniger erläuternder biographischer Thatsachen und kurzer Andeutungen in der Richtung unserer psychologischen Studie beschränkt. Namentlich ist die Darlegung der eigentlichen Tragik des Schicksals Fritz Reuters, der Nachweis, daß die Schwäche, die ihn quälte und manchmal übermannte, zum Teil aus seinen besten und edelsten Eigenschaften und Gaben ihren Ursprung nahm und zu so verderblichem Umfang anwuchs, hier zum erstenmal versucht worden. Ich zweifle nicht daran, daß Reuter selbst, bei dem tiefen, häufigen und qualvollen Nachdenken über seinen Zustand, gleichfalls zu diesem Ergebnis gelangte und eben deshalb auch niemals an sich und dem Erfolg seines Ringens verzweifelte. Aber im Verkehr mit den Menschen, auch den ihm nächsten und teuersten, war dieses Geheimnis seiner Seele das noli me tangere — er selbst nennt es einmal so gegen seinen Vater —, in das er nur sein eigenes Auge versenken wollte. So schrieb Reuters Freund und Verwandter, Hermann Engel, der, wie wir sahen, durch seinen mannhaften Brief an Reuters Vater den Sohn vor gänzlichem Untergang in Heidelberg rettete, schon vor zweiundzwanzig Jahren (1874) an den Herausgeber unserer Sammlung, seinen Bruder, nachdem er geschildert, wie er in Reuters bösesten Zuständen an dessen Seite ausgehalten und über ihm gewacht habe:[1] „Vorhaltungen habe ich ihm nie gemacht, Anspielungen wurden durch schnelle Wendung des Gesprächs" (von ihm) „abgelenkt." Und Reuters Witwe sagte mir noch fünfzehn Jahre nach ihres Gatten Tode, im Sommer 1889 in Eisenach: seine „tiefversteckte mecklenburgische Natur" habe sich, wenn sie ihm die furchtbaren Erscheinungen, die sein Wesen bei jedem seiner Anfälle entstellten, anderen Tages in Erinnerung habe bringen wollen, immer den Anschein gegeben, als wisse er nichts davon, und er habe davon nichts hören wollen. In Wahrheit war das, was Frau Luise Reuter für eine Eigentümlichkeit „tiefversteckter mecklenburgischer Natur" hielt, nur die Scheu jedes Schwerkranken, von dem unheilvollen Zustande seines Leidens irgend einen anderen reden zu hören, solange der Kranke selbst noch Hoffnung hat. Diese Hoffnung aber hat Reuter immer in sich getragen, und mit Recht: „Es kann keiner etwas aus mir machen, außer mir selbst. Glaube doch an mich!" hatte er schon 1840 an den Vater geschrieben.

Begreiflich ist, daß nach solchen Erinnerungen Frau Luise Reuter die Herausgabe unserer Sammlung, die schon 1874, kurz nach dem Tode ihres Gatten, zum Drucke vorbereitet war, erst nach ihrem eigenen Tode, der im Juni 1894 eintrat, zulassen wollte. Sie mochte überdies befürchten, daß die umfassenden, rückhaltlosen Geständnisse über den wirklichen Zustand der gequälten Seele ihres geliebten Fritz abermals lieblose und selbstgerechte Menschen veranlassen könnten, das Bild des unglücklichen toten Kämpfers zu verzerren. Namentlich angesichts dieser, mir genauer als den meisten bekannten, Vorgeschichte dieses Buches erschien mir als meine vornehmste Pflicht bei Besprechung desselben die Führung des Nachweises, daß wir unseren Fritz Reuter wahrlich nicht weniger zu lieben und zu schätzen Ursache haben, nachdem uns hier mit voller Wahrheit und Klarheit die Erkenntnis geboten ist, aus welchen Ursachen seine Schwäche entsprang und wie lang, ernst und schwer er mit sich selbst und seiner Schwäche gerungen hat. Durchaus zutreffend sagt der Herausgeber:[1] „Wer selbst ein ehrlicher Mensch ist, wird den einen, der einen ehrlichen, verzweifelten Kampf mit seinen Anfechtungen kämpft, auch wenn er unterliegt, immer noch höher achten als den anderen, der, von keiner Leidenschaft, keiner Anfechtung bedrängt, sich selbstgerecht auf der Straße spreizt und bläht."

Aber diese für die gerechte Würdigung des Dichters bedeutsame Frage nimmt im Inhalt unserer zweibändigen Sammlung und in den Erläuterungen des Herausgebers durchaus keinen breiten Raum ein. Das erhellt schon daraus, daß, wie wir sahen, von Reuters schwerem Fehler während der siebenjährigen „Festungstid" nur zuletzt die Rede ist. Der Leser muß daher ja nicht glauben, daß ihm mit diesem Werke etwa eine zweibändige Krankheitsgeschichte in die Hand gedrückt werde. Vielmehr bietet diese Sammlung die reichste und zuverlässigste Quelle zur Ergänzung und Vertiefung jenes herrlichen Charakterbildes unseres Fritz Reuter, das den Dichter allezeit zu einem bevorzugten Liebling seines Volkes machen wird, so daß ihm der gefeiertste deutsche Geschichtschreiber, Heinrich von Treitschke, schon 1874 nachrief:[2] „Wenn mir zuweilen schwindlig ward vor all den zerfließenden Glückseligkeitsbildern im Zauberspiegel des Socialismus, dann hab ich mich erholt bei deiner Einfalt, du warmherziger und wahrhaftiger Freund unseres armen Volkes, alter treuer Fritz Reuter! Tausende weinten bei deinem Tode, denn von dir hatten sie erfahren, wie reich und ehrenvoll ihr kleines Leben und wie segensreich der alte Fluch der Arbeit ist. Solange Menschen leben, wird neben dem Denker, der den Wandel der Gestirne berechnet, der Hirtenknabe stehen, der ihres goldenen Glanzes sich harmlos freut; und weit wie die Gedanken dieser beiden werden auch die Wege des Glückes auseinandergehen. Aber über diesem Gewirr von Gegensätzen der Bildung und des Besitzes walten ausgleichend sittliche Mächte; der Fanatismus der sinnlichen Glückseligkeit lästert sie, doch er bannt sie nicht."

Ja, alle die sonnigen Gaben und Vorzüge Fritz Reuters, welche den berühmten Historiker

[1] Bd. II. S. 196, 197.

[1] Bd. II, S. 195.

[2] Am Schlusse der meisterhaften Aufsätze „Der Socialismus und seine Gönner", Preußische Jahrbücher, 1874, Bd. III, S. 300 ff.

drängten, über dem frischen Grabhügel des Dichters dieses Ehrendenkmal aufzurichten, sind in den hier gesammelten Briefen Fritz Reuters an seinen Vater in Fülle zu finden und zu genießen: sein göttlicher Humor, der auch in dem härtesten Schicksal noch unter Thränen zu lächeln vermag; die ergreifende und erschütternde Tiefe seines Gemütes, die Herzensgüte und Bescheidenheit seines Wesens, die liebevolle Vertiefung in das Leben und Wesen unseres Volkes und die herzlich-wahrhaftige Schilderung aller seiner liebenswürdigen Seiten u. s. w. Wir treffen nach der Reihenfolge der Briefe eine — dem gedrängten Raum dieser Abhandlung entsprechende — ganz kleine Auswahl aus der reichen Fülle, welche unsere Sammlung bietet, indem wir auf die bereits oben gegebenen bedeutsamen Citate nochmals verweisen.

Schon der neunzehnjährige Fritz Reuter fördert eine humoristische Leistung ersten Ranges zu Tage, als er etwaigen Vorwürfen des Vaters wegen Unfleißes des Sohnes durch die scheinbar ganz ernsthafte Bemerkung vorbeugt:[1] „Der Redner Timarchus zu Athen wurde zu einer Geldstrafe von tausend Drachmen verdammt, weil er in einer seiner Reden die Einnahme Milets erwähnte, einen Flecken des athenischen Ruhmes, daher will auch ich nicht eine Angelegenheit berühren, die dich wie mich mit Kummer erfüllen möchte." Dagegen beweist wieder der letzte Gymnasialbrief vor den Osterferien von 1830 (20. März), wie unendlich viel dem Sohn an der Zufriedenheit und Liebe des Vaters gelegen ist:[2] „Mein Schulzeugnis werde ich dir Ostern mitbringen, und werde nicht dadurch in Verlegenheit geraten, oder meine Lehrer müßten keinen Funken von Ehrlichkeit besitzen. Ich hoffe, du wirst, wenn du das, was ich dir hier in diesem Briefe verspreche, und wovon der Beweis schon in den Osterferien geliefert werden soll, erfüllt und wahr siehst, dich auch bemühen, mir diese Ferien angenehm zu machen; das heißt nicht, du sollst mich reiten lassen, mir Wein zu trinken und Braten zu essen geben, sondern mir ein freundlich Gesicht und ein freundliches Wort geben ... und mir nicht neue Vorwürfe über neu entdeckte Vergehen machen; wenn du dies nicht thust, so wirst du mir einen freundlichen Aufenthalt machen, wenn du es thust, so wird er trauriger sein als der Karzer."

Höchst interessant ist, daß man schon aus den Briefen und Zeugnissen des Gymnasiasten Fritz Reuter erkennen kann, wie seine Stärke und Stolz vornehmlich im deutschen Aufsatz und in der deutschen Rede, das heißt in der kunstvollen Handhabung seiner Muttersprache besteht. Ja sogar die Eigentümlichkeiten Reuterschen Schrifttums prägen sich damals schon aus. So schreibt er aus Parchim am 22. Januar 1831, also mit zwanzig Jahren:[3] „Lieber Vater! Daß dir meine Rede Freude gemacht, hat mir Entzücken bereitet. Ich fühl es so deutlich, daß es etwas wert ist, in einem Dinge der Beste zu sein, und dies werde ich Ostern im Deutschen, wenn Krüger[1] erst weg ist, mit dem ich noch um diesen Ehrenplatz rivalisiere. Wir besitzen beide, jeder das eine Haupterfordernis der schriftlichen Darstellung als Eigentümlichkeit, er die Kraft, ich die Deutlichkeit; er arbeitet mit großer Langsamkeit seine Aufsätze, ich sehr rasch, er verwendet seine Kraft auf einzelne Perioden, ich auf den Totaleindruck, und so kommt es, daß wir fast stets entgegengesetzt unser Thema bearbeiten. Er verfehlt öfter das Thema gänzlich, ich nie; dagegen erhält er unter einzelnen Aufsätzen die brillantesten Censuren, aber ein einfaches ‚Gut' hat noch keiner außer mir erhalten."

Nun zwei kleine Proben von Reuters Herzensgüte und Freundschaftswürdigung. Aus Jena gesteht er dem Vater (am 23. September 1832), daß er in Rostock etwa für acht Louisdor Schulden gemacht, diese aber von Jena aus bezahlt haben würde, „hätte ich nicht durch Geldausleihen einen Verlust erlitten, diesem fast gleich. Zuerst lieh ich einem armen Studenten drei Louis, die er mir wiederzugeben versprach, er ist aber abgereist, und noch habe ich es nicht wieder. Darauf lieh ich dem Stiefsohn des Direktor J., der, in Halle relegiert, sich in sehr trauriger Lage befand, auch zwei Louis, die ich jedoch wieder zu erhalten hoffe" — also die ersten drei Louis nicht! Und dann am 19. November 1832, als er selbst in Jena krank liegt, da schreibt er an den Vater:[2] „Ist doch eine schöne Sache, wenn man einen Freund hat, zuweilen kam doch einer oder der andere und fragte, wie mir's ginge, 's ist doch eine schöne Sache."

Am edelsten prägt sich Reuters Herz und Gemüt aus in den Briefen aus seiner siebenjährigen Gefangenschaft, die den größten Teil unserer beiden Bände füllen. Natürlich können aus der reichen Fülle köstlicher Stellen hier nur ganz wenige Platz finden. Noch aus der Untersuchungshaft in Berlin schreibt Fritz dem Vater, indem er bittet, ihm für die Tage der wiedererlangten Freiheit einen anderen Beruf als das verhaßte Jus zu gestatten (am 27. Januar 1834):[3] „Es wird ein Fach sein, worin ich dich so wenig wie möglich der Furcht aussetze, die Aufopferung deiner alten Tage und das Eigentum der Schwestern an einen Sohn zu verwenden, der dich zwei Jahre hindurch getäuscht hat." Namentlich rührend ist es, daß der Gefangene den Seinigen nichts von den Höllenqualen verrät, welche seine Peiniger, Dambach in Berlin und der Kommandant von Magdeburg, Graf von Haake, dem „ver-

[1] Vom Gymnasium zu Parchim, 24. Nov. 1829. Bd. I, S. 33. — [2] Ebenda, S. 43 ff. — [3] Ebenda, S. 58.

[1] Sein treuer Freund und Studiengenosse, der wie Reuter, infolge des Eintritts in die Jenenser Germania, als Demagoge verfolgt, aber nur mit kurzer, milder, mecklenburgischer Festungshaft bestraft ward und später in Ehren und Würden gestorben ist.

[2] Die beiden Briefe Bd. I, S. 87 u. 93 unserer Sammlung.

[3] Ebenda, S. 143.

dammten Demagogen" mit raffinierter Grausamkeit bereiten. Erst wenn das Schlimmste überstanden ist, oder wenn die Gesundheit des Ärmsten unter diesen Qualen zum Erliegen kommt, erfahren Vater und Schwestern einen Teil der Wahrheit. Diese Fürsorge für die Seinen, das Bestreben, sie nicht mit verzweifeltem Gram zu erfüllen, während der Gefangene selbst in der siebenjährigen Kerkernacht oft dicht am Abgrunde der Verzweiflung steht, haben auch ihren großen und achtbaren Anteil an der Verschweigung der Trunkleidenschaft des Gefangenen während dieser sieben Trauerjahre. Hoffnung und Verzagtheit gehen begreiflicherweise in der jungen gequälten Seele während dieser unendlich langen und für alle Zukunft unabsehbaren Leidenszeit,[1] je nach den äußeren Eindrücken und Vorgängen, auf und nieder. Und je gesunder Reuters heiliges Rechtsgefühl war, um so lebhafter mußte sich dieses empören über die schmachvolle Willkür — einen der dunkelsten Schandflecke der Regierung König Friedrich Wilhelms III. —, die gegen ihn verübt wurde. Denn er, der Mecklenburger, der gegen Preußen nicht das mindeste begangen hatte, wurde auf der Durchreise durch Berlin ergriffen, von preußischen Gerichten wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung (!) zum Beil verurteilt, reichlich fünf Jahre lang von einem preußischen Kerker zum anderen geschleppt und dann endlich auf die heimatliche Festung Dömitz in Mecklenburg nur unter der, nach damaligem wie heutigem Recht gleich unfaßbaren Bedingung entlassen, daß der Landesherr Reuters gegen diesen Unterthan sein Gnadenrecht nicht ausübe! Wer unter solchen Umständen, unter solcher rechtloser Willkür Verstand und Hoffnung nicht verlor, der war wahrlich ein ganzer Mann!

Wir können hier also dem jähen Wechsel zwischen Hoffnung und Entmutigung während dieser langen Kerkernacht unseres Dichters nicht im einzelnen nachgehen. Jeder der Leser greife zu dem Werke selbst und dann wird er freudig gestehen, daß Fritz Reuter ihm noch ein gut Stück näher ans Herz gewachsen ist! Aber das Wunderbarste, die größte Gnade Gottes ist, daß auch der köstliche Humor unserem Dichter in dieser unendlichen Leidenzeit nie erstirbt. So schreibt er dem Vater aus Berlin, nach einjähriger Untersuchungshaft, am 5. September 1834:[2] „A propos wie steht es mit deiner Kavallerie; melde mir doch, wie es mit dem Herodes, berühmten Angedenkens, steht und ob Dr. Sparmann noch der Meinung ist, der große Hengst sei schwermütig." Dann schreibt Fritz von der Festung Silberberg in Oberschlesien am 16. August 1836,[3] der Vater werde aus dem Briefe erkennen, daß der Plan des Sohnes, Landwirt zu werden, noch nicht aufgegeben sei, „obgleich meine erste Ernte, im Blumentopf gezogen, nicht reif wird." Ganz ausgezeichnet ist auch die Wendung in dem ersten Briefe aus der Festung Magdeburg (den 15. April 1837):[1] „Aber ich bin zum Hochverrat verurteilt." Der Schalk wußte natürlich ganz genau, was er damit unter dem Siegel seines Peinigers, des Grafen von Haake, an den Vater schrieb. Er wußte aber auch, daß dieser grausame Demagogenschnüffler die Bosheit nicht einmal herausfinden würde. Dann fragt Fritz Reuter am 16. Juli 1837 aus der Festung Magdeburg den Vater an:[2] „Was macht die personifizierte Häuslichkeit, ich meine (Schwester) Lisette? Sie wird an mir einen gewaltigen Nebenbuhler in diesem Ruhme haben, denn daß ich häuslich genug bin, das weiß der liebe Himmel; man kommt sich doch gewaltig der Schnecke ähnlich vor." Am 29. November 1837 entschuldigt er sich beim Vater, daß er in der Festung Magdeburg geringe Fortschritte in der Landwirtschaft mache:[3] „Aber wie soll ich hier die Einteilung der verschiedenen Ackerklassen kennen lernen u. s. w., da ich nichts anderes Feld sehe als den Sand im Spuckkasten und kein anderes Pferdegeschirr, als wenn zum Gaudium unserer Nasen die Düngergruben ausgefahren werden." Dem eben verheirateten Freunde Kommissionsrat Clasen in Stavenhagen schreibt Reuter am 16. Dezember 1837 aus seinem Magdeburger Gefängnis dazu:[4] „Wahrlich, mit dem Verliebtsein muß es ein arg Ding sein! Denken kann ich es mir nicht; aber versuchen möcht ich es doch wohl mal!" Schon in Magdeburg, namentlich aber dann auf der Festung Graudenz malte Fritz Reuter viel Portraits, u. a. sich selbst für seinen Vater. So schreibt er denn aus der Festung Graudenz am 25. März 1839:[5] „Die Akademie der Wissenschaften, die ich mit meinen Kameraden Vogler und Schultze begründet habe, ist in raschem Aufblühen, die Teilnehmer drängen sich in Masse hinzu, müssen aber abgewiesen werden. Die Akademie der Künste, die ich allein repräsentiere (wenn man nicht Voglers Gesang auch zu den Kunstleistungen zählen will, obwohl er nur einen ganzen und zwei halbe Töne in seiner Gewalt hat), beschäftigt sich mit Ölmalerei, Porzellanmalerei (wobei sie jedoch mit dem Brennen sehr auf den Sand geraten ist) und Pastellmalerei." Von der Festung Dömitz in Mecklenburg, der letzten Stätte seiner Unfreiheit, schreibt er an den Vater am 11. August 1839[6] das köstliche Wort: „Was nun eine Frau, und zwar eine reiche Frau betrifft, so denke ich noch gar nicht daran, und werde auch nicht früher daran denken, bevor ich gewiß bin, eine ernähren zu können, und wenn ich das kann, brauche ich keine reiche." Der Dichter hat Wort gehalten, und ist dabei nicht übel gefahren!

Am 14. Januar 1840 schreibt er der Schwester Sophie aus Dömitz:[7] „Wenn ich mich heute mit meinem Schreiben an Ew. Naseweisheit wende,

[1] Fritz Reuter wurde bekanntlich zum Tode verurteilt und gleichzeitig zu — dreißigjähriger Festungshaft begnadigt! Er hätte also eigentlich bis 1866 sitzen sollen.
[2] Bd. I, S. 160 unserer Sammlung.
[3] Ebenda, S. 199.

[1] Bd. II, S. 5. — [2] Ebenda, S. 25. — [3] Ebenda, S. 41. — [4] Ebenda, S. 44. — [5] Ebenda, S. 109 f. — [6] Ebenda, S. 133. — [7] Ebenda, S. 150.

so will ich damit meine herzlichsten Wünsche zu Tero angetretenem 38." — neckisch statt 26.! — „Lebensjahre gebracht haben. Liebe Sophie, du bist jetzt in den Jahren, wo der Mensch nachgerade zur Vernunft kommt, früher warst du noch Kind und dir wurde von dem nachsichtigsten und besten Vater manches nachgesehen, doch jetzt kannst du nicht mehr darauf sicher rechnen, nimm dich also zusammen, daß du deine Schuhe nicht übertrittst und keine Hammel am Kleide bekommst; sind fremde Leute zugegen, so wische dir die Nase und mach einen ordentlichen Knix, folge in allem deinem älteren braven Bruder, der dir seinen Rat nicht vorenthalten wird, und sei überzeugt, daß du auf solche Weise vielleicht endlich einen Mann erhältst. Ich könnte noch mehr über diesen Gegenstand sagen, dann würde aber mein Brief in die moralische Gattung zu rechnen sein, und das will ich nicht." Von echt Reuterscher Naivetät sind auch die Worte an den Vater aus Dömitz vom 4. Juni 1840, nachdem der Gefangene von der schweren Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen vernommen hatte:[1] „Sollte also der König sterben, so hoffe ich ganz sicher; und obgleich er meinethalben noch lange regieren könnte, wenn ich frei wäre, so ist mir diese Hoffnung doch nicht zu verdenken." Wie eine Vorstudie zu den lustigen Gestalten der „Stromtid" gemahnt uns in einem Brief an den Vater aus Dömitz vom 14. Juni 1840[2] folgende Schilderung: „Der alte Inspektor Danzien muß mir des Abends" — weil Fritz Landwirt werden will — „vorläufig von den Pflichten eines Kaffschreibers vorreden und sucht sich dann bei dieser Gelegenheit eine Lorbeerkrone von seinen Thaten zu flechten, die ihm aber nicht gelingen will, da immer viel Unkraut eingeflochten wird, was wohl daher kommen mag, weil er stets, nach deiner Aussage, ein großer Beschützer desselben gewesen ist." Endlich mag hier ein derbes Witzwort noch Platz finden, das Reuter am 18. März 1841 aus Heidelberg an den Schwager schrieb,[1] der im Examen Unglück gehabt hatte: „Zuvörderst meinen Glückwunsch zu deiner jungen Vaterschaft und dann mein Beileid zu deinem Durchfall; doch ich glaube, über letzteren kannst du dich trösten, da es scheint, als ob man in Mecklenburg stets einen Durchfall erlitten haben muß, bevor man zu Stuhle kommt."

Der Herausgeber schließt die Leidenszeit und das schwere Ringen Reuters befriedigend ab, indem er uns von der Villeggiatur des Dichters in seines Onkels Pfarrhaus zu Jabel und dann noch von Reuters leibhaftiger „Stromtid" — d. h. seiner Dienstzeit als einjährig-freiwilliger „Ökonomiker" — erzählt. Wir sind dem Herausgeber für viele neue Mitteilungen aus dieser Zeit der Gesundung und naturfrischen Erstarkung unseres Dichters sehr dankbar, nicht minder für die überaus feinfühlige und taktvolle Lösung seiner schwierigen Aufgabe und für die Herzenswärme, mit welcher er Fritz Reuter durch all diese schweren Jahre begleitet und auch unserem Herzen menschlich nahe bringt. Wir möchten aber um so mehr wünschen, daß er bei einer zweiten Auflage seines verdienstvollen Werkes — die wir recht bald erhoffen und wünschen — das Lebensschicksal seines Helden bis zu dem Reuter und seine Gattin so beseligenden Gelingen der ersten Schriften des Dichters fortsetzen möge.

Der Verlagsbuchhandlung sind wir zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß sie alle die Schwierigkeiten, welche der Herausgabe dieses Werkes — wie oben gezeigt wurde — entgegenstanden, mutig und siegreich überwunden hat und das inhaltlich treffliche Werk auch in einer vornehmen, ausgezeichneten äußeren Ausstattung erscheinen ließ.

Hans Blum.

[1] Bd. II, S. 171. — [2] Ebenda, S. 175.

[1] Bd. II, S. 223.

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Zu denjenigen Büchern, deren Einzelbände in den gewaltigen Leseräumen des Britischen Museums in London fast niemals beisammen sind, sondern sich meistens in den Händen des lernbegierigen Publikums befinden, gehört in erster Linie das **Brockhaussche Konversations-Lexikon.**[3] Es ist das nicht bloß ein sogenannter sprechender Beweis für die Güte und Brauchbarkeit sowie Unentbehrlichkeit dieses Werkes, sondern es ehrt auch zugleich wieder einmal das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker. Denn in der That, sowohl die Engländer als die Franzosen haben nichts Ähnliches, was sie unserem Brockhaus zur Seite zu stellen vermöchten; und was Rußland anlangt, so dürfte es nur wenigen bekannt sein, daß dort der Brockhaus, den russischen Verhältnissen angepaßt, natürlich mit Berücksichtigung der dortigen Interessen und Anschauungen, in besonderer Bearbeitung erscheint.

Der Ruf des großen Werkes ist übrigens ein alter; er reicht schon in die ersten Anfänge unseres Jahrhunderts hinein. Wir wissen zwar, daß Müllner, der bekannte Schicksalsdramatiker und „Advokat von Weißenfels", wie ihn Platen spottend genannt hat, unser Lexikon für die „bekannte Eselsbrücke der Konversation" erklärte. Allein diese Behauptung entsprang aus persönlicher Gehässigkeit Müllners gegen den Verleger Brockhaus, der mit der Herausgabe eines solchen bändereichen Werkes ganz bestimmte ideale Zwecke der Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes verband. Die Annahme wäre verkehrt, in dem erstmaligen Erscheinen dieser Encyklopädie nur ein buchhändlerisches Unternehmen im gewöhnlichen Sinne erblicken zu wollen. Daß der

[3] Jubiläumsausgabe, 14. Auflage.

Brockhaus schon in jenen Tagen einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam und sich der größten Achtung bei den tonangebenden Männern der Bildung und Wissenschaft erfreute, dafür bürgt kein geringerer Name als der des Altmeisters von Weimar. Es möchte zwar nicht jedermann bekannt sein, aber es ist Thatsache, eine unseren Goethephilologen längst vertraute Thatsache, daß Goethe schon die 1812 bis 1819 umgearbeitete Ausgabe des Brockhaus benutzte, und daß er in seinen letzten Lebensjahren nicht ungern und zu wiederholten Malen die sechste Auflage in die Hand nahm.

Und heute, nachdem mehr als zwei Menschenalter vorübergegangen sind, liegt das Riesenwerk bereits in vierzehnter Auflage vor. Angesichts dieser neuesten Auflage würde wohl der oberflächliche, unberechtigte Spott eines Müllner verstummt sein. Auch auf ihn hätte die Mitteilung nicht ohne Eindruck bleiben können, daß zur Herstellung dieser Jubiläumsausgabe nicht weniger als vierhundert Fachgelehrte, ein „Stab von akademisch gebildeten Redacteuren und ein Personal von gegen sechshundert Arbeitern nötig waren, also insgesamt fast tausend Personen". Nein, keine Eselsbrücke ist das Werk, sondern ein herrliches Nachschlagebuch voll wissenschaftlichen Wertes. Und jeder ohne Ausnahme dürfte heute mehr als einmal in die Lage kommen, es zu benutzen. Denn der Traum, daß ein Einzelmensch das Gesamtwissen der Gegenwart in sich zu vereinigen vermöchte, ist für alle Zeiten ausgeträumt; für den Gebildetsten ist es keine Schande, wenn er ehrlich bekennen muß, daß er in vielen, sehr vielen Fächern nicht zu Hause ist und zum Brockhaus greift, wenn ihm Fragen oder Namen im modernen öffentlichen Leben begegnen, die ihm bisher fern lagen. In diesen Zustand des augenblicklichen Ratlosseins, des Wunsches, rasch und sicher über irgend etwas aufgeklärt zu sein, gerät heute jeder: da kommt ihm der Brockhaus entgegen und giebt ihm, was er braucht.

So wird auch der Brockhaus zu einem unentbehrlichen Handbuch des allgemeinen Wissens der Gegenwart. Und zur Hebung der Bildung des deutschen Volkes hat ohne Zweifel das Werk einen großen Teil beigetragen. Deshalb hat auch sein Begründer, Fr. A. Brockhaus, als vor nahezu hundert Jahren dieses Lexikon erschien, in Zeiten, wo der Geist der freien, nur dem Wahrheitsdrange huldigenden Forschung unter der strengen Aufsicht einer verkehrten Staatspolitik zu verkümmern drohte, sich mit der Herausgabe des Werkes einen Namen geschaffen, der nicht allein der Geschichte des Buchhandels angehört, sondern in noch viel höherem Grade der allgemeinen deutschen Sittengeschichte dieses Jahrhunderts. Welcher Fortschritt sich aber auf dem Gebiete der Wissenschaften und dann besonders auf dem der künstlerischen Technik vollzogen hat, das wird auf der Stelle klar, wenn man beispielsweise jene von Goethe benutzte sechste Auflage mit der allerneuesten vergleicht. In dem Unterschiede der Kleidermoden von damals und heute spricht sich doch schließlich nur ein Anderswerden aus, kaum und höchst selten in Einzelfällen ein Besserwerden; aber auf diesem Gebiete erkennt jeder, daß man von wahrhaft riesigen Fortschritten reden darf. Welche zahlreichen, den älteren Geschlechtern völlig unbekannten Fächer waren hier zu bearbeiten, wie war das Alte zu vertiefen und oft gänzlich umzugestalten, unter der Herrschaft jener neuen Betrachtungsweise, welche die Dinge nicht mehr zu konstruieren sucht von der Höhe einer vorgefaßten, philosophischen Meinung, sondern die auf dem Wege der Empirie, der Induktion zu sammeln, zu erklären strebt, welche statt philosophischer Allgemeinplätze lieber den Gesetzen der Physiologie nachforscht. Und ferner: wie anspruchsvoll ist nicht der moderne Leser selber gegenüber der künstlerischen Ausstattung solcher Werke geworden. Und was leisten sie nicht! Mehr oft, als man erwartete. Eine Darstellung der Sixtinischen Madonna aus der Dresdener Galerie, wie sie z. B. der dreizehnte Band enthält, wäre früher einfach unmöglich gewesen. Dieses lieblich anmutende Bild mit seinen zarten Farbentönen stammt aus der bekannten Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Die Wiedergabe ist eine tadellos vortreffliche zu nennen; man kann sich kaum vorstellen, daß in dieser Art eine noch größere, am Ende noch feiner durchgeführte Vollendung möglich wäre.

Es würde an dieser Stelle kaum angebracht sein, jeden der bisher erschienenen vierzehn Bände einzeln einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Es genügt vollauf, wenn im allgemeinen überhaupt auf solche Leistungen deutscher Gelehrsamkeit und Kunsttechnik gebührend aufmerksam gemacht wird. So dürften auch einige Bemerkungen über die zuletzt erschienenen Bände genügen, wobei erwähnt sein möge, daß die sechzehn Bände dieser neuesten Auflage schon seit einiger Zeit vollständig vorliegen.

Von den zahlreichen größeren Tafeln, welche gerade diese zuletzt erschienenen Bände auszeichnen, seien noch hervorgehoben die Blätter, welche uns Rosen der mannigfachsten Arten vorführen und Postwertzeichen, die nicht bloß für den Briefmarkensammler interessant sind, sondern für jeden, welchem die Entwickelungsgeschichte der modernen Kultur nicht ein leeres Wort bedeutet. Ebenso realistisch durchgeführt und zugleich doch eines künstlerischen Hauches nicht entbehrend sind die Darstellungen der vielfarbigen Raupen, Quallen und Ringelwürmer. Nicht minder fesselnd und in der technischen Ausführung von größtmöglicher Vollendung sind die Bilder, welche uns die farbenbunten deutschen Singvögel zeigen, und zumal die Doppeltafeln, die uns in das lustige Reich der farbenprächtigen Schmetterlinge führen.

Daran reihen sich zahlreiche in den Text gedruckte oder besonders beigegebene Bilder und Karten in Schwarzdruck, wobei überall dem auch erst der Neuzeit verdankten Grundsatze gehuldigt wird, daß jede Belehrung auf der Anschauung

fußen müsse, daß für eine Darstellung in Worten eine Darstellung im Bilde als das wichtigste, sehr oft unentbehrliche Hilfsmittel erscheint.

Welche Genauigkeit übrigens bei einem solchen Riesenwerke zu ermöglichen ist für einzelne Artikel, zeigt z. B. der Aufsatz über Rußland. Aufsatz? Der Artikel umfaßt nahezu hundertachtundzwanzig Spalten. Wenn man das Format des Buches ins Auge faßt, ebenso den zwar für jedermann leserlichen, aber doch immer durch die Raumverhältnisse gebotenen engen Druck, so ergiebt sich, daß wir es hier gleichsam schon mit einem kleinen „Leitfaden" über russisches Land und Volk zu thun haben. Und wie erschöpfend ist da alles auf kleinstem Raume behandelt, wie knapp und sachlich, in stilistischer Beziehung fern von aller Phrasenhaftigkeit oder jener trockenen Nüchternheit, wie sie etwa ein Bücherkatalog aufweist. Ein gleiches Lob gebührt den umfangreichen Artikeln über die Schweiz, über Schottland und Schweden. Dieselbe Behandlung erfahren die Themata: Preußen, Portugal, Polen, die Städte: das moderne Rom, Petersburg, Prag, Rio de Janeiro, Philadelphia.

Auf dem Gebiete der Technik verdient eine besondere Hervorhebung der Artikel über die moderne Photographie, die bekanntlich wie die Beschäftigung mit dem Fahrrad in weitesten Kreisen zu einem beliebten Sport geworden ist, ja sogar für den Gelehrten, der sich zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen auf Reisen begiebt, ein kaum mehr zu entbehrender Begleiter genannt werden kann. In dem Artikel über Rauchverhütung wird uns die überraschende Thatsache zu Gemüte geführt, daß im Deutschen Reiche allein jedes Jahr noch immer zweihundert Millionen unausgenutzt als Rauch in die Luft gehen. Vielleicht setzen hier unsere patenthungrigen Erfinder, kräftiger als es bisher geschehen ist, mit ihrem Geiste und mit ihrer Zeit ein, um geeignete Verbrennungsvorrichtungen ausfindig zu machen, daß wir in Zukunft der „Luft" diese in Rauch aufgegangenen zweihundert Millionen Mark wieder abnehmen.

Von anderen Artikeln seien genannt diejenigen über den Reichstag, die Reichsbank, das Preßgesetz, die Rechtschreibung und das Postwesen. Sehr belehrend, gerade in der augenblicklichen Zeit, wo wir uns aufzuraffen versuchen zur Herstellung eines allgemeinen, deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, ist eine Karte, welche die gegenwärtige Zersplitterung des „gemeinen" Rechts in Deutschland veranschaulicht. Schon ein flüchtiger Blick auf diese Karte genügt, um allen Deutschen trotz ihrer berechtigten partikularistischen Neigungen den Gedanken ans Herz zu legen, daß, soll die politische Einheit eine größere, in sich noch mehr gefestete werden, in erster Linie auch auf dem Gebiete des Rechtes einer einheitlichen Gesetzgebung Raum geschaffen werden muß. Von gleicher Reichhaltigkeit sind die Darstellungen des modernen Seewesens, wobei sogar schon die Erfahrungen in dem jüngsten japanisch-chinesischen Kriege ihre Verwertung gefunden haben. Kurz und doch erschöpfend ist der Artikel über Shakespeare, während der Artikel über russische Kunst und Litteratur, von einem reichen illustrativen Material unterstützt, sicherlich vielen etwas Neues, bisher noch Unbekanntes bringen dürfte.

Diese gleichsam nur andeutungsweise geschehene Hervorhebung des Wichtigsten aus dem Inhalte der beiden letzten Bände des Brockhausschen Konversations-Lexikons genügt natürlich kaum, um einen wahren Einblick in die Fülle des Gebotenen zu bekommen. Indessen der Leser wird sicherlich daraus den Eindruck gewinnen, daß ihm in dieser Jubiläumsausgabe — abgesehen von dem gleichwertigen Meyerschen Konversations-Lexikon — in der That ein Werk geboten wird, dem kein zweites, das den gleichen Gegenstand behandelt, an die Seite gestellt werden kann. Und wo einmal der Versuch gemacht wurde, unter Berücksichtigung eines gewissen geistbeschränkenden, einseitigen Parteistandpunktes etwas Ähnliches ins Leben rufen zu wollen, da ist dieser Versuch kläglich gescheitert. Denn wie beim Meyerschen Lexikon wurde auch hier jener Standpunkt festgehalten, den schon der Begründer, der „alte Brockhaus", als das Wichtigste seiner Schöpfung ansah: sein Buch sollte nicht bloß belehren, den Kopf des Lesers mit „allerlei nützlichen Kenntnissen anfüllen", sondern es sollte auch den Geist von überflüssigen und schädlichen Vorurteilen befreien, im Dienste jener unparteiischen Wissenschaft, die keine heimlichen Sondertendenzen verfolgt, sondern allein dem Banner der Wahrheit zu dienen bemüht ist, unbekümmert um das Schlagwort aller Skeptiker und vieler des Denkens und Forschens müde Gewordener: Was ist Wahrheit?

So kann denn nur ein jeder aufrichtig wünschen, dem es um Aufklärung im edelsten Sinne zu thun ist, um eine immer umfangreicher und allgemeiner werdende Nutznießung jener Schätze, die Kunst und Wissenschaft zusammengetragen haben, daß das vorliegende Werk, nachdem es im Laufe einiger Menschenalter Hunderttausende von Lesern gefunden hat, auch mit dieser Jubiläumsausgabe den gleichen wohlverdienten Erfolg haben möge. Der Besitz dieses Buches ehrt den Besitzer zugleich und giebt dem letzteren gewissermaßen ein Recht, daß er ebenfalls, bei Entscheidung der Geschicke seines Vaterlandes, sein, wenn auch minimal, doch immerhin in etwas wirksames Wort mit auf die politische Wagschale legt. Ohne in Chauvinismus zu verfallen, kann der Deutsche stolz auf den Erfolg eines derartigen Monumentalwerkes sein — in Portugal, wo mehr als zwei Drittel der Landesbewohner noch Analphabeten sind, wäre freilich ein solcher Erfolg unmöglich.

L.

Litterarische Notizen.

Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben von Anna Seuron. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Mit einem Porträt Tolstois. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Die Verfasserin hat viele Jahre lang zur nächsten Umgebung Tolstois gehört, dessen Bedeutung als Moralphilosoph für seine slavischen Landsleute vielleicht noch höher anzuschlagen ist wie die als Romanschriftsteller. Manches scheinbar Rätselhafte, Unvermittelte im Charakter dieses genialen Mannes, der dem deutschen Gemüte selbst in seinen Verschrobenheiten doch immer verständlich, ja sogar sympathisch bleiben kann, findet hier eine Aufklärung. Recht anschaulich ist das sogenannte Milieu geschildert. Für die thatkräftige, praktische Frau des Grafen scheint die Verfasserin nicht die gleichen Sympathien zu hegen. Wenn auch ihr Buch, inhaltlich reich an interessanten Mitteilungen und meist schön und schlagend pointierten Geschichten, in stilistischer Beziehung die Anfängerin verrät, wenn hier und da ein wenig angebrachter tändelnder Ton deutsche Leser stören dürfte, die in Tolstoi trotz einzelner Schwächen ein Genie, die bisher größte Geisteserscheinung des russischen Volkes verehren, so verdient es doch wegen seines neuen Materials bei allen Freunden russischer Litteratur wärmste Aufnahme. Sollte das Buch in einer neuen wohlverdienten Auflage erscheinen, so wäre zu wünschen, daß der feuilletonistische Plauderton durch eine vornehmere Schreibweise ersetzt würde.

In alte schier verklungene Zeiten versetzen uns die **Memoiren von Jakob Iwanowitsch de Sanglen.** (1776 bis 1831.) Aus dem Russischen übersetzt von L. von Marnitz. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf.) Wir erleben ein Stückchen eigenartiger russischer Hof- und Staatsgeschichte mit, in welchem der Kaiser noch in voller Selbstherrlichkeit wie ein asiatischer Sultan des Mittelalters herrscht. Geheimnisvoll wartet eines Tages das berüchtigte Fuhrwerk, welches den Armen nach Sibirien transportiert, der nicht weiß, welche furchtbare Schuld er auf sich geladen hat, der sich allein mit der nackten Thatsache begnügen muß, daß er eben in Ungnade gefallen ist. Diese Memoiren sind kulturgeschichtlich von sehr hoher Bedeutung und weihen uns in das Leben jenseit der Weichsel vielfach mehr ein als manches gutgemeinte Geschichtswerk, das nur Namen und Daten in öder Aufeinanderfolge enthält.

Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im achtzehnten Jahrhundert von Rudolf Schlösser. (Hamburg, Leopold Voß.) — Der seiner Zeit vielgenannte, geschätzte und auch als Dramaturg anerkannte Dichter ist heute den Litteraturfreunden wohl nur bekannt durch die paar Worte über Goethes Götz und die Aufforderung, ihm den Faust zu schicken, sobald ihn des Dichters Kopf ausgebraust habe. Dieses Schicksal ist natürlich nicht unverdient. Gotter war eben kein Original, nach heutiger Auffassung würden wir ihn kaum als ein Talent bezeichnen. Trotzdem ist das vorliegende Buch als Ergänzung zur Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Bedeutung. Die Art der Darstellung belebt der echt moderne philologische Geist, der freilich hier und da Gefahr läuft, allzusehr in nichtssagende Einzelheiten sich zu verlieren; denn es dürfte wohl kaum jemandem einfallen, eines der Werke Gotters wieder zur Hand zu nehmen; es müßte denn wieder ein Litterarhistoriker sein, der, auf Grundlage dieses erschöpfenden Werkes, am Ende eine populäre Broschüre veröffentlichen wollte.

Im gleichen Geiste gehalten, von derselben Gründlichkeit ist das, freilich ein größeres Publikum wegen des kulturgeschichtlichen Reizes mehr interessierende Buch von Hans Devrient: **Johann Friedrich Schoenemann und seine Schauspielergesellschaft.** Ein Beitrag zur Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. (Hamburg, Leopold Voß.) Wir erhalten in dem umfangreichen Werke eine oft plastisch wirkende Darstellung des Bühnenlebens im vorigen Jahrhundert; denn was von dem in seiner Weise genialen Schoenemann und seiner Gesellschaft gilt, trifft mehr und minder auch für die anderen reisenden Theaterdirektoren jener Zeit zu: der Goethefreund begreift zugleich, weshalb einem Wilhelm Meister das damalige Theaterleben trotz seiner gesellschaftlich noch wenig geachteten Stellung so romantisch verlockend erscheinen konnte. Der Verfasser, ein Sohn des verstorbenen Otto Devrient, hat auf Grund eines reichhaltigen und sorgfältig gesichteten Materials ein Buch geschaffen von jener wissenschaftlichen Unanfechtbarkeit, wie sie fast alle Werke unserer neu-germanistischen Schule auszeichnet. Manchmal scheint er des Guten: vielleicht zu viel gethan zu haben: wenigstens wird mancher in den Kapiteln 29 und 30, Schoenemanns Repertoire und Aufenthaltsorte und -zeiten der Schoenemannschen Gesellschaft, eine überflüssige „Philologenthat" erblicken. Immerhin wird das Buch nicht allein in den Kreisen der Bühnenangehörigen berechtigte Teilnahme erregen. L.

* * *

Bulgarische Volksdichtungen. Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Adolf Strauß. (Wien, Karl Gräser.) — Gerade in der Gegenwart, wo Land und Volk der Bulgaren ein allgemein europäisches Interesse erregen, dürfte auch das vorliegende Werk mehr als vorübergehende Teilnahme beanspruchen.

Schon die Einleitung von 109 Seiten giebt uns ein farbenprächtiges Bild vom inneren und äußeren Leben dieses eigenartigen Volkes, das schon einmal eine entscheidende Rolle gespielt hat. Der Verfasser giebt uns eine Darstellung der eigentümlichen Volksfeste, der sonderbaren Figuren des Aberglaubens, sowie der Hochzeitsgebräuche und Festlichkeiten bei Bestattungen. Auch die Volksmusik unter Beigabe von Melodien als Proben wird eingehend gewürdigt. Es folgen, den Hauptteil des Werkes ausmachend, die eigentlichen Übersetzungen: sogenannte Koledalieder, Guslarenlieder, darunter die Hälfte zur Feier des halb mythisch gewordenen Helden und Prinzen Marko, ferner Lieder der bulgarischen Mohammedaner, dann Gesänge für Hochzeit und Verlobung und zum Begräbnis und sonstige Gelegenheitsgedichte. Jedenfalls zeigen diese Verse, welche im übrigen den bekannten slavischen Geist atmen, daß das Bulgarenvolk gleich dem russischen von hoher künstlerischer Beanlagung ist, daß auch bei ihm wie bei anderen Kulturvölkern, wenn ihm eine ruhige politische Entwickelung bewahrt bleibt, sich eine hohe Kunstlitteratur entwickeln kann, von der bisher nur geringe Spuren vorhanden sind. Wir können den Verfasser in der Treue der hier gebotenen Übersetzungen nicht kontrollieren; aber sie machen den Eindruck, daß die Eigenart des Originals nichts an ihrer ursprünglichen Frische verloren hat. „Als Anthologie bulgarischer Volksdichtung", wie sie so reichhaltig und erschöpfend bisher dem deutschen Leser noch nicht geboten worden ist, wird das sauber und gewissenhaft gearbeitete Buch sich sicherlich viele Freunde erwerben. Eine Reihe von Anmerkungen sorgt dafür, daß dem Leser nichts unverständlich bleibt.

Dasselbe Thema in allgemeinerer Form behandelt Konrad Thümmel in seiner kleinen Arbeit: **Über die südslavische Guslaren-Epik.** (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) So empfehlenswert das populär gehaltene Schriftchen erscheint, so hätte der Verfasser vielleicht manchem einen Gefallen gethan, wenn er in Mitteilung von Proben, und zwar vollständigen, dieser volkstümlichen Epik weniger sparsam gewesen wäre: ihre Bekanntschaft darf man doch nur bei einigen Menschen voraussetzen. Immerhin ist die Analyse, die Thümmel von dem eigentümlichen, echt epischen Geiste dieser Guslaren-Poesie giebt, eine gelungene zu nennen und giebt dem poesiefreundlichen Leser eine Vorstellung, wie gleichsam auf dem Unterbau solcher Einzelgesänge bei anderen Völkern jene großen Nationalepen erstehen konnten, zu denen freilich gerade die Slaven, wohl infolge ihrer politischen Verhältnisse, nicht gelangt sind und nun auch niemals mehr gelangen können. L.

* * *

Briefe an August Roeckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Allen Wagnerverehrern wird der Name August Roeckel geläufig sein: Musikdirektor am Dresdener Hoftheater wie sein Freund Richard Wagner, für dessen Reform er in seltener Hingebung schwärmte, mußte er seine Beteiligung an der Revolution mit dreizehnjährigem Gefängnis büßen; aber die Erfüllung seiner beiden Ideale hat er erlebt, da er erst 1876 starb: die Einheit Deutschlands als Kaiserreich und den Sieg des Wagnerschen Genius. Die hier auf vierundachtzig Seiten vereinigten Briefe des Bayreuther Meisters sind der Anzahl nach gering, es sind nur zwölf, aber welche anregende geistige Fülle bergen sie! Einzelne wachsen sich gewissermaßen zu kleinen Broschüren aus, so der Brief, in dem er über seinen Ring des Nibelungen spricht, so ein anderer über Schopenhauers pessimistisches Erlösungsevangelium. Nach der Lektüre dieser überaus interessanten Briefsammlung muß auch jener, der in Wagner nur eine musikalische Größe sieht, einräumen, daß er als echter, vielleicht erster moderner Künstler gleich den großen Klassikern der Vergangenheit auf der Höhe seiner Zeit stand, ihre Bildung vollständig beherrschte. Gerade aus diesen Briefen leuchtet hervor, daß Wagner mehr als ein bloßer Musiker war, daß er ein Recht hat, auch als Denker von seinem deutschen Volke beachtet und gewürdigt zu werden. L.

* * *

Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Ohne den Gesamteindruck zu schmälern, hätten manche der hier vereinigten Aufsätze sehr wohl ausgeschieden bleiben können; für bestimmte Gelegenheiten in einer Tageszeitung erschienen und damit schon einer bestimmten Kürze unterworfen, haben sie für die Zeitung ihren Zweck vollständig erfüllt, während sie für ein Buch zu wenig gründlich erscheinen. Wen interessiert z. B. die Recension eines Buches von Dove? Wer sucht sie in diesem Buche noch? Kann und soll man, in einem Buche wohlgemerkt, nicht mehr und Tieferes sagen über Rosegger und Marie Ebner, als es hier geschieht? Ste.-Beuve sammelte freilich auch seine sämtlichen Kritiken — aber es waren eben „causeries". Wirklich genügend und einer Buchaufnahme würdig erscheinen eigentlich nur die Studien über Staufer-Bern, den unglücklichen Künstler, über Berthold Auerbach und über Flaubert zumal. Anderen Persönlichkeiten schenkt der Verfasser vielleicht zuviel Aufmerksamkeit und verleiht ihnen eine Bedeutung, die sie im allgemeinen nicht haben. Immerhin kann trotz dieser erheblichen Mängel das Buch den Litteraturfreunden empfohlen werden. L.

* * *

Der Apollomythus. Die Engel und ihre Verehrer. Zwei mythologisch-linguistische Studien von August Boltz. (Darmstadt, L. Brill.) — **Vasantasena und die Hetären im indischen Drama. Das Vedavolk in seinen Gesamtverhältnissen.** Zwei

Vorträge von August Boltz. (Darmstadt, L. Brill.) — Der Verfasser sagt selbst in der Einleitung, daß er nichts Neues bringt, sondern nur zusammenstellt und zusammenträgt, was sich in vorausgegangenen Werken zerstreut findet. Doch geht seine Bescheidenheit wohl etwas zu weit, wenn er meint, alles Mangelhafte an seinen Vorträgen falle ihm zu und alles Gute den beigezogenen Werken. Seine beiden Broschüren zeigen eine große Belesenheit und sind mehr für ein akademisch gebildetes als für das große Publikum berechnet. Um namentlich die Studien über den Apollomythus und die Engel voll zu würdigen, muß man ungewöhnliche Sprachkenntnisse besitzen, denn sie bestehen zum größten Teil aus einer vergleichenden Zusammenstellung von Namen aus allen Sprachen. D.

* * *

Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. Von Paul Deußen. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Diese neue Geschichte der Philosophie verdient sich den Beinamen einer „allgemeinen" durch die Einbeziehung der religiösen Gedankenmassen und die ausführliche Darstellung der maßlos phantastischen Philosophie der Inder. Die bisher vorliegende erste Abteilung des ersten Bandes schildert die Hymnen- und Brahmanazeit ohne Sentimentalität, aber vielleicht auch ohne die bei einem so großen geschichtlichen Phänomen erwünschte Naivetät. Gründlichkeit und Besonnenheit der Untersuchung seien laut anerkannt; auch die Frische der Darstellung wirkt ungemein erfreulich. Die verhältnismäßige Ausführlichkeit des ersten Abschnittes rechtfertigt der Verfasser in einem Vorblick. „Wir werden," so sagt er, „vor allem unser Interesse der ersten Genesis der Ideen in der indischen, griechischen und christlichen Philosophie bis zu ihren Höhepunkten in den Upanishads, in Platon, im Neuen Testamente, und wiederum der neuen Grundlegung durch die Kantsche Philosophie zuwenden, wohingegen wir uns über andere Zeiträume in dem Maße kurz fassen können, in welchem in ihnen das Operieren mit ererbten Traditionen überwiegt über das Schöpfen ursprünglicher Erkenntnisse aus der Natur selbst." Für Deußen ist Kant der Begründer, Schopenhauer der Vollender eines einheitlichen, durchaus auf die Erfahrung gegründeten, durchaus mit sich selbst übereinstimmenden metaphysischen (d. h. den Kern der Erfahrung erfassenden) Lehrsystems, das in seinem praktischen Teile als ein erneutes Christentum erscheint und für absehbare Zeiten die Grundlage alles wissenschaftlichen und religiösen Denkens der Menschheit werden und bleiben wird. Diese sehr bestimmte eigene Überzeugung, der zuliebe manches umgedeutet und anderes als Irrtum behandelt werden könnte, wird, wir wir überzeugt sind, dem Verfasser die Objektivität und historische Auffassung nicht rauben. D.

* * *

Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwickelung. Eine Wanderung durch die Geschichte. Von W. Stahlberg. (Prenzlau, Theophil Biller.) — Der Verfasser bestimmt die Humanität als „das Menschentum, das sich nach den Forderungen und Antrieben der Vernunft und der Liebe frei und harmonisch entwickelt im Dienste der sittlichen Weltordnung". Diese Humanität verfolgt er von ihren Anfängen im alten Indien bis zur Gegenwart, indem er mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit aus zweiten Quellen schöpft. Das Buch ist recht tüchtig und für gewisse Kreise wohl auch nützlich. Den höchsten Ansprüchen kann es leider weder in Bezug auf die Darstellung noch durch originale Gedanken genügen. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Das verzauberte Schloß.

Von

Rudolf von Gottschall.

I.

Als ich heute, müde von der Wiesenmahd, bei der ich selbst mit Hand angelegt, nach Hause ritt, da war ich in einer so träumerischen Stimmung, wie sie sich kaum für einen Landwirt und Wirtschaftsinspektor paßt; es zeigte sich keine Wolke am Himmel; ich hatte das frohe Gefühl, daß mir das Heu nicht verregnen würde — und wer ein reines Gewissen hat und wem die Sorge nicht hinten mit aufs Pferd gestiegen ist, der kann ja in rosigen Hoffnungen schwelgen. Der Duft der Ferne ... das ist der Reiz des Lebens. Dort die violetten Tinten der Berge, der in allen Farben spielende Abendhimmel — da konnte man sich ja Feenpaläste hineinbauen, die kaum am Rande des Horizonts den Boden berührten, sondern dort ihren Fuß setzten in Farbenduft und funkelndes Licht.

Ich werde mein Heu gut hereinbringen — das war der beruhigende Gedanke, der meiner Seele erlaubte, sich in so holden Träumen zu wiegen; doch das war nur das Heu auf dem Felde. Was mein eigenes Leben betrifft, so war mir ja alles total verregnet! Wird dies noch einmal anders werden?

Die duftige Ferne verschwindet mir; der Ritt geht durch den Wald. Der Mond ist aufgegangen, die Nachtigallen singen. Und wieder wird mir märchenhaft zu Mute. Sitzt nicht auf einem Ast ein schönes schneeweißes Vöglein, das wie im Märchen von Hänsel und Gretel wunderbar singt und dann seine Flügel schwingt ... und ich folge ihm nach! O die armen Kinder, die so heimatlos und verhungert durch den Wald irrten! Ich bin wie sie — auch mich quält der Hunger nach allen versagten Genüssen, geistigen und irdischen; aber es wird auch mir singen, das schneeweiße Vöglein, und der fliegende Bote führt mich zu dem Häuslein im Walde, das aus Brot gebaut und mit Kuchen gedeckt ist und dessen Fenster von hellem Zucker sind, und da werd ich vom Dach essen und vom Fenster und knuspern von all den Süßigkeiten und mich meines Lebens freuen. Das Mondlicht schläft auf der Lichtung, versilbert die Wipfel der Baumrunde, die sie umgiebt — und wenn ich aus dem tiefdunklen Walde hinausreite in all das Licht, das hier wie in silbernen Strömen niederrieselt auf die tauigen Blumen der Wiesen, da soll ich

mich nicht seligen Märchenträumen hingeben, die mir eine schöne Zukunft vorspiegeln?

Ich band mein Pferd an den vorspringenden Ast einer alten morschen Eiche und setzte mich auf eine Bank unter einem Goldregenbusch, den hier der auf die Verschönerung des Platzes bedachte Förster angepflanzt hatte.

Goldregen ... ist dies nicht auch ein schöner Märchentraum? Wenn diese reichen, hängenden Blütentrauben ein Midas berührte, daß sie sich in Gold verwandelten und mir in den Schoß fielen? Alles stille ringsum ... nur mein Schecke scharrt ungeduldig mit den Füßen, und zwei Nachtigallen wetteifern mit schmetterndem Gesang ... wären es zwei Primadonnen, sie hackten sich die Augen aus.

Da sah ich fern einen Schatten über den Wiesenrand gleiten. Rund um die Lichtung ging ein Fußpfad; irgend ein dort wanderndes Wesen warf den geheimnisvollen Schatten, der sich bald in den dunklen Arabesken der tanzenden Zweige verlor, die über die Wiese huschten, bald allein und schärfer hervortrat, und ich bemerkte auch hin und wieder den Besitzer dieses Schattens, der immer näher herankam.

In meiner Märchenstimmung hätte es mich nicht befremdet, wenn irgend ein Zauberer des Wegs gekommen wäre und wenn er mir gesagt hätte, dieser ganze Wald, diese Blumenwiese, dieser Goldregen und selbst das Mondlicht ist aus meiner Zauberlaterne hervorgeglitten — ich hätte ihm geglaubt.

Bald stand der Fremde vor mir, und seine Erscheinung war wenig dazu angethan, meine in seltsamen Träumen schwelgende Phantasie zu entwaffnen. Es war ein kleiner Mann, in einen Mantel eingewickelt, obschon der Abend mild war; man konnte nicht recht sehen, ob sich gesunde oder verkrümmte Glieder darunter bargen. Ein kleiner Höcker wäre als besonderes Merkmal für diesen Nachtalp wohl angebracht gewesen. Das Gesicht war in der That ein Zwergengesicht. Unter dunklen Brauen blitzten ein Paar scharfe Augen hervor und um den Mund schwebte ein Lächeln, das sich gewiß leicht in ein böswilliges Grinsen verwandeln konnte. Es schien, als wollte die Natur irgend ein abschreckendes Märchenwunder schaffen, doch als wäre sie auf halbem Wege stehen geblieben; denn was sie da schuf, war doch immer noch ein Mensch geworden ... und die Stimme, mit welcher der Fremde sprach, hatte nichts Unheimliches, Geisterhaftes, sondern einen ganz angenehmen Wohlklang. Er sagte „guten Abend“ und setzte sich ohne weiteres neben mich. Ich konnt es ihm nicht wehren, die Bank war für alle müden Wanderer bestimmt.

„Sie sind Herr Walter Sternlein ...“ sagte er.

„Woher wissen Sie? Ich habe nirgends meine Visitenkarten ausgestreut, schon weil ich keine besitze.“

„Bedanken Sie sich bei Ihrem Schecken, er erspart Ihnen diesmal jenen Luxusartikel. Ich habe mich im Gutshof nach Ihnen erkundigt und erfahren, daß Sie auf einer Schecke aufs Feld geritten sind, aber bald durch den Wald her zurückkehren würden. Da bin ich Ihnen entgegengegangen.“

„Sie haben mich also aufgesucht?“

„Ja.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Ich bin beauftragt worden, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Und von wem?“

„Das muß zunächst mein Geheimnis bleiben, doch es ist auch das einzige, das ich vor Ihnen habe. Hier ist meine Karte — ich bin Asmodi, Doktor der Philosophie, und besitze manche Weltweisheit, von der sich mein Doktorhut nichts träumen läßt. Ihre Lebensgeschichte ist mir durchsichtig wie Glas. Sie sind der Sohn des Pfarrers Sternlein aus dem Kirchdorf Klein-Siebenbach hier in der Nachbarschaft. Ihr Vater beschäftigte sich nicht nur mit seiner Fachwissenschaft und seinem Amt; er war auch ein eifriger Landwirt, bebaute seine Pfarräcker selbst und kaufte noch einen Besitz dazu; Sie haben da manches profitiert, was Ihnen jetzt zu gute kommt.“

„Mein armer Vater,“ seufzte ich; das Bild des herrlichen alten Mannes tauchte vor meiner Seele auf, das gutmütige volle Gesicht, das treue Auge, das reiche durch das Alter nicht gelichtete Silberhaar, das treueste Herz von der Welt, bereit zu jedem Opfer, wenn er anderen damit eine Freude

machen konnte — und eine Thräne trat mir ins Auge. „Er hat längere Zeit große Unannehmlichkeiten mit dem Konsistorium gehabt. Jahrelang war er vom Amte suspendiert, in bedrängter Lebenslage, bis er infolge eines Gnadengesuchs die Siebenbacher Pfarre wiedererhielt.“

„Sein Tod war ein harter Schlag für Sie. Ihr Vater hinterließ kein Vermögen; die Unterstützungen blieben aus. Sie mußten die Universität, wo Sie sich dem Studium der Rechte gewidmet hatten, verlassen und hier eine Stelle als landwirtschaftlicher Beamter annehmen — ist das alles richtig?“

„Ja, es sind die Umrisse meines Lebens,“ versetzte ich, „die von der Hand des Schicksals eingezeichneten Umrisse. Das alles ist kein Geheimnis, und ich frage auch nicht, wer es Ihnen mitgeteilt hat; wohl aber frage ich, wer an mir solches Interesse nimmt, daß er eine Erkundigung nach meiner Lebenslage für nötig gehalten?“

„Natürlich derselbe, der mich zu Ihnen geschickt; ich wiederhole, ich darf ihn nicht nennen. Sie sind also Landwirt ... sagt Ihnen diese Beschäftigung zu?“

„Sie würde mir zusagen, als die Beschäftigung eines freien Mannes, der nach eigenem Wunsch und Willen über seine Zeit verfügen darf und daneben Muße genug besitzt, aus allen Quellen der Wissenschaft und Kunst seinem Geiste Nahrung zuzuführen. An solche Nahrung bin ich gewöhnt — und doch muß ich hier darauf verzichten. Es sind wenig freie Augenblicke, in denen ich noch daran naschen kann. Ich bin ein Sklave von morgens bis abends, wie die anderen weißen Sklaven, über die ich meine Peitsche schwingen soll, welche säen und ernten, Kartoffeln legen, pflügen und eggen und abgeholzte Waldflächen roden. Ein anderer, mein Herr und Gebieter, hat die Uhr meines Lebens gestellt und für jede Stunde, auf welche die Zeiger weisen, mir mein Arbeitspensum aufgegeben.“

„Das ist unbequem,“ versetzte Doktor Asmodi — das spöttische Lächeln, das um seine Mundwinkel schwebte, zeugte nicht eben von besonderem Mitleid — „doch brauchen Sie es gerade nicht zu beklagen, daß Sie von der Bücherweisheit gänzlich abgesperrt sind. Was in diesem tintenklecksenden löschpapierenen Säkulum geschrieben und gedruckt wird, das muß zuletzt Ekel erregen auch für den gesundesten und verdauungsfähigsten Magen. Mir verursacht das Rascheln und Knistern der gedruckten Blätter, das Umwenden und Blättern in den Büchern, wenn ich's schaudernd vernehmen muß, einen nervösen Stich in Kopf und Herz. Diese von Geschlecht zu Geschlecht sich fortschleppende Buchweisheit, diese Gelehrsamkeit, wo einer immer auf den Schultern des anderen steht, bis die ganze Pyramide zu wackeln anfängt, diese ganze Dichterei, wo meistens wieder mit anderen Worten dasselbe gesagt ist — ein gesunder Kopf wendet sich ab von dieser ungeheuren Makulatur und ersehnt einen Kalifen herbei, der alle Bibliotheken in Brand steckt. Es ist das ganze Unglück der Menschheit, Vorgedachtes immer nachzudenken, Vorgesprochenes immer nachzusprechen. Wenn man nicht von vorne zu denken anfängt, so kommt die Welt nicht vorwärts.“

Mir wurde bei diesen Worten unheimlich zu Mute; ein heftiger Windstoß, der plötzlich sich erhoben, schüttelte die Bäume; mir war's, als hätte der kleine Mann an meiner Seite diesen Sturm entfesselt, als wollte er alles zerbrechen und zersplittern, was bisher der Welt Zusammenhalt gegeben.

„Doch das gehört nicht zur Sache,“ fuhr der Doktor fort. „Sie fühlen sich also nicht wohl in Ihrer Stellung?“

„Nein,“ versetzte ich, „von Jugend auf hab ich mir andere Ziele gesteckt; mein Streben ging höher hinaus!“

„Aha,“ meinte der Doktor, „es fehlt Ihnen, wie der Prinz Hamlet sagt, an Beförderung.“

„Nennen Sie's, wie Sie wollen,“ versetzte ich; „man braucht gerade nicht ehrgeizig zu sein, um sich Ziele zu setzen, die unser Streben ermutigen. Doch da giebt es unverrückbare Grenzen — und das Gold ist der böse Dämon, der die Grenzsteine errichtet. Was kann ein Wirtschaftsinspektor werden?“

„Freilich nicht Minister wie ein guter Jurist! Die haben alle das Ministerportefeuille in der Tasche und sehen sich dann mit grauen Haaren als Amtsrichter in einem

schlechtgepflasterten Städtchen, wo ihnen beim Gang aufs Gericht die Hühneraugen noch ebenso wehe thun wie dreißig Jahre vorher."

Der Doktor kicherte böswillig; ich merkte immer mehr, daß es kein guter Geist sei, welcher sich da in meine Nähe gedrängt hatte.

„Auf den Nachbargütern sind alte Herren, ehrwürdige Männer in der Stellung von Wirtschaftsinspektoren. Ihr Anblick stimmt mich immer wehmütig; das ist der Lohn für den Fleiß und die Mühe eines ganzen Lebens. Das wird auch der meinige sein, wenn ich hier jahrzehntelang gearbeitet. An die Scholle gebunden, unfähig sich aufzuschwingen, das sind sie alle diese Gutsbeamten; und im Grunde gehören wir doch nur zum höheren Gesinde. Und weshalb können wir's nicht weiter bringen, mögen wir auch den Gutsherren an Kenntnissen und an Fleiß noch so überlegen sein? Wir haben kein Geld. Das ist der ungeheure Unterschied zwischen Herrschaft und Knechtschaft. Geld macht mich morgen zum Gutsherrn; ohne Geld bleibe ich ewig, was ich bin: der Inspektor, der Verwalter oder wie die anderen Titel für eine Null sind, die sich an die stolze Eins des Gutsherrn hängt."

Der Kleine räusperte sich.

„Das Geld ... ja das Geld," sagte er vor sich hin.

Dann zeichnete er mit seinem Stock einige Figuren in den Sand; mir schienen es Dukatenmännlein zu sein.

„Wollen Sie dies in Abrede stellen?" fragte ich ärgerlich.

„Durchaus nicht! Wer kein Geld hat, ist ein Lump und soll sich begraben lassen, wie Heine sagt. Doch trösten Sie sich ... wir bilden eine so gewaltige Mehrheit, daß wir diesem Rat nicht folgen dürfen. Was würde sonst aus der Welt werden? Geld und Gold ... es macht nicht glücklich, aber es glänzt und wir glänzen mit ihm! Das Glück, lieber Herr Sternlein, ist doch wo anders zu suchen! Schlummerlos und sorgenvoll wälzt sich der Gutsherr auf seinem Lager, während der Herr Inspektor seinen sicheren Monatsgehalt in den Schub legt! Gleichviel ... Sie fühlen sich unbehaglich — und das gerade wollt ich wissen!"

„Unbehaglich, unglücklich," rief ich aus, „ich war zu Besserem berufen, ich habe mein Leben verfehlt!"

Ein zweiter Windstoß, so urplötzlich wie der erste ... meine Schecke wieherte und lief hin und her, soweit es der Halfter gestattete, so daß die benachbarten Büsche über ihr zusammenschlugen. Der Doktor zeichnete wieder mit dem Stab im Sande ... jetzt aber mußt ich ihn für einen Zauberer halten! Was regte sich da nicht alles von Gewürm und niedrigem Getier am Boden ... wo kam das alles auf einmal her? Eine Eidechse huschte unter die Bank, ein Hirschkäfer mit seinem schwarzen Stirngeäst kroch vorüber, eine Blindschleiche schlängelte sich herbei, und von dem Goldregen über mir hatte der Wind allerlei kleine widrige Lebewesen herabgeschüttelt, Larven und Puppen, Mücken und Käfer, und in den Furchen, die der Stab des Doktors zog, ging eine ganze Saat von Ungeziefer auf.

Ich erhob mich; die Nachbarschaft des fremden Mannes wurde mir unbehaglich; ich witterte in ihm etwas vom Mephistopheles, der ja der Herr dieser gespenstigen kleinen und großen Mißgeschöpfe ist! Der Doktor blieb sitzen, und erst als ich meine Schecke losgebunden und auf den Weg geführt, um sie zu besteigen, erhob er sich und trat an mich heran.

„Noch eins: betrachten Sie mich als Ihren Beichtvater!"

„Das würde mir schwer werden," sagte ich, meiner Schecke auf den Nacken klopfend; er faßte sie an dem Zügel, als ich sie gerade besteigen wollte; sie machte einen Seitensprung und schlug aus, als hätte sie eine Bremse gestochen.

„Nicht vom Fleck, mein Herr," rief er aus, „bis daß Sie mir gebeichtet haben!"

Seine Miene hatte indes nichts Bedrohliches, sondern der Ausdruck derselben zeigte ein mildes Wohlwollen.

„Es soll Ihr Schaden nicht sein, junger Mann! Und wenn ich von Beichte spreche, so mein ich nur, daß Sie mir die Wahrheit so offen bekennen sollen, als wenn Sie im Beichtstuhl säßen. Haben Sie keine Sünde, keinen Frevel auf Ihrem Gewissen?"

Ich antwortete mit einem lauten, entschiedenen „Nein!"

„Haben Sie leichtfertig gelebt, andere Leute um ihr Geld gebracht?“

Wieder ein festes „Nein!“

„Kein Herz gebrochen?“

Zum drittenmal konnte ich getrost mit dem gleichen „Nein!“ antworten.

Doktor Asmodi nickte wie zufriedengestellt mit den Erfolgen dieser Prüfung. Ungeduldig schwang ich mich auf die Schecke; das Riemenzeug war durch des kleinen Magiers Eingriff in Verwirrung gebracht; ich ordnete dasselbe und streichelte das Pferd, das noch immer eine innere Unruhe zu empfinden schien. Als ich mich umsah, war Doktor Asmodi verschwunden. Es führte zwar von der Bank ein kleiner Fußweg in den Wald; doch ich hatte keine Schritte, kein Rascheln des Gezweigs, des Laubwerks gehört. Der kleine Doktor, der auf mich einen sehr spukhaften Eindruck gemacht hatte, war wie ein Gespenst in die Lüfte verweht; doch wie er mit seinem Zauberstab alles, was da kreucht und fleugt von niedrigen Kreaturen, herbeibeschworen, so hatte er auch in mir ein ganzes Gewölke häßlicher Gedanken, peinigender Gefühle, die mit allen möglichen Stacheln bewaffnet waren, zusammengestäubt, und während ich heimritt, entgegen dem Sturm, der sich mächtig erhoben, und als ich dann in meiner schlichten Stube saß, in welcher unten die Wasserstiefel und oben die Flinten und Gewehre ein Spalier bildeten, die schlechten Fenster vom Winde gerüttelt klirrten und die Läden draußen klapperten: da war ich noch immer in ein peinliches Nachdenken versunken, das mir unerquickliche Bilder vor die mißmutige Seele führte.

Wer konnte sich nach mir erkundigt haben?

Ich blätterte im Buche meines Lebens — lauter leere Blätter! Wo sich einmal ein Freund eingezeichnet hatte, da war das Blatt gewiß längst herausgefallen, und seit den fünf Jahren, daß ich hier als Wirtschaftsinspektor thätig war, hatte ich überhaupt keinen Freund mehr gefunden. Ich lebte wie in einer Einöde und hätte ganz verzweifeln müssen, wenn meine Phantasie, die sich zuweilen sogar zu lyrischen Excessen verleiten ließ, mich nicht mit ihren Traumbildern getröstet hätte.

Die schöne Universitätszeit stieg wieder vor meiner Seele auf, lauter fröhliche, gleichfühlende, gleichgestimmte Genossen; alle nur Studenten, gleichviel ob Grafen oder Arbeitersöhne!

Solange wir uns kennen,
Woll'n wir uns Bruder nennen —

Die Schläger klirren auf den Tisch, die Gläser klingen zusammen — und doch ist das nichts als ein Lied aus dem Kommersbuch und die Begeisterung eines kurzen Rausches.

Damals sah ich auch ein „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund“, und ich will mir's noch einmal in die Erinnerung zurückrufen, Bild auf Bild — was mich beseligt hat!

Ich wohnte in einem Seitengebäude der altersgrauen Bibliothek; ich hatte ein Zimmerchen bei dem Sekretär derselben gemietet. Der Blick aus meinen Fenstern ging auf den Hof; mir gegenüber erhoben sich die hohen Stockwerke des ehrwürdigen Gebäudes, das recht düster aussah, wie mißvergnügt über die Fülle toter Gelehrsamkeit, die es in sich barg. Und nicht vergnügter sahen die armen gequälten Zöglinge derselben aus, wenn sie herauskamen mit den Bücherpaketen unter dem Arm; oft waren es schwere Folianten, die sie seufzend davontrugen. Und all diese Weisheit sollte ihnen zu Kopfe steigen, damit sie das Examen gut bestehen konnten! In schlummerlosen Nächten, beim Öl der Nachtlampe, da sollten diese Buchstaben, diese Wörter auswandern aus den Folianten in die Köpfe, bis diese müde herabsanken auf die ledernen unbequemen Schlummerkissen! Doch hin und wieder kam auch einer mit fröhlichen Mienen aus dem Portal der Bibliothek; das war ein junger Streber, der hatte endlich die Quelle entdeckt, aus welcher sich für seine Arbeit ein reicher Segen ergoß; da stand alles, was er brauchte; es genügte, wenn er es abschrieb, und glücklich trug er seinen Fund nach Hause. Ich selbst hatte mich noch nicht mit so schwerwiegender Weisheit belastet, mir genügten meine Kollegienhefte.

Der Hof war nach einer Seite offen; da war ein kleines Gärtchen an dem stolz vorüberflutenden Strom, und schmale Gartenwege, von allerlei Bäumen und Buschwerk umrahmt, zogen sich zwischen der Hinterseite des alten klösterlichen Gemäuers und der Flut des Stromes dahin.

Das war der Schauplatz, den ich so oft noch mit des Geistes Augen sehe, wenn ich meiner Studentenzeit gedenke; und nicht gegen alle Morgen dieses Rittergutes, die ich jetzt bewirtschaftete, hätte ich damals das grüne Plätzchen hingegeben, das wie ein Stückchen freier Natur sich in diesen Kerker der Gelehrsamkeit verirrt hatte.

Als ich mein Zimmer beim Sekretär gemietet, da merkt ich bald eine sehr muntere Hausgenossenschaft. Ich hörte oft Lieder singen und einen leichten Schritt durch die Korridore dahingleiten, und bald sollt ich auch den Singvogel kennen lernen, der in diesem Käfig, hinter den von alters her vergitterten Fenstern sein Wesen trieb! Ich begegnete auf der Treppe einem artigen hübschen Mädchen, mit munteren, etwas fragenden Augen, die ein wenig neugierig in die Welt hineinblickten, einer schlanken, niedlichen Gestalt, von flinker, hurtiger Beweglichkeit, und auch das Köpfchen nickte bisweilen auf und nieder, wie dasjenige eines Futter pickenden Vögleins.

Es war Lottchen, des Sekretärs Schirmer einziges Töchterlein.

Die Eltern suchten jede Berührung des Mädchens mit den jungen Mietsherren zu vermeiden; doch das war unmöglich bei so engen Räumlichkeiten, und es war ganz in Lottchens Hand gegeben, wie weit sie den gelehrten Zöglingen entgegenkommen wollte, die nacheinander im Wigwam ihres Vaters hausten. Mir gegenüber verhielt sie sich anfangs prüfend und zögernd; doch mir schien's, als ob sie an mir Gefallen fände; man merkt das an kleinen, aber unfehlbaren Anzeichen. Wenn man kalten Blicken begegnet, verdrießlich geschlossenen Lippen, einem kurz angebundenen Wesen, da mag man seinen Stab ruhig weitersetzen; doch wenn man angelächelt wird und noch dazu so munter und schelmisch, wie Lottchen Schirmer mich anlächelte, und wenn man sich so lange und so angenehm unterhält bei der ersten Begegnung, wie sich Lottchen mit mir unterhielt, da braucht man nicht zu verzweifeln an der Zukunft, und ich verzweifelte nicht daran; ich wußte, daß ich sie noch oft sehen und sprechen würde; denn wir konnten uns beim besten Willen kaum aus dem Wege gehen, und ich fühlte, daß wir diese Schwierigkeit zu überwinden keine große Lust haben würden. Ich selbst glaubte nie ein so holdseliges Geschöpf gesehen zu haben; ich war entzückt, berauscht, und der Gedanke, daß wir auf demselben Flur wohnten, daß dieselbe Korridorthür uns vor Dieben und Einbrechern schützte, wirkte fast beklemmend auf mich. Ich war dem ewig Weiblichen bisher nicht auf die Hühneraugen getreten; ich hatte mich in bescheidener Entfernung von ihm gehalten. Nur auf der Dorfschule war ich in eine semmelblonde Mitschülerin verliebt, mit reizenden Pockennarben im Gesicht, und auf dem Gymnasium in die älteste Tochter des Rektors, die so schönes aschblondes Haar hatte und eine ganz unbegreifliche Taille. Niemals hab ich etwas so Wespengleiches gesehen, das war ätherisch feenhaft! In meinen Träumen umfaßte ich diese Taille bisweilen; doch wachend hielt ich mich in bescheidener Entfernung. Sie war die Tochter des Rektors, schon als solche unnahbar, doch noch mehr durch ihr stolzes Wesen. Sie sah auf uns alle herab, als wären wir Sklaven, die in den Zuckerrohrfeldern ihres Vaters arbeiteten. Sie war meine zweite stille Liebe gewesen. So wenig vorbereitet war ich, als Lottchen Schirmer meine Wege kreuzte! Daß hier ein höherer Kursus begann, fühlt ich an jedem Schlage meines Herzens.

Wir sprachen zunächst über höchst gleichgültige Dinge in etwas thörichter Weise. So kündigt sich ja die Liebe an; es ist eine gewisse Benebelung der geistigen Fähigkeiten; je voller das Herz, desto leerer der Kopf. Und doch erfreut ich mich der besten Schulzeugnisse und galt auch im juristischen Seminar für einen befähigten Erklärer der Pandekten. Und was Lottchen betrifft, so hatte sie etwas so Aufgewecktes in ihrem Wesen, einen so forschenden Blick — wenn wir nichts Gescheites zu sprechen verstanden, so lag dies nur an der Überraschung, ein Wesen gefunden zu haben, zu welchem uns eine so mächtige Sympathie hinzog. Beim Abschied grüßte sie mit einem schalkhaften Übermut; sie lehnte ans Treppengeländer und schien nicht übel Lust zu haben, wie tolle Knaben dasselbe herunterzugleiten.

Ich entdeckte auf einmal in mir einen sehr praktischen Mieter, der die verschiedensten frommen Wünsche hegte. Das nötigte mich

öfter, Papa und Mama zu besuchen, um mich mit ihnen darüber zu verständigen; doch niemals war Lottchen anwesend. Und auch auf der Treppe begegneten wir uns lange Zeit nicht mehr. Da bei einem Sonntagsausflug traf ich sie wieder mit zwei jungen Freundinnen und einer alten Tante; ich grüßte höflich; sie stellte mich ihren Begleiterinnen vor. Es waren sehr geschmacklose Mädchen, die eine grasgrün, als wäre eine nasse Wiese an ihr hängen geblieben, die andere schreiend gelb, wie ein Kanarienvogel, und dabei eine Nase, wie der Pik von Teneriffa, während bei der grasgrünen alles so plattgedrückt war, als wäre man ihr mit einer Straßenwalze übers Gesicht gefahren. Von der Tante spreche ich nicht; denn Tanten als solche entziehen sich der ästhetischen Betrachtung. Wie stach Lottchen gegen die anderen ab! Wie reizend war sie! Da stimmte alles zusammen! Das ein wenig aufgeworfene kecke Näschen, die vorlauten Augen, das bezaubernde Lächeln, das ganze niedliche Köpfchen, Elfe und Kobold in eins verschmolzen! Doch es wäre hier aufgefallen, wenn ich ihr meine besondere Huldigung zugewendet hätte; ich mußte meine Liebenswürdigkeiten an alle verteilen; aber es that mir leid um diejenigen, die ich an die Grasgrüne und Kanariengelbe verschwendete. Der Vergnügungsort, an dem wir uns getroffen, war ein großer Garten mit einigen hölzernen, spärlich umrankten Laubengängen, mit kiesbestreuten Plätzen, wo Tische und Bänke standen, mit einigen krummen Apfelbäumen und ausgetretenen Rasenflächen. Er hatte nichts von einem Zaubergarten der Armida oder Aline, kaum etwas Grünes und Blühendes, und Tasso und Ariosto wären in Verlegenheit gewesen, wo sie hier zwei Liebende hätten unterbringen sollen. Doch gab es hier mancherlei, was sich in jenen dichterischen Paradiesen nicht fand: eine Schießbude, wo ich den Schönen galant die Waffen reichen konnte, mit denen Lottchen, die ein sehr scharfes Auge und, wie es schien, auch eine sichere Hand hatte, stets aus dem Centrum der Scheibe den Hanswurst in die Höhe schoß, unter dem lärmenden Triumphgeleier, das jeden solchen Meisterschuß begleitete. Dann aber befand sich auch dort eine Schaukel, welche meine Ritterdienste besonders in Anspruch nahm; ich gab ihr, als die Grüne und Gelbe darin saßen, einen so gewaltigen Stoß, daß jeder meines Herzens Wunsch erraten konnte, die bunten Vögel möchten in den Wipfeln der nächsten Bäume hängen bleiben; Lottchen aber schaukelte ich so sanft, daß sie wie in einer Wiege hin und her schwebte, so ganz wie meine Empfindungen sich in harmonischem Gleichmaß träumerisch hin und her schaukelten. Ich hatte sie bisher noch keinen Augenblick allein sprechen können; jetzt traf es sich, daß die Tante herbeikam und die Mädchen rief, um sie an die Heimkehr zu erinnern. Die beiden anderen drehten sich um; ich brachte die Schaukel mit einem mächtigen Ruck zum Stehen und half Lottchen heraus. Es war ein entzückender Augenblick, denn sie ruhte fest an meiner Brust und ich konnte ihr in aller Eile zuflüstern: „Warum sehen wir uns denn nie?“

„Sie kommen ja nie ins Gärtchen,“ sagte sie und machte mir dann, nachdem sie den sicheren Erdboden erreicht, einen verbindlich dankenden Knix. Dann nahm die Tante, die wie ein aufgestapelter Dreimaster mit allen möglichen bunten Bändern flaggte, die ganze Ladung an Bord und segelte mit den drei Mädchen von dannen.

Ich war sehr beschämt, als ich allein die Rückwanderung antrat. Alle Servituten konnte ich am Schnürchen hersagen; ich wußte, wie die alten Römer heirateten, per æs et libram und confarreatio, indem sie von einem Speltkuchen aßen; aber ich war doch ein himmelschreiender Dummkopf, und für mich war dieser Kuchen noch lange nicht gebacken. „Warum kommen Sie nicht ins Gärtchen?“ hatte sie gesagt! Und mir war es nie eingefallen, daß ich sie dort an irgend einem lauschigen Plätzchen treffen würde! Und sie saß gewiß stundenlang dort und harrte auf mich; ich brauchte bloß den Riegel des kleinen Gitterpförtchens zurückzuschieben — was hatte ich versäumt, ich Unglücklicher! Welche schönen Augenblicke, Viertelstunden, ja vielleicht Stunden; denn die Uhr schlägt keinem Glücklichen, und die alte Domuhr drüben auf der Insel hätte sich anstrengen mögen, soviel sie wollte, wir hätten nichts von ihren Schlägen gehört! Da lief ich die Treppen herauf und hinab, machte Besuche bei Vater und Mutter, marterte mein Ge-

hirn, um geeignete Anlässe dafür zu finden — und sie saß inzwischen drüben im Gärtchen! Doch die Reue ist wertlos, wenn sie nicht mit guten Vorsätzen Hand in Hand geht, und so nahm ich mir denn fest vor, das Versäumte nachzuholen, und gleich am nächsten Tage wollte ich den Anfang damit machen. Da legte sich der Himmel ins Mittel, vereitelte die rasche Ausführung meines Entschlusses und gab mich noch eine Woche lang der nagenden Reue preis! Denn so schön der Sonntag gewesen war und mit so hellem Sonnenschein er dem Schaukelvergnügen geleuchtet hatte, am Montag früh hatte sich der Himmel in dichtes Gewölk gehüllt, und es goß ein unendlicher Regen herab, wie Schiller es so schön ausdrückte für mein nachempfindendes Gemüt, einer jener Landregen, bei dem die Pilze gedeihen und die menschlichen Gemüter verkümmern und, wie der Shakespearesche Narr sagt, „der Regen, der regnete jeglichen Tag." Wohl begegnete ich ihr einigemal in dieser aschgrauen Zeit; doch es fehlte diesen Begegnungen jeder Zauber der Poesie. Einmal trug sie den Kehrbesen in der Hand, das andere Mal eine Suppenterrine, und was schlimmer war, die Mutter lauerte stets hinter halbgeöffneten Thüren im Hintergrunde.

Endlich hatte der Himmel ein Einsehen; die Sonne spiegelte sich in den Fluten des voll daherrauschenden Stromes und sog die Pfützen in Hof und Garten auf. Es herrschte eine sonntägliche Ruhe; das Glucksen, das Strudeln und Sprudeln der Dachröhren, das Tropfen von den Gesimsen, das eintönige Klatschen der himmlischen Niederschläge — alles hatte aufgehört, und nur in den Erdschlamm gebückte Blumenkronen und fortgespülte Blütenblätter verkündeten das unholde Walten der himmlischen Mächte. Mein erster Gang am Vormittag war in den Garten. Doch ach, es war noch alles aussichtslos! Die Erde, die Luft noch so feucht, und die innigste Liebe hätte sich dort nur den Schnupfen geholt.

Endlich ein heller Sonnentag, der das Verweilen im Garten gefahrlos machte für die Gesundheit, wenn auch nicht für das Herz; ich trat in den Garten und entdeckte, als ich den schmalen Weg hinter den Mauern der Bibliothek betrat, in einer den Abschluß desselben bildenden kleinen Laube, die ganz eingeklemmt war zwischen dem Strom und dem Mauerwerk, das ersehnte Lottchen im hellen Sommerkleide. Sie bemerkte mich nicht, denn sie war in die Lektüre eines Buches vertieft. Es war ein reizendes Bild. Das sinnig herabgeneigte Köpfchen mit dem krausen Haar, das ein wenig unordentlich war, so daß ein sich herbeistehlendes Lüftchen mit einzelnen rebellisch aufstrebenden, sich loslösenden Härchen sein Spiel treiben konnte, die niedergeschlagenen Augen, die sonst so scharf ins Leben guckten, die ganze von den Ranken des Geisblatts umsponnene zierliche, hellschimmernde Gestalt — es war ein anmutiges Stilleben, recht geeignet für das Titelkupfer einer Romanausgabe. „Wenn sie nicht hören, sehen, fühlen, was thun sie denn?" Darauf heißt die ungereimte Antwort: „sie lesen Romane." Und auch Lottchen las einen Roman. Als ich näher kam, schielte sie anfangs über die Blätter weg; dann hielt sie das Buch eine Zeit lang wie einen Schirm vor die Augen und ließ es sachte in den Schoß herabgleiten. Wie es mir schien, suchte sie in solcher Weise die Gemütsbewegung zu verbergen, die sie bei meiner Annäherung empfand. Dann erwiderte sie meine Begrüßung in einem etwas kühlen Tone.

„Sie suchen mich hier in meinem Schlupfwinkel auf, Herr Sternlein! Etwas spät, wie mir scheint."

„Das unheimliche Regenwetter," versetzte ich.

„O, diese Laube gewährt vollkommen Schutz, ich habe auch an den Regentagen bisweilen hier gesessen."

Das hatt ich allerdings nicht erwartet; da stand ich wieder beschämt. Ich hätte ja nur den Regenschirm zu nehmen brauchen, um bis zu meinem Glücke hindurchzudringen. Und Leander ist doch selbst über den Hellespont geschwommen!

„Ich glaubte nicht ..." stotterte ich.

„Lassen wir das," sagte sie kühl ablehnend und abbrechend.

Ich hatte sie beleidigt; sie war anspruchsvoll, wie ich merkte. Ich erkundigte mich nach ihrer Lektüre; sie zeigte mir den Titel des Buches. Es war das Werk einer weiblichen Feder. Den Namen kannt ich nicht

und habe ihn auch wieder vergessen; sie zeigte mir die Schlußzeilen, aus denen hervorging, daß die Liebenden sich gefunden hatten.

Sie rückte etwas fort, damit ich auf der Bank neben ihr Platz nehmen konnte.

„Es wird doch nicht auffallen, Fräulein?" sagte ich zaghaft.

Sie hatte nur ein überlegenes Lächeln für mein Bedenken. „Wer soll uns denn hier bemerken? Von der Brücke drüben kann man nicht in diesen Winkel sehen, und die Domherren von der Dominsel gucken überhaupt nur nach ihren Heiligenbildern."

Wir saßen eine Weile schweigend beisammen, ihre Nähe übte einen Zauber aus, der mich bannte; es war, als ob aus dem raschelnden Kleide, das mich berührte, ein elektrisches Fluidum ausströmte, von dem mein innerstes Wesen erzitterte.

Ich fand den Mut, ihr zu sagen, daß ich sie reizend finde; sie neigte das Köpfchen und pickte die Schmeichelei auf, wie ein Vögelchen sein Futter; ich hob hervor, wie sehr sie ihre Freundinnen aussteche, und erkundigte mich bei diesem Anlaß nach der Grünen und Gelben.

„Die Grüne heißt Sophie," sagte sie, „und ist die Tochter eines Materialwarenhändlers, der einen kleinen Kram und ein kleines Vermögen hat; sie beabsichtigt einen alten Witwer zu heiraten, der gegenüber einen größeren Laden mit Delikatessen und Südfrüchten hat. Pfui, wie kann man alte Männer heiraten! Das wäre nicht mein Geschmack; nur jung und jung gesellt sich gern. Die Gelbe aber ist die Tochter eines Theaterkassierers; sie ist verlobt mit einem Aktuar vom Stadtgericht. Sie hält das für eine sehr gute Partie; ich muß sagen, daß ich mich mit einer so subalternen Stellung nicht begnügen würde; ich würde es nicht ertragen können, wenn da eine Etage über mir lauter Leute wohnten, die auf mich herabsähen, Assessoren, Räte, Geheimräte mit ihren oft hochmütigen Frauen. Sie sind Jurist, Herr Sternlein?"

Ich bejahte diese Frage mit gutem Gewissen, soweit sie meine Zugehörigkeit zur Fakultät betraf und sich nicht auf die Kenntnisse bezog, die den „Juristen" erst machen.

„Sie sichern sich damit eine vornehme Zukunft ... das ist etwas anderes als solch eine Schreibmaschine, wie es leider auch mein Vater ist."

Lottchen war ehrgeizig, doch sie war auch neugierig; sie fragte mich nach den Verhältnissen meines Vaters aus, und daß er nicht bloß die Pfarräcker, sondern auch eigenen Acker besaß, schien ihr eine besondere Genugthuung zu gewähren.

Lottchen schien mit meinen Antworten zufrieden, sie schloß die forschenden Äuglein, um einen Augenblick ruhig darüber nachzudenken; ihr Köpfchen lag rückwärts auf der Lehne der Bank. O, hätt ich einen Kuß auf ihre Lippen drücken dürfen! Alles schien dazu einzuladen; doch ich wußte nur zu gut, daß ich durch solche Keckheit mir alles verderben konnte. Sie schlug die Augen auf, erhob sich, nahm ihr Buch, und mit einem „Leben Sie wohl, Herr Sternlein!" reichte sie mir die Hand, die ich etwas lange in der meinen hielt, ohne daß sie sich ungestüm aus der Gefangenschaft zu befreien suchte, und auch meinen leisen Druck erwiderte sie. Ich täuschte mich nicht, es war Seele in diesem Gegendruck; dafür hab ich ein feines Gefühl.

Dieser ersten Begegnung im Gärtchen folgten andere; wir waren ganz ungestört in der Laube; wir begannen allmählich recht vertraulich zu plaudern; sie war erstaunlich offenherzig und dabei schelmisch zum Entzücken. Wenn ich ihre Blütenkrone auseinanderfaltete, da sah ich auch allerlei kleines Gewürm herumkriechen; doch es waren meist niedliche Goldkäferchen. Ja, sie hatte ihre Fehler, sie war ein wenig spöttisch und etwas oben hinaus; doch das stand ihr alles so reizend, man hätte es nicht anders wünschen mögen.

Unser Alleinsein war nicht ohne Gefahr; am gefährlichsten war das Abendrot, das einen so vollen Glanz auf den Strom, einen so milden Schein auf die alten Mauern warf. Es stimmt das Gemüt weich, und in einem weichen Gemüt geht am raschesten die Saat der Liebe auf. Bei uns war sie schon aufgegangen, aber sie begann jetzt ins Kraut zu schießen. Wir drückten uns die Hände, ohne Abschied zu nehmen; das ist immer ein bedenkliches Zeichen. Und nun abends, der Mond ging gerade auf und sein bleiches Bild

lag im Strom, drüben vom Domturm schlug es die achte Stunde ... da gab ich ihr den ersten Kuß. Und dabei blieb es nicht; mochte die Domuhr ein Viertel oder halb schlagen ... wir küßten uns heute und morgen und an jeglichem Tag.

Doch die nächsten Tage brachten leider mancherlei Störungen; erst kam die Grüne, welche Lottchen vergeblich in ihrer Wohnung gesucht hatte; sie überraschte uns bei unseren Zärtlichkeiten. Und Tags darauf kam die Gelbe und fand ebenfalls den Weg zu unserer Laube — Lottchen machte nicht viel Aufhebens davon.

„Was weiter?“ sagte sie, „die Leute werden davon sprechen. Das kann man sich ja gefallen lassen. Schlimmsten Falls giebt es ja auch ein Mittel, um ihnen den Mund zu stopfen!“

Sie lächelte dabei schalkhaft; schlimmsten Falls ... was wollte sie damit sagen? Sie meinte wohl gar, wir sollten uns verloben und die Ringe tauschen? Und das nannte sie das Schlimmste. Wohl weil es das Beste war? Sie war eine kleine Satanella und hatte, wenn nicht den Teufel, doch wenigstens ein Teufelchen im Leibe.

Ich kann's nicht leugnen, ich hatte oft böse Gedanken und traute ihr allerlei Hinterlisten zu. Wie, wenn sie die Grüne und Gelbe selbst bestellt hätte, damit sie's unter die Leute brächten und ich gezwungen würde, mich zu erklären, um nicht ein anständiges Mädchen in üblen Ruf zu bringen? Doch nein, sie hatte mich ja gefesselt; das liebe, lose Mädchen hielt mich fest an seinen Zauberfädchen, wie Goethe sagt, und es bedurfte gar keiner schlauen Maßregeln, um mich zu meinem Glück zu zwingen. Dies Lottchen war für mich Gretchen und Klärchen und jedes entzückende weibliche Diminutiv der deutschen Dichtung, und ich wollte mich nie wieder von ihr trennen. Nur meinem Vater wollte ich mich noch anvertrauen. Da kam das Schreckliche, die plötzliche Todesnachricht; ich eilte verstört nach Hause; Lottchen sah mich mit Mißtrauen scheiden; sie hätte so gern den Verlobungsring am Finger gehabt; doch ich gelobte ihr Treue.

Eine Woche verging; ich weinte an der Leiche meines Vaters und auf dem Kirchhofe; es war der einzige Mensch, der für mich gesorgt, der sich um mich gekümmert hatte. Doch in welche Lage geriet ich selbst! Er hatte kein Vermögen hinterlassen, einige Schulden, die gedeckt werden mußten durch den Verkauf seiner Äcker; ich konnte keine Unterstützung mehr von irgend einer Seele erwarten. Er hatte in seinem Testament seinen Kummer darüber ausgesprochen, daß er mich ganz mittellos in der Welt zurücklassen mußte, und mir den Rat erteilt, mich der Landwirtschaft zu widmen, in der ich ja einige Kenntnisse besaß.

Ich hatte mir dies reizende Bild aus meiner Studentenzeit Zug für Zug ausgemalt, ich schwelgte in der Erinnerung; die Maschine, in der ich mir einen Schlummerpunsch zu brauen pflegte, brodelte auf dem Tische, und aus den Dampfwölkchen, die sich daraus erhoben, sah ich Lottchens reizendes Gesicht mir zuwinken, wie ein von Gewölk umrahmtes Engelsköpfchen. Ich goß mir ein Glas ein, träumerisch setzte ich's an die Lippen; doch da empfand ich's wie einen Stich im Herzen ... meine Erinnerungen waren dort angekommen, wo der rosige Schleier, der über meinem Leben flatterte, plötzlich zerrissen war und ich in ein trostloses, grauenvolles Dunkel blickte. Mit der schwarzen Schleife um den Arm kehrte ich nach der Universitätsstadt zurück; von Liebesgetändel konnte jetzt nicht die Rede sein; aber mich beherrschte auch ein ernsteres und tieferes Gefühl. Ich hatte nichts mehr in der Welt als Lottchen ... ihr gehörte meine Liebe und Treue, mein ganzes warmes und volles Empfinden! Ich traf sie wieder im Gärtchen; sie begrüßte mich mit fragenden Blicken und sprach dann ihr Bedauern aus über den schweren Verlust, den ich erlitten. Ich hätte sie in die Arme schließen, mich an ihrem Herzen ausweinen mögen; doch ich vermißte bei ihr jedes innige Entgegenkommen, sie hatte etwas kühl Ablehnendes in ihrem Wesen. Ich selbst konnte meines Schmerzes nicht Herr werden; mir standen die hellen Thränen in den Augen; sie wartete ab, bis ich mich beruhigt hatte, indem sie an dem Strumpf, den sie in den Händen hielt, fleißig weiterstrickte. Dann fragte sie mich, was aus den Äckern würde, die mein Vater von seinen Ersparnissen angekauft? Ich mußte ihr bekennen, daß sie den Gläu-

bigern zukämen, die nach Gutdünken verfügen würden.

„Den Gläubigern?" fragte sie erregt, und die Stricknadeln klirrten ungeduldig; „nun, wenn es solche Gläubiger giebt, was wird dann aus Ihnen?"

Ich schwieg einige Zeit; mir wurde es schwer, die demütigende Wahrheit zu sagen.

„Aus mir? Ja, es wird mir nichts übrig bleiben, als meine Studien aufzugeben und irgend einen Beruf zu ergreifen, der mir schon jetzt eine Existenz sichert!"

Jetzt rollte sie den Strickstrumpf zusammen, mit krampfhafter Hast; ich fürchtete, daß sie sich an den Nadeln stechen würde.

„O ja," sagte sie spöttisch, „solche Existenzen giebt es ja: Straßenkehrer oder Notenabschreiber oder Gerichtsexekutor."

„Nein, nein," rief ich aus, „ich werde mich bei einem Stellenbureau melden, um als wirtschaftlicher Beamter ein Unterkommen zu finden."

„O, Sie werden sich reizend ausnehmen in Wasserstiefeln, wenn Sie der gnädigen Frau in die Kutsche helfen."

„Sie denken zu gering von dieser Laufbahn. Sie gewährt früher, ja sogleich ein Unterkommen, während man bei der juristischen Carriere lange Jahre warten muß. Und man kann es darin ja auch weit bringen, Domänenpächter, Amtsrat ..."

Meine Stimme mochte nicht den rechten Brustton der Überzeugung haben; ich glaubte selbst nicht an das, was ich sagte; ich wußte zu gut, daß zu jenen glänzenden Stellungen, überhaupt zu allen großen Pachtungen etwas gehörte, was ich nicht besaß, was ich mir als kleiner Wirtschaftsbeamter nicht verdienen konnte ... Geld und wieder Geld. Sie war aufgestanden, Wölkchen krausten sich auf ihrer Stirn.

„Man hat doch immer sein Heim, freie Wohnung, es wächst einem alles zu."

„Nur die Frau nicht," sagte Lottchen, und eine Zornesröte bedeckte ihre Wangen.

„O, es ist dort Platz für zwei! Wenn man sich einschränken will, bei bescheidenen Ansprüchen ..."

„Es scheint mir doch," sagte Lottchen, „daß es auffallen muß, wenn wir hier immer zusammenstecken, und ich fürchte fast, daß Sie mich schon ins Gerede gebracht haben; ich wünsche daher, daß diese Begegnungen hier zum letztenmal stattgefunden haben mögen."

„Nun, während der Trauerzeit ..." sagte ich einlenkend, „es verbietet sich ja von selbst."

„Ob Trauerzeit oder Freudenzeit," sagte Lottchen, „das ist ganz gleichgültig! Ich will Ihnen nur eins sagen, Herr Sternlein: ich liebe die weißen Sklaven nicht und ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte nicht, daß Sie sich selbst so demütigen ließen, sich selbst so fortwerfen wollten."

„Aber redliche Arbeit ..." wagte ich einzuwerfen, doch sie ließ mich nicht zu Worte kommen.

„Mag ein gutes Gewissen geben, doch ich brauche ein anderes Ruhekissen. Eine abhängige Stellung des Mannes ... das färbt ab auch bei der Frau. Ich bin kein leichtsinniges Mädchen, welches küßt, um zu küssen; ich sah darin nur ein Gelöbnis für die Zukunft; doch Sie haben mich getäuscht. Ich hätte auf eine ferne Zukunft gewartet, wenn sie meinen Ansprüchen genügte; eine nahe, die mit Demütigungen verbunden ist, giebt es nicht für mich."

Ich hörte zu, wie man sein Todesurteil anhört, schweigend, gefaßt, nur mein innerer Jammer war um so größer, als sie dabei so herzgewinnend aussah, der Zorn ihr so reizend zu Gesicht stand, die geröteten Wangen, die feurigen Blicke — das alles hatt ich verloren! Mich faßte ein Schwindel; ich hielt mich an einem Pfosten der Laube.

„Ich bitte Sie, mir nicht gleich zu folgen, wenn ich jetzt den Garten verlasse; ein Viertelstündchen können Sie sich hier noch ausruhen. Im übrigen bedaure ich, daß ich noch eine Zeit lang mit Ihnen unter einem Dache leben muß, denn Sie haben die Miete leider vorausbezahlt."

Ein leichtes Kopfnicken war Lottchens letzter Gruß. Nicht lange darauf nahm ich für immer von ihr Abschied, als ich die Stadt verließ. Sie trat aus dem Zimmer heraus; die Gelbe und die Grüne waren gerade zum Besuch; ein kurzer flüchtiger Händedruck, ein wehleidiges Lächeln, eine Miene, wie wenn man einem Erde ins Grab nachwirft; sie schämte sich, wenn die Freundinnen dazu kamen, einem verarmten Jüng-

ling, auf den alle mit Verachtung sehen mußten, auch noch so viel Gunst zu gewähren. So schied ich von Lottchen! Du Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund — seh ich hier im goldenen Punsch dein liebliches Bild?

Einen Schlaftrunk — und dann will ich noch einmal von ihr träumen! Da steigt vielleicht die alte schöne Zeit noch einmal auf, ungetrübt! Doch wenn ich wachend ihrer denken will, da empfinde ich stets ein tiefes Leid; sie hat mir doch zu weh gethan, und es mischt sich immer etwas wie Mißachtung darein; denn ich muß es bekennen, sie hatte keinen guten Charakter.

* * *

Heute am Sonntag habe ich einmal wieder den Oberförster Sturmbach besucht. Er ist ein sonst sehr grober Herr, aber freundlich gegen mich, weil er mich für einen tüchtigen Landwirt hält und ich mich auch auf die Bienenzucht verstehe, die er selbst mit Vorliebe betreibt. Für mich ist es wenigstens ein wohlthuendes Gefühl, nicht über die Achsel angesehen zu werden, wie dies bei meiner Gutsherrschaft der Fall ist, welche offenbar glaubt, zwischen einem Gutsherrn und seinem Wirtschaftsinspektor gähne eine ungeheure Kluft, die durch keinen Salto mortale übersprungen werden könne. Darauf, daß ich auch die Universität besucht, legt der Förster kein besonderes Gewicht; von der Gelehrsamkeit hält er nicht viel, und auch gegen die Forstakademien hat er ein entschiedenes Vorurteil, seitdem ein angesehener Professor derselben beweisen wollte, daß der Einfluß des Waldes auf Klima, besonders auf die Regenmenge und auf die Gesundheit, sehr überschätzt, der Holzbedarf jetzt reichlich in anderer Weise gedeckt werde, sowohl was die Heizung, als auch was die bauliche Verwendung des Nutzholzes betreffe. Wenn Sturmbach darauf zu sprechen kam, so strich er herausfordernd seinen Schnurrbart und erklärte, er würde keinen Augenblick auf seinem Posten bleiben, wenn man ihn zwingen wolle, Waldparzellen auszuroden, oder ihm gar neue Anpflanzungen verbiete. „Das kommt von der Gelehrsamkeit,“ sagte er, „das sind nun unsere Forstmänner. Ist's nicht dasselbe, wie wenn man den Kavallerieoffizieren die Pferdezucht für überflüssig erklären würde?“ Ich stimmte ihm bei; die Theorien über den Nutzen des Waldes waren mir sehr gleichgültig, aber ich liebte den Wald, weil sich nirgends schöner träumen ließ als in seinen Schatten, seiner Einsamkeit, und mit seiner frischen Luft wehte uns ein so frisches Lebensgefühl an. Und ich blieb immer Hans der Träumer, und wieder haben meine Träume neues Leben gewonnen; ihr rosiges Gewölk umflattert eine schöne hehre Gestalt, die wie mit einer Strahlenkrone geschmückt daraus hervortritt.

Es ist des Oberförsters Tochter, Helene, und alle Dryaden des Waldes mögen sich vor ihr als vor ihrer Königin neigen. Das ist kein niedliches Lottchen mit einem anmutig kecken Tabatièrengesichtchen und dem Lockengekräusel auf Stirn und Scheitel, kein Mädchen, das so sans façon lächelt und küßt, wenn's ihr gerade so ums Herz ist; das ist eine schlanke Schönheit mit edlen Zügen und seelenvollen Augen, aber nicht stolz und spröde, sondern von herzgewinnender Freundlichkeit. Gegen mich zeigte sie diese in einer überraschenden Weise, als wollte sie gut machen, was das Schicksal an mir gesündigt hat. Sie hatte jedenfalls gehört, daß ich von meiner stolzen Gutsherrschaft nicht viel besser als ein Oberknecht behandelt wurde; sie wußte, daß meine Bildung diejenige meiner Berufsgenossen bei weitem überragte, und so hatte sie das berechtigte Mitleid mit mir, das ja allen den Unglücklichen zukommt, die im Leben nicht die Stelle einnehmen, welche sie durch ihre Vorbildung, durch ihr ganzes Streben in Anspruch nehmen durften. Einen tüchtigen Wirtschaftsinspektor zu bemitleiden, wäre ja grenzenlose Thorheit gewesen, aber ich war jedenfalls durch einen feindseligen Gegenwind an eine Küste verschlagen worden, wo mir's unheimlich zu Mute war, während andere, die dort aufgewachsen waren, sich da eines behaglichen Lebens erfreuten.

Solche Freundlichkeit, wie sie Helene mir bewies, war für mich wie Nektar und Ambrosia; doch sie stieg zu mir hernieder wie aus einer goldenen Wolke, und niemals hätte ich gewagt, meine Hand auszustrecken nach der hehren Erscheinung. Schon Lottchen,

eines Bibliothekssekretärs Tochter, hatte mich für zu gering gehalten, um einem so untergeordneten Wesen sein Lebensschicksal anzuvertrauen; wie groß war der Abstand, der mich von der Tochter eines Oberförsters trennte, um deren Hand sich, wie ich erfuhr, ein Feldjäger und ein Regierungsreferendar bewarben. Ich mußte alle meine Gefühle tief im Herzen verschließen, und doch fühlte ich mich so wohl in ihrer Nähe, daß ich diese Stunden für die einzig glücklichen meines freudlosen Lebens hielt.

Heute traf ich sie vor der Schwelle des Oberförsterhauses auf dem freien Vorplatz damit beschäftigt, die Jagdhunde mit einigen Leckereien zu füttern; dann begann sie einen blitzschnellen Wettlauf mit ihnen über die Wiese, bis an den Rand des Gehölzes — und wenn dann die schlanken Tiere schmeichelnd und kosend an ihr in die Höhe sprangen und sich wiederum duckten auf einen Wink von ihr — da erschien sie mir wie Diana, die Göttin der Jagden, und ich mußte unwillkürlich einige Verse aus Ovid, die in meinem Gedächtnis noch von der Sekunda her haften geblieben, leise hersagen. Hinter dem Stamme einer mächtigen Fichte verborgen, lugte ich hervor, um das Spiel des schönen Mädchens mit seiner flinken Gesellschaft mit anzusehen und zu bewundern. Wie anmutig waren alle ihre Bewegungen, welch harmonisches Gleichmaß in allen! Ihre Schnelligkeit artete nie in unschöne Hast aus; ihr goldblondes Gelock, in der Sonne schimmernd, umflog sie nicht aufgelöst und verwirrt; es bedurfte nur einer leisen Handbewegung, um es wieder zurechtzustreichen, daß es glatt und friedlich die harmonischen Züge umrahmte. Sie hatte kein Talent zur Bacchantin, und wenn sie auch den Cymbal geschlagen hätte, sie wäre immer dabei eine Muse geblieben.

Endlich trat ich hervor aus meinem Versteck, und Helene kam mir freundlich entgegen.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden! Sie gehören einmal zu unseren Sonntagen, und meinem Papa würde etwas fehlen, wenn Sie ausblieben. Er ist im Garten bei seinen Bienenstöcken. Kommen Sie!"

Wir trafen in der That den alten Herrn, wie er die Auswanderung des Bienenschwarmes beobachtete, der eben seinen Schwarmgesang ertönen ließ. Damit sich der Schwarm nicht irgendwo im Walde ansiedle, hatte er einen Kasten in Bereitschaft und kehrte jene Traube von vielen tausend Bienen hinein, die brausend vor dem Flugloche hing und sich dann der alten legitimen Königin anschloß, welche von der jüngeren Thronprätendentin vertrieben wurde. Helene und ich wir hielten uns in einiger Entfernung; der Oberförster hatte die Vorsichtsmaßregeln getroffen, ohne welche der Bienenvater von dem undankbaren Völkchen arg zugerichtet werden würde. Nachdem er die neue Kolonie sicher begründet, begrüßte er uns, und wir folgten ihm in die kleine Veranda, die an der hinteren Seite der Försterei nach dem prachtvollen Hochwalde hinausging. Da fanden wir den mit der sauberen Kaffeeserviette gedeckten Tisch, Honig und Weißbrot zum wohlschmeckenden Imbiß neben den Kaffeetassen, welche würzigen Mokkaduft ausströmten.

„Für meine monarchische Gesinnung," sagte der Oberförster, indem er sich seine behagliche Pfeife ansteckte, während Helene mir eine Cigarre anbot, „ist die Beschäftigung mit dem Haushalt der Bienen oder vielmehr mit dem Bienenstaate sehr wohlthuend. Die Natur hat uns ja hier vorbildlich gezeigt, was das Richtige ist. Diese Anhänglichkeit der Bienen an ihre Königin hat etwas Rührendes. Glauben Sie, daß die Getreuen in der neuen Kolonie aushalten würden, wenn die Königin nicht mit eingezogen wäre? Zwei Königinnen bekämpfen sich auf Tod und Leben; sie haben nicht Raum in einem Staate. Geht aber die einzige Königin eines Staates zu Grunde, so füttern die Bienen sich eine neue auf; denn Republiken giebt's da nicht, und das ist recht! Einer soll herrschen, der liebe Gott im Himmel, der Fürst im Staate, die Königin im Stocke! Freilich, solch eine Biene trägt das monarchische Gefühl im Leibe; sie ist monarchisch aus Instinkt. Da giebt es keinen Streit über Staatsverfassungen; in den Zellen und in den Fluglöchern wird nicht disputiert. Sie haben eine beneidenswerte Staatsraison, diese Bienen, die auch vor dem Massenmord nicht zurückschreckt! Die überlästigen Drohnen stechen sie tot; da giebt's kein Erbarmen,

das Wohl des Staates ist das höchste Gesetz!"

„Das wollen wir nicht lernen von den Insektenschwärmen," sagte Helene, „wir sind nicht mit so kalter Grausamkeit nur auf unseren Nutzen bedacht; wir haben die Liebe und das Erbarmen!"

Ich wagte den Einwurf, daß diese schönen Vorzüge der Menschheit doch auch im Kriege keine Rolle spielten und daß da auch für den Staat, für das Vaterland gemordet würde, wie in der Drohnenschlacht.

„Am Leben," sagte der Förster, „ist nicht so viel gelegen, wie die thörichten Gefühlsschwärmer sagen, welche glauben, die ganze Welt geht unter, wenn ihnen der Atem ausgeht. Wertvoll ist das Leben, aber dieser Wert kommt uns erst zum Bewußtsein, wenn man's einsetzt für andere höhere Güter; sonst hat das bißchen Atmen und Vegetieren wenig zu sagen."

Ich erfreute mich an der heldenmütigen Gesinnung des alten Herrn, der dabei seine Pfeife behaglich schmauchte, als wäre das alles ganz selbstverständlich. Helene streichelte zärtlich die weißen Haare des Alten; sie hing an ihm mit inniger Liebe.

Wir machten dann einen Gang in den Wald. Der Oberförster ließ uns öfters allein; er ging bisweilen mitten durchs Gehölz seitwärts, um zu sehen, wie weit die Holzschläger hier oder dort mit ihrer Arbeit gekommen waren und ob der Bericht des Revierförsters über die gefällten Bäume mit den Thatsachen stimmte.

Allein mit ihr — bald in den von der Abendsonne durchleuchteten Hallen des Buchenwaldes, bald auf dem Fußpfad am Waldesrande, wo junges Gehölz und allerlei Blütensträucher duftige Verstecke bildeten — mir war so feierlich zu Mute, als müßte mir irgend eine große Stunde meines Lebens schlagen! Sie war so liebenswürdig, sie sprach so warm und innig, ihre schönen großen Augen ruhten, wenn sie sich zu mir wandte, so fragend auf mir, als erwarteten sie eine beseligende Antwort; ihr Kleid streifte mich bisweilen, und es durchzuckte mich wie eine elektrische Flamme. Eine heiße Glut überströmte mich; ich bückte mich, um sie zu verbergen, und pflückte ihr einige Glockenblumen ab, die am Wege standen. O diese Campanulæ hatten ja keine sinnbildliche Bedeutung, sie drückten keinen Herzenswunsch, keine Liebeserklärung aus; es waren nur die Waldglöcklein, welche läuteten, wenn die Feenkönigin auf ihrem weißen Zelter über die Waldwege dahinritt. Wenn ich jetzt hätte sprechen dürfen — mir war's, als ob sie es erwartete. Soweit eines Mädchens Liebe sich zeigen durfte, ohne das Maß schicklicher Zurückhaltung zu überschreiten, so weit war sie mir ja entgegengekommen! Und mehr als das alles — ich fühlte ihre Liebe! Von Seele zu Seele geht's wie ein süßer Zwang — und die Herzen sollten sich weniger anziehen als im unermessenen Raum kreisende Weltkörper? Nein, da giebt's keine Zweifel, keine Frage, keinen Widerspruch. Wie auf unsichtbaren Ätherwolken strömte es von ihr zu mir herüber — zärtliche Neigung, heiße Sehnsucht! Und doch — wir waren beide stumm! Sie durfte ja nicht sprechen, wenn ich nicht sprach — und mir band der Gedanke an ein verfehltes Leben die Zunge.

Zwei blaue Blumen des mit Blüten überschütteten Singrüns, das am Wege stand, hatte ich gepflückt und sie der Begleiterin überreicht; sie nahm eine derselben und steckte sie mir ins Knopfloch und sah mich dabei mit einem so vollen warmen Blick an, daß ich ihn nie vergessen werde.

Da kam der Alte zurück — diesmal in ärgerlicher Stimmung. Es war nicht der rechte Baum gefällt, nicht das Klafterholz in ausreichendem Maße für die angesetzte Auktion geschlagen worden; über dem Haupte des unglücklichen Revierförsters zog sich eine schwere Wolke zusammen. Kernflüche und Schimpfwörter, deren bewundernswert reiche Auswahl dem Oberförster zu Gebote stand, regneten schon jetzt auf ihn hernieder; auf einen Wolkenbruch derselben mußte der Schuldige gefaßt sein, wenn er in leibhaftiger Gestalt vor den erzürnten Vorgesetzten trat.

Uns aber war die Stimmung verdorben, denn auf dem ganzen Heimwege polterte der Alte fort. Er war ein prächtiger Mann, wenn er bei guter Laune und der Himmel heiter war; doch wenn's bei ihm wetterte, da hielt das böse Wetter lange an, wie ein Gewitter, das sich in engen Bergschluchten verfangen hat. Da grollte es noch immer

fort, bald leiser, bald lauter, und er konnte sich nicht beruhigen.

Früher als sonst rüstete ich mich zum Heimweg. Zaghafter, zurückhaltender war Helenes Gruß als sonst; ich hatte sie doch wohl gekränkt, ohne es zu wissen.

Es war nicht die blaue Blume der Romantik, die ich im Knopfloch mit forttrug; aber doch sprach das Blümchen eine deutsame Sprache. Mochte es selbst auch bald verwelkt sein Köpfchen neigen — die immergrünen Blätter wurden nicht welk und fahl; es war das Immergrün der Erinnerung, das mich an jenen Augenblick mahnte, der mir ein ebenso schönes wie vergängliches, rasch verwelktes Glück gewährt hatte.

Auf dem Heimweg und jetzt im einsamen Zimmer, da kommt die Treppenweisheit über mich, die nüchterne Begleiterin der Reue, und ich frage mich: mußte dies denn so sein? Mußte das blaue Blümchen so rasch verblühen? Mußte ich den Augenblick, der nimmer wiederkehrt, so thöricht verscherzen? Konnte ich ihr nicht sagen: Helene, ich liebe dich! und wenn sie das mit einem beglückenden Echo erwidert hätte, war das nicht schon Seligkeit genug? Wohl, wir konnten uns nicht gehören, aber wir wußten doch, daß unsere Herzen sich gefunden hatten.

Und da fuhr mir's ketzerisch durch den Sinn: muß man denn immer nach der Ehe und ihren bürgerlichen Möglichkeiten fragen, wem das Herz voll ist von glühender Empfindung? Und dann — Helene ist ja kein Lottchen! Vielleicht wäre sie doch zu mir herabgestiegen; wir hätten zusammen gewartet, bis ein glücklicher Stern meinem Leben scheint! Ja, sie hätte sich vielleicht auch mit dem bescheidensten Lebenslose begnügt! Sie war nicht stolz, und stolz war ja auch der brummige Alte nicht! Er sah nur auf die Tüchtigkeit und den inneren Wert, und der ganze äußere Tand kümmerte ihn nicht. Ich hatte eine Frage frei an das Schicksal, und ich habe versäumt, sie zu thun.

Und doch, sind das alles nicht bloß Phantasiegebilde? Wie, wenn sie sich wie ein jedes Mädchen ohne Ausnahme daran erfreute, daß ihrer Schönheit gehuldigt wurde, gleichviel von wem die Huldigung kam? Vielleicht fand ich, wenn ich mich hervorwagte mit meinem Geständnis, verdiente Zurückweisung, und die Demütigung, die mir Lottchen bereitet hatte, wiederholte sich doppelt schmerzlich für mich, da ich sie hier selbst herausgefordert, während sie dort ein Mißgeschick, an dem ich unschuldig war, mir zugezogen hatte.

So bekämpften sich in mir die Anschauungen und Meinungen über das, was ich hätte thun oder lassen sollen, mit einer Erbitterung, als wenn da verschiedene eigensinnige Köpfe aufeinander platzten. Doch immer wieder und am lebhaftesten tauchte die Überzeugung auf, daß ich eine Unterlassungssünde begangen, die sich nicht vergeben ließ: ich hätte kühn mit meinem Geständnis hervortreten müssen, schon um volle Klarheit zu gewinnen, da die jetzige Unklarheit an meinem Leben zehrte. Das war unzweifelhaft, ich liebte sie hoffnungslos, da ich nicht den Mut hatte, das entscheidende Wort zu sprechen, und so die Liebe in meinem Herzen begrub.

* *
*

Ich hatte eine Einladung zum Mittagessen bei meiner Gutsherrschaft erhalten; es war der Geburtstag meines Gutsherrn. Da wurden zwar keine Saturnalien gefeiert, aber der Glanz dieses Festes leuchtete bis in die Fenster der Gutsinspektoren und der anderen Angestellten hinein, und sie wurden zur Mittagstafel mit herangezogen. Der Gutsherr kam sich wie der Großbauer der guten alten Zeit vor, der mit seinen Knechten und Mägden bei Tische saß und zusammen mit ihnen die Klöße aus der Suppenterrine herausfischte.

Herr Brüning stammte allerdings von Großbauern; er war ein sehr reicher Mann. Sein Vater hatte das große Rittergut gekauft und er selbst hatte es eingerichtet und einige angrenzende Besitzungen dazu gekauft.

Seine Frau hatte ihm auch ein ansehnliches Vermögen in die Ehe gebracht, und da sie ein adeliges Fräulein war, so hielt er sich jetzt für gänzlich desinfiziert von den bäuerlichen Ansteckungsstoffen und von allem, was an seine nicht stiftsfähige Herkunft erinnerte, und fühlte sich als Edelmann; ja,

er siegelte meistens mit dem Wappen seiner Frau. Er hatte Umgang mit dem Adel der Umgegend, mit den Offizieren und höheren Beamten der benachbarten Stadt, ja sogar der Oberpräsident war einmal bei ihm zu Gaste gewesen, und Brüning wurde auch stets zu dem einen großen Winterfest eingeladen, an welches der hohe Würdenträger seine ganzen Repräsentationsgelder verschwendete, und bei dem es stets sein Bewenden hatte, da er sonst nichts verschwenden konnte.

Brüning war ein untersetzter stämmiger Herr von breiter Brust und breiten Schultern und einem kirschroten Gesicht mit ein Paar schlauen grauen Äuglein, welche Mühe hatten, über den Backenwulst hervorzuzwinkern. Desto zarter war die adelige Gemahlin, fast körperlos; wie in einem ätherischen Spinngewebe saß ihre schöne Seele, welche alles Gemeine von sich fernhielt. Und zu diesem Gemeinen gehörten die wappenlosen Geschöpfe, wenn sie nicht sonst irgendwie sich eine glänzende Lebensstellung zu verschaffen gewußt, vor allem aber die weißen Sklaven, die der Gatte bezahlte.

Die Ehe hatte zwei Sprößlinge aufzuweisen; der noch junge Knabe schlug nach der Mutter, er war schmächtig und dürftig über die Maßen, das reine Ausrufungszeichen, und nur den Bemühungen einer orthopädischen Anstalt war es zu verdanken, daß sich das Ausrufungszeichen nicht in ein gekrümmtes Fragezeichen verwandelt hatte; die ältere Tochter aber sah dem Vater ähnlich, sie war ein ungeschlachtes Mädchen, für die schwersten Arbeiten des Ackerbaues und der Viehzucht geschaffen.

Wir Beamten hatten schon am Morgen unsere Glückwünsche zugleich mit einem riesigen Blumenstrauß überbracht, den der Gärtner, seines Zeichens ein heruntergekommener Kunstgärtner, mit Geschmack zusammengebunden und zugleich in jenem kolossalen Maßstabe, welcher auf den Gutsherrn Eindruck machte; denn alles, was ihm gefallen sollte, mußte recht groß, stark und dick sein.

Vor Tische hatten wir uns mit jener Pünktlichkeit, die dem Dienstpersonal geziemt, eingefunden und waren in einem Seitenkabinett des Empfangssalons untergebracht worden, damit die anderen eintretenden Gäste nicht unangenehm berührt wurden, wenn ihr erster Blick auf das „Personal“ fiel — ein Ausdruck, womit man die bezahlten Arbeitskräfte zu bezeichnen pflegt.

Wir kamen in der That erst zum Vorschein, als die andere Gesellschaft schon an der großen Tafel Platz genommen hatte, und wurden seßhaft an der untersten Ecke derselben; wir durften stolz darauf sein, daß man uns nicht ein Trompetertischchen, eine Marschallstafel gedeckt hatte, sondern daß wir in Reih und Glied mit den Honoratioren speisen durften.

Ich musterte die Tafel; vom untersten Platz aus beherrschte ich sie ganz, und ich hatte gute Augen. Es war mir peinlich, so viele gute Bekannte zu entdecken; ich wußte, daß sie mich übersehen würden.

Da war der Professor und Geheime Justizrat Dänicke mit seiner Frau; ich hatte in seinem Hause das juristische Seminar besucht und war auch bisweilen zu einem Abendthee geladen, mit und ohne Tanz, jedenfalls ohne Abendessen, denn den schwindsüchtigen Butterbrötchen würde man zu viel Ehre angethan haben, wenn man sie mit einem Namen bezeichnet hätte, mit welchem der Gedanke an etwas Nahrhaftes verknüpft ist. Dänicke war ein streitbarer Herr, nicht bloß mit der Feder, mit welcher er seine Lesarten gegen jeden Andersgläubigen verteidigte und die dabei so viele Grobheiten ausspritzte, wie sie bei gelehrten Streitigkeiten in Deutschland von alters her üblich sind, sondern auch vom Katheder herab, indem er in seinen Kollegien sogar seine Kollegen in schonungsloser Weise angriff, wenn sie es wagten, eine abweichende Meinung zu vertreten. Natürlich blieb die Rache nicht aus; der andere Pandektist besaß ebenfalls ein zum Truthahnkoller geneigtes Temperament und schleuderte seinen gelehrten Tomahawk mit großer Wurffertigkeit auf das Bleichgesicht, mit dessen Skalp er sich am liebsten geschmückt hätte. Das bereitete der akademischen Jugend eine große Freude; sie scharrte mit den Füßen sowohl hier wie dort und spendete dem einen wie dem anderen Lehrer ihren Beifall, welcher weniger der Sache galt, als der kräftigen Ausdrucksweise, mit der sie verteidigt wurde; es war

dieselbe Freude, die sie an den tüchtigen Hieben auf einer Mensur empfand.

Dänicke war in der That ein echtes Bleichgesicht, das einer Kalkwand glich; nur bei innerer Erhitzung flog ein rötlicher Schein darüber, und seine wasserblauen Augen gewannen ein helleres Licht; es war, wie wenn der Docht in einer Milchglaslampe angezündet worden wäre. Er war lang und dürr, und sein Kopf bewahrte eine vornehme Sonderstellung, indem er dem übrigen Körper durch einen langen Hals möglichst entfrembet war. Die Frau Justizrätin war eine entfernte Verwandte der Frau Brüning; auch sie hatte ihren Adel eingebüßt, wie dies früher nicht nur bei bürgerlichen Mißheiraten, sondern auch bei Verbrechen der Fall war. Neben dem steifen Gatten machte die kleine dicke Frau einen wohlthuenden Eindruck; sie hatte etwas Bewegliches und schien mit ihren Augen immer herumzulugen, ob sie irgend einen Vorteil für sich und ihre Familie erspähen konnte; denn sie hatte zwei noch unversorgte Töchter, deren Zukunft unsicher war, trotz der zahlreichen gestundeten Kollegiengelder, die doch eines schönen Tages einlaufen mußten. Die älteste hatte fast die Grenzlinie erreicht, wo Hoffen und Harren aufzuhören pflegt und man die Überzeugung gewinnt, daß man zum Narren gemacht wurde. Hulda mochte jetzt das sechsundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben. Ihre jüngere Schwester Tilde befand sich noch in der hoffnungsvollen Blütenzeit von zweiundzwanzig Jahren; sie war vor fünf Jahren ein recht artiges Mädchen mit einem Puppengesichtchen, mit Korallenlippen und durchsichtigen Glasaugen, und was diese Kleine betraf, so hatte die Justizrätin schon ein Auge auf mich geworfen, denn ich war doch in späterer Zeit ein möglicher Bräutigam, ich hatte, was mir niemand nehmen konnte: „Zukunft“, und ans Warten sind die Mädchen ja gewöhnt. Hulda hatte indes wohl ausgerechnet, daß der Termin zu lange hinausgeschoben wäre, und behandelte mich demgemäß mit schnöder Verachtung. Für Tildchen standen die Chancen günstiger; sie hatte ein besseres Einsehen, ich schien ihr überdies zu gefallen, und so hatte ich oft den Eindruck, als ob sie mir Avancen machte; doch mein Herz blieb ungerührt.

Neben dem Justizrat saß Frau von Robeck, eine junge Witwe, die für eine Schönheit galt; sie hatte dunkle Augen, schön gewölbte dunkle Augenbrauen, kastanienfarbige Haare, die ins Schwärzliche hinüberspielten, eine schlanke, stattliche Gestalt. Ich hatte sie im Salon des Professors getroffen; sie hatte ein Auge auf mich geworfen und zeichnete mich vor anderen jungen Männern aus. Daß sie mich jetzt weniger liebenswürdig fand, weil ich eine untergeordnete Lebensstellung wählen mußte, war nicht anzunehmen. Ihre stets suchenden Augen hatten mich auch bald aufgefunden, und ich bemerkte, wie sie öfters mit einem gewissen Anteil auf mir ruhten. Doch so vorurteilsfrei sie selbst darüber denken mochte, da es ihr bei einem Manne auf etwas ganz anderes ankam als auf seine bürgerliche Stellung, so konnte sie sich doch dem gesellschaftlichen Druck nicht entziehen, der einmal auf uns Parias lastet; sie hätte sich geschämt, mir vor der Welt eine Zuneigung zu offenbaren, aus der sie im stillen Kämmerlein kein Hehl gemacht hätte. Ich mußte an die Königinnen denken, welche ihre Lakaien liebten, aber vor dem versammelten Hof mit Unliebenswürdigkeit und Härte behandelten.

Am unangenehmsten waren mir zwei frühere Studiengenossen, der eine jetzt Assessor, der andere noch Referendar, beide in der Uniform der Reserveoffiziere, da in der Nähe eine Übung stattfand. Der erstere, ein Herr von Lancken, hatte schon auf der Universität ein hochfahrendes Wesen, und die akademische Gleichheit genierte ihn einem Pfarrerssohn gegenüber. Jetzt war ich natürlich gänzlich unter seinen Gesichtskreis herabgesunken; der andere, Bruno Mühling, hatte dagegen etwas Zaghaftes und war gewohnt, sich dem älteren Gefährten unterzuordnen. Dann saßen noch an der Tafel der Landrat des Kreises und ein paar vornehme Gutsbesitzer der Umgegend. Einige von ihnen kannte ich als leutselig und herablassend; aber ich wußte, daß ich für sie auch nur zu den lebenden Inventarstücken der Wirtschaft zählte.

Doch mitten in dieser Tafelrunde, die in mir nur das durchbohrende Gefühl meines Nichts hervorrufen konnte, gab es auch ein erhebendes Bild für mich, einen leuchtenden

Stern am nachtdunklen Firmament. Helene war anwesend; sie hatte mich freundlich und herzlich begrüßt, als sie an mir vorüber zu ihrem Platze schritt, und auch der Oberförster hatte mir und aller Welt durch einen herzlichen Händedruck gezeigt, daß er mich als einen jungen Freund ansehe.

Helene saß zwischen dem Assessor und dem Referendar, zwischen dem Husaren- und dem Ulanenlieutenant, eingerahmt von den bunten Uniformen, und nur zuweilen konnte ich ihr edles Profil erkennen, das zwischen der plattgedrückten Kalmückennase des Referendars und der stolzen raubvogelartigen des Assessors mit seiner Lieblichkeit fremdartig hervorlugte.

Der Assessor unterhielt sich lebhaft mit ihr — das war freilich geeignet, in mir eine schwermütige Stimmung hervorzurufen, wenn ich auch zu diesen Gefühlen der Eifersucht nicht das geringste Recht hatte. Lancken war mir zuwider wegen seines Hochmuts; aber ich mußte anerkennen, daß er ein stattlicher Herr war, der viele ritterliche Tugenden und auch hervorstechende geistige Eigenschaften besaß, die er nur allzu oft geltend machte, um andere, die ihm in irgend einer Weise mißliebig waren, zu demütigen.

Da er in der Abteilung der Forsten und Domänen bei der Provinzialregierung beschäftigt war, so führte ihn auch sein Beruf öfters zum Oberförster, und wenn er auch nicht der Vorgesetzte desselben war, so gehörte er doch einer Aufsichtsbehörde an, die von ihm respektiert werden mußte. Das Gerücht, daß Lancken sich um Helenes Hand bewerbe, war mir schon zu Ohren gekommen; es beschäftigte mich, es erregte mich, doch wenn ich in Lancken einen Nebenbuhler sehen wollte, so mußte ich mich sogleich selbst zur Ordnung rufen; ich hatte kein Recht dazu. Niemals hatte ich dem Mädchen meine Liebe gestanden, ich hatte mich selbst zum Schweigen verurteilt; wie sollte ich einem anderen das Recht streitig machen, zu sprechen?

Immer lebendiger wurde die Unterhaltung; der Weinkeller des Herrn Brüning spendete seine reichen Schätze; die seltenen Weine lösten sich ab, und als der Champagner einrückte, da wurden alle Geister entsiegelt, und wer nur ein Schaumflöckchen von Esprit ausspritzen konnte, der entkorkte gewiß die sonst verschlossenen Lippen. Die üblichen Toaste fehlten nicht; der Landrat, der als Abgeordneter zu schweigen verstand, sprach desto mehr in gesellschaftlichen Kreisen; seine Tischreden waren bekannt durch einen Luxus von Beredsamkeit, in deren Brillantsonnen bisweilen einige Witzraketen zischten. Dann sprach Herr Brüning sehr sachgemäß wie auf einem landwirtschaftlichen Kongreß. Der Landrat hatte seine Verdienste um die Bewirtschaftung des Mustergutes gerühmt. Herr Brüning hob den Druck hervor, der auf der Landwirtschaft laste; die zahlreichen Rittergutsbesitzer, die anwesend waren, spendeten dieser Rede den lebhaftesten Beifall und stießen mit ihm an, und als so die Champagnergläser überschäumten und überschwappten und ich in die geröteten Gesichter sah, da sagte ich mir, daß von diesem auf den Landwirten und Rittergutsbesitzern lastenden Druck der Verhältnisse gerade in diesem Augenblick wenig zu merken sei. Doch der Champagner hatte ja die Fähigkeit, alles in ein rosiges Licht zu rücken; das empfand ich auch an mir selbst; denn mir war auf einmal, als wäre die Welt um mich verzaubert und als hätte der kleine Doktor Asmodi mit seinem magischen Stabe die nüchterne Wirklichkeit in ein anheimelndes Märchen verwandelt. Ich sah alles nur durch einen rosigen Nebel ... die Stuckgenien lösten sich vom Plafond und den hohen Saalwinkeln los und schwebten, ihrer Schwere ledig, über unseren Häuptern; die Arabesken der Wandmalereien wanden sich wie zierliche Schlänglein um die Köpfe der Tafelrunde, und auf einmal saßen lauter märchenhafte Gestalten am Tisch. Der Landrat mit seiner Glatze und dem zurückgekrümmten Kinn war König Drosselbart. Die Frau Robeck mit ihren funkelnden Augen war eine Hexe; ich wußt es bestimmt; sie hatte jetzt die Schönheitstoilette vom Blocksberg an; aber wenn das Fest vorbei war, da lag der Besenstiel in der Ecke und sie war eine alte runzelige triefäugige Hexe. Die Frau Justizrätin und der kalkblasse Gatte waren, wie es schien, in lebhaften Streit geraten; der begehrlichen Frau wäre nur wohl zu Mute gewesen, wie der Frau Ilsebill, wenn sie auf ihren Befehl Sonne

und Mond hätte aufgehen lassen können, doch der Gatte war ärgerlich und schien vor sich hinzubrummen:

Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht so, wie ich wohl will.

Tildchen aber war nicht minder begehrlich als Mama, und sie blickte in die Höhe wie Marleenken zu dem schönsingenden bunten Vogel auf dem Machandelbaum, ob er wohl bald die goldene Kette aus der rechten Klaue herunterfallen läßt; doch es regnet heutzutage nicht so leicht goldene Ketten!

Und Brüning — wie er dasaß! O, das reine Rumpelstilzchen! Ich habe zwar nie ein Bild von dem gesehen ... doch so mußte der Mann aussehen, der alles Stroh zu glänzendem Golde spann! Das ist der Schutzgeist für die Landwirtschaft; dann könnte ihr kein alter oder neuer Kurs etwas anhaben! Und ringsherum die bunten Uniformen, die schmucken Märchenprinzen ... das wogte und wallte um mich wie Nebelgestalten. Doch hellleuchtend stand die eine unter ihnen; ich sah ein Diadem auf ihrem Haupte, es war die Feenkönigin aus dem Walde.

Da wurden die Stühle gerückt ... man erhob sich; war der Märchentraum zu Ende? Doch nein, jetzt begann ich erst selig zu träumen; denn Helene stand vor mir und sprach mit mir zutraulich heiter, als gingen wir im Wald spazieren, wo nur hier und dort ein Vogelauge aus dem Gebüsch sah, nicht diese neugierigen staunenden Menschengesichter; denn die Gutsbeamten rings um mich starrten das schöne Mädchen an, wie die Zwerge das Schneewittchen, das sie in ihrer Hütte fanden; ich aber wußte nicht, was ich sah und hörte und sprach; ich war übermannt von einem doppelten Rausch; ich sah, es ging in den Garten; die Herren führten ihre Damen. Mich ergriff's wie ein Schwindel; mit einem krampfhaften Aufgebot aller Willenskraft, die mir noch zur Verfügung stand, hielt ich mich zurück, daß ich ihr nicht in die Arme sank ... doch wer konnte mich hindern, ihr Ritter zu sein? Ich ergriff ihren Arm, um sie in den Garten zu führen.

„Unverschämter!" tönte es da mir ins Ohr, und ich fühlte mich von einer zornigen Hand fortgestoßen. Es war Lancken; er war in seinem guten Recht, es war seine Tischnachbarin und er hatte sie nur einen Augenblick freigegeben, als sie an mich herantreten wollte.

„Du wirst mir Rede stehen," rief ich zornentflammt; doch er war schon, Helene im Arm, die Saalthür hinausgegangen, die in den Garten führte. Ich wollte nachstürzen; doch der Gärtner, der Förster hielten mich zurück.

Brüning und die Honoratioren waren fast alle schon in den Garten vorausgegangen; der Auftritt hatte nur wenige Zeugen; doch gerade meine nächsten Tischgenossen waren erschreckt über mein Benehmen; sie hielten mich für betrunken, nahmen mich unter den Arm und führten mich in meine Wohnung.

Ich ernüchterte mich allmählich und hatte Zeit und Muße, über diese Vorgänge nachzudenken.

Wie nickende Pagoden kamen mir alle diese Menschen vor; welche kühlen kurzen Grüße hatten sie für mich, auch diejenigen, welche früher so viel Liebenswürdigkeiten an mich verschwendet hatten — besonders die Damen, die jedenfalls bei ihrem Unterricht in den gesellschaftlichen Formen besondere Weisungen erhalten, wie sie ihre Ablehnung und Geringschätzung am wirksamsten ausdrücken sollen, während sie dabei noch einen gewissen Schein von Höflichkeit bewahren. Daß Hulda ihrem Köpfchen nur einen leichten unmerklichen Ruck gab, wunderte mich nicht; aber auch Tildchen erwiderte meinen Gruß kaum und sah mit ihren Glasaugen gleich wieder nach der entgegengesetzten Seite, als wenn „Augen links" kommandiert oder sie am Faden gezogen worden wäre. Selbst Frau von Robeck hatte nur einen kurzen Gruß für mich und kein freundliches Lächeln; aber sie sah nicht fort und ihre Augen hatten ein eigentümliches Leuchten.

Ich war sehr unzufrieden mit mir, ich mußte fürchten, Helenes Gunst verscherzt zu haben. Wie unbeschreiblich thöricht war mein Benehmen! Dort im einsamen Walde hatte sich kein Wort, das meine Zuneigung aussprach, über meine Lippen gewagt — und hier in einer großen Gesellschaft drang ich mich ihr auf in einer so herausfordernden Weise. Zurechtgewiesen wie ein Schulknabe, mußte ich die beschämende Beleidigung

rächen ... Lancken mußte mir vor die Klinge oder vor die Pistole! Nur durch eine ritterliche That konnte ich in Helenes Augen die Scharte auswetzen, meine Selbstachtung wiedergewinnen.

Doch wo sollte ich einen Kartellträger, einen Sekundanten finden? Die Gutsbeamten eigneten sich nicht dazu, die Rittergutsbesitzer sahen auf mich herab. Da fiel mir Referendar Mühling ein; er war mein Universitätsfreund gewesen; zwar war er mit Lancken befreundet, doch dieser konnte leicht einen anderen Sekundanten finden. Ich wußte, daß beide als Brünings Gäste die Nacht im Schlosse zubringen würden; ich schrieb an Mühling, bat um seinen Besuch und schickte ihm durch einen Boten den Brief. Die Antwort lautete, ich möchte meine Hausthür offen lassen; wenn alles im Schloß zur Ruhe gegangen, werde er auf ein Viertelstündchen zu mir herüberkommen.

Wozu diese Heimlichkeit? Schämte er sich dieses Besuchs und des Verkehrs mit mir? Ich war wie ein ausrangierter Zug, der auf einem abgelegenen Geleise steht; lächerlich hätte sich jeder gemacht, der dort hätte einsteigen wollen. Ich ging aufgeregt am Saum des Parkes auf und nieder; ich sah von fern die in den Gängen, auf den Terrassen promenierenden Damen in ihren hellen Kleidern; auch Helene sah ich, und wieder ging Lancken an ihrer Seite. Dann machte ich einen Spaziergang, ziellos ins Weite hinaus, über die Felder. Zurückgekehrt hörte ich aus den offenstehenden Fenstern des Schlosses Gesang und Klavierspiel; es war gewiß Helene, eine Meisterin in beiden. Die Dunkelheit war inzwischen herabgesunken; hellbeleuchtet war die ganze Fensterreihe des Schlosses. Müßigen Träumereien konnte ich mich nicht hingeben; ich hatte noch im Wirtschaftshofe dafür zu sorgen, daß die Wagen der Gäste, die noch heute zurückkehren wollten, rechtzeitig vorfuhren, sobald sie bestellt wurden. Ich hörte von ferne vor dem Schloßportal Gelächter, fröhliches Durcheinanderschwatzen, hin und wieder ungewöhnlich laute Zurufe, wie sie sonst nur bei Kirchweihen und ähnlichen Volksbelustigungen üblich sind, in vornehmen Kreisen aber für das Zeichen einer sehr erhöhten Stimmung gelten können. Es waren die sich verabschiedenden Gäste. Jedenfalls war ich am heutigen Tage nicht der einzige Berauschte gewesen; die Honoratioren blieben mir nichts schuldig. Allmählich erloschen die Lichter im Schlosse; ich zog mich in mein Zimmer zurück und bereitete einen Punsch für die nächtliche Zusammenkunft.

Und wie ich dann in die Dampfwolken blickte, die aus der Bowle emporstiegen, da kamen mir allerlei tiefsinnige Gedanken. In der Märchenwelt werden die Aschenputtel Prinzessinnen, doch im Leben bleiben sie ewig Aschenputtel. Da giebt's Freigeister, die über die Mandarinenknöpfe im Staatswesen spotten; gewiß, zwischen einem Rat erster Klasse und einem Rat vierter Klasse ist ein sehr bemerkenswerter Unterschied; aber er reicht doch nicht aus zu einem Devotionsstrich, der sich bis zur ersterbenden Unterschrift am untersten Rande des Briefpapiers erstreckt. Was der Staat indes nur halb thut, das thut die Gesellschaft ganz. Welch eine Kluft zwischen dem Kapitalisten und den von ihm abhängigen Mitarbeitern und Arbeitern! Mitarbeiter ... das klingt so schön in rührenden Nachrufen an irgend ein verstorbenes Geschäftsmitglied. Mitgearbeitet hat er ja auch; aber im übrigen ließ man ihn vor der Thür stehen. Und nichts kommt dabei auf die tüchtige Leistung an! Der bezahlte Mitarbeiter, der einem unfähigen Kaufmann das ganze Geschäft glücklich und gewinnreich führt, gehört deshalb noch nicht in seinen Salon, und der Inspektor, der einem faulen Gutsherrn die glänzenden Erträgnisse eines vorzüglich bewirtschafteten Gutes zuwendet, wird nicht zum Niedersetzen genötigt, wenn er das Geld und die Wirtschaftsrechnungen bringt; er ist in gesellschaftlicher Hinsicht ein untergeordnetes Wesen, ohne daß dabei Stand oder Rang oder Herkunft des Gutsherrn mitsprechen, ja mag dieser Müller und er selbst Schulze heißen ... Nicht die Ranglisten, die Geldkisten schaffen die große Kluft, die durch die Gesellschaft geht. Wer Geld hat, kauft sich seine Sklaven, wie er sich sein Pferd kauft — und der einzige Unterschied, daß er mit jenem einen Kontrakt macht, kommt nicht sehr in Betracht. Auch ohne Kontrakt wird das Pferd im Stall gefüttert,

und mehr kann der Sklave auch nicht verlangen. Die große Komödie der Menschheit hat heutzutage keine Saturnalien mehr; doch da lauert der Kirchhof mit seinen offenen Gräbern, und wenn der Vorhang fällt, da verschwindet alles gleichmäßig in der Versenkung und da zählen weder die Knöpfe an der Mütze, noch die Raupen und Troddeln und die Sterne der Epauletten, weder die Ranglisten noch die Geldkisten ... da unten im Schoß der Mutter Erde ist alles gleich!

In diese Gedanken versunken, hörte ich unten die Hausthür gehen, und ich leuchtete alsbald dem Referendar Mühling die Treppe herauf. Er war in leichtem Hausanzug und erschien etwas blasiert und gelangweilt; schläfrig blickte er um sich im Zimmer und sah dann zum Fenster in den Hof hinaus, als beginge er ein Verbrechen, das keine Zeugen haben dürfe; dann warf er sich auf mein Sofa, das hart und unnachgiebig diese Belästigung ablehnte, und schlug einen gemütlichen Ton an.

„Nun, alter Junge, wie geht's? Das war ein kleines Rencontre heute mittag; doch du warst nicht mehr recht zurechnungsfähig."

„Aber Lancken war's, und er hat mich beleidigt."

„Er war ärgerlich ... dergleichen überhört man ..."

„Ich nicht, und das ist der Grund, warum ich dich zu mir gebeten habe. Ich will Lancken fordern; du sollst mein Sekundant sein."

Mühling sah mich mit großen Augen an, als wenn ich unglaubliche Dinge vorbrächte.

„Aber das ist ja Unsinn!" sagte er.

„Du weigerst dich, mir diesen Dienst zu leisten in einer Ehrensache?"

„Doch das geht ja nicht, geht wirklich nicht! Bedenke nur ..."

Er legte den Finger nachdrücklich an die plattgedrückte Nase; er wußte offenbar nicht recht, wie er das, was er sagen wollte, am schicklichsten einkleiden konnte.

„Ja, wie man's auch ansieht ... es geht wirklich nicht! Ich rate dir dringend ab, Lancken zu fordern; du würdest nur eine Demütigung erfahren. Sieh, deine studentische Satisfaktionsfähigkeit ist längst erloschen. Nun haben wir unser Ehrengericht — das hat seine eigenen Grundsätze. Du bist ein Gutsbeamter, höheres Gesinde, nimm's nicht übel, so denkt das Ehrengericht. Lancken braucht dir keine Satisfaktion zu geben; ja vielleicht darf er sie dir gar nicht geben!"

„Unmöglich," rief ich auffahrend.

„Laß die Sache lieber ruhen," sagte er und fügte gutmütig hinzu: „ich will alles beilegen! Im Grunde hast du den Anlaß zur ganzen Affaire gegeben; aber Lancken bedauert's, den Ausdruck gebraucht zu haben, der dich beleidigt. Und du kannst getrost dein unpassendes Benehmen bedauern; das wird dir jetzt selbst in der Nüchternheit schon eingeleuchtet haben. Du erklärst dies zuerst, ich bringe dir die Erklärung von Lancken. Er meint es gut, es thut ihm leid, daß du hier hast unterkriechen müssen. Zum Knallen kommt's doch nicht, das weiß er, und er brauchte sich gar nicht in der Sache zu rühren. Wenn er's doch thut, ist es nur edel von ihm! Treibst du die Sache weiter, so fällt der ganze Skandal auf dich."

Da saß ich nun, ohnmächtig mit den Zähnen knirschend. Je mehr ich's überlegte, Mühling hatte recht! Ich mußte ihm noch Dank wissen für seine Vermittelung; aber Helene? Wo blieb da meine Ritterlichkeit? Wie konnt ich in den Augen des Mädchens wieder zu Ehren kommen? Nun, die bedauernde Erklärung Lanckens rechtfertigte mich ja vollständig, wenn ich die ritterlichen Sporen wieder abschnallte. Ich setzte mich hin und schrieb meinerseits die gewünschten Zeilen. Mühling trank indes ein Glas Punsch nach dem anderen, um seine durch den Mittagstrunk abgestumpften Lebensgeister wieder aufzufrischen, und es gelang ihm, so daß er bald in eine heitere Stimmung versetzt wurde und ein Studentenlied zu singen begann. Ich setzte mich neben ihn, er wurde zutraulich wie in früheren Zeiten; doch er ließ sich nicht gehen, ohne sich gleich darauf zur Ordnung zu rufen. Er wurde wieder zurückhaltender, als fürchtete er, ich könne von der erneuerten Freundschaft einmal in gesellschaftlichen Kreisen störenden Gebrauch machen. Er begann mich über die Wirtschaftskosten, über die Erträgnisse des Gutes in den letzten Jahren, über die

Bodenbeschaffenheit mit einer Wißbegier auszuforschen, die mich befrembete, wenn ich ihr auch Rede stand. Das Gut befand sich ja in blühendem wirtschaftlichem Zustande, und ich hatte keine Amtsgeheimnisse zu wahren. Daß ich mich hätte zurückhaltender benehmen können, sah ich bald ein, denn ich erfuhr von Mühling, was ich selbst bisher nicht wußte, daß mein Gutsherr Brüning das Gut verkaufen wolle, mißvergnügt über die Bedrückung der Landwirtschaft, obschon er selbst gar keinen Anlaß hatte, mit seinen Einnahmen unzufrieden zu sein, und daß Mühlings Vater nicht abgeneigt war, das Gut zu kaufen. Daher diese Nachfragen nach den Erträgnissen und daher wohl auch die Bereitwilligkeit, mir einen nächtlichen Besuch zu machen. O, ich lernte meine Universitätsfreunde immer mehr schätzen! Mühling war nicht bösartig, doch er war furchtsam und abhängig von anderen. Er mochte mir von früher noch eine gewisse Zuneigung bewahrt haben, aber er hegte begründete Scheu, sie zu zeigen. Im übrigen war er schlau in seiner Art und liebte Hintertreppen. Es war schon spät in der Nacht, als wir voneinander schieden.

Daß er übrigens Wort gehalten, davon konnte ich mich schon am nächsten Vormittag überzeugen. Als Antwort auf meine Erklärung kam diejenige Landens, daß er bedaure, jenen Ausdruck gebraucht zu haben. Und doch hatte er mich in Gegenwart Helenes beleidigt! Und immer wieder tauchte in mir das Gefühl auf, daß kein Blatt Papier dies wieder gut machen konnte, sondern nur eine ritterliche Genugthuung! Wenn mir diese aber versagt blieb, so mußte ich mich freilich mit dem Zettel begnügen und darin sogar ein freundliches Entgegenkommen sehen.

Kaum hatte ich mich darüber beruhigt, kaum glaubte ich, diesen ganzen Vorgang für erledigt ansehen zu können, als ich in einer überraschenden und für mich höchst peinlichen Weise eines Besseren belehrt wurde. Herr Brüning ließ mich zu sich rufen und trat mir in seinem Arbeitszimmer als Jupiter tonans gegenüber. Seine üble Laune mochte noch durch die Nachwirkungen des gestrigen Festrausches verstärkt worden sein; er teilte mir kurz und bündig mit, daß er mir meine Stelle kündige, daß es ihm am willkommensten wäre, wenn ich gleich sein Haus verließe, und daß er mir den Gehalt für das Quartal gern auszahlen werde.

Ich war aufs äußerste betroffen und fragte nach dem Grund dieser plötzlichen Kündigung. „Sie haben sich," sagte er, „gegen meine Gäste in der unpassendsten Weise benommen, eine Dame insultiert und auch sonst Grund zu unangenehmen Ärgernissen gegeben. Wirtschaftsbeamte, die sich dergleichen herausnehmen, kann ich nicht länger in meinem Dienst behalten."

Ich sprach mein Bedauern über den Vorfall aus, erwähnte aber dabei, daß ich in dem Hause des Oberförsters als guter Bekannter verkehre und daß mir seine Tochter keine Fremde sei.

„Das ist ganz gleichgültig," sagte Herr Brüning. „Sie hatten die Dreistigkeit, sich der Tischdame eines hochangesehenen Gastes bemächtigen zu wollen, während er selbst zugegen war und bereit, ihr den Arm zu geben. Sie haben sich Dinge sagen lassen müssen, von denen ich nicht wünsche, daß sie meinen Beamten gesagt werden. Gehen Sie also, und je eher je lieber!"

Ich konnte nur noch erklären, daß ich auf den vorausbezahlten Gehalt verzichtete und das Feld noch an demselben Tage räumen würde, und wandte mich zum Abgang mit dem ritterlichen Stolz, der mir in solchen Augenblicken eigen ist. Im Herzen aber war mir etwas wehleidig zu Mute. Bei meinen kleinen Ersparnissen sah ich zunächst einer bedrängten Zeit entgegen, wenn es mir nicht gelang, bald eine andere Stelle zu finden. Und bei der heutigen Übervölkerung und dem Gedränge vor allen Thüren, wo sich nur irgend anklopfen läßt, war dies kein leichtes Ding.

Wer aber hatte mich bei dem Gutsherrn angeklagt? Landen und Mühling hatten es nicht gethan, dazu war ihre Gesinnung zu ehrenhaft! Ich gewann die trostlose Überzeugung, daß einer von den Beamten, die damals zugegen waren, den Denunzianten gespielt, und mein Verdacht fiel auf den Wirtschaftsschreiber, der mich haßte, weil ich ihm auf die Finger sah und durch meinen eigenen Fleiß seine Thätigkeit sehr einschränkte. Er schielte vielleicht selbst nach meiner Stel-

lung, denn er hatte eine Zeit lang eine landwirtschaftliche Schule besucht. Fast empfand ich's jetzt wie eine Wohlthat, aus diesen Verhältnissen herauszukommen; ich sah mich auf einmal von Neid und Eifersucht, von Schadenfreude und Böswilligkeit umgeben, und ich war bisher so vertrauensselig gewesen!

Ich schnürte mein Bündel; um Mitternacht kam die Post durch unsere Ortschaft, die zur nächsten Kreisstadt fuhr. Dort wollte ich vorläufig ein bescheidenes Absteigequartier nehmen und von dort aus mich mit den Agenturen, welche für Versorgung der Wirtschaftsbeamten thätig waren, ins Einvernehmen setzen.

Lange schwankte ich, ob ich noch einmal mich ins Forsthaus wagen sollte, um dort Abschied zu nehmen; doch ich hatte nicht den Mut, Helene unter die Augen zu treten; ich wußte nicht, wie sie über den letzten Vorfall dachte; es hätte mich allzusehr entmutigt, wenn sie mir noch ihren Unwillen mit auf den Weg gegeben. Verlieren konnt ich sie nicht; nie hatte ich den kühnen Gedanken gehabt, daß sie mir je gehören könne; aber ihr heiteres, sonniges Lächeln bei allen früheren Begegnungen, das war für mich ein köstlicher Besitz, den ich mir nicht rauben lassen wollte. Und ihre finstere Miene beim Abschied hätte mich darum gebracht.

Ich schrieb an den Oberförster einen herzlichen Abschiedsbrief, in welchem ich ihm mitteilte, daß ich infolge plötzlicher Kündigung diese Gegend verlassen müsse, dankte ihm für alle mir bewiesene Freundlichkeit und bat, den gleichen Dank mit meinem Abschiedsgruß auch seiner Tochter Helene in meinem Namen abzustatten.

Ich kann nicht sagen, daß mir der Abschied leicht wurde; an jedem Stückchen Erde, auf dem man geweilt und gewirkt, bleibt auch ein Stückchen von unserem Leben hängen. Stundenlang ging ich über die Felder, freute mich des reifenden Getreidesegens, der in diesem Jahre sehr reichlich ausfallen mußte, der Kartoffel- und Rübenfelder, die im besten Stand waren, und des gelbschimmernden Rapses, den ich mit Vorliebe angebaut. Brüning hatte mir in allem freie Hand gelassen. Mein eigenstes Werk war der Anbau von Mais, der mir wohlgeraten war; auch hatte ich einige Morgen mit Tabak bepflanzt, und dieser gedieh nach Wunsch. Als ich dem Walde näher kam, da sah ich die Äcker, die ich demselben abgerungen, gerodet und unter den Pflug gebracht. Das war eine friedliche Eroberung; ich kam mir vor wie ein Ansiedler, der die Kultur in die Wildnis trägt. In wie vielen Stunden und Tagen, Monaten und Jahren hatte ich hier geherrscht, dem Erdboden das Gesetz gegeben, den Fruchtwechsel bestimmt, den Fluren das Gepräge meines Fleißes, meiner Einsicht und Umsicht aufgedrückt! So innig sind meine Beziehungen zu diesem Stück Erde und doch wieder so locker, daß ein fremder Wille mit einem einzigen Machtspruch sie zerreißen kann.

Das erfüllte mich mit Wehmut. Als das einzige höchste mir bisher unerreichbare Gut erschien mir die Unabhängigkeit, die allein dem Manne den wahren Wert und seinen Bestrebungen Dauer verleihen kann.

Ich hatte mich wieder in den Wald begeben und mich auf die Bank an der Lichtung gesetzt. Früh war der Vollmond aufgegangen, und emporsteigend hatte er immer helleres Licht durch die Dämmerung und die wachsenden Schatten des Abends verbreitet. Zwischen zwei hochragenden Fichten sah er hervor und warf einen breiten Schattenriß der Baumgruppen auf die offene Wiese. Wollte mir der alte Freund dort oben beim Scheiden das Geleite geben? Warf er sein Silber auf den schlummernden Wald, daß dieser sich schmücke und putze zum Abschiedsfest? Oder lachte mich der Mann vom Monde aus mit seinem grinsenden Gesicht, das mit unerschütterlichem Behagen über der Erde ruht, während uns eine innere Unruhe unbehaglich hin und her treibt und der böse Schicksalswind uns bald hierhin, bald dorthin verstürmt?

Als ich so träumend dasaß, raschelte es im Gebüsch, und Doktor Asmodi stand vor mir. Ich freute mich, ein lebendes Wesen zu sehen, das meine schwermütigen Betrachtungen unterbrach. Die Augen leuchteten dämonisch in seinem Zwergengesicht, und wiederum erschien mir die kleine, in einen Mantel gehüllte Gestalt wenig Vertrauen erweckend. Gleichwohl, da ich den Drang

nach Mitteilung in mir fühlte, begann ich ihm mein Leid zu klagen.

„Ich weiß alles,“ sagte er.

Ich bat ihn, neben mir Platz zu nehmen; doch er versetzte: „Ich habe keine Zeit, nur so lange, bis meine Pferde drüben im Dorfe gefüttert sind; ich habe noch eine weite Fahrt zu machen. Sie trauen mir wohl eine Equipage nicht zu, Herr Sternlein? Oder glauben Sie, daß ich wie die Feenkönigin Mab nur auf einem duftigen Märchengespann kutschiere? Meine Pferde sind keine Sonnenstäubchen, sondern prachtvolle Trakehner Rappen, und keine kleine Mücke sitzt als Fuhrmann vorn, sondern auf dem Bock sitzt ein riesengroßer kräftiger Kutscher, der eine Peitsche schwingt, deren Griff nicht aus Heimchenknochen und deren Schnur nicht aus Fasern besteht. Nein, ich besitze eine stolze, vornehme Equipage.“

„Das bezweifle ich nicht, doch das kann mir wenig nützen!“

„Wer weiß,“ sagte Doktor Asmodi mit einem schlauen Lächeln.

„Ich gebe mir Mühe, ein neues Amt zu finden; vielleicht könnten Sie mir behilflich sein!“

„Empfinden Sie so viel Sehnsucht nach neuen Scherereien und Plackereien?“ versetzte Asmodi lächelnd.

„Ich muß mir eine Existenz schaffen!“

„Was thun und ertragen die Menschen nicht alles, nur um zu existieren? Als wenn daran so viel gelegen wäre! Der Welt sehr wenig bei den vielen Millionen Sterblichen, die auf dieser Erde herumkrabbeln! Und der einzelne merkt es ja auch weiter nicht, wenn's mit seiner Existenz zu Ende gegangen ist. Sie ist eben ein Vorurteil wie vieles andere. Jedoch, ich will sehen, was sich thun läßt. Ich glaube, ich habe eine Stelle für Sie —“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein.“

„In einer Stunde fahr ich bei Ihnen vor, da besprechen wir das Nähere. Hier geniert mich der Mondschein; ich ertrag ihn oft nicht! Mir ist, als ob ich mit Silberdrähten umsponnen würde. Das raubt mir den Atem. Ich habe feine Nerven; sie sind kosmischen Einflüssen zugänglich ... ich bin auch schon im Bettlaken auf die Dächer geklettert. Der Mondschein rächt sich an mir; er ist mir so widerwärtig, weil er so vollkommen überflüssig ist! Die Sonne und den Sonnenschein — ja, das läßt man sich gefallen, das hat doch Sinn und Schick! Aber warum die Erde diesen albernen Trabanten mit sich herumschleppt, der, wenn er im Kalender steht, den Städten die Laternenbeleuchtung erspart und sonst erbärmliches krankes Volk auf die Dächer treibt, dafür giebt's gar keinen vernünftigen Grund! Ich würde die Abschaffung des Mondscheins dekretieren, wenn ich bei den himmlischen Mächten etwas zu sagen hätte; mich fröstelt in seinem Licht! Also — auf baldiges Wiedersehen!“

Er stand schon fast hinter mir, als er dies sagte, und als ich mich umdrehte, war er im Gebüsch verschwunden.

Nachdenklich ging ich nach Hause. Der kleine Mann hatte etwas von einem Hexenmeister; vielleicht konnte er in der That mir eine gute Stelle besorgen. Ich traute ihm die Macht zu, wenn er nur den Willen hatte; so sehr hatte er mir imponiert. Mochte er den Mond hassen, die Strahlen desselben spannen mich ein wie in ein Zaubernetz. Wenn alles Starre schmilzt in diesem weichen Licht, da scheint auch vor den Träumen der Seele der Widerstand des Irdischen fortzuschmelzen; es giebt nichts Unmögliches mehr und die Welt gehört dem Märchen.

Die Dorfuhr schlug die zwölfte Stunde; ich sah zum Fenster hinaus; alles war in Licht gebadet, als wollte der Mond mit der Sonne wetteifern. Da hört ich Rollen von Wagenrädern, und ein schnaubendes Gespann hielt vor meiner Thür. Prächtige Rappen mit goldenem Zaumzeug, und der Wagen selbst — o, Aschenbrödel konnte in keiner schöneren Kalesche gefahren sein! Vergeblich sah ich mich nach dem Doktor Asmodi um; er saß nicht im Wagen. Da klopfte es an der Thür und er trat ein; er hatte in seinem ganzen Wesen etwas Unterwürfiges.

„Ihr Gepäck, Herr Sternlein?“

„Nur dort der Koffer!“

Er trat ans Fenster und winkte; gleich darauf erschien ein goldbetreßter Lakai, um den Koffer hinauszutragen und ihn hinten auf dem Wagen festzuschnallen.

„Sie sind wohl reisefertig, Herr Stern-

lein?" sagte der kleine Doktor und verneigte sich vor mir, wie ein Hofmarschall vor dem Prinzen.

„Gewiß — doch wohin geht die Reise?"

„Das darf ich nicht verraten! Nur um eine Vergünstigung bitte ich Sie ..."

„Ich habe doch nichts Derartiges zu gewähren," sagte ich lachend.

„Wohl — ich bitte Sie, mich in Ihrem Wagen mitzunehmen."

„Das ist doch selbstverständlich," sagte ich. „Sie verfügen ja über das Gefährte."

„Sie irren — der Wagen, die Pferde sind Ihr Eigentum."

Ich sah kein spöttisches Lächeln auf dem Zwergenangesicht; er sprach in vollem Ernst; ich stand vor einem Rätsel.

„Nun denn," rief ich ärgerlich lachend, „mag der Wagen mir oder dem Teufel gehören — Ihre Gesellschaft wird mir sehr willkommen sein; ohne Sie würde ich ja fürchten, daß diese Rappen Flügel bekommen und mich in die Lüfte entführen. Wenn Sie dabei sind, da werden wir wohl auf der Erde, auf den Vicinalwegen und Chausseen bleiben."

Er nickte bejahend mit dem Kopfe, wie ein kleiner Pagode.

Wir stiegen in den prächtigen, mit Seide ausgeschlagenen Wagen — die Rappen zogen an, und hinaus ging die Traumfahrt in die taghelle Nacht.

Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich hinweggehoben über alle irdische Sorge; ein Gefühl des Schwebens, wie man es oft in Träumen empfindet.

Das waren ja dieselben Äcker ringsum, die ich gepflügt, die jungen Obstbäume, die ich gepflanzt, die wogenden Saaten, über welche der Nachtwind wie mit weichen Fingern dahinstrich, ich hatte ja den Samen dem Schoß der Erde anvertraut — und doch kam mir all das Bekannte so fremd vor, als wär es von einer zaubermächtigen Fee vertauscht, als wären die Blätter und Halme versilbert und die ganze Natur in eine große Schatzkammer verwandelt worden — und als reichten mir all die Äste, die sich mir entgegenstreckten, die Schlüssel dazu! Und der Mond lag im Teich, wie ein goldener Nibelungenhort — und ich brauchte ihm bloß zu winken, daß er emportauche aus der Tiefe. Und dazu die schnaubenden Rosse und das goldfunkelnde Geschirr!

So ging es weiter — hier dunkle Hügelreihen mit scharf am Nachthimmel sich abschneidenden Kämmen, weiterhin blaue Berge, verschwimmend im silbernen Duft.

Als Schulknabe hatte ich oft das Gefühl, als müsse hinter diesen Bergen ein entzückendes Eden liegen, etwas Überraschendes, Ungeahntes, ein Ziel, der Sehnsucht wert, von der mein Busen schwoll. Später erkannte ich, daß dahinter wieder Dörfer lagen mit Kirchen und Rittergüter mit wohl oder übel gepflegten Äckern und Eisenbahnen mit Telegraphenstangen, und irgend ein kleines Nest mit krummen Gassen und einem vielleicht studierten Bürgermeister, und wenn's hoch kommt, einem Landrat, der über so und so viele Kreisgendarmen befiehlt! Und ich war ernüchtert von der Eintönigkeit des Erdendaseins, und die ärmlichen Beleuchtungseffekte der Natur konnten mich nicht darüber täuschen.

Jetzt aber war ich wieder in die Stimmung des Schulknaben versetzt — Ahnungen von etwas Wunderbarem, Unerhörtem zogen mir durch die Brust. Wirklich, der kleine Mann mir gegenüber auf dem Rücksitz hatte mir ein Fortunatushütlein aufgesetzt. Es war ja vielleicht alles ein Wahngebilde, eine optische Täuschung; aber das volle Glücksgefühl, das meinen Busen schwellte, das war kein Trug.

„Sie wollten mir eine Stellung verschaffen," sagte ich, „aber wie komme ich, der Wirtschaftsinspektor a. D., zu dieser Equipage?"

Asmodi räusperte sich.

„Sie werden doch gewiß mit einer Stellung zufrieden sein, die Ihnen solche Vorteile gewährt," sagte er.

„Und wenn Sie auch scherzen, wenn dies eine herrschaftliche Equipage ist — Wirtschaftsinspektoren holt man in solchen Wagen nicht ab."

„Sie sind es ja noch nicht," versetzte Asmodi mit einem etwas boshaften Lächeln.

„Um so weniger begreife ich —"

„Herr Sternlein — Sie können meinen Worten trauen, es ist Ihr Wagen! Sie müssen sich schon daran gewöhnen, Eigentum zu besitzen; es fällt dies den Sterblichen

schwer, welche aus der Tasche anderer Leute ihren Lebensunterhalt bezogen haben. Natürlich verdienten sie sich denselben mit Fleiß und Arbeit; aber das ändert nichts; es sind und bleiben die Besitzlosen. Wenn diese sich gar in die Arbeitslosen verwandeln, dann werden sie erst recht empfinden, daß sie auf Erden überflüssig sind. Und Sie standen jetzt dicht an diesem Abgrund! Was hilft da aller Stolz, alles berechtigte Selbstgefühl, alle Menschenwürde! Sie haben Tüchtiges geleistet, gut! Aber man braucht Sie nicht mehr aus diesem oder jenem Grunde. Gründe sind ja so wohlfeil wie Brombeeren, sagt der dicke John Falstaff, der allerdings nie gearbeitet hat — man setzt Sie auf die Straße! Und wenn Sie auch ein Übermensch sind — Sie müssen Demut lernen und Ihre Dienste anbieten hier und dort und froh sein, wenn man Sie mit gnädigem Lächeln in Dienst nimmt. Wenn Sie früher auch ein Gut ganz allein bewirtschaftet und in die Höhe gebracht haben — das wird in Ihrem Zeugnis nicht stehen; der Gutsherr wird sich doch selbst dies Verdienst zuschreiben und Ihnen höchstens nachrühmen, daß Sie ihm hilfreiche Hand geleistet haben; denn der Besitz nimmt allen Ruhm für sich in Anspruch, und dies Recht bleibt ihm unbestritten. So ist's ja auch bei höheren Staatsstellen — wer sie besitzt, trägt den Ruhm davon, wenn er auch der Arbeit der Untergebenen zukommt. Die Nichtbesitzer sind und bleiben arme Teufel, die man ablohnt — und das waren Sie bisher."

„Und bin ich's nicht jetzt noch?" fragte ich.

„Sie besitzen jetzt eine Equipage," antwortete Asmodi, indem er seinen Mund zu dem höhnischen Lächeln verzog, das mir so widerwärtig war.

Indessen ging die Traumfahrt weiter. Die Felswände auf beiden Seiten einer engen Schlucht waren so märchenhaft beleuchtet; mir war's, als träten die metallenen Adern, die sie durchzogen, hier und dort zu Tage, als deckten sie schamlos das versteckte Geheimnis der Erde auf! Ja, das schwere Metall da drinnen in den Tiefen, mag es sich auch draußen und droben in leichtes Papier verwandeln — das ist ja das Gewicht, das sich an uns hängt, das uns fesselt und zu Sklaven macht. Das ist nicht das Traumgebilde vom Erdgeist, das dem Faust erschien; das ist der echte Erdgeist, der aus den Tiefen herausgegraben wird und die Welt beherrscht. O, leuchtet nur, ihr Metalladern der Tiefe! Leuchtet mir ins lichtlose Leben hinein!

Der Weg in der Schlucht stieg aufwärts, die Rosse schienen die Steigung nicht zu bemerken, der Kutscher kümmerte sich nicht darum. Die Chaussee hatten wir längst verlassen; es war ein steiniger Hohlweg; die Funken stoben, die Pferde schnaubten. Wäre das wirklich mein Gespann — da kam die Sorge des Besitzers über mich; man soll mir meine schönen Pferde nicht zu Schanden jagen; wenn es bergauf geht, schont jeder verständige Kutscher sein Gespann! Ich war schon im Begriff loszuwettern; doch der Gnom mir gegenüber hatte mir gewiß etwas vorgeschwindelt; der Knirps lächelte nach wie vor so böswillig.

Oben auf der Höhe angekommen, hatten wir den Blick in einen reizenden Thalkessel; funkelnde Teiche, schattige Gründe — und dort — hinter einem Gürtel von Eichen und Ulmen — ein Lichterglanz, wie von irgend einer feenhaften Beleuchtung! Woher dieser festliche Glanz? Es war tief in der Nacht — feierten die Geister eine Orgie, ehe der Hahn krähte? Da strahlte etwas hoch über den Eichenwipfeln; es war die erleuchtete Uhr eines Schloßturmes; der Glanz der Lichter unter ihm mußte von dem Schlosse herrühren. Ich fragte meinen Begleiter.

„Das ist das Gut," sagte er, „wo Sie eine Stelle finden werden."

„Und diese Stelle ist mir so sicher?"

„Vollkommen sicher," versetzte er; „ich habe Sie empfohlen! Wen Doktor Asmodi empfiehlt, der ist geborgen!"

„Weshalb aber sind alle Fenster erhellt?"

„Wohl zur Feier Ihrer Ankunft," versetzte der Kleine mit seinem grinsenden Lächeln. Dieser Hohn erbitterte mich, doch ich hatte ja die Hoffnung, meinen Begleiter bald los zu werden. Nur das gab mir einen Stich ins Herz, daß ich ihm vielleicht zu Dank verpflichtet sein mußte! Vielleicht — ich glaubte noch immer, daß alles ein Trug sei.

Am Wege, auf erhöhtem Rande stand eine

arbeitende Windmühle, unter deren Flügeln wir fast hindurchfahren mußten; sie drehten sich gespenstig; mir wurde es fast wirbelig und schwindelig von diesem Flügelschlag des Holzgespenstes dicht über meinem Kopfe. Der hinterhaltige Asmodi, der trotz seines unterthänigen Wesens bisweilen die Rolle eines Mentors annahm, benutzte auch diesen Anlaß zu einigen anzüglichen Bemerkungen.

„Der Wind geht hier recht lebhaft auf der Höhe! Wäre ich ein Dichter, ich würde einen Hymnus auf den Wind dichten. Der alte Äolus mit seinen Schläuchen wird von unseren modernen Poeten nicht genug verherrlicht; er ist eigentlich der Gott, der unsere Gegenwart beherrscht. Die öffentliche Meinung, die Mode, sie kommen geradeswegs aus den Schläuchen des alten Windgottes her, und sie wechseln so rasch wie die Winde, die bald aus dieser, bald aus jener Richtung blasen. Die Hauptsache ist, sie aufzufangen und seine Flügel danach zu stellen. Das alte hölzerne Gehäuse, bei dem wir vorbeigefahren, ist drehbar. Drehbarkeit, darauf kommt alles an für den Erfolg. Die Windmühle hat einen sogenannten Sterz, an welchem sie nach der Windrichtung gedreht wird. Wer nicht an einem solchen Sterz steht, der mag verhungern, wenn auch der lustigste Wind weht, denn das Gangwerk seiner Mühle regt sich nicht!"

„Es ist freilich vieles Wind in der Welt," versetzte ich, „der Ruhm vor allem — und Sie scheinen mir auch ein solches kleines Fabelwesen zu sein, welches die Schläuche des Äolus öffnet; denn ich fürchte, Sie machen mir auch Wind vor mit all den Märchen, die Sie mir erzählen."

Asmodi schüttelte den Kopf. Ich folgte nicht den Gedankenreihen, die er mit seinen Bemerkungen angeregt hatte. Mein Gefühl, als wir unter der Windmühle hindurchfuhren, war ein ganz anderes gewesen; so als ob über mir ein dunkler Riesenvogel die Flügel schlüge, Unheil verkündend bei meinem Eintritt in ein neues Leben!

Wir hatten nun im Thal den Baumgürtel erreicht, durch welchen hindurch ich die Lichter des Schlosses hatte leuchten sehen. Und als wir durch die Reihen dieser mächtigen Vorposten hindurchgefahren, da lag das Schloß vor uns! Es war eigentlich ein Schlößlein, angebaut an einen alten, renovierten Turm, der wohl von Burgtrümmern herstammte; doch es war ein zierlicher Bau, mit einer säulengetragenen Vorhalle, und alle Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes blieben nach wie vor erleuchtet.

Als wir vorfuhren, sprangen zwei betreßte Lakaien herbei; ich wurde sogleich in ein komfortabel eingerichtetes Zimmer geführt. Asmodi erklärte mir, ich möchte meinen Koffer öffnen und Gesellschaftstoilette anlegen, denn es sei geladene Gesellschaft anwesend. Das Souper hätte sie freilich schon hinter sich, doch ich fände auf meinem Zimmer reichlichen Ersatz dafür, und auch an guten Weinen fehle es nicht. Ich möchte mich daher erquicken, ehe ich mich dem Herrn Justizrat vorstellte.

Das also war der Besitzer des Schlosses — der Herr Justizrat! Waren die Gäste schon so lange versammelt, so konnten sie auch noch länger warten. Mein Koffer blieb zunächst noch geschlossen, aber ich setzte mich an den Tisch, aß und trank mit Behagen; es waren köstliche Speisen, köstliche Weine; ein Lakai wartete auf. Dann erst schloß ich die Thür und warf mich in mein Gesellschaftskleid. Asmodi patrouillierte auf der Treppe auf und ab; er nahm mich alsbald in Empfang und führte mich in den ersten kleinen Salon, der die Saalräume eröffnete, in dem sich die Gesellschaft versammelt hatte. Der Justizrat stand vor mir; es war ein ältlicher Herr mit einem etwas verkniffenen Gesicht und einer blauen Brille; wenn er sprach, gerieten seine faltigen Züge in eine zuckende Bewegung, doch er hatte ein wohlwollendes Lächeln auf seine Lippen geheftet und begrüßte mich durchaus nicht wie ein Gutsherr, der einen Angestellten vor sich sieht, sondern mit der Freundlichkeit, die man einem gesellschaftlich Gleichstehenden erweist. So ganz auf einem Niveau standen wir freilich nicht; er war viel älter als ich, ein angesehener Jurist, und das mußte ich doch empfinden in meines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Ich entschuldigte mich wegen meiner späten oder vielmehr frühen Ankunft und berührte die Stellung, die ich hier in Zukunft an-

nehmen sollte; doch er sagte: „Jetzt nichts von Geschäften, davon später!“

Er führte mich in den Saal und stellte mich der Reihe nach den Damen und Herren vor. Welch ein Wunder war vorgegangen? Wer konnte mir Auskunft darüber geben? Vielleicht der kleine Asmodi, der neben und hinter mir herschritt, in weißer Weste, blauem Frack, bei dem ich nur hinten die Knöpfe für den Kammerherrnschlüssel vermißte. Er trug eine schwere goldene Kette und, wenn ich recht sah, auch eine Ordensrosette im Knopfloch; weiß Gott, welcher Höllengeist sie ihm dahin gezaubert hatte. Ich konnte ihn jetzt nicht fragen, ich mußte selbst mit mir zu Rate gehen, um mir das Unbegreifliche zu erklären.

Das letzte Mittagessen bei meinem früheren Gutsherrn schwebte mir vor Augen ... was hatte sich denn seitdem geändert? Dort bemerkte man mich kaum; hier fand ich überall ein verbindliches Lächeln, bei den Herren einen Händedruck. Und es waren dieselben gesellschaftlichen Kreise — Rittergutsbesitzer mit ihren Damen aus der Umgegend, Reserveoffiziere, Landgerichtsräte aus einer nahen Stadt; Landesälteste — auch der Landrat fehlte nicht! Es war freilich ein anderer, ein ganz junger Herr, eben aus einer Provinzialregierung entsprungen; aber er hatte einen recht boshaften Klemmer, den er ins Auge drückte, wenn er irgend eine Erscheinung musterte. Mißliebig war ihm wohl das meiste auf der Welt, und sein Glas an der Gummischnur sprang auch bald wieder mißvergnügt herunter und klirrte an den Rockknöpfen.

Doch ich hatte Gnade vor seinen Augen gefunden; der Klemmer blieb haften; er unterhielt sich längere Zeit mit mir, und zwar über wirtschaftliche Gegenstände, da er, obwohl kein Grundbesitzer, doch zu den aufgeklärten Landräten gehörte, welche Roggen und Gerste zu unterscheiden vermögen. Von meinen persönlichen Verhältnissen war freilich mit keiner Silbe die Rede.

Das Büffett war noch reich mit Champagner, Punsch und Bier, Torten und Delikatessen versehen; man sprach ihm eifrig zu; es ist unglaublich, wieviel der Mensch nach einem guten und reichlichen Souper noch vertilgen kann, wenn einmal der Ehrgeiz des Magens angefacht ist und dieser sich als der wichtigste Teil des menschlichen Organismus bemühen will, wie in der mir noch von der Sekunda her bekannten Fabel des Menenius Agrippa. Auch ich war unter den Tapferen, die stets von neuem Sturm auf das Büffett liefen; ich war in einer so gehobenen Stimmung, daß ich selbst galant wurde und den Damen meine Ritterdienste anbot, um ihnen zu einigen Süßigkeiten, zu Punsch oder Limonade zu verhelfen. Alle nahmen diese Dienste an und erwiderten meine Liebenswürdigkeit mit einer Holdseligkeit, die den Jüngeren besser zu Gesicht stand als den Alten, von denen einige indes mich in besondere Protektion genommen hatten und fast den Ton mütterlicher Zärtlichkeit annahmen, wenn sie mich bedauerten, weil meine Dienstwilligkeit mich am ruhigen Genuß des Daseins hindere.

War das alles ein Traum? In der That, dem kleinen Magier Asmodi hätt ich's zugetraut, daß er mich mit einigen unbemerkten Handbewegungen und bannenden Blicken in einen künstlichen Schlaf versetzte, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn ich plötzlich auf dem ledernen Sofa in meiner Wirtschafterwohnung erwacht wäre. Ich hatte nur den Augenblick nicht bemerkt, wo er mich einschläferte — vielleicht gerade, als ein Wagen herbeirasselte, den ich dann für ein goldenes Gespann hielt und in den ich einstieg — natürlich schon im Traum!

War ich der Wirtschaftsinspektor Sternlein, der den untersten Platz bei Tisch erhielt, den die Damen stets nur mit einer unmerklichen Kopfbewegung begrüßt hatten? Und hier auf einmal der Hahn im Korbe! Wo war mir denn der stolze Kamm gewachsen? Ich stand vor einem Rätsel.

Asmodi huschte an mir vorüber; er schlängelte sich zwischen zwei Damenschleppen hindurch, als wenn er gar nicht den Fußboden berührte, wie ein kleiner Luftgeist. Da faßt' ich ihn und zog ihn in eine Ecke.

„Jetzt erklären Sie mir alles — ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Sie haben den Schlüssel zu diesem Geheimnis ... welche Rolle spiel ich eigentlich hier?“

„Die Hauptrolle! Doch gedulden Sie sich noch zehn Minuten ... soll ich Ihnen so lange noch einige Knackmandeln bringen?“

Asmodi verschwand wieder im Gedränge; das Büffett hatte gerade eine große Anziehungskraft ausgeübt; ich flüchtete aus den dichten Gruppen von Herren und Damen in ein benachbartes Kabinett und hatte die Genugthuung, dort ganz einsam zu sein; ich ließ mich in einen Fauteuil nieder und musterte die Ölgemälde drüben an der Wand. Es waren mythologische Bilder: hier die reizende Danae, auf welche der goldene Regen niederflutete; auf dem Bilde daneben ein närrischer Kauz mit Eselsohren; es war trotzdem ein König; ich erkannte sofort den Midas, welcher nach einem Apfel griff, der sich in seinen Händen in blankes Gold verwandelte; die anderen prachtvollen Äpfel des Baumes schimmerten so verlockend wie diejenigen der Hesperiden in ihrer saftigen Frische; doch der Langohrige blickte auf sie mit einem wehmütigen Blick. Er wußte, daß sie zwar nicht wie die Früchte des Tantalus vor ihm zurückschnellen, daß sie aber bei seiner Berührung sich in hartes funkelndes Gold verwandeln würden. Die Maler hatten seltsame Phantasien; ich sagte mir, daß das Gold vom Übel sei, wo es nicht hingehöre, wie dies bei der Danae und dem Midas allerdings der Fall sei, daß es aber sonst doch sehr schätzenswerte Eigenschaften besitze. Und die Geschichten aus der alten Götterlehre konnten mich nicht eines Besseren belehren. Da kam Asmodi hereingeschlichen.

„Herr Sternlein, man erwartet Sie in dem großen Saal; dort haben sich schon viele Gäste versammelt; der Herr Justizrat will ein wichtiges Aktenstück vorlesen."

Ich folgte dem kleinen Doktor. Der Saal hatte sich in der That gefüllt; der Justizrat stand auf einer kleinen Estrade an einem Lesetischchen, auf welchem ein aktenmäßiges Dokument lag. Der Kronleuchter über ihm warf auf die blaue Brille tanzende, schielende Lichter; seine Gesichtsmuskeln arbeiteten krampfhaft, als wollten sie die innere Aufregung ablenken. Dann begann er mit einer etwas heiseren Stimme, die sich allmählich klärte:

„Meine Damen und Herren! Ich hatte Sie eingeladen, um gesellschaftlich sich zu zerstreuen; aber Sie sollten auch Zeugen eines geschäftlichen Vorgangs sein und die Bekanntschaft eines neuen Gutsnachbars machen; die Schuld der Gastfreundschaft, die mir selbst gegenüber einer so liebenswürdigen Nachbarschaft obliegt, habe ich mit dem heutigen Abend bezahlt. Mein Besitz ist von so kurzer Dauer, daß ich mich leider nicht zum zweitenmal hier als Hausherr im Kreise meiner Gäste bewegen kann. Der Besitz des Ritterguts und aller seiner Dependenzen ist mit dem heutigen Tage in die Hände des hier anwesenden Herrn Lorenz Sternlein übergegangen."

Es schien mir, als ob diese Mitteilung auf die anderen nicht den überraschenden Eindruck machte, wie auf mich; sie waren offenbar schon durch das stets geschäftige Gerücht in die kommenden Dinge eingeweiht; ich selbst aber war so betroffen, daß ich leichenblaß wurde; ich fühlte es selbst, auch ruhten alle Blicke auf mir; ich mußte mich festhalten an dem Stuhle, hinter dem ich stand. Vor mir saß Asmodi; er spielte mit seiner goldenen Uhrkette; dann drehte er sich um und sah mit seinem grinsenden Lachen zu mir empor und nickte mir zu, als wollte er mir sagen: „Nun werden Sie mir doch Glauben schenken."

„Aber ich begreife nicht," sagte ich stotternd, „ich habe nicht die Ehre, Herr Justizrat ..."

„Mein junger Freund," versetzte dieser, „Sie erhalten das Geschenk durch meine Hand, aber ich bin nicht der Geschenkgeber. Ja, meine Herren und Damen, ich habe mich nur kurze Zeit in Ihren Kreis gedrängt, und ich bedaure aufs tiefste, daß ich bei meinem abgelegenen Wohnsitz nur selten die Ehre haben werde, die Bekanntschaft so ausgezeichneter Herren und Damen zu pflegen. Der Geschenkgeber selbst will unbekannt bleiben; es ist nicht meine Sache, die Gründe zu prüfen, die ihn dazu bestimmen. Ich war nur eine Mittelsperson, wie wir Juristen uns ja öfters in die Kette der Geber und Empfänger einschieben. Und nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Aktenstück vorlese, durch welches Rittergut Strahlau mit allen Vorwerken und Dependenzen von mir, dem Justizrat Nergler, Herrn Lorenz Sternlein zum Geschenk gemacht wird."

Und der Justizrat las und ich hörte aller-

lei, von Äckern, Feldern und Wiesen, von den Vorwerken Gehringsgrün und Lippenwalde; doch wenn mir einer den Mond vermacht hätte mit all seinen Gebirgen und Kratern, ich würde das Verzeichnis derselben nicht mit größerer Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit angehört haben, als ich jetzt die Namen der Vorwerke, der Wald- und Wiesenparzellen hörte, und selbst der Jagdbezirk und die Patronatskirche rührten mich nicht. Ich konnte das Unglaubliche nicht fassen, und während ich dazu vergebliche Versuche machte, entging mir die Aufzählung der ganzen Herrlichkeit, die mich auf einmal aus der Reihe der notleidenden Wirtschaftsbeamten in den Kreis der Gutsherren, der notleidenden Agrarier emporhob.

„Es ist noch eine kleine Bedingung dabei," versetzte der Justizrat, „doch diese will ich nachher dem neuen Besitzer privatim mitteilen, ehe er das Dokument unterzeichnet. Zunächst aber, Herr Sternlein, meine herzlichen Glückwünsche."

Ich war näher herangetreten; über den kleinen Lesetisch hinweg reichten wir uns die Hände. Nun entlud sich aber ein Strom von Begrüßungen und Glückwünschen über mich ... nichts als innige Teilnahme! Das war ein Händedrücken und Händeschütteln; die runzeligen Gesichter der alten Damen verklärte eine herzgewinnende Freundlichkeit; die jungen Damen lächelten verschämt; selbst der stolzeste und steifste Herr von allen, ein alter Majoratsherr, der reichste Besitzer, wie mir Asmodi mitteilte, als ich ihn nach der grotesken Erscheinung dieses Granden fragte, reichte mir, wenngleich mit einer gewissen Herablassung, die Hand.

Ich aber wuchs in meinen eigenen Augen; ich fühlte auf einmal, was mir im Leben noch nie begegnet, festen Boden unter meinen Füßen. Wenn nur die fatale Bedingung nicht gewesen wäre ... das beschäftigte mich! Es giebt ja Bedingungen, durch welche das schönste Dokument zum Mottenfraß werden kann. Obgleich ich fast erstickte unter all den Liebenswürdigkeiten, mit denen man mich überhäufte, so konnt ich doch den Augenblick nicht abwarten, wo mich der Justizrat in das kleine Kabinett führen würde. Inzwischen gab ich zerstreute Antworten; ich verwechselte die jungen und die alten Damen bei meinen Galanterien und bemerkte nur bei einem leisen Aufschrei, daß ich einer oder der anderen auf die Hühneraugen getreten hatte.

Endlich kam der ersehnte Augenblick; der Justizrat gab mir einen Wink, und wir traten zusammen in das Kabinett zu Danae und Midas.

Das Dokument, Tinte und Feder, lag vor uns.

„Es handelt sich noch um eine kleine Bedingung," sagte der Justizrat; „ihre Erfüllung wird Ihnen nicht lästig fallen, ja, wie ich hoffe, zum Heil gereichen. Ich verlange, daß Sie Herrn Doktor Asmodi zu sich ins Haus nehmen, ihm Kost und freie Wohnung gewähren, ihn als Ihren Ratgeber betrachten, der sich, wie ich wohl annehmen darf, bald in Ihren Freund verwandeln wird."

Ich war zwar auf Schlimmeres gefaßt gewesen; gleichwohl mißfiel mir diese Bedingung; ich sollte den unheimlichen Gesellen mir ins Haus setzen? War ich da nicht in fortwährender Gefahr, daß der kleine Zauberer, der mir vielleicht dies ganze Märchenschloß herbeigehext, mir's auf einmal wieder in die Lüfte fortblasen konnte?

„Ich weiß nicht, Herr Justizrat," versetzte ich, „welches Interesse Sie daran haben können, daß Herr Doktor Asmodi hier auf Strahlau mein Hausgenosse bleibt."

„Vergessen Sie nicht, junger Freund," versetzte dieser, „daß ich selbst an allen diesen Dingen gar kein Interesse habe und mich nicht um die Herzensangelegenheiten meiner Klienten kümmere, sondern nur um die thatsächlichen Verhältnisse und die Rechtsparagraphen, die sie betreffen."

Das leuchtete mir vollkommen ein; auch war ich nicht gesonnen, überflüssige Neugier zu zeigen; ich hatte ja allen Grund, mit den Thatsachen zufrieden zu sein, sie hatten etwas Rätselhaftes; aber ich brauchte mir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen; ich war glücklicher Besitzer von Strahlau, gleichviel ob eine gütige Fee, die vielleicht einmal an meiner Wiege gestanden hatte, ein damals abgelegtes Gelübde eingelöst, oder ob ein Fußtritt des leibhaftigen Satans mir dies Rittergut aus der Erde gestampft hatte.

„Ich muß bekennen,“ sagte ich, „daß Doktor Asmodi zunächst nicht meine Sympathie besitzt, obschon er ein sehr geistreicher Herr zu sein scheint, und wenn ich die Wahl hätte, würde ich mir einen anderen Busenfreund aussuchen; doch da ich ihn einmal mit dem übrigen Inventar dieses Rittergutes mit übernehmen muß, auf dem sich allerlei nicht registrierte Geschöpfe in Wald und Flur befinden, die mir auch nicht sympathisch sind, wie Kreuzspinnen und Kreuzottern, so zögere ich nicht, auch in diese Bedingung zu willigen. Wie aber, wenn mir Doktor Asmodi die Erfüllung derselben unmöglich machte, wenn er alle meine Angelegenheiten in Verwirrung brächte oder wenn er mir gar einmal den Dolch auf die Brust setzte?“

„Das alles ist nicht zu befürchten,“ versetzte der Justizrat. „Doktor Asmodi hat seine Eigenheiten wie jedes Genie. Aber er ist ein Ehrenmann! Und wär es nicht der Fall — so wenden Sie sich an mich; ich wache über alles.“

„Ich bin einverstanden,“ sagte ich.

„So bitt ich noch um Ihre Unterschrift — so! Die gerichtliche Eintragung und alles weitere werden wir in den nächsten Tagen besorgen. Sehen Sie, im Osten rötet sich schon der Himmel; die Hähne krähen; es ist Morgen!“

Die Hähne krähen; da fiel mir ein, daß sie den mitternächtigen Spuk verscheuchen! Doch die Mauern des Schlosses wankten ja nicht; ich saß auf einem gepolsterten schönen Lehnstuhl mit Gobelins und nicht auf dem harten Sofa in meiner Wirtschafterwohnung.

Und doch — als ich in den Saal trat, war die ganze Gesellschaft fortgeweht wie ein Spuk der Nachtzeit. Ich fragte den Justizrat nach diesem raschen Verschwinden, er zuckte mit den Achseln.

„Es ist ja Morgen, die Gäste treibt es nach Hause. Hören Sie nicht das Rollen der fortfahrenden Wagen? Auch der meinige ist vorgefahren — auf baldiges Wiedersehen, Herr Sternlein!“

Er verabschiedete sich — nun war ich ganz allein! Niemand mehr im Saale ... da fühlte ich einen Händedruck, der mich kalt durchschauerte.

„Nochmals meinen herzlichen Glückwunsch, Herr Sternlein,“ sagte Doktor Asmodi, „Sie sind jetzt ein großer Gutsherr, nun wollen wir zusammen wirtschaften.“

(Fortsetzung folgt.)





Andreas Schlüter.

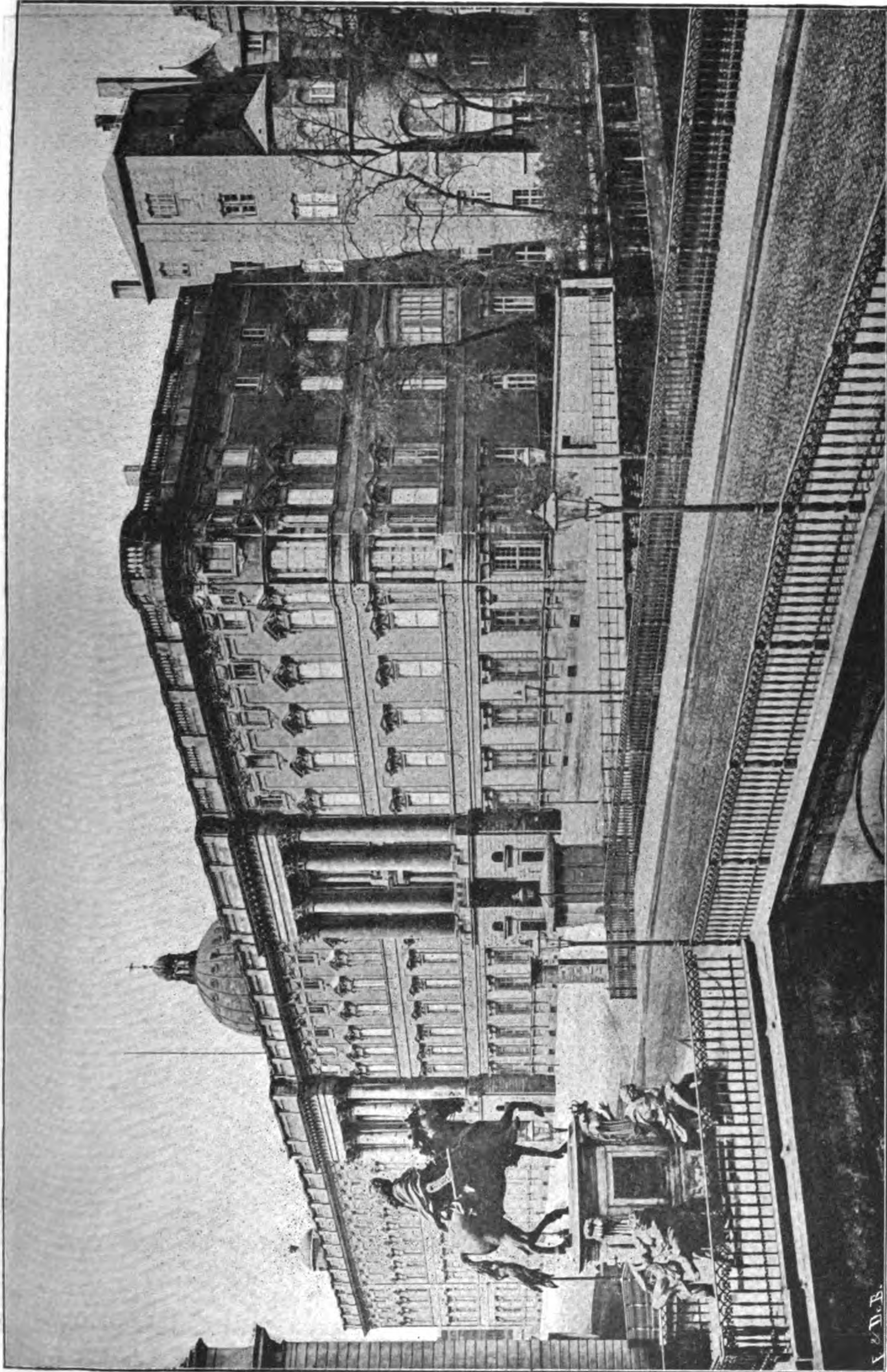
Von

Oskar Bie.

II.

Berlin, welches bis zum Markgrafentum der Hohenzollern eine der verwickeltsten Geschichten hat, die einer mittelalterlichen Stadt je beschert worden sind, hat sich bekanntlich aus zwei Städten gebildet, die sich an eine wichtige Spreeübergangsstelle angelehnt hatten: Kölln mit der Kirche des Fischerpatrons Petrus, Berlin mit der Kirche des Schifferpatrons Nikolaus. Zwischen beiden errichtete Friedrich II. die alte Markgrafenburg, an die heute noch die Reste zweier Türme, des „grünen Huts" und des „großen Wendelsteins", in dem ältesten, nach dem Flusse gelegenen Teile erinnern. Langsam erweiterte sich der Bau, besonders unter dem Einfluß der modernen Renaissancekunst. Die Stechbahn für Turniere schloß sich an. Dann kam der Dreißigjährige Krieg und warf auch die Entwickelung Berlins um Jahrhunderte zurück. „Bei Abschluß des Westfälischen Friedens," so beschreibt Woltmann diese Zeit, „bot die Stadt Berlin ein Bild des größten Elends und der Verwilderung. Noch immer bestand sie nur aus dem alten Berlin und Kölln. Beide Städte enthielten zum großen Teil nur hölzerne Häuser, deren Rauchfänge von Lehm waren, in vielen Gegenden standen kümmerliche strohbedeckte Hütten. Vor dem halbverfallenen Schloß lag ein dürrer Sandfleck, und daran schloß sich, halb ein verwilderter Busch, halb ein Sumpf, der Lustgarten. Auf den Plätzen befanden sich Ziehbrunnen wie in Dörfern, sehr viele davon aber waren verschlammt und unbrauchbar. Die wenigen Brücken verfielen und zeigten sich meistens unbenutzbar für die Überfahrt großer Wagen, die verstopften Kanäle verursachten den übelsten Geruch, Unrat und Auskehricht lag auf den Straßen hoch aufgeschüttet. Um hiervon den Neuen Markt zu säubern, war eine Zeit lang jeder Bauer, der zu Markte kam, verpflichtet, eine Fuhre Kot mit zurückzunehmen. Vor allem wurde die Sauberkeit wenig gefördert durch die damals sehr beliebte Schweinezucht. Mußte doch in der Bauordnung vom 30. November 1641 ein hochweiser Rat das Verbot ergehen lassen, die Einwohner sollten sich wenigstens nicht unterstehen, die Sauställe auf freier Straße unter ihren eigenen Fenstern anzulegen. Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte die Einwohnerzahl von Berlin und Kölln bereits 12000 Seelen betragen, seitdem war sie aber, besonders unter dem Druck des Krieges, bis auf 6500 gesunken, und von 1219 Häusern standen 350 leer."

Was nach diesem gar nicht auszudenkenden Elend die erste große Erhebung Berlins unter dem Großen Kurfürsten bedeutete, ist klar. Dieser gewaltige Mann hat nicht bloß durch seine kluge Politik sein Land, er hat durch dieselbe Politik auch seine Hauptstadt emporgebracht. Während bisher durch das wendische, niedersächsische und holländische Element, das in Berlin vertreten war, diese Stadt mehr durch Streitsucht als durch Kulturarbeit geglänzt hatte, wußte der Kurfürst durch die wohlbedachte Heranziehung der Franzosen und der Juden ein neues



Das königliche Schloß in Berlin. (Südfassade.)
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

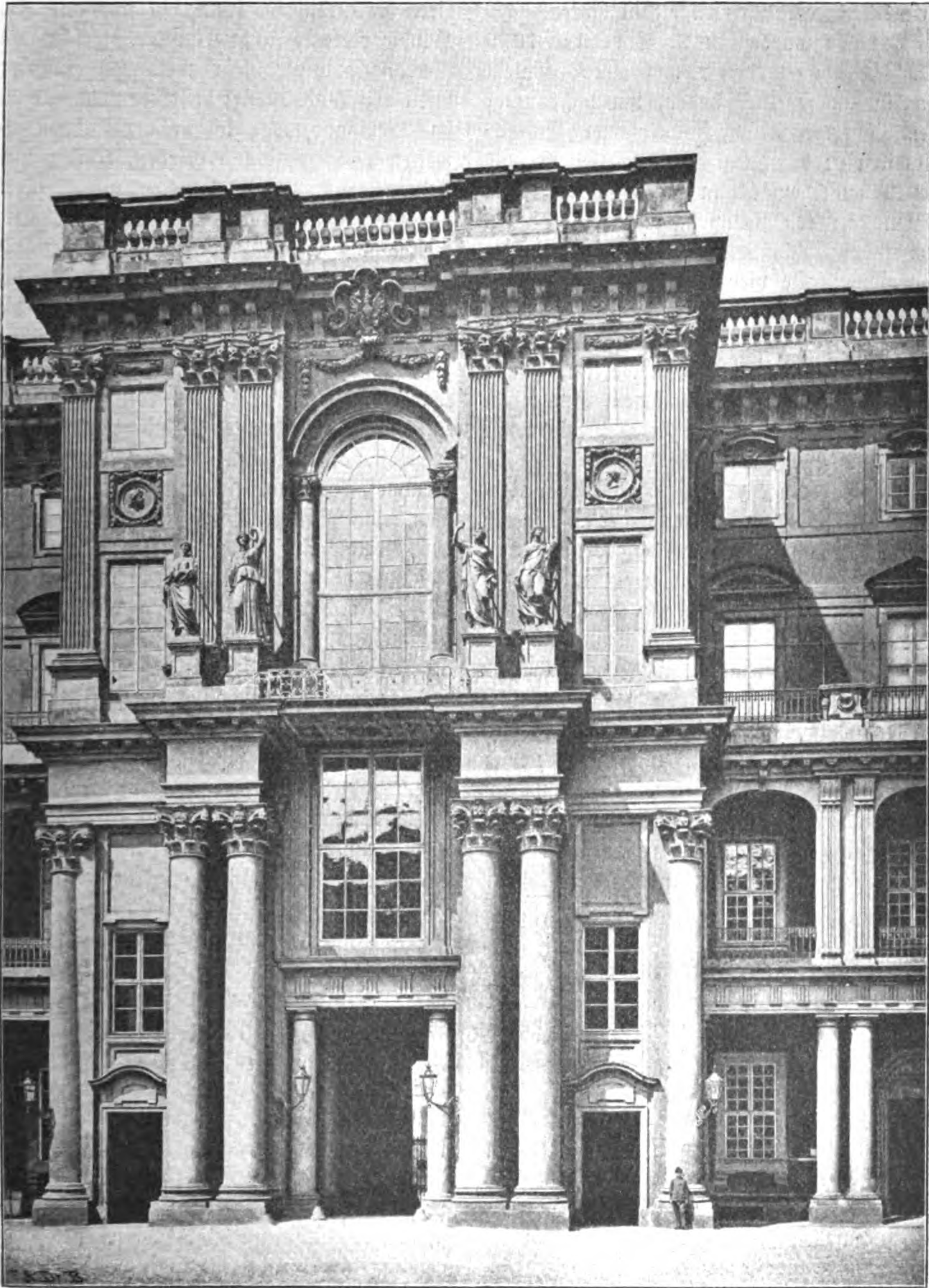
Temperament in die Bewohnerschaft zu bringen, das sich für die lebendige und geschmackvolle Entwickelung der Residenz ungemein fruchtbar erweisen sollte. Wir sehen Berlin mit rasender Schnelligkeit aufblühen; die Einwohnerzahl betrug beim Tode des Kurfürsten 20000; Handel und Reichtum ging gute Wege, und auch die Kunst pflückte



Königliches Schloß in Berlin: Südflügel Portal I.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

die ersten Früchte: denn, wie Sandrart damals schrieb, „unangesehen Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht die Regierung und die Konservation Ihrer Lande und Leute, und darum viele hohe Sorgfalten obliegen, haben Sie doch nicht unterlassen, Ihr heroisches

Gemüte jezuweilen mit dieser tugendhaften Ergötzlichkeit zu erfreuen". Voll wuchsen Stadterweiterungspläne krönte er mit der Gründung der Friedrichstadt, die heute das



Königliches Schloß in Berlin: Hoffassade des Portals V.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

erst die Früchte unter Friedrich III., welcher zu der genialen Politik seines Vorgängers eine ebenso geniale Prachtliebe fügte. Seine Centrum Berlins bildet, und seinem auf den Königstitel erfolgreich hinzielenden Ehrgeiz gab er den markantesten Ausdruck durch den

Plan eines monumentalen Schloßbaues an Stelle der vielen verwickelten und unansehnlichen Bauten, die sich mit der Zeit an die alte Markgrafenburg angelehnt hatten.

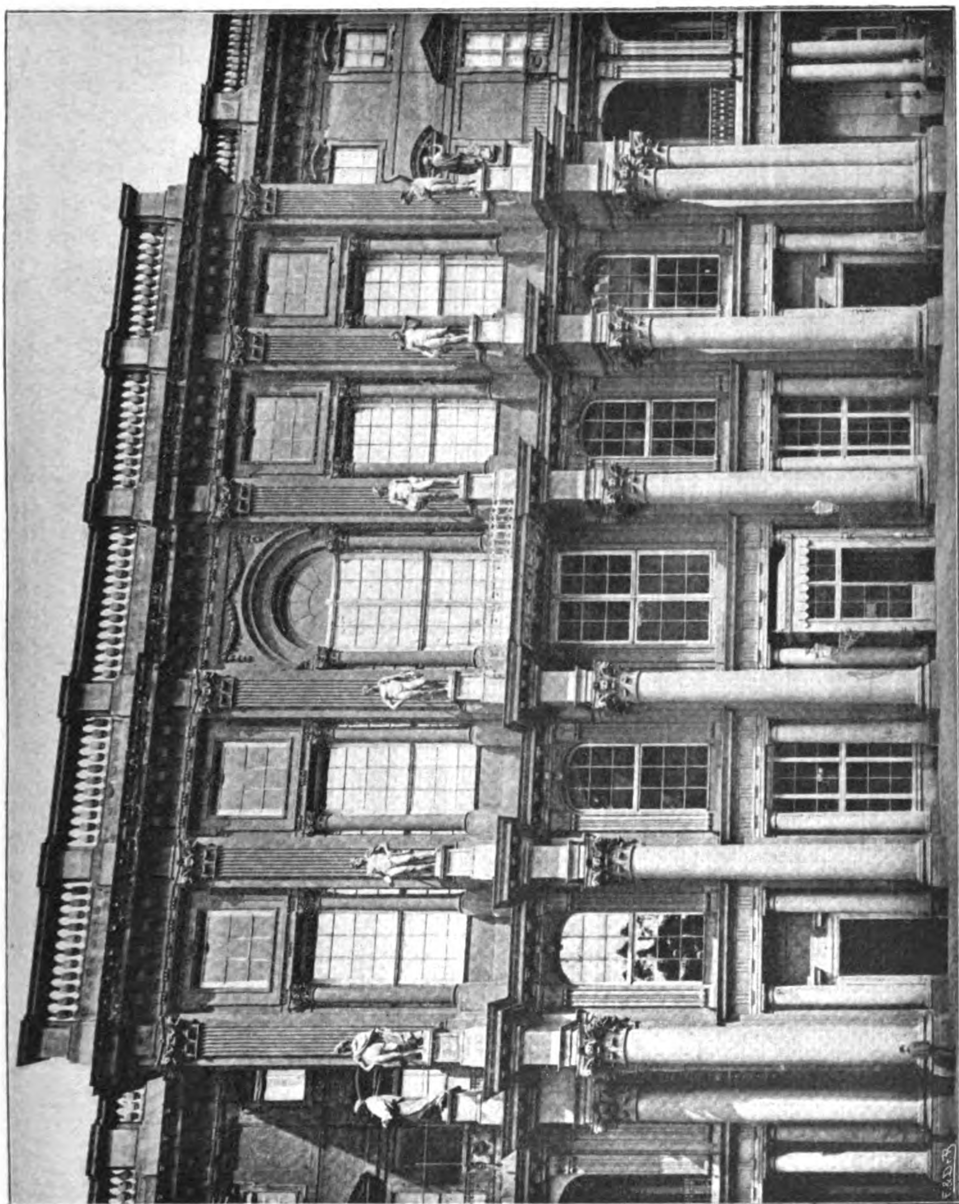
Schlüter wurde am 2. November 1699 Schloßbaudirektor. Er wollte das Patent hierfür ausdrücklich haben, um nicht unter dem bisherigen Titel „Hofbildhauer" Schwierigkeiten zu begegnen. Das Patent ist noch erhalten und erzählt in seiner umschweifigen Form von den Pflichten, die dem obersten Leiter des Schloßbaues obliegen, und wie er „wenigsten alle vierzehn Tage aller Orten Unser allhiesiges Residenzschloß zu besichtigen" habe. Es war kein leichtes Beginnen. Der Verkehr mit den Handwerkern erfuhr bei den mancherlei pekuniären Schwierigkeiten viel Hindernisse, und der Verkehr mit dem Kurfürsten war schwer in regelrechte Bahnen zu bringen, da dieser, an seiner eigenen Prachtliebe sich immer wieder aufreizend, die eben gefaßten Pläne oft verwarf und mitten im Bau Erweiterungen und Änderungen anbefahl. Es ist ein Gesuch Schlüters vom Jahre 1702, mitten aus den Schloßarbeiten erhalten, welches so charakteristisch für die damaligen Bauverhältnisse ist, daß wir die wichtigsten Stellen daraus hier wiedergeben wollen. Schlüter beginnt: „Erstlich sind 1200 Thaler. Diese habe ich von Sr. Königlichen Majestät jährliche Besoldung als Hofbildhauer zu genießen. Davon sind ausgegeben folgende:

für Hauszins	250	Thlr.
für Knecht und Pferde	300	„
für einen Schreiber, zwei Jungen zum Verschicken, alle an Kostgeld .	150	„
für Kleider	80	„
Lohn	20	„
	800	Thlr.

Nun sind noch 400 Thaler, davon soll ich mich, mein Weib, Kinder, Gesinde, kleiden, lohnen, leben. Hierbei ist zu bemerken, daß ich ganze 700 Thaler jährlich um des Baues willen zusetzen muß, dahingegen, wenn ich als Hofbildhauer geblieben, dieselbe zu genießen gehabt hätte, weil ichs fürs erste nicht solch großes Haus, Pferde und Wagen, Schreiber und Diener benötigt gewesen; denn die Pferde muß ich haben, weil ich in der Stadt vor allem Überlaufen der Leute in meinem Hause nichts machen kann, und darum von der Stadt einen weit abgelegenen Ort mich suchen müssen, daß ich vor solchen in Ruhe was Rechtes inventiren, modelliren und zeichnen kann; so sind auch die Handwerksleute und Künstler, welche am Schlosse arbeiten, sehr weit von einander mit ihren Wohnungen; dieselben machen nicht das Geringste, was ich nicht bei ihnen zuweilen wohl zwölfmal besehen, treiben und ändern muß. Dazu kommen nun," fährt Schlüter später fort, „die 1000 Thaler, welche aus den Baugeldern noch dazu bewilligt wurden. Davon gehen 800 auf die 4 Zeichner weg, von denen ein Jeder die Woche 4 Thaler bekommt. Für die übrigen 200 Thaler," sagt er, „muß ich den ganzen Winter hindurch vier Stuben heizen, Lichte halten, Papier, Reißbretter, Zirkel, Bleistift, alle Wochen fast für 6 Groschen Semmel, Indianische Tinte, Bücher, Nägelchen, ferner Tische, Postgeld, für die Gelegenheit, welche für mich vor der Stadt zum Zeichnen halte, den Zins, Instrumente zum Messen, und was dergleichen Dinge mehr ist, welches nun auch viel mehr wegnimmt als 200 Thaler." So rechnet Schlüter aus, daß er nach Verausgabung der 2200 Thaler, die er bisher bezog, noch hat im ganzen 2800 Thaler zusetzen müssen. „Weil nun," schließt er, „wegen des Baues mir dieser Schaden entstanden, und dadurch in viele Schulden geraten, als gereichet meine alleruntertänigste Bitte an Ihro Majestät, dieselben wollen allergnädigst geruhen, mir nicht allein die 2800 Thaler, welche ich von meiner Kasse zugesetzet, sondern auch noch jährlich 1000 Thaler für meine große und schwere Mühe des Baues aus den Baugeldern zahlen zu lassen, ja weil auch mein Fleiß zur Genüge gesehen, so lebe der Hoffnung, es werden mir Ihro Königliche Majestät für die verflossene Zeit, darinnen ich als Baumeister gedienet, mir jährlich 1000 Thaler zulegen lassen. Ich getröste mich allergnädigster Erhörung und zweifle nicht, es werden Ihre Königliche Majestät einen getreuen Diener im Elende nicht stecken lassen. Ich will mich auch bemühen, daß ich solches suche auf alle Weise beim Bau wieder einzubringen, und mit einem begierigen Muth auf getreueste dieses Werk tapfer fortzusetzen, daß Ihre Königliche Majestät ein vielfältiges

allergnädigstes Vergnügen finden werden. Andreas Schlüter."

Der König ließ sich auf Schlüters komplizierte Rechnung nicht ein. Er ersetzte ihm neue Schulden hatte eingehen müssen. Aber der König machte es bald wieder gut. Noch einmal, im Jahre 1705, schrieb Schlüter an ihn einen schönen, selbstbewußten Brief,



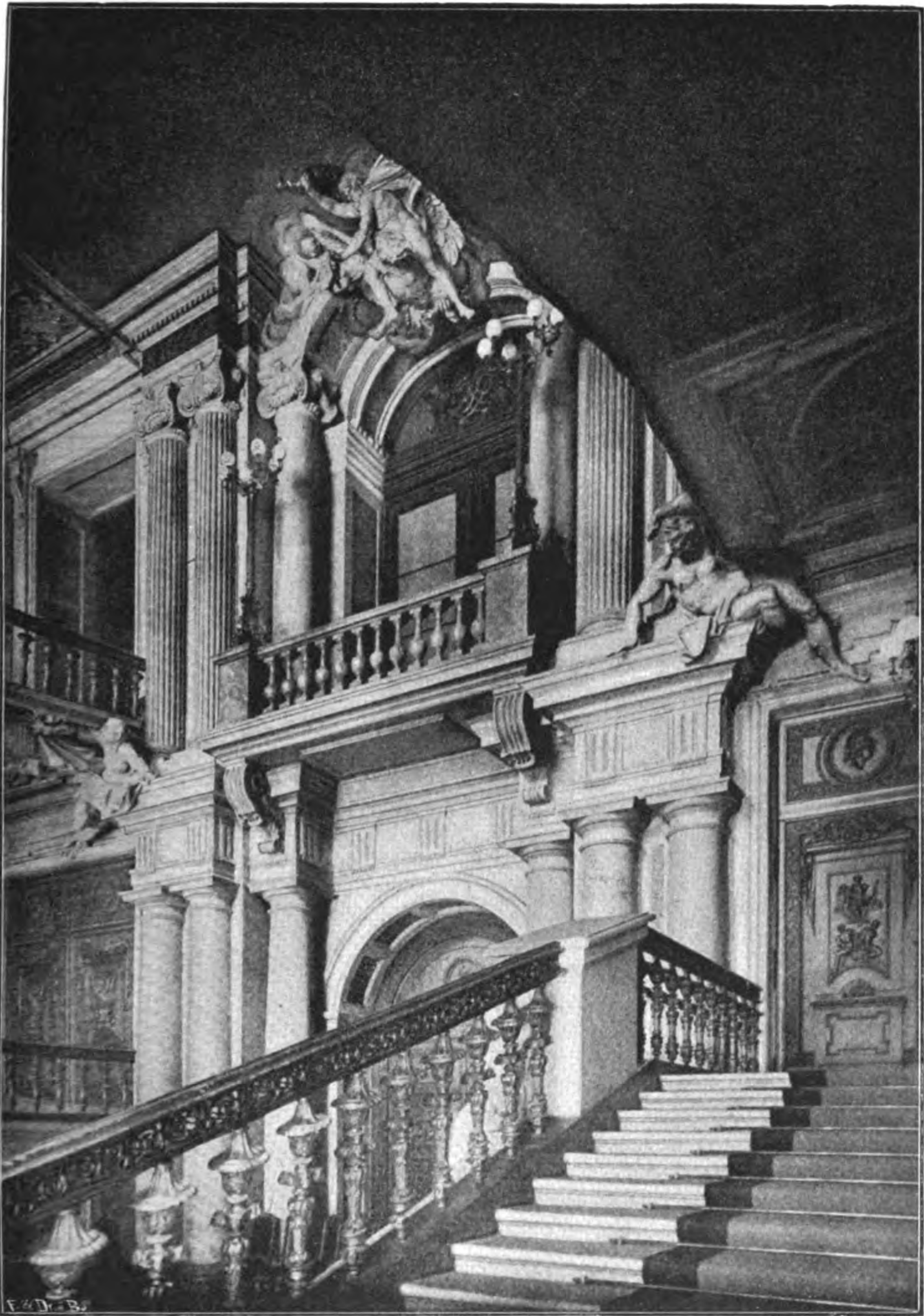
Königliches Schloß in Berlin: Hauptfassade im zweiten Hofe.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

nichts, sondern bewilligte nur eine jährliche Zulage von 1000 Thalern. Man kann sich nach obigem ausrechnen, daß damit Schlüter fast gar nicht geholfen war, daß er erst in drei Jahren davon seine Differenzen hätte begleichen können, nachdem er unterdessen er möchte ihn doch aus dem Elend erlösen, daß er noch was Rechtes und Großes in der Welt ausrichte. Da der allerhöchste Gott seinen Segen dazu verliehen, daß das Werk nicht allein bis hierher glücklich geführt, sondern überdies weit und breit in der Welt

ein großer Ruhm erhalten, bitte er um die königliche Gnade. „Ich habe," schreibt er, „beim Berlinischen Schloßbau schon bis in die sieben Jahre verharret, und alle andere Weltlust in der Zeit vermieden, diese meine aufgetragene Arbeit emsig und fleißig fortgesetzt, auch dabei weder auf Geld, Kind und Weib gesehen." Er fand Gehör, der König schenkte ihm einfach 8000 Thaler. Besser als alle Schilderungen führen diese, mit dem Herzblut des Meisters geschriebenen Briefe in die Sorgen und Schwierigkeiten ein, welche ihn bei dem größten Werk seines Lebens begleiteten. Sehen wir, was er unter solchen Umständen für eine gewaltige Arbeit geleistet hat.

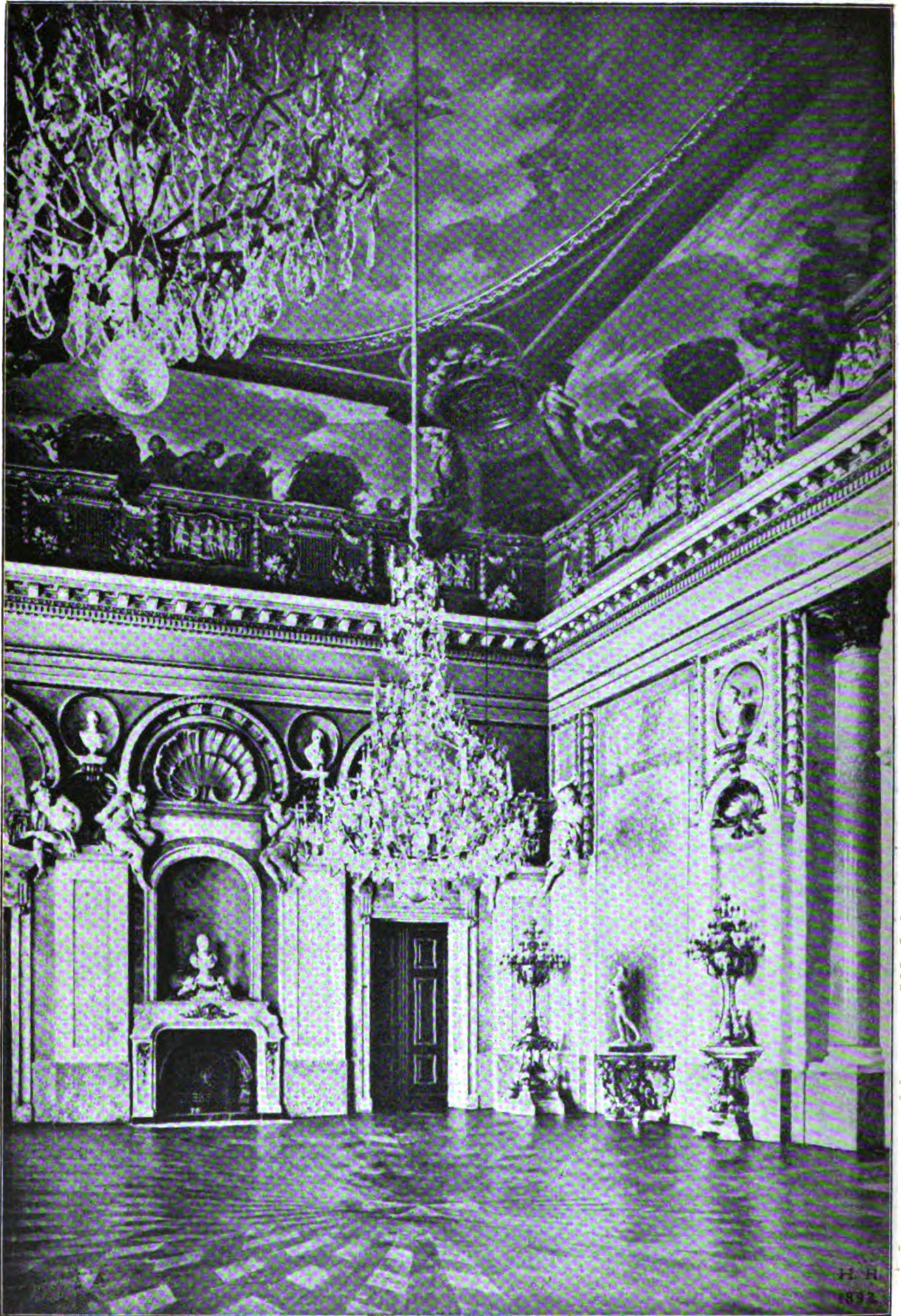
Da erhebt sich nun die große und viel besprochene Frage, was eigentlich von Schlüter am Schloßbau stamme. Das Schloß wurde allmählich unter den verschiedenen Abänderungen, auf deren Entwickelung ich hier nicht eingehe, zu einem großen Komplex von zwei aneinander stoßenden Vierecken, die eine Seite (das sogenannte Quergebäude) gemeinsam haben und jedes einen großen Hof umschließen. Nach der Spreeseite zu wurde dieses Schema in Rücksicht auf die älteren Schloßteile nicht streng durchgeführt; da liegen auch noch ältere kleine Höfe dazwischen. Um den inneren Hof aber wurde damals ein völliger Neubau unternommen. Dessen äußere Fassade nun besteht aus der gleichmäßig durchgeführten Rücklage (d. i. der zurückliegende, in einer Fluchtlinie verlaufende Teil) und den kräftig vorspringenden Portalbauten, welche mit ihrer ausgeprägten Architektur durch sämtliche Geschosse gehen. Daß der Entwurf dieser Rücklagen italienischen Stils ist, muß auf den ersten Blick erhellen. Man braucht bloß damit die Fassade des Palazzo Madama in Rom zu vergleichen, der 1642 errichtet worden ist. Das Erdgeschoß hat Fenster, die sich auf kräftig profilierten Konsolen erheben, welche die Untergeschoßfenster einschließen und ihr Dach selbst wieder auf Konsolen tragen. Das erste Geschoß hat Fenster, deren konsolgestützte Dächer einen weit vorspringenden Halbkreis darstellen. Das zweite Geschoß zeigt Dreieckbedachung. Darüber liegen quadratische Dachfenster, um welche die unterste Leiste des kräftig ausgebildeten Gesimses herumläuft. Ganz genau dasselbe Schema liegt dem Berliner Schloß zu Grunde, nur daß es nicht ganz so kräftig vorprofiliert ist, wie es der römische Stil verlangte, der bei aller Einheitlichkeit der Fassadensysteme doch niemals die starken Schattenaccente aufgab. Auch andere Bauten des italienischen Barockstils weisen so schlagende Parallelen mit dem Berliner Schloß auf, daß Gurlitt, der beste Kenner aller Barockbauten, sagen konnte, er kenne keinen Bau des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Europa, der so römisch wäre wie dieser, ohne aus Rom zu stammen. Entweder muß man nun annehmen, daß Schlüter an dieser Fassade gar keinen Anteil hatte und nur die Portale entwarf, oder daß er mit Bewußtsein die italienischen Vorbilder nachahmte, welche ja, wenn er sie nicht auf Reisen gesehen, auch durch Kupferstiche in Berlin bekannt sein konnten. Hier stehen sich zwei Parteien gegenüber. Die einen glauben erwiesen zu sehen, daß die Erweiterungsbauten des Schlosses überhaupt nicht vor Schlüters Engagement in Angriff genommen worden sind, daß er also als Autor der römischen Fassade zu gelten habe. Die anderen halten das nicht für erwiesen und glauben (so schreibt mir z. B. Gurlitt) noch Material in der Hand zu haben, um darzuthun, daß Schlüter mit der Madama-Nachahmung nichts zu thun habe. Jene könnten sich darauf berufen, daß Schlüter, ähnlich wie er bei der Statue des Großen Kurfürsten das Vorbild des Mark Aurel deutlich benutzt, aber im nordischen Geschmack umgewandelt habe, auch das römische Palastsystem in den Rücklagen zu Grunde gelegt haben könnte, um in den Portalen seinem eigenen Geschmack nachzugehen. Die anderen wieder halten es für unmöglich, daß ein deutscher Künstler, wie es keiner gethan, sich so zur Abhängigkeit erniedrigt und sein deutsches Barock dem italienischen nicht vorgezogen hätte. Gleichviel nun, ob Schlüter hier Römisches kopierte oder im Auftrage nachahmte oder von einem Vorgänger her vollendete, in den beiden Portalen, die in den inneren Hof führen, erkennen alle seine Hand, und das ist für seine Charakteristik das Wichtigste.

Portal I, das östliche der Südseite, durchbricht die beschriebene Fassadenarchitektur in



Königliches Schloß in Berlin: Großes Treppenhaus.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

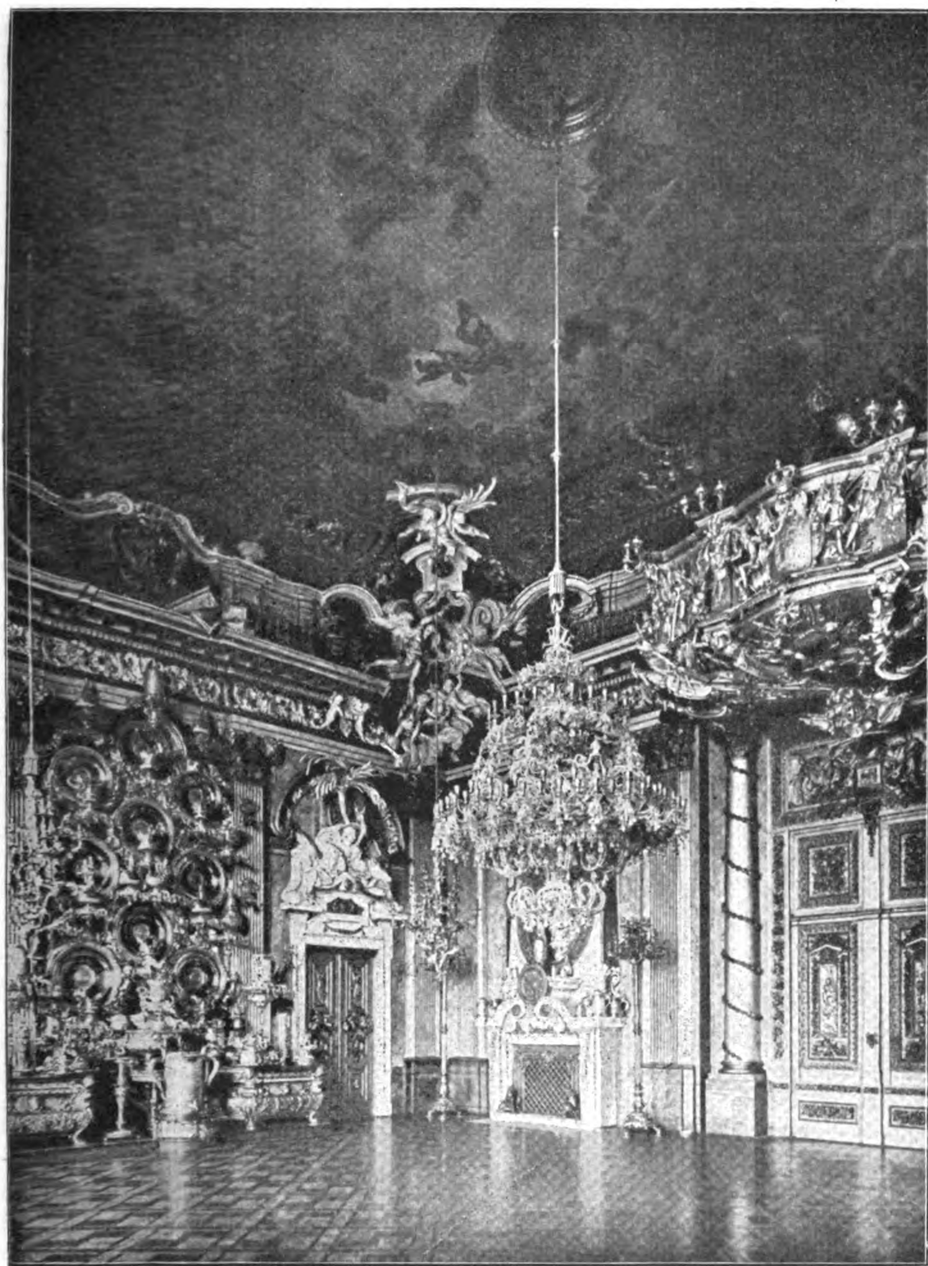
der rücksichtslosesten Weise. In der Höhe des Erdgeschosses erheben sich zwei Riesenunterbauten, mit Thüren, über denen Mezzaninfenster liegen, in der Mitte ein geradlinig abgeschnittenes, säulenumrahmtes Portal freilassend. Darauf stehen vier bis zum dritten Stock reichende Kolossalsäulen, welche sechs hohe Fenster einschließen, deren mittlere



Königliches Schloß in Berlin: Elisabethsaal.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

von kleineren Säulen umrahmt sind. Die Säulen haben dicke viereckige Basen und reiche römisch-korinthische Kapitelle. Ein Gebälk mit sehr schlanken Gesimskonsolen liegt

darüber. Die Unterbauten widersprechen völlig dem Charakter des Erdgeschosses, die Säulen durchschneiden streng vertikal drei Gefühl durch seine schlanken Konsolen fort. Das ist ein gänzlich anderer Stil als derjenige der Fassade. Er ist eigenwillig und



Königliches Schloß in Berlin: Rittersaal.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

Geschosse, das Gebälk beginnt in der Mitte des dritten Geschosses, unbekümmert um die Fassadenarchitektur, und setzt das vertikale rücksichtslos, absichtlich aus der Einheit des Baues herausstrebend, stark die Vertikale betonend im Gegensatz zu der horizontalen

Anordnung der Rücklage. Diese Eigenwilligkeit aber und dieses Vertikalstreben, welches die Querlinie durch mehrere Geschosse durchschneidet, stellt ein deutsches, nordisches Element dar, gegenüber der einheitlichen und horizontalen italienischen Natur der Rücklage, aus der das Portal hervortritt.

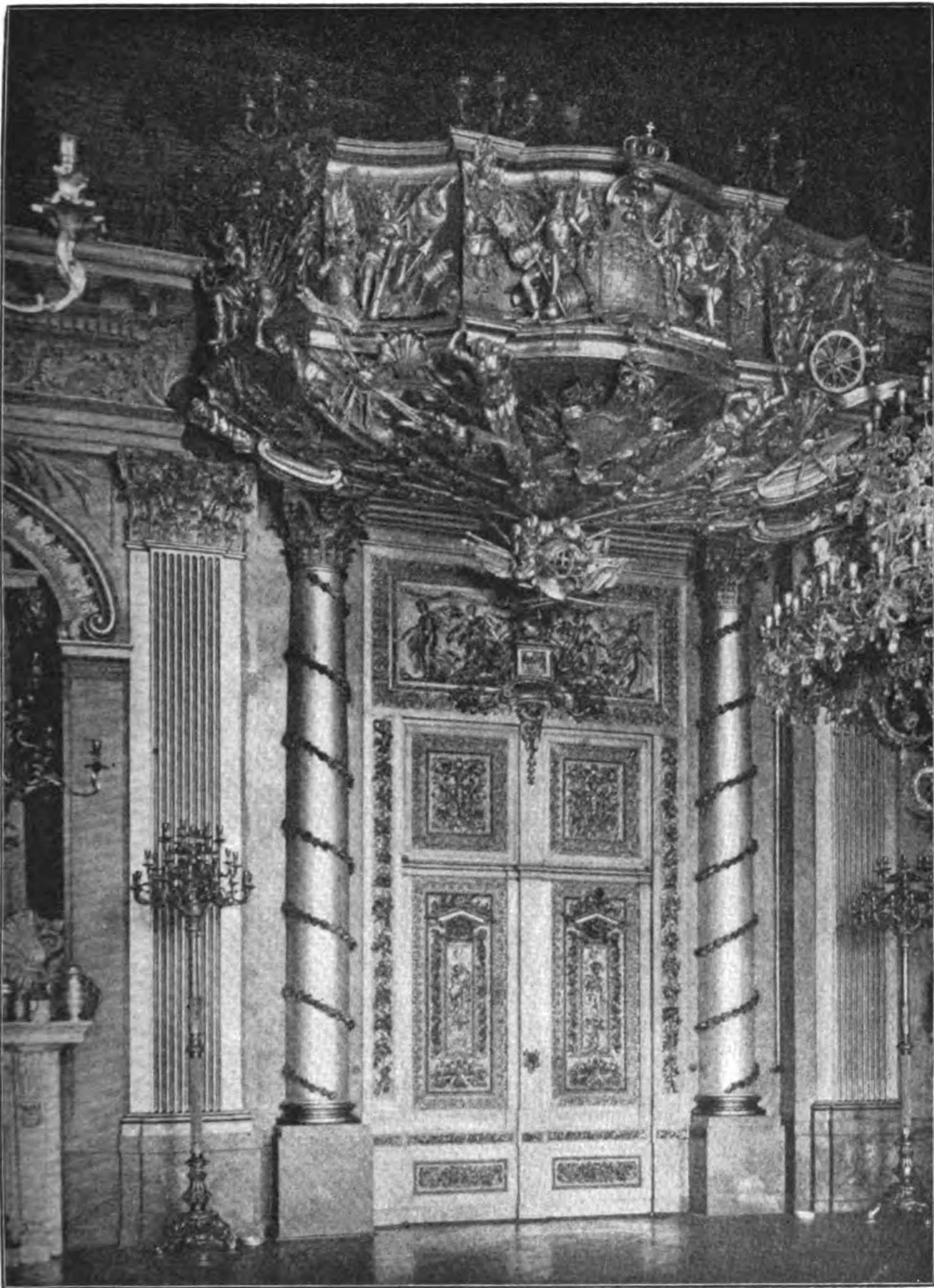
Das Portal V, welches an der Lustgartenseite dem Portal I entspricht, zeigt dasselbe Bestreben, durch vertikale Linien die ins Breite gehende Architektur der Rücklagen zu durchschneiden. Aber die Motive sind im einzelnen noch deutscher. Von großen korinthischen Säulen ist Abstand genommen. Nur kleinere Säulen flankieren Thor und Mittelfenster, in der Reihenfolge verschiedener Stilarten übereinander, wie sie sich nach antiken Mustern, z. B. dem Kolosseum, in der Renaissance aller Länder eingeführt hatte. Im übrigen sind verkröpfte Pilaster die Träger der vertikalen, durch alle Geschosse laufenden Linien. Guirlanden kommen dazu und Konsolfiguren, die an den Dresdener Zwinger erinnern. Wie bei Portal I Schlüter ursprünglich bekränzte Säulen beabsichtigt hatte, so hatte er hier unter den Balkon große Schwebefiguren legen wollen. Die Ausführung war, wie man sieht, einfacher. Aber in diesen Pilasterverkröpfungen, die von den Bogengesimsen der Erdgeschoßfenster noch mutwillig überschnitten werden, liegt ein heimischer, nordischer Zug, der ganz Schlüters Werk zu sein scheint.

Außer dieser architektonischen Thätigkeit gehen auf Schlüters Rechnung eine Reihe von Innendekorationen, die den eben fertig gestellten Räumen im Südosten und Nordosten des Schlosses zu teil wurden. Teils hat man hier an den Jahresdaten auf den Decken, teils an dem Stile einen Anhalt, Schlüter das Seinige zuzuweisen.

Zunächst gehen wir in die Säle des Südostens, eine Flucht von Zimmern, die sich um das Portal I gruppiert und in dem über diesem Portale gelegenen Raum (dem Elisabethsaal) ihren Mittelpunkt findet. Hier tritt der ganze Bildhauer Schlüter in Wirksamkeit. Auf breiten Wandstreifen hocken in Rundfigur acht kräftige Männer, die Archivolten tragen, welche nach unten in Voluten endigen, nach oben in den Zwickeln Nischen einrahmen, in denen sich Büsten finden. Eine Attika mit ganz einfachen, antikisierenden Reliefs schließt sich nach oben an. Die Dekorationen der Maler greifen hier ein. Auch sonst aber ließ Schlüter in diesen Räumen der Bildhauerei das erste Wort. Er läßt weibliche allegorische Figuren aus den Supraporten hervorfliegen, daß sie die Gesimslinie durchschneiden; er läßt aus dem Gesims selbst wieder Sklaven ihre Beine in den Raum herunterhängen. Überall das Spiel einer üppigen Plastik, die noch üppiger wirkt durch die Fülle ihrer Rubensschen Körperformen.

In demselben Geiste stattete Schlüter — ich erstrebe hier keine Vollständigkeit, zumal unsere Abbildungen reichlich mithelfen — den an der Nordseite, über Portal V liegenden „Rittersaal" aus, der den Mittelpunkt der dort laufenden Flucht von Räumen bildet. Die geschmackvollen Thüren mit ihren guirlandengeschmückten Säulen zeigen als Supraporten die von den Archivolten umrahmten Darstellungen der Weltteile, in denen ganze Bäume plastische Ausführung erhielten. Die Decke, welche bemalt ist, geht in die Plastik über durch Figuren, die als Ecken fungieren, durch körperliche Wolken: in allem ein Naturalismus, der sich in plastischer Arbeit gar nicht genug thun kann.

Zuletzt sind unter den ausgeführten Arbeiten Schlüters am Schlosse die Umänderungen zu erwähnen, welche von ihm im inneren Hofe vorgenommen wurden. In diesem hatte man schon vor seiner Zeit zu bauen angefangen. Man wollte eine Säulengalerie errichten, welche, im italienischen Stil gehalten, die vier Seiten des Hofes umgab. Es war davon offenbar schon ein gut Teil aufgeführt, als Schlüter mit seinen Plänen hervortrat. Vielleicht beabsichtigte er noch eine wirkungsvolle Quergalerie, die den nun vergrößerten Hof in zwei Teile trennte, durch eine so zu sagen durchsichtige Mauer. Jedenfalls erklärte er sich mit dieser römischen Anlage nicht einverstanden, und ähnlich wie bei der römischen Fassade der Außenarchitektur war er bestrebt, unter möglichster Rettung des bereits Ausgeführten die kräftigeren nordischen Accente durchzusetzen. So entstanden, wie draußen die Portale I und V, hier drinnen die Mittelvorbauten der östlichen, nördlichen und südlichen Hofseite,

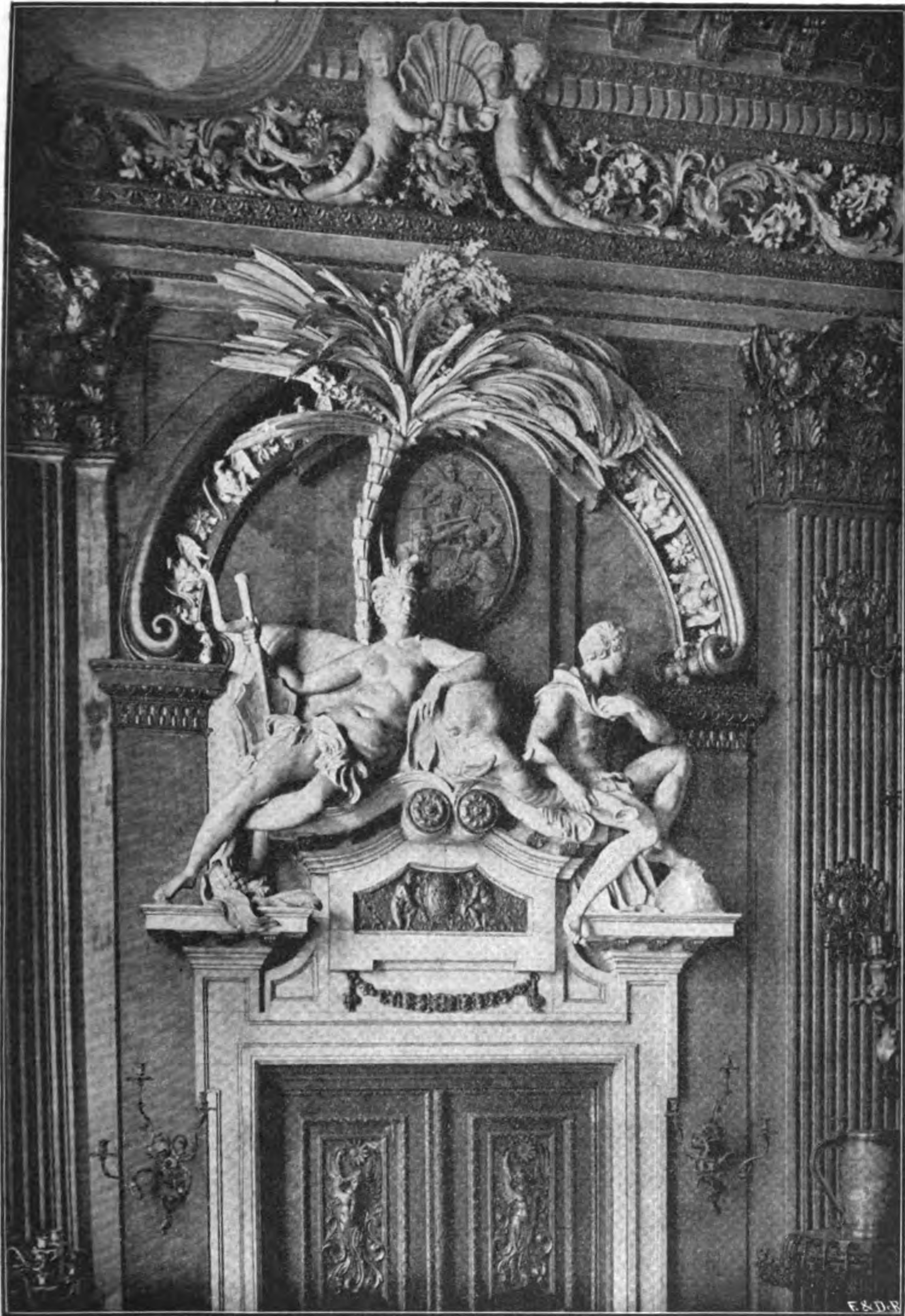


Königliches Schloß in Berlin: Rittersaal.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

welche die Treppenhäuser nach außen accentuieren. Die großen korinthischen Säulen des alten Planes sehen wir verwendet, auch die starke horizontale Gesimslinie in der Mitte der Wände über den Säulen ist die Folge dieser früheren Hofarchitektur. Im Osten einzeln, im Norden und Süden auch zu zweien gekuppelt, tragen diese Säulen nichts als ein stark vorgekröpftes Gebälk, welches wirklich an die Reste des antiken Nervaforums erinnert, und darüber Statuen. Hinter den Statuen gehen geriefelte Pilaster

hinauf, welche die wieder säulengerahmten Fenster einschließen, deren mittelstes immer einen hohen Bogen bildet. Schlanke Konsolen tragen das Gesims. Diese Mittelvorsprünge, deren östlicher übrigens in Rücksicht auf ältere Treppenzugänge gar nicht in der Mitte liegt, springen aus Rücklagen hervor, welche in vier Stockwerke zerfallen. In der Höhe der großen Säulen liegen zwei Stockwerke, sie haben vorgebaute Arkadenreihen, von denen die untere toskanische Säulen und geradliniges Gesims zeigt, die obere Konsolpilaster und Flachbogenabschluß; darüber eine Attika mit Balustrade. Die zwei oberen Stockwerke haben keine Arkaden und sind nur durch die stark profilierten Fensterbedachungen ausgezeichnet. Durch all diese Verschiedenheiten der Vorsprünge und der Ausbildung in Mittelteil, Arkaden und oberen Stockwerken bekommt der innere Schloßhof ein mutwilliges und eigenartiges Gepräge, welches ihn zur architektonischen Perle der ganzen Schloß-Außenarchitektur erhebt. Der Eindruck ist nicht einheitlich und nicht plötzlich, man gewinnt diese Unregelmäßigkeiten erst allmählich lieb, indem man den einen Teil am anderen wiegt und vergleicht. Die flache Behandlung der oberen Stockwerke, die altertümlich festen und gedrungenen Arkaden, die scharf vortretenden stolzen römischen Säulen, die nichtigen Anstrengungen des verkröpften Gebälkes, die unvermittelte Festlichkeit der geriefelten Pilaster, die fortwährenden Durchschneidungen von Querlinien in der Rücklage durch die Mittelrisalite und von Querlinien des untersten Gesimses durch die großen schlanken Säulen, die springende Korrespondenz zwischen der obersten Hauptattika und der stückweisen unteren Nebenattika über den Arkaden — das ist unruhig und gewaltsam, aber eben deswegen wirkt es echt und ungekünstelt und wie ein Schrei der Freiheit von den akademischen Regeln, die damals fast aller Architekten Köpfe versteinerten. Diese ließen nicht gern ein gutes Haar an Schlüter, heute haben wir uns an diesen Schloßhof gewöhnt und seine Ungewöhnlichkeit als Charakteristik und trauliche Heimischkeit liebgewonnen. Der Schloßhof gehört zu jenen wichtigen und nicht seltenen Architekturdenkmalen, die alt und grau werden müssen, bis man sie kritiklos lieben lernt: dann schließt man alles das, was den Zeitgenossen gegen den Strich ging, gerade weil es keine starre Regel, sondern springendes Leben ist, unter der schätzenswerten Mithilfe des historisch-ästhetischen Gefühls ans Herz. Die Regular-Architektur hat niemals die Patina der Gemütlichkeit erlangt.

Noch von einem letzten Bau Schlüters im Bereiche des Schlosses ist zu reden. Er wurde nicht ausgeführt, und seine Nichtausführung war die Klippe, an der Schlüters Schicksal scheiterte. Das ist die bekannte traurige Geschichte vom Münzturm. Der Münzturm, welcher seinen Namen davon hatte, daß eine Zeit lang die königliche Münze in ihm untergebracht war, sollte ein Wasserturm und Glockenturm werden. In seiner unteren Hälfte sollte er das Wasserbassin zur Speisung der Lustgartenfontänen enthalten, oben eine Architektur, welche die Anbringung des kostbaren, im Besitze der Hohenzollern befindlichen holländischen Glockenspiels ermöglichte. Als Wasserturm fungierte er schon lange, und es sollte der alte Mauerkörper benutzt werden. Pläne waren auch schon da, Schlüter selbst entwarf andere: unten ein massiverer Bau, oben eine freie mehrstöckige Säulenarchitektur. Eben war Schlüter an der Nordseite des Schlosses ein unangenehmer Mauerriß passiert, der über ein Jahr zur vorsichtigen Reparatur erforderte, da kam das erste Malheur beim Münzturm. Es zeigten sich Risse. Schlüter benutzte das, um seinen Entwurf nur noch prächtiger zu gestalten. Bis zur Höhe von $97^1/_2$ Metern wollte er den Turm führen, infolgedessen mußte der Unterbau recht breit werden, Reliefs, Fontänen, Malereien, Wappenfiguren, Attiken mit schmiedeeisernen F-R-Monogrammaufsätzen mußten zur Belebung beitragen; darüber stieg in vier Stockwerken eine immer luftiger werdende barocke Loggienarchitektur auf, die ganz oben von einem Engel in einem Riesenstern gekrönt war. Schlüter half sich auf alle Weise, Senkungen und Risse zu vermeiden. Gegen die Spree legte er einen dicken Mauerkörper vor, in welchem Strebebögen den Turm hielten, eine Million Ziegelsteine waren darin verbaut, eiserne Anker halfen noch mit, bis sechzig Meter

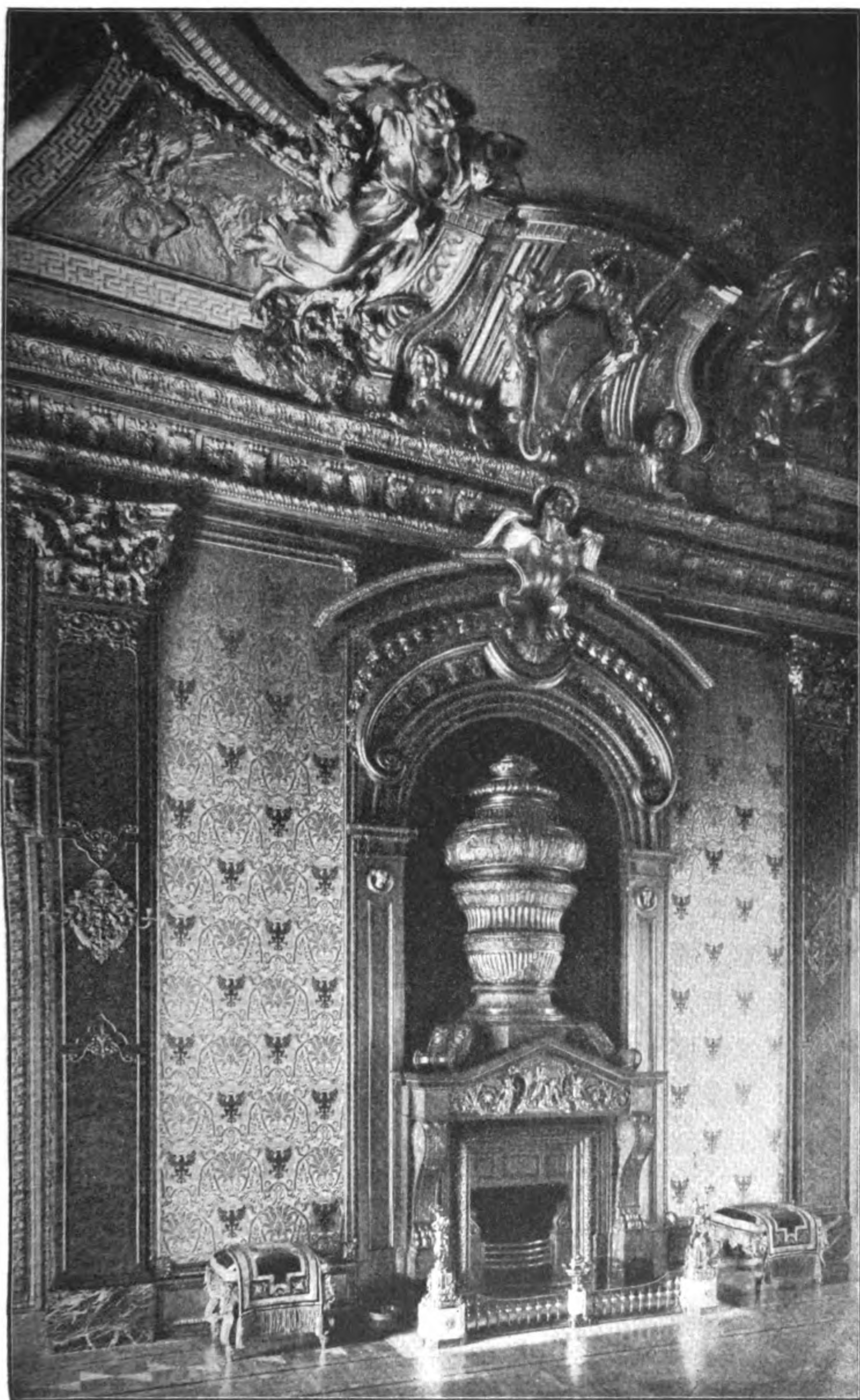


Königliches Schloß in Berlin: Thürdekoration im Rittersaal.
(Nach Gurlitt: Das Barock- und Rokoko-Ornament. Berlin, Ernst Wasmuth.)

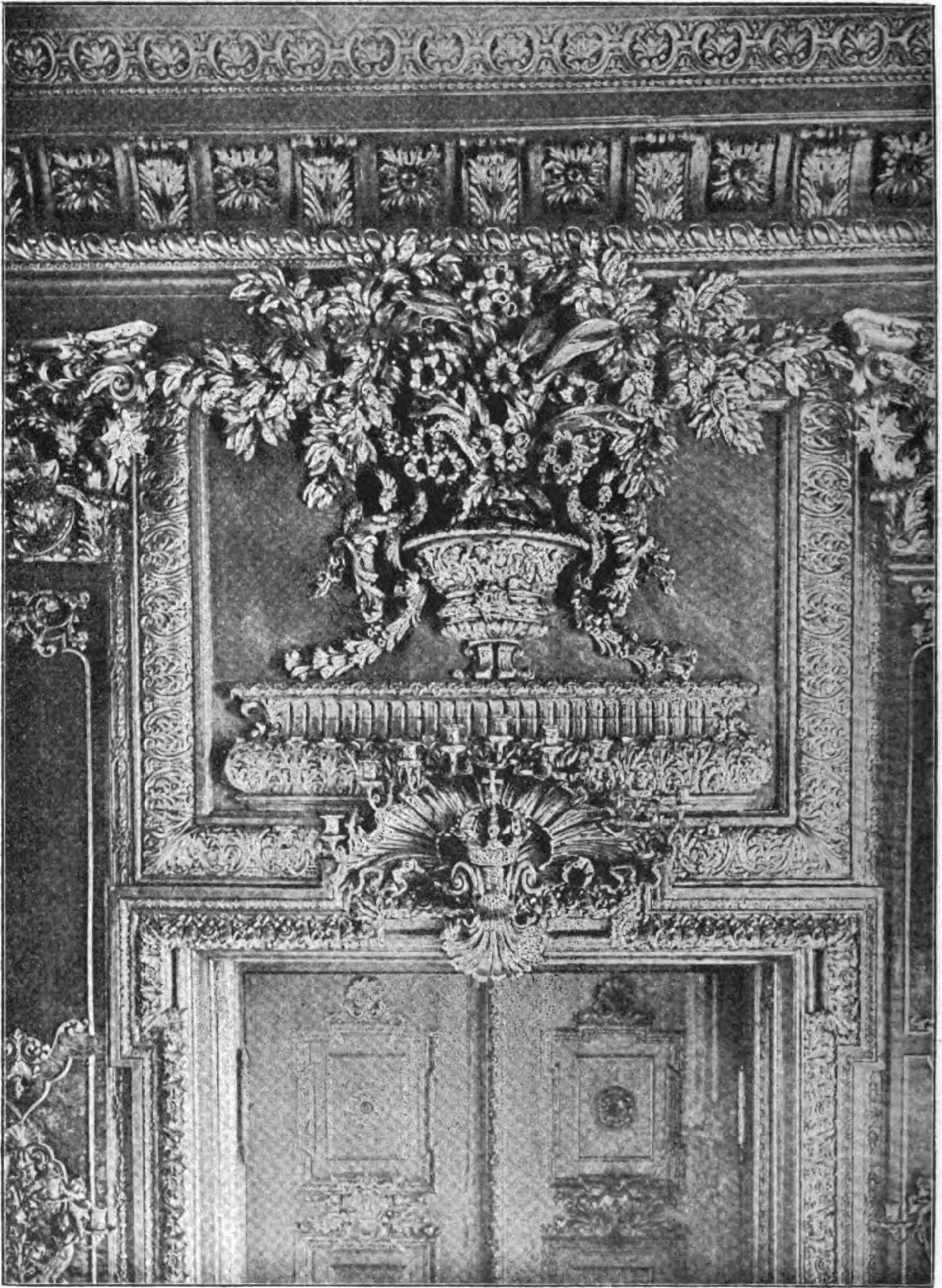
führte man so den Turm hoch. 1706 berichtet Schlüter an den König, er hoffe im August noch das Glockenspiel anzubringen — da wurde es ruchbar, der Turm senke sich schon seit Jahren wieder, die Anker wären zerrissen, Risse eingebrochen. Schlüter wurde

himmelangst. In der Nacht um ein Uhr am 25. Juni begann er abzureißen, aber er suchte noch zu vertuschen. Die Anwohner flüchten aus den Häusern. Schlüter schreibt an den König, fügt einen neuen Aufriß bei, wartet voller Sehnsucht auf eine Antwort. Der König ist im Haag und bestimmt, daß eine Verständigung stattfinde, worauf Schlüter anzugeben habe, was er mit dem Torso zu beginnen gedenke. Die Kommission stellt an sechs beim Bau beschäftigte Arbeiterführer sechsundzwanzig genau artikulierte Fragen, auf die je sechs Antworten erfolgen, die uns erhalten sind. Eosander, der hauptsächlichste Rival Schlüters unter den Berliner Baumeistern, der Professor Sturm und Baumeister Grüneberg sind in der Kommission. Das Urteil fällt gegen Schlüter vernichtend aus. Der König befiehlt Abtragung des Turmes. Eosander erhielt am 28. Januar 1707 die Oberleitung des Schloßbaues. In Schlüters Herzen gärte ein tiefer Haß gegen die Architekten, die über ihn zu Gericht gesessen hatten, der ganze titanenhafte Stolz seiner echten Künstlerseele bäumt sich auf. In den Briefen, welche er zu dieser Zeit an den König und an seinen vorgesetzten Schloßhauptmann von Prinzen schreibt, der alles that, die Sache in Ruhe beizulegen, erkennen wir den Meister der sterbenden Köpfe. In dem Augenblicke, da seine Existenz und sein Künstlerruf auf dem Spiele standen, bricht seine echte Barocknatur, die trotzige, gewaltsame, selbstbewußte, in ganzer Stärke hervor. Wir verdanken Adler die Auffindung dieser wichtigen Korrespondenz. Ich setze einen Brief Schlüters an Herrn von Prinzen vom 27. Juli 1706 hierher, welcher uns wie keine Urkunde sonst die Seele Schlüters enthüllt. Es ist eines der ergreifendsten Künstlerbekenntnisse, die je geschrieben worden.

„Hochgebohrner Freyherr, Gnädiger Herr ꝛc. Ew. Hochgeb. Excellenz mit diesem unterthänigsten aufzuwarten, habe vermöge meiner Schuldigkeit nicht umbgang nehmen können, umb dieselbe gehorsamst zu berichten, wie daß ich mich wohl zwar mit denen Architectis unverseumlich zusammengethan und hierinn in allem ein vergnügen von hertzen Grund thun wollen; aber sehr fruchtlos darvon gekommen, indem die H. Architecti die Sache nicht nach Se. K. Mayt. allergdsten Befehl, sondern vielmehr nach ihrem verhaßten Willen, (wie ich mich denn wohl davor gefürchtet) abgethan, und aus der Sache, welche eine Unterredung sein sollen, eine rechte Inquisition gemacht, welche mir zum Fall dienen sollen: Ob ich mich nun in diesem meinem Kreutz schon geduldig ergebe, und alles über mich ergehen lasse, wie es Gott und Se. K. Mayt. beschließen werden, auch Ew. Hochgeb. Excell. mit meinem verdrießlichen Schreiben, (welches ebenso confus wie jetzt mein Kopf ist) ungerne turbiren wollte, so kann doch vor dieses mahl nicht vorbey, Ew. Hochgeb. Excell. von dieser Sache etwas kürtzlich vorzutragen. Es kamen die Herren Architecti bei dem Herrn von Eosander am ersten zusammen, und ließen mich sammt den Leuten vom Thurm zu sich citiren, die Leute zum Schwur und mich zum Verhör, weil sich die Arbeits Leute sehr verwunderten und mich baten, daß ich darum reden möchte, daß ein ander Orth erwehlet würde, der wegen ihrer Arbeit und Aufsicht bequemer wehre, persuadirte ich die H. Commissarii entlich, doch mit großer Mühe dahin, daß sie nicht allein Ew. Hochgeb. Excellentz Secretarij Zimmer sich bedienen wollten, sondern daß sie auch vor Anfang den Thurmbau recht in Augenschein nehmen möchten, welches auch alles vollzogen ward; allein es blickte bey dieser Sache der vollkommene Neid schon hervor, indem sie nicht allein heimlich vor sich alles zu reden begunnen, sondern auch mit allerhand spöttischen Worten vom Babilonischen Thurm und andern anzüglichen Worten heraus kamen, und ob ich mich vor's erste nicht sonderlich daran kehrte, weil ich die Hoffnung hatte, daß durch meine rechte und gründliche Berichtung, warumb alles so gemacht worden, was die Ursache gewesen sei, entlich auf einen andern Sinn bringen würde, fehlte ich doch weit mit meinen Gedanken, wir waren nicht sobald wieder in das Zimmer zusammen gekommen, so fingen sie auch schon allerhand verkehrte Worte wieder an, und wurde der H. Haus Vogt auch mit dazu gefordert, und der H. von Eosander hatte nun nichts anderes vor, als daß er lauter Fragen diktirte, zu welchen der Herr Rath Miege auch

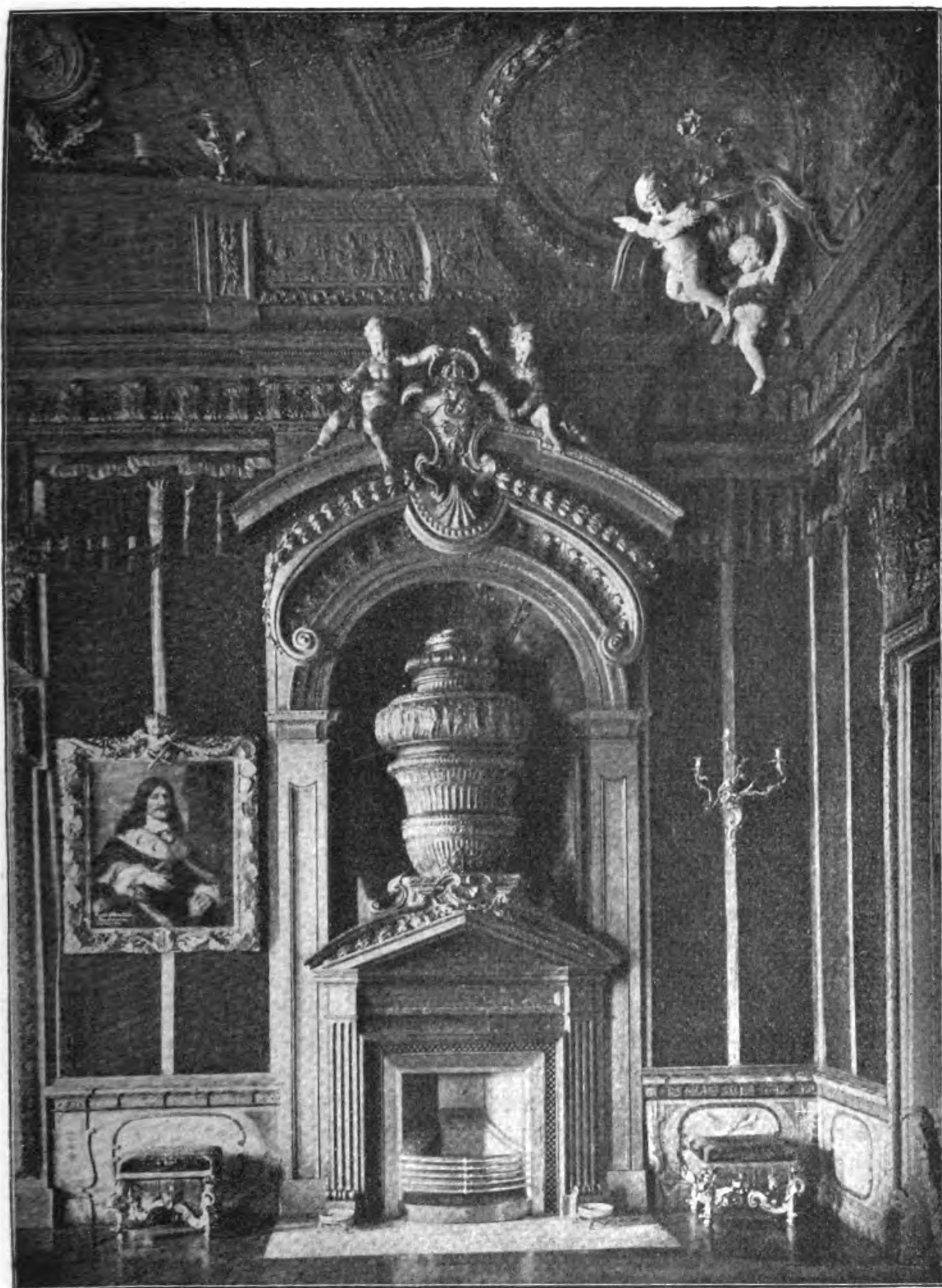


Königliches Schloß in Berlin: Rote Adler-Ordens-Kammer.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)



Königliches Schloß in Berlin: Thürdekoration in der Roten (Brandenburgischen) Adler-Kammer.
(Nach Gurlitt: Das Barock- und Rokoko-Ornament. Berlin, Ernst Wasmuth.)

kam, und alles so heimlich und still zu ging, daß ich nicht wußte, ob die Sache zum Leben oder zum Tode gedeyen sollte, und weil ich es so befand, daß all ihr Thun und Wesen nicht auf den Königl. Allerhöchsten Befehl, sondern nur ihrem Sinn nach zu leben gerichtet war, ward ich mit Zorn entzündet, und ging davon. Nach diesem ließen sie die Leute doch Eydlich abhören, und machten ihre Sache weiter gantz heimlich und allein, daß ich nichts davon weiter wissen müssen, was die Leute ausgesaget



Königliches Schloß in Berlin: Rote Sammetkammer.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

und was von ihnen vor Bericht abgestattet worden.

Ew. Hochgeb. Excell. wollen nun geruhen nach Ihrer hohen angebohrnen Weißheit und Gerechtigkeit gnädigst zu urtheilen, ob mir von diesen Leuten nicht ein großes Unrecht zu gefügt worden, und solches vor allen Leuten zur größesten Schande gediehen ist; Ich kann Ew. Hochgeb. Excell. versichern, daß ich übermenschlich wegen dieser Werke leiden muß. Ich habe über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht

zugebracht, und ist unter all denen Werken kein Fehl begangen, auch habe ich in Berlin schon erwiesen, daß man ja wohl sehen kann, ob ich ein Meister gewesen, da ich hierher gekommen bin, und nun muß ich von solchen so hönich und recht wie ein unvernünftiger Junge tractiren lassen, als wenn sie nur die Weißheit alleine bey sich hetten, da es sich doch (wann S. K. Mayt. einmahl einen jeden in einer aparte Kammer einsperren ließen, und ein jeder vor sich selbst ohne Bücher und andrer Hülffe einige Abrisse verfertigen müßten) anders finden wird. Ja es würde alsdann erst der rechte Meister erkennet werden. Ich muß nicht allein leiden, daß ich mein so lang mit großer Mühe zusammengebrachtes Werk abbrechen, und davon in der Welt Schande haben muß, sondern ich muß auch Hertzeleid von dem gemeinen Manne auf der Straße, und Nachrede in allen Häusern und Zechen leiden, ich kan vor Traurigkeit nicht schlaffen, vor Angst meiner Seelen, indem ich nicht weiß, wie es vor mir bei Hofe steht, ob ich Gnade oder Ungnade erlangen werde, und muß doch noch täglich sinnen, erfinden und arbeiten, ich muß fremde Gelder aufnehmen, um den Bau in Freyenwalde fortzusetzen, und habe doch bey dieser kein Credit. In Summa ich kan mein Elend hier nicht alles klagen, was ich ausstehen muß, bitte also Ew. Hochgeb. Excellentz umb Gottes Willen, wo ich nicht toll oder gar sterben soll, mich doch so viel zu begnadigen und mit einem rechten Schreiben zu verehren, daß ich dadurch einmahl erfahren möchte, was mit mir endlich werden soll, denn so thut ja ein jeder mit mir, was er nur will, schicket Abriße und Berichte ab, und hört mich nicht erst darüber, ob es auch so sey; Ist ein Werk mißlungen, so kann ein beßeres gemacht werden, wenn es befohlen wird; Es leiden Se. K. M. darunter keinen so großen Schaden, denn die Materialien sind alle zu gebrauchen, und das Macherlohn ist meist in der Accise wieder eingekommen, und das übrige noch unter solchen Leuten, die es auch wieder geben müßen. Ich erwarte hierauf einer gnädigen Antwort, und befehle mich in Ew. Hochgeb. Excell. Protection und verharre 2c.

A. Schlüter."

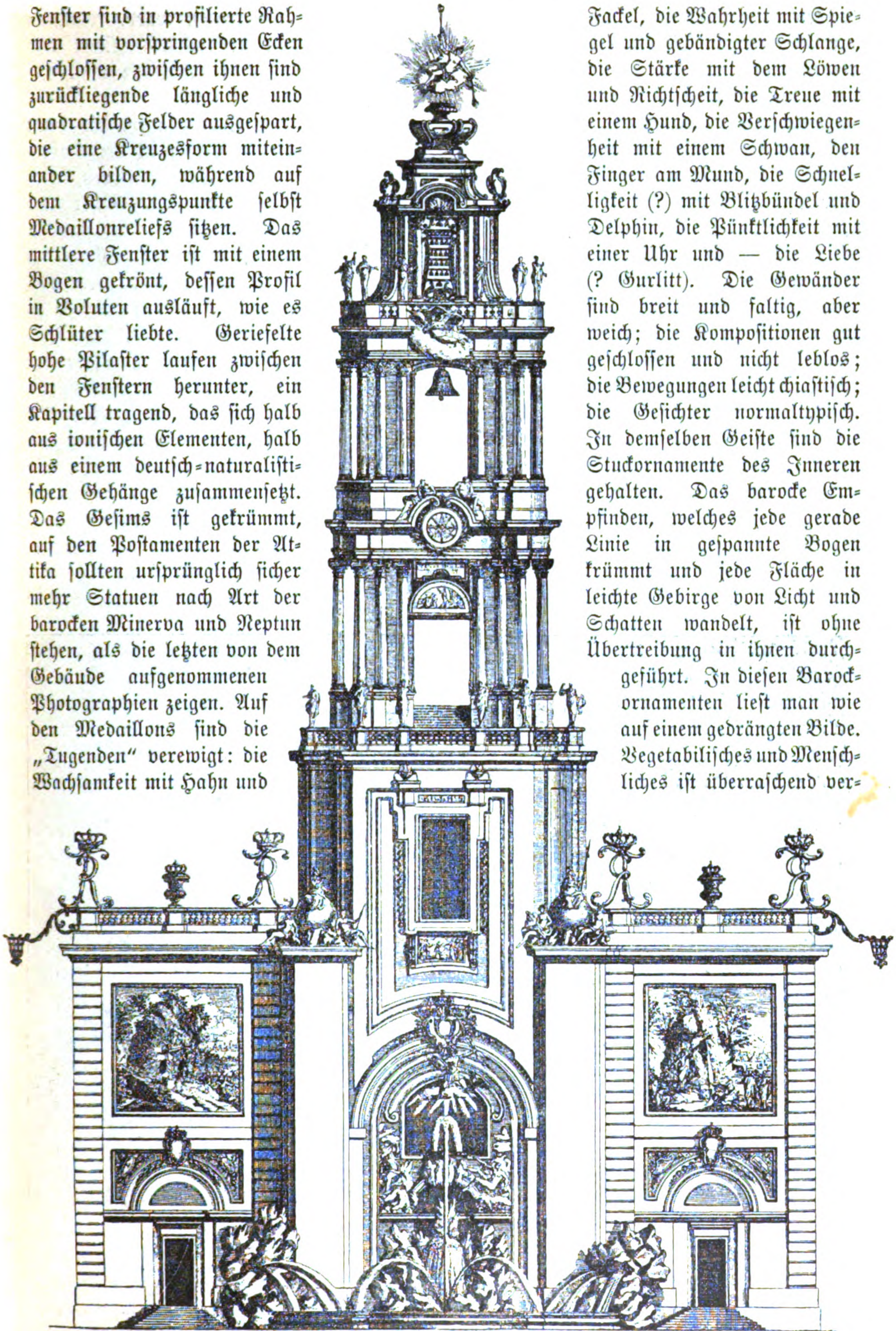
Nun, mit der „Schande der Welt" ist es nicht schlimm bestellt. Der Zorn Schlüters war ebenso das Zeichen seiner Schuld, wie das Bekenntnis seiner schönen stolzen Künstlerseele. Schlüter hat die Absetzung von der Schloßbaumeisterstelle und Reduzierung auf das Hofbildhaueramt nicht verhindern können. Mag auch die Eile des Königs Schuld getragen haben und in damaliger Zeit, wie am Zeughaus, an der Parochialkirche und am Berliner Schloß ein Riß in der eben gebauten Mauer nichts Ungewöhnliches gewesen sein, jedenfalls war die Fundierung des Münzturmes leichtsinnig geschehen und sind die Hilfsmittel dilettantisch geblieben. Als Techniker aber hätte Schlüter nie den Anspruch auf Weltruhm machen können, als Bildhauer hat er ihn verdient. Er war auch ein Bildhauer im Bauen.

* * *

Die Thätigkeit Schlüters am Berliner Schloßbau bis zur Münzturm-Katastrophe bildet das Centrum seines Lebens. Hier vereinigten sich seine bildhauerischen und architektonischen Interessen, hier hatte er Gelegenheit, an einem in weitesten Kreisen beachteten Gebäude seine ganze Kunst zu enthüllen. In der Zwischenzeit und auch nachher fertigte er in Berlin noch andere Arbeiten an, welche wir hier zum Schluß vereinigt betrachten wollen.

In erster Linie steht die sogenannte „Alte Post", das Palais, welches er dem Schloßhauptmann von Wartenberg an der Ecke der Königs- und Burgstraße, geradeüber dem Schlosse, errichtete. Es existiert heute nicht mehr, aber die Reste der Skulpturen hat man nach der Abtragung sorgfältig im Märkischen Provinzial-Museum aufbewahrt. Das Gebäude war so Schlütersch wie denkbar, d. h. gänzlich unarchitektonisch gedacht. Wie ein großes Ornament steht es da, als ob nach der Fertigstellung des wirklichen Nutzbaues ein Bildhauer gekommen wäre und die Fassade nach seinem Gutdünken in allerlei Felder geteilt und mit allerlei Ornament belegt hätte. Unten schlichter Quaderbau, darüber im ersten Geschoß lange niederdeutsche Fenster, über diesen quadratische Mezzaninfenster, oben eine hohe Attika. Die

Fenster sind in profilierte Rahmen mit vorspringenden Ecken geschlossen, zwischen ihnen sind zurückliegende längliche und quadratische Felder ausgespart, die eine Kreuzesform miteinander bilden, während auf dem Kreuzungspunkte selbst Medaillonreliefs sitzen. Das mittlere Fenster ist mit einem Bogen gekrönt, dessen Profil in Voluten ausläuft, wie es Schlüter liebte. Geriefelte hohe Pilaster laufen zwischen den Fenstern herunter, ein Kapitell tragend, das sich halb aus ionischen Elementen, halb aus einem deutsch-naturalistischen Gehänge zusammensetzt. Das Gesims ist gekrümmt, auf den Postamenten der Attika sollten ursprünglich sicher mehr Statuen nach Art der barocken Minerva und Neptun stehen, als die letzten von dem Gebäude aufgenommenen Photographien zeigen. Auf den Medaillons sind die „Tugenden“ verewigt: die Wachsamkeit mit Hahn und Fackel, die Wahrheit mit Spiegel und gebändigter Schlange, die Stärke mit dem Löwen und Richtscheit, die Treue mit einem Hund, die Verschwiegenheit mit einem Schwan, den Finger am Mund, die Schnelligkeit (?) mit Blitzbündel und Delphin, die Pünktlichkeit mit einer Uhr und — die Liebe (? Gurlitt). Die Gewänder sind breit und faltig, aber weich; die Kompositionen gut geschlossen und nicht leblos; die Bewegungen leicht chiastisch; die Gesichter normaltypisch. In demselben Geiste sind die Stuckornamente des Inneren gehalten. Das barocke Empfinden, welches jede gerade Linie in gespannte Bogen krümmt und jede Fläche in leichte Gebirge von Licht und Schatten wandelt, ist ohne Übertreibung in ihnen durchgeführt. In diesen Barockornamenten liest man wie auf einem gedrängten Bilde. Vegetabilisches und Menschliches ist überraschend ver-

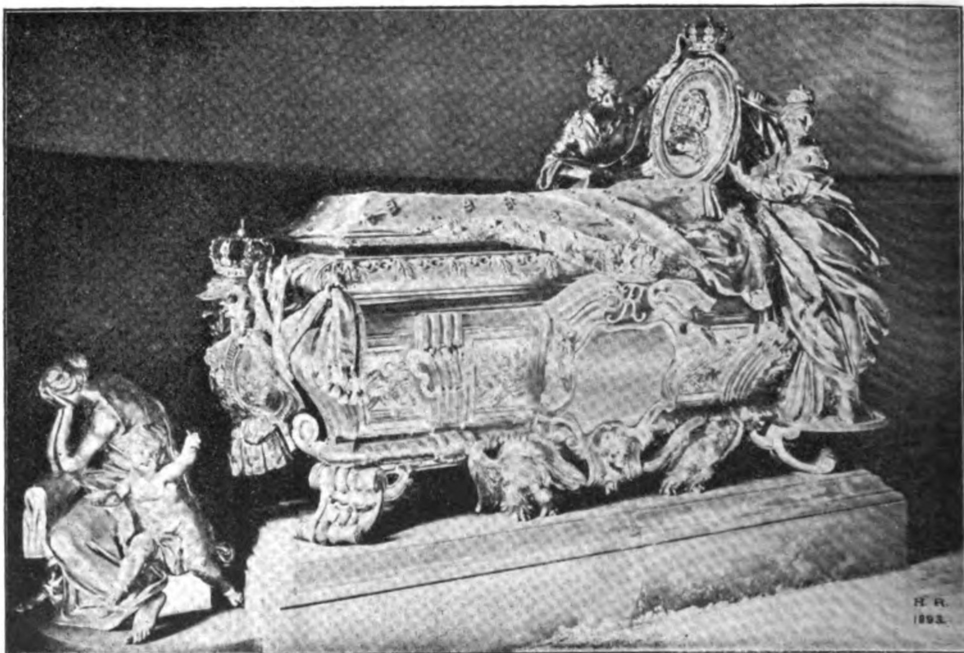


Schlüters zweiter Entwurf zum Münzturm.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

bunden, Minerales und Pflanzliches in wilder Ehe geeint. Die Phantasie schaltet uneingeschränkt, und der einzige Zwang, der den Meißel führt, ist das stete Drängen nach strotzenden Biegungen.

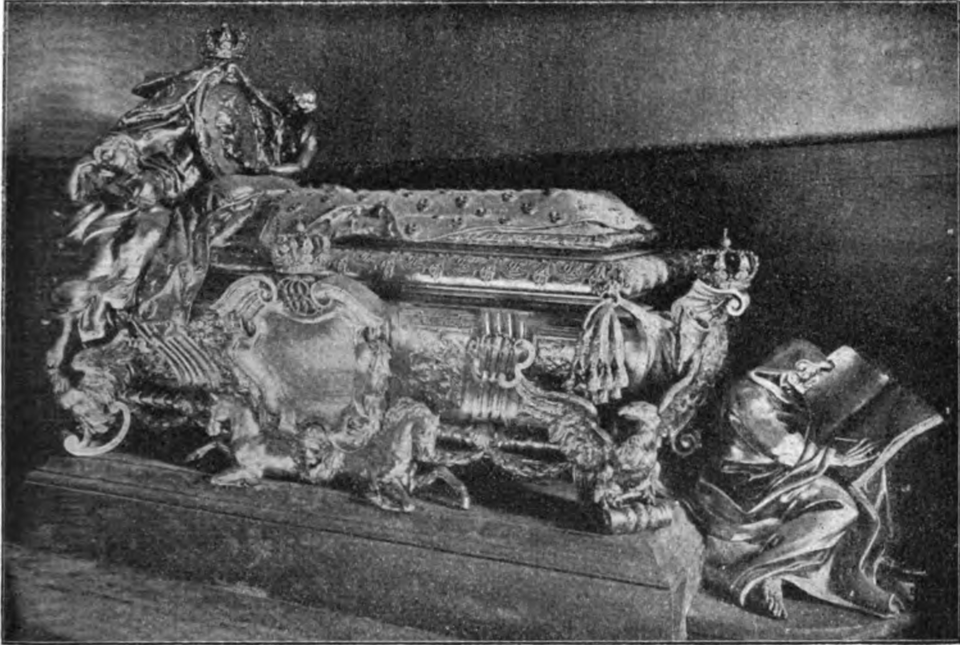
Ein zweiter nicht erhaltener Bau Schlüters ist das Lustschlößchen in Freienwalde. Der König wollte 1703 den Brunnen dieses Kurortes der „Märkischen Schweiz“ benutzen. Nicolai beschreibt uns den Bau. Er war nur von Holz, da er in größter Eile aufgeführt werden mußte. Außen und innen war Stuckarbeit angebracht. Das Erdgeschoß, in ionischer Ordnung verziert, enthielt Wohn- und Badezimmer. Das zweite Geschoß muß einen merkwürdigen Anblick geboten haben. Es bestand aus vierundsechzig freistehenden korinthischen Säulen, zwischen denen ein großer Speisesaal war. Drei bis vier Tage wohnte der König darin. Da kam in der Nacht ein großes Gewitter, eine Sandlawine des Berges, auf dessen Abhang das Schlößchen gestellt war, rutschte dagegen, und der König verließ es auf Nimmerwiedersehen. Das frische Holz war ohne Luftzufuhr ganz mit Stuck bekleidet, es faulte also und das Häuschen wurde so baufällig, daß es 1722 abgetragen ward. Auch in der provisorischen Architektur scheinen also damals die technischen Kenntnisse nicht hervorragend gewesen zu sein.

Eine Reihe von Sarkophagen, die heute ihrer endgültigen Beisetzung in der Hohenzollerngruft des neuen Domes harren, wird ebenfalls auf Schlüter zurückgeführt und bedarf daher der Erwähnung. Es sind zuerst die Kindersarkophage der Söhne des Markgrafen Philipp Wilhelm aus den Jahren 1701 und 1704. Sie ruhen auf Löwenfüßen und zeigen schwungvolle, kräftige Profilierung. Dann scheint auch Schlüter den Sarkophag ihres Vaters gefertigt zu haben, der 1711 starb. An den Langseiten sind Reliefs, die den Prinzen in Begleitung von Mars und Merkur zeigen, Rüstungen und Waffenstücke kommen dazu. In der breiten und skizzenhaften, niemals kleinlichen Arbeit glaubt man Schlüters Hand zu erkennen. An der Spitze stehen die Sarkophage des Königspaares selbst. Sophie Charlotte starb schon 1705; daß Schlüter ihren Sarkophag in Arbeit bekam, ist daher nicht merkwürdig. Wenn er auch des Königs Sarkophag gearbeitet hat, so mag ihn dieser zu Lebzeiten



Prachtsarg König Friedrichs I. von Preußen im Dome zu Berlin.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

schon bestellt haben. Die Sarkophage, aus vergoldetem Zinn, ruhen auf Volutenfüßen, zwischen denen noch Wappentiere, der brandenburgische Adler, das welfische Pferd, dicken Putto ist an die Stelle des Todes getreten. Das Reliefmedaillon wird von zwei Genien am Kopfende gehalten. Am Fußende sind Waffen, Rüstungen, Fahnen.



Prachtsarg der Königin Sophie Charlotte von Preußen im Dome zu Berlin.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

tragen helfen. Flachreliefs schmücken den schwungvoll profilierten, mit Triglyphen geschmückten Körper, der gleichsam die Übersetzung einer mit Riefelpilastern und Reliefs in Schlüterschem Sinne gezierten Fassade in den Sarkophagstil bedeutet. Aber die Plastik tritt auch selbständig hervor. Am Sarkophage der Königin sitzt der Tod, ihren Namen in ein Buch eintragend, eine Darstellung, die uns an die Auffassung des Männlichschen Grabes und seiner Analoga erinnert. Auch hier ist der Tod kein Gerippe, sondern die Haut ist über den Knochen geblieben, aber das Fleisch fehlt. Ein kräftiger, niederländischer Genius ist schlafend über den Sarkophag hingestreckt; ein zweiter hält das Medaillon der Königin hoch und bekrönt es. Der Königsmantel ist über den Sarkophag hingebreitet — alles in schwungvollem und souveränem Stile, der ohne zu ciselieren ganz in der Körperlichkeit aufgeht. Der Sarkophag des Königs ist anders gehalten. Ein weinender Genius mit einem Alles in einem noch bauschigeren, elastischeren Stile als am Grabmal der Königin.

Vor kurzem hatte Georg Buß das Glück, einen Epitaph-Entwurf Schlüters, der bisher unbekannt war, in einer signierten Zeichnung wiederzufinden. Es ist ein von Heckhenauer gefertigter Kupferstich, der links unten das „A. Schlüter delineavit“ zeigt. Das Epitaph ist für Mauritius Damianus Marschall von Biberstein bestimmt, welcher 1702 starb; er war ein reicher Gutsbesitzer, und seine Söhne hatten in Berlin hohe Verwaltungsposten; so kamen sie vielleicht zu Schlüter in Beziehung und bestellten das Grabmal, dessen ausgeführtes Original nun eventuell auf den Bibersteinschen Gütern zu suchen wäre. Schlüter zeichnete unten einen Sarkophag in stark geschweiftem Profil, darüber an der Wandfläche über der Inschrifttafel das Ovalbild des Verstorbenen und eine üppig-barocke Bekrönung aus Cypressenzweigen und Drapierungen, die sich um einen Schädel gruppieren, der geflügelt und be-

kränzt ist. Rechts am Sarkophag sitzt eine trauernde Frauengestalt, die sich mit dem rechten Ellbogen auf die Inschrifttafel lehnt, das Gesicht in die rechte Hand gestützt, welche das reiche Gewand heraufzieht, und dem Schmerze sich hingiebt. In ihrer Nähe steht auf dem Sarkophag eine erloschene antike Lampe, während links auf diesem eine Urne mit einem Lorbeerzweig postiert ist; sie zeigt das Wappen der Biberstein.

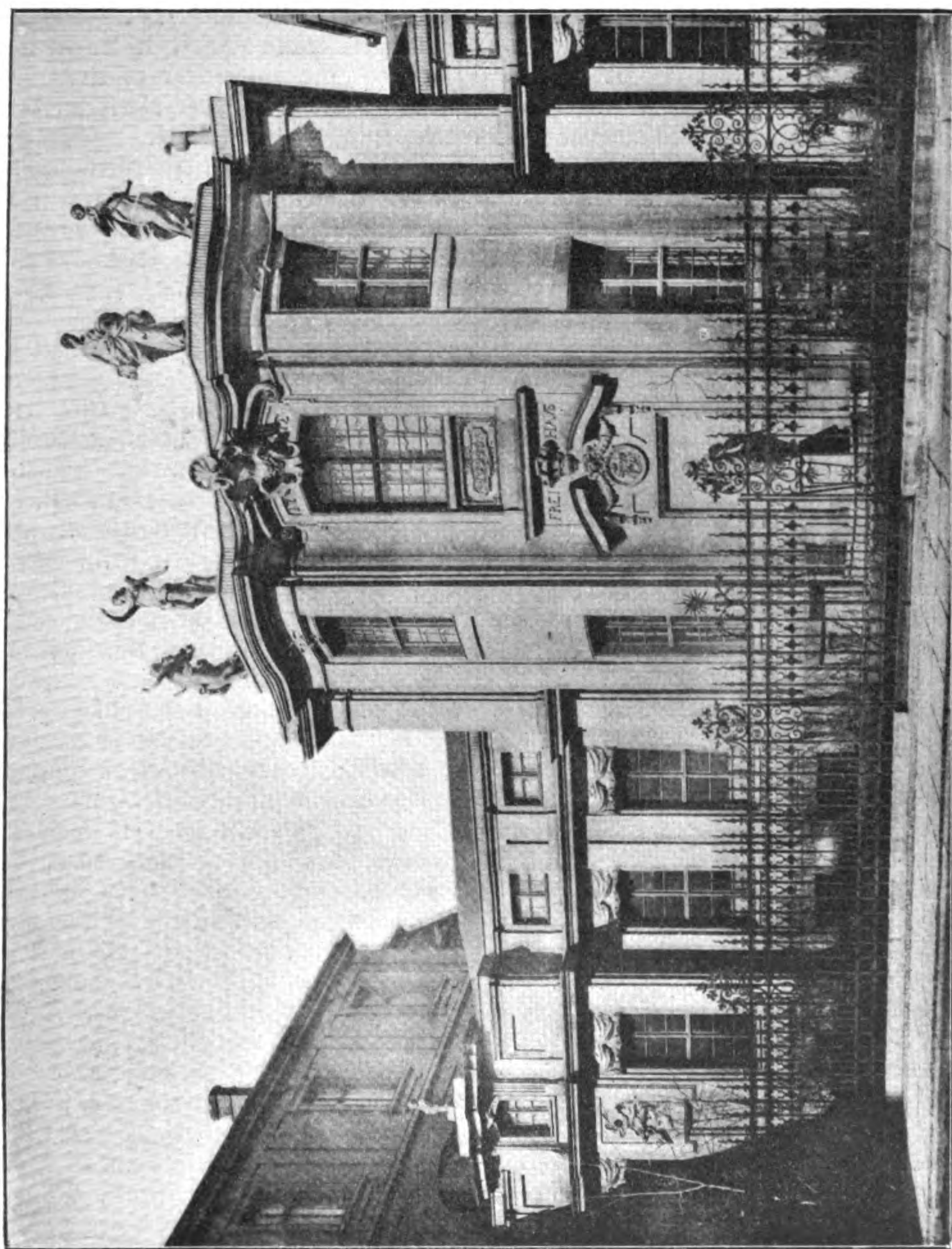
Schlüter zugeschrieben wird eine von Jacobi gegossene Büste des Prinzen von Homburg, des Kleistschen, die jetzt als Schmuck eines Schloßthores in Homburg Verwendung findet. Ein echt barockes Stück. Eine Fülle von Gewandteilen bedeckt in krausem Durcheinander den Rumpf. Eine hohe Perücke rahmt das Gesicht ein, welches in seinem klaren Auge, seinem wie zum Sprechen ansetzenden Munde, seiner trefflich modellierten Backenpartie ein Meisterstück realistischer Plastik ist. Das Lockenhaar der Perücke ist mit einer wunderbaren Leichtigkeit behandelt. Aber was — außer dieser Meisterschaft — spricht da eigentlich gerade für Schlüter?

Wie durch einen Zufall manchmal Schlüters Autorschaft noch nachgewiesen werden kann, zeigte die Entdeckung der Akten über seinen Anteil an dem Altar der Stralsunder Altarkirche. Aus diesen geht hervor, daß der Bildhauer Phalert, dem dieser Altar aufgetragen war, nach Berlin reiste, um sich zwei gute Gesellen zu besorgen und einen großen Meister zur Anfertigung eines Risses zu veranlassen. Schlüter that ihm den Gefallen, obwohl er gerade mitten in der Münzturm-Misere sich befand. Der Schlütersche Riß ist unter den Akten erhalten, und Herr Phalert hat ihn für die Ausführung nur wenig zu ändern brauchen. Der Altar ist originell genug, um uns auch ohne Schlüters Anteil interessieren zu können. Es ist eine Reihe von sechs Stützen über den Chor gezogen, von denen die äußersten wirkungsvolle Gitter einschließen, während die mittleren den Altar umrahmen, der aus einer üppigen Vereinigung von Doppelsäulen, Figuren, Schnitzereien, halben Rundgiebeln, schwebenden Tafelreliefs und dem hängenden Kruzifix sich zusammensetzt, ganz im Sinne des deutschen Barock, das in solchen Lösungen bei uns wenig künstlerische Sympathie zu erwecken vermag.

Unter den Schlüter zugeschriebenen Werken, die, wo sie gänzlich unsicher sind, aufzuzählen wenig Zweck hat, sei wenigstens das Kreuzsche Palais in der Klosterstraße noch genannt. Es scheint, daß der Entwurf von Schlüter, die Ausführung von seinem Schüler Martin Böhme stammt. Das Obergeschoß wurde später in modernerem Stile hochgeführt, die unteren Partien zeigen eine sehr zahme Barockarchitektur. Die Mittelfenster und das Portal sind von Konsolpilastern in der gewohnten Weise umrahmt. Die Fenster des Obergeschosses haben abwechselnd Bogen und Dreiecke als Bedachung. Das sind alte Gewohnheiten, und von irgend welchem Eigenwillen ist hier nichts zu beobachten. Die Dekorationen des Inneren sind für Schlüter nicht unmöglich.

Das letzte sichere Werk, welches ihm angehört, ist die Kamekesche Villa, jetzt die Royal-York-Loge in der Dorotheenstraße. Sie trägt das Datum 1712 und ist das einzige verbürgte Lebenszeichen, das wir von der Kunst Schlüters seit seinem Münzturm-Unglück erhalten haben. Es war ein Gartenhaus, das auf einer kleinen Anhöhe über dem Park lag und nicht nach dem erhöhten Niveau zu beurteilen ist, das heute die Dorotheenstraße zeigt. Die Architekten staunen über die Willkürlichkeit, mit der hier an der Fassade allen Regeln Hohn gesprochen wird. Ein Mittelteil tritt in barocken Schwingungen vor, die Fenstergesimse folgen ihnen, die Pilasterstreifen legen sich in voller Freiheit vor, bald verkröpft, bald um die Ecke sich wiederholend. Die reich bewegten, wirkungsvollen Figuren stehen ohne Attika auf dem scharf abschneidenden Dache. Die Seitenflügel laufen sich an dem vorspringenden Mittelteil einfach tot, nur das Erdgeschoßgesims nimmt noch eine Ecke des Mittelteils mit. Plastische Gardinen bekrönen die Fenster. Die Maßstäbe wechseln, die Profile sind unproportioniert. Die Gesimse der Eckbauten haben geschweifte Grundrisse. Ein Bildhauer verfährt nach eigenem Gutdünken und in kühner Neuerungssucht mit den überlieferten baulichen Motiven. Der Bildhauer kommt im Inneren noch reicher zur Geltung. Der Gartensaal, die

Krone des Baues, ist mit üppigen plastischen Darstellungen der vier Weltteile geschmückt. Ein Mann z. B. legt den Pfeil an auf einen



Ehemaliges Landhaus des Oberhofmeisters von Kameke, jetzige Loge Royal-York, in Berlin.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

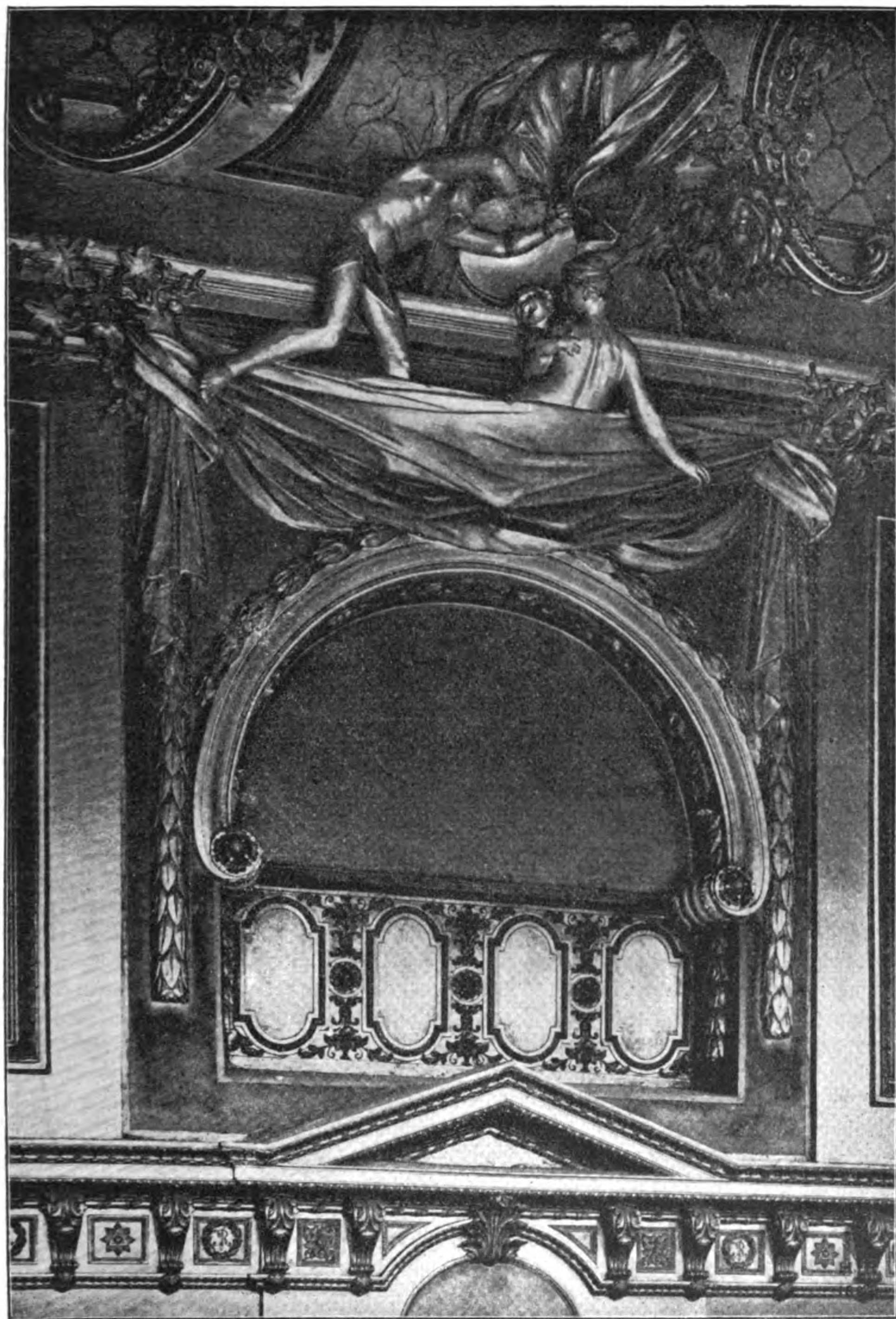
Löwen, während Frau und Kind in der Hängematte liegen: das ist Asien.

Mit diesem Bau nehmen wir vom Berliner Schlüter Abschied, damit aber auch überhaupt von dem verbürgten Schlüter. Wie alles unsicher ist, was Schlüter vor Berlin schuf, so ist alles unsicher, was er nachher schuf. Über das Äußerliche helfen hier wenigstens einige Briefe. Es ist ein Brief von dem Gießer Jacobi an Peter den Großen da, in dem er davon spricht, daß Schlüter mit Hinterlassung großer Schulden nach Sachsen abgereist sei. Ferner kommt in Betracht ein Brief Peters an den Grafen Bruce, einen Schotten, der als Festungs-

baumeister in russischen Diensten stand. „Ist Überbringer dieses bei Euch erschienen," so schreibt der Czar, „so erkundiget Euch sorgfältiger, ob er auch wirklich ein architector civilis sei, und sendet deshalb jemand ab oder schreibet nach Dresden; denn ein Goldarbeiter, bei dem ich in Dresden wohnte, hat ihn mir geschickt. Er wünscht einen Jahrgehalt von anderthalb Tausend Rthlr. Crt. Und erfahret Ihr, daß er ein geschickter Meister sei, so schließet mit ihm einen Kontrakt auf einige Jahre. Sehet indessen darauf, daß er nicht zuviel voraus bekomme. Nehmet ihn nach geschlossenem Kontrakte zu Euch und zahlt ihm nach Gutdünken." Eine dritte Urkunde ist das Buch eines Verwandten dieses Bruce, des Peter Heinrich Bruce, welcher 1782 im Englischen, 1784 im Deutschen seine russischen Reiseerlebnisse erscheinen ließ; er erzählt, daß er Schlüter als junger Mann in Petersburg gegen architektonischen Unterricht bei den Plänen geholfen hätte, da er 1714 für Bauten von „Palästen, Häusern, Akademien, Manufaktureien, Druckereien 2c." viel zu thun gehabt hätte.

Aus diesen Zeugnissen ist zu schließen, daß, nachdem Friedrich Wilhelm I. unter vielen Titeln auch den des Hofbildhauers Schlüter gestrichen hatte, der Meister sein Heil zunächst in Dresden versuchte und dort den Hofjuwelier Dinglinger kennen lernte, denselben, bei dem Peter der Große zum Staunen aller Höflinge im November 1712 auf acht Tage gewohnt hatte. Dinglinger muß Schlüter an Peter empfohlen haben, welcher ein gewaltiges Interesse an den Tag legte für alles, was Kunst und Technik war. Durch Bruces Vermittelung kam dann Schlüter nach Petersburg, wo ja eine ähnliche Entwickelung vor sich ging, wie einst in dem kurfürstlichen Berlin. Aus Hütten wurden Häuser, Akademien und Schlösser stiegen aus dem Erdboden. Was Schlüter daran für Anteil hatte, ist im einzelnen unbestimmbar. Bei dem alten Sommerpalais und dem alten Winterpalais hat man an ihn gedacht, aber keine russische Urkunde kommt uns bisher dabei zur Hilfe.

Das letzte Bild, welches wir von Schlüters innerem Leben erhalten, ist ein gar düsteres. Bruce beschreibt ihn als einen gedrückten, belasteten Mann. Der junge Mann konnte damals, als er Schlüters Schüler war, nicht wissen, welche schwere Sorgen, welche unbezahlten Rechnungen das Gewissen des Meisters peinigten. Aber tiefer als alle Beschreibungen läßt uns die Nachricht in sein Inneres blicken, daß er in den letzten Tagen sich ganz der Konstruktion eines Perpetuum mobile hingegeben habe. In derselben Zeit, da sein einstiger gefährlicher Rival Eosander, den Friedrich Wilhelms I. Kunstfeindlichkeit ebenfalls vom Hofe entfernt hatte, sich in einer stillen Kammer zu Frankfurt alchymistischen Untersuchungen widmete, vergräbt sich Schlüter in das Problem, eine Kugel durch ein Federsystem in ewige Rotierung zu bringen. Es ist eine grausame Ironie des Schicksals, daß der Mann, welcher gerade in dem Siege der Bildhauerei über die konstruktive Technik das Wesen seiner Künstlerschaft erblicken konnte, mit dem unfruchtbarsten konstruktiven Problem, das je Menschenköpfe verwirrt hat, ins Grab gehen sollte. Freilich mag er Peters Zuspruch dabei erfahren haben. Denn der Czar wußte zwischen Kunst und Spiel noch nicht so recht zu unterscheiden, die Aristokratie der Kunst kannte er so wenig wie die des Lebens, und das künstliche Spiel hat ihn allezeit gefangen genommen. Es heißt, daß Schlüter sich bei dieser Arbeit oft mit dem Kaiser einschloß — ein grausames Bild! Im Mai 1714 ist Schlüter gestorben. Seine Frau war in Berlin zurückgeblieben. Der Tod des Mannes, welcher eben wieder ein neues Leben zu beginnen schien, brach alle Hoffnungen. Sie schreibt an Peter und an die Czarin, daß sie soeben den Tod des bisherigen Ober-Baudirektors Schlüter, ihres im Leben liebgewesenen Ehemannes, erfahren habe, sie bittet um einen Gnadengehalt; eine Handarbeit legt sie bei und versichert, auch weiterhin gern auf Wunsch „curieuse Stühle, Betten, Tapeten und andere Galanterien" liefern zu wollen. Wurde ihr Wunsch erfüllt? Wohl kaum, denn das letzte urkundliche Blatt, auf dem Schlüters Name verzeichnet steht, giebt einen hoffnungslosen Ausblick. „Dekret auf der Witwe Schlüter Memoria. Supplikantin hätte sich zu rechter Zeit und in der ediktal gesetzten Zeit melden sollen. Ihr Gesuch kann auch um so weniger stattfinden, weil



Gruppe im Gebäude der Loge Royal-York zu Berlin.
(Nach Borrmann: Die Kunstdenkmäler Berlins. Berlin, Julius Springer.)

ihr verstorbener Mann bei dem Schloßbau noch verschiedene Rechnungen zu justifizieren gehabt, wogegen der Supplikantin Prätention nicht zu Rechten ist. Hat sie also Seine

Königliche Majestät damit nicht wieder zu behelligen. Berlin, den 2. Juli 1714."

* * *

Schlüter, ein Michelangelo des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Werke, dessen Leben ein gewaltiges Fragment sind, ein Ringen des hochstrebenden Geistes mit den kleinen, ökonomischen Verhältnissen dieser Erde — so stellt sich das Gesamtbild des Mannes dar. Und im Einzelnen, im Künstlerischen bietet er dasselbe Bild. Er ist die Auflehnung der Willkür gegen die Regel, des Deutschen gegen die Romanen, des Bildhauers gegen die Architektur. Die Welt stand unter den verknöcherten römischen Regeln. Die Baukunst war in Gefahr, eine Buchgelehrsamkeit zu werden. Die Spätrenaissance hatte aus den Schriften der Alten ein Heiligtum gemacht, und Vitruv thronte als Gott darin. Der Klassicismus bereitete sich vor, indem man das frische Leben der Renaissance an vitruvischen Paragraphen abmaß und lobte oder tadelte, bis dann auch das frische Leben aufhörte und das Buch Wirklichkeit wurde. Ludwig XIV. schrieb eine Konkurrenz auf eine neue Ordnung aus; Goldmann und sein Herausgeber Sturm stellten strenge Einheitsmaße auf, der Radius der Säule müsse in allen Gliedern und Ornamenten wiederkehren; das Theoretische, das Nivellierende erobert sich alle Länder, und es giebt nur einen verehrten Schulmittelpunkt, Paris, wo Technik und Messung einzig allein gelernt werden konnte. Gurlitt erinnert an einen Schriftsteller von fanatisch national-deutschem Charakter, der selbst am liebsten jedes Fremdwort vermieden hätte: Herr von Loen. „Diese niederträchtige Nachahmung der Franzosen," sagt er zwar, „macht uns Deutschen fürwahr wenig Ehre. Unsere Tafeln düngen die Weingärten der Franzosen, unsere Kleidungen treiben die Räder ihrer Fabriken. Die Mode ist ein ordentlicher Zoll, welchen Frankreich von den Deutschen zieht und welcher diesem Staate jährlich ungeheure Summen einbringt. Aber," fährt er dann fort, „in Ansehung der Baukunst muß man den Franzosen den Vorzug zuerkennen. Sie bauen so schön, so natürlich, so gemächlich, daß wir ihnen darin billig nachahmen sollten. Wir verfallen im Gegenteil noch immer auf gekrauste gotische Bilderwerke und fehlen in der Zusammenfügung der Teile im Ganzen. Wir lassen der Natur zu wenig Ehre, wo die Kunst nur dazu dienen soll, ihre Annehmlichkeit ins Auge zu setzen und alles durch Ordnung und Bequemlichkeit zu beleben."

In diese Welt von Regeln und Normen, die in der Antike die Natur und im Barock die Unnatur sah, wurde ein Schlüter hineingesetzt. Sein Wesen war das genaue Gegenteil. Als Architekt sah er nicht so sehr auf den einheitlichen Eindruck, sondern liebte die Störungen und Retardierungen, welche gemütvoller wirken, weil sie nur aus dem Herzen kommen können. Er kümmerte sich nicht um die Abmessungen und Proportionsgleichheiten des französischen Kanons, sondern schuf nach eigener Willkür und nach dem Maße seines Temperaments, das ganz und gar ein bildhauerisches war. Seine Hand macht vor nichts Halt, was sein Auge in körperlichen Verhältnissen gewahrte. In unbeschränktem Naturalismus scheut er sich niemals, Wolken und Bäume in Skulptur zu übersetzen. Und dieses unersättlich plastische Gefühl, das auch seiner Ornamentik innewohnt, führte ihm die Hand ebenso in der Architektur. Nicht als mathematischen Körper, sondern als Rücklage für plastische Zieraten geometrischer, vegetabilischer, figürlicher Natur betrachtet er die Fassade, auf römische gleichmäßige Fassaden setzt er die Portale wie Riesenornamente, aus Schlußsteinen läßt er sterbende Köpfe in unerhörtem Realismus herauswachsen, ungelöste architektonische Glieder läßt er durch schildtragende Engel bedecken, die in seinem Auge die Lösung besser besorgen. Mit dem niederdeutschen Barock im Innersten seines Wesens verwandt, ist er der Vertreter des deutschen Realismus gegen romanische Form und Gelehrsamkeit. Ein Individuum gegen den Typus. Ein Mensch gegen das Buch. Vor ihm der Klassicismus des Blondel, nach ihm der Klassicismus des Eosander, inmitten seine Erscheinung, glänzend, vorüberrauschend, in ihren Spuren trotz alledem schwer zu verfolgen: ein Meteor.





Das Moderne im altgriechischen Drama.

Von

Wolfgang Kirchbach.

Das Wort „modern“, das unseren Zeitgenossen eine so wichtige Bedeutung gewonnen hat in Kunst und Wissenschaft, stammt als Schriftwort ungefähr aus dem sechsten Jahrhundert nach Christus. In den lateinischen Chroniken und Dichtungen angelsächsischer und fränkischer Klostergelehrsamkeit begegnen wir ihm zuerst um diese Zeit. Es ist augenscheinlich eine Zusammenziehung von modus hodiernus (modo hodierno), woraus denn modernus im lateinischen Volksmunde entstanden sein dürfte. Zur Zeit Karls des Großen und nach seinem Tode finden wir das Wort bereits ganz in demselben Sinne wie heutzutage gebraucht als den Ausdruck für das Selbstbewußtsein, mit dem das Jahrhundert auf seine eigenen Bräuche und Errungenschaften blickt, als den Ausdruck des Gegensatzes auch, in dem man sich gegenüber der Vergangenheit fühlt. Der Geschichtschreiber Karls des Großen spricht in der Vorrede seiner Biographie des Kaisers z. B. von moderni temporis hominibus vix imitabiles actus des Frankenkönigs, von den „Thaten“, die den Menschen der „modernen Zeit“ kaum gelingen dürfte, nachzuahmen; und in einer berüchtigten Satire auf Karl den Großen, in der er wegen seiner Haremswirtschaft angegriffen ist, wird er sogar ein Mann Gottes im „modernen Jahrhundert“ (sæclo moderno) genannt.

Wenn wir daher dieses Allerweltswort den folgenden Betrachtungen vorangesetzt haben, so geschieht es in der Erkenntnis, daß die Menschheit nun schon seit vierzehnhundert Jahren sich für etwas sehr „Modernes“ hält samt ihren Schriftstellern, die zu verschiedenen Zeiten das besondere Kraftbewußtsein und Geistbewußtsein ihrer Neuheit hatten. Und gewiß ist Schätzung der eigenen Zeit und ihres Lebens immer ein Vorzug thatkräftiger Jahrhunderte und thatkräftiger Geister gewesen, soweit sie nicht zu einer Unterschätzung der Vergangenheit führte. Die jüngste europäische Litteraturentwickelung hat diese Gefahr der Unterschätzung nicht ganz vermieden. Dies Jahrhundert, an dessen Abschlusse wir stehen, durfte in einem besonderen Sinne sich gewiß das „moderne“ nennen. Naturwissenschaft, Technik brachten Erkenntnisse, Beobachtungen und äußere Einrichtungen des Lebens der Menschheit, welche frühere Jahrhunderte in solcher Art nicht gekannt haben. Das äußere Antlitz des Lebens auf der Erde scheint ein anderes geworden, und wer kann es manchen Geistern verdenken, wenn sie sich mit ganz besonderem Stolze die Modernen nennen möchten? Wer wundert sich, wenn sie geringschätzig auf alles Vergangene zurückschauen, ja, sogar die Kenntnis solcher Vergangenheit verschmähen?

Aber dies Verschmähen hat sich schon vielfach gerächt. Wer von all denen, die seit zwanzig Jahren sich im besonderen Sinne die „Modernen“ in Litteratur und Kunst nannten oder nennen ließen, wäre im stande, auch nur den Bau einer Lokomotive und sein mechanisches Gesetz zu schildern? Wer vollends die Art, wie in einer Dynamomaschine die elektrische Kraft zu stande kommt, wer die Konstruktion eines Telephons? Und

wie viele sind es, die jenen wissenschaftlichen Einblick in die Einzelheiten des Pflanzenlebens, des Tierlebens besitzen, welcher wirkliche moderne Kenntnisse darstellt, die Forscher früherer Jahrhunderte nicht beherrschten? Auf einen sehr kleinen Kreis von Forschern, Ingenieuren und Technikern ist all das gewissermaßen als Zunftgeheimnis und Zunftverständnis beschränkt, was der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts als sogenannte „moderne Errungenschaft" besitzt und äußerlich nützt.

Statt dessen hat sich nun seit zwanzig Jahren unter dem Sammelworte „modern" die heranstrebende Künstlerschaft und Schriftstellerwelt Europas, insbesondere aber Norwegens, Frankreichs, Deutschlands, gefunden und bereits in verschiedenen Schichten sittliche und gesellschaftliche Erscheinungen und Fragen geschildert und behandelt, welche man im bewußten Gegensatz zur Vergangenheit aufzuwerfen meint. Ein Bruch mit dem, was früher war, wird vorausgesetzt. Und dann werden Ideengänge, sittliche Zerwürfnisse, sociale Strebungen und Bewegungen entwickelt, die merkwürdigerweise schon Aristophanes, Euripides, Sophokles, ja, Äschylos mit nicht minder starkem Bewußtsein, etwas sittlich „Modernes" zu bieten, dargestellt haben.

Unsere Väter und Großväter waren in den Städten Deutschlands bis zu den sechziger Jahren gewöhnt, in niederen, einstöckigen, allenfalls zweistöckigen Bürgerhäusern zu wohnen. Wie „modern" kamen sich da auf einmal die jung heranwachsenden Geschlechter vor, als sie allmählich um sich diese vierstöckigen, fünfstöckigen und noch höheren Turmgebäude in Berlin oder Chicago aufwachsen sahen. Da will es nun das historische Schicksal, daß gerade diese himmelhohen Mietskasernen eine der ältesten Formen sind, in denen die Menschheit ihre Ameisenbaue und Biberhäuslichkeiten aufbaute. Alt-Babylon schon war eine Stadt, die nach der Art des modernen Chicago in jenen regelmäßigen Straßenblöcken entworfen war und diese fünfstöckigen Mietskasernen auftürmte. So vermeldet uns der Bericht des Herodot.

Und so ist denn auch sehr vieles, was gesellschaftlich in diesen babylonischen, fünfstöckigen Häusern geschehen ist, im „modernen Jahrhundert" — wir meinen nicht damit das „moderne Jahrhundert" Karls des Großen, sondern das neunzehnte — wieder lebendig geworden.

Ja, es wird manchem, der Aristophanes und Euripides mehr von Hörensagen als aus eigenem Studium kennt, recht merkwürdig erscheinen, wenn er nicht nur Ibsen, Sudermann, Björnstjerne Björnson, Bellamy und Bebel, sondern auch einen Friedrich Nietzsche bei genauerer Kenntnis aus dieser altgriechischen Welt zu sich reden sieht. Und wenn es für ganz „modern" gilt, die volkstümlichen Typen aus dem niederen Leben aufzugreifen, wir haben gute Gründe zu der Vermutung, daß so manches Drama der späteren attischen Komödie, das ohne Chor und oft auch in Prosa gespielt wurde, seinem Ideengehalte und seiner socialen Färbung nach manchen jüngsten Schöpfungen außerordentlich ähnlich gewesen ist. Wenn es neuerdings vielfach als Forderung aufgestellt wird, der Dichter müsse seinen Stoff dem unmittelbaren Leben der Gegenwart entnehmen, so sehen wir gerade das altgriechische Drama — allerdings wohl ohne besonderen Anspruch hierauf — von Anfang an auf dem gleichen Wege. Wir wissen, daß gerade die ältesten Tragiker in die Erlebnisse ihrer eigenen Gegenwart eingriffen, um sich daraus den Stoff ihrer lyrischen Dramen zurechtzumachen. Phrynichos stellt die „Einnahme von Milet" dar, unmittelbar nachdem diese den Athenern stammverwandte Stadt von den Persern erobert worden war. Derselbe Bühnendichter brachte nicht lange nach der Salamisschlacht mit seinen „Phönissen" ein Stück aufs Theater, welches in der persischen Hauptstadt Susa spielte und eben die Ereignisse von Salamis verherrlichte. Seinem Beispiel folgte Äschylos, dessen „Perser" die Ereignisse von Salamis, bei denen der Dichter selbst beteiligt war, gleichfalls unter dem Gesichtswinkel der Ansicht von Persien aus schilderten. Wir sehen also geradezu eine Neigung der Dichter, das eben Erlebte poetisch auszunützen, da sie in einer rasch vorwärts schreitenden, siegreichen Zeit mit Sicherheit auf das Interesse der Zuschauer an der eigenen Gegenwart rechnen konnten. Die Komödie aber,

die nur wenige Jahrzehnte später zur Blüte kam, griff fast ausschließlich die politischen und bürgerlichen Urbilder der eigenen Zeit auf. Solange nicht, wie es ja gegenwärtig noch zum Jammer der Dichter der Fall ist, eine angstvolle Censur die freie Meinungsäußerung von der Bühne verdammte, konnten die komischen Dichter sogar die Bildnisse und Karikaturen ihrer eigenen Zeitgenossen auf die Bühne stellen. Sie mußten alle über die Klinge springen: Sokrates, Euripides, Äschylos, Kleon, Agathon und wie sie alle hießen. Gleichzeitig aber war das Vergnügen am Leben der eigenen Gegenwart so groß, daß die Aristophanischen Komödien, wenn sie auch nach unseren Begriffen sich mehr wie ein Raimundsches Zaubermärchen ausnahmen, dennoch zugleich zum lebendigsten Sittenbild des griechischen Lebens wurden. Ganze Scenen wurden denn doch mit allem Realismus einer Wirklichkeit ausgeführt, die lediglich aus technischen Gründen — um der komischen Wirkung in die Ferne willen — vergröbert wurde. Dieser Realismus wuchs, je mehr mit dem Herannahen des vierten Jahrhunderts das Chorspiel wegfiel und das entstand, was wir heutzutage unter einem bürgerlichen, realistischen Drama verstehen. Wildenbruch u. a. haben neuerdings z. B. Verführungsscenen auf die Bühne gebracht, die uns erlauben, an die große Verführungsscene zwischen Kinesias und seiner Frau Myrrhine in der „Lysistrate" des Aristophanes zu erinnern, die sehr raffinierte psychologische und so realistische Motive enthält, wie sie in letzter Zeit nur noch Hauptmann an einer Stelle seines „Vor Sonnenaufgang" gewagt hat. Sicher ist, daß auch in der phantastischen Form dieser griechischen Komödien ein ungeheurer Wirklichkeitssinn, Realismus, Gegenwartssinn steckt, der es verstanden hat, uns ein Sittenbild griechischen Lebens zu hinterlassen, das Zola mit seinen energischsten Sittenschilderungen unserer Zeit nicht übertroffen hat. Wir wollen indessen das heikle Thema gänzlich beiseite lassen. Was in unserer Litteratur sich als „modern" giebt, sofern es beweist, daß die Verfasser sich aus dem Leben, sowie aus Mantegazzas und Krafft-Ebings Schriften über gewisse Erscheinungen und Entartungen des sinnlichen Lebens unterrichtet, das ist ja in Wirklichkeit am wenigsten das Neue in der Menschheit. Es sind uralte Fehler und Erkrankungen der Natur, und es ist heilsam, den Aristophanes, der als ein Kerngesunder über diese Gebrechen seine sausende Geißel schwingt, auch nach solcher Richtung aufmerksam zu lesen. Es steht nichts im Krafft-Ebing, was nicht schon dem Aristophanes bekannt gewesen wäre. Zolas „Nana" kann nichts schildern, was nicht in ungleich umfassenderer Weise durch den Witz des Aristophanes der Zeit „den Spiegel" vorgehalten hätte. Die Gebrechen der Sinnlichkeit sind in gar keinem Sinne „modern"; sie sind es nur für diejenigen, die keine Kenntnis von uralten Kulturen in Ägypten, Assyrien und Karthago, in Griechenland und Rom besitzen. Was bei uns nur als krankhafte Ausnahme auftritt, es war einst der Durchschnitt, und im Ernst und Scherz können wir aus Aristophanes ebenso wie aus den Sittenvorschriften gewisser Bücher des Moses Schlüsse thun auf jahrtausendalte Vergangenheit, die uns bestätigen, daß der Mensch von Haus aus mehr ein Kulturtier gewesen ist und durch die Erfahrungen, die dieses Kulturtier mit seinen Land- und Stadtgründungen machte, erst allmählich sich zum Kulturmenschen heraufgewitzigt hat.

Wie es nun aber geht, daß die frühesten Formen der Kultur oft mit den spätesten wieder zusammentreffen, wie Babylon dieselben fünfstöckigen Ziegelhäuser hatte, in denen mit gewissen Unterschieden auch der heutige Berliner wohnt, so treffen auch gewisse Ideenreihen, welche die Menschheit bewegen, nach Jahrtausenden wieder zusammen.

Was gilt uns in der augenblicklichen Litteratur, die sich in besonderen Sinne „die moderne" nennt, als besonders wesentlich für ihren neuen Gehalt? Vererbungsgesetz in der Verstrickung der Bühnenhandlung, sociale Vorwürfe mit dem offenen oder stillschweigenden Hinweis auf die Idee eines rettenden Zukunftsstaates der wirtschaftlichen Art, Ausmalung des Unterschieds zwischen Armut und Reichtum, ergreifende Darstellung der ungleichen Verteilung wirtschaftlicher Güter. Modern ist es, mit Nietzsche zu predigen: „Tot sind alle Götter, nun wollen wir, daß der Übermensch lebe", modern ist auch vor allem der Kampf der

Bühnendichter für eine würdigere Stellung des Weibes als Geschlechtswesen neben dem Manne, modern ist der Kampf um die Emporbildung der Ehe. Wir finden Dumas, Ibsen, Sudermann auf diesem Wege, und sie gelten ja als die besonders Modernen.

Nun, gerade diese Ideenkreise, diese Tendenzen, diese Bestrebungen bilden den innersten Gehalt der tragischen und komischen Hauptdichtungen, die uns aus dem Altertum überliefert sind. Es ist wahrhaft verblüffend, wie weit die geistigen Züge sich ähneln; es kann zum heilsamsten Nachdenken stimmen, wie alt gerade diese Elemente des dramatischen Bestrebens sind und wie eigentlich nur ein äußerer Unterschied der Darstellungsweise herrscht, in der man diese Ideen, Strebungen und die daraus sich ergebenden Wirrnisse vorträgt.

Als vor einigen Jahren Henrik Ibsens „Gespenster“ allgemeines Aufsehen erregten, da hörte und las man auch so mancherlei vom Gesetze der Vererbung, das hier als tragisches Motiv eingeführt sei. Der unglückliche Sohn der Frau Alving, der das allzu lustige Leben seines Vaters büßt und die Lügenschuld seiner Mutter zugleich entgelten muß, galt vielen als die „modernste“ aller Erfindungen, insofern hier die erst jüngst durch Darwin aufgestellten Gesetze der körperlichen und ethischen Vererbung eine tragische Darstellung gefunden haben sollten. Seither haben wir eine ganze Reihe von solchen Vererbungsdramen erlebt; bald als Hauptmotiv, bald als Nebenmotiv stellt es sich heraus, daß die Konflikte oder auch nur die körperlichen Leiden der Helden die Folgen alter Sünden der Vorfahren sind. So ist es in „Vor Sonnenaufgang“ der Alkoholismus, der eine Familie zerstört als Nachwirkung der Sünden des Vaters und sogar so weit führt, daß man ein solches Geschlecht einfach meiden und ausmerzen muß, wenn eine Lösung vom alten Übel möglich sein soll. In diesem Sinne verläßt der Liebhaber die Tochter des unglücklichen Hauses, um ein solches Geschlecht nicht fortzupflanzen.

Nun, nicht nur verwandte, oft geradezu übereinstimmende Ideengänge bewegen auch in mehreren Dramen die antiken Tragiker Äschylos, Sophokles, Euripides. Zwei tragische Familien kannte das Altertum, auf die man alle diejenigen Beobachtungen der Vererbung sammelte, die von alters her ebensogut der Denker wie der einfachste Mann aus dem Volke an sich und seinen Söhnen sowie ihren Schicksalen machte und machen konnte. Das Haus des Atreus und das Haus des Ödipus waren diese Familien. Der Erbfluch, der in diesen Familien herrschte, ist in der That ein ererbter. Wenn man von griechischen Schicksalstragödien spricht, ja womöglich von der griechischen Schicksalstragödie schlechthin, so liegen hier ungefähr dieselben Mißverständnisse vor, wie wenn man behaupten wollte, Aristoteles habe die dramatischen Einheiten von Ort und Zeit gelehrt in dem Sinne, wie die Franzosen sie auffaßten. Bekanntlich hat kein griechischer Tragiker diese Einheiten je gekannt oder befolgt. Ein Chorgesang verdeckt gelegentlich bei Äschylos und Euripides eine Zwischenpause von Wochen. Die Kunst besteht nur darin, daß man durch die geistreiche Art, mit welcher das Chorspiel, diese rhythmische Volksscene, die Zwischenzeit überbrückt, das Wirken der Zeit auch nicht mehr als eine lebenbestimmende Notwendigkeit empfindet.

Es giebt keine einzige antike Schicksalstragödie. Das Volk sprach wohl vom Schicksal, von einer „Moira“, wie wir von der „Vorsehung“ reden, die Priester und Seher, die im griechischen Drama auftreten, deuten der Volksrede gemäß die Handlungen und Leiden der Helden als ein unabwendbares Schicksal — die Dichter selbst aber: Äschylos, Sophokles, Euripides, haben niemals irgend eines ihrer Dramen auf eine blinde Schickung gegründet, welche als solche etwa den Menschen Leid und Konflikte aller Art aufnötigte. Und wenn zuletzt die Götter die Ursache des Unheils sind, das hereinbricht, so ist auch das bei den Tragikern lediglich als eine symbolische Rede aufzufassen, mit der man gewisse ethische Lebensgesetze und erkannte Notwendigkeiten des Zusammenlebens und Nacheinanderlebens der Menschheit bezeichnete. Weder Äschylos noch Aristophanes glauben noch an das Dasein der Götter, die das Volk glaubte: der „gefesselte Prometheus“ und die geniale Komödie der Glaubensvernichtung „Die Vögel“ lehren es auf jeder Seite.

Die gewaltige Tragödie „König Ödipus“ von Sophokles ist weit entfernt, das Walten eines blinden Schicksals schildern zu wollen. Ein viel tieferes, geistvolleres Lebensproblem enthüllt sie vor unseren Augen. Sie zeigt, wie der Mensch, der sich unschuldig glaubt, im Hochmut dieser Unschuld, wenn ihm angedeutet wird, er könnte doch wohl auch nicht der beste sein, ungerecht gegen andere wird. Und diese Ungerechtigkeit des sittlichen Übermuts, diese Selbstgerechtigkeit gerade ist es, welche die Schuld in sich enthält und so der eigenen Schmach auf die Spur kommt. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet,“ denn keiner weiß eigentlich, wer er selber ist, bevor er nicht Schicksal an sich selbst erfuhr. Diese tragische Mahnung richtet sich insbesondere an die Selbstherrscher, an diejenigen, die auf der Höhe der Macht stehen und zumeist auch nicht wußten, durch welche Mittel ihre Vorfahren solche Macht erreicht. Ödipus verflucht den unbekannten Mörder des Vaters und muß erfahren, daß er sich selbst verflucht hat und nun auch die Folgerung dieses Fluchs tragen, weil er ein — Fluch war. Die Aufdeckung unbewußter Schuld und Schmach ist nur die Strafe und Sühne eines Sinnes, den man die Hybris, die Selbstvermessenheit nannte.

Was man aber sonst gemeinhin griechische „Schicksalstragödien“ genannt hat, sind in Wahrheit nichts anderes als Vererbungstragödien. Wir besitzen deren drei. Es ist die Trilogie des Äschylos, welche das Schicksal der Atridenfamilie als einen erblichen Zusammenhang schildert, die „Elektra“ des Sophokles, welche sich gleichfalls mit dem Erbzerwürfnis des Agamemnonhauses auseinandersetzt, und die „Phönikierinnen“ des Euripides, in denen das Haus des Ödipus unter den Ausblicken des Vererbungsgesetzes betrachtet wird.

Nicht um ein verhängtes Schicksal handelt es sich hier. Alle drei Tragiker fassen vielmehr, ganz und gar im sogenannten Sinne Darwins und unserer neuesten Dramatiker, die Erblichkeit des Fluches als einen von den Ahnen erworbenen sittlichen Schaden auf, der sich durch mehrere Generationen sowohl physisch wie geistig vererbt und immer neue Konflikte, ja im Falle des Euripides sogar die vollständige Selbstzerstörung der belasteten Familie bewirkt. Euripides steht, indem er seine Erblichkeit am meisten im körperlichen Sinne auffaßt, ziemlich auf demselben Boden wie Ibsen und Hauptmann. So erzählt Jokaste, daß Laios „aufgeregt von Wollust und von Trunkenheit“ Vater des unglücklichen Ödipus wurde. Der Chor spricht die bedeutsame Wahrheit aus: „Nimmer gedeiht das in Sünden Geborene, Schande dem Vater und Schmach der Erzeugerin“, die man ja im selben Sinne den Ibsenschen „Gespenstern“ als Sinnspruch vorstellen könnte. In des Äschylos „Agamemnon“ aber spricht der Dichter seine verwandte Einsicht und Absicht aus, indem gleich bei der Chorerzählung vom Sprößling der Tyndariden gesagt wird: „Erstarkt endlich, enthüllt er den Erbsinn seines Geschlechts.“ Das Naturgesetz und Gesetz der Sittenvererbung aber wird sogleich als Erklärung mit den Worten der dritten Gegenstrophe klar ausgesprochen: „Denn des Gottverächters Unthat, sie gebiert mehrere nach, zeugt ein Geschlecht, ähnlich der Mutter. Doch, übt die Tugend ein Haus, erbt auf Enkel das Heil fort.“

Wir sehen also, und mehrere ähnlich lautende Stellen aus Sophokles wären dazu anzumerken, daß diese Dichter, die vor 2300 bis 2400 Jahren schrieben, Einsichten besaßen, als hätten sie eben erst Darwins Vererbungsgesetze, Gustav Freytags historische Studien und „Ahnen“ oder Ibsens „Gespenster“ studiert. Nun, wir wissen aus Herodot, Homer und den Hieroglyphen ägyptischer Gräber, daß sie mit guten Kenntnissen auf eine Vorgeschichte ihrer eigenen Zeit blickten, die auch einige tausend Jahre Kultur bedeutete. Es darf uns nicht wunder nehmen, daß sie wußten, was wir — von ihnen wissen.*

Euripides hat, in der Erkenntnis dieses Erbgesetzes, in den „Phönikierinnen“ geschildert, wie das belastete Geschlecht infolge des angeborenen Schadens sich selbst zerfleischt und zum Heil des Staates einfach zu Grunde

* Bekanntlich besteht Darwins Verdienst nicht etwa in der Neuentdeckung des Vererbungsgesetzes, das eben eine alte philosophische und naturwissenschaftliche Wahrheit war (Lamarck!), sondern in der Nutzanwendung auf die Erklärung der Artenbildung.

geht. Es merzt sich selber aus, und darin liegt die Lösung aller Zerwürfnisse, die eine so belastete Familie mit ihrem Einflusse über die sonstige sociale Gemeinschaft und den Bestand eines Volkes bringt. Er ist schon hierin geistvoller als einige unserer Zeitgenossen, daß der ererbte Schaden nicht nur innerhalb der Familie als ein reines Privatereignis und Privatgeheimnis zum Absterben des Belasteten führt, sondern daß er hineingreift ins öffentliche Leben, wodurch er von allgemeiner Bedeutung wird. Denn das in „Sünden Geborene", die Brüder Eteokles und Polyneikes, bringen durch ihren Zwist Gefahr über die Stadt, aber indem sie sich wechselseitig vernichten und die Mutter mit ins Verderben ziehen, schaffen sie Gelegenheit zum Siege der bedrohten Stadt über den auswärtigen Feind. Der Vater aber, der die Ursache all dieses Erbübels war, Ödipus, wird mit seinen Töchtern einfach ausgewiesen, ausgemerzt aus der Gemeinschaft des Lebens. Wir schenken ihm unser Mitleid, fühlen aber, daß dies der Gesundungsprozeß ist. Der erblich erkrankte Bestandteil der menschlichen Gemeinschaft wird amputiert, wie jener moderne Liebhaber bei Hauptmann die alkoholisch belastete Geliebte einfach sitzen läßt, um ein solches Geschlecht nicht fortzupflanzen. Der Chor, statt in tragischer Verzweiflung zu enden, schließt mit dem Preise des Sieges, indem er die „hochheilige Nike" anruft, immer solchen Sieg zu verleihen.

Tiefer als Euripides haben Äschylos und Sophokles sich mit den Thatsachen der Vererbung auseinandergesetzt. Bei Äschylos wird das Erbübel des sittlich belasteten Geschlechts, das eine Greuelthat der Atriden aus der anderen gebiert, zugleich zu einer Erblichkeit der Rechtspflicht, die Strafe, d. h. Rache verhängt und dann über dieser Rachepflicht selbst wieder in Gewissensqual verfällt. Hier ist also nicht nur ein physisches Erbe, es ist ein geistiges, das in den weiteren Zusammenhang der rächenden Lebensnotwendigkeiten tritt. Der Dichter legt sich die Frage vor, wie kann unter solchen Umständen der circulus vitiosus, der auf der Grundlage des ererbten sittlichen Naturschadens zu einer unabsehbaren Reihe von Mißthaten im Zusammenhang mit der sühnenden Rechtsforderung der Erinnyen führt, überwunden werden? Die Erbsünde gebiert die Erbrache, und diese neue Sünde — giebt es hier ein Ende mit Schrecken nur oder den Schrecken ohne Ende? Ist das Gesetz der Erblichkeit zu überwinden? Ja, es ist zu überwinden. Eben weil die Rechtsforderung ins Unabsehbare führt, muß es ein drittes geben, welches überwindet. Der Dichter Äschylos findet eine Lösung, die fünfhundert Jahre später der jüdische Schriftsteller und Prediger Paulus ihm nachfindet: die unabsehbare Rechtsforderung aus der angeerbten Sünde, dem Erbschaden findet ihre Beruhigung in der — Gnade. Einen Teil dieser Frage mit gleicher Antwort nimmt Shakespeare mit seiner Rechtskomödie von Shylock wieder auf, die ja auch im ethischen Hochbegriffe von der Gnade die einseitige Logik des nackten Rechts überwindet. Äschylos läßt die Rachegöttinnen, die den Orest verfolgen, den Sohn des belasteten Geschlechts, nachdem bei der Abstimmung der Götter jede Lösung der Frage noch unmöglich schien, einladen, sich in Gnadengöttinnen zu verwandeln. Die Erinnyen werden zu Eumeniden; der ungeheure Erbfluch ist überwunden, Gnade, d. h. verzeihende, schöpferisch neu aufstrebende, schaffende Menschlichkeit überwindet die Gebrechen vergangener Geschlechter. Sie kann es, weil Äschylos auch die andere Seite des Erbgesetzes erkannt hat: „Übt Tugend ein Haus, erbt auf die Enkel das Heil fort."

Die „Elektra" des Sophokles zeigt, wie dieser Dichter Stellung zu der Frage nimmt. Wir sehen den edelsten Wetteifer hoher Geister, eine Zeitfrage zu lösen, die allen Bewohnern griechischer Städte mit den Familiengeschichten ihrer Gewalthaber, in denen sich gar vieles zum Unheil der Staaten vererbte, so sehr nahe getreten war. Und tritt dies politische Gesetz nicht auch uns nahe? Bei Sophokles sühnt die einfache Geschwisterliebe der Elektra zu ihrem Bruder Orest als eine Familientugend die Familienschuld. Dieses edle Erbe des Familienlebens, reine, innige Liebe der Geschwister, saugt alle Schuld der Vorfahren auf; und wenn Klytemnästra und Äghist von der Hand des Orestes fallen, so übt er keine Rache, welche die Erinnyen noch strafen; er handelt als

Staatsmann, der Erbfluch ist durch Liebe und Gerechtigkeit ausgelöscht. Der Chor schließt mit den Worten, daß „Atreus' Stamm" durch dieses Werk sich „zur Freiheit durchgerungen habe". Wie überraschend ist diese tiefe Beschäftigung mit den Fragen der Erblichkeit, und wie modern wird sie werden, wenn zeitgenössische oder kommende Dichter erst selbst so tief an den Vorwurf herangehen werden, wie Äschylos und Sophokles.

Goethe hat in seiner „Iphigenie" die Frage allerdings wahrhaft sophokleisch gewendet. „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch," sagt seine Griechin als echte Vorverkünderin des richtig verstandenen Darwin.

Eine Reihe anderer moderner Ideen, welche sich auf die Stellung des Weibes zum Manne beziehen, die wir durch Ibsen mit seiner „Nora", „Rosmersholm", „Hedda Gabler", durch Dumas mit der „Kameliendame", durch Sudermann mit seiner „Heimat", durch Björnstjerne Björnson mit seinem „Handschuh" (Svava) entwickelt sehen, wird man nicht minder in überraschender Weise vorgebildet sehen, wenn man Tragödien wie die „Medea", die „Alkestis", die „Andromache", „Hippolytos", „Hekabe" und andere Dramen des Euripides liest. Denn sehr auffällig ist hier ein poetischer Kampf, den dieser Dichter für die sittliche und gesellschaftliche Emancipation der Frauen kämpft. Die Stellung des griechischen Weibes war von der anfänglichen hohen Stellung, die wir zu Homers Zeit noch eine Penelope einnehmen sehen, allmählich zu einer ziemlich gedrückten herabgesunken. Formell bestand zwar der Familienhaushalt auf monogamischer Grundlage, aber die Männer nahmen es mit dieser Verpflichtung ebensowenig genau wie heutzutage. Nebenfrauen und der Einfluß dieser auf den Zusammenhalt der Ehe führten zu mancherlei Zwist. Wir sehen nun in Euripides überall dargestellt, wie lebhaft das weibliche Geschlecht diesen schlimmen Zustand empfindet, wie es für seine volle Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung kämpft und unter einer anderen Firma dasselbe anstrebt, was wir die Frauen Ibsens und Björnsons ansprechen sehen. Bekanntlich hat vor einigen Jahren der letztere Dichter Rundreisen gemacht und Vorträge gehalten, in welchen er für die volle Monogamie und Gleichstellung von Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau eingetreten ist. Sein Drama „Der Handschuh" erhebt dieselbe Forderung mit großer Energie durch den Mund einer nordischen Jungfrau. Er wird gewiß mit besonderer Sympathie die Gestalt des Hippolytos in der gleichnamigen Tragödie des Euripides betrachten. Hier rühmt sich dieser griechische Jüngling mit besonderer Betonung seiner männlichen Keuschheit. Ein Hauptmotiv, warum sein Vater Theseus den schlimmen Verdacht gegen ihn hegt, daß er mit der eigenen Stiefmutter Phädra ein sträfliches Verhältnis unterhalten, liegt eben darin, daß der Vater, der in anderen Anschauungen groß geworden ist, eine so edle Enthaltsamkeit nicht begreift. Hippolytos ist ganz ein Mann nach dem Herzen Svavas und jener nordischen Frauen, die heutzutage von dem Manne dasselbe verlangen, was sie als Mädchen von sich vor der Ehe fordern. Euripides will diese männliche Enthaltsamkeit, die sich für eine streng monogamische Ehe aufspart, verherrlichen, indem er zugleich ihr tragisches Geschick in einer Welt schildert, welche noch anderen Anschauungen huldigt. Eben deshalb heißt das Stück auch nicht Phädra, sondern „Hippolyt". Ganz im gleichen Sinne hat er in seiner „Andromache" die Folgen geschildert, welche für das weibliche Geschlecht aus der offenen und geheimen Doppelliebe der Männer entspringen. Fast jede Scene predigt hier das, was der Chor der Frauen von Phthia ganz rund heraus fordert: „Eine Liebe sei dem Manne genug, mit andren Frauen pfleg er nicht Gemeinschaft", während seine Hermione der schuldlosen Andromache erklärt: „Nein, gerne läßt an **eines** Weibes Liebe sich genügen, wer nicht wohnen will im Ungemach." Zwei Frauen, Hermione, die Tochter der Helena, die mit dem Sohne des Achill verheiratet ist, und Andromache, die ehemalige Gattin Hektors, welche dieser Sohn des Achill als seine Maitresse mitgebracht hat, sind sich entgegengestellt, um an ihnen in zwiefacher Weise das tragische Los des Weibes zu zeigen, das dem Manne nicht gleichgestellt ist insofern, als es die volle eheliche Treue des Mannes fordern dürfte. Wir sehen Euripides als einen sehr tapferen

Streiter für die strenge Monogamie, indem er überall die verheerenden Folgen zeigt, welche für das weibliche Geschlecht und die Familie das hat, was unsere Modernen die „Ehelüge“ nennen. Schon Sophokles sehen wir in den „Trachinierinnen“ für die Rechte des Weibes in der Ehe kämpfen. Es ist bezeichnend, daß alle diese Stücke, die wir in besonderem Sinne antike Frauenemancipationstragödien nennen können, nämlich die „Trachinierinnen“ des Sophokles, die „Andromache“ und „Medea“ des Euripides, auch weibliche Chöre aufweisen, die zum Teil mit sehr unzweideutigen Reden für die Stellung des Weibes eintreten. In den „Trachinierinnen“ will Herakles heimkehrend die Jole, ein junges Weib, als Geliebte mitbringen. Jahrelang hat sich seine Gattin Deianira nach ihm gesehnt, der Frauen Los beklagend: wo „endlich eine, statt der Jungfrau Weib genannt, von nächtlich banger Sorgenlast ihr Teil empfängt und um die Kinder und den Mann sich ängsten muß“. Sie erfährt, daß Herakles nun die junge Geliebte mitbringen will. Sie wagt nicht Widerspruch zu erheben, obwohl sie aufs tiefste ihr Los beklagt. Um die Liebe des Gemahls an sich zu fesseln, schickt sie ihm das Nessusgewand, ahnungslos, welche furchtbare Verheerung es anrichten wird. Sie nimmt sich das Leben, da sie hört, daß Herakles von Qual verzehrt wird. Klar liegt hier die Absicht des Dichters zu Tage, das weibliche Geschlecht an dem treulosen Manne zu rächen. Wenn am Schlusse der sterbende Herakles seinen Sohn Hyllos beauftragt, die geliebte Jole zu heiraten, wogegen dieser sich anfangs heftig sträubt, so ist dies nur zu verstehen als eine Entschädigung an das weibliche Geschlecht und seinen Anspruch auf eine ebenbürtige Behandlung.

Liegt hier der Kampf für das Recht der Frau mehr zwischen den Zeilen, so sehen wir bei Euripides ihn mit blanken, offenen Waffen ohne jede Zweideutigkeit geführt. Man lese, was seine Medea, welche als die Rächerin ihres ganzen Geschlechts auftritt, sagt als eine antike Nora:

Von allem, was auf Erden Geist und Leben hat,
Sind doch wir Fraun das Allerunglückseligste.
Mit Gaben sonder Ende müssen wir zuerst
Den Gatten uns erkaufen, ihn als unsern Herrn
Annehmen; dies ist schlimmer noch, als jenes Leid.
Dann ist das größte Wagnis, ob er bieder ist,
Ob böse: denn unrühmlich ist's dem Weibe, sich
Vom Gatten scheiden, und sie darf ihn nicht verschmähn.
Und freit in neue Sitten und Gesetze sie,
Muß eine, weiß sie's nicht von Haus, Prophetin sein,
Zu wissen, welchem Lose sie entgegen geht.
Denn wenn wir dieses glücklich nur vollendeten,
Der uns Verbundne froh mit uns am Joche trägt;
Ist unser Los zu beneiden: anders sei es Tod.
Auch kann der Gatte, wenn ihn Ärger quält,
Auswärts des Herzens Überdruß beschwichtigen,
Uns ist in eine Seele nur der Blick vergönnt.
Sie sagen wohl, wir lebten sicher vor Gefahr
Zu Hause, während sie bestehn der Speere Kampf.
Die Thoren: lieber wollt ich dreimal ja ins Graun
Der Schlacht mich werfen, als gebären einmal nur.

Heutzutage kämpft man nicht mit Speeren, mit Ausnahme unserer Kavallerie allerdings, sondern mit rauchlosem Pulver, aber wenn man Bebels Buch „Die Frau“ liest und Noras Gespräche mit Helmer, so wird man eine merkwürdige Übereinstimmung der Zeiten finden. Der Frauenchor in der „Medea“ singt: „In die Tiefen der Weisheit hab ich mich oft schon sinnend vertieft und kühner gekämpft zu durchforschen die Wahrheit, als es geziemt dem Geschlecht der Fraun: doch Sinn und Geist ward uns auch verliehn (nämlich uns Frauen!) und die Muse besucht, lehrt Weisheit uns: wir lieben die Künste der Musen.“ Wer denkt nicht hierbei an Nora, die zuletzt auch erst über gewisse Dinge selbständig nachsinnen will? Und an anderer Stelle tritt derselbe Chor von Frauen als Phalanx von Vorkämpferinnen für das Frauenrecht mit den Worten auf: „Männer verüben Betrug, nicht mehr besteht unter Göttern die Treue. Umgewandelt hat sich der Ruf, und die Ehre kränzt mein Leben, hoher Ruhm verherrlicht auch der Frauen Geschlecht ꝛc. ꝛc.“

Es ist vollständig „modern“, wenn in derselben Tragödie Jason seine Frau Medea damit zu beschwichtigen versucht, daß er die Kreusa nur aus Geldinteresse nehme. Wie Nora hat auch die Euripideische Medea einst ihren Mann gerettet und genau so ein Durchschnittsmensch mit seiner Kinderliebe und dem Triebe, höchst wohlanständig vor seiner Frau dazustehen, wie Helmer, ist dieser Jason. Nora läßt ihre Kinder im Stich, weil ihre Ehe auf Lüge gestellt war, Medea bringt diese Kinder aus ganz verwandten Gründen um. Und wie Nora davongeht, die Thür ins Schloß fällt und Helmer das Nachsehen hat, so verläßt Medea den verzweiflungsvoll

nachschauenden Jason auf ihrem Drachenwagen. Die Parallele läßt sich sowohl der Tendenz nach wie in vielen einzelnen Motiven derart weiter ziehen, daß man beinahe auf die Idee verfallen könnte, Ibsen habe eine in norwegische Bürgerkreise übertragene Erneuerung der „Medea" schaffen wollen, wie er ja auch die Nibelungensage modernisiert hat.

Genug, es ist höchst auffallend, wie viele Charakterzüge von Ibsens Nora, von Hedda und anderen, von Sudermanns Magda sich in den Euripideischen Frauengestalten finden, die für ihre Rechte kämpfen.

Ein litterarischer Reproduktionsvorgang liegt hier ohne Frage unbewußt mehrfach vor, wenn man ungefähr weiß, auf welchem Wege viele von den Ideen, welche die griechischen Denker bewegt haben, ins heutige Bewußtsein gedrungen sind. Zunächst allerdings besteht rein die kulturgeschichtliche Thatsache, daß viele von unseren Zuständen auf Grund verwandter Bedingungen den Zuständen in den griechischen Handels- und Industriemittelpunkten sehr ähnlich geworden sind. Plötzlicher Reichtum von ehemaligen Kleinhandwerkern, die sich als Großunternehmer aufthun und eine Plutokratie an Stelle alten Blutadels und Ackerbürgertums zu drängen suchen, dazu gesteigerter Handelsreichtum mit all seinen Kehrseiten. Verwandte Bedingungen bringen verwandte Schäden des öffentlichen Lebens und verwandte Ideen der Schriftsteller, sie zu heilen. Aber neben dieser Thatsache spielt heutzutage auch noch die rein intellektuelle litterarische Reproduktion hinein, welche sich durch den Denkkanal des Philosophen Friedrich Nietzsche vollzieht.

Wenn in einer Anzahl von Jahren der Nietzscherausch und seine geistigen „Dionysien" verflogen sein werden, so werden die Kenner Gelegenheit haben, eingehende Nachweise zu führen, wie sehr dieser Geist aus den Schriften der griechischen Tragiker und des Aristophanes geschöpft hat. Nietzsche war bekanntlich von Haus aus klassischer Philolog und hatte viele Bücher und Theaterstücke gelesen, welche dem jüngsten Geschlecht in Deutschland mehr und mehr unbekannt werden. Nur so erklärt es sich, daß eine ganze Reihe von Denkwitzen dieses Mannes so neu erscheinen, die der tiefer Blickende zumeist als die Umschreibungen, Nachbildungen und rednerischen Paraphrasen altgriechischer Einfälle erkennt. Und weil dieser Schriftsteller Mode ward, führen denn auch die dramatischen Helden unserer Nietzscheleser, ohne es zu ahnen, die ältesten Schlagworte aus dem Aristophanes im Munde.

Ja, diese Zarathustragеneration, welche erklärt: „Tot sind alle Götter, nun wollen wir, daß der Übermensch lebe", was thut sie anders, als daß sie unbewußt die Späße des Aristophanes wiederholt?

„Mit Zeus ist's aus!" sagt Prometheus unter seinem Regenschirm, da er in das Wolkenkuckucksheim der Vögel kommt. Vom ersten bis zum letzten Worte predigt diese Komödie, indem sie alle Mythologie und Religion parodiert, dasselbe, was Nietzsche in gleicher Hinsicht beabsichtigt. Höchst ergötzlich verspottet sie die Systeme der Philosophen, indem sie eine Vogelmythologie und ein Vogelweltsystem an ihre Stelle setzt. Die Götter werden ausgehungert, mit Zeus ist's aus, und statt dessen feiert die Komödie am Schlusse die Vermählung des Menschen mit der Basileia, der Tochter Zeus', d. h. der Herrschaft auf Erden und im Himmel. Der Mensch schlechthin tritt die Herrschaft an, nachdem alle Mythen und Systeme gestürzt sind durch die neue Vogelmythologie. Wenn nun diese Herrschaft des von jeder Religionsmythe gereinigten „Menschen" schlechthin das A und O der Zarathustralehren ist, wer möchte zweifeln, daß Nietzsches Geist gerade hierin gar sehr unter seiner Aristophaneserinnerung steht, besonders in der Art, wie er seine Aussprüche faßt?!

Wer jemals in den „Wolken" des Aristophanes das ebenso komische wie verzweifelte Redegefecht des Anwalts der guten und der schlechten Sache aufmerksam gelesen hat, der wird den Versuch der „Umwertung" aller ethischen „Werte", den Nietzsche in seiner Weise macht, schon in der ergötzlichsten Weise parodiert finden. Bekanntlich geht diese „Umwertung" so weit, daß am Schlusse der junge „Übermensch" Pheidippides seinen Vater Strepsiades prügelt und ihm auch noch haarklein nachweist, „der Sohn hat recht, der seinen Vater prügelt."

Strepsiades.

Nein, das verbeut in aller Welt doch das Gesetz den Kindern.

Pheidippides.

Hat denn nicht aber dies Gesetz ursprünglich vorgeschlagen
Ein Mensch, wie ich und du, und dann es durchgesetzt mit Gründen?
Und was die Alten dürfen — darf ich ein Gesetz den Neuen
Nicht schaffen, demgemäß die Schläg' heimgiebt der Sohn dem Vater?!
Da sieh einmal die Hähne an und andre solche Tiere,
Die schenken ihren Vätern nichts: und doch — was unterscheidet
Sie denn von uns, als daß sie nicht wie wir Beschlüsse kritzeln?!

Jedes feine Ohr wird aus dieser tollen Parodie auf die sittlichen „Umwertungen“, welche in den Sophistenschulen geübt wurden, etwas von derselben Neu-Ethik heraushören, die Sudermanns Magda bekundet, wenn sie ihren Vater zuletzt mit dem Geständnis tötet, daß jener Staatsbeamte nicht der einzige gewesen sei, der ihre Gunst genoß. „Folg deinen Trieben, spring und lach und halte nichts für Sünde“, sagt der Anwalt der schlechten Sache, der durch seine Sprechfertigkeit zuletzt bewirkt, daß der Anwalt der guten Sache sich für besiegt erklärt und in die Orchestra springt, jenes „Jenseits von Gut und Böse“ der griechischen Komödie.

Wenn Nietzsche seine Schrift „Jenseits von Gut und Böse“ mit dem Satz beginnt, daß man anfangen müsse zu fragen, ob Wahrheit denn überhaupt zu erforschen und aufzustellen das Richtige sei, und ob in diesem Bestreben nicht bisher alle Philosophen geirrt hätten, so wissen wir, daß die gleichen Fragen durch die Sophisten aufgeworfen wurden. Diese und andere Ideensprünge sind sicher durch so manchen Witz des Aristophanes angeregt worden. Seine Abneigung gegen Sokrates in der Schrift „Die Geburt der Tragödie“ teilt Nietzsche übrigens auch mit Aristophanes und ebenso seine Verachtung des Socialismus, die ja für ihn und viele auch zeitgemäß ist.

In den „Ekklesiazusen“, in der „Weiberversammlung“ des Aristophanes, finden wir Bebels Buch „Die Frau“, Bellamy und andere samt unseren socialistischen Systemen mit einer verblüffenden Genauigkeit gezeichnet. Da erklärt die Gründerin und Vorkämpferin der Frauenrechte, die Praxagora, nachdem beschlossen ist, daß die Frauen künftig statt der Männer das Regiment führen sollen:

Hört: Alles wird künftig Gemeingut sein und allen wird alles gehören,*
Sich ernähren wird einer wie alle fortan, nicht Reiche mehr giebt es noch Arme,
Nicht besitzen wird der viel Jucharte Lands und jener kein Plätzchen zum Grabe,
Nicht Sklaven in Menge wird halten der ein', und der andre nicht einen Bedienten,
Nein, allen und jeden gemeinsam sei gleichmäßig in allem das Leben.

Sie fährt fort:

Nun seht, zuvörderst erklär ich die Äcker
Für Gemeingut aller, auch Silber und Gold und was alles der einzelne sein nennt.

Auf den Einwand, daß mancher doch nur Silber und goldene Dariken besitzt, aber keine Äcker, erklärt Praxagora:

Die liefert er aus der Gesellschaftskasse, und zahlt er nicht ein,
So begeht er des Meineids Schuld —

und weiter:

Aus Mangel wird nie mehr ein Mensch sich vergehn, denn alles ist Eigentum aller,
Brot, Kuchen, Gewänder, gepökeltes Fleisch, Wein, Erbsen und Linsen und Kränze.
Was gewänne denn einer, der nicht einzahlt? Ja, besinne dich nur und belehr uns.

Blepyros.

Ei, stehlen denn die nicht am meisten auch jetzt, die am meisten zuvor schon besitzen?

Praxagora:

So war es, mein Bester, so lang wir uns noch in den alten Gesetzen bewegten,
Doch von nun an, wenn alles Gemeingut ist: was gewinnt, wer das Seine nicht einlegt?

Man sieht, es sind wörtlich dieselben Schlagworte, die unser neuestes sociales Leben hervorbringt. Aristophanes führt die Karikatur des Socialstaates weiter, indem er auch Frauengemeinschaft durch die Frauen einführen läßt, dann aber in ergötzlichen Scenen nachweist, wie die Geschichte nicht durchzuführen ist und das sociale System an

* Wir citieren diese und andere Aristophanesstellen nach der unübertrefflichen Übersetzung von Ludwig Seeger (Frankfurt 1848), die an Genialität von keiner noch erreicht ist. Das Handexemplar, aus dem wir anführen, trägt den Namen Ferdinand Lasalles, der mit diesem Exemplar so gern den Aristophanes zu citieren pflegte. Auch einer der „Kanäle“, wie Nietzsche, vom Antiken ins „Moderne“!

den menschlichen Trieben und der Habgier der einzelnen doch zu Grunde geht. Wenn Bebel aber gerade an die „Frau", an die Stellung des weiblichen Geschlechts anknüpft, um seinen Socialstaat zu empfehlen, wie seltsam, daß auch bei Aristophanes es das emancipierte Frauentum ist, welches die Gründung des Socialstaates in die Hand nehmen muß, da die Männer nichts mehr taugen!

Wie sehr wiederholen sich die geistigen Erscheinungen auf Grund ähnlicher Bedingungen! Daß Aristophanes so stark gegen die Frauenmündigung loszieht, wird uns doppelt interessant, wenn wir uns erinnern, ein wie tapferer Vorkämpfer Euripides für die Frauenrechte und die Reinigung der Ehe ist. Und wenn die ungleiche Verteilung von Armut und Reichtum ein Hauptvorwurf unserer zeitgenössischen Schriftsteller ward, nun, so finden wir im „Plutos" des Aristophanes die hierauf bezüglichen Ideenreihen in nicht minder moderner Weise ausgesprochen. Plutos, der Gott des Reichtums, ist blind, und Chremylos, der gern reich werden möchte und dem blinden Gott seine Ehrlichkeit versichert, erhält die Antwort: „So sprechen alle, ich kenn's! Und haben sie mich dann und sind sie reich — Spitzbuben werden sie gleich, unübertrefflich niederträchtig." Man macht, um die Gunst dieses Plutos zu gewinnen, ihm klar, was er für eine wichtige Person sei: „Denn alles, was schön, groß und herrlich ist — die Menschen haben es nur von dir: denn Geld regiert die Welt." Eine höchst geniale und ganz „modern" gedachte Scene schildert dann später das Auftreten der Göttin Armut, die dagegen Einspruch erhebt, daß die Blindheit des Reichtums geheilt und eine richtigere Verteilung von Reichtum und Armut nach Verdienst stattfinde. Eine blutige Ironie entwirft hierbei ein Bild des socialen Elends, das Armut schafft:

Brandblasen vom Ofen im Badhaus
Und der Kinder Geplärr, die vor Hunger vergehn, und das Winseln und Keifen der Weiber,
Und die Läus' und Wanzen und Mücken und Flöh' und die Schnaken und all das Geziefer,
Das summend und brummend das Ohr uns umschwirrt und tanzt um das Lager der Armen,
Und sie stacheln ihn auf und summen ihm zu: Auf! rühre dich! willst du verhungern?
Statt des Mantels bescherst du den schäbigen Flaus, der zerrissen von oben bis unten,
Statt des Betts muß dienen die Binsenstreu."

Die Armut spricht dagegen und lobt den Mittelstand, der es nie zum Überfluß bringt, aber doch auch vor Mangel geschützt ist. Sie wird verspottet: „O wie selig der Mann! Er spart und er knickert und rackert sich ab und erübrigt zuletzt nicht die Kosten zu seinem Begräbnis."

Man sieht, Aristophanes hat einen genau so scharfen Blick für das sociale Elend wie die Modernen. Die Schlagworte, welche die Notwendigkeit solches Elends beweisen wollen, verspottet er aufs blutigste. Und er geht weiter. Plutos wird sehend, und da stellt sich durch die Handlung erst heraus, was für Laster und sinnliche Gebrechen aus der blinden Verteilung des Reichtums entstanden waren. Zuletzt kommen sogar die Götter klagend, besonders Hermes, daß niemand mehr opfere, seit der Reichtum gleichmäßig und gerecht verteilt sei — in der Maske eines allegorischen leichtsinnigen Spiels wird eine so herbe Kritik an den „socialen Zuständen", d. h. an der Art, wie Reichtum erworben und wozu er ausgebeutet wird, geübt, wie sie kein Zeitgenosse übertroffen hat. Und auch hier sind die Götter ausgehungert" samt ihren Priestern, wie Nietzsche sie, frei nach Aristophanes, ja auch sinnbildlich aushungert.

Wir finden, wie wir sehen, das pro et contra gerade alles dessen, was wir unsere „Zeitfragen" nennen im gegenwärtigen Augenblicke, von den griechischen Dramatikern aufs lebhafteste erörtert. Ob sie nun mit allen Mitteln der aufs äußerste verklausulierten Ironie oder mit dem Tone der leidenschaftlichsten Zielgeradheit verfahren: sie zeigen sich von denselben Lebensinteressen beseelt wie wir, und ihre Werke weisen darauf hin, wie lebhaft diese Interessen vom Volke besprochen wurden.

Und wenn wir es für sehr neu halten sollten, daß zum Beispiel die Vegetarianer so mancherlei Zeitübel durch ihre Lebensweise zu kurieren hoffen, wir schlagen den Euripides auf und lesen den Fluch des Theseus gegen seinen Sohn Hippolytos: „Nun rühme dich denn immer, prunke in stolzem Wort mit Pflanzennahrung, sei verzückt und huldige dem Meister Orpheus und der Bücher grauem Dunst! Du bist entlarvt!" Und wenn wir so manche Frei-

geisterei der Leidenschaft, wie im „jungen Deutschland“ und bei den Romantikern heute wiederfinden, wenn wir überhaupt das Recht der Sinne ebenso wie das Recht der Person neuerdings so besonders scharf betont sehen, wir wissen, daß in den Sophistenschulen Athens dieselben Maximen gepredigt wurden und sehen die Amme der Euripideischen „Phädra“ aus derselben Schule plaudern. „Wer mag Kytheren trotzen, wenn sie mächtig stürmt? Sie naht dem Herzen leise, das ihr willig folgt. Du willst dich sträuben? Zeugte doch dein Vater dich nach anderer Satzung oder unter anderer Gottheiten Herrschaft, wenn dir solcher Brauch mißfällt! Wieviel gescheite Männer sehen, was ihre Frauen verschulden, aber stellen sich, als sähen sie's nicht? Wie viele Väter helfen selbst den Söhnen mit, wenn Liebe sie bethörte? Denn der weise Mann verheimlicht anderen klüglich, was Unehre bringt. Nicht allzu streng doch bilde dir dein Leben aus! Ja, füge dich der Liebe, weil's ein Gott gewollt, und was dich ängstet, wende klug zum Besseren.“ Man wird in diesem Euripides sogar so manches vom großen „Galeotto“ finden.

Wenn Paul Heyse im Gegensatz zu den sogenannten Wahrheitsfanatikern ein Stück schrieb: „Wahrheit“, wo die Frage, ob Wahrheit immer das Sittliche sein könne, an der Hand der illegitimen Geburt eines Mädchens erörtert wird, so ist ihm Euripides nicht nur mit einer der obigen Sentenzen, sondern auch mit der Schlußmoral seines Dramas Jon begegnet. Jon ist der illegitime Sohn der Kreusa von Apollo, Xuthos hält ihn für seinen echtbürtigen Sohn. Nachdem das Geheimnis seiner Geburt aufgedeckt ist, sagt Athene der Mutter und ihm: „Doch nun verschweige, daß du seine Mutter bist, damit sich Xuthos freuen mag des süßen Wahns, und du mit deinem Glück froh heimziehst, o Frau!“ Die Dialektik, mit der auch sonst in diesem Stück — unter dem lediglich noch sinnbildlichen Titel göttlicher Vaterschaft — die Weisheit des Schweigens in gewissen Dingen empfohlen wird, mutet denn doch auch sehr zeitgemäß an.

Derselbe Euripides ist es, der in seiner „Alkestis“ das Idealbild einer reinen, streng monogamischen Ehe zwischen Admet und seiner Frau aufstellt, ein positives Idealbild, welchem manche Modernen in anderer Weise sich nähern. Alkestis will für ihren Mann sterben, er verspricht ihr, nie wieder zu heiraten nach ihrem Tode. Und er hält sein Versprechen. Solche Treue wird gelohnt, indem Herakles aus dem Schattenreiche in einer überaus rührenden, ja thränenseligen Scene die Alkestis wieder heraufholt und ihrem Manne zuführt. Jedes Wort rühmt hier die Gattentreue, die Reinheit der Ehe, die Gleichstellung von Mann und Weib in der Ehe. Was aber auf der anderen Seite unter dem Titel des „Übermenschen“ oder des „Dionysischen“ durch Nietzsches Vermittelung in den Geist unserer jüngsten Zeitgenossen geflossen ist und Charaktere aufstellt, welche eine gewisse Gewaltherrlichkeit ihres Ichs und ihrer Sinne predigen, so raten wir dem Kulturforscher, mit Aufmerksamkeit nicht nur den Aristophanes, sondern auch die „Bacchantinnen“ des Euripides zu lesen. Man wird an Dionysos selbst und so manchem Leidenschaftszuge auch dieses Dramas den Nietzscheschen „Übermenschen“ wiedererkennen, und wenn man weiß, welche Rolle das „Dionysische“ in der Leidenschaft Nietzsches spielt, wird man nicht zweifeln, wo so mancher neueste poetische Typus seine letzten Wurzeln hat. Vergleicht man aber die Zeichnung einer Sudermannschen Magda oder Ibsenschen Hedda mit der Gestalt der Äschyläischen Klytemnästra, so wird man sehen, daß die moderne „Übermenschin“, das moderne Gewaltweib, ohne es zu wissen, gerade einige seiner auffälligsten Züge von diesem antiken Gewaltweib übernommen hat. Es giebt in diesem Sinne nichts Moderneres, als wenn Klytemnästra jede Gewissensregung mit den Worten an Ägisth abthut: „Achte weiter nicht des eiteln Schwatzens; ich und du vereint werden alles wohl bestellen als die Herrn in diesem Haus.“

Und diese „Herrenmoral“, welche ein anderes Sittenrecht für den „Herrenmenschen“ als für den Sklavenmenschen aufstellt, spielt auch sonst eine große Rolle in den Werken der Tragiker. Was der Sophokleische Ödipus, was die verschiedenen Kreongestalten bei Sophokles und Euripides in Anspruch nehmen als Herrenrecht und was ihnen entgegengehalten wird, es zeigt jedem Kenner,

wie Nietzsche zu so mancher Bemerkung auch dieser Art durch seine Tragiker kommt. Die „Neuesten" legen es ihren Figuren in den Mund, vielfach ahnungslos, daß sie auch hier aus dem ältesten und gewaltigsten der Geistesströme schöpfen, weil angeschlagene Ideenreihen mit Notwendigkeit auch einen verwandten Ausbau bedingen. Nur ein Unterschied! Bei den griechischen Tragikern hat der Herrenmensch ebensowenig Recht wie das Vererbungsgesetz. Das Erbgesetz wird durch das Erbe des Guten in der Menschheit überwunden und die antike „Herrenmoral" läßt jeder Tragiker auf seine Weise schwer büßen. „Der Schwache schlägt den Starken auch, hilft ihm das Recht," sagt Sophokles. Dieser gewaltige Rechtssinn, den Dike verkörpert, er bändigt auch die Willkür des Herrenmenschen und legt ihm den heilsamen Zaum tragischer Erfahrungen auf. Man brauchte noch lange kein Demokrat zu sein, um doch gerade zu wissen, wohin die „schönen Raubtiere" das griechische Vaterland zu bringen drohten. Und majestätisch führen hier nun Äschylos und Sophokles höhere Ideenmächte ein, majestätisch bereiten sie diejenigen Ideen vor, welche über die Gewaltrechte der Welt die einfachen Ideen der Liebe stellen. Auch Antigone fragt beinahe nietzschehaft auf den Satz: „Soll doch der Edle nicht empfahn dem Bösen gleich": „Wer sagt mir, ob dort unten auch der Brauch gefällt?!"* aber sie ergänzt es durch den Satz: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben leb ich nur." Diese Ethik, die darauf hinarbeitete, durch den Mund der Tragiker den „Herrenmenschen" und den „Übermenschen" auszumerzen, sie arbeitet ebenso entschieden darauf hin, an die Stelle dieses „Übermenschen" den Sohn Gottes, d. h. die *υἱοὶ τοῦ θεοῦ*, die „Gottessöhne" als menschliches Idealbild zu stellen und duldendes Sühneleben, wie z. B. der koloneische Ödipus zeigt, im Interesse der Allgemeinheit zu verherrlichen. Es war Jesus von Nazareth beschieden, diese ethischen Ideen, welche die Tragiker vorbereiten, in den Nachklängen, die zu Alexandrien und Jerusalem vernommen wurden, zusammenzufassen und an die Stelle des Ideals eines „Übermenschen" das vornehmere Ideal der Gottessöhne zu stellen, welches jeder Mensch, und zwar weder in der „Herren"- noch in der „Sklavenmoral", als ein Vollkommenheitsideal zu erstreben, darzustellen hat. Das Wort „Übermensch" ist bekanntlich nicht von Nietzsche erfunden, sondern die Goethesche Übersetzung des antiken „Titanen", Titanenmenschen (vergl. Faust: Welch erbärmlich Grauen faßt Übermenschen dich). Grabbe hat in „Don Juan und Faust" dann die weitere Ausmalung dieses „Übermenschen" und seines antik-modernen Titanismus unter weiterer Anwendung des Wortes „Übermensch" schon ganz im Sinne Nietzsches unternommen. So sehen wir die Geschichte eines ethischen Begriffs aus der Antike und sein Hereinragen auch ins heutige Zeitbewußtsein.

Genug. Wir wollten nur das, was im gegenwärtigen Augenblicke als „modern" gilt, in den griechischen Tragikern nachweisen. Ihr Gehalt ist damit lange noch nicht erschöpft. Ganz andere Dinge galten einst als modern, die wir bei ihnen auch finden, und wieder andere werden es thun. Wenn einmal das Christentum wieder in gereinigten Formen zeitgemäß werden sollte, auch dieses wird man bei den Tragikern vorgebildet finden, und ebenso das „deutsche Gemüt" mit all seinen Schwächen und Vorzügen. Ja, wir meinen, daß dieses Gemüt bei den warmherzigen Griechen eigentlich viel mehr ausgebildet gewesen sei als bei uns, wie ein halbes Hundert Rührscenen des Euripides überzeugend lehren.

Nicht einmal unser „Individualisieren" der Charaktere ist neu. Die Klytemnästra des Äschylos ist bei weitem stärker individualisiert als die meisten neuesten Frauencharaktere. Die Medea des Euripides strotzt von den „intimsten" Zügen, und Nora ist eben auch nur damit zu vergleichen. Der Ödipus im „koloneischen Ödipus" strotzt von einer Masse der individuellsten Züge, er ist durch Shakespeares „Lear" nicht übertroffen. Die Antigone in der gleichnamigen Tragödie ist mit Beobachtungen der Frauenkenntnis und eines bestimmten Charakters ausgestattet, wie kein Moderner es je überboten hat. Es ist ein Schulirrtum, wenn die Rede geht,

* Sie stellt also jede transcendentale Gerechtigkeit in Frage. D. V.

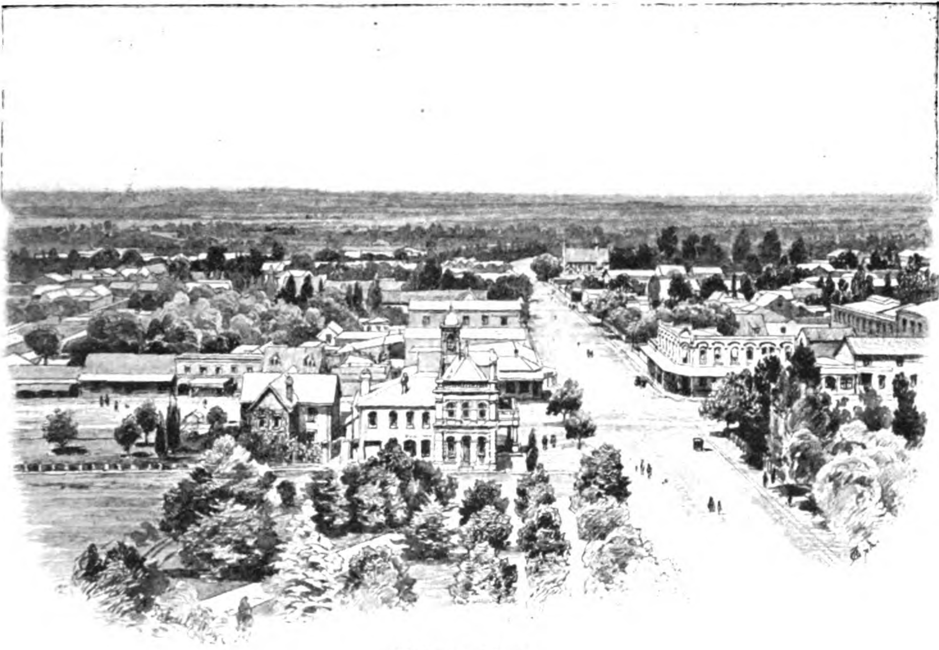
das griechische Drama sei nicht „charakteristisch“, die Figuren wären nur Typen. Dieser alte Hartkopf, dieser koloneische Ödipus mit seiner dämonischen, ungebrochenen Halsstarrigkeit, die den Sohn verflucht und doch auch wieder die Milde des Dulders damit vereinigt, ist wahrlich kein Schemen. Wer diese herrlichen Werke des poetischen Genies wirklich kennt, er wird mit uns übereinstimmen, daß die Tragiker mehrfach sogar sich an äußerst verstrickte Charakterbilder herangewagt haben und ganze Familien sogar auf ihre gemeinsamen Erbcharaktere meisterhaft zu zeichnen wußten.

Die Neueren haben vielfach verlernt, das, was in Versen — aus realistischen Gründen übrigens — geschrieben ward, auf seine innere charakteristische Gestalt anzusehen, und die Schwierigkeit der Übersetzerarbeit entfernt so viel andere geistige Aufmerksamkeit, daß man keine Aufmerksamkeit mehr hat auf die hoch ausgebildete, höchst vertraute, höchst wagemutige, ja zum Teil verwickelte Charakterisierungskunst nicht nur des Sophokles und Euripides, sondern sogar schon des einfacheren Äschylos.

Was aber haben die „Alten“ dann nicht geleistet, wenn sie so „modern“ sind? Nun, sie haben keinen „Wallenstein“, sie haben auch keinen „Faust“, ja, sie haben keinen „Tasso“ und das, was in diesen Werken Neues zum geistigen Erbe der Menschheit beigesteuert wird, auch nur annähernd gedacht und gestaltet. Und die Männer, die das schufen, was über jene Großen hinausgeht, sie hatten gelernt von diesen Alten. So mochten sie wohl auch ein Mehreres, wahrhaft Neues zum geistigen Leben der Menschheit beisteuern.

Der überaus merkwürdigen Thatsache aber dürfen wir uns nicht verschließen, daß aus dem Zusammenwirken zweier Hauptfaktoren, nämlich der wirtschaftlichen Ähnlichkeit unserer Zustände mit denen Griechenlands wie des auf einer ähnlichen Kulturstufe angelangten Altertums überhaupt, neben der unmittelbaren Einwirkung der griechischen Litteratur auf die Geister Europas, seit hundert Jahren neueste Litteraturerscheinungen gezeitigt wurden, die sich wie eine große Repetition gerade einiger poetischer Hauptfragen ausnehmen, welche das altgriechische Drama bewegten. Und das besonders Auffällige ist, daß eben diese Repetition, deren innere Notwendigkeit aus vielen Gründen einleuchtet, im Tagesbewußtsein gerade mit dem Anspruch auftritt, als etwas absonderlich „Modernes“ zu gelten, ja, das Altertum als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten. Es ist eine jener Ironien der Kulturgeschichte, welche uns zum Nachdenken stimmen kann über die Mittel, die der Weltgeist ergreift, um sich im Gefühle einer ewigen Jugend alles Neugeschaffenen zu erhalten. Es giebt allerdings auch eine andere ewige Jugend des Geistes, die das Gefühl ihrer Kraft aus dem Bewußtsein des erhabenen Zusammenhanges des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen schöpft. Sie wird mit einem gewissen verklärten Sinne ihre Neuheit gern anknüpfen an die Modernität alter Zeiten und Karl dem Großen und seinen Vorzeiten nicht zürnen, daß sie für uns das Wort „modern“ erfanden.





Pietermaritzburg.

Nach Transvaal.

Von

Richard Tabbert.

I

Delagoa-Bai.

Es war am 29. März 1894, als ich mit dem Dampfer „Kanzler" der Deutsch-Ostafrika-Linie gegen sechs Uhr früh den Leuchtturm der hügeligen Insel Inyack passierte, die der weiten Delagoa-Bai schützend vorgelagert ist. Wir laufen in die Bucht von Nordost aus ein, und bald sehen wir auch ihre flachen, sumpfigen Ufer. Gegen acht Uhr waren wir dem Westende der Bucht nahe genug, um erkennen zu können, wie das Land von geringer Höhe als rote Sandklippe zum Wasser abfällt und vor die Mündung des Tembeflusses schützend ein Kap, Reuben Point, vorschiebt. Nachdem wir dieses umschifft haben und in die breite Flußmündung eingelaufen sind, sehen wir zur Rechten die Stadt Laurenco Marques liegen. Wir passieren ein kleines Fort, welches bereits unsere Ankunft durch einen Kanonenschuß angezeigt hat, dann kommen wir an einer hübschen, blau angestrichenen Kirche vorüber, die auf einer kleinen Anhöhe erbaut ist, und werfen gegen halb neun Uhr mitten im Fluß vor dem eisernen Zollschuppen der Stadt Anker. Die Flußmündung ist hier sehr breit und bildet einen vorzüglichen Hafen, der Hunderte von großen Schiffen bequem aufnehmen kann. Bei unserer Ankunft lagen hier vier große Dampfer und mehrere Segelschiffe. Daneben belebte eine Anzahl kleiner Dampf-, Segel- und Ruderboote das Wasser.

Die eigentliche Stadt liegt dicht am Fluß. Die Vorstadt dagegen zieht sich eine kleine Erhöhung, die Berea, hinauf, die hier und da mit prächtigen Bäumen bewachsen ist. Von Süden kommend, sehen wir hier zum

erstenmal Kokospalmen, welche der Gegend einen echt tropischen Anstrich geben.

In Ermangelung eines Landungsdammes hat man als Notbehelf drei große Landungsstege weit ins Wasser hinausgebaut. Diese sind aber zum Teil in äußerst schlechter Verfassung. Ein eiserner Landungssteg ist sogar völlig unbrauchbar.

Es dauerte geraume Zeit, bis sich der Hafenarzt herabließ, den Dampfer mit seiner Gegenwart zu beehren. Seinem Boot folgte eine kleine Flottille anderer Boote, doch blieben diese in achtungsvoller Entfernung, bis der Arzt den Gesundheitszustand an Bord geprüft hatte. Dann aber flogen sie der Schiffstreppe zu, und es entspann sich ein kleiner Kampf um den Vorrang. Die Bootsleute wetteiferten miteinander, die Passagiere ans Land zu bringen, waren aber in ihren Forderungen ziemlich unverschämt. Für die kurze Fahrt von kaum zehn Minuten verlangten sie zwei Mark für die Person, mußten sich aber schließlich mit der Hälfte begnügen. Mit den Booten kamen auch indische Händler an Bord, welche Ebenholzstöcke und indische Juwelen feilboten.

Wir lassen uns in einem Boot nach dem Landungssteg bringen, der zu den beiden Zollschuppen hinführt. Zwischen den Schuppen hindurchgehend, kommen wir zu einem mit Blumenbeeten ausgelegten Platz, in dessen Mitte sich ein Musikpavillon erhebt. Hier führt von Zeit zu Zeit die portugiesische Militärkapelle ein Konzert auf. In einem anderen Pavillon erhalten wir Erfrischungen und finden unter seinem großen runden Dach willkommenen Schatten.

Die Stadt ist nur klein und kann in einer halben Stunde eingehend besichtigt werden. Man schätzt ihre Einwohnerzahl auf cirka zweitausend, darunter nur wenig Europäer. Die Hauptbevölkerung bilden die farbigen Portugiesen. Die Straßen sind nicht sehr breit, aber gut gehärtet und sauber gehalten. Noch vor wenigen Jahren waren sie Sandwege, in die man bis zu den Knöcheln einsank. Die einstöckigen, blau, gelb oder rot angestrichenen Häuser sind durchweg aus Stein erbaut. Sie haben dicke Wände und starke Ziegeldächer. Dank dieser massiven Bauart sind die Zimmer angenehm kühl.

Die Stadt macht einen toten Eindruck. Fußgänger und Reiter sahen wir wenig in den Straßen; Wagen scheint es hier überhaupt nicht zu geben. Ein beliebtes portugiesisches Beförderungsmittel scheint die Sänfte zu sein, die von zwei Negern an einer langen Bambusstange getragen wird.

Die Geschäfte sehen wenig einladend aus und gleichen mehr den Trödelläden. Es wird nichts gethan, um durch geschmackvolle Auslagen und durch gefällige Aufstapelung der Artikel die Kauflust anzuregen. Luxusartikel finden wir fast gar nicht. Der Grund hierfür ist wohl der, daß es in Laurenco Marques nur sehr wenig, kaum ein Dutzend weiße Damen giebt. Ich habe wenigstens während meines kurzen Aufenthaltes dort keine zu sehen bekommen. Wer soll also einen Luxus entfalten und für wen? Die Herren genieren sich hier untereinander gar nicht, und es hat sich bei ihnen eine gewisse Bequemlichkeit eingebürgert, die man schon mehr Nachlässigkeit nennen kann.

Die Einrichtung der Geschäfte ist die denkbar einfachste. Selbst in besseren Comptoiren fand ich alles ängstlich vermieden, was einen behaglichen Eindruck machen könnte. Namentlich die kahlen weißen Wände, die höchstens mit einigen Plakaten und Fahrplänen beklebt sind, machen die Räume recht unfreundlich. Die Kaufleute klagten sehr über die hohen Geschäftssteuern.

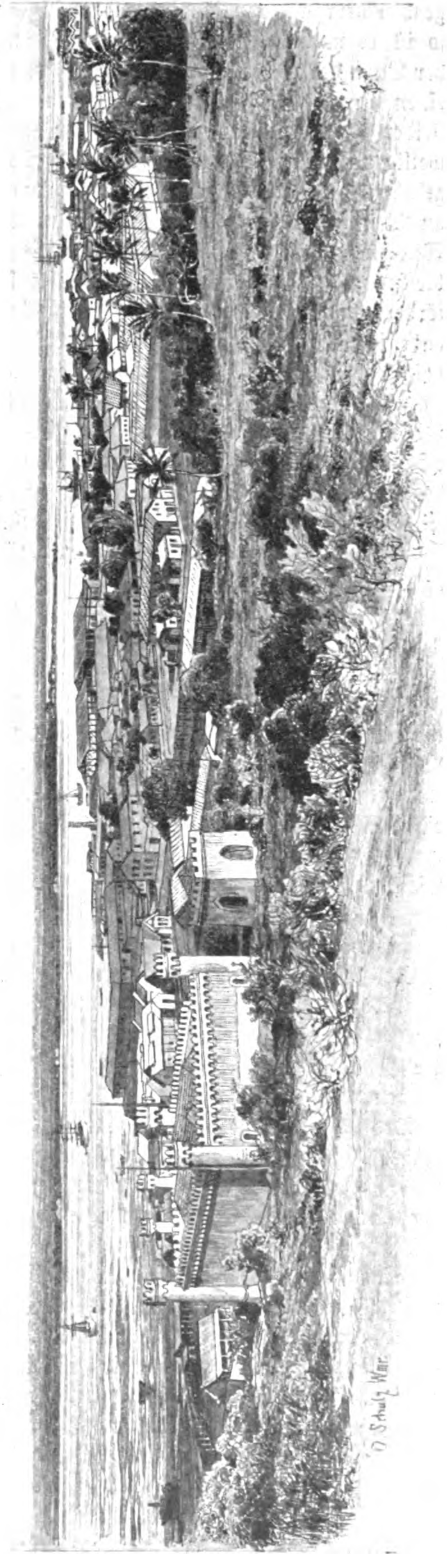
Das Leben muß für die Europäer in dieser Stadt sehr langweilig sein. Verheiratet sind nur wenige. Abwechselung wird gar nicht geboten. Was bleibt ihnen also anderes übrig, falls sie sich nicht durch Bücher beschäftigen können, als die Abende in den Bars (Schenken) zu verbringen? So steht denn auch, wie ich hörte, das Wirtshausleben in unheimlicher Blüte, und an Bars ist kein Mangel. Die große Konkurrenz hat es bereits mit sich gebracht, daß mehrere dieser Bars eine weibliche Bedienung eingeführt haben. Die Hotels der Stadt machen von außen keinen besonders günstigen Eindruck, indessen soll man in ihnen eine gute Verpflegung haben.

Doch wenden wir jetzt unsere Schritte der sandigen Berea zu. Man sieht hier neben wenigen, soliden Steinbauten meist primitive Wellblechhäuser. Gartenanlagen

sind nur sehr spärlich zu finden. Für die kleinen Enttäuschungen werden wir jedoch durch das hübsche Panorama der Stadt und des Hafens entschädigt, welches wir von der Berea aus genießen. Den Fluß können wir mit den Augen eine weite Strecke hin verfolgen. Die weitere Umgebung ist flach und sumpfig. Erst ganz entfernt im Hintergrunde sehen wir größere Erhebungen, die ersten Stufen zu den Drakensbergen.

Das Klima ist leider sehr ungesund. Es wird zwar vielfach behauptet, daß die unsolide Lebensweise die Hauptursache des Fiebers ist, doch haben auch nüchterne Leute viel vom Fieber zu leiden. Wir sahen überall bleiche, hagere Gestalten. Manche Leute sehen so elend aus, daß man sie mit wandelnden Leichen vergleichen kann. Man hat letzthin versucht, die Sümpfe bei der Stadt durch Anpflanzung von Blaugummibäumen auszutrocknen. Infolgedessen soll der Gesundheitszustand bedeutend besser geworden sein. In der Regenzeit, wo die Umgebung der Stadt überschwemmt ist, tritt aber das Fieber immer noch sehr stark auf.

Delagoa-Bai ist seit dem Anfang des Jahres 1895 durch die Eisenbahn mit Pretoria und Johannesburg verbunden. Da es der nächste Hafen zu den Goldfeldern ist, und die Waren von hier aus billiger nach dort befördert werden können als von ir-



Panorama der Delagoa-Bai.

gend einem anderen südafrikanischen Hafen, so ist es natürlich, daß nach der Eröffnung der Bahn der Handel von Laurenco Marques einen großen Aufschwung genommen hat. Leider ist die Beförderung aber sehr langweilig, und man hat vielfach Klagen darüber geführt, daß die Waren bei dem Mangel an Warenschuppen lange, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, am Strande liegen bleiben müssen, ehe sie mit der Bahn befördert werden können. Ähnliche Mißstände habe ich aber 1889 in Durban erlebt, und man darf die portugiesische Regierung nicht zu scharf tadeln, daß sie nicht gleich dem plötzlichen Anprall gewachsen ist. Es ist vielmehr zu hoffen, daß sie recht bald in der Lage sein wird, diese Mißstände zu beseitigen. Dann wird Delagoa-Bai neben Durban auch der wichtigste Hafen Südafrikas werden.

Quer durch Natal.

Nur siebzig Jahre sind nötig gewesen, um die damals kaum dem Namen nach bekannte Wildnis von Natal zu der jetzigen blühenden Kolonie umzugestalten. Für die Kultivierung eines wilden Landes ist es eine kurze Zeitspanne, und besonders wenn die Entwickelung wie hier durch blutige Kriege gehemmt oder gar zurückgebracht wird. Um so mehr ist es zu bewundern, daß sich Natal trotz aller Hindernisse so weit aufgeschwungen hat, daß es bereits wagen konnte, sich von dem schützenden Mutterlande loszulösen, um selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen.

Die selbständige Regierung ist Natal im Jahre 1893 von England bewilligt worden. Natal oder, wie es allgemein genannt wird, der Garten Südafrikas ist trotz seiner Kleinheit eine äußerst wichtige Kolonie. Von seiner Schwesterkolonie, dem Kaplande, ist es politisch wie kommerziell vollständig getrennt. Waren vom Kaplande werden ebenso hoch versteuert, als wenn sie von irgend einem anderen Lande kommen. Natal hat einen Flächenraum von 48 560 Quadratkilometern, was ungefähr der Größe von Baden, Württemberg, Elsaß-Lothringen und der bayerischen Pfalz gleichkommt. Bei einer teils schlecht, teils gar nicht zugänglichen, klippenreichen Küste von ungefähr dreihundert Kilometern hat es, einige unbedeutende Flußhäfen, wie der des Umzimkulu abgerechnet, nur einen Hafen von Bedeutung, nämlich Durban.

Die Einwohnerzahl belief sich 1891 auf 46 788 Europäer, 455 983 Kaffern, 41 142 Indier, zusammen 543 913 Einwohner. Zu den Drakensbergen, dem Rand des großen südafrikanischen Hochplateaus, welche die Nordwestgrenze von Natal bilden, steigt das Land in vier Stufen an, eine Erscheinung, welche wir im ganzen südafrikanischen Küstengebiet mehr und minder stark ausgeprägt wiederfinden.

Die Drakensberge bilden die Wasserscheide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ocean. Die Flüsse Natals haben somit nur einen verhältnismäßig kurzen Lauf, sind reich an Stromschnellen und Wasserfällen und zur Schiffahrt ganz untauglich. Überdies ist ihren Mündungen eine Barre vorgelagert, die eine Einfahrt erschwert oder unmöglich macht.

Von Durban führt eine Eisenbahn quer durch Natal bis zur Transvaalgrenze nach Charlestown. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt in der Luftlinie ungefähr 297 Kilometer, was der Entfernung von der Elbmündung nach Berlin gleichkommen dürfte. Umwege und Krümmungen bedingen jedoch, daß die Eisenbahnlinie eine Länge von 490 Kilometern hat. Charlestown liegt bereits in einer Höhe von 1641 Metern, was ungefähr der Höhe der Schneekoppe entspricht. Die bedeutende Steigung ist wohl auch der Grund, daß die Bahn zu dieser Strecke siebzehneinhalb Stunden braucht, mit Einschluß der Wartezeit, d. h. in einer Stunde nur 28 Kilometer zurücklegt.

Der Postzug verläßt Durban um sechs Uhr abends. In Pietermaritzburg um zehn Uhr angekommen, wird gegen Lösung eines Schlafbillets von fünf Mark auf den breiten Sitzbänken mit Matratzen, Kopfkissen und Decken ein sauberes, bequemes Bett zurecht gemacht. Zu einem Verschlage erster Klasse können demnach nur zwei Personen zugelassen werden. In der zweiten können vier Betten zurecht gemacht werden, indem man oberhalb jeder Sitzbank eine in die Wand



Euphorbien.

eingelassene Matratze herunterklappt. Jedem Verschlag ist eine Toilette angebaut. Um acht Uhr morgens ist der Zug in Newcastle, und wir haben hier Zeit genug, um ein vorzügliches Frühstück im Bahnhofsrestaurant einzunehmen. Um zwölf Uhr mittags ist Charlestown erreicht.

Reisende, welche den Nachtzug nach Pietermaritzburg benutzen wollen, welcher gegen drei Uhr morgens Durban verläßt, können sich bereits um elf Uhr ihr Bett im Zuge anweisen lassen. Kommt ein Zug nach Mitternacht in Pietermaritzburg an, dann werden die für diesen Ort bestimmten Wagen auf ein totes Geleise geschoben, und die

Reisenden können ruhig ihren Schlaf fortsetzen.

Die erste Stufe, das Küstenland, ist die bei weitem interessanteste. Sie ist ziemlich steil, denn bei Pinctown haben wir bereits bei einer Entfernung von 27 Kilometern von Durban eine Höhe von 343 Metern erreicht. Das Küstenland steigt jedoch nicht als gerade Fläche an, sondern ist von einer großen Zahl reizender tiefer Thäler und Schluchten nach allen Richtungen hin durchzogen. Der Boden ist von einer großartigen Fruchtbarkeit. Er wird von einer dichten Decke hohen Grases bedeckt, während die Schluchten und Falten der Berge mit kleinen üppigen Buschwäldchen ausgefüllt sind. Überall sieht man weite Anpflanzungen von Bananen, Ananas und anderen Früchten. Alle Gemüsearten gedeihen hier vortrefflich und finden in dem nahen Durban einen guten Markt. Auch Kaffee, Zuckerrohr und Thee werden mit Erfolg gepflanzt. Hübsche Villen, von reizenden Gärten umgeben, tragen viel dazu bei, den Reiz des Küstenlandes zu erhöhen.



Das Rathaus in Pietermaritzburg.

Wer diese herrlichen Gegenden durchfahren hat, begreift es sehr wohl, weshalb man Natal den Garten Südafrikas nennt. Das Küstenland ist reich an entzückenden Landschaftsbildern und namentlich in der Nähe der vielen kleinen Wasseradern mit ihren prächtigen Wasserfällen. Auch an hübschen, romantischen Felspartien ist kein Mangel. Eigentlichen Wald vermissen wir dagegen ganz, wie denn überhaupt Südafrika sehr arm an Wäldern ist. Die kleinen Buschwäldchen bilden keinen genügenden Ersatz dafür. Sie sind so dicht verwachsen und mit dornigem Gestrüpp bestanden, daß ein Eindringen nur mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Um die Schönheiten des Buschwaldes zu würdigen, muß man sich Stellen suchen, die einen freien Überblick gestatten, da z. B., wo sich ein Bach einen Weg hindurch gebahnt hat. An solchen Stellen gewährt der Buschwald, von eleganten Palmen durchsetzt, ein hübsches Bild echter Tropenvegetation.

Von dem großen Pflanzenreichtum des Küstenlandes seien hier nur wenige charakteristische Vertreter erwähnt. Der interessanteste Baum ist jedenfalls die Natalfeige (Sycomorus capensis). Der Baum wächst nicht besonders hoch, hat dafür aber eine um so breitere Krone. Die Zweige sind oft länger, als der ganze Baum hoch ist. Ein Kronendurchmesser von zwanzig Metern ist keine Seltenheit. Ein Baum genügt, um einer großen Gesellschaft von mehr denn hundert

Personen genügend Schutz gegen die Sonne zu geben, ohne daß ein Zusammendrängen nötig wäre. Von den Zweigen sieht man lange rote Büschel von Luftwurzeln herunterhängen. Bei jungen Bäumen sieht man, wie sich ein Teil dieser Luftwurzeln am Stamme anklammert und ihn wie mit einem Netz umgiebt. Mit der Zeit wachsen diese dünnen zu dicken festen Wurzeln an, die mit dem Stamm verwachsen, bis man schließlich den Stamm nicht mehr von den Wurzeln unterscheiden kann. Häufig kann man auch beobachten, daß die Wurzeln neben dem Stamm in die Erde gehen und einen neuen Stamm bilden, oder sie verbinden zwei übereinander liegende Zweige, so daß es aussieht, als wenn ein Zweig auf dem anderen reitet.

Eine andere Feigenart, den Baumwürger, sah ich häufig südlich von Natal im Pondoland. Die Pflanze wächst an hohen Bäumen hinauf und klammert sich an ihnen mit armdicken Ringen fest. Der Baum wird dadurch am Weiterwachsen behindert und stirbt ab. Er verrottet allmählich, und schließlich bleibt der Baumwürger mit seinen Ringen wie ein riesiges hohes Skelett stehen oder beugt sich, seiner Stütze beraubt, zur Erde.

Ein anderer höchst merkwürdiger, aber blattloser Baum ist die Nataleuphorbie (Euphorbia grandidens), welche mit ihren nach oben gerichteten dicken grünen, kantigen und gegliederten Ästen den Eindruck eines baumförmigen Kaktus macht. Schneidet man den Stamm an, so fließt ein weißer giftiger Saft heraus, welcher, in die Augen gebracht, sofort blind machen soll. Eine andere Euphorbie hat an den Enden ihrer großen Äste einen Kranz von kleinen Ästchen, die ihr das Aussehen eines Armleuchters geben.

Von Palmen kommt hier eine Art Dattelpalme vor. Sie zeigt sich bald als mäßig hoher Baum mit schön gefiederter Krone, oder als Busch mit zierlichen, ungefähr zehn Fuß hohen Wedeln. Bei Durban sieht man auch häufig eine Fächerpalme, doch ist dieselbe klein und unscheinbar.

Es ist verhältnismäßig nicht lange her, daß noch Löwe, Panther, Elefant, Rhinoceros und Flußpferd in der Nähe von Durban ihr Wesen trieben. Heute sind sie weit zurückgedrängt. Nur einige Flußpferde sind zurückgeblieben und leben in einem Nebenfluß des Umgeni, etwa zwei Meilen von Durban entfernt. Auch sie wären schon lange verschwunden, hätte die Regierung nicht verboten, sie zu schießen. Leoparden sollen noch in unzugänglichen Buschwäldern vorkommen. Antilopen dagegen sind vielfach zu finden. Die häufigste Art ist die Zwergantilope (Cephalopus pigmæa), ungefähr anderthalb Fuß hoch, mit zierlichen, einen bis zwei Zoll langen Hörnchen, und ferner der etwas größere Buschbock (Cephalopus natalensis). Beide werden in der Gefangenschaft sehr zahm und folgen ihrem Herrn wie ein Hund.



Das Parlamentsgebäude in Pietermaritzburg.

Das Heer der Vögel ist ein großes und mannigfaltiges. Die meisten entzücken das Auge durch ihr buntes Gefieder und durch ihre prächtige Zeichnung. Dagegen findet man aber leider nur wenige gute Sänger unter ihnen. Häufig sieht man kleine grüne Papageien und breitschnäblige Pfefferfresser. Auffallend sind die Witwenvögel (Vidua sp.)

durch ihren Schwanz, der zwei- bis dreimal länger ist als der Leib.

Hört man die vielen Schlangengeschichten, dann muß man annehmen, daß das



Gegend bei Pietermaritzburg, im Hintergrunde Townhills.

Küstengebiet voll von diesen gefährlichen Kriechtieren ist. Thatsächlich giebt es viel Schlangen hier, doch habe ich während meines fünfjährigen Aufenthalts kaum mehr denn zehn zu sehen bekommen. Gefürchtet ist namentlich die Mamba, deren Biß schnell töten soll. Sehr gewöhnlich ist eine Riesenschlange (Python sp.), welche in der Nähe von Durban vorkommt. Ein Exemplar von zwölf Fuß Länge sah ich sogar in Durban aus einem Haus herauskommen.

Die Küstengestaltung hat dem Bau der Eisenbahn viele Schwierigkeiten bereitet. Einmal ist der Aufstieg ein sehr schneller, und dann zwingen die vielen Thäler die Bahn, die sonderbarsten Schnörkel und Schleifen zu machen. Es wird einem oft unheimlich zu Mute, wenn man in so scharfen Bogen an tiefen Schluchten vorbeisaust. Diese Bogen haben hier oft den kleinsten erlaubten Durchmesser (200 Ellen), und die Bahn ist wohl nur dadurch im stande, solche Bogen zu beschreiben, weil sie schmalspurig gebaut ist. Mehrfach bemerkten wir auch die größten erlaubten Steigungen, d. h. von 1 auf 30. An solchen Stellen kann die Bahn nur langsam sich hinaufarbeiten. Ich sah einmal, wie bei einer derartigen Steigung der Zugführer aus dem Wagen sprang, um einen verlorenen Hut aufzuheben, und es wurde ihm nicht schwer, den Zug wieder einzuholen. Da auch später die Bahn nicht aufhört, gewaltige Bogen zu machen, so wird der arme Reisende entsetzlich zusammengeschüttelt, und nicht selten kann man die Erscheinung beobachten, daß Reisende stark seekrank werden. Ich selbst habe bei langen Bahnfahrten Anfälle von Ohnmacht bekommen.

Bei der kleinen Ortschaft Pinctown hat die Küstenzone ihr Ende erreicht. Der Ort hat nicht viel Anziehendes, seine hübsche Lage ausgenommen; für uns Deutsche ist er dadurch von Interesse, daß in seiner Nähe die deutsche Ansiedelung New-Germany liegt. Die Deutschen, meist Bauern, haben sich hier ihre Muttersprache erhalten, wenn sie auch gezwungen sind, die englische Sprache zu erlernen. Viele von ihnen haben sich im Laufe der Zeit ein kleines Vermögen erworben, doch leben sie noch immer so einfach und anspruchslos, wie sie es von Hause her gewohnt sind. Sie haben ihre eigene Kirche, welcher der liebenswürdige, überall beliebte und geehrte Pastor Glöckner vorsteht. Dieser blickt bereits auf eine mehr als fünfundzwanzigjährige Thätigkeit in Südafrika zurück.

Gleich hinter Pinctown steigt die Bahn zur zweiten Stufe empor. Der Rand derselben macht, von Pinctown aus gesehen, den Eindruck einer kahlen, grasigen Bergkette. In vielen Schlangenwindungen arbeitet sich die Bahn mühsam dieselbe hin-

auf, um, oben angelangt, zu einer langgewellten, grasigen Fläche zu kommen. Je höher man den Rand hinaufsteigt, um so herrlicher wird die Aussicht. Zu Füßen liegt in einer grünen Ebene Pinctown mit seinen vielen zerstreuten Ansiedelungen. Dahinter breitet sich das bergige Küstenland aus, und weit schweift der Blick über dieses hinweg bis an das blaue Meer. Bei klarem Wetter kann man deutlich den Bluff bei Durban erkennen und selbst den Leuchtturm, welcher als kleiner blendend weißer Punkt herüberleuchtet.

Die Vegetation des Randes ist sehr einförmig; nur in einigen Schluchten giebt es einzelne Bäume und Büsche. Auf der Hochfläche dagegen sieht man nichts als langweiliges Grasland. Nicht einmal der kleinste Busch bringt hier eine Abwechselung in die Scenerie, höchstens in wasserreichen Senkungen entdeckt man einige Baumfarne.

Flüsse und Bäche haben sich in der Hochfläche tiefe Thäler ausgearbeitet. Namentlich die spaltenförmigen Thäler, welche die Bahn gleich nach dem Aufstieg berührt, sind von großartiger Schönheit. Sie zeigen senkrecht abfallende Felswände und sind am Grund mit dichtem Wald bestanden, durch den sich ein schäumender Bach, von Stein zu Stein springend, rauschend Bahn bricht. Einige Wasserfälle, die, ohne Widerstand zu finden, senkrecht in die Tiefe stürzen, erhöhen den Reiz. Dabei ziehen sich die Spaltenthäler schlangenförmig hin, sich bald verengend, bald erweiternd, oder ein Nebenthal aufnehmend, so daß man auf seiner Wanderung bei jeder Wendung neu entzückende Scenerien dieses afrikanischen Cannons entdeckt. Und die Wirkung ist um so großartiger, da man ganz unvermittelt vor den Spaltenthälern steht, nachdem das Auge durch die Monotonie der Grasflächen ermüdet ist.

Von wunderbarer und imponierender Schönheit ist das meilenbreite und tiefe Thal des Umgeni, in welches wir kurz vor der Station Bothas Hill einen Einblick bekommen. Hier fallen die Abhänge nicht glatt ab, sondern senden Ausläufer in das Thal hinein, die wieder durch Schluchten und Senkungen nach allen Richtungen hin durchfurcht sind, wodurch das Thal ein eigen-



Der Howick-Wasserfall.

tümliches, faltenartiges Aussehen bekommt. Dies tritt um so schärfer hervor, weil der Grund nur ganz spärlich mit Akazien bedeckt ist, die sich nirgends zu einem Buschwald ansammeln.

Hinter Bothas Hill ist das Land ziemlich einförmig, wenn man auch vielfach an ausgedehnten Mais- und Haferfeldern vorbeikommt. Nur ab und zu eröffnet sich ein hübscher Blick in das faltige Umgenithal, oder in das Thal seines Nebenflusses, des Umzindusi. Je mehr wir uns Pietermaritzburg nähern, um so reizvoller werden die Ausblicke, da sich in den weiten Thalsenkungen vereinzelte umfangreiche Tafelberge erheben. Schon von weitem sieht man die Hauptstadt, welche wunderhübsch auf einer kleinen Erhebung in dem ausgedehnten Umzindusithal liegt.

Pietermaritzburg, der Regierungssitz, macht einen sehr guten Eindruck, obgleich es gegen die Hafenstadt Durban noch weit zurücksteht. Namentlich die Straßen lassen noch viel zu wünschen übrig. Selbst die Bürgersteige sind an vielen Stellen holperig, kaum gehärtet und bei einem Regen vollständig aufgeweicht. Dafür hat aber Maritzburg als Hauptstadt eine große Zahl schöner öffentlicher Gebäude, unter denen namentlich das hübsche Regierungshaus hervorzuheben ist, in dessen Vorgarten sich die lebensgroße Marmorfigur der Königin Viktoria erhebt. In diesem Gebäude tagen die gesetzgebenden Körperschaften, das Unterhaus (House of Assembly) und das Oberhaus.

Augenblicklich steht in Maritzburg noch englisches Militär, doch wird es in wenigen Jahren zurückgezogen, da Natal als selbständige Kolonie auch für seine Verteidigung zu sorgen hat. Pferdebahnen kennt man in Maritzburg noch nicht, Droschken dagegen giebt es in Überfluß, und auch die Jurickschas haben sich hier wie in Durban schnell eingebürgert.

Ein großer, mit Eichen und Trauerweiden bestandener Park ist dicht bei der Stadt angelegt und wird namentlich bei Sportfesten und bei den vorzüglichen Militärkonzerten viel besucht. Familien bringen hier manchmal den ganzen Sonntag zu. Sie nehmen sich ihr Essen mit und kochen im Schatten eines Baumes den unvermeidlichen Thee.

Eine Villenvorstadt zieht sich bis ungefähr zur Hälfte die hohe Bergkette, Townhills genannt, hinauf, welche wir im Nordwesten erblicken. Auf diesen hohen Grasbergen nehmen sich die von üppigen Gärten umgebenen Landhäuser wunderhübsch aus.

Hinter Maritzburg steigt die Bahn steil zur dritten Stufe empor. Den Rand derselben haben wir soeben als Townhills kennen gelernt. Je höher die Bahn in kolossalen Windungen steigt, um so reizender wird der Blick auf das herrliche Maritzburg-Thal. Die roten lehmigen Straßen heben sich vorteilhaft von dem schimmernden, frischen Grün ab, und zerstreut liegende Blaugummibaum- (Eukalyptus-)Haine wechseln anmutig ab mit üppigen Buschwäldchen in den tiefen Schluchten der Abhänge. Auch die von vielen Bäumen überragte Stadt nimmt sich von dieser Höhe und in so reizvoller Umgebung prächtig aus.

Auf dem Plateau angekommen, sieht man eine Landschaft von ungefähr demselben langweiligen Charakter wie auf der zweiten Stufe. Auch hier ist das Land gewellt und grasig, aber ohne jeden Baumwuchs. Nur einige Hügel bringen etwas Leben in die öde Fläche. Erfrischend wirkt auch der kleine Ort Howick, dessen umgebende Hügel von Blaugummiwäldern bedeckt sind. Howick ist ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner von Maritzburg, die namentlich durch seinen schönen Wasserfall angezogen werden. Als ich zuerst hierher kam und die verhältnismäßig flache Gegend sah, durch welche der Umgeni friedlich dahinfließt, konnte ich mit dem besten Willen mir nicht vorstellen, wo hier ein Wasserfall herkommen sollte. Ich wurde bald dahin belehrt, daß der Fall nicht von einem Berge herunterstürzt, sondern sich vielmehr in eine Bodenspalte ergießt. Der Fall ist 325 Fuß tief und stürzt senkrecht, ohne aufzuschlagen, hinunter. Namentlich in der Regenzeit ist er von großartiger Wirkung, und dies um so mehr, als er von düsteren, senkrecht abfallenden, glatten Felswänden umgeben ist.

Die Bodenspalte zieht sich in großen Windungen hin, bis sie sich im Rande der Stufe öffnet. Es hat den Anschein, als wenn der



Blick auf die Drakensberge; Champagne-Castle.

Umgeni ursprünglich an dieser Stelle den Rand hinunterstürzte und sich die Spalte erst allmählich ausgewaschen hat. Alle Spaltenthäler hier scheinen in derselben Weise entstanden zu sein, wie denn überhaupt dem Wasser eine Hauptrolle in der heutigen Gestaltung Süd-Afrikas zugewiesen werden muß. So sind die Tafelberge, welche man überall hier antrifft, nur die Überbleibsel eines alten Plateaus, oder einer Stufe, deren Ränder jetzt meilenweit von ihnen abliegen.

Eine Bergkette, welche wir bald hinter Howick vor uns sehen, zeigt uns an, daß wir noch einmal zu steigen haben, und zwar zur vierten und letzten Stufe, ehe wir das große Hochland von Transvaal erreichen. Die vierte Stufe ist die ausgedehnteste, ihre Höhe jedoch ist wechselnd, da sie von dem Hauptfluß Natals, dem Tugela, mit seinen Nebenflüssen durchzogen ist, der sich ein weites tiefes Becken ausgearbeitet hat. Hatten wir bereits nach dem Aufstieg eine Höhe von 1436 Metern erreicht, so steigen wir jetzt von einem Nebenfluß zum anderen allmählich ab, bis wir am Tugela angelangt sind und noch eine Höhe von 962 Metern haben. Erst von hier ab steigt das Land langsam wieder an, bis wir kurz vor den Drakensbergen die alte Höhe wieder erreicht haben.

Die vierte Stufe ist die ödeste, Farmen sieht man nur sehr wenige, und wenn das Land auch vielfach guten Ackerboden hat, so sind hingegen weite Strecken so steinig und vegetationsarm, daß sie nur für Viehzucht geeignet erscheinen. An vielen Stellen ist der Boden dicht mit großen Steinen besät, zwischen denen ein spärliches Gras gedeiht. Sieht man diese weiten, öden, steinigen und

grasigen Flächen, dann versteht man, daß nur der vierzigste Teil der ganzen Oberfläche Natals bis jetzt bearbeitet ist. Dieses Verhältnis wird sich selbstverständlich allmählich zu gunsten des Ackerbaues ändern, doch wird die Viehzucht wohl immer eine der Haupterwerbsquellen des Landes bleiben.

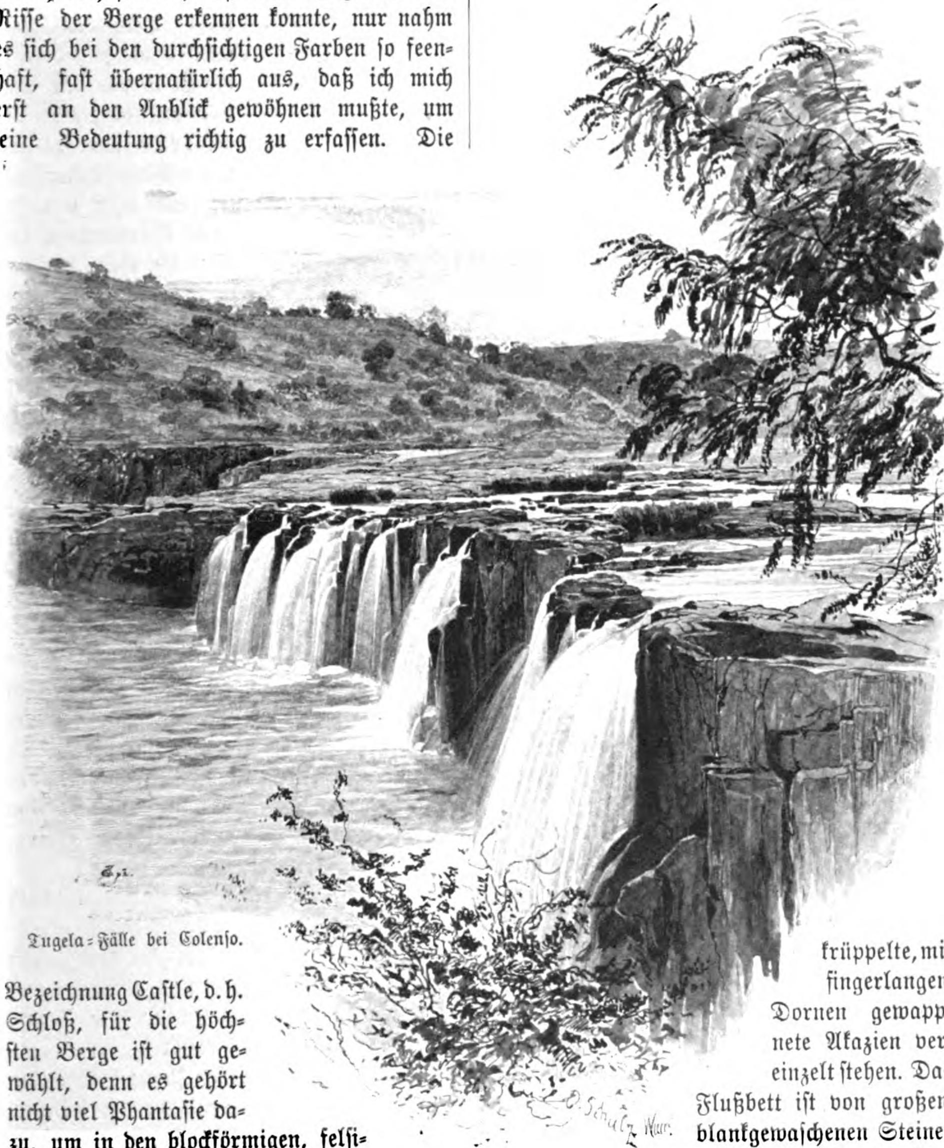
In der Nähe der Eisenbahnbrücke, die bei Estcourt den Buschmann-River überbrückt, spielte sich eine der erschütterndsten Episoden der südafrikanischen Geschichte ab. Holland war seit 1652, wo die „Holländische Ostindien-Gesellschaft“ die ersten Ansiedler nach dem Kap brachte, im Besitz von Südafrika. Während der Kriege, die Holland mit Frankreich führte, nahm England 1795 vorübergehend und 1806 für immer vom Kaplande Besitz. Die holländischen Ansiedler waren unzufrieden mit dieser aufgedrängten englischen Herrschaft. Die Unzufriedenheit steigerte sich mit der Aufhebung der Sklaverei 1833 und erreichte ihren Höhepunkt, als die Ansiedler nicht in der versprochenen Weise für den Verlust ihrer Sklaven entschädigt wurden. Sie beschlossen auszuwandern und zogen nach Norden.

Ein Teil der Auswanderer wandte sich 1838 nach Natal, welches damals von dem grausamen Kaffernkönig Dingaan beherrscht wurde. Während das Gros des Zuges sein Lager zwischen dem Buschmann-River und dem Tugela aufschlug, ritt der Anführer Pieter Retief mit siebzig Reitern und dreißig Dienern zu Dingaan. Er wurde freundlich empfangen, und es gelang ihm, einen Vertrag zu machen, in welchem ihm und seinen Leuten Natal abgetreten wurde. Der Abschied sollte besonders glänzend gefeiert werden, nur sollten die Holländer ohne Waffen erscheinen. Dingaan entfaltete seine ganze Streitmacht. Tanzend kamen die Kaffernkrieger immer näher, bis die ahnungslosen Europäer umringt waren. Jetzt erscholl der Befehl: „Tötet die Zauberer!“ und ehe ein Widerstand möglich war, lag Retief mit seinen Leuten erschlagen da. Dingaan hatte inzwischen eine größere Heeresmacht nach dem Buschmann-River gesandt, und in der Nacht, als die Auswanderer ruhig schliefen, wurden sie erbarmungslos, Männer, Weiber und Kinder, hingeschlachtet. Nur wenigen gelang es zu entkommen oder sich hinter ihren Wagen zu verschanzen. Man schickte nach der Kapkolonie zu den Landsleuten um Hilfe. Andries Pretorius sammelte vierhundertsechzig Mann, um das Blutbad zu rächen. An dem Flüßchen, welches später Blood-River genannt wurde, stieß er am 16. Dezember 1838 mit Dingaans Streitmacht zusammen. Viermal griffen die Kaffern Pretorius' Lager an, ehe sie in die Flucht geschlagen wurden. Dreitausend Kaffern sollen an dem Tage ums Leben gekommen sein. Der 16. Dezember wird seitdem von allen Buren als Dingaans Tag gefeiert. An derselben Stelle, wo Pieter Retief mit seinen Leuten erschlagen wurde, fand man ihre Gebeine. In einer Ledertasche entdeckte man auch noch unversehrt den Vertrag, den Retief mit Dingaan geschlossen hatte. Die Buren waren also im vollen Besitz von Natal, und zwar nicht allein durch den Vertrag, sondern sie hatten es sich auch mit ihrem Blut teuer erkauft.

Als die Buren Natal besetzen wollten, fanden sie hartnäckigen Widerstand bei den Engländern, die sich inzwischen in Durban angesiedelt hatten, und erst am 24. Dezember 1839 wurde die Republik Natal zur Thatsache. Doch die Buren sollten sich nicht lange ihres Besitzes freuen. Nach mehreren Kämpfen mit den Engländern mußten sie der Übermacht weichen, und am 10. Mai 1843 wurde Natal als englische Kolonie erklärt. Die Buren wollten anfangs in Natal bleiben, doch entstanden bald derartige Unzufriedenheiten mit der englischen Regierung, daß sie vorzogen, sich ein neues Land zu suchen, wo sie ungestört leben konnten. Andries Pretorius, der Besieger Dingaans, führte die Buren über die Drakensberge zurück und gründete nach manchen Irrfahrten die Südafrikanische Republik (Transvaal), welche im Sand-River-Vertrag 1852 von England bestätigt wurde.

Hinter dem Städtchen Estcourt bekommen wir zum erstenmal in weiter Ferne die Drakensberge zu Gesicht und zwar ihre höchsten Erhebungen: Champagne-Castle (3157 Meter) und Giants Castle (2943 Meter). Da ich im Winter reiste, so sah ich die Berge mit dichtem Schnee bedeckt. Es war dies ein großartiger Anblick. Die Berge

erschienen am Horizont der weiten Grasebene wie ein zarter blauer Nebel, kaum eine Schattierung dunkler als der Himmel, während die Schneefelder das Ansehen von zarten weißen Wölkchen hatten. Die Luft war jedoch so klar, daß man die Falten und Risse der Berge erkennen konnte, nur nahm es sich bei den durchsichtigen Farben so feenhaft, fast übernatürlich aus, daß ich mich erst an den Anblick gewöhnen mußte, um seine Bedeutung richtig zu erfassen. Die Bezeichnung Castle, d. h. Schloß, für die höchsten Berge ist gut gewählt, denn es gehört nicht viel Phantasie dazu, um in den blockförmigen, felsigen Erhebungen die in Schnee gehüllten gewaltigen Ruinen eines Riesenschlosses zu erkennen. In den Schluchten zogen sich Schneefelder in langen Linien bis tief herunter und sahen wie ferne in das Thal hinabstürzende Staubbäche aus. Leider blieben die Berge nicht lange in Sicht und zeigten sich erst wieder bei der Station Newcastle.

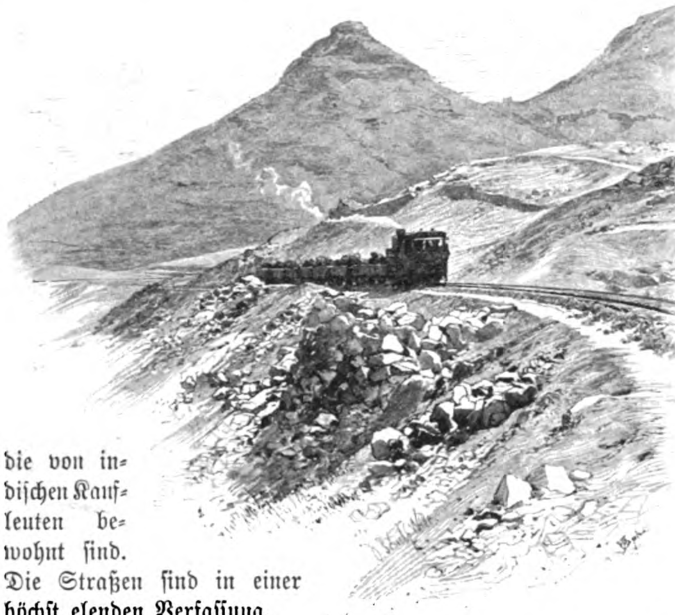


Tugela=Fälle bei Colenso.

Die Fahrt den Tugela entlang gehört mit zu den interessantesten Teilen der Reise. Der Fluß, hier noch schmal und flach, schlängelt sich zwischen hohen Bergen hin, auf deren steilen, steinigen Abhängen verkrüppelte, mit fingerlangen Dornen gewappnete Akazien vereinzelt stehen. Das Flußbett ist von großen, blankgewaschenen Steinen durchsetzt. Ein hübscher breiter, wenn auch nicht hoher Wasserfall ist von der Bahn aus leicht zu erreichen und wird gern als Ziel für Ausflüge von der nun folgenden Station Ladysmith aus gewählt.

Ladysmith ist nur ein kleiner Platz, von einigen langgestreckten, flachen Tafelbergen

umgeben. In der Ferne macht er einen freundlichen Eindruck, doch fühlt man sich sehr enttäuscht, wenn man ihn betritt und fast nichts wie ärmliche Wellblechhütten sieht, die von indischen Kaufleuten bewohnt sind. Die Straßen sind in einer höchst elenden Verfassung.


Die Drakensberge beim Van-Reenen-Paß.

Hier teilt sich die Bahn. Die Hauptlinie geht hinauf nach Charlestown, während eine Zweiglinie sich westlich wendet und nach Harrismith im Orange-Freistaat führt. Folgt man der Harrismithbahn, so kommt man durch eine einförmige Gegend, wie sie für die vierte Stufe charakteristisch ist. Erst mit dem Erscheinen der Drakensberge fängt die Landschaft wieder an, einiges Interesse zu erregen. Die Berge zeigen sich hier in ihrer wirklichen Form als der zerfetzte Rand der südafrikanischen Hochebene. Er fällt als fast senkrechte Felswand ab, läuft dann aber in einem breiten Fuß aus, der durch eine große Zahl vielfach gewundener Thäler und Schluchten zerschnitten ist. Der Fuß ist durch die abgebröckelten verwitterten Gesteine des Randes entstanden. Dafür zeugen auch einzelne Berge nahe dem Rande, die früher Teile der Hochfläche waren, aber den Verwitterungseinflüssen länger widerstanden haben. Nur an wenigen Stellen, wie hier am Van-Reenen-Paß, ist ein Aufstieg am Rande möglich. Die Schluchten der Felswand und des Fußes sind mit unzugänglichem Busch ausgefüllt, sonst ist die Gegend kahl und steinig. Steht man vor den Bergen und selbst hier am Van-Reenen-Paß, dann scheint es fast eine Unmöglichkeit, die Bahn hinaufzuführen. Der Rand ist hier zwar nicht besonders hoch, aber immerhin beträgt die Höhe von der Station am Fuße aus ungefähr dreihundert Meter. Diese Schwierigkeit hat man nur dadurch überwunden, daß man die Bahn an der steilsten Stelle in einem gewaltigen Zickzack anlegte.

Auf dem Hochland angelangt, haben wir wieder eine grasige, kaum merklich gewellte Fläche vor uns, ohne jeden Baum und Strauch, auf der sich ohne Übergang mächtige Tafelberge, hier Kopjes genannt, erheben. Die Tafelberge haben meist einen bedeutenden Umfang. Sie stehen weit auseinander und haben keine Verbindung unter sich. Die Gegend erinnerte mich an einzelnen Stellen lebhaft an unsere Sächsische Schweiz, wo wir z. B. im Lilienstein dieselbe Tafelbergbildung haben.

Auf der Bahnstrecke von Ladysmith nach Charlestown wird, ehe wir zu den Drakensbergen kommen, die Einförmigkeit des flachen Gras- und Steinlandes nur einmal durch die Biggarsberge unterbrochen. Die Scenerie ist hier keineswegs großartig, im Gegenteil, man sieht nur einige kleine Höhenzüge und einige weite Thäler mit weit zerstreuten Akazien, doch ist das Auge dankbar für jede noch so geringe Abwechselung.

Bei der Station Glencoe Junction zweigt sich ein Schienenstrang ostwärts vom Hauptgeleise ab, der nach den Kohlen- und Goldbergwerken von Dundee führt. Der nächst wichtige Haltepunkt hinter Glencoe Junction ist das kleine nett gelegene Städtchen Newcastle. Die Drakensberge sind nicht weit

entfernt und bilden einen hübschen Hintergrund. Die Stadt sieht ebenso wie Ladysmith in der Ferne recht hübsch aus, besteht aber zum größten Teil aus elenden indischen Baracken.

Die Drakensberge haben wir bald wieder gut vor Augen. Sie haben hier nicht das charakteristische Randgepräge, wie wir es am Van-Reenen-Paß kennen gelernt haben, sondern ein mehr abgerundetes Aussehen, und fallen mit ihren weiten Ausläufern mehr terrassenförmig ab. Sie werden von einigen Tafelbergen überragt, unter denen der Majuba Hill besonders die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er hat einen breiten schräg ansteigenden Fuß, welcher durch einige mit Buschwald gefüllte Schluchten tief eingekerbt ist. Auf diesem Fuß erhebt sich, eine schmale Terrasse frei lassend, ein abgestumpfter Kegel. Der obere Rand des Fußes ist von einem horizontalen schmalen



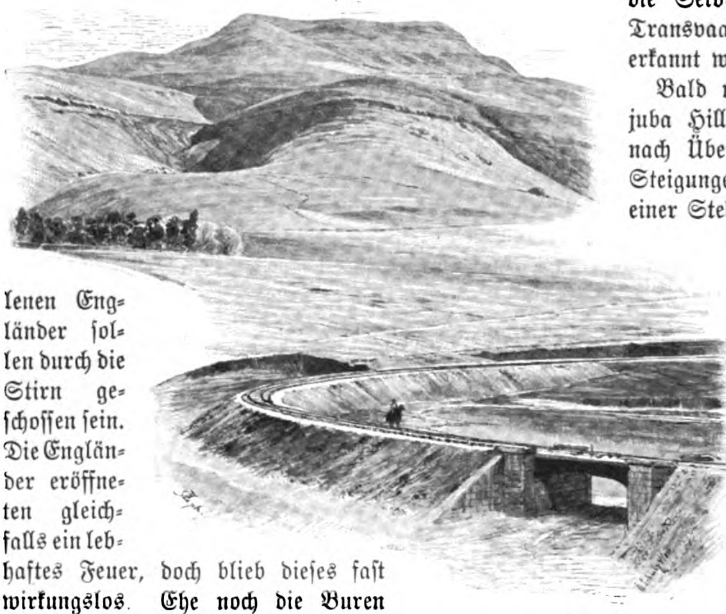
Gegend am Van-Reenen-Paß.

Kranze senkrecht abfallender Felsen umgeben.

Der Majuba Hill war der Schauplatz des Entscheidungskampfes im Freiheitskriege der Buren gegen die Engländer. Die Engländer hatten bedauert, die Selbständigkeit der Republik Transvaal 1852 anerkannt zu haben. Sie benutzten einen nichtigen Vorwand, das Land 1877 zu besetzen. Die Buren protestierten vergeblich dagegen, und schließlich kam es 1880 zum Kriege. Die Anführer waren Paul Krüger, Piet Joubert und Pretorius. Die Buren hatten am Fuß des Majuba Hill ihr Lager aufgeschlagen, von welchem aus sie alle Bewegungen des tiefer lagernden Feindes beobachten konnten. Dies brachte den englischen General Sir George Colley auf den unsinnigen Gedanken, den Berg zu besetzen, um von seinem Gipfel aus die Buren beschießen zu können. Der Gipfel ist ungefähr sechshundert Meter über dem Burenlager. In der Nacht vom 26. zum 27. Februar 1881 wurde der Aufstieg unter dem Schutze der Dunkelheit bewerkstelligt. Zweihundert Mann lagerten in der halben Höhe des Berges auf der Terrasse, und vierhundert Mann nahmen von dem Gipfel selbst Besitz. Als am nächsten Morgen die Buren die neue Stellung des Feindes entdeckten, fürchteten sie, vom Berge aus bombardiert zu werden. Als dies jedoch nicht geschah, unternahm es eine kleine Abteilung (nach einer Aussage sechzig Mann), die Höhe zu stürmen.

Die großen Felsblöcke am Abhang als

Deckung benutzend, drangen sie langsam vor, jeden Feind niederschießend, der auch nur eine Handbreit Blöße gab. Fast alle gefallenen Engländer sollen durch die Stirn geschossen sein. Die Engländer eröffneten gleichfalls ein lebhaftes Feuer, doch blieb dieses fast wirkungslos. Ehe noch die Buren den Gipfel erreicht hatten, jagten die Engländer in wilder Flucht den steilen Berg hinunter, wobei sich noch viele das Genick brachen. Die Verluste betrugen auf englischer Seite zweiundneunzig Tote, darunter Sir George Colley, und hundertvierunddreißig Verwundete.



Die Drakensberge; Majuba Hill.

Mit der Erstürmung von Majuba Hill war der Burenkrieg zu Ende. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und bald darauf, am 23. März 1881, einigte man sich über die Friedensbedingungen, die darin gipfelten, daß die Selbständigkeits-Erklärung Transvaals von England anerkannt wurde.

Bald nachdem wir den Majuba Hill passiert haben, und nach Überwindung von starken Steigungen, die auch hier an einer Stelle zur Anlegung eines Zickzacks zwangen, erreichen wir die Endstation unserer Bahnfahrt, Charlestown. Wir erblicken hier nur wenige, weit zerstreut liegende Wellblechhäuser und Warenschuppen. Man sieht es dem Platze an, daß er nicht für die Ewigkeit erbaut ist, und sobald die Bahn über Charlestown verlängert ist, werden die Häuser jedenfalls nach dem nächsten Ort, Volksrust, verlegt werden.

Wir haben wiederholt die Hafenstadt Durban erwähnt, wenden wir uns etwas eingehender derselben zu.

(Schluß folgt.)





Roderich Löhr.

Roman

von

Ernst Eckstein.

III.

Fünfzehntes Kapitel.

Vor der Einfahrt in den Gehlberger Schloßhof prangte ein großer Triumphbogen mit der Aufschrift „Willkommen!“ Das alte gotische Herrenhaus war festlich geschmückt: überall breite Guirlanden, Tücher und Teppiche, Birken- und Tannengrün. Von der Spitze des Turmes flatterte im laulichen Maiwind eine riesige schwarz-weiß-rote Fahne. Ganz Gehlberg war auf den Beinen. Zunächst am Triumphbogen stand das gesamte Gutspersonal vom Oberinspektor bis herunter zur letzten Stallmagd, alle in ihren besten Gewändern, die Frauen und Mädchen Blumen und farbige Schleifen im Haar. Dann folgten, Schulter an Schulter gedrängt, die Arbeiter und Beamten der Gehlberger Ziegelei mit ihren Bannern „Fidelitas“, „Fortschritt“ und „Freiheit“, meist heimliche Socialdemokraten, hier aber eifrig bestrebt, ihre politische und wirtschaftliche Meinung nicht zwecklos hervortreten zu lassen. An die Schar dieser Arbeiter schlossen sich Hunderte von Bauern und Bäuerinnen, zum Teil noch in der kleidsamen Urtracht, deren lebhaftes Blau und Grün sehr angenehm von dem charakterlosen Braun und Grau der übrigen abstach.

Ganz vorn, auf einer Böschung hatte der Dorfschulmeister mit seiner pausbäckigen Kinderschar Aufstellung genommen. Er glühte vor Eifer. In der Linken die neusilberne Schnupftabaksdose mit dem Bild Moltkes, in der Rechten den weißknöpfigen Stock, suchte er den Zaghaften Mut einzusprechen und die Kecken zu bändigen.

Mit einemmal reckte er seinen Stab aus wie ein Feldmarschall, der sich für ein vaterländisches Album photographieren läßt. Die Kinder fuhren zusammen und hefteten ihre Blicke erwartungsvoll auf den gestrengen Befehlshaber. In der nächsten Sekunde, als der Schulmeister seinen Kommandostab mit einem heftigen Ruck steil über den Kopf hob, stimmten die frischen, gar nicht übel geschulten Kehlen das schöne Lied an: „Lobet den Herrn, den allmächtigen König der Ehren...“

Inzwischen ging durch die Reihen der ganzen vielköpfigen Schar zu beiden Seiten der Landstraße eine lebhafte Bewegung.

„Sie kommen! Da sind sie!“

„Famos! Die Brandfüchse machen sich großartig!“

„Na, und der Prasch! Der thut sich Gott weiß wie dicke, daß er da mit auf dem Bock sitzt! Der dumme Kerl schmunzelt ja über die ganze Physionomei!“

„Da, nun fahren sie Schritt! Nein, seht nur — die neue Gnädige! Wie sie lacht und nickt und sich halb aus dem Wagen beugt!“

„Schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen.“

„Donner ja! Und so vornehm! Die Kronberg kann sich daneben verkriechen.“

Roderich Löhr und Eva kamen jetzt eben von ihrer vierzehntägigen Hochzeitsreise. Die Vermählung hatte am neunten Mai auf Droßhaida im engsten Familienkreis stattgefunden. Außer den Trauzeugen hatte nur noch der Major Schmettau als langjähriger Freund der Familie, sowie der Vikar Doktor Hans Curtmann, der jetzt endlich der anerkannte Bräutigam Helkas war, der kirchlichen Trauung und dem sich daranschließenden Festmahl beigewohnt. Eva, glücklich darüber, am Ziel ihrer Wünsche zu sein und durch die heiß-vergötternde Liebe Roderichs nachgerade ein wenig gerührt, trug bei der kurzen taktvollen Rede des alten Pfarrers den ungekünstelten Ausdruck echter Befriedigung. Das weltkluge Mädchen hatte sich mit Erfolg bemüht, die Rolle der Schuldlosigkeit bis zum letzten Moment durchzuführen. Sie wollte vor allem den üblen Schein meiden, als habe sie irgend wie in die Ehe Alwinens sich eingedrängt; daher sie darauf bestanden hatte, daß Roderich bis zu dem Tage der Scheidung nur sehr selten und auf ganz unverdächtige Art nach Droßhaida herüberkam. Vor der Welt sollte es aussehen, als ob der Gedanke an die Verlobung mit ihr erst dann bei Roderich aufgetaucht sei, nachdem die Scheidung von Alwine vollendete Thatsache war. Auch hatte sie dem inbrünstig flehenden Manne nur dreimal während der ganzen Zeit in der verborgensten Stille der Riddaghausenschen Waldungen eine Begegnung gewährt, wobei sie ihm nicht die geringste Vertraulichkeit, ja kaum einen Druck ihrer Hand gestattete, weil er ja doch vor Gott und der Menschheit noch einer andern gehöre. Durch dieses schlaue Verfahren stachelte sie die Ungeduld Roderichs und sein Verlangen nach ihrem Besitz dergestalt auf, daß er kein Mittel mehr zu bedenklich fand, wenn es nur die glühend ersehnte Scheidung beschleunigte. Er ging so weit, im Einverständnis mit seiner armen Frau, die ihm willenlos folgte, eine scheinbare Schuld auf sich zu laden. Diese Schuld wurde dann von der Jenseite als rasch wirkender Hebel benutzt. Über die Einzelheiten des dunklen Prozesses drang nur wenig ins Publikum. Eva jedoch hatte es zweckmäßig gefunden, mit aller Vorsicht, und ohne daß sie selber dabei genannt wurde, mancherlei sonderbare Gerüchte in Umlauf zu setzen. Diesem Gerede zufolge wäre das eheliche Verhältnis zwischen Roderich und Alwine schon seit mehreren Jahren zerrüttet gewesen. Vollständige Verschiedenheit der Lebensauffassung, Unverträglichkeit auf seiten der Frau und eine wachsende nervöse Gereiztheit, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß sie ihrem Mann nicht genüge: das waren so die Momente, die Fräulein Eva in ihrer niedlich-graziösen Art aus den Leuten herausfragte. Das Publikum ergeht sich bei solchen Anlässen ja ohnehin leicht in unliebsamen Vermutungen. Eva kam sich noch außerordentlich großmütig vor, daß sie den sittlichen Ruf Alwinens nicht weiter verunglimpfte.

Nach der Hochzeit, die von der guten Mama mit reichlichen Thränen betaut, von Eduard Neythorff aber zur straflosen Begehung eines Jubel-Excesses in Crêmant Rosé und grüner Chartreuse benutzt worden war, gingen die Neuvermählten auf vierzehn Tage nach Rügen. Nur weil Mama eine Hochzeitsreise für unerläßlich hielt und weil Eva es wünschte. Roderich selbst hätte die Angebetete lieber sofort in sein großartig eingerichtetes Schloß geführt. Dort hatte man doch eine ganz andere Bequemlichkeit, als in den geräuschvollen Hotels, wo man aus fremdem Glase trank und sich von fremden Gesichtern bedienen ließ. Immerhin war es ein Wonnegefühl sondergleichen, so mit dem Weib seiner Wahl hinauszufahren in die sinkende Mainacht, das „enfin seuls“ zu genießen und sein Glück, seine Seligkeit nach so langem Harren und Hoffen endlich, endlich an das wildpochende Herz zu drücken.

Die vierzehn Tage vergingen ihm wie ein flüchtiger Rausch. Am fünfzehnten wurden die Koffer geschnürt und den Wäldern von Saßnitz ein letztes dankbares Lebewohl zugerufen. Um nicht zu spät auf Gehlberg einzutreffen und hierdurch dem Gutspersonal die Freude des längst geplanten großen Empfangs zu verderben, übernachtete man in der Kreisstadt und ließ sich am folgenden Tag an der nächsten Station abholen.

Der Landauer hatte inzwischen am Rande der Böschung, wo die Schulkinder aufgestellt waren, Halt gemacht. Das Lied war zu Ende. Ein weiß gekleidetes Mädchen, das jüngste Töchterchen des Oberinspektors, trat knixend zum Wagenschlag und überreichte der jungen Frau ein großes Bouquet von Maiblumen und Theerosen. Eva, die sich mit jeder Sekunde mehr als Gebieterin all' dieser Scharen, als Herrin über das weite prächtige Gehlberg und sein lockendes Gold fühlte, nahm das Bouquet mit bezaubernder Liebenswürdigkeit an, drückte ein paar Sekunden lang ihr blühendes Antlitz hinein und nickte dann huldvoll wie eine Königin. Roderich strahlte. Für seine Person war er kein Freund von solchen theatralischen Aufmerksamkeiten. Da es jedoch seiner angebeteten Eva galt, dünkte ihm das alles nur selbstverständlich. Und nun trat der Schulmeister heran, den unmodisch hohen Cylinder feierlich von sich abstreckend, das grausträhnige Haupt in tiefster Demut auf die merkwürdig schmale, eingesunkene Brust neigend:

„Hochzuverehrende Herrschaften! Gestatten Sie Ihrem ergebensten Diener, die Wünsche des Dorfes Gehlberg und insbesondere die der schulpflichtigen Jugend für das Wohlergehen des Gutsherrn und seiner holdseligen Frau Gemahlin in etlich schmucklose Worte zu kleiden. Hochzuverehrende Herrschaften! In ganz Gehlberg atmet wohl niemand, dem es nicht voll zum Bewußtsein gekommen wäre, was unser Dorf dem hochmögenden Gutsherrn zu danken hat. Ich will hier nicht weiter hervorheben, daß Sie, allverehrter Herr Löhr, anläßlich Ihrer Vermählung mit Fräulein Eva Neythorff drei großartige Stiftungen errichtet haben, von denen eine auch der Gehlberger Schule und ihrem bescheidenen Vorsteher in nie genug zu rühmender Weise unter die Arme greift. Ich will nur im allgemeinen betonen, welche Bedeutung es für die Entwickelung unserer Kultur hat, wenn sich der erste Großgrundbesitzer im ganzen Regierungsbezirk so eifrig bestrebt, mit dem untergeordnetsten Bauern, mit dem geringsten seiner zahlreichen Arbeiter ein so herzliches Einvernehmen zu pflegen und ihn so wohlwollend und selbstlos zu fördern, wie Sie, Herr Löhr, dies allzeit gethan haben. Für diese Ihre Gesinnung sagt Ihnen Gehlberg den allerverbindlichsten und ehrerbietigsten Dank. Ich glaube im Sinn aller zu reden, wenn ich hier in die donnernden Worte ausbreche: Herr Löhr, unser geliebter Schloßherr, und Frau Eva Löhr, seine holdselige junge Gemahlin, — sie leben hoch und abermals hoch — und zum drittenmal hoch!“

Die Schulkinder, die Bauern und Bäuerinnen, die Arbeiter und Beamten, alles stimmte lautjubelnd mit ein. Roderich dankte gerührt. Eva nickte und lächelte. Ein seltsamer Duft von Größenwahn stieg ihr betäubend zu Kopf. Sie reichte mehreren von den Gehlberger Bäuerinnen vertraulich die Hand; den zunächststehenden Jungburschen warf sie Blumen aus ihrem Bouquet zu.

Unter den fortwährenden Jubelrufen der Menge setzte der Wagen dann seine Fahrt bis zum Triumphbogen fort. Hier, wo der Oberinspektor in schwarzem Frack und schneeweißer Binde sich erwartungsvoll aufgepflanzt hatte, gab's einen zweiten Aufenthalt und eine zweite Ansprache. Roderich hörte den knappen, kräftigen Worten des Mannes mit stiller, etwas blöde lächelnder Genugthuung zu und drückte ihm schweigend die Hand, während Eva auch hier das Feuerwerk ihrer Liebenswürdigkeit reichlich umhersprühen ließ. Bei dem Hochruf des Oberinspektors fiel ein Musikcorps, das im Schloßhof neben dem Brunnen aufgestellt war, mit einem schmetternden Tusch ein. Dann, als der Landauer durch den Bogen fuhr, brauste ein feierlich-festliches Tonstück majestätisch über den weiten Raum. Unter den Klängen des Hochzeitsmarsches aus Lohengrin hielten die Neuvermählten Einzug in ihr stolzes Daheim.

Das Beamten- und Dienstpersonal war zum Teil nachgedrängt.

„Die reine Prinzessin!“ sagte ein Stubenmädchen.

„So schön, daß man heulen möchte!“ meinte die alte Nuscha.

„Und so herzig und lieb!“

Nur die erste Beschließerin, Frau Reinhard, zuckte ein wenig die Achseln.

„Ich weiß nicht, ich kann nicht so viel aus ihr machen. Sie hat nicht die guten Augen der ersten Frau Löhr.“

„O, o! Gerade die Augen sind wunderhübsch! So hell und aufrichtig! Und für jeden hat sie ein freundliches Wort.“

„Ach, die Worte sind wohlfeil! Die erste Frau Löhr hat nicht viel Worte gemacht und war nicht so für die Welt und den Krimskrams draußen. Aber damals, wie mein Junge so krank war, daß ich glaubte, der liebe Bursch müßte mir gleich ersticken, da hat sie mit angefaßt, und mir geholfen beim Halsausspritzen, bis dann der Arzt kam. Das vergess' ich ihr nicht. Ob die das thäte?“

„Warum nicht? Geht doch sogar die Königin manchmal zu Kranken ...“

„Ja, die Königin! Die hat auch ein gutes Gesicht, und genau so was um die Augen herum wie die erste Frau Löhr! Schwätzt, was ihr wollt: ich gebe was drauf, so auf den ersten Eindruck. Wie sie noch Fräulein war, und damals geritten kam — ich weiß nicht, ich hatte da gleich das Gefühl ... Und die Gostritzer Anna hat ja dasselbe gesagt ...“

„Na ja, die Gostritzer Anna! Die hing ja nun auch so sehr an der ersten Frau Löhr ... Und gut war die ja auch, und es ist ja so weit recht schön von der Anna, daß sie so feste zu ihr hält und mit ihr gegangen ist ... Aber trotz alledem: irgend was muß mit der ersten Frau doch passiert sein ...“

„Nichts! Gar nichts!“ rief die Beschließerin heftig. „Du lieber Gott: die, und etwas passiert! Ich will mir den Mund nicht verbrennen: aber das sag ich euch ... Na, es ist nun geschehen und es nutzt auch nichts!“

Sie machte Kehrt und murmelte was zwischen die Zähne, was für die neue Schloßherrin nicht eben schmeichelhaft war.

Abseits in einer Ecke stand auch Felix, der Reitbursche. Eva hatte ihn mit in die neuen Verhältnisse herübergenommen. Der arme Kerl war all die Tage her still und trübselig umhergeschlichen. Daß seine reizende, himmlische Herrin jetzt wirklich und wahrhaftig verheiratet sei, das hatte ihm absolut nicht in den Kopf gewollt. Wie sie dann in dem hellblinkenden Wagen dahergerollt kam, den strahlenden Ehegemahl zur Seite, angejubelt von groß und klein, da gab es ihm einen Stich ins Herz, daß er laut hätte schreien mögen. Nun erst begriff er, was diese Heirat bedeutete. Und als ihre Schleppe auf der basaltenen Thorschwelle verschwunden war, und er in seinem erregten Gemüt sich ausmalte, wie dieser gar nicht hübsche Herr Löhr nun das Recht habe, die süße wonnige Eva an sich zu pressen, ihr die Wangen zu streicheln und sie abzuküssen, wann und so oft's ihm beliebte, da überkam ihn ein siedendes Wehgefühl. Er biß die Zähne fest aufeinander. Das war ja gräßlich ... das verdiente der gar nicht! Weiß Gott, da hätte er sie noch eher dem Lieutenant von Sülfingen oder dem Amtsrichter gegönnt! So ein Engel — und so ein alter, unschöner Mann, der an den Schläfen schon grau war und nicht einmal wußte, daß der Lovelace ein ausgezeichnetes Rassepferd war!

Droben im Vorsaal wurde das junge Paar von Frau Reythorff und Gertrud jubelnd empfangen. Auch hier war alles mit Blumen und Zweigen geschmückt. Man umarmte sich zärtlich. Frau Reythorff vergoß wieder einige Rührungsthränen.

Nach Verlauf einer halben Stunde war Eva umgekleidet. Jeanneton, die französische Zofe, die gleichfalls mit nach Gehlberg übergesiedelt war und in ihrer kecken Watteautracht der jungen Gebieterin hilfreiche Hand leistete, konnte sich nicht genug thun in Ausrufen der Bewunderung. Nein, wie die gnädige Frau gut ausschaute! Vraiment, à ravir! Fast besser noch, wie in Droßhaida! Besonders die Augen! Mon dieu, mon dieu, welche Pupillen! Ordentlich ängstlich! Ja, das Glück! Das verschönte selbst noch die Schönsten!

Inzwischen hatte der ehrliche Prasch mit Hilfe des Stubenmädchens Therese im kleinen Speisezimmer die Tafel gedeckt. Unter dem Vorsitz der feierlich schmunzelnden Mut-

ter der jungen Frau begann das erste häusliche Mittagessen.

Frau Neythorff bemerkte voll Salbung: „Gern hätte ich auch die anderen noch hergebeten. Aber ich dachte: zunächst will so ein junges Paar doch allein sein! Es ist ja noch Zeit, wenn wir in acht oder vierzehn Tagen einmal ...“

Roderich, im Überschwang seiner Seligkeit, fiel der Schwiegermama sofort in die Rede:

„Nein, das ist unrecht! Alle, alle hätten gleich mitkommen sollen! Von der Familie meiner Eva kann ich ja niemals genug kriegen! Nicht wahr, Gertrud? Übrigens — weißt du auch, liebes Kind, daß du jeden Tag hübscher wirst? Meiner geliebten Frau ähnlicher? So, und nun trinken wir auf die sonnige Gegenwart und die sonnige Zukunft! Liebe Mama, Ihr Wohl! Darf ich jetzt ‚Du‘ sagen?“

„Aber natürlich!“ Sie reichte ihm treuherzig die Hand. „Mein lieber, lieber Sohn! Ich hoffe, wir sollen uns stündlich näher kommen!“

Die Gläser klirrten. Es flammte ein köstbarer Wein darin, von dem ein fremdartig schwerer Duft emporstieg.

„Die sonnige Gegenwart und die sonnige Zukunft!“ rief Löhr nochmals.

Er leerte sein Glas wie im Rausch. Dann ergriff er die zierliche Hand seiner Eva, drückte die rosigen Fingerspitzen inbrünstig an die Lippen und schloß die Augen.

„Ich bin namenlos glücklich!“ raunte er traumverloren.

Sechzehntes Kapitel.

Im Planen und Ausführen rauschender Festlichkeiten war Frau Neythorff unbestreitbar vollendete Meisterin. Dieser Thatsache Rechnung tragend, hatte sie seit der Ankunft des jungen Paares Schloß Gehlberg nur noch vorübergehend verlassen. Gertrud war ihre stete Begleiterin. Auch der Schwiegerpapa kam einmal auf drei Tage herüber, um sich das Glück seiner Kinder anzusehen, ließ sich jedoch trotz der höflichen Bitte Roderichs auf ein längeres Bleiben nicht ein, da ihm sein Garten, sein schlecht möbliertes Mansardzimmer und seine Arbeit fehlte. Die rotblonde Helka, obschon sie sich mit ihrer glänzenden Schwester ganz leidlich vertrug und auch den Schwager gar nicht so übel fand, hielt es doch aus begreiflichen Gründen mit ihrem Papa. So waren die Neythorffs denn um die zweite Hälfte des Juni gleichsam in zwei Lager getrennt: in das ruhige, idyllische, das in Droßhaida hauste, und in das wilde, geräuschvolle, das die Räume des Gehlberger Schlosses in Festhallen verwandelte. Der stülpnäsige Winfried war mit Anfang des Sommersemesters nach Brenkwitz aufs Gymnasium gebracht worden, um seine stark vernachlässigten Studien unter der Aufsicht eines strengen Pensionsvaters mit besserem Erfolg fortzusetzen.

Während nun Eduard Neythorff in vollen Zügen das Glück seiner unerwarteten Freiheit schlürfte, mit dem Vikar Brüderschaft trank, sich von der freundlichen Helka all seine Lieblingsgerichte vorsetzen ließ, denen er jahrelang hatte entsagen müssen, und sich in seiner wachsenden Herzensfreude weit mehr dem Bordeaux als den Liqueuren widmete, schwang Frau Neythorff drüben in Gehlberg das allmächtige Scepter einer regierenden Schwiegermutter. Aber sie schwang es so klug und so völlig im Sinne Evas, daß Roderich Löhr gar nicht merkte, wie ihn die Wogen der Gehlberger Geschehnisse als einen Willenlosen dahintrugen. Er hatte mit seiner jungen Frau rings auf den Gütern mannigfache Beziehungen angeknüpft. Allenthalben war er mit offenen Armen aufgenommen, beglückwünscht, gefeiert worden. Der Gutsherr von Gehlberg spielte als solcher eine zu wichtige Rolle, als daß die adeligen Großgrundbesitzer an der kleinbürgerlichen Herkunft und den etwas ungelenken Manieren des Mannes Anstoß genommen hätten. Eva, die glänzende Eva, machte in dieser Beziehung ja vieles gut. Sie war unleugbar die vornehmste Erscheinung, die jemals die Schwellen dieser kronengeschmückten Herrensitze betreten hatte. Durch ihre blendende Liebenswürdigkeit gewann sie sogar die Frauen für sich. Man verzieh ihr die Schwierigkeit ihrer Stellung als zweite Gemahlin eines geschiedenen Mannes. Auf Kronberg, auf Wallisroda, auf Görneck, auf Riddaghausen fand man es selbstverständlich,

daß ein achtbarer Mann, der leider in seiner ersten Ehe nicht glücklich gewesen, den seine Frau Gott weiß aus welchen Gründen verlassen hatte, baldmöglichst unter den Töchtern des Landes Umschau hielt. Er stand ja noch in der Blüte des Lebens! Und Eva Neythorff war ja gewiß eine sehr gute Partie für ihn. Hatte man letzthin mancherlei über den Stand der Verhältnisse auf Droßhaida gemunkelt und war es wohl ziemlich erwiesen, daß die Neythorffs ihren Töchtern wenig oder nichts mitgeben konnten, so war ja Löhr in der beneidenswerten Lage, auf solche Äußerlichkeiten herablächeln zu können. Dafür bekam er ein Mädchen zur Lebensgefährtin, das, entre nous soit dit, für den Roturier bei weitem zu elegant — man möchte fast sagen: zu adlig — war. Das Blut der Freiherren von Stralow hatte in dieser Eva über das Blut der plebejischen Neythorffs einen glorreichen Sieg errungen.

Schloß Gehlberg glich in der zweiten Junihälfte thatsächlich einem großen Vergnügungslokal. Diner folgte auf Diner; ein bal champêtre löste den anderen ab. Frau Neythorff war der begründeten Meinung, daß gerade der Juni für diese Art der Geselligkeit wie geschaffen sei. In der Hauptstadt war nichts mehr zu haben; die Bäder kamen vor Anfang Juli nicht in Betracht; der Jagdsport hatte jetzt Ferien; die Herbstmanöver standen in weiter Ferne. Also frisch darauf los! Gespielt und getanzt und geschwelgt und mit reizenden Toiletten geprunkt, bis den bewundernden Kavalieren der Atem ausgeht!

Bei diesen Veranstaltungen folgte Frau Neythorff nicht nur dem unwiderstehlichen Drang ihres Herzens, sondern auch dem verständigen Wunsch, ihre Tochter Gertrud, die nun sechzehn Jahre alt war, aber aussah wie neunzehn, der heiratsfähigen männlichen Jugend als Kandidatin zu präsentieren. Seit der Schloßherr von Gehlberg ihr Schwiegersohn war, trug Frau Neythorff keine Bedenken mehr, selbst die unbemitteltsten Offiziere für Gertrud aufs Korn zu nehmen. Die vorgeschriebene Kaution und etliches darüber würde ja Roderich Löhr mit Kußhand bewilligen.

Am letzten Juni feierte Eva ihren Geburtstag. Frühmorgens ward sie von ihrem Gemahl feierlich unter vier Augen beglückwünscht und mit verhaltenen Thränen der Wonne und Rührung ans Herz gedrückt. Hiernach fand in dem blauen Eckzimmer die Gratulation von seiten der Angehörigen und die solenne Bescherung statt.

Frau Neythorff hatte dem Lieblingstöchterchen einen Geburtstagstisch aufgebaut, der seines gleichen suchte. Das Hauptgeschenk bildete ein geradezu fürstlicher Brillantschmuck — Diadem, Collier, Armband und Ohrringe —, das Angebinde des glücklichen Ehemanns. Dieser Schmuck, dessen Auswahl Frau Neythorff besorgt hatte — sie war eigens zu diesem Zweck nach Berlin gereist —, kostete siebzigtausend Mark Reichswährung. Mama selbst schenkte ein kostbares Kreuz: acht Saphire in wertvoller Goldfassung, ein Erbstück, das ihrer Ururgroßmutter, der Gräfin Dobielska, bei irgend einem historischen Anlaß vom König von Polen überreicht worden war. Helka und Gertrud waren mit Handarbeiten vertreten. Papa Neythorff stiftete einen Krystallspiegel. Auch der Vikar Doktor Hans Curtmann erlaubte sich, seiner zukünftigen Schwägerin bescheidentlich eine Gabe zu Füßen zu legen: die Schriften Roseggers.

„Ach, Rosegger," lächelte Eva. „Ich liebe ihn so! Diese Urwüchsigkeit! Diese taufrische Bergluft ...!"

Dabei schielte sie aber doch mit erneuter Genugthuung nach dem funkelnden Schmuck, der siebzigtausend Mark Reichswährung gekostet hatte.

Gegen halb zwölf kam der Oberinspektor und brachte der gnädigen Frau mit den Glückwünschen des Gutspersonals eine silberne Tortenschaufel.

Von da ab folgten zahllose Blumenspenden, mit Karten, mit Briefen, mit guten und schlechten Versen, ein förmlicher Landregen von Grüßen und Artigkeiten.

Zur Feier des Tages hatte Frau Neythorff den letzten Ball der Saison veranstaltet. Auf sieben Uhr waren die Gäste geladen. Punkt acht sollte das Fest mit einer Parkpolonaise eröffnet werden. Dann kurze Erfrischungspause, und bei sinkender Nacht Einzug in den großartig dekorierten Hauptsaal, dessen prunkvolles Deckengemälde zwar den Wünschen und Absichten Evas

nicht völlig entsprach, aber den dummen Krautjunkern doch imponieren würde, da die kunstverständige junge Frau überall Meinung dafür gemacht hatte. Vor Wochen schon hieß es auf Görneck und Wallisroda, auf Kronberg und Riddaghausen, die Gehlberger Saalkompositionen seien im edelsten Sinne des Wortes modern, und Konrad Storm, der Schöpfer dieser farbenstrotzenden Kompositionen, fange bereits an, in den Fachkreisen der Residenz von sich reden zu machen. Bis jetzt hatte man dieses Meisterwerk dem Publikum noch nicht vorgeführt. Das Festprogramm umfaßte dann ferner ein luxuriöses Mahl und ein im Park abzubrennendes Feuerwerk, wie es die Herrensitze auf zehn Meilen im Umkreis niemals gesehen hatten.

Schlag sieben rollte der erste Wagen vor. Es war der Freiherr von Riddaghausen mit seiner stark verblühten Gemahlin und seiner noch stärker verblühten Schwester. Die hohen Empfangsräume, die weit geöffneten Flügelthüren, das auserlesene Mobiliar, das in dem goldklaren Lichte des Junitages herrlich zur Geltung kam, — all das wirkte namentlich auf die Baronin geradezu niederschmetternd; denn so im ganzen — elf große Zimmer in einer Flucht — hatte sie die Salons von Gehlberg noch nicht zu Gesicht bekommen.

„Scharmant!" näselte Fräulein von Riddaghausen. „Gnädige Frau sind wirklich beneidenswert."

Eva schob ein wenig die Schleppe ihrer goldgelben Atlasrobe zurecht und dankte mit einer leicht geplapperten Phrase. Nachdem sie dann auch der Baronin einige Höflichkeiten über ihr treffliches Aussehen und ihr maigrünes Kleid gesagt, wandte sie sich dem weitgeöffneten Eingang zu, wo neue Gäste die Aufmerksamkeit der Wirtin beanspruchten. Da kam Herr Wichard von Kronberg mit seiner rotwangigen jungen Frau. Da kam das freiherrliche Ehepaar Görneck und mit ihnen drei hochgewachsene goldblonde Mädchen, frisch, gesund, alle drei in blaßblauen Merveilleux-Roben, die Elfenbeinfächer kunstgerecht in der Hand, am Gürtel Maiblumen.

Die drei großen Empfangszimmer füllten sich nun außerordentlich rasch. Aus der Kreisstadt, wo ein Kavallerie-Regiment lag, erschienen zehn oder zwölf Lieutenants, schneidige flotte Gestalten, meist Adlige. Das Brenkwitzer Offizierkorps war beinahe vollzählig, mit Einschluß des Kommandeurs und der reizenden achtundzwanzigjährigen Kommandeuse, der einzigen Dame, die an vornehmer Grazie mit Eva Löhr wetteifern konnte.

Auch der Major Schmettau hatte sich eingefunden.

„Apropos," fragte ihn Eva, „haben Sie nichts wieder von Sülfingen gehört?"

Schmettau verneinte. Seit Monaten nichts.

„Der arme Junge! Er hat doch wirklich Malheur gehabt!"

„Ja, das Spiel! Das hat schon manchem den Hals gebrochen."

„Schade um ihn!" murmelte Eva.

„Jammerschade! Er war ein tüchtiger Offizier und ein reizender Kamerad, dem man von Herzen gut sein mußte. Damals vor den Manövern war er so hübsch rangiert! Er hatte heilig und teuer gelobt, keine Karte mehr anzufassen. Ich glaube, ich glaube ..."

„Was, Herr Major?"

„Nun, um es gerade herauszusagen: er hat sich bei Ihnen die Flügel verbrannt! Und wie er dann merkte, daß es nicht sein konnte ..."

„Aber ich bitte Sie!"

„Nein, nein! Sie können sich drauf verlassen. Der arme Kerl hat sich betäuben wollen. Er trank auch mehr und zeigte eine geräuschvolle Lustigkeit, die sonst nicht seine Art war. Na, es ist ja kein Wunder ..."

Er warf ihr einen nicht mißzuverstehenden Blick zu. Eva, die einen kurzen Moment lang etwas gefühlt hatte, was an Bedauern grenzte, fand sofort ihren seelischen Halt wieder. Vergöttert zu werden und allenthalben die Herzen zu knicken, das war nun einmal ihr uranfänglich bestimmtes Los. Konnte sie denn dafür, daß ihr Angesicht so verführerisch, ihre Stimme so süß, ihr Lächeln so hold und sirenenhaft war? Sie hatte ihn doch gewiß nicht aufgemuntert! Was ihn verzaubert hatte, war eben der Kern ihres Wesens selbst, ihre berechtigte Eigenart, die sich ausleben mußte. War

denn die Flamme verantwortlich für die Dummheit der Schmetterlinge? Übrigens stand es ja gar nicht so unglückselig mit ihm. Freilich, als junger Lieutenant so Hals über den Kopf den Abschied zu kriegen und par ordre de Mufti Kaufmann zu werden, das war ja unangenehm. Aber er hatte sich doch sofort wieder eine leidliche Existenz gegründet.

Ah, da kam ja ein anderes Opfer ihrer sieghaften Unwiderstehlichkeit: Elimar Schott! Dieser Amtsrichter war noch ein Mann, das mußte sie sagen! Wie tapfer und schneidig hatte sich der in sein peinvolles Schicksal gefunden! Ein kurzes höfliches Wort, und die Sache war abgethan ... „Erlassen Sie mir das Nähere — und bewahren Sie mir Ihre schätzbare Freundschaft!“ Im Anfang schien er ein wenig pikiert: „Es war von jeher mein Grundsatz, mich den Leuten nicht aufzudrängen. Möchten Sie Ihren Entschluß niemals bereuen!“ Dann aber hatte er gute Miene zum bösen Spiel gemacht, auffällig gute Miene, und nach wie vor in angemessenen Zwischenräumen auf Droßhaida verkehrt, so daß Eva sich beinah ein bißchen über die Kaltblütigkeit des Verschmähten ärgerte.

Nachdem Elimar Schott der jungen Schloßherrin voll Ehrerbietung die Hand geküßt und ihrem Ehegemahl mit vornehmer Freundschaftlichkeit zugenickt hatte, wandte er sich zu Gertrud, die heute zum erstenmal ein vollständig langes Kleid trug. Das gute Kind machte in seiner Fülle und Üppigkeit wirklich einen fast frauenhafteren Eindruck als Eva. Die schweren Zöpfe lagen ihr kronenartig über der schönen Stirn. Sie glühte vor Lebenslust. „Ein prächtiges Ding,“ dachte der Amtsrichter. „Allerdings im Salon nicht annähernd so famos repräsentierend wie ihre Schwester: aber ganz außerordentlich hübsch!“

Die hochrot gekleidete Dienerschaft reichte jetzt Thee und Gebäck herum. Gleichzeitig erschollen vom Hof her die brausenden Klänge eines französischen Marsches. In zwanzig Minuten sollte die Polonaise beginnen.

Da kam Roderich Löhr an der Seite eines wohlgewachsenen, etwas verlegenen Mannes auf die Schloßherrin zu.

„Erlaube mir, liebste Eva, daß ich Herrn Konrad Storm mit dir bekannt mache, — den ausgezeichneten Künstler, der uns den Saal drüben gemalt hat.“

Konrad Storm war zur „Einweihung“ seiner Fresken eigens herübergekommen, nicht ohne die stille Hoffnung, von einem der zahlreichen Gutsherren, die er da treffen würde, mit einem ähnlichen Auftrag beehrt zu werden. Denn in der Hauptstadt, leider, hatte bis jetzt sein Weizen nicht blühen wollen. Das Honorar, das er von Löhr für die Saaldecke empfangen, war so ziemlich zur Tilgung schwer drückender Schulden verbraucht worden, und die fertigen Staffeleibilder gingen und gingen nicht. Marianne Simonis wäre verzweifelt, wenn sie sich insgeheim nicht gesagt hätte: „Wozu große Bilder in Öl klecksen, wenn man auf anderem Gebiet etwas Bescheidenes, aber Solides zu stande bringt? Ich will meinen starrköpfigen Bräutigam schon herumkriegen!“

Eva sprach ihre Freude darüber aus, dem jungen Meister für seine farbensprühende Großthat persönlich danken zu dürfen.

„Wirklich, höchst originell! Vielleicht ein bißchen zu kühn für die Mitwelt, — aber ein unverwüstlicher Grundstein Ihres zukünftigen Ruhmes ...“

Konrad Storm war eigentlich gegen Roderich Löhr und Eva stark voreingenommen gewesen. Er hatte das dunkle Gefühl, als sei der ersten Frau Löhr, die ihn damals so mild und freundlich empfangen hatte, bitter unrecht geschehen. Trotzdem war er jetzt nicht im stande, sich dem berückenden Eindruck dieser Schönheit und Grazie, noch dazu, da sie ihm schmeichelte, ganz zu entziehen. Mit Wonne sog er den Liebreiz der strahlenden Augen, der jugendlich-zarten Gestalt, der holden Gebärden ein. Er schwelgte — und Eva konstatierte das mit großer Genugthuung.

Der Regimentskommandeur holte jetzt Eva zur Polonaise. Roderich Löhr führte in stiller Dankbarkeit seine Schwiegermama; der Amtsrichter Fräulein Gertrud. Während man so durch den abendlich schimmernden Park schritt, wurden im Ballsaal die Kerzen der Wand- und Kronleuchter angezündet. Nach zwanzig Minuten kehrte man nochmals in die Empfangsräume zurück und verteilte sich da in zwanglose Gruppen. Es gab als kühlendes Intermezzo Orangenwasser und einen leichten Champagner.

Eva hatte sich unterdes mit ihrer Zofe Jeanneton für ein paar Augenblicke zurückgezogen und den neuen Brillantschmuck angelegt. Dieser Gedanke war ihr gekommen, als sie bemerkt hatte, daß die Gattin des Kommandeurs mit ihrer kostbaren Rivière die allgemeinste Aufmerksamkeit erweckte. Ursprünglich hatte sich Eva mit einer Purpurrose im Haar und einer mattgoldenen Armspange begnügt. Jetzt aber kam ihr diese schlicht-vornehme Einfachheit doch zu bescheiden vor. Sie ertrug es nur widerwillig, daß man auf irgend einem Gebiet sie in Schatten stellte.

„Nun?" fragte sie lächelnd, als die französische Puppe drei Schritte von ihr entfernt Stellung nahm, um den Effekt zu prüfen.

„Oh, Madame!" stotterte Jeanneton. „C'est pour en mourir!"

Als Eva zurückkam, hatte Frau Neythorff den Saal schon öffnen lassen. In breiten Kolonnen strömte man durch die gewaltige Zimmerflucht nach dem Westflügel. Die Musik spielte den Donauwalzer. Der erste Empfangsraum war bereits leer. Doch nein: dort in der Fensternische, die hohe Stirn wider die Scheiben gepreßt, stand einsam der junge Schöpfer des neuen Deckengemäldes. Er hatte urplötzlich Heimweh bekommen nach seiner schwarzlockigen kleinen Marianne. Der weich verdämmernde Tag war so himmlisch! Um diese Zeit wäre sie mit ihm hinausgeschlendert ins Grüne, und hätte ihm vorgeplaudert, wie gut sie's hatten und wie doch die Erde so schön sei. Hier das Geräusch und das bunte Gewimmel erdrückte ihn fast ...

„Aber Herr Storm," rief ihm die junge Schloßherrin zu, „was machen Sie denn? Sie träumen da! Wollen Sie nicht Ihren ersten großen Triumph erleben? Jetzt, ehe der Tanz beginnt, wird sich doch alles in Ihre Bilder vertiefen! Kommen Sie her! Geben Sie mir den Arm!"

Konrad Storm hatte sich bei den ersten Worten schon umgedreht. Da stand sie vor ihm in all' ihrer lockenden Herrlichkeit. Obgleich es schon dämmerte, funkelten ihre zahllosen Edelsteine doch in tausend gedämpften Blitzen. Es sah aus, wie das Taugeschmeide einer mondlichtbeglänzten Elfe.

Verwirrt stammelte er ein Wort des Dankes und der Entschuldigung. Ihr goldenes Kleid rauschte. Mit unnachahmlicher Grazie rollte sie ihren Fächer auf und nahm seinen Arm.

„Wir sind die letzten," sagte sie schalkhaft. „Merkwürdig: die Hausfrau — und der begnadete Künstler, der ihr das Heim so wunderherrlich geschmückt hat."

Über die Schwelle des Saales tretend, wollte sich Storm beurlauben. Er hielt es für unbescheiden, die Allbegehrte und Allbewunderte länger in Anspruch zu nehmen. Sie aber ließ ihn vorerst nicht los.

„Führen Sie mich! Erklären Sie mir ein bißchen, was mir in Ihrer schwer wiegenden Komposition noch dunkel ist."

So schritt er mit Eva dahin, glücklich in dem Bewußtsein, daß hier sein Künstlertum endlich anerkannt wurde. Die unmittelbare Nähe der schönen, sinnbethörenden Frau wirkte auf seine Stimmung wie feuriger Wein. Er hörte nicht, daß der Freiherr von Riddaghausen die Frage that: „Was stellt die Geschichte denn eigentlich vor? Ein Fruchtstück? Was?" Auch die unangenehme Bemerkung des Amtsrichters und die scharfe Kritik des Obersts, der ein leidlicher Kunstkenner war und bei solchen Gelegenheiten kein Blatt vor den Mund nahm, entgingen ihm vollständig. Er spürte den Boden kaum. Leicht, beinahe körperlos schwebte er über das glatte Parkett, als zähle er zu den jauchzenden Gruppen seiner lichtfrohen, meer-umsprudelten Götter da droben.

Siebzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen um zehn, während noch Roderich schlief, stand Eva geräuschlos auf und begab sich ins Ankleidezimmer. Man war erst gegen halb fünf zur Ruhe gekommen. Die kleine Französin Jeanneton blickte ganz übernächtig aus ihren schwarzbraunen Augen; sie hatte von der Tribüne aus zugesehn bis zuletzt, und war schon um acht wieder fix und fertig gewesen, da ihre Herrin gerade nach solchen Tanznächten manchmal sehr frühzeitig Toilette machte.

„Hat Herr Storm schon ein Lebenszeichen von sich gegeben?" fragte Eva nach einer Weile.

„Herr Storm? Ach ja! Das hab' ich

ja ganz vergessen. Herr Storm läßt grüßen. Er hat einen Brief für die gnädige Frau dagelassen ...“

Sie griff ins Mieder.

„Wieso: läßt grüßen?“

„Nun, er ist abgereist.“

„Unsinn! Er wollte doch heut' meine Skizzen ansehen!“

„Vielleicht eine plötzliche Abhaltung ...“

Eva riß das Couvert auf. Wahrhaftig! Da las sie es schwarz auf weiß! Er dankte in den verbindlichsten Ausdrücken, — aber es ging nicht anders. Gestern in seiner freudigen Aufregung hatte er ganz übersehen, daß eine dringende Arbeit seine sofortige Rückkehr heischte ...

Zu dumm! Das alles klang so geschraubt, so gekünstelt. Kein Zweifel, Herr Konrad Storm log. Eva ahnte zwar nicht den wahren Beweggrund dieser fluchtähnlichen Abreise — die Angst nämlich vor dem bethörenden Lied der Sirene — aber sie fühlte: die dringende Arbeit, die da so plötzlich auftauchte, war ein ganz nichtiger Vorwand. Der Undankbare! Sie hatte ihn gestern doch geradezu großartig lanciert. Alle Welt mußte sich auf Kommando die Hälse verrenken und voll Andacht emporstarren in dies unfertige Gliedergewimmel und Wogengesprudel! Und zweimal hatte sie mit dem albernen Ultramarin-Verschwender getanzt! Sage zweimal, — inmitten der Sturmflut werbender Kavaliere! Weiß Gott, sie hätte was Besseres thun sollen, als dem unhöflichen Taugenichts die zwei Nummern geflissentlich aufzuheben!

Eva legte den Brief nachlässig auf den Spiegeltisch und sagte nur: „Schade.“ Ein Hauch von Erbitterung glitt entstellend über ihr Antlitz. Dann zuckte sie leise die Schultern und schlüpfte behaglich in ihren blauseidenen Morgenrock.

Als Eva das Frühstückszimmer betrat, fand sie bereits ihre Mutter vor dem dampfenden Theewasser. Frau Neythorff trug eine sandfarbige Hausrobe und ein zierliches Spitzenhäubchen. Sie war schon vollständig geschminkt.

„Guten Morgen, Mama!“

„Guten Morgen, mein Herz! Wie hast du geruht? Aber was frag' ich noch! Du siehst wieder aus —: die reine Moosrose im Tau!“

„Ich kann dir das Kompliment zurückgeben! Wirklich, Mama! Weißt du, daß uns Herr Storm für Schwestern hielt?“

„Der arme Mensch ist wohl kurzsichtig?“

„Nein, nein! Aber du hast eine Art ...!“

„Es war einmal!“ nickte Frau Neythorff bedeutsam. „Vor zwanzig Jahren — da haben die Künstler förmlich darum gestartet, eine Sitzung von mir zu bekommen! Dann aber, wie das so geht ... Wenn man erst ein paar Kinder hat ... Du glaubst nicht, wie das die Frauen mitnimmt ...“

Eva goß schweigend das Theewasser auf.

„Ich will dir wünschen,“ fuhr die eitle Mama fort, „daß du wenigstens für die ersten paar Jahre verschont bleibst. Ein Wesen wie du, zum Lebensgenuß, zum Herrschen und Glänzen und Schönsein geboren ... Es wäre ein Jammer!“

„Hoffen wir also das Beste! Aber wo bleibt nur Helka? Die war doch sonst nicht so spät?“

„Gott weiß, was die treibt!“ sagte Frau Neythorff. „Vielleicht ist sie längst auf und rennt nur im Park herum. Oder sie schreibt achtseitige Briefe an ihren Vikar. Es ist ein Kreuz mit dem Mädchen! Diese Romantik, diese Gefühlsduselei! Und der Vikar ist doch einfach ein Scheusal!“

„Na, schön ist er nicht ... Aber ein Scheusal — das ist wohl zu viel gesagt. Übrigens war das ja gestern ordentlich komisch, wie Helka die Flügel hing, als ihr treuliebender Hans schon um elf Abschied nahm. Verlaß dich darauf, das wird eine Musterehe!“

Der wackere Prasch, tadellos pomadisiert und ganz in feierlich-schwarzem Tuchkostüm, brachte jetzt Eier und kalte Küche, setzte die Schüsseln mit großer Gewandtheit auf die geblümte Damastdecke und entfernte sich dann, rhythmisch den Kopf wiegend. Er stand nämlich unter dem Bann einer Polka, die gestern zweimal gespielt worden war und ihn dergestalt elektrisiert hatte, daß er den Ernst seiner Stellung als gutsherrlicher Diener völlig vergessen und im Korridor mit dem Hausmädchen Lina heimlich getanzt hatte.

„Ein kurioser Mensch!“ sagte Frau Neythorff, ihm nachblickend. „Auch noch so ein Überrest aus der Vergangenheit! Ich glaube, er wird nicht lange hier gut thun ...“

Eva zuckte die Achseln.

„Roderich hält große Stücke auf ihn.“

„Roderich!“ wiederholte Frau Neythorff geringschätzig.

Dann fügte sie halblaut hinzu: „Um von was anderem zu reden: hast du mit deinem Mann gesprochen ...?“

„Noch nicht. Er war beim Zubettgehen todmüde ... Ich glaube, der schwere Champagner ... Aber verlaß dich darauf: heute noch bring' ich die Sache in Ordnung.“

„Schön. Ich danke dir. Ach, Eva, du bist und bleibst doch das klügste und beste von all meinen Kindern! Wenn ich mir vorstelle, was ich mit Helka für Scenen gehabt habe ...“

„Denke nicht weiter daran! Sie hat's nicht so böse gemeint. Jeder ist, wie er ist. Es muß auch Mädels geben, wie Helka. Nimmst du von diesem Rauchfleisch?“

Frau Neythorff bediente sich. Ihre gerunzelte Stirn war wieder glatt geworden.

Jetzt kam Roderich. Wie immer bemüht, auf seine liebreizende Eva den günstigsten Eindruck zu machen, hatte er sich in ein flottes Gigerl-Habit geworfen und eine Rose ins Knopfloch gesteckt. Die Krawatte, die seine Brust überflutete, war dem allezeit stilvollen Amtsrichter Elimar Schott abgelauscht. Die Füße steckten in hocheleganten Lackstiefeln.

„Ah, da bist du ja!“ sagte die junge Frau und ging ihm zwei Schritte entgegen. „Ich dachte nicht, daß du so bald schon kommen würdest. Sonst hätt' ich gewartet.“

„Aber ich bitte recht sehr,“ lächelte Roderich. Er küßte sie väterlich auf die Stirn. Mehr wagte er nicht, wenn die Mama dabei war. Hiernach führte er die blaugeäderte Hand Lauras ehrfurchtsvoll an die Lippen, erkundigte sich nach Dero Befinden und setzte sich.

Das Gespräch drehte sich, wie begreiflich, zunächst um das gestrige Ballfest. Eva hatte Triumphe gefeiert — es überstieg jede Beschreibung! Frau Neythorff konnte sich gar nicht genug thun im Hervorheben charakteristischer Einzelheiten. Der Brenkwitzer Regimentskommandeur war ihr ja fast eine halbe Stunde lang nicht von der Seite gewichen! Der Freiherr von Riddaghausen, der beim Souper ihr Tischherr gewesen, hatte nachher auf der Heimfahrt zweifellos eine Eifersuchtsscene mit der Baronin gehabt. Von den jüngeren Kavalieren nun ganz zu geschweigen.

„Übrigens: weißt du auch, daß dieser Maler, der Storm, rein weg von dir ist? Bei der Lancier-Quadrille hat er dich angestarrt, daß es schon nicht mehr ganz comme il faut war. Künstlern hält man ja manches zu gute. Na, wie gesagt, lieber Sohn, du kannst dich beglückwünschen. Ich bin zwar die Mutter ...“

„Aber Mama, ich bitte dich!“ fiel Eva ihr in die Rede. „Du bringst mich ja noch in Verlegenheit.“

Roderich nickte. „Ja, ja, du warst über die Maßen schön!“ Er rührte bedächtig in seiner Tasse. Bei den Worten der Schwiegermama hatte sich wieder ein Mißgefühl bei ihm eingestellt, das ihn schon gestern während des Festes heimgesucht hatte. Evas Triumphe! Allmählich dünkte es ihm doch etwas schwer, dieser ewig flatternden, ewig zwitschernden Turmschwalbe auf ihrem Fluge zu folgen. Der heimliche Drang nach der bläulich verschwimmenden Ferne, nach Märchenschlössern und Feengestalten, nach Glanz und Prunk und lauter Geselligkeit war bei ihm längst schon ersättigt. Acht oder vierzehn Tage lang ließ man sich diesen wirbelnden Rausch ja gefallen: dann aber stellte sich doch ein Bedürfnis nach Ruhe ein, das Frau Neythorff und Eva merkwürdigerweise gar nicht zu teilen schienen. Und noch etwas kränkte ihn. Dieses hold-wonnige Antlitz, das doch eigentlich nur für ihn leuchten und blühen sollte, war bei dem gegenwärtigen Lauf der Dinge so zu sagen die Lichtquelle für alle Welt. Welch ein Recht hatten die frembesten Lieutenants der Brenkwitzer Garnison, sich ganz ebenso an dem Strahl dieser Blicke zu sonnen wie er, der Ehegemahl, der sie von Gottes und Rechts wegen besaß? Nun, der Taumel würde ja hoffentlich doch mit der Zeit einmal nachlassen!

Der Diener kam und brachte die Post. Einer der Umschläge enthielt einen lithographierten Karton:

„Die Geburt einer Tochter zeigen hocherfreut an

Oberförster Max Wernick und Frau.“

Roderich hielt seiner Eva das Blatt hin und sagte verlegen: „Da, lies mal! Da wird sich Frau Wernick freuen! Ein kleines Mädchen! Das war ja ihr sehnlichster Wunsch!“

„Na ja, da wirst du wohl Pate werden,“ meinte Frau Neythorff. „Und der Herr Oberförster ist ja nun wirklich entschuldigt. Ich dachte, die Absage gestern wäre nur eine Art Demonstration gewesen.“

„Wieso?“

„Nun, frühere Beziehungen ... Ich weiß ja noch immer nicht, ob meine Tochter im Forsthaus zu Riddaghausen Gnade gefunden hat.“

„Aber Mama!“ stammelte Roderich. „Siehst du, es ist ja wahr, mein alter Freund ...“

Er unterbrach sich. Er wollte nicht sagen: „Mein alter Freund hat für Alwine lebhafte Sympathie gehabt!“ Und noch weniger wollte er offenbaren, daß Wernick ihm während der Zeit seiner heimlichen Brautschaft einige Male derb seine Mißbilligung kund gegeben. „Du,“ hatte Max Wernick gesagt, „nimm dich in acht! Man läßt eine Frau, mit der man zwölf Jahre lang glücklich verheiratet war, nicht um ein hübsches Lärvchen so kurzer Hand schießen! Das ist ebenso dumm wie nichtsnutzig! Geh, geh! Mir machst du kein X für ein U vor!“ Später hatte dann Wernick freilich erklärt: „Mach', was du willst! Mich geht ja die ganze Geschichte nichts an, und für Alwine ist's noch am Ende ein Glück, wenn sie dich los ist.“ Und Roderich hatte dann auch mit seiner jungen Frau im Forsthaus zu Riddaghausen einen Besuch gemacht, den die Wernicks nach einigen Tagen erwidert hatten. Dennoch lag etwas wie ein Schatten über dem ganzen Verhältnis. Eva und Grete betrachteten einander augenscheinlich mit einem starken Vorurteil, und wenn auch die weltkluge Eva derartige Schwierigkeiten leicht überwand, so war doch die urwüchsige Grete nicht die Frau danach, eine ihr unsympathische Dame sonderlich warm zu bekomplimentieren.

Eva schlüpfte jetzt mit einer schalkhaften Bemerkung über das Peinliche der Situation hinweg. Sie goß ihrem Gemahl etwas Arak ein, butterte ihm eigenhändig die Semmel und klopfte ihm dann vertraulich die Wange. Das half. Die Erinnerung an Alwine hatte zwar auf Minuten die Mißstimmung Roderichs noch gesteigert. Dann aber fiel ihm bei dem Gedanken an Riddaghausen die qualvolle Zerrissenheit jenes Sonntag-Nachmittags ein und die maßlose Sehnsucht nach Eva. Der Gegensatz überwältigte ihn. Jetzt war er am Ziel seiner Wünsche, ein glücklicher, ein beneidenswürdiger Mensch! Er warf der entzückenden jungen Frau einen dankbaren Blick zu, ergriff ihre weiße Hand und küßte sie leidenschaftlich.

Diesen Moment benutzte Frau Neythorff, um sich, wie jemand, der etwas holen will, plötzlich von ihrem Stuhl zu erheben und die beiden allein zu lassen.

„Roderich,“ sagte Eva, als sich die Thür hinter Mama geschlossen hatte, „willst du mir einen rechten Gefallen thun?“

„Fragst du noch? Thu' ich nicht alles, was ich dir an den Augen absehe?“

„Freilich. Aber es giebt doch Dinge ... Ich möchte nicht, daß du böse würdest!“

„Eva, mein Liebling!“

Es berührte ihn ordentlich komisch, daß sie voraussetzte, er könne über irgend ein Verlangen von ihr böse werden.

„Na ja,“ fuhr Eva fort, „es ist ja im Grunde auch gar nichts so Großes. Es handelt sich um ein paar tausend Mark. Du weißt, Papa hat in den letzten Jahren etwas tollkühn gewirtschaftet. Dazu kommt nun die Ausstattung ...“

„Aber Eva!“ erklang jetzt die Stimme der Mutter, die, ein Buch in der Hand, wieder ins Zimmer trat. „Was muß ich da hören? Wie unrecht, daß du hier deinen Mann mit so was belästigst!“

„Ich dachte, Mama ...“ flüsterte Eva mit gut gespielter Verlegenheit.

„Nein, das gehört sich nicht! Es ist ja wahr, vor meinem Sohn brauch' ich wohl kein Geheimnis zu haben. Dein Vater hat sich verschiedentlich engagiert ... Immerhin geht das nur uns an ...“

„Du erlaubst, Mama,“ sagte Roderich lebhaft, daß ich hier anderer Ansicht bin. „Meines Erachtens hat Eva durchaus korrekt gehandelt. Eure Angehörigen sind auch die meinen.“

„Ja, ja,“ wehrte Frau Neythorff. „Aber mir ist das peinlich.“

„Ach, peinlich!“ versetzte Eva. „Unter so nahen Verwandten! Du bist komisch, Mama! Im Gegenteil! Es wäre peinlich für Roderich, wolltest du dich wegen der Kleinigkeit irgend wo anders hinwenden.“

„Wie hoch beläuft sich denn die Verbindlichkeit?“ fragte der Schwiegersohn.

„Gott, es ist ja nicht gerade die Welt! Zehntausend Mark am vierzehnten Juli, — und dann fünf oder sechs Wochen später noch fünfzehntausend! Doch, wie gesagt ...“

Roderich ergriff ihre Hand.

„Es macht mir die größte Freude, Mama, euch, den Eltern meiner geliebten Eva, gefällig zu sein. Also gestatte mir ...“

„Na, wie du willst! Auf Evas Verantwortung hin! Wenn du denn aber doch mal dabei bist und es vermeiden möchtest, daß ich den altbewährten Freund unseres Hauses, den Amtsrichter Schott, ins Vertrauen ziehe ...“

„Nein, nein! Das hätte durchaus keinen Zweck.“

„Dann wär' ich dir also dankbar, wenn du mir außer den fünfundzwanzigtausend Mark noch den Betrag eines Wechsels zur Disposition stellen wolltest, der in acht Tagen gedeckt werden muß. Offen gestanden, bin ich ja lieber die Schuldnerin meines Schwiegersohnes, als die eines Fremden.“

„Kein Wort mehr darüber, liebste Mama! Auf welchen Betrag lautet der Wechsel?“

„Auf sechstausend Mark! Es kommt das zufällig jetzt alles zusammen ...“

„Fünfundzwanzigtausend und sechstausend macht einunddreißigtausend,“ rechnete Roderich. „Noch heute schreib' ich an meinen Bankier.“

„Sehr liebenswürdig,“ versetzte Frau Neythorff leichthin. „Was die Rückzahlung betrifft ...“

„O, das hat gar keine Eile! Das Geld bleibt ja in der Familie!“

Er sah auf die Uhr.

„Wenn ich jetzt gleich schreibe, geht der Brief noch mit der nächsten Abholung fort. Spätestens Freitag ist dann das Geld hier. Also — auf Wiedersehen!“

Er nickte der vornehmen Schwiegermama gutmütig zu, strich seiner Frau mit scheuer Zärtlichkeit über das reizend gewellte Haar und ging.

Frau Neythorff hob ihr langstieliges Perlmutter-Lorgnon und schaute ihm lächelnd nach.

„Er ist wirklich so übel nicht, dein Roderich,“ sagte sie, als sich die Thür geschlossen hatte. „Ein bißchen derb und ein bißchen schwerfällig, aber ein lenkbarer, intelligenter Mensch. Du lieber Gott, man kann ja nicht alles auf einmal haben!“

Achtzehntes Kapitel.

Das freundliche Dachstübchen vor dem Ranstädter Neuthor sog mit Behagen die goldhelle Sonne des warmen Septembertags ein. Bei dem geöffneten Fenster, wo die Levkojen dufteten, saß im weißen Batistkleid Marianne Simonis, die kleine Putzmacherin, und flickte eifrig an ihrem Handschuh. Die alte Schwarzwälder Uhr über der alten graulackierten Kommode schlug gerade halb vier. Da steckte ein altes runzliges Weiblein, das zu Kommode und Uhr paßte, ihren zahnlosen Kopf durch den Thürspalt und fragte zutraulich grinsend:

„Nun, Fräulein? Wollen Sie heute denn gar nicht hinaus in die prächtige Gotteswelt?“

„Ah, Frau Senkblei!“ nickte Marianne freundlich. „Bitte, treten Sie ein! Wie Sie ja sehen, bin ich schon ganz in Gala. Nur die Handschuhe müssen noch erst in stand gesetzt werden; die sind leider recht abgängig. Aber ich dachte, ein bißchen Zwirn thut's noch. So ein Paar Handschuh, das reißt doch allemal gleich ein tüchtiges Loch in die Kasse.“

„Und ob!“ sagte Frau Senkblei. „Ich für mein Teil schenk' sie mir lange schon.“

„Na ja, Sie! Aber in meinem Alter! Und noch dazu, wo ich einen so hübschen Bräutigam habe.“

„Ja, hübsch ist er. Alles, was wahr ist ...“

„Wunderhübsch! Und so gut! Wissen Sie auch, daß wir vielleicht schon Anfang April heiraten?“

„Wahrhaftig?“

„Wenn nichts dazwischen kömmt.“

„Gott soll's behüten! Freilich, wenn ich bedenke, daß Sie dann wegziehen, und ich sitze dann hier und seh' meine liebe Marianne im Leben nicht wieder ...“

Marianne Simonis war jetzt mit ihrer Handschuh-Flickerei fertig geworden. Sie trat vor die alte Frau hin und legte ihr beide Hände übermütig auf die gebeugten Schultern.

„Sie liebe, gute, dumme Frau Senkblei! Wo steht's denn geschrieben, daß wir uns nicht mehr sehn sollen, wenn ich verheiratet bin? Erst recht! Sie müssen dann jeden Sonntag bei uns zu Mittag essen!"

„Da wird wohl der Herr Gemahl sich bedanken. So eine alte einfache Frau, die sich mit ihrem bissel Vermieten grad' über Wasser hält! Nee, nee! Da sind so die vornehmen Herrschaften mehrstenteils eklig."

„Ach was! Mein Konrad — der pfeift darauf. Der fragt nur, ob die Leute nett sind und gutherzig. Was denken Sie wohl? Der könnte doch gleich eine Gräfin haben, oder die Tochter eines reichen Bankiers! An jedem Finger zwei Dutzend. Jawohl! Statt dessen nimmt er die kleine Marianne, die arme Putzmacherin, die fünf Treppen hoch wohnt und sich Tag und Nacht abschinden muß!"

„Na ja! Das ist nun was anderes. Er hat Sie halt lieb, und Sie sind ja auch hübsch und jung, und ... und ... Aber was ich doch sagen wollte: das Wetter ist wundervoll ... Das Herz geht einem ordentlich auf. Da könnten Sie Schicht machen."

Marianne wies auf die alte Kommode, wo ihre Nachmittagsarbeit sauber verpackt im Karton lag.

„Das hab' ich schon längst gethan," versetzte sie, tief atmend. „Ich warte nur noch auf Konrad Storm. Heute holt er mich nämlich ab. Er wußte nicht, wann er mit seiner Gleißbach fertig würde ..."

„Gleißbach! Wieso?"

„Nun ja, er malt doch jetzt immer die Gleißbach. Ein Stückchen Wasser, ein bißchen Erlengesträuch, ein bißchen Abendrot und vorne ein Baumstrunk. Und weil so das rasche und feste Drauflosghauen Mode ist, macht er das wie ein Donnerwetter. Und er verdient auch ganz hübsch damit."

„Ach was?"

„Jawohl. Die Kunst geht nach Brot, sagt er. Ab und zu möcht' er wohl auch mal was Besseres machen. Aber das muß er einstweilen aufstecken, weil wir doch heiraten wollen, und Plühr, der Kunsthändler, immer wieder die Gleißbach verlangt."

„Sieh mal! Die Gleißbach! Ich wußte gar nicht, daß die so schön ist ..."

„Für den Maler ist alles schön. Da kommt's nur auf die Farben an. Na, und die Farben, die schmeißt er so hin: klatsch, klatsch, und wenn's dann ein bißchen zu rot ist oder zu grün, das schadet nicht viel. Er sagt dann einfach: Ich sehe das so. Und damit holla! Es giebt Künstler, Frau Senkblei, die sehen den Himmel schwarz und die Wiesen blau und die Menschengesichter spinatgrün. Ja und die machen die besten Geschäfte ..."

„Davon verstehe ich nichts. Schade nur, daß sich das heute so trifft mit der Gleißbach, wo doch das Wetter so schön ist und Sie wirklich ein bißchen zuviel geschafft haben all' die Monate her."

„Pah! Ich bin jung und gesund. Und ich weiß ja doch auch, Gott sei Dank, wofür ich mich abschanze. Wenn wir erst Mann und Frau sind ... Übrigens: Kommt da nicht jemand die Treppe herauf?"

„Nee, nee! Das ist drüben der Schneider. Der geht jetzt zu Biere und da hängt er den Stubenschlüssel neben das Tellerbrett. Na, nicht wahr, nun werden Sie doch halt ungeduldig? Wissen Sie was? Kommen Sie 'rüber und trinken Sie ganz gemütlich ein Schälchen Kaffee mit mir. Ich bin so wie so allein heute. Die Fanny macht eine Landpartie — nach dem Klostergrund, was mir zu weit ist. Das Wasser kocht schon."

„Gern," versetzte Marianne. „Ein Schälchen Kaffee, da sag' ich im Leben nicht Nein. Und ich habe auch Durst."

Die zwei begaben sich nun in das querüber liegende Eckzimmer, das noch kleiner und dürftiger war, als die Stube Mariannens. Frau Senkblei goß auf, rückte die Tassen zurecht und holte aus ihrem Wandschrank einen mandelbestreuten Napfkuchen.

„Ei, ei!" sagte Marianne. „Sie treiben's ja toll, Frau Senkblei."

Die Alte lächelte.

„Nicht so schlimm! Den hat mir die Bäckermeisterin Brandt geschenkt, wo ich mit aufwasche. ‚Da, alte Senkbleien,' hat sie gesagt, ‚essen Sie den hübsch morgen zu

Ihrem Sonntag-Nachmittagskaffee!' Weil nämlich heut' ihr Geburtstag ist."

„Warten Sie, Mutterl," erbot sich Marianne, „ich mach' Ihnen das!"

Sie schob ihre Tasse hinweg, nahm das altfränkische Messer und legte mit sicherer Gewandtheit vor.

„Nee, nee," sagte Frau Senkblei, „wie schön Sie das können! Ein Stückel wie's andre; so sauber und accurat! Bei mir zittert's schon immer. Na ja, wenn man schon eine Enkelin hat wie die Fanny — achtzehn Jahre — da hat man das Recht, schon ein bißchen pumplig zu sein. Nee, nee, ist der aber gut!"

Und sie malmte mit ihren zahnlosen Kiefern tüchtig darauf los, während Marianne die Tassen füllte und dann flott und keck mit ihren blitzblanken Zähnchen ihr Stück anbiß.

„Zucker — den hab' ich mir abgewöhnt," meinte Frau Senkblei entschuldigend.

„Ich längst!" gab Marianne zurück. „Wer den Heller nicht ehrt, ist den Gulden nicht wert. Ich hab' mir's ausgerechnet: der Zucker macht in der Woche zwanzig Pfennige; im Jahr also über zehn Mark. Die kann ich besser verwenden ... Aber nein, da schlägt es schon vier, und mein Konrad ist noch immer nicht da! Jetzt fang' ich an ängstlich zu werden. Am Ende kommt er heut' überhaupt nicht."

„Na, lieber Gott, dann gehen Sie halt ein bissel mit mir."

„Unmöglich. Warten muß ich ja doch, und wenn's halb neun wird."

„Recht so!" klang da eine vergnügte Männerstimme. „Immer hübsch treu bleiben, wenn dich die bösen Buben locken!"

Es war Konrad Storm, der diese unvermutete Glosse dazwischen warf. Die Thüre der Alten hatte die Eigentümlichkeit, dreimal in vier Fällen auch nach der sorgfältigsten Einklinkung wieder aufzuspringen. Storm war unangemeldet eingetreten und stand nun in seinem grauen Touristenanzug wie aus dem Boden getaucht vor dem Kaffeetisch.

Marianne sprang auf und hing sich stürmisch an seinen Hals, während Frau Senkblei mit offenen Kinnladen ein erschrockenes „Herr Jeses!" murmelte.

„Du bist ja heut' schrecklich spät!" sagte Marianne, mehr teilnehmend als vorwurfsvoll. „Du hast dir gewiß mal wieder zuviel gethan! Da, setz dich — Sie erlauben doch, Mutterl? — und ruh dich einen Moment aus! Bist du nun fertig mit deiner Gleitzbach?"

„Längst. Schon vor drei hab' ich's dem Plühr in die Privatwohnung gebracht. Ich weiß nicht, warum er diesmal so sehr pressiert war ..."

„Aber weshalb kommst du da erst um vier?"

„Ja, das hat seine Gründe!"

„Nun?"

„Wie ich von Plühr in die Bankstraße einbog, traf ich gar liebe Bekannte: die Wernicks aus Riddaghausen."

„Ach! Was wollen die hier?"

„Nichts. Eine Vergnügungstour. Die erste, die sie sich leisten, seit sie verheiratet sind. Übermorgen geht's weiter, ans Meer. Die wollten mich also nicht wieder los lassen. Ich sollte durchaus mit nach Oytritsch. Wir setzten uns dann wenigstens ‚für ein paar Augenblicke' ins Café Kayser und schwatzten und schwatzten, bis es noch gerade Zeit war, eine Droschke zu nehmen. Ich fuhr mit nach dem Bahnhof. Eh' ich dann ging, hab' ich den beiden versprechen müssen, daß wir um fünf nachkommen wollten. Sie möchten dich kennen lernen ..."

Marianne errötete.

„Hast du denn auch gesagt, daß ich bei Winckelmann im Geschäft bin?"

„Das wissen die längst. Warum fragst du mich das?"

„Nun, die vornehmen Damen sind mitunter ein bißchen peinlich darin. Ein Mädchen, das sich sein Brot verdient ... Und noch dazu eine Putzmacherin ..."

„Ach, Dummheit! Frau Wernick war ja die erste, die's vorschlug!"

Die alte Senkbleien hatte inzwischen ein drittes „Schälchen" geholt und es für Konrad gefüllt.

„Wenn ich so frei sein darf —" sagte sie knixend.

„Danke, danke! Mach dich nur unterdes fertig, Kind. Wir haben nicht übermäßig viel Zeit. Sonst müssen wir den schauderhaften Lokalzug benutzen, der bei jedem Krähwinkel anhält."

„O, ich brauche nur zwei Minuten!"

Marianne ging in ihr Zimmer. Als Konrad das „Schälchen" der guten Frau Senkblei geleert hatte, war seine Braut schon marschbereit. Das braune Jäckchen und der flotte, nelkengeschmückte Hut standen ihr ausgezeichnet. Man konnte Marianne Simonis, wie sie jetzt eintrat und sich die Handschuhe anzog, wirklich für eine Lady nehmen. Nur daß ihre Bewegungen hier und da etwas gar zu lebhaft und resolut waren.

Konrad Storm schaute das liebe, süße, runde Persönchen glückstrahlend an. Wie dieser üppige Mund blühte! Wie es unter den tiefschwarzen Wimpern vor Lebenslust und schalkhafter Zärtlichkeit funkelte! Mochte ihr immerhin einiges zur vollendeten Dame noch fehlen: gerade die Urwüchsigkeit und Frische des Wesens machte vielleicht ihren lockendsten Reiz aus. Konrad schwärmte dafür. Ein arbeitendes Mädchen, wenn sie sonst auf sich hielt, hatte in dieser Beziehung so vieles vor den Töchtern der sogenannten guten Gesellschaft voraus! Täglich sprach er sich das von neuem vor; mit dankbarer Seele freute er sich selbst gewisser kleiner Robustheiten. Einmal nur hatte er ganz vorübergehend ihre Kernhaftigkeit in etwas minder günstigem Lichte geschaut. Das war an dem Juni-Abend gewesen, als Eva Löhr, die blendende Schloßherrin von Gehlberg, ihn so merkwürdig bevorzugt hatte. Unter dem Zauber dieser unsagbaren Schönheit war er für Augenblicke an allem irre geworden; Marianne schien ihm plötzlich verdunkelt. Dann aber, wie er sich diesem Eindruck entzogen hatte, war ihm die ganze Geschichte sehr schnell wieder aus dem Gedächtnis gekommen; und jetzt, da sie in all ihrer Liebenswürdigkeit vor ihm stand, jung und üppig und so von Herzen aufgelegt zum Genuß ihrer harmlosen Sonntagsfreude, da gab es für Konrad Storm auf Gottes Erde kein anderes weibliches Wesen mehr als Marianne Simonis.

„Adieu, Mutterl!"

„Adieu, Frau Senkblei."

Sie hing sich an seinen Arm und drückte ihn mit der kleinen, vollen Hand so ungestüm, daß es ihn beinah schmerzte. Aber er schalt sie nicht, sondern raunte ihr zärtlich ins Ohr: „Du süßer Kerl!"

So stiegen sie, fest aneinander geschmiegt, die steile Holztreppe hinab. Frau Senkblei aber sah ihnen nach und murmelte, fast zu Thränen gerührt:

„Gott behüte die zwei! So gute Menschen! Und ein so feiner Herr! Wenn's doch die Fanny auch mal so gut kriegte!"

Dann setzte sie sich, goß sich die fünfte Tasse ein und mümmelte traumverloren am siebenten Stück ihres mandelbestreuten Napfkuchens.

Neunzehntes Kapitel.

Der Oberförster Max Wernick und seine blonde, blühende Grete mit dem vollen Gesicht und dem keck aufgeworfenen Stumpfnäschen hatten am Schalter des Nordstädter Bahnhofs zwei Billets erster Klasse gelöst.

„Verschwender!" sagte Frau Grete und kniff ihren Eheherrn strafenderweise ins Handgelenk.

„Verschwender — da hast du recht. Das will ich heut' sein. Heut' bin ich Großkapitalist. Heut' und gestern und morgen und übermorgen. Das ist doch eigentlich jetzt unsere Hochzeitsreise; denn damals, bei dem herbstlichen Hundewetter, die zwei Tage in Markau — das wirst du nicht rechnen. Na, und also . . ."

„Etwas verspätet!" lachte Frau Wernick.

„Aber deshalb nur um so schöner. Die gewöhnlichen Hochzeitsreisen sind um tausend Prozent dürftiger als ihr Ruf. Man ist abgespannt von all diesen Scherereien, von Standesamt, Trauung, Festessen und Polterabend. Die Onkels und Tanten und Schwäger und Schwägerinnen haben uns beinah' kaput gemacht. Da ist denn die Hochzeitsreise nur so eine Art Durchbrennerei. Jetzt aber — wie? das hat doch ein ganz andres Gesicht. Frisch und fidel sind wir von Haus weggefahren, und frisch und fidel wollen wir's ausnützen. Und da schöpf' ich denn mal so recht unverschämt aus dem Vollen. Hol' der Teufel die Knauserei! Wir sind Grandseigneurs. Wir schmeißen mit Hundertmarkscheinen herum, wie Rothschild und Bleichröder. Übrigens fährt man auf Hochzeitsreisen allemal erster Klasse."

Der Schaffner öffnete ein etwas bestäubtes Coupee. Wernick ließ die Fenster hinab, steckte sich eine Echt-Importierte an und sagte mit unbeschreiblichem Wohlgefühl:

„So, nun kann's losgehen."

Nach zwei Minuten erfolgte die Abfahrt. Die blonde Frau hatte sich ihrem Mann gegenüber gesetzt und schaute nun freudestrahlend bald in sein südländisch angedunkeltes Rinaldo-Gesicht, bald hinaus in die Landschaft, die gleich hinter dem Güterbahnhof die entzückendsten Bilder entfaltete. Wenigstens fand Frau Grete alles, was da vorüberglitt, Häuser, Villen, Gärten, Baumgruppen und selbst die hohen Fabrikschornsteine, ganz wundervoll. Sie hatte noch wenig gesehen. Ihr Gemüt war wie ein unbeschriebenes Blatt. Und vor allem hatte sie ja das gute Gefühl, diese großen und kleinen Herrlichkeiten mit ihm zu genießen, der ihr Höchstes auf dieser Welt war.

Der Zug hielt erst in Oytritsch. Als der Pfiff der Lokomotive erscholl und das Tempo ein wenig nachließ, sagte Wernick zu Grete: „Also es bleibt dabei. Ich warte im Bayrischen Haus. Du machst unterdes deinen Besuch, Neustraße fünf. Du kannst ja nicht fehlgehen."

„Ach, begleite mich doch! Nur bis ans Haus, mein' ich."

„Nein, Kind. Das Städtchen ist klein. Der Zufall könnte dann doch wollen, daß ich ihr just in den Weg liefe. Und das möchte der armen Frau peinlich sein. Du weißt, sie hält mich für den geschworensten Intimus Roderichs. Nach solchen Erlebnissen sieht man die Zeugen einer besseren Vergangenheit nicht gern wieder."

„Zu diesen Zeugen gehör' ich doch gleichfalls."

„Ja. Aber das ist was anderes. Zu dir hat sie von Anfang an großes Vertrauen gehabt. Auch hast du ihr damals den Brief geschrieben und herzhaft Partei für sie genommen ... Wenn sie dir auch zur Antwort gab, du thätest der Neythorff unrecht: im Herzen hat ihr das doch kolossal wohlgethan ..."

„Ich dächte, Alwine sei auch dir gegenüber immer sehr nett gewesen."

„Das bestreite ich nicht. Trotzdem ... Na, du verstehst mich. Also: du gehst allein. Übrigens muß ich doch auch zur Stelle sein, wenn Konrad mit seiner Braut kömmt."

Nun stieg man aus. Am Ende der schmalen Pappelallee bog Wernick links in den Wirtsgarten des Bayrischen Hauses ab, wo es von Gästen aller Art ziemlich belebt war. Grete dagegen klappte ihr hellrotes Schirmchen auf, raffte ihr sandfarbiges Kleid und stiefelte rasch bergauf in das Städtchen hinein. Sie wußte auf Grund des Planes, den sie im Bädecker eifrig studiert hatte, ungefähr schon die Richtung. Am Schloßberg fragte sie. Nach fünfzehn Minuten stand sie vor einer hübschen geräumigen Villa, deren Thorpfosten ein blinkendes Messingschild mit der Aufschrift trug: Alwine Löhr. Haushaltungsschule für Töchter gebildeter Stände.

Sie zog die Klingel. Hinten im Garten, wo Lawn-Tennis gespielt wurde, liefen fünf oder sechs hellgekleidete Backfische neugierig zusammen. Aus der Seitenthür kam ein rundliches Dienstmädchen. Richtig! Das war ja die Gostritzer Anna mit den rotschwellenden Lippen und den hübschen Vergißmeinnichtaugen.

„Kann ich Frau Löhr sprechen?" fragte Frau Wernick errötend.

„Ich glaube, ja. Darf ich die gnädige Frau bitten ...?"

Grete Wernick trat näher. Ihre nagelneuen Reisestiefeletten klappten lustig auf den harten Basaltplatten. Durch ein luftiges Treppenhaus ging's nach dem Korridor. Die Gostritzer Anna öffnete links ein geschmackvoll eingerichtetes Wartezimmer.

„Wollen die gnädige Frau einstweilen hier Platz nehmen?"

Nach zwei Minuten erschien Alwine. Grete Wernick erschrak: so bleich und abgehärmt sah die arme Dulderin aus, trotz der Milde und Freundlichkeit, die so warm ihren guten, sanftschönen Augen entstrahlte. Und wie sie jetzt der blühenden Gattin des Oberförsters in stummer Verwirrung beide Hände entgegenstreckte, da stürzte ihr unwillkürlich ein Strom von Thränen über das Angesicht und aus der freundschaftlichen Begrüßung ward eine krampfende, schluchzende, wilde Umarmung.

„Aber Sie Liebste, Beste," stammelte Grete, der bei diesem erschütternden Ausbruch des Schmerzes selber die Augen feucht wurden, „hätt' ich geahnt ... Kommen Sie her, beruhigen Sie sich ...! Ich mein' es so gut mit Ihnen! Nein, wirklich, das ist ja furchtbar! Sie dürfen sich nicht so auf-

regen! Sie werden ja krank! Und ich dachte — nach Ihren Briefen — Sie hätten das gar nicht so schwer genommen ..."

„O Gott!" stöhnte Alwine.

„Hier, setzen Sie sich!" fuhr die liebreiche Grete fort. „Wenn Sie's erleichtert, gut, so weinen Sie nur! So! Legen Sie Ihren Kopf recht fest hier an meine Schulter! Sie armes, armes Ding! Ach, ich heule ja gleich mit!"

Alwine hob ihr thränenbeströmtes Antlitz, schaute die gute Grete dankerfüllt an und versuchte zu lächeln. Dann, ihre Augen trocknend, sagte sie leise:

„Verzeihen Sie nur! Es übermannte mich so! Wie ich Sie sah, da kam mir das alles wieder so fürchterlich klar ins Gedächtnis. Aber nun ist's schon besser, viel besser. Und glauben Sie ja nicht, daß ich die Zeit her so schwach und so haltlos gewesen ... O nein! Ich habe gekämpft, gekämpft — und bin Sieger geblieben. Der liebe Gott hat mich doch nicht so ganz verlassen. Alle Hände hab' ich ja voll zu thun. Und sehn Sie, das ist doch ein wirklicher Segen für mich. Die Haushaltungsschule gedeiht — viel besser, als ich dies jemals erwartet hätte ..."

„Ja, warum sollte sie nicht ...?"

„Nun, ich dachte mir: eine geschiedene Frau! Wer in der Welt vertraut wohl gern einer geschiedenen Frau seine heranwachsenden Töchter an? Aber ich habe hier gute Fürsprecher gehabt — und wenn mich die Leute dann sehn, merken sie wohl, daß mir kein Makel anhaftet. Der Oytritscher Bürgermeister hat sich besonders für mich verwandt. Ein lieber Herr. Kurz, es ist undankbar gegen Gott, wenn ich noch murre ..."

Grete war froh, das Gespräch auf ein Thema gebracht zu sehen, das unter allen wohl am geeignetsten war, der unglücklichen Frau über das Weh dieser bangen Minuten hinwegzuhelfen.

„Wie groß ist denn die Zahl Ihrer Schülerinnen?" fragte sie lebhaft.

„Fünfzehn. Alle in voller Pension. Dazu kommen noch sechs aus Oytritsch selbst, die bei den Eltern wohnen."

„Das ist ja großartig. Und das alles bewältigen Sie ganz allein?"

„O, das ginge wohl nicht. Drei sehr tüchtige Lehrerinnen habe ich fest engagiert. Außerdem giebt ein Professor vom Polytechnikum wöchentlich dreimal Kunstgeschichte und Litteratur. Wir unterrichten ja doch in sämtlichen Fächern, die anderwärts auch gelehrt werden: nur mit dem Unterschied, daß wir das Praktische, Häusliche stark in den Vordergrund rücken ..."

„Nun, und Sie selbst?"

„Ich habe außer der Oberleitung nur den Handarbeitsunterricht. Aber allein schon die Oberleitung nimmt mich gehörig in Anspruch. Ich muß diesen Mädchen hier und da doch ein wenig die Mutter ersetzen. Gerade im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren braucht so ein junges Menschenkind eine Führung, die Ernst und Strenge mit Güte und Sanftmut vereinigt."

Frau Wernick wiegte den Kopf.

„Ein ernster Beruf!" sagte sie nachdenklich.

„Aber ein schöner Beruf!" gab ihr Alwine zurück. — In ihren verweinten Augen glomm jetzt ein wärmeres, freieres Licht. „Ein schöner Beruf!" wiederholte sie nachdrücklich. „Und die Mädels haben mich lieb, wirklich von Herzen lieb! Das ist und bleibt mir der beste Lohn bei der Sache. Sonst — ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich das Leben ertragen sollte! Ein bißchen Liebe hat man doch nötig ..."

„Ja freilich, freilich!" stotterte Grete.

„Nun aber erzählen Sie mir!" fuhr Alwine nach einer Weile fort. „Wie in aller Welt kommen Sie nach der Hauptstadt? Sind Sie allein?"

„Bewahre! Mein Max ist natürlich mit. Ich schrieb Ihnen doch, daß wir vom ersten August ab Zulage haben. Es war auch die höchste Zeit: die kleine Lullu hat ein gehöriges Geld gekostet. Der Arzt litt nicht, daß ich das Kind selbst nährte. Nun hatten wir gleich im ersten Monat zwei nichtsnutzige Ammen, bis dann die dritte brillant einschlug, aber auch einen Lohn forderte, daß ich Kopf stand. Na, und was denn so drum und dran hängt. Da kam uns die Aufbesserung sehr zu paß. Aus Freude darüber hat mir der gute Max meinen Lieblingswunsch, eine hübsche Reise, bewilligt. Der Entschluß ist ganz plötzlich gefaßt worden; sonst hätt' ich Ihnen vorher bestimmt noch geschrieben."

„Es klingt wohl unbescheiden, wenn ich bedaure, daß Sie Ihren Gemahl nicht gleich mitgebracht haben ...“

Frau Grete ward rot.

„Er ist mit hier in Oybritsch, aber er hat sich mit einem Herrn verabredet ... Auch dachte er wohl, so spät am Sonntag-Nachmittag würde er stören ...“

„Durchaus nicht!“

„Hätt' ich das ahnen können ... Morgen geht's nach Stettin. Wenn Sie gestatten, vielleicht auf der Heimreise ...“

Fast eine halbe Stunde noch saßen die beiden Frauen zusammen. Grete, die sonst etwas geradezu war und nicht just in dem Ruf übergroßer Gewandtheit stand, wußte doch aus dem Instinkt ihres feinfühligen Herzens heraus alles zu vermeiden, was an die stillblutende Wunde Alwinens rühren konnte, und alles hervorzuholen, was den Gedanken der vereinsamten Frau eine zweckmäßige Richtung gab.

Zum Schluß führte Alwine ihre Besucherin etwas im Haus herum. Sie zeigte ihr die große, musterhaft eingerichtete Küche, wo zwei Schülerinnen in blauen Kattunkleidchen und ein pausbackiges Küchenmädchen — die Köchin hatte heut' Ausgehtag — mit der Bereitung und Herrichtung des Abendbrotes beschäftigt waren. Dann ging's hinauf in die Schulräume: zwei luftige, schöne Zimmer, das eine mit fünf Subsellien und einem ganz akademisch dreinschauenden Lehrpult, das andere mit Stühlen, Tischen und Nähmaschinen für die weiblichen Handarbeiten. Auch die Schlafzimmer der jungen Mädchen, die Badestube, das Eßzimmer mit dem gewaltigen immer gedeckten Speisetisch fesselte das Interesse Gretens in hohem Grade. Alles im Hause trug den Stempel der größten Gediegenheit, des freudigsten Fleißes, des umsichtigsten Waltens.

Den Vorschlag Alwinens, ihre Besucherin auch mit den Spielplätzen und mit dem Garten bekannt zu machen, wo jede der Schülerinnen ihr eigenes Beet besaß, lehnte Frau Grete mit herzlichem Dank ab.

„Ich habe mich so schon verspätet. Max wird mich gehörig zurechtzausen.“

Alwine begleitete sie bis an das Gitterthor. „Also auf Wiedersehen!“ sagte sie liebevoll. „Auf Wiedersehen!“ wiederholte Frau Wernick. Sie küßten sich. Dann fiel das Thor dumpf klirrend ins Schloß.

Während die blonde Grete mit ihrem roten Sonnenschirm eilig zu Thal schritt, machte Alwine seufzend Kehrt. Von neuem stellte sich die beklemmende Wolke von Gram und Entsagung ein, die so häufig dies fromme Antlitz umschattete, wenn sich die arme Frau unbeobachtet glaubte. Im nächsten Moment jedoch glitt es über die schmerzlich gespannten Züge wie ein erlösender Sonnenstrahl. Drei von den hellgekleideten jungen Mädchen kamen mit großer Lebhaftigkeit auf sie zugesprungen und drängten sich lieb und zutraulich an sie heran.

„Wieder was Neues?“ fragten sie, laut durcheinander zwitschernd. „Hat die Dame wen angemeldet? Was, Mamachen?“

Alwine verneinte.

„Das ist gut!“ rief die jüngste unter den Stürmerinnen. „Allemal wenn eine Neue hier eintritt, kümmert Mamachen sich viel mehr um die, als um uns!“

„Du Närrchen!“ sagte Alwine.

„Ja, so ist's! Und das wollen wir nicht!“

Und schmeichlerisch legte das hübsche Kind beide Arme um den Nacken Alwinens und küßte sie zärtlich auf Mund und Wange.

Frau Grete ging unterdes schneller und schneller, bis sie den Wirtsgarten des Bayrischen Hauses erreichte. Die Sonne stand schon längst hinter den Laith-Bergen, als das niedliche rote Sonnenschirmchen zwischen den Tischreihen auftauchte und dem Platz zusteuerte, wo Max Wernick mit Konrad Storm und Marianne Simonis bei einer köstlichen Fruchtbowle saß.

„Endlich!“ rief ihr der Oberförster entgegen. „Ich dachte schon, du wolltest mich hier mit den Storms allein lassen. Wäre ja auch nicht so übel gewesen! Ich habe dem hübschen Mariannchen schon ganz kolossal die Cour geschnitten. Wir sind entzückt voneinander! Nicht wahr, Storm?“

Der junge Künstler, der die Art Wernicks hinlänglich kannte, ging sofort auf den Scherz ein.

„Gut, daß Sie kommen, Frau Wernick,“ sagte er lachend. „Es ist wirklich schon nicht mehr schön, wie er's treibt!“

„Schlechter Mensch!“ raunte die Grete kurz. „Was kann ich denn dafür, daß mich

Alwine nicht los läßt? Übrigens soll ich dich grüßen. Wenn es geht, möchten wir auf der Rückreise noch einmal vorsprechen."

„Inzwischen erlauben Sie — um der Form zu genügen: Fräulein Marianne Simonis, meine Verlobte."

„Freut mich, freut mich!"

Grete drückte dem jungen Mädchen herzlich die Hand und setzte sich tief-atmend neben sie.

„Hast du Durst?" fragte der Oberförster.

„Na, es geht! Gieb mir einstweilen ein halbes Glas!"

„Ach was! Halb! Ganz ist der Mann! Hier, stoß mal mit unserem Brautpaar an! Nächsten April oder Mai soll's losgehen. Prosit! Auf eine glückliche Ehe!"

Marianne Simonis nippte nur ganz leise. Die Anwesenheit der jungen Frau wirkte zunächst doch etwas einschüchternd. Bald aber war dieser Bann gebrochen. Marianne fühlte, daß in der freundlichen Art Gretens durchaus nichts Gekünsteltes lag, vor allem nichts von der unzarten Herablassung gewisser halbvornehmer Damen, die einer Arbeiterin gegenüber nie den richtigen, reinmenschlichen Ton finden. So ward sie denn schon nach fünf Minuten überaus lustig und redselig.

Das Gespräch verfiel auf die Löhrs und Gehlberg. Marianne Simonis kannte ja die Verhältnisse von ihrem Bräutigam her. Nach einer Weile gab sie denn auch ganz offenherzig ihr Urteil ab. Dies Urteil war für Roderich nicht sehr wohlwollend. Sie faßte es nicht, wie man eine so gute und liebe Frau nach so vieljähriger Lebensgemeinschaft kurzer Hand aufgeben konnte, um eine andere zu heiraten.

„Ach, wenn mir das passierte! Konrad, ich glaube, ich brächte euch alle zwei um!"

Konrad Storm wandte ein, daß sich Marianne den Fall etwas zurechtstutze. Niemand könne behaupten, Eva Neythorff habe schon vor der Scheidung an die Heirat gedacht. Im Gegenteil ...

„Na, na," wehrte der Oberförster. „Wer weiß! Das Publikum irrt sich vielleicht. Mir ist mancherlei aufgefallen. Und ich hab's ihm auch offen gesagt ..."

„Unerhört!" meinte Frau Grete. „Wenn sie das wirklich ganz systematisch betrieben hat ... Mir fehlen die Worte! Und er! Nimm mir's nicht übel, er ist dein Freund: aber ich kann mir nicht helfen! So was zu merken und dann doch auf den Leim zu gehn ..."

„Liebes Kind," murmelte Wernick, „ich will dir was sagen! Bei derartigen Vorfällen sollte man doch nicht immer so ohne weiteres den Stab brechen. Ich habe mir das überlegt. Wer kann wissen, was da im Innern des Menschen vorgeht? Wir sehen immer nur die Dinge von außen. Es giebt Leidenschaften, die nur der versteht, der sie fühlt. Und schön ist sie doch, diese Eva, bildschön, da hilft nun kein Ableugnen, und sie hat eine Art, für sich einzunehmen ..."

„Das ist zweifellos!" meinte Storm nachdenklich. Er entsann sich wieder des berückenden Festabends auf Schloß Gehlberg.

„Einerlei!" sagte Marianne — mehr zu Storm, als zu den anderen gekehrt. „Wenn man geschworen hat, hört die Geschichte auf, — ein für allemal! Nein, wenn ich mir vorstelle ...! Die Augen würd' ich so einer auskratzen! Ich bin sonst ein gutes Geschöpf: aber da könnt' ich zur Furie werden! Ich würde mich rächen ... rächen ..."

„Na, trinken Sie mal! Gott sei Dank sind solche Verwicklungen ja große Ausnahmen. Mir könnte die schöne Eva mit all' ihrer Grazie niemals gefährlich werden. Ja, guck nur, Grete! Nicht als ob du ein so riesiger Ausbund wärest ...! Bilde dir das nur ja nicht ein! Aber ich bin zu bequem. Ich bin Philister geworden. Prosit! Alle Philister sollen hoch leben von der Donau bis zum Nordostseekanal! Die Philister, das sind die Wahrhaft-Glücklichen, die beati, von denen es schon im Horaz heißt: beatus ille!"

„Du ein Philister!" lachte Frau Grete.

„Kellner, die Speisekarte!" rief Wernick mit Donnerstimme, ohne auf ihren Einwurf zu hören. „Es geht schon auf acht. Ich denke, wir bestellen uns was, eh' die Küche bankrott ist. Es füllt sich zusehends: die kommen jetzt alle von ihren Bergpartien. Ich lade die Herrschaften zu einem großartigen Abendbrot ein. Süßes Mariannchen, womit kann ich Ihnen zunächst unter die Arme greifen? Wie wär's mit einer Ladung Forellen? Die sollen hier ganz

famos sein. Ja? Also zunächst Forellen! Nicht wahr, Storm? Na, Grete, daß dir's aus der Seele gesprochen ist, das seh' ich schon deiner Stutznase an. Keller, viermal Forellen! Große Portionen! Mit frischer Butter! Dann wollen wir weiter sehn!"

Es dämmerte schon, als die Forellen — wahre Prachtstücke — anrückten. Im selben Moment flammte rings das elektrische Licht auf.

„Grandios!" jubelte Wernick. „Und der Abend ist herrlich! Warm wie im Juli! Vor Mitternacht gehn wir nicht heim, und wenn der Teufel auf Stelzen rennt!"

„Wann fährt denn der letzte Zug?" fragte die Grete.

„Um zwölf Uhr zehn. Gerade die rechte Zeit! Wir bringen das holde Mariannchen bis an die Hausthür. Nicht wahr, Kind? Und Sie hängen sich hübsch fest bei mir ein! Sie sollen doch auch mal sehn, wie das thut, mit einem freiherrlich-riddaghausenschen Oberförster im Mondschein zu wandeln!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der stattliche Sandsteinbau der Hennebergstraße, der seiner Zeit dem Prinzen Kurt Joseph zur Residenz gedient hatte, bis er das vielbewunderte Renaissance-Palais am Sophienplatze bezog, war der luxusbegierigen lebensdurstigen Eva als Heim für die hauptstädtische Wintersaison gerade willkommen gewesen. Durchweg neu ausgestattet, machte das prächtige Haus mit seinen monumentalen Treppen und Vorhallen, Kuppeln und Loggien in jeder Beziehung den Eindruck einer harmonischen Großartigkeit.

Am zwölften Oktober, nachmittags gegen vier, stand Eva, zur Ausfahrt gerüstet, in ihrem Ankleidezimmer und sah ihrer Schwester Helka zu, die vor dem breiten Krystallspiegel ihren Hut — schwarzgrün mit Veilchen — aufsetzte. Drunten in der milchglasbedeckten Vorhalle hielt ein neues offenes Gefährt mit zwei Vollblutrappen, die selbst den herrlichen Gehlberger Brandfüchsen unleugbar den Rang streitig machten. Ein neuer hochfashionabler Kutscher mit blaurasierten rundlichen Wangen und einem Zug vornehmen Mißvergnügens um den hartnäckig geschlossenen Mund saß kerzengrad' auf dem Bock, und ein neuer Bedienter, Bob geheißen, der steifste Engländer, den man im ganzen Land für schweres Geld hatte auftreiben können, harrte ebenso schweigsam des Augenblicks, da die gnädige Frau ihr zierlich beschuhtes Füßchen auf das vernickelte Trittbett setzen würde. Prasch, Roderichs Leibdiener, der jetzt eben vom Hof her an den beiden vorüberkam, schaute zuerst dem Engländer und dann dem Kutscher feindselig ins Gesicht. Dann zuckte er leise die Achseln und stapfte geräuschvoll ins Haus. Nie hatte er seinem berühmten Doppelgänger Arthur Schopenhauer so ähnlich gesehen, wie in diesem Moment tiefster Geringschätzung. „Dummköpfe!" klang es in seinem Inneren. „Aufgeblasene Nichtsnutze, Esel und Tagediebe!" Weil die seit Anfang Oktober die gnädige Frau täglich ein paar Stunden herumkutschierten, sonst aber nichts thaten als rauchen, gähnen und Grog saufen, deshalb dünkten sich diese Kerle besser als er! Zum Henker auch! Er, Prasch, genoß das Vertrauen des Hausherrn, war ein intelligenter Mensch und servierte seit einiger Zeit zum mindesten ebensogut, wie der langweilige, glattgescheitelte Bob! Er, Prasch, glich dem gefeiertsten Mann des Jahrhunderts, während Bob von einer gestutzten Steckrübe, auf der zwei Roßkäfer und eine Raupe sitzen, gar nicht zu unterscheiden war. Der Kutscher vollends — pah, es war eine Thorheit, sich eine Viertelstunde nur drüber aufzuregen! Die Gnädige hatte jetzt neuerdings wirklich sonderbare Ideen! Wenn sie demnächst einen Mohren anschaffte und ein japanisches Kammermädchen — japanisch war ja modern —, Prasch würde sich nicht übermäßig darüber wundern! Mochte sie's treiben, wie's ihr genehm war! Er für seinen Teil hielt sich an seinen lieben, guten, ehrlichen Herrn, der ja auch an dem neuen Gesindel keinen großen Geschmack fand, und nur wegen der Gnädigen Ja sagte, weil er eben verliebt war, verliebt ... Na! Jeder Mensch hatte ja seine Schwächen, obgleich Prasch, offen gesagt, niemals begreifen konnte, was denn nun eigentlich so Absonderliches an dieser vergötterten Schönheit war. Ihm persönlich hatte die Gostritzer Anna hundertmal besser gefallen ...

Während so Schopenhauer der Zweite stolz in sich hinein philosophierte, und dann freudig und neubestärkt in seinen ethischen Grundsätzen an die Arbeit ging, musterte Eva den Gesamteindruck ihrer Schwester Helka, die jetzt eben vom Spiegel zurücktrat, mit einem Blick der entschiedensten Mißbilligung.

„Nein, Kind, das geht nicht! Der Hut ist geradezu skandalös! Du mußt doch bedenken, daß du hier nicht auf eurer Lindheimer Pfarre sitzt.“

Helka lachte die Schwester vergnügt an.

„Du bist komisch, Eva! Mein Hans findet ihn reizend ...“

„Ach! Was versteht so ein Pastor!“

„Sage das nicht! Er hat mir den Hut persönlich in Brenkwitz ausgesucht.“

„Na ja, das sieht man dem Scheusal an!“

„Bitte recht sehr! Von Scheusal ist gar nicht die Rede. Das Hütchen gefällt mir ganz ausgezeichnet. Nur vielleicht könnt' es ein bißchen moderner sein. Aber Hans meint, eine Pfarrersfrau müsse nicht gleich das Neueste tragen.“

„Unsinn! Dergleichen mag gut sein für euer Dorf. Hier aber bist du die Schwester der reichen, eleganten Frau Löhr. So ein empörender Stutzhut, der dich um zehn Jahre älter macht! Nein! Thu' mir den einz'gen Gefallen und such' dir aus meinem Vorrat was Hübsches heraus!“

„Wenn dir so viel dran liegt ...“

Eva schloß einen riesigen Schrank auf, dessen obere Hälfte dem Schaufenster eines Putzladens glich.

„So! Herz, was begehrst du? Ich glaube, der schwarze da mit dem hochroten Aufputz — der würde dich gut kleiden.“

„Ach! Du bist immer für Hochrot! Dir steht es natürlich. Mich aber macht es zu blaß. Wenn ich mich doch einmal aufdonnern soll, nehm' ich mir auch was Geeignetes.“

„Ganz, wie du willst.“

Nach kurzem Besinnen wählte sich Helka einen blauen Capothut mit hellblauer Schleife, setzte ihn auf und steckte mit ihrer weißen energischen Hand die Nadel hindurch.

„So, das lass' ich mir gelten!“ rief Eva. „Und nun — vorwärts! Grade um diese Zeit trifft man im Volksgarten die meisten Bekannten.“

„Habt ihr schon viel Bekannte?“

„Nun, es geht. Wir sind ja erst drei Wochen hier. Später wird das noch mehr.“

Sie gingen zur Thüre.

„Und Roderich?“ fragte Helka. „Wird er uns nicht begleiten?“

„Nein. Er hat Briefe zu schreiben. Oder er schützt das vor, um uns am ersten Tag deines Hierseins möglichst allein zu lassen. Er ist außerordentlich rücksichtsvoll.“

„Wirklich, das muß ich sagen! Mein Hans wäre da anders. Glaubst du, der hätte mich überhaupt reisen lassen, wenn er nicht selbst wegen der kleinen Erbschaft in Marburg zu thun hätte ...?“

„Na, hör' mal! Wenn deine Schwester dich einlädt und dir noch obendrein das Billet schickt!“

„Schwester hin, Schwester her! Mein Hans behauptet, die Frau gehöre zum Mann. Es hat Mühe gekostet ...“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Gott, du mußt das weiter nicht übelnehmen. Hans und ich, wir sind wohl ein bißchen altfränkisch. Wo's nur geht, da sitzt er mir auf der Pelle, und ich ihm. Des Vormittags kömmt er alle paar Augenblicke heraus in die Küche; des Nachmittags gehn wir zusammen spazieren oder lesen uns vor; wenn er an seiner Predigt schreibt, sitz' ich daneben und häkle ihm Schoner. Er ist nämlich wie närrisch auf alles Gehäkelte.“

So plaudernd traten sie unter die Milchglashalle. Bob, der Diener mit dem geistlosen Steckrübengesicht, neigte ein wenig das brennlockige Haupt und riß mit einer korrekten Armbewegung den Schlag auf. Nachdem sich die Damen gesetzt hatten, klomm er zu dem blaurasierten Kutscher empor und rückte nachlässig den schönen wachstuchumhüllten Cylinder zurecht. Dann ging es in laut schmetterndem Trab die Henneberg-straße hinunter und linksab dem östlichen Eingang des großen Volksgartens zu.

Wo der Wagen vorbeikam, blieben die Leute stehen und schauten ihm staunend nach. Das blitzte und sauste — es war eine Herrlichkeit! Und mehr noch als die zwei glutsprühenden Rassepferde und der prächtige Landauer selbst erregte die bildschöne Frau die Bewunderung des Publikums, die unnachahmlich vornehme, reizvolle Eva Löhr,

die längst schon alle Modeschönheiten der Hauptstadt mit zitterndem Neid erfüllte.

Eva schwelgte. Mit vollen Zügen genoß sie den beispiellosen Erfolg ihrer zauberhaften Erscheinung, ebenso glücklich über das starre plumpe Gaffen des Arbeiters wie über die besser maskierte Verblüfftheit des weltkundigen Kavaliers und des sehnsüchtig schmachtenden Schülers, der sich an ihrem „Götterbild“ heimlich die Anregung zu seinem ersten Sonett holte.

Der Volksgarten that sich auf, eine Märchenwelt hochragender Bäume, üppiger Beete, schimmernder Pavillons. Die herbstliche Färbung all' dieser verschiedenartigen Wipfel und Astgruppen wirkte im Glanz der Oktobersonne beinahe unwahrscheinlich. Hellgrün und Dunkelgrün, Rot, Gelb, Weiß und Schwarz mischten sich zu einem prunkvollen Festgewand, das rechts und links über das Untergehölz und die mannigfaltigsten Sträucher bis auf den Boden schleppte.

„Ihr führt wirklich ein Leben wie die Prinzen!“ sprach Helka nach längerem Schweigen.

„Ja? Möchtest du's auch so haben?“

„Für immer? Nein. Aber es interessiert mich doch kolossal ...“

„Warum nicht für immer?“

„Ach, nein! Dafür passe ich nicht. Jeder nach seiner Art! Wenn ich mir vorstelle, ich sollte so Tag für Tag all den Tumult mitmachen, von dem du erzählt hast — nicht um die Welt! Ich bin und bleibe ein Landkind, dem es am wohlsten ist, wenn es daheim zwischen den Krautköpfen herumstapfen kann.“

„Geh, sei doch nicht so prosaisch!“

„Aber das ist doch poetisch im höchsten Grad! Weißt du, worauf ich mich nun zunächst freue? Auf die Kartoffelernte! So ein ganzes Diner mit Austern und Gänseleber-Pasteten geb' ich mit Wonne drau für eine gute Kartoffel, die man im dürren Kartoffelkraut selbst röstet! Ach, und das riecht so gut, so ein Kartoffelfeuer! Wir haben zwei Äcker mit prachtvollen Spätkartoffeln. Das macht meinem Hans einen Spaß ...! Der ist auch so ein echtes Naturkind. Alles Vornehme und Gekünstelte mag er nicht. Ganz besonders nicht das Croquettspiel. Du glaubst nicht, wie sich der gute Kerl freut, daß er die Marter von dazumal los ist. Zur Zeit unserer heimlichen Brautschaft mußte er doch wohl oder übel mitklopfen.“

„Aber Helka! Du bist wirklich verbauert!“

„Ich habe das von Papa. Übrigens weißt du schon, daß uns Papa nächstens auf drei Wochen besucht? Er kommt zur Weinlese.“

„Was? Habt ihr denn Wein da droben in eurem Bergdorf?“

„Und ob! Zwölf Stöcke. Der ganze Stolz meines Mannes. Wir rechnen auf etliche neunzig Trauben. Und wir keltern sie selbst. Der Wein wird zwar ein bißchen sauer. Aber das thut nichts. Für Maibowle, die man ja doch zuckert, ist er dann ausgezeichnet.“

„Ich danke!“ versetzte Eva. „Lindheimer Auslese!“

„Du sollst diese Lindheimer Auslese kennen lernen! Der Amtsrichter Schott hat mich bereits um eine Flasche ersucht ...“

„Das thut der aus Höflichkeit. — Gertruds wegen!“

„Ach, Unsinn ... Glaubst du wirklich?“

„Daß er sich für die Kleine interessiert? Gewiß! Mama schrieb mir wenigstens, daß er ihr stark den Hof macht, und daß Gertrud allemal puterrot wird, sobald nur sein Name genannt wird. Ich bin sogar fest überzeugt, die beiden sind einig.“

„Das sollte mir leid thun.“

„Warum? Der Amtsrichter ist doch ein sehr netter Mensch. Und dabei eine gute Partie.“

„Ich mag ihn nicht. Er hat so was Kaltes, Herzloses, Rein-Äußerliches. Auch Hans meint ...“

„Ach, dein Hans meint immer etwas! Der Amtsrichter ist ein Gentleman.“

Die breite Ulmen-Allee, durch die jetzt der Wagen dahinrollte, mündete auf den Helenenteich. Um diesen Helenenteich hielt während der Nachmittagsstunden die großstädtische Welt ihren Korso. Die junge Frau Pfarrerin sah das zum erstenmal. Ein unvergleichlicher Anblick. Links das große Palais mit seiner schönen reichgegliederten Renaissancefront und dem patinagrünen Kupferdach, ehedem Sommerwohnung der regierenden Kurfürsten; rechts die eichenbepflanzte Fahrstraße nach der Porta

Septentrionalis; gegenüber der leuchtende Wasserspiegel, die uralten Kastanien im goldrot flammenden Herbstlaub, das menschenbelebte Café Polonius. Rings um den Teich wimmelte es von Kutschen und Kabrioletts, von Gigs und Dogcarts, von Reitern und Fußgängern. Hier und da ward Eva gegrüßt, besonders von jüngeren Kavalieren. Jeder Gruß war eine mehr oder minder versteckte Huldigung. Und die schöne Frau dankte wie eine gütige Königin, lächelnd, bezaubernd — und doch getragen von dem Bewußtsein, daß ihr Dank eine Gunst war.

Am Standbild des Herkules bog der Landauer in die sechsreihige Hauptallee ein, die bis hinaus an das nördliche Thor führte. Die Lebhaftigkeit des Verkehrs ließ hier ein wenig nach. Links auf dem Reitweg sprengten ein paar Offiziere in leichtem Galopp über den bräunlichen Sand, ohne den Wagen Evas zu überholen. Eine buntfarbige Kavalkade von jungen Engländerinnen und Amerikanerinnen kam raschtrabend aus der entgegengesetzten Richtung und überlegte in lauter Debatte, ob man am Café Polonius für einen Augenblick Halt machen und einen Schluck Eis-Kakao genießen solle. Dann folgte auf einem riesigen Hochtraber ein großer, beleibter Herr, der seinen tadellosen Cylinder weithin vom Haupte zog und mit breitlächelnder Verbindlichkeit grüßte. Die Sonne flammte dabei auf einer prachtvollen Glatze, deren elfenbeinerne Rundung nur an den Schläfen durch etliche Haarbüschel unwesentlich beeinträchtigt wurde.

„Wer ist denn das?“ fragte Helka erstaunt.

„Der Kommerzienrat Malkomesius. Ein sehr netter und liebenswürdiger Herr. Derselbe, der mir den Ägir verkauft hat ...“

„Ach, den Fuchswallach, von dem du mir neulich schriebst ...?“

„Das herrliche Tier, das mir so plötzlich von Kräften kam. Ich war nicht schlecht wütend auf Malkomesius. Aber seit vier Tagen hab' ich das Rätsel gelöst. Er ist vollständig unschuldig, der gute Kommerzienrat. Er selber hatte ja keine Ahnung davon. Und nun fängt ja der Ägir auch wieder an, sich sacht zu erholen ...“

„Ich verstehe nicht ganz ...“

„Na ja, der Kutscher des Herrn Kommerzienrats hat schon seit Jahren dem Tier Arsenik gereicht. In kleinen Dosen schadet das nichts. Manche Pferde gedeihen sogar brillant dabei. Das Fell wird glänzend, die Augen feurig, die Sehnen stramm und elastisch. Setzt man dann aber aus, dann zeigt der Verfall sich im Handumdrehen. So ging's mit dem Ägir. Wir wußten von nichts — und staunten, daß ihm der beste Hafer nicht anschlug. Bis wir dann endlich zum Tierarzt schickten. Der sagte sofort: Das ist ein Arsenikfresser!“

„Nun, und ...?“

„Nun, da hat er denn eine Lösung verschrieben — jeden Tag so und so viel in den Eimer. Mein Reitbursche zählt's ihm genau ab und pflegt ihn auch sonst wie eine Katze ihr Junges.“

„Kurios, daß so ein Gift als Heilmittel wirkt!“

„Hast du noch nie von den steirischen Bauern gehört? Die essen fast alle Arsenik und werden alt dabei wie Methusalem.“

Helka zuckte die Achseln. Sie hätte das nicht probieren mögen. Einmal konnte doch die Geschichte auch fehl schlagen.

„Reitest du hier noch viel?“ fragte sie, da jetzt ein Knabe auf seinem Pony vorüberkam.

„Nun, es geht. Das Fahren um den Helenenteich nimmt mir die beste Zeit weg. Drei- oder viermal hab' ich indes doch meinen Lovelace vorgeholt. Wir waren im Haidewald, in Z[illegible]dorff, in Kramstedt ...“

„Du und Roderich?“

„Nein. Ich und der Reitbursche.“

„Aber ich denke, Roderich reitet so gern? Früher wenigstens ritt er doch stets mit dir aus ...“

„Ja, in Gehlberg! Hier aber, in der Stadt ... Ich weiß nicht, ich mache mir nichts daraus. Roderich giebt zu Pferd keine gute Figur ab. Zumal wenn er englisch reitet. Er hockt dann so, und sein Rücken ist so gewölbt. Felix dagegen sieht jetzt ganz außerordentlich schneidig aus. Ich bin nun einmal ein bißchen abhängig von diesen Äußerlichkeiten. Weißt du übrigens, wen ich am vorigen Mittwoch in Kramstedt getroffen habe?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Den Lieutenant von Sülfingen.“

„Wahrhaftig? Und wie benahm er sich denn?"

„Als wenn gar nichts passiert wäre. Eine Viertelsekunde lang stutzte er: dann aber ließ sein Gruß an Korrektheit und Artigkeit nichts zu wünschen übrig. Mein Gott, es wäre doch auch geradezu kindisch, wenn er mir die Geschichte da nachtragen wollte. Ich hatte ihn riesig gern, aber es ging ja nicht anders ..."

„Habt ihr zusammen gesprochen?"

„Gewiß. Er hat sich lebhaft nach meinem Befinden erkundigt. Und auch nach euch. Und schließlich sogar nach Roderich."

„Also scheint er sich doch getröstet zu haben."

„Vielleicht. Die Männer haben im großen und ganzen ja ein glückliches Naturell."

„Was treibt er denn jetzt?"

„Er ist Volontär im Geschäft seines Schwagers. Weißt du: Hartmann, der den großen Verlag hat, die Romanbibliothek und die Deutsche Hauszeitung. Aber ich glaube, Freund Sülfingen thut sich nicht allzu weh. Sonst könnte er nicht schon am hell-lichten Nachmittag draußen spazieren reiten."

„Wie lange habt ihr denn miteinander geschwatzt?"

„Während des ganzen Heimwegs. Er bat sehr höflich um die Erlaubnis, mich begleiten zu dürfen."

„Na, na!" sagte Helka. „War das nicht auffallend?"

„Ganz und gar nicht. Hier in der Großstadt ist man in dieser Beziehung sein freier Herr."

„Ich weiß nicht ... Wenn jemand erfährt, daß Herr von Sülfingen früher in dich verliebt war ..."

„Pah! Wie sollte das jemand erfahren? Es müßte denn sein, daß du weiter erzähltest, was ich dir unter dem Siegel der schwesterlichen Verschwiegenheit anvertraut habe. Im übrigen kann man der bösen Welt so wie so nicht die Zunge verbieten."

„Aber man braucht ihr doch nicht extra noch Stoff zu liefern. Ich weiß ja nicht, wie dein Roderich über dergleichen denkt ... Jedenfalls, wenn ich mir vorstelle, mein Hans träfe mich mal im Tete-a-Tete mit irgend so einem luftigen Fant ..."

„Ach, dein gutmütiger Landpastor!"

„Sei nur zufrieden! Mein gutmütiger Landpastor weiß genau, was er will. Er fordert mit Recht, daß die Frau, die er achtet und liebt, auch den Schein meidet. Er hat mir sogar einmal eine Scene gemacht, nur weil ich dem Amtsrichter Schott zu herzlich die Hand drückte ..."

„Du? Dem Amtsrichter Schott? Das ist merkwürdig!"

„Gott, ja, er war mir ja nie sonderlich angenehm. Aber wie er da plötzlich so vor uns stand — ich weiß nicht, da hatt' ich den Eindruck, als wär' er ein Gruß aus der Heimat ... Ich dachte mir nichts dabei."

„Ach, er war bei euch in Lindheim?"

„Natürlich. Das schrieb ich dir doch. Na, und da hat mir der Hans die Leviten gelesen — ich sage dir, großartig! Ich kam mir weiß Gott wie eine ganz schlechte Person vor."

„So ein Tyrann!"

„Gar nicht! Er war gleich wieder gut und entschuldigte sich, daß er zu heftig gewesen. Da gab ich ihm einen Friedens- und Freundschaftskuß und gelobte ihm, künftighin vorsichtiger zu sein."

„Also mit einem Wort: er hat Neigung zur Eifersucht ..."

„Wenn du so willst ..."

„Nun, dem Himmel sei Dank, in dieser Beziehung ist doch Roderich anders! Er hat ein so unbegrenztes Vertrauen zu mir ... Ich wüßte auch nicht, wie er's nur wagen sollte ... Ich würde ihn schön heimschicken. Mein Gott, ich bin doch nicht seine Sklavin!"

Helka schwieg eine Weile. Dann fragte sie zögernd: „Wird Herr von Sülfingen euch besuchen?"

Eva zuckte die Achseln.

„Ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, ihn dazu aufzufordern. Wir haben ein offenes Haus."

Der Landauer rollte jetzt durch das nördliche Thor hinaus und bog links ab in der Richtung der Westallee. Hier draußen, wo die Ausläufer zweier Vororte zusammenstießen, lagen verschiedene großartige Maler- und Bildhauerateliers und etliche Mietshäuser, deren Mansarden in Kunstwerkstätten geringerer Art umgebaut waren. An diesen Mietshäusern vorbei schweifte der Blick auf das köstliche Panorama der villenbesäten

Flußufer und der blauen Gebirgskette. Eva ließ halten und zeigte der Schwester das schöne Landschaftsbild unter geflüsterten Glossen. Nach dem geräuschvollen Treiben des Volksgartens that es wohl, diese Stille zu atmen, diese mildleuchtende, staubfreie Luft.

Schnelle, feste, kräftige Schritte unterbrachen da plötzlich die friedsame Lautlosigkeit. Die schlanke Gestalt eines lebhaft blickenden jungen Mannes kam eilig des Weges daher. Es war Konrad Storm, der in einem der Mietshäuser wohnte und jetzt nach vollendeter Tagesarbeit dem Volksgarten zusteuerte. Das wundervolle Gespann, der auffallend elegante Wagen, die lotrechte Grandezza der Dienerschaft hatten von fern schon seine Aufmerksamkeit erregt. Jetzt näher gekommen, erkannte er die berückende Schloßfrau von Gehlberg, vor deren Liebreiz er damals so Hals über Kopf geflüchtet war.

Konrad Storm grüßte. Auch Eva hatte ihn augenblicklich erkannt. Sie neigte den Kopf und dankte mit einem flüchtigen Lächeln. Zu ihrer größten Genugthuung hatte sie wahrgenommen, wie sich das hübsche, offene Antlitz des jungen Mannes mit einer flammenden Röte bedeckte. Also doch! Ein ganz kleines Stückchen von ihrer Kette schleppte der garstige Ausreißer immer noch mit sich. Wahrscheinlich hatte er überhaupt nur das Weite gesucht, weil ihm der Mut seiner Meinung fehlte. Der Thor! Sie hätte so gern gehabt, wenn er ihr ein paar Tage lang schmachtend zu Füßen gelegen, wenn er geglüht und im Überschwang dieser Glut seinen Seelenzustand sogar gebeichtet hätte. Sie wußte jetzt selber nicht, warum sie so großen Wert darauf legte, gerade bei Konrad Storm einen tieferen Eindruck zu hinterlassen. Vielleicht sagte sie sich, die Huldigung eines Künstlers sei eine bessere Bürgschaft für die Sieghaftigkeit ihrer Schönheit als das gewerbsmäßige Girren der goldenen Jugend und das Schweifwedeln fader Salonlöwen.

„Der kommt mir bekannt vor,“ meinte Frau Helka, als Konrad Storm außer Hörweite war.

„Das glaub' ich! Du hast schon mit ihm getanzt . . .“

„Ach richtig! Der junge Maler! Ein sympathischer Mensch! So etwas Gutes und Ehrliches hat er um Augen und Mund. Verkehrt er bei euch?“

„Noch nicht. Aber ich werde ihn einladen. Künstler, Gelehrte und Schriftsteller sind heutzutage ja unumgängliche Schaustücke für ein vornehmes Haus. Eigentlich sollt' ich ihm böse sein. Er weiß, daß wir hier sind.“

„So? Woher denn?“

„Pah! Das weiß alle Welt. Es stand ja sogar in den Zeitungen.“

Der Kutscher hatte inzwischen die ungeduldig stampfenden Tiere nur mühsam im Zaume gehalten. Auf einen Wink Evas ging es nun weiter. Nach zehn Minuten erreichte man die basaltgemauerte Einfahrt der Westallee, sauste dort scharf um den Prellstein und gelangte so wieder an den Helenen-Teich, wo der Reit- und Fahrkorso der schönen Welt jetzt gerade zu ebben anfing.

„Noch einmal die Teichrunde im Schritt!“ befahl Eva.

Langsam schob sich der weich-federnde Landauer am Palais vorüber und dann links unter den goldroten Kastanien her. Vor dem Café Polonius, dessen Stühle und Tische bis hart an den Weg reichten, saßen noch etliche Dutzend Gäste im Freien, trotz der etwas kühlen Temperatur. An einem der vordersten dieser Tische bemerkte Eva den jungen Künstler, dem sie vorhin erst begegnet war. Ihm zur Seite, die großen, tiefschwarzen Augen halb in Gedanken auf Eva gerichtet, blühte und strahlte ein hübsches junges Mädchen in sandfarbigem Regenmantel, das reizendste Blumenhütchen über dem südländisch dunklen Gesicht, die kirschroten Lippen ein wenig geöffnet, so daß man die hell schimmernden Zähne sah. Es war Marianne Simonis, die kleine Putzmacherin, die heut' ihren freien Nachmittag hatte, nachdem sie während der letzten fünf Wochen über alle Gebühr ausgenutzt worden war. Konrad Storm, ganz vertieft in das Gespräch der geliebten Braut, hatte das abermalige Zusammentreffen mit dem Löhrschen Landauer nicht bemerkt; denn die Anzahl der vorbeirollenden Fuhrwerke war noch immer stattlich genug. Um so schärfer musterte Evas Blick das junge Mädchen sowohl wie die zärtliche Versunkenheit ihres Bräuti-

gams. Ein sonderbares Gefühl stieg in Eva empor. Das also war die Ursache jener verfrühten Abreise! Dieses dralle, unbedeutende Ding da mit dem sinnlich schwellenden Mund hatte die Königin des großen Gehlberger Festes bei Konrad Storm ausgestochen! Nun, sie gönnte ihm ja sein rundliches Püppchen von Herzen! Und auch ihr gönnte sie alles, was er ihr war und sein würde. Immerhin war es doch komisch ... Denn, bei Lichte betrachtet, hatte dies alltägliche Mädchen etwas vor ihr voraus. Trotz seiner etwas verrückten Fresken besaß dieser Konrad Storm entschieden Talent. Kein sehr eigenartiges, kein überwältigendes, aber ein recht hübsches und kräftiges, das sich noch vielfach entwickeln konnte ...

Eva Löhr verspürte bei dieser Erwägung einen brennenden Ärger. Für die Vorzüge Roderichs, die ja nicht sehr an der Oberfläche seiner Persönlichkeit lagen, hatte sie niemals rechtes Verständnis gehabt. Jetzt vollends kam er ihr vor wie der Inbegriff alles Öden und Schwunglosen. Mußte denn gerade der reichste unter den Freiern, die ihr im Leben genaht waren, auch der plumpste, unscheinbarste und häßlichste sein? Konnte sich das, was ihr schätzbar und wertvoll dünkte, nicht in dem Mann ihrer Wahl vereinen: die Millionen des alten Pernbeck, die gesellschaftlichen Formen des Amtsrichters, die künstlerische Begabung Storms, die frische, liebenswürdige Keckheit Sülfingens?

Im Geiste sah sie jetzt die Gestalt des Lieutenants, den sie so unbarmherzig aus seiner Bahn herausgedrängt hatte. Bis auf das leidige Gold entsprach Otto von Sülfingen noch am ersten dem, was ihr als Ideal vorschwebte. Er war lebhaft und klug, stand im Punkte des chic dem unvergleichlichen Elimar Schott nicht allzusehr nach und hatte so schöne, träumerisch sanfte Augen ...

Sie seufzte. Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung fühlte sie heimliche Sehnsucht nach einem Etwas, das ihr bis dahin versagt geblieben. Vielleicht war es der Hunger nach Liebe, der auch in dem entartetsten Frauenherzen nicht ganz erstirbt; vielleicht auch nur das Verlangen nach einer Erregung, die stärker und interessanter sein würde als die bisherige Freude am bloßen Triumph.

Immerhin — auch der bloße Triumph war Seligkeit. Er blieb doch das eigentliche Element ihres Lebens ... Wenn etwas anderes kam, so war das Zugabe, Ausschmückung, angenehme Zerstreuung ...

Wer die Dame neben dem jungen Künstler nur sein mochte? Ob sie zur guten Gesellschaft gehörte? Kaum! Die Situation sprach entschieden dagegen. Ihr Äußeres allerdings ... Die gute rotblonde Helka in ihrer pastorfraulichen Feistheit sah offen gestanden weit plebejischer aus ...

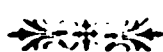
Eva begann jetzt ärgerlich über sich selbst zu werden. Sie fand es albern, daß ihre Gedanken sich überhaupt so lebhaft mit der Persönlichkeit eines ihr höchst gleichgültigen Mädchens beschäftigt hatten. Aber der Wunsch, den Maler demnächst bei sich zu sehen, war trotz dieses Ärgers fast zur Begier geworden. Sie mußte erfahren, ob die Macht ihrer Schönheit auch da noch wirkte, wo das Herz eines Mannes bereits in Flammen stand. Das Experiment war jedenfalls interessanter als die üblichen Durchschnittserlebnisse, die Anbetereien derer, die vollständig frei waren. Heute noch wollte sie ihren Gemahl bitten, irgendwie mit Herrn Konrad Storm anzuknüpfen. Ein harmloser Vorwand würde ja unschwer zu finden sein. Vielleicht ein Auftrag; vielleicht ihre Aquarellmalerei und das Bedürfnis nach systematischem Unterricht. Der Unterricht — das hatte sogar einen großen Vorteil im Vergleich mit dem bloßen Salonverkehr. Das würde ja ganz allerliebst werden ...

Die Sonne war untergegangen. Das alte Palais strahlte noch in lebhaftem Hellrot: aber ein kühlschauernder Wind strich melancholisch über die Wasserfläche. Der Weg um den Teich leerte sich zusehends. Eva gab das Zeichen zur Rückfahrt.

„Nun, wie hat dir das alles gefallen?"

„Prächtig!" versicherte Helka. „Geradezu großartig! Aber trotz alledem spür' ich schon was wie Heimweh! Es geht halt nichts in der Welt über mein trautes Lindheim!"

(Fortsetzung folgt.)





Briefe eines Deutschen aus Paris.

Von

Erich Jung.

I. Tote Symbole.

Es ist eine schöne Sache für die äußeren Symbole und damit auch für die Lebendigkeit und Kontinuität des historischen Bewußtseins eines Volkes, wenn sich seine Geschichte immer oder lange Zeit an demselben Mittelpunkte abgespielt hat. Eine so wundervolle Stätte nationaler Erbauung, wie sie die Engländer in der Westminsterabtei besitzen, wo der Staub aller ihrer Helden sie umwebt, kann uns nicht werden, deren politischer sowohl wie kultureller Mittelpunkt, wenn ein solcher ausgesprochen vorhanden war, bis jetzt nie lange an einem Platze verblieb; wer ein Gebet an den germanischen Geist richten will, der mag vom Johannisfirchhof in Nürnberg nach der Schloßkirche in Wittenberg, von der Garnisonkirche in Potsdam nach der Fürstengruft in Weimar, von dem Mausoleum in Charlottenburg nach der Schloßgruft in Kreisau und noch viel anders wohin wallfahren.

Die Franzosen haben den Vorteil eines althistorischen Centrums in hohem Grade genossen; aber die Zerstörungen der Revolution und die konvulsivische, stoßweise Art des letzten Jahrhunderts ihrer Geschichte haben es doch nicht zu einem Panionion kommen lassen, das an das englische heranreichte.

Das Pantheon auf dem Berg der heiligen Genoveva spiegelt in seiner eigentümlichen Verquickung von christlich-legendärem und französisch-historischem Heroenkultus die äußeren Schicksale des Baues wieder. Als Kirche gebaut, von der Revolution zum Pantheon gemacht, wurde es mehrmals mit dem Wechsel der politischen Verhältnisse wieder Kirche und dann wieder Nationalhalle. Die Thaten der heiligen Genoveva und die Karls des Großen, des heiligen Dionysius und Chlodwigs stehen sich an den Wänden in Fresken von sehr verschiedenem, zum Teil sehr hohem künstlerischem Wert gegenüber.

Heroenverehrung oder noch allgemeiner Ehrfurcht, die Grundlage des Unterrichts in der Erziehungsprovinz im Wilhelm Meister, ist vielleicht das allgemeinste Agens religiöser Stimmung, erhobener, zu idealistischer That neigender Gemütsverfassung; aber sichtlich sind die Heroen dieser gemalten Mythologie nach etwas sehr verschiedenen ethischen Gesichtspunkten ausgesucht.

Es ist eine etwas bedenkliche Sache für den Betroffenen selbst, hier als französischer Nationalheld begraben zu werden; viel Ruhe im Grabe wird ihm kaum zu teil, und die nächste Generation nach der, die ihn emporgehoben, wirft ihn vielleicht in die Kloaken. So ging es Marat, bei dem einem allerdings das letztere noch begreiflicher ist als das erstere. Aber auch Mirabeau, Voltaire, Rousseau fanden nur auf kurze Zeit eine Ruhestätte hier; man weiß nicht, wo ihre Reste hingekommen sind.

Auf dem Pantheonsplatz, südlich von dem Gebäude, steht eine Statue Rousseaus. Ob ihm etwas ahnte von der Rolle, die sein Wort und sein Name hier einmal spielen sollten, dem zwanzigjährigen Abenteurer, als

er im Jahre 1732 vom Faubourg St. Marceau aus in Paris einwanderte und „durch die schmutzigen und übelriechenden Gassen, die elenden berußten Häuser, die ganze Physiognomie von Unsauberkeit und Armut“ so sehr enttäuscht wurde, daß seine Vergleiche mit Turin zu dessen Gunsten ausfielen? Von dem besonderen Gebiet jedenfalls, auf dem der Schall seines Namens später so lebendig wurde, hatte er keine Ahnung; der arme Neurastheniker träumte damals gerade von einem weißen Helmbusch, von Armeen, Wällen und Batterien, von einem Maréchal Rousseau (Confessions, livre IV).

Rousseaus Gesellschaftsvertrag ist vielleicht das ausgesprochenste Beispiel jener Eigenheit französischer Denker, die besonders Karl Hillebrand in seinem feinen Buche „Frankreich und die Franzosen“ gern hervorhebt, der Neigung, allzu rasch zu umfassenden Abstraktionen und durchgehenden Grundprincipien zu gelangen, der rationalistisch nüchternen Art, die der Natur und der Frage gegenüber nie die Sicherheit verliert und die stets eine Antwort bereit hat, die rasch zu einer verhältnismäßig klaren und einfachen Formel kommt, die aber darüber auch leicht die tieferen und verborgeneren Zusammenhänge übersieht. Eine Betrachtung übrigens, wobei einem die Verwandtschaft jüdischer und französischer geistiger Art wieder einmal auffällt, wenn man die mehr intuitive, mehr anschauende als mit Begriffen rechnende germanische Art der Bewältigung der Phänomene dagegenhält; die lieber einmal mit einem unfertigen und vielleicht dunklen Ergebnis vorlieb nimmt, als daß sie die Imponderabilien vernachlässigt; die auch auf höchster subjektiver Höhe sich vor dem Unerforschlichen zu beugen nicht verlernt.

Es hat vielleicht immer etwas Mißliches, etwas so sehr vom Individuum Abhängiges wie solche Bestimmtheiten des theoretischen Verfahrens, als nationale, als Rasseeigentümlichkeit anzusprechen; aber hier sind der Beobachter, die selbständig zum gleichen Ergebnis gelangen, gar viele, und zwar auch auf der Gegenseite, von Herrn Hippolyt Taine,* den man einen der geistigen Führer des neuzeitlichen Frankreich genannt hat, bis zu einem Herrn Breton,* Beflissenen der Philosophie und Sociologie, der in den Jahren 1893 und 1894 auf deutschen Hochschulen studierte.

Es giebt nichts, was nachhaltiger wirkt in menschlichen Dingen, als das Blut; in den Bemerkungen Dubois-Reymonds über die Weltformel des Laplaceschen Geistes (Reden I, S. 107) wird man Züge dieser französischen geistigen Art unschwer erkennen. „Es ist was Anonymes dabei,“ sagt der Deutsche.

Der Contrat social ist sicherlich kein sehr tiefes Buch; und doch hat kaum je in der neueren Zeit die Arbeit eines Mannes vom schreibenden Handwerk einen solchen Einfluß auf Thatsachen, auf die Ereignisse erlangt, vom Konvent bis zum modernsten Liberalismus.

Es hat einmal einer behauptet, daß — was das geschriebene oder gesprochene Wort betrifft — Erfolg in der Welt stets nur die Halbwahrheit habe; nicht gerade die Ganzlüge, aber auch nie die Wahrheit. Aber die Ernteperioden der Geschichte sind lang und unregelmäßig; sie mißt die Zeiten nicht nach dem kleinen menschlichen Maß. Der Contrat social erschien 1762, und wenn er auch noch nicht ganz hinunter ist, so ist er doch sicher sehr auf seinem absteigenden Ast; Carlyles „Vergangenheit und Gegenwart“ erschien 1843, und noch hat es nicht eine eigentliche Fruchtperiode gehabt; aber dafür lebt auch die Wahrheit hernach viel länger als die Halbwahrheit, und ein junger Mensch braucht mehr Zeit, um heranzuwachsen, als ein niedereres Tier.

Das Pantheon steht auf der höchsten Stelle des linken Ufers; weit schweift der Blick über die mächtige Stadt.

Schimmernd in Gold hebt sich dort, auch diesseit der Seine, eine mächtige Kuppel, der Dom der Invaliden; sie trägt nicht die Etikette: aux grands hommes; und doch müssen die Schatten der Pantheongrüfte

---

* Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne I 3, III. „Dans les objets et les individus, le Français saisit aisément et vite un trait general, quelque caractère commun — autant il est propre aux pensées distinctes et suivies, autant il est impropre aux pensées complexes et comprehensives.“

* Breton, Notes d'un étudiant Français en Allemagne, Paris 1895.

fernab weichen vor dem, den sie birgt; hier liegt Napoleon.

Nach dem Jahre 1806 schrieb die Königin Luise: „Von Napoleon können wir vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm, aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben“ (Scherr, Blücher, Band II, Buch VI, Kapitel 5), und sie, die noch mitten im Phänomen stand und persönlich so schwer davon getroffen war, sagte so, mit wunderbarer Einsicht und Einfachheit, dasselbe, was spätere Geschichtschreiber, durch ein halbes Jahrhundert von dem Ereignis getrennt und aus der kühlen Ruhe ihres Studierzimmers, als den eigentlichen Sinn seiner furchtbaren Bahn empfinden, als dasjenige ahnen, was Mutter Kybele dabei ihren Kindern hat sagen wollen — unter Strömen von Blut und Thränen, das ist nun einmal ihre Lehrmethode —: „la carrière ouverte aux talents, die Werkzeuge dem, der sie zu führen versteht“ (Carlyle).

Die „Mütter“, die Thatsachen ließen der Revolution, der Zerstörung der alten Herrschaftsformen die nötige Ergänzung, die Entstehung neuer und, um die anarchische Pause einzuholen, schärffter und durchgreifendster Herrschafts- und Unterwerfungsverhältnisse rasch genug folgen; aber die Theorie davon fand sehr viel weniger Eingang. Nicht daß wenige vielen befehlen, nicht Herrschaft und Unterordnung an sich ist ungerecht; es ist vielmehr die Grundlage aller socialen Zusammenfassung, die Voraussetzung jeder größeren Arbeitsleistung und damit aller Kultur; aber daß derjenige zum Befehlen berufen wird, der es nicht versteht, und daß der unselbständig arbeiten muß, der zu befehlen und selbständig zu arbeiten verstände, ist unrecht, oder besser, es wird von der Gesellschaft nicht auf die Dauer vertragen; denn dies ist das Maßgebende und Recht oder Unrecht nur der Name dafür; eine Form der Gliederung wird ungerecht, wenn sie den thatsächlichen Gewichtsverhältnissen nicht mehr entspricht, wenn die Rechtsform von dem sie Erfüllenden, von der Macht verlassen wird. Nicht bei einem gewissen Grade der Ungleichheit — das Gesetz der Entwickelung ist stets eher Differenzierung als Uniformierung —, sondern dann erst, wenn diese Formen der Ungleichheit, der Gliederung zur Karikatur, zur inneren Unwahrheit geworden sind, wenn die berühmtesten Wüstlinge, der Halsband-Rohan, Priester werden und zehnjährige Knaben Regimentsoberste, ist die Zeit gekommen, wo sich die Formen verändern müssen; wenn die Funktionen so verteilt sind, daß sie ihren Zweck, ihre Arbeit nicht mehr leisten; denn daß die Kulturarbeit geleistet wird, ist doch schließlich das Wesentliche.

Wenn Formel und Wirklichkeit unreparierbar auseinander gekommen sind, dann ist es Zeit, daß eine ganz brutale, eine ganz rücksichten-, formeln- und gerade-unbeirrteste Thatsache, wie der Bunabarde Jilderim, die verformelte Welt den Unterschied von Schein und Wesen wieder lehrt; il pensait les choses, non les mots, sagt Herr Taine von ihm.

Ein riesiger steinerner Sarkophag deckt seine Gebeine; von einer runden Balustrade im Schiff schaut man in die Krypta hinunter.

Es giebt ein kleines Gedichtchen von Goethe: Napoleon ist gestorben und steht zum Gericht vor Gottes Thron; der Teufel verliest sein Sündenregister; der Richter unterbricht ihn:

Wir wissen alles, mach es kurz,
— — — — — — — — — — — — —
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

Er hat uns schwer getroffen; aber es ist deutsche Art, das menschlich Große auch beim Feind anzuerkennen. Und ist es nicht auch das Zeichen eines festeren, sichereren Selbstgefühls, als in jedem Vorzug des Fremden einen Vorwurf, eine Herabminderung des Eigenen zu sehen? Jegliche Eitelkeit, empfindliches, bewußtes Wahren und Betonen des Selbstgefühls ist ein Zeichen innerer Schwäche; es ist ein großer Unterschied zwischen Nationalstolz und „jener Eitelkeit, welche das Gegenteil echten nationalen Stolzes ist“, wie Treitschke einmal sagt; ersteres ist die Art der Engländer, letzteres die der Franzosen; und die Eitelkeit birgt ihre

Strafe, die Qual der ewigen Unbefriedigtheit, stets in sich. Ich war am achtzigsten Geburtstag des Kanzlers in Paris; auch unter den anständigeren Zeitungen — von den pöbelhaften Gemeinheiten der geringeren ganz zu geschweigen — ist mir keine in die Hände gekommen, die auch nur den Versuch einer halbwegs historischen Würdigung gemacht hätte, die auch nur eine Spur gezeigt hätte von dem Eindruck, den Naturen von diesen Abmessungen schon rein ästhetisch machen müssen. Einige scheinen ja wohl auch hier zu fühlen, wie klein so etwas ist; als Pasteur den Orden pour le mérite ausschlug, rief ihm der Eclair zu, der Nationalstolz gerade müßte es dem Franzosen verbieten, nach fünfundzwanzig Jahren im Deutschen immer noch lediglich seinen Besieger zu sehen. — Ob ihnen vor Egalité und Demokratie überhaupt der richtige Sinn für Achtung vor menschlicher Größe, vor die Masse überragenden Heldennaturen abhanden gekommen ist? Das Schlimmste, was einem Volk passieren kann, wie Carlyle meint.



Das Pantheon.

Ein äußerlicher und erkennbarer, wenn auch nicht unbedingt richtiger, weil von zu viel äußeren Bedingungen abhängiger Maßstab für die „Heldenverehrung“ eines Volkes sind die Denkmale, die es errichtet.

Paris hat, für die riesige Fülle künstlerischer Bethätigung, die es sonst in sich birgt, verhältnismäßig wenig persönliche Denkmale. Voltaire hat viele Statuen in Paris, zum Teil noch ganz neuerdings und aus privaten Sammlungen errichtete; er hat offenbar noch ein lebendiges Andenken; er liegt zeitlich noch verhältnismäßig nahe; er repräsentiert in einem das achtzehnte Jahrhundert und zugleich auch, als deren litterarischer Vorläufer, „die großen Erinnerungen von 1789“; und er ist schließlich so ausgesprochen französisch, daß man ihn oft als Typus und Spitze, als einen verdichteten Extrakt aller spirituellen Eigenschaften des Galliertums bezeichnet hat; in seiner Leichtigkeit und Anmut, in seinem Witz und seiner Gewandtheit, aber auch in anderen Eigenschaften, so „in dem geringen Respekt, den der Kelte vor der Wahrheit hat“; man lese z. B. in seinen Briefen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges die merkwürdige Verschiedenheit seiner Ansichten über Friedrich den Großen, je nach dem Empfänger, in Briefen, die vielleicht dasselbe Datum tragen.

Ein ausgezeichnetes Kunstwerk ist das Sitzbild in hohem Alter auf dem Square Monge; eine Wiederholung des in der Pantheongruft befindlichen, von Houdon; das scharfe spitze Gesicht, der feine lächelnde Mund, die nervösen Hände, die verbindliche vorgeneigte Haltung, es ist alles von einem

unübertrefflich charakteristischen Leben: er sieht gerade aus, als ob er eben jemandem mit dem liebenswürdigsten Gesicht von der Welt einen sehr scharfen Sarkasmus versetzt hätte.

Houdon ist überhaupt ein höchst feiner



Künstler; seine Porträtbüsten im Erdgeschoß des Louvre sind wunderbarste lebendigste Zeitdokumente; welcher Lebensdrang, welches Feuer liegt in diesem Kopf, der einmal dem Gabriel Honoré Riquetti, Grafen von Mirabeau, erwählten Deputierten des dritten Standes für Aix, gehört hat; wie er das Kinn vorstreckt und den Nacken zurückwirft; Impossible? ne me dites jamais ce bête de mot. Auch die Büsten von Rousseau, Voltaire, Diderot sind ganz unübertrefflich; wie wunderbar kommt der Gegensatz der beiden ersten zum Ausdruck; das rein Gefühlsmäßige, Kindliche, man möchte fast sagen Beschränkte im Gesicht von Rousseau gegenüber der überlegenen, aber ganz überwiegend verstandesmäßigen Persönlichkeit, die aus den scharfen, etwas gekniffenen Zügen Voltaires spricht. Auch Diderot hat ein öffentliches Denkmal, am Boulevard St. Germain gegenüber der Kirche von St. Germain des Prés.

„Die eigentliche Blütezeit Frankreichs, das große, das liebenswürdige achtzehnte Jahrhundert", schreibt Karl Hillebrand; die Franzosen selbst verstehen, wie es scheint, unter ihrem grand siècle das siebzehnte; nous vivons encore sur sa gloire, sagt der obenerwähnte Herr Breton, als ihm Kuno Fischer auf vorgebrachte Entschuldigungen seiner Unkenntnis der Titulaturen und Formen erwidert, dem Franzosen sei die gute Form angeboren. Vielleicht ist diese Qualität als grand siècle mehr auf das Politische als auf das Litterarische gegründet; in geistiger Beziehung jedenfalls, in der Geschichte der europäischen Civilisation, ist das siebzehnte Jahrhundert, das, wenn man es ein bißchen weit nimmt,

von Shakespeare und Bacon bis Hobbes und Newton und Locke reicht, das englische Jahrhundert, wie das achtzehnte das französische und das neunzehnte das deutsche.

Man hat oft hervorgehoben, eine wie gewaltige Kluft in allen Beziehungen zwischen dem alten germanisch beherrschten und dem modernen nachrevolutionären Frankreich, in dem die unteren Schichten vorwiegend keltischen Blutes zur Herrschaft gelangt sind, sich aufthut. Es fällt einem nicht am wenigsten bei der Betrachtung des monumentalen Paris auf; die Zeit der Aufklärungslitteratur rechnet schon einigermaßen zum modernen Frankreich; aber was dahinter liegt, ist tot; da hat die wilde Cäsur der Revolution die Erinnerung unterbrochen. Wohl hat die Restauration die Königsdenkmale, die in der Revolution zerschlagen wurden und deren Trümmer im Louvre zu sehen sind, wieder aufgerichtet; aber sie haben ihre Seele verloren; sie reden nicht mehr mit im geistigen Leben der Zeit.



J. J. Rousseau.

Auch erzene und steinerne Symbole haben eine lebendige Seele, die sich nicht beliebig wieder erwecken läßt, wenn sie einmal umgebracht worden ist, wenn die Tradition, die Erinnerung, die Neigung der Generationen einmal unterbrochen ist. An einem Kirchenportal in Worms hingen noch vor zweihundert Jahren, bis zur Pfalzverwüstung, an eisernen Ketten riesige Mammutsknochen, von denen sich das Volk erzählte, es seien die Knochen des Lindwurms, den Siegfried erschlagen; heute wird sich wohl das Landvolk dort nicht mehr von Siegfried erzählen.

Das mächtige Reiterbild Karls des Großen vor der Notre-Dame, in diesem Jahrhundert errichtet, wird wohl seinem getreuen Volk der Kelten nicht mehr allzuviel zu sagen haben, nach einem Jahrtausend. Auch Herr Etienne Marcel, der an der Südseite des Stadthauses reitet, prévôt des marchands im vierzehnten Jahrhundert, wird wohl, außer für antiquarisch sehr gebildete Leute, lediglich eine dekorative Sprache reden. Ganz zu geschweigen von den monumentalen Verkörperungen bloßer Abstraktionen, ja sogar rein negativer Begriffe, z. B. die Freiheit.

Im westlichen Louvrehof steht ein riesiges Gambetta-Denkmal; vor einem mächtigen Steinobelisk er in lebhafter Rednerpose, zu seinen Füßen große bronzene Allegorien. Es steht gerade gegenüber einem von Napoleon zur Erinnerung an die Jahre 1805 und 1806 errichteten Triumphbogen, mit Schlachtennamen, Schlachtendarstellungen und

stolzer Inschrift. Auch auf dem Denkmal Gambettas stehen eingemeißelt eine Menge Städtenamen, aber es sind nur die Plätze, wo er einmal eine Rede gehalten hat. Armes Frankreich, wie hast du dich verändert!

Wir wären nicht in Verlegenheit nach Thatmännern aus unserer jüngsten Geschichte, wenn wir Denkmale setzen wollten; aber bei uns steht andererseits das künstlerische Bedürfnis, die ästhetische Ausbildung der Nation nicht auf der Höhe ihrer ethischen Bildung. Wieviel, wenigstens im Verhältnis zu dem wenigen, was er für nationale Kunst ausgiebt, giebt der Staat für ideale Zwecke aus, für Kirche, Schule, Museen, selbst für ägyptische Mumien und archäologische Institute. Und die lebendige Wirkung, die eindringliche und anschaulich verständliche Predigt, die eine monumentale künstlerische Krystallisation vergangener Lebensmomente, seiner großen Zeiten und großen Männer, dem Volke geben würde, gilt so wenig, daß alle künstlerischen Forderungen, wenn sie nicht gerade auf ganz erloschene, gänzlich tote, fremde und antiquarische Symbole sich beziehen, pergamenische Altäre oder mittelalterliche Dome, die allergeringste Aussicht auf Berücksichtigung haben. Der Rembrandtdeutsche hat ganz recht, harmonische Bildung erst ist wirkliche Bildung; hypertrophische Ausbildung des Willens und des Verstandes auf Kosten der Empfindung und der Einbildungskraft, des Ethos auf Kosten der Aisthesis, ist barbarisch. Einer sehr harmonischen Bildung, nebenbei bemerkt, scheinen sich, nach allem, was man von ihnen sieht und hört, die Japaner zu erfreuen.

Die Römer waren gewiß ein praktisches Volk, aber sie wußten die politische Bedeutung nationaler Kunstübung zu schätzen; sie haben in entlegenen Kolonien, in Tunis, in Spanien, in Rheims, in Trier die mächtigsten Bauten, selbst solche rein dekorativen Charakters wie Triumphbogen, aufgeführt; und daß die Römer das Kolonisieren verstanden haben, kann man wohl nicht bestreiten; Rumänien, Gallien, Spanien haben sie nicht nur ihre Herrschaft, sondern ihre ganze Kultur und selbst ihre Sprache aufgezwungen. Man brauchte ja deshalb noch nicht in Dar-es-Salam Nationaldenkmale zu bauen; aber im Lande selbst wenigstens sollte die Schale, das Symbol auch seines Gehalts, dessen, was es verkörpert, würdig sein. Es ist deutsche Art, nicht gern zu repräsentieren, das Äußere gering zu schätzen und nur auf das Wesen zu sehen; aber die Form der Krystallisation ist eben nichts Äußerliches; sie ist untrennbar von ihrem Inhalt.

Sehr zahlreiche und meist künstlerisch höchst vollendete Denkmale von bildenden Künstlern hat Paris; auch in den flandrischen Städten, den typischen Vergangenheitsstädten, begegnet man auf Schritt und Tritt den Standbildern von Malern, auch von solchen minderer Größe. Aber Künstler haben doch unzweifelhaft ihren besten monumentalen Ausdruck in ihren Werken; sie reden so schon zu der Nachwelt; die That, die stumme, die sich nicht selbst verkündet, und die große Persönlichkeit fordert Denkmal und Gedächtnis, nicht der redende Gedanke. Ethischen Kräften, seinen Helden und Propheten, errichtet ein Volk Denkmale, nicht intellektuellen oder ästhetischen Qualitäten.

Es giebt Städte, deren Reiz darin besteht, daß sie lebendige Volksmittelpunkte sind, daß dort der Strom der Zeit vernehmlicher rauscht als anderswo; es giebt andere, deren Körper zwar das aktuelle Leben entflohen ist, deren Torso aber in den dauernden Krystallisationen des Lebens, in Kunst und Schrifttum, das Gewand des alten Wesens noch so deutlich aufzeigt, daß es ebenso interessant oder noch interessanter, weil leichter durchschaubar ist als wirklich aktuelles Leben. Man könnte jene lebendige und diese Monumentalstädte nennen; Brügge, Gent, Venedig gehören zu diesen.

Paris gehört zweifelsohne noch zu den ersteren; und doch zeigen sich, wie uns scheint, in der äußeren Erscheinung Züge, die an jene gemahnen, Symptome eines Dekorativwerdens, Erstarrens der Symbole und antiquarisch bewußter Rehabilitierungsversuche, stolze Formen, denen kein lebendiger Inhalt im Bewußtsein ihrer Zeit mehr entspricht, die nichts mehr zu erzählen haben oder die für das, was sie erzählen, keine Zuhörer, keine Gläubigen mehr finden.

Das stolzeste Haus in Paris, der Palast seiner Könige, ist ein Museum; es dient einem theoretischen, nicht einem Lebenszweck;

aus einer christlichen Kirche ist ein Pantheon geworden, ein künstlich geschaffenes, gelehrtes Symbol, das niemandem lebendigen Gefühlswert giebt.

Pantheon, Vendomesäule, Triumphbogen sind entlehnt, nachgeahmt; innerlich und äußerlich, nach ihrem Zweckgedanken wie nach ihrer Form. Madeleine, Kammer der Abgeordneten und vieles andere sind ihrer ganzen Erscheinung nach, zahlreiche Benennungen sind übertragen, entlehnt. Die klassicistischen Anklänge stammen vielfach noch aus der späteren Zeit des ancien régime; aber seine wahrhafte Blütezeit hatte der Klassicismus unter dem ersten Kaiserreich.

Die eigentliche Revolutionszeit hat naturgemäßerweise keinen monumentalen Ausdruck gefunden; und auch ihre spätere historische Monumentalisierung ist verhältnismäßig spärlich; auf der Place de la Revolution hat die Republik ein mächtiges Revolutionsdenkmal errichtet; am Boulevard St. Germain steht ein prächtiger lebensprühender Danton; il nous faut de l'audace, de l'audace et encore de l'audace steht auf dem Postament. Mirabeau hat, soviel ich weiß, kein öffentliches Denkmal. Die Verhältnisse der Revolution sind wohl noch zu sehr in der Debatte, und auch jene beiden stehen wohl noch nicht für ewig sicher, wenn sich die politischen Verhältnisse einmal ändern sollten. Aber dafür hat der zweite Akt der Revolution, das Kaiserreich, der Stadt seinen Stempel aufgedrückt; keine andere Zeit wohl hat einen so geschlossenen und einheitlichen monumentalen Ausdruck gefunden, wie ihn der Klassicismus des Empire darstellt; noch heute bildet der Klassicismus, allerdings nicht nur der des Kaiserreichs, das vorherrschende Element kann man sagen in der baulichen Physiognomie der Stadt.

Hippolyt Taine hat die Bemerkung gemacht, wie sehr die baulichen Denkmale des Kaiserreichs, nicht nur die direkten klassischen Entlehnungen, sondern der ganze Geist der klassicistischen Schablone, diese weiten, streng symmetrischen, nach einem Plan angelegten Plätze, diese geradlinigen, nach einem strengen Schema gehaltenen, uniformierten Straßen, wie die Rue de Rivoli, mit ihren entsetzlichen Fronten, kilometerlang ein Haus genau wie das andere, der denkbar angemessenste äußere Ausdruck sind des auf den esprit classique, wie er sagt, und nach dem Muster des bureaukratischen Polizeistaates der römischen Kaiser von Diocletian bis Konstantin gebauten, aus der Revolution hervorgegangenen französischen Staatsgebäudes, des imperialistisch-centralisierenden Staatsgedankens, „der die menschliche Gesellschaft nicht nach der modernen christlich-germanischen Art begreift als eine Verbindung von Initiativen, die von unten ausgehen, sondern, nach der antiken, heidnischen und römischen Art, als eine Hierarchie von Ämtern, die von oben aufgelegt sind“ (Les origines de la France contemporaine; Le régime moderne). Taine betont dabei sehr die Abstammung des neuen Cäsar; daß er Italiener war von Rasse, daß er sich lange auch als solcher und nicht als Franzose fühlte und daß ihm die klassisch-cäsarischen Reminiscenzen, die er politischer- und bewußterweise so ausgiebig verwandte, durch tausend Fäden des Blutes und der Erinnerung nahe liegen mußten. Das Exemplar Taine, nebenbei bemerkt, das ich in der Bibliothek der heiligen Genoveva in die Hände bekam, war ganz bedeckt mit injuriösen Randbemerkungen; er sagt aber auch seinen Galliern unangenehme Dinge; daß die Freiheit durchaus nicht erst mit der großen Revolution in die Welt gekommen ist; c'est la liberté, qui est ancienne, c'est la servitude, qui est de nouveau, sagte die Staël; daß, was Frankreich und französische Kultur ist, das Werk ist des alten vorrevolutionären Frankreichs; und schließlich, daß Napoleon ein Italiener war; sind denn die Kelten nur zum Beherrschtwerden da; erst Römer, dann Franken, schließlich hergelaufene Italiener, Napoleons, Gambettas.

Aber überhaupt, abgesehen von der italischen Nationalität des Stifters des modernen Frankreichs, bedeutet der Klassicismus für Frankreich etwas ganz anderes als für uns; Taine selbst faßt den Gegensatz dazu in politischer Beziehung als die christlich-germanische Auffassung vom Staat; Gallien aber ist eine römische Kolonie mit römischer Sprache, und darum eine natürliche Heimat wie des politischen, so auch des künstlerischen Klassicismus (Muther, Geschichte der modernen Malerei, Bd. I, S. 128 ff).

Der Place de la Concorde gilt für einen der schönsten Plätze der Welt, und er sieht gewiß elegant und festlich genug aus. Und doch liegt, wie mir scheint, ein Hauch von Kälte und Repräsentation, von Schein und lediglich dekorativer Pose darüber; es ist der willen vollkommen verschwindet; alles ist Ordnung, bewußte That. Es ist der denkbar direkteste Gegensatz zu der germanisch-individualistischen Art, wie sie etwa an alten niedersächsischen Holzhäusern, an den Rats- und Gildehäusern deutscher Städte zum



Place de la Concorde.

Grundzug von Nachahmung, von Anempfindung und Eklekticismus, der durch diese prachtvolle Schöpfung hindurchgeht. Aus welchen Weltgegenden und Zeiten sind die Anregungen nicht hergenommen, welchen Völkern diese Formen nicht nachempfunden, die dieses Ganze bilden; geradezu Importiertes, wie ein ägyptischer Obelisk; riesige Tempelbauten, für einen anderen Himmel und andere Sitten gedacht, die Kammer der Abgeordneten jenseit der Seine und die Madeleine am Ende der Rue Royale, römische und griechische Stilformen; und die nackten Rossebändiger am Eingange der Champs Elysées mögen im vergangenen Winter — die Seine war zugefroren, das erste Mal wieder seit dem Winter der année terrible — höllisch gefroren haben. Dem stattlichen Marineministerium entspricht auf der anderen Seite der Rue Royale ein vollkommen gleicher Bau; esprit classique, wie Herr Taine sagt, wenn auch zeitlich die Bauten noch aus den letzten Tagen des alten Regimes stammen; in Massen zusammengeballter, symmetrisch angeordneter, gänzlich unterworfener Stoff, bei dem das Einzelne, Individuelle um der Wirkung des Ganzen charakteristischsten Ausdruck kommt, wo jedes kleine Konsol, jede gebälktragende Fratze eigenwillig für sich lebt, jeder Giebel, jedes Fenster ganz gewiß anders ausschaut als sein Gegenstück, wo jedes Einzelne nur äußerst widerwillig sich dem Ganzen einfügt und an allen Ecken und Enden der Sondertrieb wieder durchbricht.

„Ich liebe mir die unregelmäßigen Bauten, zu denen das Bedürfnis den Riß gezeichnet hat," schreibt Moltke einmal, und er empfindet dabei begriffsvorbildlich germanisch; das Bedürfnis ist der Hebel, mit dem die Natur auf den Willen wirkt; wo die Natur selbst, wenn auch nur indirekt, durch Zweck und Bedürfnis gestaltend wirkt, da bleibt das Werk des Menschen mehr im Einklang mit ihr, als wo bewußte Regelung und subjektiv-willkürliche Formel sie tyrannisiert; die leise Sprache der Notwendigkeiten ist immer tiefer und interessanter als die abgerissenen Worte eines einzelnen Gehirns und läßt das treibende Innere, die Harmonie in der Erscheinung deutlicher ahnen. Alle geistigen Äußerungen aus einer Quelle, aus einer Individualität wie aus einer Volkspersönlichkeit, sind einheitlich; jene Empfin-

dung Moltkes entspringt im Grunde demselben Gefühl des Respekts vor dem Gewordenen, der Abneigung, die Thatsachen nach der gemachten Formel zu meistern, und der Achtung vor dem, was in allem Existierenden, in allem, was aus dem unergründlichen Schoße der Möglichkeiten zu wirklicher Thatsächlichkeit in dieser Welt sich durchgerungen hat, wie Carlyle sagt, wenn auch noch unerforscht und vielleicht unerforschlich sich ausspricht; entspringt, sagen wir, derselben religiösen Grundstimmung, die an der germanischen Art zu denken, wie wir oben ausgeführt haben, schon so vielfach beobachtet worden ist; nur eine andere Bezeichnung dafür, der historische Sinn, ist vielleicht das allgemeinste Kennzeichen derjenigen geistigen Periode Europas, in der deutsches Denken



Arc de triomphe.

vorherrschend war, des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Eintrachtsplatz ist wohl eine der großartigsten Anlagen jener ersteren Art, wo nicht das Bedürfnis, sondern von Anfang an bewußter Plan und dekorative Absicht den Riß gezeichnet hat. Herr Muther (Geschichte der modernen Malerei) nennt die Springbrunnen auf dem Eintrachtsplatz die schönsten der Welt; das kann ich aber durchaus nicht finden; das Plastische daran ist nicht hervorragend und der Aufbau ziemlich trivial und üblich; auch das unvornehme Material, überbronziertes Eisen, stört. Nebenbei bemerkt, mir scheint der schönste Brunnen der von Peter Candid im Brunnenhof der Residenz in München zu sein.

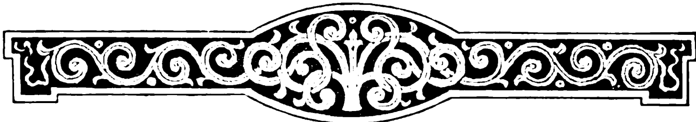
Die Städtestatuen auf dem Eintrachtsplatz sind meist recht herzlich mittelmäßig; nur eine, von Floren, Kränzen und Schleifen, viele mit der Inschrift L. d. P. (Ligue des Patriotes) fast bedeckt, kann uns eine kleine Erregung angenehmer Art bereiten, die jedoch auch nicht auf künstlerische Vorzüge zurückzuführen ist: die Statue von Straßburg.

Vom Ende der Champs Elysées winkt der Arc de triomphe herunter; ein gewaltiges, mächtiges, imponierendes Stück Stein. Aber es ist auch wahrlich ein gewaltiges Stück Kriegsruhm, das er der Welt zu zeigen hatte, der neue Cäsar, und man kann

nicht sagen, daß das Äußere, das Sinnbild, in Mißverhältnis stände zu seinem inneren Gehalt, zu dem, was es erzählen soll. Ob es gebebt hat in seinen Grundfesten, als im schimmernden Morgen des 1. März 1871 der Lieutenant von Bernhardy von den vierzehnten Husaren über die Barrikade hinwegsetzte, mit welcher der Bogen versperrt war?

Auch der Triumphbogen ist ein übernommenes, ein entlehntes Symbol; und ein totes Symbol, eine Form, die ihr Leben verloren hat, ist das Siegeszeichen der römischen Weltherrschaft eigentlich schon seit damals, als im Jahre 410 blondhaarige Goten in die Hauptstadt der Welt einzogen. Vom klassischen und vom christlich-germanischen Staatsgedanken spricht Herr Taine als den beiden gegensätzlichen Bestandteilen der europäischen politischen Kultur; es liegt ein gewaltig zusammenfassender, Zeiten und Räume umspannender Gedanke darin. Römertum und Germanentum waren bis jetzt die beiden großen Kulturfermente Europas; nach der römischen Besiedelung Europas kam die germanische; und wenn die Kaiserin Eugenie im Jahr 1867 bei Gelegenheit der Anwesenheit König Wilhelms und seines Gefolges in Paris diese Deutschen einmal die Rasse der Zukunft nannte, so kann man sich das zwar an sich gefallen lassen, wenn man sich auch, um selbsttäuschende Schlüsse zu vermeiden, dabei bemerken muß, daß es nicht etwa der Durchschnitt der Rasse war, sondern so ziemlich die Edelsten und Stärksten der Nation, die damals als Probe nach Paris geschickt waren; aber eine gänzlich unhistorische und arrogante Auffassung lag doch in jenem Ausspruch der spanisch-irischen Französin. Das historische Bewußtsein der Menge umfaßt nur eine kurze Zeit; Treitschke sagt einmal, die Erinnerung des deutschen Volks reiche höchstens bis zum Dreißigjährigen Kriege; nur in der Geschichte nach 1648 kann auch die merkwürdige Idiosynkrasie der Franzosen, daß sie sich uns gegenüber für das Volk des älteren Rechts und der älteren Kultur halten, ihren Schein von historischer Begründung finden. Höchstens zweihundert Jahre dauerte die europäische Hegemonie der Franzosen; die Hegemonie eines keltischen Stammes von abgeleitet römischer und zum Teil germanischer Kultur konnte nur eine vorübergehende Episode der Weltgeschichte sein. Nicht das Zeichen zum Aufgang einer ganz neuen Epoche, sondern lediglich der Beendigung eines anachronistischen Intermezzos war es, als die weiße Flagge über Sedan aufging; ein neuer Akt nur in dem Drama, das begonnen hatte, als Alarich in Rom einzog, in dem Teil der europäischen Geschichte, dessen Führerschaft der deutschen Nation zufällt, „der Mutter alles europäischen Lebens, deren Geschichte die Grundwurzel der Geschichte Europas ist," wie nicht ein deutscher, sondern ein englischer Geschichtschreiber, Herr Charles Kingsley, weiland Professor der Geschichte in Cambridge, sich ausdrückt.

(Schluß folgt.)





Die Charity Organisation Society.

Zur Organisation der Wohlthätigkeit in England.

Von

Anna Edinger.

We must, in fact, realize, that there is an art of charity, and we must acquire it. (C. S. Loch.)

It is really a science, upon the study of which you are entering. (Archbishop of Canterbury.)

Die Überzeugung, daß die Armut unserer Mitmenschen etwas anderes und mehr von uns fordert als Almosengeben, ist in die Kreise der Begüterten noch zu wenig eingedrungen Gewiß lebt mehr als je das Mitleid mit den Schwachen und Hilflosen in den Menschen unseres Jahrhunderts: die sociale Bewegung hat ihren belebenden Einfluß auch auf die Armenpflege ausgeübt. Durch Staat, Vereine und Private werden den Bedürftigen große Summen zugeführt; und doch ist der Erfolg ein verhältnismäßig geringer. Täglich scheitern Existenzen im Kampf ums Dasein, und trotz der vielen Einrichtungen zur Rettung wirtschaftlich Schiffbrüchiger gelingt es wenigen, sich aus dem Strudel wieder emporzuarbeiten.

Ein Grund dafür liegt wohl darin, daß die weitgehenden gemeinnützigen Bestrebungen nicht Hand in Hand gehen, ja nicht einmal durchweg nach gleichen Grundsätzen arbeiten. Die moderne Armenpflege bedarf der Organisation, vereinzelte Bemühungen müssen dem Massenelend gegenüber wirkungslos bleiben. Auf diesem Gebiet ist ein eingehendes Studium notwendig, und die gesammelten Erfahrungen social Geschulter müssen Neulingen mitgeteilt werden, damit nicht jeder Anfänger dieselben Fehler begehe und den gleichen Schaden verursache. Zweifellos ist, daß viele durch unbedachtes Almosengeben demoralisierend auf die Armen wirken; die Bewegung gegen solche „fahrlässige Wohlthätigkeit“ * verspricht eine weitgehende zu werden. Der persönliche Verkehr zwischen Begüterten und Mittellosen ist die Basis einer vernünftigen Armenpflege: um aber in der richtigen Weise wirken zu können, muß der Hilfebringende Verständnis für die von den seinigen so verschiedenen Verhältnisse besitzen. Der Schutzwall, welcher den Durchschnittsarbeiter, der sich und seine Familie durch Energie und strenge Pflichterfüllung auf gerader Bahn erhält, von der schiefen Ebene der Verarmung trennt, ist ein so schmaler, daß es nur einiger wohlgemeinter Stöße von unerfahrener Hand bedarf, um den Haushalt ins Gleiten zu bringen.

Es wird wohl allerorts an einer Umgestaltung und Verbesserung der Armenpflege gearbeitet, aber nirgends geschieht dies in so energischer und umfassender Weise, in steter Berührung mit allen Kreisen der Bevölkerung als in England durch die Charity Organisation Society: Gesellschaft zur Beförderung der Wohlthätigkeit und zur Unterdrückung des Bettels, wie der volle Name des Instituts lautet. Die Gesellschaft darf sich wohl, wie C. S. Loch, ihr Hauptsekretär, in einer für den Congrès international de l'Assistance (Paris 1889) geschriebenen Ab-

* Blätter für sociale Praxis Nr. 85 (4. Halbjahr).

handlung* sagt, die Urheberin einer neuen Bewegung auf dem Gebiete der socialen Reform in England nennen. Die Londoner Gesellschaft wurde 1870 gegründet, „um die große Summe wohlthätiger Bestrebungen Londons in die wirksamsten Kanäle zu lenken." Sie wollte kein Unterstützungsverein werden wie ähnliche Vereinigungen, sondern eine Centrale, ein organisatorischer Mittelpunkt für alle. Auch in vielen anderen Städten Englands sind Charity Organisation Societies entstanden, doch ist es am fesselndsten, das Werk derjenigen in London zu beobachten, wo die für die Armenpflege zu überwindenden Schwierigkeiten am größten sind.

Die Gesellschaft will eine Verbesserung der Lage der Armen hervorbringen: 1) indem sie ein Zusammenwirken der staatlichen und privaten Armenpflege erzielt; 2) dadurch, daß sie jedem Fall eine genaue Untersuchung und zweckmäßige Hilfe zu teil werden läßt; 3) durch Unterdrückung des Bettels. An der Hand der Schriften der Gesellschaft, insbesondere des vorerwähnten kleinen Buches von C. S. Loch, soll hier versucht werden, die Bestrebungen der Charity Organisation Society und die Grundlagen, auf welchen sich dieselbe aufbaut, darzulegen.

In England war von jeher das Interesse für Wohlthätigkeitsfragen ein lebhafteres als in anderen Ländern. Es bildet einen Teil der gewohnheitsmäßigen Beschäftigung bessergestellter Frauen, für die Armen zu nähen, sie zu besuchen und ihnen geistige und körperliche Nahrung zuzuführen.

Das religiöse Element ist ein mächtiger Faktor in diesen Bestrebungen, doch sind gerade daraus auch mancherlei Nachteile erwachsen, welche den Geistlichen selbst zum Bewußtsein gekommen sind. Rev. C. Brooke, Prediger in North-Brixton, einem sehr armen Kirchspiele Londons, sagt nach neunzehnjährigem Wirken, daß jeder, der Almosengeben als Propaganda für religiöse Dogmen benützt, ein zweischneidiges Schwert führt. „Es ist mir vorgekommen, daß eine Person die Gottesdienste dreier verschiedener Sekten an einem Sonntag besucht hat, um von jeder der Gemeinden beschenkt zu werden."

Einer Gesellschaft mit geübten Pflegern und ausgebreitetem Aktenmaterial stehen ganz andere Mittel zur Verfügung als dem einzelnen; sie wird Betrüger schneller entlarven, sowie sie auch ehrlichen Bittstellern durch ihre Erfahrungen und Beziehungen wirksamere Hilfe schaffen wird. Deshalb enthält der erste der oben angeführten Grundsätze die Bitte um ein Zusammentreten aller, damit jeder Fall leichter in seiner Eigenart erkannt und ihm von der geeignetsten Seite Hilfe zugebracht werde. Ihre Ergänzung findet diese Forderung in der zweiten These, welche genaue Untersuchung und individuelle Behandlung jedes Falles verlangt. Das individuelle System, nach welchem die Gesellschaft arbeiten will, verdammt die Austeilung von Almosen im großen (wholesale relief). Unter diesen Bannspruch fallen alle Stiftungen zur Verteilung an bestimmten Daten, alle Gratis-Suppenküchen, auch das Verkaufen von Kleidern und Lebensmitteln unter dem Kostenpreis, wie es als benevolent trading in England vielfach üblich ist. Bei all diesen Einrichtungen ist eine Prüfung des Einzelfalles ganz unmöglich, und die Charity Organisation ist überzeugt, daß diese bereitgelegten Krücken den Armen davon abhalten, seine eigene Gehkraft anzustrengen. „Mildthätige Engros-Fütterungen der Kinder sind das sicherste Mittel, die Zahl der schlecht ernährten Kinder zu vermehren," bemerkt Octavia Hill, die berühmte Reformatorin der Londoner Volkswohnungen. Auch das Austeilen von Gutscheinen für Lebensmittel oder Bettzeug ꝛc. wird verworfen; in dem dunklen Gefühl, daß etwas Warmes zum Essen oder Anziehen niemand schädlich sein könne, geben mitleidige Seelen die Scheine gedankenlos hin, ohne zu erwägen, ob es in dem vorliegenden Falle gerechtfertigt sei, überhaupt ein Almosen zu erteilen — ob nicht andere Hilfsmittel zu Gebote stehen, welche das Übel mehr an der Wurzel anfassen. Es giebt Verhältnisse, denen gegenüber es eine heilige Pflicht ist, nichts zu schenken. In jedem Falle aber muß verständnisvolle Teilnahme die erste größte Gabe, Geld nur die letzte und geringste sein.

* C. S. Loch: Charity Organisation; Social Science Series.

Deshalb ist auch die dritte These, welche die Unterdrückung des Bettels fordert, sehr einleuchtend. Almosengebende sollen daran festhalten, erst die Menschen und ihre Verhältnisse kennen zu lernen und dann mit der eigentlichen Hilfe zu beginnen. Wie es in Großstädten Läden giebt, die nur schlechte, undauerhafte Waren führen, von niemand zweimal aufgesucht werden, sich aber durch Ankäufe der Vorübergehenden halten können — so bestehen die Professionsbettler und Bettelbriefschreiber; wir sollten aber zu den Armen nicht sein wie Vorübergehende, sondern wie Freunde.

Unermüdlich kämpft die Charity Organisation Society für das, was sie als zweckmäßig erkannt hat, und viele kleine Flugschriften tragen ihre Ansichten und Grundsätze in die Welt hinaus. Da sie die gesamte Armenpflege zu einheitlichem Zusammenwirken bringen will, so muß es ihr vor allem wichtig sein, Fühlung mit der staatlichen Almosenverteilung zu gewinnen. In England wie in Deutschland hat sich die Regierung für verpflichtet erklärt, denjenigen ihrer Staatsbürger, denen es am Notwendigsten mangelt, Unterstützung zu gewähren. Die Männer, welche von der Regierung mit der Durchführung dieser Verpflichtung betraut waren, sahen indes bald die Schäden, die daraus erwuchsen, daß keine Fühlung zwischen staatlicher und privater Armenpflege bestand. Im Jahre 1869 gab der Minister Goeschen seine Poor Law Minute heraus, eine kurze Anweisung, wie sich die Thätigkeit des Staates von der Privatwohlthätigkeit abgrenzen lasse; er weist besonders darauf hin, daß der Staat immer nur die augenblickliche Not lindern könne, daß alle Bestrebungen zur eigentlichen Abhilfe der Armut der privaten Wohlthätigkeit überlassen bleiben. Goeschen rügt die Gewohnheit, zu der staatlichen Unterstützung eine private Unterstützung gleicher Art hinzuzufügen, und giebt an, daß die Armenbehörde in England keine Miete bezahlt, weder Kleider noch Werkzeuge einlöst, auch keine Reisekosten leiht, so daß der Vereinsthätigkeit noch ein reiches Feld bleibt.

Die Gesellschaft zur Organisation der Wohlthätigkeit stellte, in voller Anerkennung der Goeschenschen Grundsätze, für sich noch eine andere Arbeitsteilung auf. Sie beschloß, diejenigen, welche stets in die Not zurückfallen, der Staatshilfe ganz zu überlassen; mit ihren Kräften wollte sie nur für diejenigen arbeiten, welche durch Mißgeschick ins Elend versunken und durch ernsthafte Bemühungen noch daraus zu erretten sind. Wie ein Arzt scheidet sie ihr Material in akute und in chronische Fälle — nur die ersteren werden ganz in Behandlung genommen, alle Umstände, welche die Not verursacht haben und die Heilung derselben verhindern, zu entfernen gesucht; mit einer vorübergehenden Besserung wäre wenig erreicht. Für die unheilbaren Fälle aber, die einzigen, welche die Gesellschaft der Armenbehörde überweisen möchte, genügt nach ihren Ansichten die geschlossene Pflege, d. h. die dauernde oder vorübergehende Versorgung in den Armenhäusern, Hospitälern und Herbergen. Die Charity Organisation Society tritt ein für gänzliche Aufhebung der offenen Pflege; das Austeilen von Geld und Lebensmitteln durch den Staat, die Aussicht auf eine Rente, nach der jeder Energielose greifen kann, soll aufhören; daß diese Rente, um nicht zu verlockend zu wirken, von allen Staaten niedriger als der geringste Arbeitslohn angesetzt wird, hebt ihre demoralisierende Wirkung nicht auf, sondern führt die Empfänger nur dazu, das Fehlende anderswo zu erbetteln. — In mehreren Sprengeln Londons ist eine Beschränkung der offenen Pflege durchgeführt worden, welche der Aufhebung nahekommt. In Stepney gingen infolgedessen die Kosten der Außenpflege von 5934 Pfund Sterling auf 148 Pfund Sterling pro Jahr herunter, ohne daß die der Innenpflege stiegen. In Whitechapel, einem der ärmsten Distrikte Londons, sank von 1869 auf 1879 durch die Aufmerksamkeit und Energie des Pflegamtes der Prozentsatz der staatlich Unterstützten auf 16,1 pro Tausend, während er in der benachbarten City, wo öffentliche und private Mittel reichlich fließen, 62,2 pro Tausend beträgt. In dem Landstädtchen Bradfield waren die Resultate noch mehr ins Auge fallend, so daß der Vorsitzende des dortigen Pflegamtes* den Satz auf-

* T. Bland Garland: From Pauperism to Manliness (Occasional Papers Nr. 21).

stellte: „Höchstens ein Fünftel der Fälle von Verarmung werden durch Unglück und Verbrechen im engsten Sinne hervorgerufen, vier Fünftel aber durch das Austeilen von staatlichen Almosen.“ Die Pfleger sagen allgemein, daß in den „strengen“ Gemeinden die Lage der Armen sich nicht verschlechtert, daß ihr Bestreben, sich durch Eintritt in Krankenkassen und Versicherungsgesellschaften selbst gegen Not zu schützen, zugenommen hat — daß ferner die Löhne gestiegen sind. Auch Witwen werden in Bradfield nur während der ersten vier Wochen nach dem Tode des Mannes durch offene Pflege unterstützt; läßt man Witwen und deren Kinder gewohnheitsmäßige Almosenempfänger werden, so verlieren die jungen Menschen das Gefühl dafür, daß in der Annahme der staatlichen Unterstützung das Eingeständnis der Minderwertigkeit und für einen vollwertigen Menschen etwas Unehrenhaftes liegt.

Gewiß ist eine solche Reform schwer denkbar ohne private Hilfe, ohne werkthätige Menschen, welche solchen, die durch eigene oder fremde Schuld in Not geraten sind, mit Rat und That beistehen. Das ist nun das Bestreben der Charity Organisation Society, Menschen heranzuziehen, welche ihre freie Zeit dieser Arbeit widmen — mit Liebe, aber ohne Sentimentalität, und vor allen Dingen mit der notwendigen Sachkenntnis. Menschen, welche es für verdienstlich halten, jedem Zerlumpten, jedem Straßenbettler, der an ihre Thür klopft, ein Almosen zu reichen, und für grausam, einen bettelnden Handwerksburschen fortzuweisen, sind zu diesem Werke nicht zu brauchen. Diesen ruft die Charity Organisation zu: Freigebigkeit ist keine Wohlthätigkeit! Eure Gaben bringen mehr Schaden als Nutzen. Ihr seid schuld daran, daß kräftige Leute Almosen suchen statt der Arbeit, weil ihr es ihnen leichter macht, das Geld auf der Straße zu finden, als es in einer Werkstatt zu verdienen. Ihr verleitet die Menschen zum Lügen, weil ihr gedankenlos und leichtsinnig genug seid, ihren Erzählungen von Elend, Krankheit und Arbeitslosigkeit ohne Kontrolle Glauben zu schenken. — Die übliche Entgegnung weichherziger Menschen, es sei besser, neun Unwürdige zu unterstützen, als einen Würdigen abzuweisen, ist eine falsche, unhaltbare. Es ist niemals gerechtfertigt, neun Menschen zu schaden, um einem zu nützen; dabei ist der Begriff der Würdigkeit ein sehr diskutabler, und noch fraglicher ist der dem „Würdigen“ gespendete Nutzen durch eine momentane, ganz unzureichende Gabe. Alle unsere Bestrebungen den Armen gegenüber müssen dahin gerichtet sein, sie aus dem Zustand der Abhängigkeit und Hilflosigkeit emporzuziehen, ihr Selbstgefühl und ihre Thatkraft zu wecken. Daß das mühelose Empfangen von Pfennigen am wenigsten dazu geeignet ist, wird jeder zugeben. An den Nutzen großer Fonds zu Unterstützungszwecken glauben die Anhänger der Charity Organisation Society so wenig, daß sie dem Enthusiasmus, welchen General Booths Sammlungen zur Erlösung der Elendesten in England erregten, sehr kühl gegenüberstanden. „Die Wirksamkeit von General Booths Unternehmen wird allein von den Arbeitskräften abhängen, welche ihm zur Verfügung stehen. Ich müßte mich sehr irren, wenn das Ansammeln von Tausenden von Pfunden Sterling, die Verkündigung eines angeblichen Allheilmittels, der Ausführung seines Planes nicht mehr schaden als nützen sollte,“ sagt Oktavia Hill. An anderer Stelle spricht sie von der üblichen Wohlthätigkeit: „Ungeduld scheint mir der Fluch unserer Zeit; wir eilen, die Verhältnisse scheinbar zu verbessern, und machen sie zehnmal schlimmer und kümmern uns nicht darum. ... Ein Mann oder Weib oder Kind ist aus irgend einem Grunde arm. Entweder der Betreffende ist an eine Stelle geraten, wo keine Nachfrage für das ist, was er leisten kann — und es bedarf des teilnahmvollen Nachdenkens, um ihn in einen anderen Wirkungskreis zu versetzen, wo seine Fähigkeiten Marktwert haben, oder er ist krank und braucht Pflege; ein anderer ist faul, unwissend oder mürrisch. Können wir durch ein Almosen ihre Mängel heilen, ihr Streben anspornen, ihre Selbstbeherrschung stärken oder ihrer Faulheit abhelfen? Und wenn wir sie durch die Gabe nicht bessern, werden wir sie nicht dadurch schlechter machen? ... Warum sind die Freundschaftsbeziehungen mit unseren armen Nächsten so anders als mit denen unserer eigenen Klasse? Wo bleibt die ehrliche Sympathie? wo der

Austausch von Ideen? Wo, um die Ansprüche herabzusetzen, finden wir intelligente, genügende, wohlerwogene Geldhilfe? Wenn all dies irgendwo dargeboten wird, so geschieht es durch die Charity Organisation Society und ihre Anhänger. Wer lernen will, was weises, ausreichendes und zweckmäßiges Almosengeben ist, der soll sich ihren Komitees anschließen."

Wie sind nun diese Komitees organisiert und in welcher Art gehen sie vor? Die Londoner Gesellschaft besteht aus vierzig Distriktkomitees, von denen ein jedes einen Armenbezirk oder Teile eines solchen umfaßt. Sie sind im Princip voneinander unabhängig, unterstehen jedoch einer Art von Revision durch das Centralkomitee oder Council, das seinen Sitz 15 Buckingham Street Strand hat. Dieser „Rat" dient ausschließlich dem Hauptzweck der Gesellschaft, der Organisation, und nimmt keinerlei Bittgesuche an. Der Rat setzt sich zusammen aus: erstens einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und einem Schatzmeister; zweitens den jährlich gewählten Abgeordneten der Distriktkomitees; drittens Abgeordneten verschiedener wohlthätiger Vereine und Institutionen Londons; viertens unabhängigen, aus irgend einem Grunde berufenen Mitgliedern. Der Rat beschäftigt sich insbesondere damit, die vielen Anstalten der Armenpflege Londons zu gemeinsamem Wirken heranzuziehen und auch im Publikum das Interesse für Organisation zu wecken. Von dem Rat aus gehen Memoranda zur hygienischen und socialpolitischen Gesetzgebung an das Parlament, hier werden Mißstände zur Sprache gebracht und Principienfragen erledigt. Besondere Kommissionen haben in den letzten Jahren über Blinden- und Taubstummenerziehung, Idiotenpflege, Mißbrauch von Kindern zum Straßenbettel getagt.

Zur Besorgung fortlaufender Geschäfte sind Unterabteilungen eingesetzt. Eine solche überwacht die Ausgaben und die Handlungsweise der Distriktkomitees und bestimmt den Zuschuß, welchen einzelne derselben, die in besonders armen Distrikten arbeiten, von der Centralstelle erhalten. Ein anderer Ausschuß beschäftigt sich mit der Beratung der Auswandernden, ein dritter giebt Privaten und Vereinen Auskunft und veröffentlicht Fälle von betrügerischem Bettel. Diese Veröffentlichungen geschehen in der monatlich erscheinenden, von der Gesellschaft herausgegebenen Charity Organisation Review. In diesen Heften legen die arbeitenden Mitglieder ihre Erfahrungen und Ansichten nieder; ferner benutzt die Gesellschaft ihr eigenes Organ und andere Zeitungen, um für besondere Fälle — Rekonvalescentenkuren, Alterspensionen ꝛc. — Sammlungen zu veranstalten.

Im Rat, sowie in den Distriktkomitees arbeiten Vertreter beider Geschlechter und verschiedener Konfessionen gleichberechtigt mit; in jedem Distriktkomitee muß ein Präsident und mindestens ein Sekretär sein — wo sich niemand findet, welcher die letzterwähnte Stelle im Ehrenamt bekleiden kann (honorary secretary), werden einer oder mehrere bezahlte Distriktsekretäre angestellt. Den Sekretären fällt die Pflicht zu, während der täglichen Sprechstunden die Gesuche anzunehmen und zu buchen. An sie gliedert sich ein ganzer Stab teils erfahrener, teils in der Ausbildung begriffener Mitarbeiter, welche je nach ihren Kräften die weitere Prüfung und Erledigung der Fälle übernehmen. Es hat sich gezeigt, daß jedes einzelne Distriktkomitee zur geordneten Geschäftsführung drei bis vier Zimmer haben muß, was eine beträchtliche Ausgabe für Miete verursacht. Hierzu kommt der wenn auch kleine Gehalt derjenigen Frauen und Männer, welche nicht im stande sind, der Gesellschaft ihre Dienste ohne Entgelt anzubieten. In einzelnen Komitees sind Mitglieder aus dem Arbeiterstand eine höchst erwünschte und wertvolle Hilfe.

Die Erkundigungen über die zu Unterstützenden sollen sich in jedem Fall erstrecken auf: erstens den früheren Aufenthaltsort der Familie; zweitens Beziehungen und Verhältnisse am jetzigen Aufenthaltsort; drittens Zahl und Alter der Familienangehörigen; viertens Beschäftigung, Lohn, Schulden und Verpflichtungen derselben; fünftens Ermittelung etwaiger Verwandten, die zur Beihilfe herangezogen werden können; sechstens Ansprüche der Familie an Kassen ꝛc.; siebentens Unterstützungen, welche die Familie von anderer Seite erhält.

Es giebt viele Menschenfreunde, welche

ein solches Eindringen in die Verhältnisse anderer für unberechtigt und grausam halten; es ist ebenso notwendig wie die Untersuchung eines Kranken durch den Arzt. Gewiß finden sich gerade unter den anständigsten Verarmten solche, die sich durch die genauen Prüfungen gekränkt fühlen, und besonders deshalb beansprucht die Feststellung all dieser Punkte viel Menschenkenntnis, Takt und Geduld. Wenn man aber bedenkt, was für wichtige Schlüsse aus dem Vorleben und den Beziehungen der Armen sich ziehen lassen, erscheinen die Anforderungen nicht zu weitgehend. Es ist eben ein ander Ding, ob man bloß ein Almosen reichen will und sich deshalb mit der Feststellung der Thatsache, daß der betreffende Arme ein anständiger Mensch ist, zufrieden giebt, oder ob man jedem einzelnen Fall in der redlichen Absicht nahetritt, gründlich und für immer zu helfen. Die genaue Prüfung jedes Falls schützt die Gesellschaft nicht nur vor Betrügern und Gewohnheitsbettlern, sondern warnt sie auch vor nutzlosen Bemühungen, Menschen in einem Berufe vorwärts zu helfen, dem sie nicht gewachsen sind; sie verhindert sie daran, sich solcher Leute anzunehmen, welche bereits von anderer Seite beeinflußt werden; sie zeigt ihr endlich den Weg, auf welchem die Verarmten einer besseren Lage zuzuführen sind. Mitunter ist das sehr einfach; so fand sich bei einem angeblich heimatlosen Knaben, der vom Bettel lebte, daß er seinem ganz wohlhabenden Vater entflohen war; nach einigen Schwierigkeiten gelang es, denselben in die Heimat zurückzubefördern. In komplizierten Fällen sollte eine genaue Kenntnis aller Umstände erst recht die Basis jeder armenpflegerischen Arbeit sein. Um alles Notwendige zu ermitteln und die Wahrheit und Glaubwürdigkeit der von den Bittstellern erhaltenen Aussagen zu prüfen, lassen die Distriktkomitees Anfragen an Geistliche, Schullehrer, Gemeindevorsteher, Arbeitgeber, Vermieter oder Ärzte ergehen. Hierzu werden zum Teil vorgedruckte Formulare verwendet.

Die so sehr wichtige Nachfrage über die Lebensweise der Familie am früheren Wohnort wird der Gesellschaft dadurch erleichtert, daß sich nun ihre Verbindungen über ganz England, einen Teil des europäischen Kontinents und der Vereinigten Staaten erstrecken. In Großbritannien selbst giebt es einundzwanzig Gesellschaften mit ähnlichen organisatorischen Zwecken, in Amerika achtundsiebzig; ferner steht die Londoner Gesellschaft in Korrespondenz mit vierundsiebzig englischen und über hundert ausländischen wohlthätigen Vereinen. Es besteht eine besonders rege geistige Verbindung mit den Centren amerikanischer Kultur. Dort hat sich das Schlagwort „viel freundliche Teilnahme und wenig Almosen" aufs äußerste ausgebildet. Die Boston Associated Charities z. B. schicken jeder armen Familie, welche ihnen in irgend einer Weise bekannt wird, einen „friendly visitor". Dieser Besucher oder Besucherin giebt keine Almosen; er soll eben ganz andere Beziehungen anknüpfen als die des üblichen Wohlthäters, er soll der bedrängten Familie ein Freund werden, sich in ihre Denkweise einleben und ganz allmählich, lernend und lehrend, sie zu kräftigen versuchen im Kampfe ums Dasein. Die notwendige pekuniäre Hilfe in schwerer Zeit kommt von anderer Seite, ebenfalls nach dem Dafürhalten der Associated Charities. Auch in den Londoner Komitees besteht der Grundsatz, zur Hilfe möglichst die Mittel anderer Anstalten heranzuziehen, um die eigenen Kräfte der Organisation zu wahren. Zu den wöchentlichen Sitzungen der Distriktkomitees, in welchen über die einzelnen Gesuche beraten und entschieden wird, sind die staatlichen Armenpfleger, die Geistlichen, Lehrer, Vorstände der Vereine, kurz alle, die auf dem weiten Felde der Armenpflege arbeiten, eingeladen; jeder, der helfen will, ist dort als Zuhörer willkommen, und so bildet sich die Gesellschaft stets neue Mitarbeiter heran. So hofft sie auch ihr eigentliches Ziel zu erreichen, d. h. organisierend auf die vorhandenen Wohlthätigkeitsanstalten einzuwirken. Das Endziel ihrer Gründer und Leiter wäre erreicht, wenn alle Fälle von Not ihr zur Begutachtung unterbreitet und durch sie dem zur Abhilfe geeigneten Verein, staatlichen Institut, Spital oder Privaten zugewiesen würden.

Ohne sich durch die von den Bedürftigen ausgesprochenen Wünsche beeinflussen zu lassen, erwägen die Komiteemitglieder, welcher Eingriff voraussichtlich eine Wendung zum

Guten herbeiführen könnte. Manchmal wird es durch zeitweise Abnahme der Sorge für ein krankes Kind, das dem Haushalt stetige Opfer zumutet, einer Familie ermöglicht, sich wieder emporzuarbeiten. Frauen, welche darauf angewiesen sind, eine Familie ganz oder teilweise zu ernähren, werden auf Kosten der Gesellschaft zu Büglerinnen, Hebammen u. dergl. ausgebildet, andere erhalten Mangeln, Nähmaschinen leihweise oder auf Abzahlung. Diese Geräte tragen dann, bis sie bezahlt sind, den Stempel der Gesellschaft, so daß eine Verpfändung unmöglich ist. Stets wird in genaue Erwägung gezogen, ob nach dem Bekanntenkreise, dem Charakter und der Begabung der Frauen gerade in dem gewählten Fache eine erfolgreiche Thätigkeit zu erwarten sei. Auch Männern hilft die Charity Organisation Society gern durch Anschaffung von gutem Werkzeug auf, wenn sich ihnen hierdurch eine Aussicht auf besseres Fortkommen in ihrem Berufe bietet. Da, wie schon erwähnt, in England die Krankenversicherung nicht obligatorisch ist, so bemüht sich die Charity Organisation Society, die arbeitende Klasse zum Eintritt in die bestehenden Kassen zu bewegen. Erkrankten Arbeitern leiht sie ihren Beistand z. B. nur unter der Bedingung, daß dieselben versichert sind, oder doch sich fest verpflichten, nach Ablauf ihrer Krankheit sofort einer Versicherungsgesellschaft beizutreten.

Wo die Gesellschaft ihre Hilfe zusichert und die Bedürftigen ihrerseits Energie und guten Willen zeigen, da hilft sie ausreichend, und ihre Mitglieder bleiben in ständigem Verkehr mit den ihnen zuerteilten Schützlingen, bis dieselben im stande sind, sich selbst weiterzuhelfen. Das bedarf oft jahrelanger Aufmerksamkeit. Teilt der „Freund" oder die „Freundin" der armen Familie die Geldspende zu reichlich aus, so besteht die Gefahr, daß diese Armen in ihren eigenen Anstrengungen erlahmen; kargt man mit der notwendigen Unterstützung, so kommen die Bedürftigen körperlich herunter. Wenn der Ernährer erkrankt ist, so wird ängstlich dafür gesorgt, daß derselbe seine Arbeit nicht vor völliger Genesung wieder aufnimmt. Andererseits wird jede Möglichkeit, eines der Familienmitglieder zum Erwerb heranzuziehen, ergriffen, jedes selbständige Verdienen ermutigt. Oft auch hilft die Charity Organisation Society durch die Beschaffung von chirurgischen Apparaten. Im Jahre 1891 bis 1892 (das Rechnungsjahr geht von Oktober zu Oktober) wurden deren 1202 durch die Gesellschaft geliefert. In jedem einzelnen Fall wird vor der Bewilligung des Apparats festgestellt, ob die Familienverhältnisse derart sind, daß sich ein Vorteil von der Kur erwarten läßt; soll die Gesellschaft Krücken, Schienen, Geradehalter liefern, so müssen sich die Angehörigen verpflichten, durch Pflege, sorgfältige Ernährung und Reinlichkeit ihr Teil zur Besserung des Leidens beizutragen. Auch die weitere Behandlung wird durch einen „Besucher" überwacht, damit der Erfolg durch keine Nachlässigkeit gefährdet werde. So wurde ein Knabe mit schwachen Fußgelenken, der Ausläuferdienste that, zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, damit die gute Wirkung einer von der Gesellschaft gestellten Schiene nicht durch Überanstrengung vereitelt werde.

Die Gesellschaft ist in enger Verbindung mit der Society for Befriending Young Servants und verschiedenen Anstalten zur Ausbildung von Dienstboten. Diese nehmen oft auf den Antrag der Charity Organisation Society halbwüchsige Mädchen aus zerrütteten und heruntergekommenen Haushaltungen auf und erziehen sie dazu, sich ihr Brot zu verdienen. Für junge Mädchen, welche bereits moralisch verkommen sind, findet sich eine Zuflucht in den vielen Magdalenenhäusern Londons; einige dieser „Homes" gehören der Heilsarmee, andere sind Stiftungen Privater. Die Erfolge dieser Anstalten sind im ganzen keine besseren als in Deutschland; auch hier sucht die Gesellschaft nachzuhelfen, indem sie die Mädchen in andere Umgebung bringt, ihnen auf dem Lande, fern von ihrer oft ganz gesunkenen Umgebung, Stellen verschafft.

Stets versucht die Gesellschaft, von nahen Verwandten Beiträge zur Unterstützung zu erhalten; sie spricht dieselben auch an, für Darlehen Bürge zu stehen. Die Komitees strecken häufig zinsenfrei eine Summe vor, um leistungsfähigen Menschen über eine augenblickliche Not hinwegzuhelfen oder denselben den Beginn eines neuen Erwerbs zu erleichtern. Diese Darlehen werden nur sol-

chen gegeben, die voraussichtlich das Geld abbezahlen können, ohne dadurch wiederum wirtschaftlich zurückzusinken. Die Darlehen werden rein geschäftlich behandelt; es existieren bestimmte gedruckte Schuldscheine, welche stets außer vom Empfänger noch von einem oder zwei Bürgen unterschrieben werden müssen. Diese Bürgen sollen gleichen Standes wie der Schuldner sein, damit vermieden wird, daß reiche Leute für den Schuldner einspringen. Die Teilbeträge werden durch „Besucher" zu bestimmten Zeitpunkten eingezogen. Durch die Notwendigkeit, das Geld zur Rückzahlung beiseite zu legen, gewöhnt sich mancher Arbeiter an Sparsamkeit und legt die kleine Summe später in eine Pfennigsparkasse, wenn die Schuld getilgt ist. Auch hier hilft die Gesellschaft gern den guten Absichten der Leute nach, indem sie die kleinen Ersparnisse wöchentlich abholen läßt.

Von den Bittstellern, welche sich an die Komitees wenden, wird durchschnittlich etwas mehr als die Hälfte unterstützt, der andere Teil muß abgewiesen werden, weil es sich zeigt — manchmal sofort, manchmal nach einigen reformatorischen Versuchen —, daß keine wirkliche Hilfe möglich ist. Die Gesellschaft hofft, daß, wie die Mitglieder an Zahl und Erfahrung zunehmen, sich diese hoffnungslosen Fälle vermindern werden; einstweilen muß sie es ablehnen, ihre Kraft da einzusetzen, wo einzelne oder Familien ohne auffindbaren Grund in chronischem Elend leben, und es keinerlei Handhabe giebt, sie zur Selbsthilfe zu bewegen. Pensionen, d. h. auf lange Zeit geplante Unterstützungen, erteilt die Charity Organisation Society nur an Personen, welche augenscheinlich bestrebt gewesen sind, selbst durch Versicherung, Spareinlagen ꝛc. für die Zukunft zu sorgen, ohne daß ihnen dies vollständig gelungen ist. So sucht die Gesellschaft erziehlich zu wirken, indem sie denen, die selber strebend sich bemüht haben, helfend die Hand reicht.

Wo nach arbeitsvollem Leben im Alter die Kräfte versagen, oder wo eine längere Krankheit die Erwerbsverhältnisse stört, da muß bei den jetzigen socialen Verhältnissen die Wohlthätigkeit eingreifen; wie aber soll man handeln, wenn Mangel an Arbeitsgelegenheit die Ursache des Verdienstausfalls ist? — Es ist interessant zu sehen, wie sich die Charity Organisation Society gegenüber dem Problem der Arbeitslosigkeit, diesem Stolperstein jeder geordneten Armenpflege, verhält. Bei jedem einzelnen Fall sollte erstens die Art der Arbeitslosigkeit, der Beruf des Betreffenden, zweitens dessen Charakter und Fähigkeiten in Betracht gezogen werden. Mancher Beruf bringt es mit sich, daß zu einer bestimmten Jahreszeit die Arbeit knapp ist oder ganz aufhört, so die Weißbinderei, die Maurerarbeit, das Putzmachen. Fälle von Not zu unterstützen, welche ihren Grund lediglich in dieser Thatsache haben, wäre nach Ansicht der Charity Organisation Society ein verhängnisvoller Irrtum. Es würde den Antrieb verringern, in der guten Zeit für die schlechte zurückzulegen oder eine andere Beschäftigung für die „stille Zeit" zu suchen. In letzter Linie würde es auch die Löhne herabdrücken, die doch jetzt im allgemeinen für diese weniger dauernde Arbeit etwas höher gestellt sind. Durch persönliche Bemühungen, freundschaftliche Ratschläge, wenn möglich durch Beschaffung von Arbeit ist hier Besserung zu erzielen, bloße Geschenke sind streng zu verwerfen. Anders wenn die Arbeitslosigkeit durch augenblickliches Daniederliegen irgend eines Berufszweiges verursacht wird. Für eine solche Kalamität kann sich der Lohnarbeiter unter den jetzigen Erwerbsverhältnissen nicht vorsehen, und hier bietet sich der Wohlthätigkeit ein weites Feld. Um den Betroffenen über die Stockung hinwegzuhelfen, bedarf es außer der werkthätigen Hilfe auch reichlicher Geldmittel. Hingegen ist ein solches Eingreifen nicht am Platz, wenn eine Industrie aus bestimmten Gründen ganz untergeht oder sich nach einer anderen Gegend hinzieht; da können mildthätige Gaben nur zeitweilig als Linderungsmittel wirken, und das Bestreben der Helfenden muß sich sogleich darauf hin richten, die Arbeitskraft wiederum zu verwerten. Dies kann dadurch geschehen, daß die Arbeiter veranlaßt werden, der verpflanzten Industrie nachzuwandern oder einen anderen Beruf zu ergreifen. Selbstverständlich wird auch die Art des Eingreifens nach dem Charakter des Arbeitslosen und seiner

Familie einzurichten sein. Während es im Interesse der Allgemeinheit liegt, einem strebsamen und tüchtigen Manne durch private Wohlthätigkeit über eine verdienstlose Zeit hinwegzuhelfen, wird man faule und heruntergekommene Subjekte besser der staatlichen Armenpflege überlassen. In England bietet sich ferner die Möglichkeit, Männer von zweifelhaftem Charakter, die noch ein geordnetes Heim haben, vorübergehend dem Arbeitshause zu überweisen, während Vereine oder Private für die Familie sorgen. Die Gesellschaft scheint bei ihren Vorschlägen von der Voraussetzung auszugehen, daß jeder thatkräftige Mann da oder dort Arbeit finden kann, vorübergehende Geschäftsstockungen ausgenommen. Allerdings sind diejenigen, welche öfters brotlos werden, stets in irgend einer Beziehung minderwertig; aber hier dürfte das allgemein durchgeführte Princip der Charity Organisation Society, direkt und indirekt durch Anstachelung der Energie zu wirken, in absehbarer Zeit keine Lösung bringen. Die Gesellschaft sieht in den Arbeitskolonien und Notstandsarbeiten bloßes Flickwerk von mehr erziehlicher als wirtschaftlicher Bedeutung; sie erkennt also die Thatsache an, daß sich der Arbeitsmarkt durch einfaches Antreiben der Arbeitsfähigen nicht beliebig erweitern läßt.

Damit Arbeitslose nicht durch wohlmeinende Geber zum Gewohnheitsbettel geführt werden, macht die Gesellschaft immer wieder darauf aufmerksam, daß jeder im Armenhause (workhouse) Unterkunft finden kann, und daß deshalb kein Grund vorhanden ist, unbekannte Wanderbettler zu unterstützen. Die Lebensgeschichten verschiedener Bettler und Landstreicher, deren Betrügereien aufgedeckt wurden, finden sich in dem Flugblatt: „Die Notwendigkeit, Landstreicherei und Bettel zu unterdrücken.“ Ein Mann hat fünf Jahre lang in London die besten Erfolge erzielt mit der Erzählung, er habe bisher in den Steinbrüchen in Lincolnshire gearbeitet und hoffe demnächst an der Great Northern Eisenbahn angestellt zu werden. Ein Knabe gab sich stets für einen Straßenverkäufer aus, der seiner Ware beraubt worden war, und wußte dazu so Tragisches von den Leiden und Sorgen seiner Mutter zu erzählen, daß er wöchentlich etwa fünfundzwanzig Schilling einnahm. Seine Familie lebte in behaglichen Verhältnissen. Ein originelles Agitationsmaterial besitzt die Gesellschaft in einem Brief aus dem Jahre 1871, in welchem ein Vagabund auf Grund dreißigjähriger Erfahrung verschiedene ihm durch den Sekretär gestellte Fragen beantwortet. Der Betreffende hatte das Metzgerhandwerk gelernt, entdeckte aber während einer vorübergehenden Arbeitslosigkeit, „daß man ohne Arbeit mehr Geld verdienen könne als mit Arbeit“. Er ist während seiner Vagabundenzeit Kartenverkäufer bei Wettrennen, Diener bei Quacksalbern, Viehtreiber, Traktätchenverkäufer, ja sogar Straßenprediger gewesen.

Die Charity Organisation Society empfiehlt eine engere Verbindung zwischen den Armenämtern der verschiedenen Gemeinden, welche es erleichtern würde, die Arbeitsscheuen zu erkennen und diese stetigen Kostgänger los zu werden. Die Vagabunden selbst sind der Ansicht, daß nur die Aufhebung eines Teils der gewöhnlichen Herbergen und Beaufsichtigung der übrigen den Berufsbettel untergraben könnte.

Um die Unterdrückung des Bettels in London durchzuführen und zugleich diese Maßregel weniger hart erscheinen zu lassen, verteilen die Mitglieder der Komitees an die Einwohner ihres Distrikts Karten, auf welchen die Adresse des Bureaus verzeichnet ist. Das Publikum soll diese investigation tickets statt der Almosen an unbekannte Bettler geben; es kann dann darauf rechnen, daß derjenige, welcher die Karte vorzeigt, einer liebevollen Untersuchung seiner Lage entgegensieht, und daß ihm geeigneten Falls in freundlicher und gründlicher Weise beigestanden wird. Hartnäckige und betrügerische Bettler läßt die Gesellschaft gerichtlich verfolgen und veröffentlicht ihr Signalement in den Zeitungen.

Denjenigen, welchen jede Aussicht fehlt, in England ein befriedigendes Fortkommen zu finden, zeigt die Gesellschaft die Möglichkeit, ihre Arbeitskraft jenseit des Oceans voll zu verwerten. Wenn man bedenkt, wie oft gerade das Ergreifen dieses letzten Auskunftsmittels Familien dem Untergang zuführt, so erscheinen die glänzenden Resultate, welche die Charity Organisation Society

durch Organisation der Auswanderung erzielt hat, desto bewundernswerter. Im Jahre 1891 bis 1892 wurden 82 Fälle angenommen, entsprechend einer Zahl von 211 auswandernden Personen, im Jahre vorher wurden 55 Fälle, d. h. 178 Personen befördert. Durch Teilzahlungen der Auswanderer selbst und verbündeter Vereine beschränken sich die Ausgaben der Charity Organisation Society im Durchschnitt auf ein Viertel der Unkosten, so 1891 315 Pfd. Sterl. von 1400 Pfd. Sterl., per Kopf der Auswanderer ungefähr 1½ Pfd. Sterling. Etwa drei Viertel der von der Gesellschaft geleiteten Auswanderer gehen nach Kanada, da die Verhältnisse dort die beste Aussicht auf gedeihliches Fortkommen bieten. In allen Gegenden dieses Landes hat die Charity Organisation Society sogenannte Agenten, meist Beamte, Gutsbesitzer, Pfarrer oder früher ausgesandte Einwanderer, gewonnen, welche sich der Neuankommenden beratend annehmen. Es wird vierzehn Tage vor der Abreise der Auswanderer an deren Bestimmungsort ein Brief vorausgeschickt, welcher das Vorleben und die Leistungsfähigkeit der Betreffenden schildert; da nun das Komitee nur solche Familien befördert, welche eine genügende Zahl arbeitsfähiger und arbeitswilliger Glieder haben, so hält es nicht schwer, Arbeit und Unterkunft für dieselben zu finden. Vielfach lassen Ausgewanderte Verwandte nachkommen und placieren dieselben mit Leichtigkeit. Kapitän Gretton, einer der Sekretäre der Gesellschaft, ist schon zweimal nach Kanada gereist, um die Angesiedelten zu besuchen. Er sagt in seinem Bericht: „Ich fand unsere Leute mit wenigen Ausnahmen im besten Gedeihen, vollkommen zufrieden mit ihrer neuen Heimat und ihrem neuen Leben, voll Dank für die Hilfe, die es ihnen ermöglicht hatte, für drückende Armut und ständigen Mangel in England die gute Wohnung, Kleidung und reichliche Nahrung einzutauschen, auf welche jeder fleißige Ansiedler in Kanada zuversichtlich rechnen kann.“

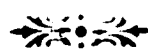
Da sie die Bevölkerung Englands möglichst auf allen Gebieten zur Selbsthilfe führen will, tritt die Charity Organisation Society auch auf gegen den Mißbrauch der freien ärztlichen Behandlung in Hospitälern und Polikliniken. Sie versucht, durch ein System der Nachfrage es dahin zu bringen, daß Zahlungsfähige in die Gratissprechstunden nicht mehr zugelassen werden, und gründet freie Hilfskassen, um den Minderbemittelten nichtsdestoweniger eine gute ärztliche Behandlung zu verschaffen. Ebenso empfiehlt die Gesellschaft den englischen Krankenhäusern, welche fast alles unentgeltlich geben und die Deckung ihrer Kosten vom Staat und von Privaten erhalten, einen Teil ihres Raumes denen zu reservieren, welche etwas bezahlen können, und so dem Mittelstande, welcher sich jetzt fernhält, eine gute Krankenhausbehandlung zugänglich zu machen.

Man wirft der Londoner Gesellschaft oft vor, daß sie zu viel Geld für Organisation und Verwaltung verbrauche. Dem gegenüber betont die Gesellschaft immer wieder, daß sie nicht zur Vermehrung der Almosen, sondern zur Reform der Armenpflege gegründet sei. Daß ohne Geldmittel keine Armenpflege möglich ist, weiß die Charity Organisation Society sehr wohl; da das Heer der Londoner wohlthätigen Vereine noch nicht nach ihren Vorschlägen arbeitet, braucht sie selbst viel Geld zu Almosen aller Art. Es werden ihr auch von Privaten große Summen ausschließlich zu Unterstützungszwecken überwiesen und demgemäß verwendet. Im Jahre 1891 bis 1892 flossen etwa 30000 Pfund Sterling durch die Charity Organisation Society direkt den Armen zu (davon 6168 Pfund Sterling für Erholungskuren, 3108 Pfund Sterling für chirurgische Apparate), während für organisatorische Zwecke (Miete, Druckkosten, Besoldung von Beamten) 14366 Pfund Sterling verausgabt wurden. Ein anderer Vorwurf, der, daß die Hilfe der Gesellschaft oft recht spät komme, ist nicht unbegründet; die Ursache liegt wohl in der gewissenhaften Prüfung jedes Einzelfalles und darin, daß für die Riesenaufgabe, welche sich ihnen bietet, die Zahl der Mitarbeiter immer noch zu klein ist. Bei vielen ist die Charity Organisation Society unbeliebt; weil sie denjenigen entgegentritt, welche ohne weiteres Nachdenken Almosen geben, um ihren mitleidigen Gefühlen einen Ausweg zu schaffen, schilt man sie unbarmherzig und kleinlich. Daß ihre Grundsätze, die eine erziehliche Absicht

in sich schließen, nicht ohne eine gewisse Strenge durchzuführen sind, liegt auf der Hand; wer aber gesehen hat, wie so manche Familie trotz freundschaftlicher Beratung verbunden mit reichlicher Geldhilfe tiefer und tiefer ins Elend sinkt, wird die Notwendigkeit eines Systems, die Berechtigung einiger Härten nicht mehr anzweifeln. — Wie man in manchen Einzelfällen handelt, um die Armen zur Selbsthilfe zu führen, darüber herrschen wohl unter den organisatorischen Gesellschaften Großbritanniens noch Meinungsverschiedenheiten. Das für London fest angenommene Princip, keine Unterstützung bei regelmäßigem Verdienst (in aid of wages) zu geben, ist anderen Orts nicht mit gleicher Strenge durchgeführt worden. An und für sich ist der Grundsatz sehr gerechtfertigt: eine Aufbesserung der Löhne durch mildthätige Geschenke führt stets indirekt zur Herabdrückung derselben. Auch die Ansichten über den Nutzen zinsloser Darlehen sind verschieden. In London, wo etwa der zehnte Teil der einmaligen Geldgaben als Darlehn gegeben wird, sind die Resultate dieser Art der Hilfe vorzüglich (von 1890 bis 1892 entfielen auf 696 Pfund Sterling 11 Schilling Darlehn 699 Pfund Sterling Rückzahlungen); in anderen Städten hat man infolge schlechter Erfahrungen es ganz aufgegeben, Geld gegen Bürgschaft auszuleihen, und betont nur — wie in der deutschen Armenpflege —, daß die Empfänger einer Unterstützung dieselbe zurückvergüten sollten, sobald ihre Verhältnisse dies erlauben.

So sind noch nicht alle Grundsätze feststehend innerhalb dieser organisatorischen Bewegung, die ja eine fortschreitende ist; vieles ist auf der ersten Konferenz der Charity Organisation Societies (Oxford 1890) zur Aussprache gelangt. Gemeinsam aber sind allen diesen organisatorischen Gesellschaften die Grundanschauungen. Sie legen Protest ein gegen das Walten unerfahrener Almosengeber, sie treten ein für gemeinsames, gleichgerichtetes Vorgehen aller gegen die sociale Not. Es giebt ein armenisches Sprichwort, welches besagt: Der Reiche giebt von seinem Überflusse, der Arme giebt von Herzen. Nun, die Vorkämpfer dieser Organisation wollen, daß auch der Reiche von Herzen gebe, und das Band, welches sich von dem Begüterten zu seinem bedürftigen Nächsten schlingt, soll ein festes, dauerndes sein. Das Festhalten an einer einmal begonnenen Arbeit, der stete Ausblick nach der endgiltigen Wirkung derselben ist der Charity Organisation Society besonders eigen. So redet der Erzbischof von Canterbury ihre Anhänger an: „Sie glauben nicht, es sei vorbestimmt, daß ein Teil der Menschen auf festem Grunde, im ganzen glücklich und in geordneten Verhältnissen leben soll — ringsumher eine See von Elend, welches nur durch die ausgestreckten Hände derer berührt werden kann, die sicher am Ufer sitzen; sondern Sie sind der Ansicht, daß die Menschheit zu einer einheitlichen Gesellschaft umgebildet werden muß. Sie sehen das Ganze, die Gesellschaft der Menschen, an als eine Flüssigkeit, welche noch auskrystallisieren muß; Teile davon sind bereits krystallisiert, diese schießen Strahlen und Nadeln in den unkrystallisierten Teil und wandeln die unbeständige Flüssigkeit zu einer schönen festen Masse um."

Die Gesellschaft wendet sich deshalb an alle — arm oder reich, schwach oder mächtig, welchen Ranges, Geschlechtes, Berufs und Glaubens sie auch seien — und bittet um den Bruchteil an Zeit, Intelligenz und Mitteln, welchen sie dem Dienste der Allgemeinheit widmen könnten; sie erinnert jeden daran, daß die Wirksamkeit eines Heeres nicht von der individuellen Stärke seiner Bestandteile, sondern von dem gemeinsamen Vorgehen nach einem wohlberatenen Plane abhängt. Die Gesellschaft glaubt an die Wirksamkeit individuellen Einflusses, an die Notwendigkeit persönlicher Arbeit, gestützt auf einheitliche Organisation, und sie erwartet Großes von einer solchen Thätigkeit. Sie hofft, „daß mit Hilfe der Organisation, wenn sie vollständig durchgeführt ist, Betrug auf diesem Gebiete erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird, daß kein Mensch mehr einsam, krank und elend daliegt, daß keine sociale Wunde blutet, ohne daß eine weise und sanfte Hand sie zu verbinden sucht, daß kein Glaubensunterschied ein Hindernis bildet für energisches Voranschreiten in der gemeinsamen Sache der Menschheit."





Bilder aus dem heimischen Tierleben.

Von

A. Theinert.

Eine Nachtstreiferei.

Willst du mich in Gedanken auf einer Streiferei begleiten, wie ich solche in lauen Sommernächten gar manches Mal unternommen habe und jetzt noch unternehme, wenn's mich unwiderstehlich hinaustreibt in Wald und Flur?

Es ist neun Uhr vorbei; am westlichen Horizont verblaßt der letzte Schimmer der Abendröte; der in ein paar Tagen erst voll werdende Mond steht nicht mehr fern vom Zenith.

Schlagen wir den über den Burghügel führenden Fußpfad ein, vorbei an den Ruinen des alten Raubschlosses.

Horch! — was ist das für ein heiserer, unheimlicher Schrei? Treiben Geister und Dämonen ihren Spuk in dem zerborstenen Gemäuer?

Bewahre! Nur ein Steinkäuzchen ist's, das seiner jungen Brut ein Mäuslein gebracht hat und eben sich anschickt, nach weiterer Beute auszufliegen. Unzählige Generationen dieser Eulenfamilie sind in den Ritzen des verfallenen Wartturmes geboren worden. Die Urahnen der Sippe werden sich dort wohl eingenistet haben, bald nachdem die wegelagernden Ritter von den empörten Hörigen erschlagen oder vertrieben und die verhaßte Zwingfeste ausgebrannt worden war.

Der Burghügel ist abgeholzt, nur Buschwerk und Unkraut wuchert üppig um Fels- und Mauertrümmer, zwischen denen der Pfad sich durchwindet bis zum Flusse, der am Fuße des jenseitigen Abhanges vorbeieilt. Am Ufer halten knorrige, phantastischen Kobolden gleichende Weidenstumpen Wache. Um die Spitzen der Haselnußstauden huscht eine Fledermaus. Große weiße Motten fliegen aus dem feuchten Grase auf und verschwinden in der Dämmerung.

Hinter der nächsten Biegung breitet der Fluß sich aus und verlangsamt, Kies- und Sandbänke bildend, sein Tempo. Hier hat ein Reiher seinen Stand genommen. Bei unserer Annäherung erhebt er sich und flippflappt langsam stromabwärts. Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen ist der Fischräuber anzutreffen, sein Appetit ist unersättlich, tüchtig räumt er unter den Flossenträgern auf, und nicht leicht läßt er vom Jäger sich beschleichen. Wenn er so zwischen den Uferbüschen auf einem Beine steht, unbeweglich, den langen spitzen Schnabel zum Stoße bereit, gleicht er in seinem grauen Kleide angeschwemmtem dürrem, schlammüberzogenem Baumgeäste.

Der wilde Pfiff einer hoch über uns hinziehenden Schar Pfeifenten dringt an unser Ohr und mischt sich mit dem schrillen Kreischen der noch lange nach Sonnenuntergang durch die Lüfte segelnden Turmschwalben.

Wir haben den Wald erreicht, der hier mit einer ausgedehnten Schonung gemischten, etwa fünfzehn Jahre alten Bestandes seinen Anfang nimmt.

Ein sonderbar schnurrender Ton kommt aus dem Dickicht, näher und näher, und kaum zehn Schritte von uns entfernt streicht mit unhörbarem Flügelschlage ein mittel-

großer Vogel zwischen zwei Wacholdersträuchern durch. Ein Ziegenmelker ist's, eine Art Bindeglied zwischen Eulen und Schwalben. Von jenen hat er das weiche, lockere Gefieder, den geräuschlosen Flug; von diesen die Kopfbildung, vorab den gähnenden, bis hinter die Augen sich öffnenden Schlund. Seinen populären Namen verdankt der Vogel dem Aberglauben, der ihn die Euter der Kühe und Ziegen aussaugen läßt. Daß er sich emsig um das im Sommer auf den Weidetriften nächtigende Vieh zu schaffen macht, ist Thatsache, aber nicht nach Milch ist er lüstern, er fängt nur, wie's an gleichen Stellen tags über Stare und Bachstelzen zu thun pflegen, die schmarotzenden Fliegen und Bremsen, erweist sich also den gehörnten Vierfüßlern gegenüber als Wohlthäter, nicht als Räuber. Selten wird der Ziegenmelker — auch Nachtschwalbe genannt — am Tage gesehen. Merkwürdig ist die ausgezahnte Kralle der Mittelzehe, die wohl dazu dient, den an den langen Schnabelborsten hängen bleibenden Flügelstaub der Nachtschmetterlinge abzustreifen — ein veritabler Schnurrbartkamm.

Wir wandeln wieder am Flußufer hin.

Ab und zu giebt's einen Platsch, wenn Fische über den Wasserspiegel schnellen. Wasserratten und Spitzmäuse sind zwischen Steinen und verschlungenen Wurzeln geschäftig, Larven und Würmer suchend oder die saftigen Stengel der an seichten Stellen wachsenden Binsen und Riedgräser benagend. Lauter Flügelschlag über unseren Köpfen verrät die ihre Futterplätze aufsuchenden Stockenten. Melancholische Schnepfenklage zittert vom Moore her durch die Nachtluft.

Der Fluß, der bisher glatt und ruhig durch ebenes Terrain seinen Lauf genommen, drängt sich jetzt da, wo die Hügel dicht an beide Ufer herantreten, wirbelnd und rauschend durch eine enge Schlucht. Wir müssen den Höhenrücken auf unserer Seite übersteigen.

Um die mit Flechten und Moosen bepolsterten, von Brombeergeranke übersponnenen Findlingsblöcke herum, dort unten in der Bodenmulde zur Rechten, treibt eine Dachsfamilie ihr Wesen. Die Jungen haben vor einigen Tagen zum erstenmal den Bau verlassen; jetzt giebt ihnen die Mutter in mürrisch verdrossener Weise Anleitungen, wie Hummelnester aufgewühlt, Wurzeln gegraben und umherschwirrende Käfer weggeschnappt werden müssen.

Weiterhin stürzt der Fluß sich über ein Wehr, um dann bald wieder breitspurig und gemessen zwischen sandigen, geräumiges Vorland freilassenden Uferbänken hinzufließen. Hier herum haben die wilden Kaninchen miniert; helle Punkte, aufgestreckte Schwänzchen der langohrigen Nager, verschwinden in den Mündungen der Löcher. Ein Igel watschelt dem Wasser zu, seinen Durst zu löschen. Stromabwärts quiekt ein Iltis; er macht Jagd auf Frösche und ist vielleicht gerade mit einem Konkurrenten zusammengeraten.

„Kihiwitt! Kihiwitt!" — Ein Kibitzpaar ist vor uns aufgeflogen. Wachsame Vögel, die Kibitze; beim geringsten Geräusch geben sie auffliegend ihre Alarmsignale, zum Leidwesen derer, die unbefugt dem Wild oder den Fischen nachstellen. Der Flurwächter, wenn er nachts das „Kihiwitt" vernimmt, eilt der Richtung zu, aus der es gekommen.

Den Kuckucksruf habe ich gar nicht selten um Mitternacht gehört, auch schon Lerchengesang zu solcher Zeit.

Wo die Ufervegetation am üppigsten wuchert, hat der Rohrsänger seine Heimat. Wenn er aus den Winterquartieren im Süden mit dem Frühling wieder bei uns eingerückt ist, zwitschert er zuerst nur leise, mit der Tag um Tag einen weiteren Bogen durchlaufenden Sonne gewinnt aber auch seine Stimme an Umfang. Aufmerksam lauscht er den Solovorträgen und Chorgesängen der minnetrunkenen Vogelwelt, und bald fängt er an, das Vernommene in abgerissenen Strophen wiederzugeben: das Flöten der Amsel, den Schlag des Buchfinken, Bruchstücke aus Drosselliedern — keiner der sangeskundigen Vettern, dem er nicht etwas abzulernen verstände. Tag und Nacht ist das Kehlchen in Bewegung; und es nimmt einen nur wunder, wann das muntere Bürschlein eigentlich schläft.

Auf der von einer Flußschleife gebildeten, mit Weiden, Schilf und Binsen bewachsenen Halbinsel, die wir durchqueren, wimmelt es von Rohrsängern, und doch bekommt man, auch am Tage, nur selten ein Mitglied der lärmenden Gesellschaft zu Gesicht. Die Vö-

gelein sind außerordentlich scheu und halten sich ängstlich unter Deckung. Eines erscheint vielleicht, wenn du dich eine Weile recht still verhältst, auf der nächsten Buschspitze, erhascht dort eilig einen Käfer, verschwindet aber gleich wieder im dichten Pflanzengewirr.

Aromatischer Duft steigt vom Boden auf. Wir bücken uns und pflücken eine prächtige Orchis. Orchis und verschiedene andere wildwachsende Blumen strömen ihren stärksten Wohlgeruch im Dunklen aus, Nachtschmetterlinge damit anzulocken, welche die Befruchtung dieser von Bienen, Hummeln und Faltern tags über nicht aufgesuchten Pflanzen vermitteln müssen. Schwächer duftende Nachtblüten weisen zur Erreichung des gleichen Zweckes eine hellleuchtende Färbung auf.

Auf dem Hange, den wir jetzt hinaufschreiten, hat eine Herde Jungvieh sich gelagert. Die Umrisse der Tiere sind scharf gegen den Nachthimmel abgezeichnet. Der eigentümliche Rindergeruch und das Summen vieler Insekten umschwebt uns.

Das Rascheln unserer Tritte im hohen Grase weckt Gezwitscher in den Büschen; eine Holztaube girrt im nahen Buchenhain, ein Nußhäher erhebt sein warnendes Gekreisch. Das kurze scharfe Gebell eines Fuchses schallt vom Saume des düsteren Tann her; drüben auf der anderen Seite der Lichtung antwortet die Füchsin. Ganze Hügelketten loser Erde haben die Maulwürfe aufgehäuft; einer der in blauschwarzen Sammet gekleideten Mineure huscht über unseren Pfad.

Eine Gruppe alter Ulmen steht an der Uferbank; ihre Wurzeln greifen darüber hinaus und in den Fluß hinein; allerlei Wasserpflanzen wachsen dazwischen. In diesem Labyrinth haust die Fischotter mit ihrer Brut.

Leises Pfeifen erregt unsere Aufmerksamkeit; es kommt von stromabwärts, aus der Richtung, nach welcher der schwache Wind weht. Auf dem ruhig fließenden Wasser erscheint ein von kaum merklicher Wellenbewegung begleiteter dunkler Punkt. Mehrmals wiederholtes Pfeifen, und am Ufer im Wurzelgewirr wird es lebendig; die jungen Fischottern schlüpfen heraus und schwimmen der Mutter entgegen. Ein munteres fröhliches Treiben beginnt. Die Tiere jagen einander, blitzgeschwind auf- und untertauchend; sie rollen und purzeln übereinander, sie erfassen überhängende Weidenzweige und schwingen daran hin und her. Mit unvergleichlicher Geschmeidigkeit drehen und wenden sich die schlanken Körper, bis das Knacken eines dürren Reises unter unseren Füßen die Vorstellung zum jähen Abschluß bringt. Spurlos sind Mutter und Kinder verschwunden.

Wenn die emsigen Bienen, die herumvagabondierenden Hummeln, die räuberischen Wespen, die gaukelnden Tagfalter und Libellen, wenn all die leichtbeschwingten Sonnenanbeter mit dem Niedergange des Tagesgestirns die Flügel gefaltet und nach Arbeit und Spiel sich zur Ruhe begeben haben, dann erwachen die Scharen der Dämmerungs- und Nachtinsekten, in der Dunkelheit die ihnen beschiedenen kurzen Daseinsfreuden zu genießen. Verglichen mit den zarten, am Tage sich herumtummelnden Vettern, haben die Nachtschmetterlinge eine robustere Konstitution. Ihre Leiber sind dicker, die Flügel stärker geadert. Wenn sie am Morgen bei der Wiederkehr des Lichtes Verstecke aufsuchen, an alten Bäumen mit rissiger Rinde, an grauem Gestein, unter Dachgiebeln oder zwischen den Latten verwitterter Zäune, dann schützt sie die fast durchweg unscheinbare Färbung der Oberflügel vor Entdeckung; unter den einfachen Mänteln aber sind die meisten mit brillanter Toilette angethan, mit prächtigen Miedern in Scharlach, Blau, Orange und Gold. Der Tagesschlaf ist ein so fester, daß das Insekt, wenn man ihm eine Nadel durch Rücken und Brust stößt, regungslos auf seinem Platze verharrt und erst beim Hereinbrechen der Nacht gewahr wird, was ihm geschehen.

Den lebendigen Fackeln, welche die Nächte in den Tropen erhellen, können wir in gemäßigten Breiten Lebenden Ebenbürtiges freilich nicht zur Seite stellen; gänzlich an leuchtenden Kreaturen fehlt's indes auch bei uns nicht. Wen Beruf oder Liebhaberei veranlassen, zur Nachtzeit durch Wald und Flur zu streifen, dem werden manchmal gar prächtige Illuminationen vorgeführt.

Einst lag ich in einer der kürzesten Sommernächte, Wilddieben auflauernd, auf schmaler, die Gegend ringsum dominierender Kalksteinklippe. Die herrschende Finsternis wurde weder durch Mondschein noch Sternen-

geflimmer gemildert; der Himmel war bedeckt; ein feiner Sprühregen ging nieder und hing Tropfen an jedes Blatt, an jeden Halm. Leichter Wind erhob sich gegen Morgen, er fegte die Wolken nach Westen, und es ließ sich erwarten, daß beim Aufsteigen der Sonne die Landschaft im Schmucke von Brillantenmillionen erstrahlen würde.

Die Illumination kam früher, als ich sie erwartete, und in anderer Form.

Der Regen hörte plötzlich auf, und Tausende von leuchtenden Punkten erschienen im Grase und Buschwerk; gerade unter mir war der Boden mit Sternchen übersäet, die in unregelmäßigen Bahnen durcheinander kreuzten. Unter günstigen atmosphärischen Bedingungen, wie sie in jener Nacht vorhanden waren, leistet der Johanniskäfer — Lampiris noctiluca — Großes.

Das Ziel der heutigen Nachtwanderung ist erreicht: eine Strecke des Flusses, wo hoher Baumwuchs, Unterholz und Gestrüpp urwaldartig an beide Ufer herantreten. Die Stelle gilt als besonders fischreich, sie wird von berechtigten und unberechtigten Fischern viel besucht, und mir ist's zu Ohren gekommen, daß einige der letzteren für diese Nacht einen Raubzug geplant haben.

Auf dem Stamm einer gestürzten Silberpappel lassen wir uns nieder und harren, gut gedeckt nach dem nur wenige Schritte entfernten Flusse hin, der kommenden Dinge. Es ist mittlerweile zwei Uhr geworden; wenn die Fischdiebe hier heute noch einen Fang machen wollen, werden wir nicht lange auf sie zu warten brauchen.

„Kihiwitt! Kihiwitt!" ruft's vom jenseitigen Ufer her. In der Wiese hinterm Waldstreifen ist ein Kibitz aufgeschreckt worden, gespannt horchen wir hinüber.

Eine Weile vergeht, dann knackt's und raschelt's in den Büschen. Die Weiden werden auseinander gebogen, und vier dunkle Gestalten kommen in Sicht. Vorsichtig treten sie auf den schmalen sandigen Uferrand hinaus. Hier leeren sie einen mitgebrachten Sack und fangen an, dessen Inhalt, ein Zugnetz, zum Gebrauche herzurichten.

Der Krach eines in die Luft gefeuerten Revolverschusses weckt die Echos und viele Vogelstimmen. Die Kerle drüben lassen ihr Netz fallen und brechen fliehend durch das Dickicht.

Hundert Schritte oberhalb führt ein schwanker Steg übers Wasser, den benutzen wir und bemächtigen uns des im Stiche gelassenen Netzes.

Auf dem nächsten Richtwege wird jetzt der Heimmarsch angetreten. Das dumpfe Brüllen der großen Rohrdommel, das Schnarren der Wachtelkönige geleitet uns.

Heller und heller wird's im Osten. Als wir den Vorgarten unseres Hauses betreten, bricht die Sonne durch die überm Horizont lagernde Dunstschicht. Die Nacht weicht dem neuen Tage.





Litterarische Notizen.

Es gab eine Zeit, wo es in gewissen Kreisen zum guten Ton gehörte, auf die Verehrer der Georg Ebersschen Muse mit spöttischem Achselzucken herabzusehen: er ist mehr Gelehrter als Poet, dekretierten die einen; er schildert durchaus moderne Menschen im Kostüm und in der Maske der Vergangenheit, sekundierten die anderen; seine Poesie, orakelten wiederum andere, ist ja nur Backfischpoesie. Fast jedes neue Werk des erstaunlich fruchtbaren Dichters war eine Widerlegung dieser abweisenden und allmählich immer mehr verstummenden Urteile — wer aber etwa heute noch in ihrem Banne stehen sollte, der muß, wenn anders er seine Augen zum Sehen benutzen will, zunächst durch den unlängst erschienenen Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts **Im blauen Hecht** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) an ihrer Berechtigung irre werden. Gegen die Komposition zwar dürfte sich, um das gleich jetzt zu bekennen, der Einwand erheben lassen, daß die Erzählung sich sehr bald rückwärts Liegendem zuwendet und einen erheblichen Teil des Buches dabei verweilt; andererseits freilich konnte der Dichter nur auf diese Weise es ermöglichen, daß innerhalb weniger Stunden und ohne Wechsel des Ortes sich die erschütternde, echt tragisch wirkende Geschichte eines ganzen Menschenlebens vor uns abspielt. Nur eine arme, ehedem berühmte, schöne und lebensfrohe, jetzt aber infolge eines unglücklichen Sturzes verkrüppelte und überdies von einem unheilbaren Brustleiden befallene Seiltänzerin ist die Heldin; bewundernswert aber ist die Kunst, mit welcher der Dichter die ihr Inneres durchwühlenden Seelenkämpfe und die hieraus sich ergebenden Schicksale schildert. „Wir erkennen,“ mit diesen Worten wird von dem ehrwürdigen Abt der Ägidienkirche zu Nürnberg das in der Dichtung durchgeführte Thema bezeichnet, „daß es die tiefen und dunklen Schachte sind, in denen die reinsten Gold- und Silberstufen anstehen“; und wir begreifen, heißt es weiter, „wie der Heiland im Recht war, da er die Einfältigen selig sprach vor denen, die klug sind und überreich an Wissen.“ Doch die Dichtung bietet mehr als eine bloße Seelengeschichte: vielleicht in keiner zweiten hat es Ebers in gleicher Weise verstanden, auf so engem Raume — der Roman ist der am wenigsten umfangreiche — zugleich ein Bild der ganzen Zeit und der in ihr sich bekämpfenden Ideen zu geben. Damit, daß der Schauplatz in ein Wirtshaus an der Mainfähre bei dem aus dem Götz bekannten Miltenberg verlegt wird, und daß sich die Handlung wenige Tage vor einem nach Köln berufenen Reichstage abspielt, hat sich Ebers ohne jeglichen Zwang die Möglichkeit geschaffen, vor unseren Augen die Vertreter der verschiedenen Zeitrichtungen zu versammeln. Allen voran leuchten die Sterne des deutschen Humanismus: ein Peutinger, Pirkheimer, Eberbach, Schedel, in ihrer Bravheit, Gelehrsamkeit und ihrem Freisinn, freilich auch in ihrer Geschmacklosigkeit und Gespreiztheit, und wir hören ebenso von der jüngst entdeckten Tacitushandschrift wie von den Reuchlinschen Kämpfen und dem tapferen Hutten; ihnen gegenüber stehen auf der anderen Seite als Vertreter der Kölner Finsterlinge ein Arnold von Tungern und als sprechender Beweis für die Notwendigkeit einer Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern der Ablaßkrämer Tetzel. Um diese den Vordergrund bildenden Gestalten gruppiert sich dann, oft nur mit wenigen Strichen, aber überall klar und bestimmt gezeichnet, die bunte Schar des fahrenden Volkes, die Landsknechte, die Kaufleute, die Studenten und Bacchanten; von den in die Geschichte der Heldin unmittelbar verflochtenen Nebenfiguren heben wir vor allen außer dem wüsten Cyriax den prächtigen, zu Ebers' vollendetsten Gestalten gehörenden alten Aufwärter Dietel „mit dem grauen Wollhaar auf dem kugelrunden Kopfe“ hervor. Diese und andere Vorzüge, so z. B. die unvergleichliche Kleinmalerei, haben wir nun freilich auch an anderen Schöpfungen des Dichters zu rühmen; was uns aber veranlaßt, gerade die vorliegende ganz besonders hoch zu stellen, ist die Art, in welcher sich der Seelenkampf und das Schicksal der Heldin selbst entwickelt: hier ist nichts Modernes, nichts dem Zeitalter Fremdes; nur ein Kind des ausgehenden Mittelalters konnte so empfinden und so handeln, wie Kuni ihre angebliche Schuld empfunden und zu sühnen gesucht hat.

Die zweite litterarische Gabe, die uns Ebers

kürzlich beschert hat, das in gleichem Verlage erschienene und von Arpad Schmidhammer illustrierte Märchen **Die Unersetzlichen**, reiht sich würdig den früher bereits erschienenen Märchen an. Es ist kein Märchen für Kinder, sondern für Erwachsene. Daß Ebers Humorist sein kann, dafür sprechen verschiedene Charakterköpfe der Romane, so erst im letzten wieder Dietel; noch nie aber haben wir ihn als Satiriker gefunden, und eben als solcher tritt er uns hier entgegen. Es verlohnte sich wohl einmal der Mühe, die Verwandtschaft von Ebers und Jean Paul aufzuzeigen; auch dieses Märchen atmet Jean Paulschen Geist. Ebers zeigt hier die Schärfe und den Ingrimm des Dichters der Belagerung von Ziebingen und der Doppelheerschau, aber auch das Gemüt und die Sinnigkeit dessen, dem wir den Wuz und die Flegeljahre verdanken; zum Erweise des letzterwähnten erinnere ich nur an die überraschende Wendung, daß es das liebliche Brigittchen ist, welches sich in ihrer Herzenseinfalt freiwillig zum Opfer darbringen will, nachdem alle Versuche fehlgeschlagen sind, auch nur einen einzigen unter den vielen Tausenden zu finden, welche das Fürstenpaar soeben noch in überschwenglicher Weise als unersetzlich gepriesen haben. Die Illustrationen und die Ausstattung des Buches sind so vorzüglich, daß es auch in dieser Beziehung zu den hervorragendsten Gaben des letzten Jahres gehört. N.

Der Roman **Effi Briest** von T h e o d o r F o n t a n e (Berlin, F. Fontane u. Co.) hat ungewöhnlich viel Beachtung gefunden, und da die darin gebotenen Vorgänge sehr einfache, die Empfindungen, welche die Hauptpersonen bewegen, ungemein leidenschaftslos ruhige sind, ist es besonders interessant, sich klar zu machen, worin die Wirkung begründet ist. Abgesehen von der hohen Vollendung des Stils, ist wohl hauptsächlich der Umstand in Betracht zu ziehen, daß es dem Dichter gelungen ist, wirkliche Menschen aus bevorzugten Ständen, aber ohne die in neuerer Zeit so sehr beliebten künstlerischen oder litterarischen Anhängsel, zu zeichnen, die bei all ihrer Nüchternheit und geistigen Unbedeutendheit nur durch die Vorurteile ihrer Kaste in einen schweren tragischen Konflikt geraten. Im Mittelpunkte steht Effi Briest, eine ganz liebenswürdige, aber sehr unselbständige und eigentlich nichtssagende Gestalt, die, früh an einen älteren Mann verheiratet, durch eine Flirtation, die v o r der Ehe gar nicht gefährlich sein würde, ein Duell veranlaßt und aus der Gesellschaft ausgeschlossen wird, was in weiterer Konsequenz ihren frühzeitigen Tod herbeiführt. Die Grausamkeit der gesellschaftlichen Vorurteile wird namentlich durch die Haltung von Effis Eltern charakterisiert. Es ist eine Geschichte, die nicht aufregt und nicht hinreißt, aber viel zu denken giebt und durch die Vollendung der Form künstlerisch wohlthuend wirkt. Theodor Fontane ist in den letzten Jahren häufig von den Vertretern der naturalistischen Richtung als einer der Ihren reklamiert worden; seine „Effi Briest“ hält sich in unverkennbarer Absicht von den Ausschreitungen der neuesten Schule fern, aber es wird darin zugleich der Kampf gegen veraltete, starre und hölzerne Vorurteile in ruhiger und sachlicher Weise geführt. G.

Aus guter Familie. Roman von G a b r i e l e R e u t e r. (Berlin, S. Fischer.) — Nicht nur ein vollwichtiges Zeugnis für den Fortschritt in der Entwickelung ihres Talentes, sondern auch einen Beweis ihres Mutes hat Gabriele Reuter durch dies Buch gegeben. Sie ist darin einen bedeutenden Schritt weiter gegangen als die meisten anderen Schriftstellerinnen, indem sie mit realistischer Schärfe die inneren Phasen des weiblichen Seelenlebens in wahrhaft überzeugender und dabei fesselnder Art darlegt. Zum Unterschied von ähnlichen Romanen, die ausschließlich den Einrichtungen im socialen Leben die Schuld an dem verfehlten Dasein vieler Frauen beimessen, sehen wir hier die Verschiedenheit der geschlechtlichen Anlagen in psychologischer Hinsicht klar auseinandergehalten und erkennen dabei die Ungerechtigkeit, welche die Natur selbst am Weibe begeht. Daraus resultiert dann allerdings, daß die Gesetzgeber mehr und mehr darauf hinarbeiten sollten, dem Weibe gerecht zu werden, ohne dasselbe — wie es die Frauenbewegungen so häufig thun — zur Unnatur zu treiben. Daß Gabriele Reuter auch die Männertypen ihres Romanes erstaunlich scharf und treffend charakterisiert hat, gereicht ihr sehr zum Lobe; eine gewisse Einseitigkeit ist erklärlich und entschuldbar, da, der ganzen Anlage und Absicht entsprechend, die Erzählung einen tragischen Abschluß finden soll. Sonst würde man sagen dürfen: die hier geschilderten Männer sind zwar überraschend richtig und die Verfasserin erscheint zugleich durch die Verschiedenheit der Typen bewundernswert, aber es giebt doch auch andere Männernaturen, die in gegebenen Fällen nicht so roh und rücksichtslos verfahren würden, sonst wäre ja alle Aussicht auf Besserung der Verhältnisse in trostloser Weise ausgeschlossen. Jedenfalls darf man der Verfasserin aufrichtig zu ihrem Erfolge, der sich in der raschen Notwendigkeit einer zweiten Auflage dokumentiert hat, Glück wünschen. G.

* * *

Zwischen den Künsten. Beiträge zur modernen Ästhetik von O s k a r B i e. (Berlin, S. Fischer, Verlag.) — Oskar Bie, der es verstanden hat, in der „Neuen Deutschen Rundschau“ einen Sammelpunkt moderner Bestrebungen zu schaffen, hat auch sehr richtig den Mangel einer wahrhaft zeitentsprechenden Ästhetik empfunden. Weder die überfliegenden Spekulationen der deutschen Idealisten noch die zeitlich gebundenen Theorien unserer klassischen Dichter noch endlich die hausbackene Summationsästhetik Fechners genügen der gegenwärtigen Art, die Schönheit zu fühlen. So beginnt denn der Verfasser: „Zwischen den Künsten lassen wir uns nieder — dort, wo die warme Seele des schaffenden Künstlers haucht, nicht dro-

den im theoretischen Nebelland des Absoluten, wo kalte Begriffe an steinerne Wände genagelt werden." Das Ästhetische, das Persönliche und das Intuitive werden der Reihe nach unter künstlerischen Gesichtspunkten und in einer dichterisch gefärbten Sprache abgehandelt. Vielleicht tritt das Künstlerische allzu sehr hervor — ich möchte mir von einem Künstler ebensowenig eine vollständige Ästhetik schreiben lassen wie von einem Träumer die Psychologie des Traumes. Man hat ja neuerdings gesehen, was dabei herauskommt, wenn ein Kapellmeister den Philosophen ins Handwerk pfuscht; eher noch sollten die Philosophen ein Orchester leiten. Also wird auch in der Ästhetik dem Denker einige Zurückhaltung nicht übel anstehen. Der geistreiche Verfasser hat sie aber hintangesetzt, indem er das Künstlerische für erhaben über alle sittlichen Wertbegriffe verkündet, denn die konstante Wirkung der Kunstwerke geht auf das Ganze des Menschen, und in diesem liegen nun einmal moralische Empfindlichkeiten. Auf der anderen Seite erklärt er das ästhetische Verhalten für ein Urwollen und verschmilzt es dadurch mit den anderen überpersönlichen Bethätigungen der Menschen, zu denen eben eine Reihe ethischer Gefühle und Handlungen gehört. Wenn nicht alles täuscht, so steht selbst Vie noch zu sehr unter der Macht allgemeiner Begriffe. Die Vorbedingung einer modernen Ästhetik indessen wäre die: zu erkennen, daß gerade in diesen Begriffen die Probleme liegen und daß nur die geduldigste Versenkung in Einzelheiten allmählich zu stichhaltigen Einsichten führen kann. D.

* * *

Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Herm. Wunderlich. (Weimar, Emil Felber.) — Der Verfasser hat den glücklichen Gedanken ausgeführt, den Gegensatz der deutschen Umgangssprache zur Schriftsprache mit Genauigkeit zu untersuchen. Er fußt teils auf den Stenogrammen parlamentarischer Reden, teils auf dem modernen Schauspiel, das den Konversationston pflegt; auf die Mundarten wird ein besonderes Augenmerk geworfen. Hierbei treten nun sowohl altertümliche Prägungen hervor, entsprungen aus der Abneigung gegen straffe Gliederung und gegen scharf gezogene Linien, als auch andererseits Eigentümlichkeiten, die in die Zukunft weisen, so die ungemeine Beweglichkeit, der unsere Sprachformen nach Bedeutungsgehalt und Funktion ausgesetzt sind. Besonders genau werden der sparsame und der verschwenderische Zug unserer Umgangssprache zergliedert. In dem ersten Kapitel, das von dem Verhältnis zwischen Rede und Schrift handelt und reich an feinen Beobachtungen ist, fällt die Beschränkung der Rhetorik auf die Kunstformen der Rede auf. Sollte eine psychologisch ableitende Rhetorik nicht auch die Sprache des täglichen Verkehrs in ihren Kreis ziehen dürfen? D.

* * *

Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Ein neuer experimenteller phylogenetischer Forschungsweg von Dr. Robert Behla. (Kiel, Lipsius u. Tischer.) — Der Hauptinhalt der Schrift ist bereits im Titel gegeben. Dem Verfasser erscheinen die Veränderungen innerhalb einer Art als verständlich, nicht aber die Klüfte von einem Typus zum anderen. Aus Experimenten und Überlegungen glaubt er nachweisen zu können, daß durch Vermischung von Sexualprodukten zweier Tiere, die halb an dieses halb an jenes Tier erinnern, gleichsam synthetisch ein Geschöpf entsteht, vermutlich also auch früher Arten durch Kreuzung entstanden sind. Dieser Gedanke (und die ganze Schrift) ist mehr eine Anregung als eine beweiskräftige Lehre. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Zu Kaden: Diesseit und jenseit der Brücke.

Venetianische Gondel.



Das verzauberte Schloß.

Von

Rudolf von Gottschall.

II.

Viele Wochen sind vergangen seit meinen letzten Aufzeichnungen. Ein Gutsherr hat zu viel geschäftliche Arbeit, zu viel gesellschaftliche Zerstreuung. Ich habe früher über kleine Erlebnisse bisweilen tief nachgedacht und allerlei mehr oder weniger geistreiche Bemerkungen darüber niedergeschrieben. Das ist mir alles jetzt so unbedeutend, so nichtssagend; mein Horizont hat sich erweitert.

Mit dem Justizrat war ich auf dem Gericht; es ist alles in Ordnung gebracht und in das Grundbuch eingetragen. Außer den Pfandbriefen bis zur gesetzlich festgestellten Höhe haftet keine Hypothek auf meinem Besitztum, und wenn es auch nicht so umfangreich ist, wie es mir anfangs schien, so ist es doch immerhin ein stattliches Gut, dessen Ertrag sich durch Fleiß und Umsicht noch erhöhen läßt.

Ich muß bekennen, daß mir etwas peinlich ist — der Verkehr mit meinem Wirtschaftsinspektor; ich weiß nicht recht, welche Miene ich annehmen soll; denn ich gehörte ja noch vor kurzem selbst zu dieser Sorte besitzloser Landwirte. Er weiß dies jedenfalls, und ich fürchte, er hat nicht den nötigen Respekt vor mir; er hält mich in der Stille für seinesgleichen. Dabei ist Herr Stütter ein sehr stattlicher junger Mann mit einem zierlichen Schnurrbärtchen, eleganten Manieren, und wenn er so vom Pferde steigt, gestiefelt und bespornt, hält ihn jedermann für einen vom Felde heimkehrenden Rittergutsbesitzer. Ich kann mir nicht helfen; ich nehme eine herrische Miene an, um zu zeigen, daß zwischen dem Sternlein von heute und dem Sternlein von gestern eine ungeheure Kluft gähnt, um von Hause aus jede vertraulichere Annäherung auszuschließen; ich erteile meine Ordres bestimmt und knapp und heuchle bisweilen, mit seinen Anordnungen nicht zufrieden zu sein, nur um meinen Willen durchzusetzen und ihm vom hohen Pferde herab einen Verweis zu erteilen; er nimmt dies mit einer Höflichkeit hin, die mich erbittert; ich vermute dabei allerlei böswillige Hintergedanken, als wollte er sagen: „Lieber Kollege, ich merke dir's an, du willst dir ein Ansehen geben, als wärst du nie mit deinem Monatsgehalt in der Tasche auf des Gutsherrn Schimmel über die Brachfelder gestolpert; nun, meinetwegen,

ich will dir den Spaß nicht verderben.“ Unsere Vergangenheit ist wie ein Gespenst; der Wirtschaftsinspektor, obschon er nichts Geisterhaftes an sich hat, hängt sich wie ein Schatten an meine Fersen. Und doch muß ich oft mit ihm verhandeln; er macht Vorschläge, die mir einleuchten, so unangenehm mir's ist, von ihm ins Schlepptau genommen zu werden. Wir sind zurück gegenüber den anderen Gütern; uns fehlen die Säemaschinen, die Dreschmaschinen; der letzte Besitzer ist nicht mit der Zeit mitgegangen; er hatte eine Abneigung gegen das Geklapper und Gedampfe; er wollte das Feld bebauen „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß“, wie der alte General sagte, aber die Ungeheuer aus den Maschinenfabriken sollten ihm nicht die Arbeit von Menschenhänden ersetzen. Ich mußte ihm recht geben, dem treuen Berater, welcher sogar die Kunst besaß, seine Gedanken mir so in die Tasche hineinzutaschenspielern, als steckten sie von Hause aus darin. Ich merkte jetzt erst, daß mir etwas fehle, was für die Landwirtschaft unerläßlich ist — ein Betriebskapital. Ich teilte Asmodi meine Entdeckung mit; er zuckte mit den Achseln. Das könne man mir so wenig schenken wie die Intelligenz des Landwirts, meinte er, das sei meine Sache, ich müßte mir zu helfen wissen. Und ich half mir, indem ich die erste ansehnliche Hypothek aufnahm. Der Justizrat, der mir dabei zur Hand war, nickte zustimmend. „Das ist keine Verschuldung,“ sagte er, „man muß die Kuh füttern, wenn sie Milch geben soll. Der Ertrag vermehrt sich, und dann stößt man diese Hypotheken bald wieder ab.“ Asmodi meinte kichernd, als ich ihm die Äußerung des Justizrats mitteilte: „Ja, ja, man stößt dies ab, wie der Hirsch sein Geweih; es wächst aber in der Regel größer und stärker nach. Ein Gut ohne Hypothek hat überhaupt etwas Mitleiderweckendes; es sieht aus, als wenn kein Mensch zu ihm Vertrauen habe; es macht geradezu einen hilflosen Eindruck. Es sieht so ratzekahl aus, wie ein Hofherr ohne Orden!“

Ein sehr wichtiges Ereignis war mein Besuch bei dem reichen Majoratsherrn von Fielitz, der mir bei der ersten Begegnung keine sonderlichen Sympathien eingeflößt hatte; er erschien mir so steif, so unnahbar, der riesengroße Mann; er hatte etwas Schwerfälliges in seinen Bewegungen und in seiner Sprechweise; vor allem aber schien er sich gewöhnliche Sterbliche ohne langen Stammbaum möglichst fern zu halten. Ich fühlte keinen Trieb, ihn aufzusuchen; doch die Höflichkeit zwang mich dazu; er war ja in jener merkwürdigen Nacht hier bei mir gewesen als Gast des Justizrates oder als mein Gast — die Schenkungsurkunde war ja schon ausgestellt, und ich war, ohne es zu wissen, Eigentümer und Gastgeber. Außerdem war er Landesältester, ja seit kurzem Landschaftsdirektor.

So faßte ich mir denn ein Herz und ließ meinen Wagen anspannen, um zu Herrn von Fielitz zu fahren. Es war eine späte Nachmittagsstunde; ich glaubte ihn um diese Zeit am sichersten zu treffen. Eine Stunde war ich unterwegs — da bemerkte ich das erste Vorwerk. Es mußte ein riesiger Besitz sein: Vorwerke ringsum und auf entfernteren Hügeln am Walde. Mein Kutscher orientierte mich — er wußte Bescheid. Alter befestigter Grundbesitz, aber sturm- und wetterfest. Die Wirtschaftsgebäude alle massiv, meist prachtvolle Vierecke mit großen schönen Höfen. Und auch die Wohnungen der Beamten — ich hatte die Schwachheit, mich danach zu erkundigen; on revient toujours à ses premiers amours — zum Teil recht reizende Häuschen mit Jalousien, behagliche Nester. Ja, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes sein!

Eine lange Kastanienallee führte auf das Schloß des Herrn von Fielitz zu, das sich imponierend über einer prächtigen, mit Bildwerken geschmückten Terrasse erhob. Herr von Fielitz war zu Hause; ja, es war zahlreicher Besuch bei ihm. Gleich hinter mir fuhr eine andere Equipage vor; es beruhigte mich einigermaßen, daß sie auch kein Wappen hatte. Sie war allerdings noch glänzender als die meinige; aber es fehlte doch auch ihr die Hauptsache. Der kleine dicke Herr, der ausstieg, hatte etwas Bartloses und Atemloses; man sah ihm die Bürgerlichkeit an, die aber jedenfalls mit riesigen Geldtaschen ausgerüstet war. Wenn man keine Löwenmähne hat, so müssen wenigstens die Kauapparate im stande sein, mit denen man die Welt zum Genuß aufzehrt — sonst paßt

man nicht in die höheren Käfige der gesellschaftlichen Menagerie. Der kleine Herr war jedenfalls ein Banquier. — Ich war überrascht von dem überaus freundlichen Empfang, den mir der Hausherr zu teil werden ließ; war das noch der zugeknöpfte Majoratsherr, dessen Bild mir seit jener Nacht sehr abstoßend vor Augen schwebte? Seine Riesenglieder waren ja geschmeidig geworden; er neigte sich, beugte sich und erleichterte mir in jeder Weise die Mühe, zu ihm emporzusehen; um seinen breiten Mund schwebte ein Lächeln, als er mir sagte: „Schön, daß Sie gerade heute kommen! Sie bleiben mein Gast beim Abendessen. Ich verbinde noch einen eigennützigen Zweck damit: wir haben vor dem Abendessen eine kleine Versammlung, in welcher über ein wichtiges Unternehmen beraten werden soll. Es sind einige Gutsbesitzer des Kreises anwesend — und Sie sind uns hochwillkommen. Lassen Sie nur die Pferde ausspannen; ich war auch Ihr Nachtgast, und vor Mitternacht lasse ich Sie nicht nach Hause fahren!"

Die Liebenswürdigkeit des Hausherrn entzückte mich; ich mußte mich immer erst darauf besinnen, daß ich jetzt ein jemand sei, der in der Welt eine Rolle spielte. Die Kette der Knechtschaft scheuerte mich nicht mehr, aber die Stelle war doch noch etwas wund, und in Gedanken glaubte ich bisweilen sie noch klirren zu hören. Ich wurde der Frau des Hauses vorgestellt, einer Riesin von einer ungeschlachten Weiblichkeit; sie war im Sprechen noch schwerflüssiger als der Gemahl, und wie hilfeflehend rangen sich die einzelnen Worte von ihren Lippen, eins nach dem anderen haschend, wie wenn sie dem Ertrinken nahe wären. Auch sie hatte ein Lächeln für mich. O, ich wußte noch nicht, daß die Höherstehenden uns immer anlächeln, wenn sie uns brauchen! Nun, der Herr von Fielitz brauchte mich, wie ich bald erfahren sollte.

Ich trat in ein Rauchzimmer, das ausschließlich dem Kultus des großen Reichssteuerobjekts, des Tabaks, gewidmet war. Rechts ein Marmortisch mit Cigarrenkisten von allen Sorten von Cigarren; doch es waren Glaskisten, und die Töchter der fernen Zonen schimmerten hindurch, doppelt verführerisch, wenn man das Etikett gelesen, das ihre tropische Herkunft verkündete; auf der anderen Seite ein elegantes Wandgestell mit Pfeifen der verschiedensten Formen, darunter Tabake ebenfalls in durchsichtigen Behältnissen und Zündgeräte jeder Art. Wenn es eine Göttin Nikotina gab, so war ihr hier ein Altar errichtet, und dafür, daß sie auf einer dichten Wolke thronen konnte, sorgten die Herren, die sich in den Lehnstühlen um den großen runden Tisch niedergelassen, welcher die Mitte dieses Rauchtempels einnahm.

Ich wurde einigen der Herren vorgestellt; sehr liebenswürdig gegen mich war ein Rittmeister a. D. von Beskow, der in der Nachbarschaft ein kleines Gut besaß. Er war ein Junggeselle, aber, wie ich erfuhr, in seltenem Maße gesellig; auf seinem Gut fanden regelmäßige, starkbesuchte Zusammenkünfte statt, wo man sich vortrefflich amüsierte. Nur hin und wieder soll einer der Besucher von Anwandlungen unüberwindlicher Schwermut heimgesucht werden und das Gut mit einer Hast verlassen, als drohten hinter ihm die Mauern einzustürzen; doch es gehörte zum guten Ton, den Rittmeister zu besuchen, und auch ich konnte auf die Einladung, die er an mich richtete, nur zusagend antworten. Außer dem bartlosen Herrn, den ich mit Recht für einen Banquier gehalten, waren noch zwei andere Geldmänner anwesend, von denen der eine ein großer Bergwerksbesitzer war. Man rückte näher zusammen — und Herr von Fielitz ergriff das Wort. Es handelte sich um die Gründung eines Aktienunternehmens, um Galmeigruben und Zinkhütten; die bergmännischen Untersuchungen versprachen bei der Ausbeutung der neuen Entdeckung den glänzendsten Erfolg. Der Bergwerksbesitzer, auf dessen Terrain die neuen Metalladern, die er als ebensoviele Goldadern pries, zu Tage getreten, unterstützte die etwas stotternde Berichterstattung des Herrn von Fielitz mit einem beweiskräftigen Material; die Zahlen waren so gruppiert, daß sie ein magisches Licht ausstrahlten, und die Begeisterung, welche große Summen stets in empfänglichen Gemütern erregen, schien sich aller Anwesenden zu bemächtigen. Nach langen Verhandlungen beschloß man, eine

Gesellschaft zu gründen und zunächst das Grundkapital selbst zusammenzubringen, um sich gewisse Vorzugsrechte zu sichern. Ich hatte einige leise Bedenken; ich mußte dazu eine neue Hypothek aufnehmen — und doch, wie leicht war es bei dem in Aussicht stehenden Gewinn, diese und ihre Vorgängerin abzustoßen und außerdem mir noch das zu erobern, was mir fehlte — ein Betriebskapital! Diese Erwägung gab den Ausschlag; ich zögerte nicht, mich den anderen anzuschließen, und versagte meine Unterschrift nicht.

Ich war ein Gründer — in diesem gehobenen Gefühl wohnte ich dem Abendessen bei und beteiligte mich durch lebhaftes Anstoßen an den ausgebrachten Toasten. Ein Gründer — welch ein Unterschied war noch zwischen mir und den anderen, den Grafen und Millionären, mit denen ich mich ja in gleiche Linie stellte? Und in der That, man behandelte mich als einen guten Kameraden; mehr als die Gemeinsamkeit der Gesinnungen trägt zu solcher Kameradschaft die Gemeinsamkeit der Interessen bei! Ich war jung, nicht auf einem Stammschloß geboren, sondern in einem Pfarrhause; doch die älteren hochgeborenen Herren ließen mich dies durchaus nicht fühlen und die jüngeren noch weniger; sie schlossen sich fast freundschaftlich an. Nur Frau von Fielitz und eine ältere Schwester, die bei einem kleinen Hofe Oberhofmeisterin gewesen, beobachteten mir gegenüber eine gewisse Zurückhaltung; mein Verdienst, ein Mitgründer zu sein, erschien ihnen wohl geringer als mein Defizit in Bezug auf mein Herkommen. Wenn sie mit mir sprachen, als sie nach aufgehobener Tafel Cirkel machten, nahmen sie sehr süßsaure Mienen an. Sie interessierten sich wohl für mich; ich war ja eine Art von Märchenprinz, dem ein Rittergut aus den Wolken gefallen; aber ich hatte wahrscheinlich gar nichts Märchenhaftes in meinem Wesen, sondern etwas Kleinbürgerliches, und so ließen sie mich stehen mit einem gewissen Ausdruck der Enttäuschung, als hätten sie in einen sauren Apfel gebissen. Doch ich wußte mich zu trösten! Vielen vornehmen Damen des Faubourg St. Germain galt ja auch der dritte Napoleon nur als ein Parvenu — und dem war doch nicht ein Rittergut, sondern eine Krone und ein ganzes Land zugefallen.

Die Seele der Gesellschaft bei Tisch und nach Tisch war der Rittmeister von Beskow gewesen. Sein zerhauenes Gesicht, in welchem sich nicht nur der Erbfeind, sondern jedenfalls auch manche ehrliche Landsleute eingezeichnet hatten, strahlte wie verklärt vom Champagnerrausch; er sprudelte über von Schnurren und Abenteuern und war von einer Liebenswürdigkeit, die keine Ausnahme machte! „Ein Teufelskerl,“ sagte Herr von Fielitz zu mir im Vorübergehen; „er lügt wie Münchhausen und weiß alle Welt zu beschwatzen. Er will seine ganze Landwirtschaft mit Elektricität betreiben, die Felder mit einem elektrischen Pflug beackern, durch elektrische Kraftübertragungen Dreschmaschinen treiben, die Ställe mit elektrischen Lampen beleuchten, ein Tausendsassa.“ Ich bemerkte, daß Herr von Beskow in großem Ansehen stand, und nahm mir vor, mit ihm nähere Bekanntschaft zu machen und Freundschaft zu schließen, wenn er mir so liebenswürdig wie bisher entgegenkommen sollte.

Bei meiner Rückkehr sah ich Licht in den Zimmern des Doktor Asmodi; es trieb mich, meinen kleinen Hausgenossen aufzusuchen und ihm meine Erlebnisse mitzuteilen: ich hatte ihm zwei schöne, vornehm eingerichtete Zimmer eingeräumt; bei Tage in meiner Wirtschaft beschäftigt, war ich indes seit längerer Zeit nicht dazu gekommen, ihm dort meinen Besuch zu machen; der Schein der nächtlichen Lampe zog mich jetzt mit einer gewissen Magie zu ihm hin. Wie erstaunte ich, als ich eines seiner Zimmer, das Arbeitszimmer, so gänzlich verändert fand. Außer dem schönen Schreibtisch waren alle anderen Möbel herausgeschafft worden. Dafür bedeckten hohe Repositorien, bis zur Decke reichend und mit Büchern angefüllt, alle Wände; darunter befanden sich viele schwere Folianten. Ich hatte von dieser häuslichen Umwälzung gar nichts gemerkt; die Leute hatten nicht davon geplaudert; sie hatte stattgefunden, während ich auf den Äckern umherritt.

Am auffallendsten war mir, daß auch der große schwarze Pudel, der zu den Füßen des kleinen Doktors lagerte, niemals meine

Wege gekreuzt hatte; das lebende Inventar meines Gutes hätte mir doch bekannt sein müssen. Doch der Pudel war keinesfalls vorlaut und lärmend; er bellte mich nicht einmal an, als ich ins Zimmer trat.

Doktor Asmodi bot mir seinen Stuhl an und setzte sich auf die Tischkante; er sah aus wie eine Nipptischfigur.

„Was studieren Sie denn noch so spät beim Licht der Nachtlampe?"

Ich blickte dabei auf die Tabellen, die teils auf dem Tische lagen, teils auf den Stühlen ringsum.

„Es sind statistische Tabellen," sagte er, „das ist die neue Kabbala, die Zahl! Sie hat ihre eigentümliche Magie ... die muß man studieren. Ihr sind die Menschen nichts als Einer, die in den Hunderttausenden verschwinden. Die Statistik macht demütig und bescheiden. Die russischen Grundherren zählten ihre Leibeigenen nach Seelen — solche Leibeigene sind wir alle. Der Staat zählt uns für seine Heeresmacht und für seine Steuern. Seelen oder Köpfe — es ist alles gleich. Die Zahl ist die Hauptsache; sie wird es immer mehr! Zu den Seelen sind jetzt noch die Stimmen hinzugekommen. Die ganze innere Politik beruht auf den Stimmen — und die werden erst recht gezählt! Man kannte früher noch Unwägbares und Unzählbares — Charakter, Talent, Genie, Seelenadel und dergleichen mehr! Das ist jetzt alles ausgelöscht. Die Zahl mit ihren Spinnenbeinen schreitet über die Tafel der Geschichte; sie ist kein Gespenst, aber zum Gespenst wird alles, was sie berührt."

Da flog durch das offene Fenster eine Fledermaus ins Zimmer, der Lampe zu. Doch diese erlosch durch einen Windstoß; der Pudel begann zu knurren, mir wurde unheimlich zu Mute. Aber Asmodi hatte die Lampe rasch wieder angesteckt.

„Die Fledermaus," sagte er, „ein bevorzugtes Geschöpf! Gehört mit den Menschen zu einer Klasse ... den Säugetieren! Es ist mit beiden nicht viel Staat zu machen. Ob man die Fledermäuse totschlägt auf ihren Schlafplätzen, in ihren Winkeln, wo sie den Kopf nach unten sich aufgehängt haben — oder die Menschen, die den Kopf sehr hoch zu tragen pflegen, die sogenannten Herren der Schöpfung — es handelt sich immer nur um die Zahl. Man lese die Berichte von den Schlachtfeldern. Die Toten und Verwundeten ... sie werden gezählt und danach die Größe des Sieges gemessen, wenn nämlich die feindlichen Rothäute mehr Skalpe geliefert haben."

„Und wozu studieren Sie das alles?"

„Ich schreibe ein Werk ... nicht für das Publikum, für mich selbst. Es wird nie fertig werden ... eine Krankheitsgeschichte der Gesellschaft; jetzt bin ich bei dem Abschnitte, der eine Krankheitsgeschichte des Besitzes behandelt. Doch das sind sehr gelehrte Dinge. Man muß das Urphänomen studieren, sagt Goethe."

Dabei sah er mich mit einem durchdringenden Blicke an; ich wußte wohl, daß ich in keiner Hinsicht ein Phänomen war.

„Lassen wir diese gelehrten Dinge," sagte ich, „ich bin nicht dafür gestimmt; ich komme aus einer sehr lebhaften Gesellschaft, wo viel getrunken und gesprochen wurde."

„Sie waren bei Herrn von Fielitz?"

„Ja, und es sind da wichtige Dinge verhandelt worden; ich komme als Aktionär, ja als Gründer nach Hause."

„In der That," sagte er und sah mich mit einem Lächeln an, das nicht ironisch war, sondern eine reine Freude ausdrückte. Dann gab er dem Pudel einen Tritt, daß dieser knurrend auffuhr.

„Apportiere, Satan," sagte der Doktor und warf einen Ball in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

Satan sprang ihm nach. Mir war's, als ob der Ball beim Fliegen ein Licht ausgestrahlt hätte. Als ihn der Pudel zurückbrachte, war er rabenschwarz. Asmodi ritzte ihn mit einem Messer und legte ihn in ein Fach seines Pultes.

„Es ist dies mein Schicksalsball," sagte er, „ich frage damit die Orakel. Er hat eine dunkle und eine helle Seite; es kommt darauf an, welche mir der Pudel darreicht; ich notiere dies auf dem Ball selbst."

„Aber was hat dies mit meiner Erzählung, mit meinem Besuche bei Herrn von Fielitz zu thun?"

„Mehr als Sie glauben, doch das ist zunächst mein Geheimnis. Sie sind Aktionär und Gründer — ich gratuliere! Da sind

Sie ganz im Banne meiner Zahl eingefangen. Die Ziffern werden Sie in Ihren Träumen verfolgen. Und da die Aktiengesellschaften, neben dem Zweck des Geldverdienens, doch noch eine Etikette haben müssen — wie wird sich die Ihrige beim Publikum einführen?"

Ich sagte ihm, daß wir einen sehr gemeinnützigen Zweck verfolgen: Hebung der Produktion und der Industrie, und teilte ihm alles Nähere mit.

„Galmei — Zink — Gruben — Hütten, sehr schön! Arbeit für die einen, Geld für die anderen — das giebt Nationalreichtum! Und Ihre Einzahlung bei der Gründung?"

„Eine neue Hypothek ... Sie scheinen damit nicht einverstanden?"

„Im Gegenteil," sagte er, „es ist ja vielleicht ein gutes Geschäft! Ich schreibe die Naturgeschichte des Geldes — Geld ist heißhungrig; es will immer mehr verschlingen, wachsen, sich dehnen, sich verdoppeln, sich verhundertfachen ... es ist ein gefräßiges Ungeheuer. Ich gratuliere, Herr Sternlein! Fahren Sie nur morgen zum Justizrat; er wird schon alles in Ordnung bringen."

Ich erhob mich. Asmodi griff zur Lampe, um mir hinauszuleuchten. Da huschte die Fledermaus aus dem Winkel hervor; Satan fing an zu bellen und zu heulen; mir war's, als hätt er Glühfeuer in den Augen. Doktor Asmodi aber lächelte wie ein Gnom aus der Galmeigrube der Zukunft und reichte mir zum Abschied die Spitzen seiner dürren Finger.

* * *

In allen diesen Tagen und Nächten schwand trotz der Bedrängnis mit geschäftlichen Sorgen und Zukunftsplänen nicht das Bild Helenes aus meiner Seele. Wie überstrahlte sie doch alle an Schönheit, und wäre sie in den Damenkreis bei Herrn von Fielitz getreten, keine einzige hätte ihr den Preis streitig machen können! Und sie war nicht bloß eine Salonschönheit — ihre tiefen Augen, ihre edlen Züge verrieten einen Adel der Seele, den man bei den anderen Damen der Gesellschaft vergeblich gesucht hätte. Sie war wie eine duftige Waldblume neben den gemachten Putzblumen, die sich da zur Schau stellten.

Und in dieser warmen Empfindung, dieser begeisterten Huldigung, die ich ihr weihte, lag da nicht auch mein gutes Recht, mich ihr wiederum zu nähern? Konnt ich dem mächtigen Zuge nicht folgen, der mich zu ihr hintrieb? Mochte sie andere Bewerber haben — ich war ihnen jetzt ebenbürtig, ich konnte einen schönen Besitz in die Wagschale werfen. Die Verhältnisse hatten sich ja gänzlich geändert ... und doch sagt ich mir, daß Helene etwas gegen mich auf dem Herzen habe ... vielleicht mein Benehmen bei jener Tischscene und nachher; ich fühlte mich entmutigt und wußte selbst nicht recht warum. Auch wußt ich ja nicht, was dort im Forsthause inzwischen vorgegangen war. Da war es mir sehr willkommen, als sich mein Universitätsfreund Mühling bei mir anmelden ließ. Der Referendar war inzwischen Assessor geworden; doch wie ganz anders war sein Benehmen gegen mich als damals, wo er mich in meiner Inspektorwohnung aufsuchte, so kameradschaftlich, so herzlich; er fand alles ringsum so schön und glänzend und beglückwünschte mich zu meiner veränderten Lebenslage. Er kam, um noch einige Erkundigungen über das Gut meines früheren Brotherrn einzuziehen; die Kaufverhandlungen waren in vollem Gange und der Vater wünschte noch einige Auskunft über die Drainanlagen der nassen Äcker und den Heuertrag der Wiesen. Ich berichtete der Wahrheit gemäß, suchte aber dabei soviel als thunlich das Interesse des Herrn Brüning zu wahren, obschon er es nicht um mich verdient hatte.

Dann kam das Gespräch auf Lancken.

„Ich muß bekennen," sagte ich, „es thut mir leid, daß ich mich damals so rasch mit ihm ausgesöhnt. Der Druck meiner Stellung lastete zu schwer auf mir; jetzt bin ich satisfaktionsfähig als Rittergutsbesitzer und Kreisstand. Verkehrt er denn noch im Hause des Oberförsters?"

„Bis vor kurzem — ja."

„Und hat nicht vielleicht," setzte ich zögernd hinzu, „eine Verlobung stattgefunden?"

„Man munkelt davon; doch er selbst hat mir nichts darüber gesagt; er wahrt das

Geheimnis. Ich möchte indes fast daran glauben; er ist vornehm und vermögend, begabt, eine glänzende Erscheinung, eine glänzende Partie. Das macht auf die Mädchen Eindruck, und dem Alten wird's ein behagliches Gefühl sein, sich mit der hohen Regierung zu verschwägern."

Ich nickte zustimmend; doch ich fühlte einen schmerzlichen Stachel in meiner Seele; über mir hing ein tiefes Gewölk, das mir alle Aussicht ins Leben nahm.

„Ich glaube," fuhr Mühling fort, „die Verlobung steht in Aussicht, wenn er nur jetzt davonkommt."

„Wenn er davonkommt!" rief ich mit aufleuchtendem Hoffnungsschimmer; „was ist denn geschehen?"

„Du hättest deine Sache nicht besser machen können; er ist in einem Duell bedenklich verwundet worden."

„In einem Duell?"

„Mit dem Feldjäger Bick! Der junge Lieutenant hatte auch ein Auge auf Helene geworfen; er sah in Lancken einen bevorzugten Nebenbuhler; es kam schon mehrfach zu kleinen Reibungen. Lancken fand eine Überhebung darin, daß der junge Mann, mittellos und von dunkler Herkunft, mit ihm in die Schranken zu treten wagte. Er nannte ihn im Kasino, wo sie beide als Gäste waren, etwas angeheitert beim Herausgehen einen Landbriefträger mit Sporen. Das Duell war unvermeidlich; es nahm für Lancken einen schlimmen Ausgang. Eine Verwundung in der Brust — die Ärzte meinen, daß die Gefahr noch nicht überstanden sei."

Auch diese Mitteilung regte mich auf; ich konnte mich ja freuen, daß Lancken zunächst unschädlich gemacht sei; doch er that mir auch wieder leid ... bei Gemütsmenschen sind solche Studentenfreundschaften unverwüstlich. Und dann ... ich konnte ja nicht wissen, ob Helene nicht gerade durch sein Unglück um so inniger an ihn gefesselt werde? Auch tauchte vor meiner Seele dieser junge Bick auf, mittellos, von dunkler Herkunft, aber gewiß edel, ritterlich, jugendlich schön, glorreicher Sieger über einen stolzen Nebenbuhler — und ich empfand eine Eifersucht, deren ich nicht Herr werden konnte! Fast ergriff ich ihm gegenüber die Partei Lanckens — der hatte doch ein größeres Recht auf Helenes Hand; sie verdiente ein glänzendes Lebenslos — und Lancken würde es ihr verschafft haben.

„Wie sieht denn dieser Bick aus?" fragte ich.

„Sehr elegant und stattlich in seiner Feldjägeruniform," versetzte Mühling; „die Kameraden halten viel auf ihn; er ist lebendig und feurig und hat viel Glück bei den Mädchen und Frauen."

Das verstimmte mich; ich wurde einsilbig und legte die Cigarre beiseite; ich brauchte frische Luft; ich forderte Mühling auf, mit mir in dem Park spazieren zu gehen.

„Du denkst wohl an das Mädchen," sagte Mühling, der meine Verstimmung bemerkte; „nun, was den Bick betrifft, den wirst du bald ausstechen. Ehe er Oberförster wird, da läuft noch viel Wasser die Oder herunter — und ein so schönes Mädchen wie Helene läßt sich nicht auf Wartegeld setzen. Etwas anderes ist's mit Lancken — nun, da kommt's darauf an, was der junge Bick mit seiner Kugel angerichtet hat; ich fürchte sehr für meinen lieben Freund."

Ich stellte es ganz in Abrede, daß Helene mir irgend welchen Anteil einflöße; ich heuchelte und log; doch ich glaubte ihr das schuldig zu sein, damit sie nicht in den Verdacht gerate, durch ihre Koketterie auch mich wie die anderen ermutigt zu haben. Mühling entwickelte bei diesem Anlaß seine Ansichten über das Duell und die Ehe; er nannte das erstere ein gesellschaftliches Vorurteil, das man nicht los werden könne; eher werde man dabei sein Leben los. Besser sei es indes, wenn sich die Nebenbuhler vor der Ehe aus dem Wege räumten als nachher, und im Grunde sei die Ehe selbst nichts als ein lebenslängliches Duell.

Kaum hatte mich Mühling verlassen, als ich anspannen ließ; meine Gefühle für Helene waren durch die Unterhaltung so stürmisch erregt worden, daß es mir keine Ruhe ließ; ich mußte sie selbst sehen und sprechen. Was hinderte mich, dem Oberförster wieder einmal meinen Besuch zu machen? Ich mußte mir klar darüber werden, ob ich noch Hoffnungen hegen durfte, ob ich sie begraben mußte. Mir klopfte das Herz, als ich in den Wagen stieg, und bei der Fahrt sah

ich überall ihr Bild. Dort trat sie aus dem Wald hervor; hier sah ich auf dem Rain im Kornfeld über den Ähren ihre Strohhutbänder flattern, und in der engen Schlucht, durch welche der Weg führte, neigte sie sich oben aus den Gebüschen, vom Felsrand wie ein segnender Schutzgeist zu mir hernieder. Und meine Phantasie bevölkerte nicht nur Busch und Thal mit ihrem allgegenwärtigen Bilde; kühner geworden, sah ich auch neben der Seerose sie aus dem Teiche auftauchen mit dem entzückenden Reiz ihrer freigeborenen Schönheit ... und war vorher meine Seele in süßem Rausch, so fieberten jetzt meine Sinne.

Stundenlang war ich schon gefahren; da führte mein Weg mich über die bekannten Felder, die früher meiner Fürsorge anvertraut gewesen. Wo die Straßen sich kreuzten, da galoppierte aus dem Walde ein Reiter hervor; ich kannte das kirschrote Gesicht, es war mein früherer Herr und Gebieter Brüning. Er winkte schon von weitem mit der Hand. Der Kutscher hielt die Pferde an, und bald blickte Brünings Schecke über meinen Wagenschlag mit den treuherzigen Pferdeaugen.

„So kommen Sie mir nicht davon, Herr Sternlein," rief er mit kräftiger Stimme, mit den kleinen Augen liebevoll blinzelnd; „wer über meine Grenzen kommt, muß mir Zoll bezahlen, und wäre es auch nur den Zoll der Höflichkeit. Meine Frau wird hocherfreut sein; es ist bald Mittag, seien Sie mein Gast; speisen Sie mit mir à la fortune du pot! Das läßt sich nicht ändern, aber meine guten Weine sollen Sie schadlos halten."

So überströmender Herzlichkeit konnt ich nicht widerstehen; ich ließ den Kutscher nach dem Schlosse fahren. Brüning sprengte voraus; ich nahm meine Taschenbürste mit dem kleinen Spiegel heraus: ich mußte mich doch sehr verändert haben. Doch ich konnte nichts entdecken. Immer dasselbe dumme Gesicht, wie einst mein Lehrer gesagt, als ich ihn nach allen Fragen wortlos angestarrt. Das war es also nicht; ich steckte mein Taschenspiegelchen wieder zu mir. Aber meine prächtigen Rappen, meine goldfunkelnde Kalesche, Kutscher und Diener in Livree, das gehörte ja jetzt zu mir, zu meinem neuen Ich und flößte Herrn Brüning den nötigen Respekt ein.

Am Portal des Schlosses empfing er mich mit herzlichem Händedruck und führte mich die Treppe hinauf in sein Wohnzimmer. Hier mutete mich alles sehr bekannt an; wie oft stand ich hier mit den Wirtschaftsrechnungen und Wirtschaftsbüchern über den Tisch gebückt, während Herr Brüning sich behaglich in seinem Lehnstuhl dehnte, die Wölkchen aus seiner Cigarre in die Lüfte steigen ließ, die einzelnen Ziffern prüfte und mir bisweilen mit einer tadelnden Bemerkung in die Flanke fiel, gelegentlich auch bei einer Ausgabeziffer, die ihm zu groß schien, zornig auf den Tisch schlug.

Wie ganz anders jetzt! Ich selbst saß in dem Lehnstuhl; ich selbst ließ die Wölkchen der Cigarre sich in der Luft kräuseln, und mir gegenüber saß der Hausherr und lächelte mich fortwährend so freundlich an wie früher nur dann, wenn ich die Wolle gut verkauft hatte. Er erkundigte sich nach meinem neuen Gute, nach dem Areal, nach meinem Viehstand, und nickte sehr befriedigt, da meine Mitteilungen seine Erwartungen zu übertreffen schienen. Dann ging's zu Tische; es standen Batterien von Weinflaschen aufmarschiert, von gelb- und blaumützigen bis zu den silbergekrönten der Witwe Cliquot. Frau Brüning, eine Geborene, die ihr früheres „von" wie ein Lineal verschluckt zu haben schien, rückte nicht fort, als ich neben ihr zu sitzen kam, wie ich's früher wohl hatte erwarten dürfen, wenn ich durch irgend ein Mißverständnis auf den Ehrenplatz an ihrer Seite gekommen wäre. Sie lächelte mich an und reichte mir ihre zarte Hand zum ritterlichen Kuß. Und Male, die Tochter — ja, was war denn aus Male geworden? Sie blickte so verschämt in ihre Suppe; das war doch sonst nicht ihre Art, wenn sie mir gegenüber saß. Im Gegenteil, so jung sie war, sie verstand es zu kommandieren und hat mich bei der Milchwirtschaft oder wenn ich Gemüse und Kartoffeln oder Fleischzufuhr ins Haus lieferte, gelegentlich einmal recht gebieterisch angerufen, oder sie hatte ein schadenfrohes Lächeln, wenn sie mir irgend einen kleinen Schabernack anthun konnte; sie bewarf mich bisweilen mit Kletten, wenn ich am Schloßportal vorüberging. Sie wußte

nur, ich war ein Wesen, das sich alles von ihr gefallen lassen mußte und mit dem sie ihren Spaß treiben konnte, weit mehr als unten mit den Jungen vom Dorfe, die doch leicht einmal aufsässig wurden; ich war zwar größer als diese, aber ich war der rechte Prügeljunge. Ich hatte das ungeschlachte Geschöpf mit den robusten Gliedern, mit dem breiten Mund unbeachtet gelassen und war auf ihre Späße nicht eingegangen. Und jetzt diese sittige Verschämtheit mir gegenüber! Heiratsfähig war sie ja schon immer, auch wenn man nicht den Maßstab der Hottentotten anlegte; doch es kam mir vor, als wäre sie jetzt heiratsfähiger geworden. Gewiß, die Mutter hatte ihr zugeflüstert: das ist eine gute Partie. Und das genügt ja, um den Gedanken eines Mädchens etwas Andächtiges zu geben und sie von allem irdischen Tand auf das wahre Heil hinzulenken.

Der einzige, der sich in die neue Lage der Dinge nicht finden konnte, war der schmächtige Max; er war so ungezogen gegen mich wie früher und begriff es gar nicht, warum Vater und Mutter, die ihm sonst darin freies Spiel gelassen, jetzt von rechts und links mit Winken, Mahnungen, Drohungen seinem Übermut in die Parade fuhren. „Seien Sie nicht so schlafmützig, Sternlein, lassen Sie mir nachher das Fohlen heraus! Sie müssen thun, was wir wollen; wir sind die Herrschaft."

Das aber war Male zu arg. In dieser Weise wollte sie sich eine gute Partie nicht verscheuchen lassen. Sie versetzte dem Bruder eine schallende Ohrfeige, und unter seinem Geheul wurden die nächsten Gerichte verspeist. Ich war froh, als ich aufbrechen und meine Fahrt fortsetzen konnte. Der Champagner hatte Male etwas angeregt, und sie warf mir einige vielsagende Blicke zu; schon aus Phlegma hätte sie sich sonst dazu nicht entschlossen. Aber die Witwe Cliquot hatte ihrem ganzen geistigen Räderwerk einen Stoß versetzt, daß es auf einmal in Gang geriet, und da regte sich denn auch die alte Eva, die einem Adam gern den Apfel reichte, wenn er ein vermögender Gutsbesitzer war. Das war ein Händeschütteln beim Abschied; Herr Brüning bat mich, bald wiederzukommen. Male schloß sich diesen Bitten an, auch Frau Brüning nickte zustimmend. Nur Max stand seitwärts, sah zum Fenster hinaus und kümmerte sich nicht um mich, als wenn ich noch ein nichtssagender Beamter wäre. Ich empfand fast Sympathie für den dummen Jungen; er war der einzige konsequente Charakter.

Als ich so durch den Wald dahinfuhr, dachte ich darüber nach, wie wenig die Natur doch im ganzen geneigt ist, es den Menschen recht zu machen. Wie begeistert sind diese für weibliche Schönheit, wie schwärmen sie davon in den hundert Sprachen, durch welche sie sich voneinander und auch von den Affen zu unterscheiden suchen, die ja ebenfalls eine grammatisch noch nicht festgestellte Sprache sprechen sollen! Und wie sieht's mit dieser weiblichen Schönheit aus! Es wandelt mich ein Grauen davor an, wenn ich an diese tölpelhafte Male denke, und sie hat Millionen Genossinnen — wie anders freilich die schöne Helene! Doch das ist eine glänzende Ausnahme! Der Kultus der Schönheit ist wie der Heroenkultus. Es giebt nicht viele von der Sorte.

Die schöne Helene — wie klopfte mir das Herz, als ich mich der Waldlichtung näherte, in welcher die Wohnung des Oberförsters lag. Was ich sagen wollte, wie ich's sagen wollte, ich wußte es nicht. Ich ließ den Kutscher langsamer fahren; ich sog mit vollen Zügen die würzige Waldluft ein; ich brauchte Kräftigung, denn mir versagte der Mut. Zwei Bienen tummelten sich vor meinen Augen hin und her. Ich wurde ungeduldig und wollte sie fortscheuchen, da stach mich eine in die Hand. Das war ein böses Vorzeichen. Sie kamen gewiß von des Försters Bienenstöcken; es lag etwas Feindliches in der Luft.

Als ich vor dem Försterhause vorfuhr, begrüßte mich sogleich der alte Herr, die Pfeife im Munde, freundlich und herzlich wie immer, doch ohne ein Anzeichen größeren Respekts vor mir und meiner neuen Lebensstellung. Ich fragte nach Helene; es war mir eine Beruhigung, zu erfahren, daß sie nicht zu Hause war und einen Spaziergang in den Wald gemacht habe, von wo sie indes bald zurückkehren werde. Ich konnte Atem schöpfen, mich fassen und vorbereiten und zunächst dem Alten an den Puls fühlen.

O, ich war auch ein Diplomat, wenn es nötig war; er aber war es nicht, und so ließ er sich aushorchen, ohne es zu merken. Wir unterhielten uns vom Forstwesen; ich brachte das Gespräch auf die Regierung, und von dort war es nur ein Schritt zum Assessor von Lancken.

„Wie ich höre,“ sagte ich, „ist er in einem Duell verwundet worden.“

„Schwer verwundet, leider! und es thut mir leid, daß es einer unserer Feldjäger ist, der ihm diese Wunde beigebracht hat. Der Anlaß zu diesem Duell ist mir unbekannt. Die jungen Leute sind eben Hitzköpfe.“

„Sie sind wohl beide häufig Gäste Ihres Hauses gewesen?“

„Beide — doch wohl nie zugleich! Dort in dem Lehnstuhl, in welchem Sie sitzen, hat bald der Assessor, bald der Feldjäger gesessen, und ich habe mich mit dem einen wie mit dem anderen aufs beste unterhalten.“

„Und Fräulein Helene hat wohl auch keinen bevorzugt?“

„Nicht daß ich wüßte; doch wer kann den Mädchen ins Herz sehen? Ich glaube, der arme Herr von Lancken war ihr sympathischer. Ein glänzender Kopf, immer schlagfertig, das gefällt und gewinnt! Ich liebe mehr das Gediegene als das Geistreiche; aber der Lancken ist doch ein tüchtiger Arbeiter; was er schreibt, hat Hand und Fuß! Schade, schade; ich halte nicht viel vom Leben, aber bei solchen Raufhändeln es aufs Spiel zu setzen, das ist eine unerlaubte Geringschätzung dieser atmenden Maschine, die so viel Nützliches leisten kann.“

Bei diesen Gesprächen hatte ich mich bald in das alte Behagen eingesponnen, welches von früher her mit diesem traulichen Zimmer verknüpft war. Ich vergaß sogar die bevorstehende Begegnung mit Helene, und meine Unruhe stellte sich erst wieder ein, als ich Helene, die von ihrem Spaziergang zurückkam, durch das weinumrankte Fenster erblickte. Bald stand sie vor mir; aber vergebens hoffte ich, wie früher mit einem freundlichen Lächeln begrüßt zu werden. Meine Anwesenheit bereitete ihr offenbar keine freudige Überraschung; sie reichte mir zwar ihre Hand, doch nur flüchtig und seelenlos, nur soweit es nötig war, einen früheren Freund des Hauses nicht zu verletzen; sie sprach einige gleichgültige Worte mit mir, berührte mit keiner Silbe den überraschenden Glückswechsel, der meine Lebensstellung so gänzlich verändert hatte, und verließ dann das Zimmer, um für meine Bewirtung zu sorgen. Der Oberförster selbst war bei guter Laune; er schmauchte sein Pfeifchen mit Behagen und erzählte allerlei Anekdoten aus seinen Studienjahren auf der Forstakademie; aber ich hörte nur mit halbem Ohr; an seinem fröhlichen Lachen merkte ich wohl, daß es lustige Geschichten waren, die ihn selbst in der Erinnerung noch höchlichst ergötzten, und ich bemühte mich, meinen lebhaften Anteil zu zeigen, indem ich selbst in sein Lachen einstimmte. Daß dies eine recht gezwungene Heiterkeit war, bemerkte er nicht bei seiner guten Laune; er ist eben ein Naturmensch und geht so in seinen eigenen Empfindungen auf, daß er über die anderen dann jedes Urteil verliert, mag er nun seinem Ärger oder seiner Freude freien Lauf lassen. Mir aber war ganz anders zu Mute; hin und her gingen meine Gedanken, und doch beschäftigte ich mich nur mit der einen Frage: warum zürnte mir Helene?

War es mein taktloses Benehmen bei jenem Mittagessen? Aber sie wußte ja, daß diese Taktlosigkeit nur der Beweis einer allzu stürmischen Herzensneigung zu ihr war. Oder fand sie es unritterlich, daß ich Herrn von Lancken nicht mit der Pistole in der Hand entgegengetreten war? Doch sie mußte ja von unseren gegenseitigen Ehrenerklärungen unterrichtet sein. Oder hatte sie es übel genommen, daß ich mich damals nicht von ihr verabschiedet hatte? Indem ich darüber nachgrübelte, bemerkte ich, daß mein Schuldregister gar nicht so klein war und mehrere Posten enthielt, von denen jeder allein schon im stande gewesen wäre, mir die Gunst eines feinfühligen und stolzen Mädchens zu entziehen. Und doch, alle diese Posten ließen sich wie mit einem Schwamm von der Schuldtafel abwischen, wenn Helene mich noch liebte; denn die Liebe deckt auch der Sünden Menge. Wie ganz anders aber, wenn sie ihr Herz inzwischen einem anderen zugewendet hatte, mochte dies nun der glänzende Herr von Lancken oder der tapfere Feldjäger sein; das erklärte ihre kühle Ablehnung, dann war alles für mich verloren.

Gleichviel, ich mußte um jeden Preis Klarheit gewinnen. Sie trat wieder ein, stellte den Ungarwein, die Gläser und einiges häusliches Gebäck auf den Tisch und setzte sich dann, eine Stickerei vornehmend, in die Fensternische. Bald klirrten die Gläser, doch sie stieß nicht mit an. Der brave Oberförster ahnte nicht, wie sehr er mir im Wege war. Der Ungar schien ihm so gut zu schmecken, daß ich fürchten mußte, er werde sich überhaupt nicht vom Platze rühren. Das Gespräch drehte sich um gleichgültige Dinge; Helene beteiligte sich daran kühl und höflich, ohne mir selbst und meinen Meinungsäußerungen irgend welche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Meine Phantasie suchte krampfhaft nach Möglichkeiten, um den gemütlichen Papa aus dem Wege zu räumen, und war nicht wählerisch in Bezug auf die Mittel: wie wenn ein kleiner Waldbrand den Herrn Oberförster in ein entlegenes Waldrevier riefe oder wenn einer seiner Revierförster von einem Wilddieb erschossen worden wäre und man die Leiche auf einer Bahre von Zweigen herbeibrächte? Aber während ich in diesen Greueln schwelgte, kam mir eine weit harmlosere Hilfe: ich bemerkte die rote Mütze des Briefträgers durchs Fenster, und bald kam die Meldung, es seien amtliche und eingeschriebene Briefe von Wichtigkeit eingelaufen. Sogleich bat der alte Herr um Entschuldigung und begab sich in sein Bureau. Auch Helene hatte sich erhoben, doch ich bat rasch, sie möge mir eine kurze Audienz verstatten, damit ich mich rechtfertigen könne. Als ich sie so vor mir sah in ihrer jugendlichen Frische und Anmut, mit der schönen Gestalt, den edlen Zügen, die mir jetzt etwas Verdüstertes, Schwermütiges zu haben schienen, da kam der Gedanke des unersetzlichen Verlustes, wenn mir Hand und Herz des entzückenden Mädchens versagt sein sollten, so bewältigend über mich, daß ich kaum die Worte fand, mit denen ich mir das Herz der Geliebten wiedererobern wollte; ich zögerte und stockte, und sie that nichts, mich zu ermutigen.

Endlich kamen meine Worte in Fluß; es war der volle Strom einer innigen Empfindung, der mir aus der Seele flutete; ich erwähnte mein Mißgeschick damals bei Tisch; mir war's, als ob ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen glitte; ich erwähnte den nicht zum Austrag gekommenen Ehrenhandel.

„Warum erzählen Sie mir diese alten Geschichten?" fragte sie; „ein leichter Rausch ist wohl zu entschuldigen, und ich bin überzeugt, daß Sie in jeder Hinsicht als ein Mann von Ehre gehandelt haben."

Das hob mein Selbstgefühl ... ich wurde kühner.

„Helene," sagte ich, „Sie wissen es, Sie mußten es schon damals wissen, daß Ihnen mein Herz gehört, und ich glaubte, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei! Ja, Sie waren die stille Hoffnung meines Lebens!"

Jetzt sah mich Helene mit großen fragenden Blicken an; sie schien mehr befremdet als unwillig.

„Doch wie konnt ich mich Ihnen damals nähern, in so untergeordneter Lebensstellung, aussichtslos? Wie konnt ich es wagen, das Wort der Liebe zu sprechen? Darum ging ich auch fort mit schriftlichem Abschied ... zu schwer wäre mir die Entsagung geworden, wenn ich Ihnen noch einmal ins Auge gesehen hätte!"

Ihre Augen nahmen jetzt einen düsteren Glanz an; mir war's, als wäre etwas Feindseliges in ihr Wesen gekommen; unwillkürlich krampften sich ihre Hände zusammen, ihre Lippen bebten; doch sie sprach kein Wort.

„Was ich damals nicht wagen konnte, jetzt kann ich's wagen, jetzt wo ich's von neuem fühle, welches unendliche Glück ich in Ihrer Liebe finden würde. Sie wissen, ich kann Ihnen jetzt ein würdiges Heim bieten; ich kann hierin wetteifern mit meinen Nebenbuhlern; ohne mein Zuthun hat sich mein Leben gelichtet — und es ist keine Vermessenheit mehr, wenn ich Ihnen meine Liebe erkläre, wenn ich Sie um Ihre Hand bitte."

Da wandte sie sich zu mir, fest und bestimmt, und es lag etwas wie Wehmut in ihrem Ton:

„Was ist Liebe ohne grenzenloses Vertrauen? Und was kann dazwischentreten, wenn sich die Herzen gefunden? Hätten Sie damals das Wort gesprochen, als Sie mir nichts zu bieten hatten, nur sich selbst und Ihre Liebe — o, ich wäre beglückt gewesen und bereit, diesem Glücke Dauer zu geben.

Und Sie mußten es sprechen, Sie mußten mir das Vertrauen schenken, daß ich Sie liebte um Ihrer selbst willen; Sie durften sich nicht fortschleichen wie ein Dieb, nachdem Sie mir mein Herz gestohlen! Heute darf ich's sagen; denn das alles gehört der Vergangenheit an."

„Helene!" rief ich aus, im Widerstreit der Gefühle, die mich bestürmten.

„Wofür hielten Sie mich denn? Für eine Eitle, Ehrgeizige, Goldgierige — deshalb schwiegen Sie! O, in diesem Mangel an Mut lag ein tief kränkender Mangel an Vertrauen — und das konnt ich Ihnen nicht verzeihen. Ein Mädchen, von dem Sie so klein dachten, war Ihrer Liebe nicht wert! Ich hätte mit Ihnen gehofft, gewartet, ein jedes Schicksal mit Ihnen geteilt, in den engsten Verhältnissen unserer Liebe gelebt — dazu war ich entschlossen im tiefsten Herzen; doch — Sie schwiegen! Und jetzt ... jetzt erst zeigen Sie mir, was Sie von mir gedacht! Sie kommen siegsgewiß wie in einem Triumphwagen, nachdem eine unbegreifliche Wendung Ihres Schicksals Sie zu einem reichen Manne gemacht, Ihnen ohne Ihr Verdienst überraschende Gaben in den Schoß gestreut! Damals waren Sie wenigstens ein fleißiger Arbeiter; jetzt ruhen Sie aus auf dem Lotterbette eines unverdienten Glückes! Jetzt bin ich Ihnen eine leichte Beute; wie eine geraubte Sklavin wollen Sie mich auf goldenem Wagen mit sich fortführen; Sie reichen mir Ihre Hand, die Hand des Midas, die alles in Gold verwandelt! Aber Sie irren sich. Sie schenkten mir damals kein Vertrauen, als Sie schwiegen, das war die Liebe nicht! Ich schenke Ihnen jetzt keins, wo Sie sprechen; auch das ist die Sprache der Liebe nicht! Ich wäre nicht zu stolz gewesen, mit Ihnen in eine Hütte zu ziehen, aber ich bin zu stolz, mich in einem goldenen Käfig einfangen zu lassen. Die Sterne sind wider uns und unsere Liebe, wir müssen verzichten!"

„Das kann nicht Ihr letztes Wort sein, Helene — oder — es liegt noch etwas dabei im Hintergrunde! Was zwischen uns tritt, hat vielleicht nichts mit den Sternen zu thun; es ist ein erdgeborenes Wesen, das den Namen Herr von Lancken trägt."

„Kein Dritter spielt hier mit," sagte Helene, ernst verweisend, „nur das Schicksal von uns beiden erfüllt sich zu dieser Stunde."

Da trat der alte Oberförster ein; er sah überaus traurig aus; mir war's, als ob ihm eine Thräne in den Bart rollte.

„Der arme Lancken ist tot," sagte er, Helene eine Depesche reichend.

„Zwei Tote an einem Tage," versetzte sie und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

* * *

Immer spärlicher werden meine Aufzeichnungen; Wochen und Monate vergehen, ehe ich zur Feder greife. Meine Stimmung ist verdüstert. Die kostspieligen neuen Maschinen thun nicht ihre Schuldigkeit; überall Stockungen; überall sind Nachbesserungen nötig, und die Knechte und Mägde verstehen nicht damit umzugehen. Über unser Aktienunternehmen gehen ungünstige Gerüchte in den Blättern um; man zweifelt an dem Ertrag der Gruben; es finden sich zwar noch genug Aktienzeichner, doch wenn sich jene Gerüchte bestätigen, steht unser Kapital auf dem Spiele. Und dazu der Schleier, welcher sich seit meiner letzten Begegnung mit Helene über alle meine Hoffnungen gelegt hat — in meinem Herzen herrscht Betrübnis und Verzweiflung. Oft wünschte ich den ganzen Besitz von mir abschütteln und dafür meine Helene an mein Herz drücken zu können.

Futternot ... eine schlechte Ernte ... so ging der Sommer für die von Wind und Wetter abhängige Landwirtschaft vorüber, ein Berufszweig, bei welchem die Menschen mehr als bei jedem anderen die Opfer der Elemente sind, oft auch die Opfer der Staatsweisheit; Brüning hat recht! Doch wie sollen wir uns wehren gegen die Mächte des Himmels und die Machthaber der Erde? Herrn von Beskow habe ich viel im Laufe des Sommers besucht; er zeigte mir seine elektrische Landwirtschaft; er ist ein sehr flotter Kamerad und, abgesehen von seinen unglaublichen Aufschneidereien, ein ganz liebenswürdiger Herr! Was man von einer kleinen Spielhölle gemunkelt, die bei ihm zu finden sei, fand ich zunächst nicht bestätigt. Er machte mir einen Gegenbesuch — und

als der Wind über die Stoppeln fuhr und die Herbstzeitlose blühte, schickte er mir eine Einladung zu einem einfachen Abendessen; er lebte als Junggeselle und hatte, wie ich erfuhr, seit kurzer Zeit eine hübsche Wirtschafterin.

Als ich ankam, befremdete mich die große Zahl von Wagen und Kutschen im Wirtschaftshofe. Das war ja eine zahlreiche Gesellschaft. Und in der That, die Säle und Zimmer des kleinen Schlosses waren überaus bevölkert — wetterbraune Landwirte, aber auch einige sehr nervös aussehende Stadtherren, von denen einige mit allem möglichen Schmuck aufgeputzt waren und mich mit ihren diamantenen Busennadeln, schwergoldenen Uhrketten und Brillantringen und der ganzen flitterhaften Vornehmheit an die Croupiers in den Spielhöllen erinnerten. Die einzige Reise meines Lebens war eine Rheinreise, die ich mit meinem Vater gemacht, und da waren mir jene Männer der Spieltische in Erinnerung geblieben. Sie hatten in ihren Blicken etwas Magnetisierendes, wie die Schlange, welche die Vöglein in ihrem Banne festhält und ihnen dann den Kopf abbeißt. Doch es waren keine Croupiers; die Herren wurden mir vorgestellt; es waren gute adelige Namen, zum Teil Offiziere außer Diensten. Aber auch meine hochangesehenen Mitgründer waren fast alle zugegen; Herr von Fielitz fehlte nicht; er unterhielt sich mit mir über die neuen Einrichtungen des Herrn von Beskow und war voll ihres Lobes. „Ein Sappermenter," sagte er, „der Begriff Kosten existiert für ihn gar nicht; er macht alles möglich! Und Sorgen kennt er nicht; er ist von einer Heiterkeit, die durch nichts getrübt werden kann, und ein höchst liebenswürdiger Wirt!" In der That, Herr von Beskow ging von einem zum anderen; hier machte er ein schmeichelhaftes Kompliment, dort erzählte er eine köstliche Anekdote. Die Gäste selbst hatten es sich bequem gemacht; sie saßen überall herum auf Polsterstühlen, Kanapees, sahen zu den offenen Fenstern hinaus — es herrschte eine mit etwas Ungeduld gemischte Langeweile. Worauf warteten sie? Zunächst wohl auf das Abendessen, das sich hier eines guten Rufes erfreute; doch es schien, daß sie auch darüber nicht zur Tagesordnung übergehen wollten, daß noch etwas Interessanteres im Hintergrunde lauerte.

Der Abend war indes herangekommen. Das Schlößlein prangte von wunderbarer Helle; elektrisches Licht überall, wohin das Auge blickte; die Höfe wetteiferten mit der Prachtstraße einer Residenz, und die Ställe strömten einen Glanz aus, wie die Prunkläden mit den Hundertthalerfensterscheiben. Im ganzen Schloß schien kein dunkler Winkel zu sein. Ich ging aus einem Zimmer ins andere und kam zuletzt in den Speisesaal, wo der Tisch gedeckt wurde. Ich hatte bei all diesem Glanz etwas vermißt, es fehlte die weibliche Schönheit. Da sah ich zuerst ein helles Gewand, eine schlanke zierliche Figur, ein weibliches Wesen, welches Befehle erteilte, sich über die Tische neigte, um einiges zu ordnen, alles recht gewandt und anmutig. Auf einmal drehte sich die Dame um, blickte mit sichtlicher Überraschung auf mich und rief dann: „O, wie freue ich mich, Herr Sternlein!"

Da rauschte der breite Strom ... düster blickten die Mauern der alten Bibliothek auf mich hernieder; da winkte die Laube im Gärtchen, welches sich an das alte Gemäuer schmiegte: Lottchen Schirmer stand vor mir.

Wie sie mich ansah ... ein langer tiefer Blick ... o, ich fühlte, was er bedeutete! Ich war ihr alter Freund; sie hatte mich schnöde behandelt; doch jetzt erschien ich ihr wieder begehrenswert und mehr als je!

Ich drückte meine Freude aus, sie wiederzusehen. In der That, sie war ganz so hübsch wie früher, nur noch etwas stattlicher; sie hatte noch ganz dieselbe kindliche Art, mit dem Köpfchen hin und her zu fahren; sie war noch so flink und hurtig in allen ihren Bewegungen.

„Jetzt hab ich keinen Augenblick Zeit, aber ich muß Sie sprechen, ich muß! Nach Tisch kann ich mich ein Viertelstündchen frei machen, eh es an die Arbeit geht! Ich erwarte Sie unten bei der uralten Linde im Vorgarten! Ich habe so viel zu erzählen, so viel zu fragen ..."

„Eh es an die Arbeit geht?" wiederholte ich etwas erstaunt.

„Auch das sag ich Ihnen nachher ... Jean, hierher den Blumenaufsatz ... Peter,

wo bleiben die Dessertmesser ... Fritz, andere Rheinweingläser, die grünen! Auf Wiedersehen, Herr Sternlein!"

Und blitzschnell war die niedliche Wirtschafterin verschwunden. Mir war's wie ein Traumgesicht. Die ganze Vergangenheit tauchte wieder auf. Ich saß bei Tisch ganz in Gedanken verloren und hörte nicht auf die Gespräche zur Rechten und Linken. Hier wurde über die Kühe der podolischen und der Berner Rasse gestritten; dort plauderte man über das letzte Handicaprennen und über den fabelhaften Glücksstern, welcher dem Stalle des Baron von Lieben strahlte; und zwischen den Wiederkäuern und den Einhufern saß ich in der Mitte wie Hans der Träumer und dachte an die kleine Elfe von der Dominsel, die so plötzlich wieder in meinem Leben aufgetaucht war.

Gleich nach Tisch begab ich mich zur alten Linde, einem Riesenbaum, der gestützt werden mußte, weil einige seiner Hauptäste herunterzubrechen drohten. Die elektrische Beleuchtung ist für Liebesbegegnungen ungünstig; in ihrem taghellen Lichte würden Romeo und Julie vor der ganzen Welt zur Schau gestellt werden. Glücklicherweise hatte die Linde einen so mächtigen Stamm, daß sich zwei Liebende leicht hinter demselben verbergen konnten.

Zwei Liebende — wie komme ich denn darauf? Das war ja längst vorüber.

Lottchen erschien; ich nahm eine möglichst kühle und ablehnende Haltung an, denn sie hatte etwas Feuergefährliches in ihrem Wesen. Sie begann in Erinnerungen zu schwelgen, wobei auch die Grüne und Gelbe wieder auftauchten, die inzwischen glücklich unter die Haube gebracht waren. Sie erzählte mir, daß ihr Vater gestorben und sie in die Lage versetzt worden sei, sich selbst ein Unterkommen suchen zu müssen. Ein paar Heiratsanträge habe sie zurückgewiesen; sie könne einmal nicht mit kleinen Leuten zusammenleben; ihr Sinn sei auf Höheres gerichtet, sie würde in engbrüstigen Verhältnissen an fortwährenden Beklemmungen leiden. So habe sie hier vorläufig eine kleine Versorgung als Wirtschafterin angenommen; eine Zeitungsannonce habe dies vermittelt; sie habe Herrn von Beskow gleich gefallen.

„Und wie gefällt es Ihnen hier?" fragte ich.

„Die Stellung ist sehr schwierig; ich leite nicht bloß das ganze Hauswesen, ich werde auch an den Gesellschaftsabenden mit hinzugezogen."

„Ich habe Sie bei Tische nicht bemerkt," sagte ich.

„Dort war ich auch nicht zugegen; doch Sie werden mich nachher bemerken, wenn die Arbeit begonnen hat."

„Welche Arbeit denn?"

„Das Spiel! Es wird bei uns gespielt und oft recht hoch. Und Herr von Beskow wünscht, daß ich dabei die Honneurs mache! Er weiß von Paris her, daß in eine gutgeheizte Spielhölle auch die Damen gehören. Nicht bloß der Verschönerung wegen. Das regt an; sie setzen mit und galante Herren setzen für sie; man ermuntert mit Blick und Wort und sorgt auch dafür, daß die Stimmung erhöht wird durch starke Weine, die immer zur Hand sein müssen."

„Und dazu geben Sie sich her, Fräulein Schirmer?"

„Alles in Ehren! Jede Annäherung weise ich mit Entschiedenheit zurück, und Herr von Beskow gewährt mir hierin seinen Schutz. Er kann natürlich keine alte Wetterhexe brauchen, die auf seine Gäste abstoßend wirken würde; man findet mich hübsch und liebenswürdig; doch daß ich unnahbar bin, ist jetzt allmählich als eine Thatsache anerkannt, die von Hause aus jeden Versuch entmutigen muß. Und wenn sich einer um meiner schönen Augen willen ruiniert, so ist das seine Sache. Ich selbst habe hinter dem Rücken meines strengen Gebieters ebensooft abgeraten, wenn ich bemerkte, daß ein stürmischer Jüngling sich im Spieleifer um sein Hab und Gut bringen wollte. Und ich rate Ihnen auch zur Vorsicht, Herr Sternlein."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Schirmer," sagte ich, meinen Rock zuknöpfend, denn es wehte kühl vom Walde her; „ich bedarf indes keiner wohlmeinenden Ratschläge."

„Das muß ich Ihnen aber doch sagen," fuhr sie fort, „Sie haben sich erstaunlich verändert und sehr zu Ihrem Vorteil. Sie sind wirklich ein recht eleganter, fast vornehmer Herr geworden; da sieht man, was das Geld macht; die Menschen werden ganz

anders, wenn sie Geld haben. Sie waren ein recht schüchterner Student; ich glaube, Sie sind jetzt nicht mehr schüchtern, Herr Sternlein. Nun, wir wollen sehen. Ich muß jetzt hinauf und den Spieltisch arrangieren. Auf Wiedersehen!"

Das war ja eine kleine schmucke Giftfliege geworden, eine Spieltischgrazie, welche den kleinen Gott Hazard, der auch so gefährliche Pfeile im Köcher trägt, statt des Gottes Amor in ihrem Geleite hat; sie war eine reizende Lacerte; doch sie hatte sonst noch etwas Unschuldiges, fast Kindliches in ihrem Wesen, und ich war überzeugt, daß sie auf eine gute Ehe rechnete und diese durch Leichtsinn nicht verscherzen wollte.

Oben der Spielsalon war ein großer Raum in einer Art von aufgesetzter Dachetage, wo sich auch ein kleines Roulette und die Spieltafeln für Biribi befanden, denn dies italienische Spiel wurde ebenso wie das französische Baccarat gelegentlich in den Spielplan mit aufgenommen; Herr von Beskow war ein wissenschaftlich gebildeter Hazardspieler; doch für diese ausländischen Spiele versammelte er in der Regel eine kleine Selekta. An den großen Spielabenden herrschte ausschließlich das Pharao vor, und nur zum Abschluß wurde noch an der Roulette gesündigt, und die rollende Kugel erinnerte an die großen Spieltische von San Carlo.

Herr von Beskow hielt die Bank; Lottchen Schirmer kredenzte den Wein und flüsterte bald hier bald dort; die Hundertmarkscheine flogen aus den Brieftaschen, in die sie meistens nicht wieder zurückkehrten. Ich studierte anfangs die Gesichter. Eine solche gespannte Aufmerksamkeit könnte kein Apostel einer neuen, die Menschheit beglückenden Religion hervorrufen, kein Erfinder, der eine Entdeckung von unermeßlichen Folgen gemacht hat und sie der staunenden Menge mitteilt; doch bald wurde die fieberhafte Spannung durch die mannigfachsten Affekte verdrängt: Freude und Ärger, Ratlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, aber alles in den Grenzen, wie sie eine lange Spielgewohnheit dem Ausdruck der Gefühle zu ziehen verstand; man mußte das feinere Mienenspiel studieren, welches ein starker Wille nicht ganz zu beherrschen vermochte.

Und Lottchen flüsterte hüben und drüben. Ich hatte mich lange auf die Beobachtung beschränkt und nur kleine Einsätze gemacht, um nicht müßig dabei zu stehen. Allmählich faßte auch mich der Spielteufel; ich setzte größere Summen und gewann; ja, ich hatte ein beispielloses Glück, welches Aufsehen erregte. Ich fürchtete schon, man könne mich für einen Falschspieler halten. Als ich den beträchtlichsten Gewinn eingestrichen, flüsterte Lottchen, deren Kleid mich lüstern streifte und deren heißen Atem ich an meiner Wange fühlte, mir zu: „Für heute ist's genug!" Noch ein paar kleine Einsätze, und ich erhob mich, zugleich mit einigen Herren, die bei dem Blick in ihre Brieftaschen ein horror vacui angewandelt hatte und deren niedergeschlagene Mienen einen trostlosen Eindruck machten. Ich war in einer gehobenen Stimmung; wie bescheiden war mein Gewinn im Vergleich mit dem großen Geschenk, das mir wie aus den Wolken gefallen war, meinem schönen Besitztum — und doch, er bereitete mir ebenso große Freude! Mir war's, als wäre mein eigenes Verdienst dabei mit im Spiel.

Wieder waren Wochen ins Land gegangen, und ich erhielt abermals eine Einladung zu Herrn von Beskow. Es war draußen winterlich. Die Landwirtschaft ruhte, nur die Dreschmaschinen arbeiteten. Ich machte Doktor Asmodi Mitteilung von der Einladung; er wollte mich begleiten. An diesen Spielabenden war jeder willkommen, und jeder hatte das Recht, seine Bekannten mitzubringen; ich konnte daher dem Doktor Asmodi seine Bitte nicht abschlagen. In seinem unheimlichen Atelier hatte ich ihn nicht wieder aufgesucht; ich ließ ihn dort seine Zauberkünste treiben mit den magischen Zahlen, dem geheimnisvollen Pudel und den gelegentlich zum Besuch kommenden Fledermäusen; doch er kam bisweilen zu mir herunter und plauderte mit mir in meiner Arbeitsstube; er teilte mir mit, daß seit meinem letzten Besuch bei Herrn von Beskow der Pudel den Ball, den Asmodi meinen Schicksalsball nannte, so apportiert habe, daß wieder die schwarze Seite zum Vorschein gekommen und er habe einen neuen Strich darauf machen müssen. Mehrmals fragte ich Asmodi nach dem Geheimnis, durch welches ich in den Besitz des ansehnlichen Gutes gekommen; denn es be-

unruhigte mich oft und ich zweifelte bisweilen, daß es mit rechten Dingen zugegangen sei; aber Asmodi erklärte, er dürfe dies Geheimnis nicht verraten. Im übrigen bürge mir schon der Justizrat dafür, daß alles auf gesetzliche und rechtliche Weise geordnet worden sei. Der kleine Doktor sah noch pergamentfarbiger und lederfarbiger aus als sonst; er kam wenig an die frische Luft; nur zur Nachtzeit machte er Spaziergänge mit seinem Pudel, und ich sah ihn mehrmals in schlummerlosen Nächten durch den Park schweifen; wie ein Irrlicht leuchtete dann seine Cigarre durch die Büsche.

O, ich hatte schlummerlose Nächte! Ich fühlte mich von einem Alp bedrückt; die wachsenden Hypotheken lasteten auf meinem Gut und meinem Gewissen. Die Wirtschaft kam trotzdem nicht vorwärts. Das Aktienunternehmen forderte immer neue Nachzahlungen. Und dann war von neuem die Frage: wer ist mein Wohlthäter? Die Beschämung bedrückte mich, daß ich solch ein Märchenprinz war, der grenzenlose Kummer, daß ich deshalb Hand und Herz meiner Helene verloren hatte. Mich zog es zu Herrn von Beskow hin! Für so viele Verluste konnte ein mäßiger Gewinn mich zwar nicht schadlos halten, aber er gab mir doch das tröstliche Gefühl, daß das Glück mich nicht ganz verlassen habe.

„Was suchen Sie eigentlich bei Herrn von Beskow?“ fragte ich meinen Hausgenossen.

„Ich könnte sagen Zerstreuung,“ versetzte der Kleine, „denn ich studiere ja bei Tag und Nacht! Doch gerade dies Studium ist meine Zerstreuung, und ich will es dort fortsetzen in corpore vili, indem ich lebende Menschen zu meinen Versuchsobjekten mache. Hazard — das ist ein sehr wichtiger Abschnitt in meinem Werke, und ich will das Urphänomen studieren, hinter dem Kartentisch. Hazard ist ja alles in der Welt — die verhungerten Existenzen und die Krösusse; aber er versteckt sich hinter den verschiedenen Menschwerdungen. Bei der umschlagenden Karte ist er in seinem eigentlichen Element, da tritt er nackt und greifbar zu Tage. Ich habe schon früher solche Studien gemacht an Spieltischen jenseit des Oceans, doch ich möchte sie wieder auffrischen. Diese Gesichter, die einen wie die Bestien der Menagerie bei der Fütterung, die anderen wehleidig wie die geprügelten Kreaturen, die den Stock des Herrn und Meisters fühlen — sie spiegeln die glorreiche Macht des Hazards, die ich in Momentbildern festhalten will.“

„Sie sind jenseit des Oceans gewesen?“ fragte ich.

„Ich komme von dort! Eine kleine Spazierfahrt in heutiger Zeit. Doch mir gefiel es dort. Die Menschen haben wenig Geist; um so besser für mich! Der Geist hat etwas Irrlichterierendes, und durch seine falschen Lichter wird man beirrt. Dort die vierschrötigen Menschen mit ihrem brutalen Egoismus; da läßt sich etwas lernen — da kann man den homo beobachten, wie die Forscher in den afrikanischen Urwäldern den Orang-Utang und Schimpanse.“

Ich ließ anspannen. Doktor Asmodi nahm wieder das unterwürfige Wesen an, als wäre ich der Magier und er das Teufelchen, das seinen Beschwörungsformeln blind gehorchen muß; er verkroch sich in seinem Pelz wie irgend eine Bestie vom Pol, welche die Natur gegen die drohende Vergletscherung mit der guten Wehr und Waffe eines dicken Fells ausgestattet hat. Im Grunde sah er mit seinem blöden Gesicht aus wie ein Eskimo oder ein anderer zwerghafter Polarbewohner. Die Natur hatte ihm keine Schmeicheleien ins Gesicht gesagt, und wenn er ein Genie war, so hatte sie dies so diskret behandelt, daß es kein Mensch bemerkte.

Ich fand bei Herrn von Beskow wieder eine große Gesellschaft; es waren zum Teil mir ganz unbekannte Gäste, die ich das erste Mal nicht gesehen; wie ich gesprächsweise hörte, waren einige aus der Residenz gekommen, denn Herr von Beskow hatte auch dort gute Freunde, welche bei ihm gern in die Schule gingen; er war als ein Meister des Glücksspiels weit und breit bekannt. Mir fiel ein älterer haarbuschiger Herr auf, dem seine silbernen Haare wie Borsten in die Höhe standen, der außerdem dicke versilberte Augenbrauen hatte und in seinem ganzen Wesen etwas Aufgeregtes und Zorniges. Alles schien ihn zu ärgern; diese oder jene Ansprache der nächststehenden Herren nahm er wie eine Kränkung auf; das verrieten seine funkelnden Blicke, seine ab-

wehrenden Handbewegungen. Er schien kurzsichtig zu sein; hin und wieder setzte er einen Klemmer auf, um dies oder jenes zu beobachten, riß ihn aber alsbald wieder verdrießlich herunter; offenbar ärgerte er sich, daß er ihn brauchte. Es war ein Herr von Erdsen, ein pensionierter General; man ging ihm aus dem Wege, wie einem unangenehmen Gesellschafter.

Auch Lottchen sah ich wieder; ich begegnete ihr im Korridor; sie war schon die Fee des Spielsalons, in lichtem, duftigem Gewande, trotz der Kälte, und ihre Blicke, ihre Worte bewiesen mir, daß sie wie früher wieder meine Fee zu sein wünschte, natürlich diesmal den Traualtar und das Rittergut im Hintergrunde, beides in der ambrosischen Beleuchtung, wie sie im Feenmärchen üblich ist. Sie war in der That ein ganz reizendes Wesen, und ich hätte am liebsten einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt; aber sie konnte ja eine Anweisung auf einen Trauschein darin sehen, und was würde Helene dazu sagen? Helene — als wenn sie sich noch um mich, um meine Thaten und Leiden kümmerte!

Auf meinen Freund Asmodi sah man herab wie auf einen wunderlichen Knirps; man wußte nicht recht, was man aus ihm machen sollte. Nur sein Doktortitel kam ihm zu statten; man hielt ihn für einen Mediziner, und da die Spielergesellschaft fast aus lauter Lebemännern bestand, die an allen möglichen Gebresten litten, so hofften sie vielleicht gesprächsweise den kleinen Arzt konsultieren zu können; denn ihr körperliches Befinden war diesen unersetzlichen Persönlichkeiten von so erstaunlicher Wichtigkeit, daß darüber alles andere in den Hintergrund treten mußte. Mir schien indes, daß Asmodi sich Mühe gab, im Gedränge zu verschwinden und hinter breitschulterigen Vormännern sein dürftiges Persönchen zu verbergen; das kam mir etwas auffällig vor, und ich glaubte zu bemerken, daß er sich besonders aus dem nicht allzu weit reichenden Gesichtskreise des Generals zu entfernen suchte. Auch bei Tische nahm er einen Platz ein, wo er von diesem nicht gut gesehen werden konnte.

Wieder lächelte mir im Spielsalon das Glück — hatte das Glück Lottchens Züge angenommen? Sie umschwebte mich wie mein Schutzengel; ihr Kleid knisterte wie die Bankscheine, die man mir zuschob; sie flüsterte mir zu, ich möchte jetzt aufhören. Ich machte eine Pause, was Herr von Beskow sehr ungnädig bemerkte; ich blickte um mich, und gerade in diesem Augenblick begab sich etwas, was mich nachdenklich stimmen mußte. Weder der alte General, noch Doktor Asmodi hatten sich am Spiel beteiligt; der erstere hielt sich lange in Reserve, um dann mit einigen Kernschüssen ins Spiel einzutreten. Den Doktor Asmodi hatte ich längere Zeit nicht bemerkt; wer weiß, in welchen Winkel er sich verkrochen hatte. Auf einmal schlich er an mir vorbei der Thür zu; der General hatte seinen Klemmer gerade aufgesetzt; blitzschnell fuhr er mit seinen langen Fortschrittsbeinen jetzt auf den Doktor los; ich sah nur noch, wie er ihn an den Knöpfen packte und fast gewaltsam zur Thür hinauszerrte. Was wollte der Habicht mit dieser Taube? Doch das war keine Taube, trotz des ängstlichen Flügelschlags! Ich fürchtete nicht für den Kleinen, er hatte den dämonischen Giftzahn, mit dem er sich von seinen Bedrückern zu befreien vermochte. Mein Gewinn hatte mich ermutigt; ich begann große Summen zu setzen und kümmerte mich nicht um Lottchens Winke und abwehrende Gebärden. In wenigen Minuten war mein ganzer Gewinn verschwunden; ich setzte nochmals — das Glück hatte sich gewendet, ich verlor, und zwar einen beträchtlichen Einsatz. Das war mir neu; ich mußte mich fassen, Luft schöpfen; ich eilte hinaus, suchte meinen Pelz und stürmte in den Park.

Es wehte ein eisiger Nord, der die Wipfel des Fichtenbosketts, um das sich viele Pfade schlängelten, arg zusammenschüttelte. Nach der Schwüle des Spielzimmers war mir dieser frische Luftzug eine wahre Erquickung. Der Gedanke an meinen letzten großen Verlust, der auf mir lastete, begann mich weniger zu bedrücken; lebendiger regte sich in mir die Hoffnung, ihn später durch neuen Gewinn auszugleichen — die einzige Hoffnung, die bei solchen niedergeschlagenen Gemütsstimmungen wieder aufrichten kann. Als ich so in diese Gedanken versunken war und die verschiedenen Kartendamen und Kartenkönige einen bunten Reigen vor meiner Phantasie aufführten, hörte ich Schritte und Stimmen

auf der anderen Seite des Fichtenbusches; der von dort kommende Wind trug mir diese Klänge vernehmlich zu. Man machte dort auf dem Wege Halt, und auch ich stand unwillkürlich still, um zu lauschen; denn ich hatte die Stimme meines Doktor Asmodi erkannt; die andere knarrende und schnarrende Stimme war offenbar diejenige des alten Generals, welcher den Kleinen mit sich hinausgeschleppt hatte.

„Ich lasse mich nicht vergewaltigen, Herr General," sagte der Doktor, „Sie haben natürlich große Lust dazu, obschon das Ihnen in Ihrem Leben schon manche Unannehmlichkeit bereitet hat. Die Mißhandlung Ihres Burschen und die andere Geschichte mit der Ordonnanz, um derentwillen Sie um Ihren Abschied einkommen mußten —"

„Aber woher wissen Sie —" fragte der General.

„Ich bin gut unterrichtet, obschon ich keinen Zauberspiegel für die Vergangenheit besitze und nicht aus dem Kaffeesatze für die Zukunft prophezeie; aber ich habe mein schwarzes Buch und ich sammle gewissenhaft und scharfsinnig, was mir nötig scheint, um die Rubriken desselben wahrheitsgemäß auszufüllen. Im Interesse eines Freundes habe ich mich auch mit Ihnen beschäftigt, und wenn ich die Geister beschwöre, so steigen aus diesem schwarzen Buch unheimliche Schatten auf, welche sich mancher gern vom Leibe halten möchte. Sie sind in meiner Gewalt, Herr General, nicht ich in der Ihrigen."

Merkwürdigerweise schien das dem General zu imponieren; er räusperte sich und schlug dann einen anderen Ton an:

„Wohl, Herr Doktor, so will ich ruhiger mit Ihnen sprechen, obschon es Sie nicht befremden darf, wenn ich in der Erinnerung an die Vergangenheit meiner Empörung nicht Herr werden kann."

„Sie hätten im Laufe der langen Jahre wohl Muße genug gehabt, solche überflüssigen Regungen der Leidenschaft zu unterdrücken."

„Gewiß, doch bei Ihrem Anblick ist die Vergangenheit mir allzu lebendig wieder vor Augen getreten. Sie haben sich damals bisweilen als geheimer Unterhändler in mein Haus geschlichen; ich habe Sie und Ihren Freund gastfrei aufgenommen, und was ist mein Lohn gewesen?"

„Ihr Lohn, Herr General? Jedenfalls ein sehr unverdienter. Ihre Tochter ist glücklich geworden, so sehr Sie sich dagegen zur Wehr gesetzt haben."

„Glücklich ... wirklich? Ich habe seit langem nichts von ihr gehört. Ihre Briefe aus den ersten Jahren habe ich nicht beantwortet; seitdem hat sie geschwiegen. Doch wenn ich mich Ihrer ein wenig gewaltsam bemächtigte, Herr Doktor — es war nicht bloß die böse Absicht, an dem Manne mein Mütchen zu kühlen, den ich für einen Mitschuldigen halten muß bei der Flucht meiner Tochter aus dem elterlichen Hause; es war der lange unterdrückte Wunsch, der sich auf einmal krampfhaft in mir regte, etwas von ihrem Schicksal zu erfahren. Ich wußte, von Ihnen konnte ich sichere Auskunft erhalten. Bis jetzt hab ich mich nicht dazu verstehen wollen, dem Schicksal eines Kindes nachzuspüren, das sich von meinem Herzen losgerissen hat; doch seit kurzem bin ich weicher, nachgiebiger geworden. Wenn man so dem Grabe zuwackelt, seinen Tornister gepackt hat, um in die himmlischen Quartiere einzurücken, da schmelzen allmählich die Eiszapfen, die an unserem Schnauzbart hängen, und uns heizen wieder Gefühle ein, die uns fremd geworden sind."

„Der Teufel sollte Ihnen einheizen, Herr General," versetzte Asmodi, „mit Gewissensbissen und einem alten Bären wie Sie das Fell versengen. Der Säbel, mit dem Sie einmal das Haupt Ihres Kindes bedroht, sollte schartig gehauen und zerbrochen, der Vater kassiert werden mit allen seinen Rechten. Sie haben mich gepackt, Herr General, und ich spritze meinen giftigen Saft aus; ich bin eine von den kleinen Kanaillen der Schöpfung, die sich in solcher Weise zu wehren wissen."

„Donnerwetter — Sie reden keck, Herr Däumling."

„Doch ich fürchte Sie nicht, Herr Menschenfresser, obschon Sie die eigenen Kinder schlachten."

„Lassen wir das," sagte der General einlenkend; „sagen Sie mir lieber, wie geht es meiner Tochter?"

Die Schritte der beiden entfernten sich;

ich konnte nur noch die Antwort des Doktor Asmodi hören.

„Ihr Schwiegersohn drüben ist ein Millionär, vor dem der New-Yorker Ring allen Respekt hat.“

Ich mußte mich mit diesem Bruchstück der Unterredung begnügen, ich konnte ihnen nicht nachschleichen. Was ich hörte, war übrigens für mich von geringem Interesse. Mochte Doktor Asmodi vor Jahren bei irgend einem Abenteuer Helfershelfer gewesen sein — das brauchte mich weiter nicht zu kümmern. Erquickt durch die kalte Nachtluft, kehrte ich in das Schloß zurück. Auf der Treppe begegnete mir Lottchen.

„Spielen Sie nicht weiter, Herr Sternlein! Sie werden noch mehr verlieren. Ich hab's im Gefühl. Herr von Beskow und seine Nachbarn sehen jetzt sehr siegesgewiß aus — da beginnt das Gewinnen im großen Stil.“

„Sie sind so um mich besorgt, Lottchen.“

„Von ganzem Herzen,“ erwiderte sie, drückte mir die Hand und sah mir mit einem innigen Blick ins Auge.

„Liebes Lottchen,“ sagte ich; doch mir fiel zur rechten Zeit mein Rittergut ein, und ich hütete mich auch jetzt, in die Thorheiten wie damals auf der Dominsel zu verfallen.

Leider behielt mein Schutzengel recht; ich verlor abermals und so viel, daß ich Ehrenschulden machen mußte, zu deren Deckung eine neue Hypothek notwendig war. Der glückliche Justizrat! Wieviel verdiente er durch meinen Leichtsinn; ich wurde allmählich sein ständiger Kunde.

Dies beschäftigte mich angelegentlich beim Nachhausefahren; der eisige Nord schüttelte mich trotz meines warmen Pelzes und schnitt mir ins Gesicht; ich war in unbehaglicher Stimmung, und wie man in übler Laune dem Hunde, der uns zu Füßen liegt, einen Fußtritt giebt, so konnte ich nicht umhin, dem Doktor Asmodi, der neben mir im Wagen kauerte, einen kleinen Stoß zu versetzen.

„Sie scheinen in Ihrem Leben viel Unheil angerichtet zu haben; man munkelt von Abenteuern und Entführungen, bei denen Sie behilflich waren: das gehört jedenfalls nicht in Ihre statistischen Tabellen; denn die Verbrechen gegen das Familienleben werden darin nicht eingetragen. Man muß sich vor Ihnen und Ihren Satanshunden in acht nehmen; sie bellen nicht bloß, sie beißen wohl auch gelegentlich.“

Asmodi sah mich mit fragenden und erstaunten Blicken an; doch er zuckte nur mit den Achseln und erwiderte nichts.

* *
*

Lange Zeit habe ich nicht zur Feder gegriffen. Der Winter ging eintönig vorüber. Den Justizrat hatte ich öfters besucht; er schüttelte den Kopf über meine bedenkliche Finanzlage; ich hatte es in kurzer Zeit durch das Unglück bei allen meinen Wagnissen sehr weit gebracht. Das Aktienunternehmen drohte gänzlich zu scheitern; meine Einzahlungen waren dann verloren — und obschon ich Herrn von Beskow nicht wieder besuchte, so genügten meine früheren Spielverluste, besonders der letzte, um mein Gut in bedrohlicher Weise zu belasten. Im Frühling habe ich mich der Landwirtschaft mit großem Eifer angenommen; in der That, es machte mir Freude, dem Boden die reichsten Erträgnisse abzugewinnen, wäre nur nicht diese Freude durch die niederdrückende Betrachtung getrübt worden, daß all der kleine Gewinn, den ich hier einheimsen würde, durch die großen Verluste von vornherein gänzlich aufgezehrt sei — nur ein Tropfen ins Meer, und so erschien mir meine Beschäftigung mit der Ackerkrume fast als ein müßiger Zeitvertreib. Meine Nerven wurden trotz der frischen Landluft immer erregter. Der Gedanke an meine Verluste durchzuckte mich oft wie ein elektrischer Schlag und nahm mir alle Lebensfreude; ich bedurfte der Erholung, und Bad Landeck mit seinen die Aufregung der Nerven herabstimmenden Heilquellen sollte sie mir bringen.

So bin ich denn hier; ich habe die Erntesorgen dem Wirtschaftsinspektor überlassen und suche in der frischen Berg- und Waldluft mir alles aus dem Sinn zu schlagen, was mich bedrückt und beängstigt; auch zur Feder greif ich wieder, um die kleinen Ereignisse meines Lebens aufzuzeichnen und meinen Gedanken Audienz zu geben. Mit der Feder kann ich sie am besten festhalten;

sonst schweifen sie oft hinüber ins Unholde und Unliebsame, was ich mir fernzuhalten suche.

Es ist ein reizendes Bad, dieses Landeck; doch wenn auch die Zahl der Badegäste groß ist, das ganze gebildete und vornehme Schlesien sich hier ein Rendezvous giebt und in den prächtigen Badehallen des Marienbades, des schönsten deutschen Badetempels, sich zu erquicken sucht, so liegt Landeck doch allzuweit entfernt von den großen europäischen Kurierzügen, um einen weltbürgerlichen Charakter beanspruchen zu können; nur der deutsche Osten, Österreich und Polen sind hier vertreten.

Mein Lieblingsspaziergang war in diesen ersten Tagen nach dem Waldtempel, einem stattlichen Vorposten der ringsum ansteigenden Waldberge, mit prächtigen hohen Baumgestalten. Die Appenzeller Wirtschaft hat frische Milch und gutes Bier, und es ist eine Freude, diese kräftigen Schweizerdirnen flink den Hang, an welchem sich die meisten Sitzplätze befinden, herauf- und herunterfliegen zu sehen. Es war gestern ein schöner Tag; aber die Wolken häuften sich am Himmel. Gleichwohl trat ich meine Fußwanderung in die Bergwälder an, die hier in der Nähe von Parkwegen durchzogen sind. Meine Seele war weichgestimmt, dankbar für jeden duftigen Fernblick, den die prächtigen Eichen zuließen und einrahmten — und wenn ich so von einem fernen Glück träumte, da trat mir das Bild Helenes vor die Seele, und es regte sich in mir die leise Hoffnung, daß dies entzückende Mädchen mir nicht für immer verloren sein könne. Die Wolken hatten sich indes rasch zusammengezogen, und auf den leisen Sprühregen, der die Baumriesen netzte, folgte alsbald ein herzhafter Regenguß; ich war jedoch gerüstet und spannte meinen Regenschirm auf. So schritt ich tapfer weiter und freute mich an dem Behagen, mit welchem der Wald die himmlische Erquickung einsog. Ein leiser Wind schüttelte die Kronen der Buchen und Eichen, und so rieselte das erfrischende Naß auch hernieder auf die Blumen zu ihren Füßen, die, sonst vom Schirmdach gedeckt, dieses Labsal hätten entbehren müssen.

Da begegneten mir drei Damen, die, unter einem einzigen Schirm hilflos gedrängt, sich kaum vorwärts bewegen konnten; sie kämpften miteinander einen Kampf ums Dasein, denn sie hatten Konzerthüte und Promenadentoiletten gegen die Ungunst des Himmels zu verteidigen, und von den Parkwegen wollten sie auch nicht heruntertreten und unter den Schutz der Bäume flüchten; denn da drohte wieder das nasse Gras, unten die Sommerkleider mit bedenklichen Rändern zu säumen. Als galanter Ritter trat ich näher und erbot mich, die eine Dame mit unter meinen Schirm zu nehmen. Da erkannte ich sie, es war die Frau Geheimrat Dänicke mit ihren beiden Töchtern. Ich nannte meinen Namen — ich glaubte, sie würden den damals unten am Tisch sitzenden Wirtschaftsbeamten nicht wieder erkennen wollen. Höchstens rechnete ich auf eine leise herablassende Erinnerung — ich Thor, ich sah mich noch immer dort an der Tafel als eine gesellschaftliche Null; ich vergaß ganz, was inzwischen aus mir geworden war. Das wußten diese Damen besser, denn ihre Begrüßung erinnerte an den Freudenschrei, womit die Matrosen einem langersehnten Lande zujubeln. Alsbald wurde mir die Jüngste zugewiesen, um unter dem Schutze meines Schirmes den Heimweg anzutreten; Hulda grollte über diese Entscheidung der Mutter, denn sie hatte als die älteste Tochter doch ein Vorzugsrecht, und wenn sie auch auf die Huldigungen einer Jugend verzichtete, welche nichts zu bieten hatte als schöne Redensarten und eine in blauer Ferne verdämmernde Zukunft, so stand die Sache doch ganz anders, wenn es sich um einen gemachten Mann handelte. Und das war ich jetzt in ihren Augen — da wollte sie nicht beiseite geschoben sein und zurückgesetzt gegen die jüngere Schwester, die ja noch länger warten konnte. Unter dem Regenschirm der Mutter schritt sie schmollend einher, während diese durch das Glück meiner Begegnung in eine heitere Stimmung versetzt worden war. Tildchen aber wandelte neben mir unter meinem Schirm, dessen vollen Schutz ich ihr zuwandte, während meine andere Seite bereits vom himmlischen Naß troff. Sie bemerkte dies in ihrer Herzensgüte, bat mich, nicht zu viel Rücksicht auf sie zu nehmen, und schmiegte sich dicht, ganz dicht an mich heran, damit wir beide gleichmäßige Deckung

fanden. Der Regen als Eheprokurator — das ist der Titel eines alten Bühnenstückes, das mir auf einmal in den Sinn kam. Davon war hier freilich nicht die Rede; aber bei der nahen Berührung hatte ich doch ein süß anheimelndes Gefühl, das an eine Hütte und ein Herz erinnerte. Und wenn sie mich mit ihren blauen Glasaugen so holdselig ansah, so wußte ich, daß sie dies Gefühl teilte. Sicher vor des Schicksals Unbill waren wir unter einem Dach — leider war es nur ein Regendach, das sich beim ersten Sonnenblick zusammenfaltete. Doch dieser Sonnenblick ließ auf sich warten; der Regen plätscherte unermüdlich hernieder; während hinter uns Hulda Verwünschungen gegen das Unwetter ausstieß, fühlte ich Tildchens holdseliges Köpfchen so dicht an meiner Schulter, daß ich mich nur etwas herabzuneigen brauchte, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Es knisterte wie Funken herüber und hinüber; gewiß, es war Gewitterluft und der Regen kam aus einer mit Elektricität geladenen Wolke.

Nach dem Ratschluß der Mama sollte nirgends Halt gemacht werden; die Damen sehnten sich danach, in ihrem traulichen Heim die Kleider wechseln und trocknen zu können. Sie wohnten indes in dem Generalhause an der anderen Seite des Bades, und so mußten wir durch den ganzen Ort hindurchdefilieren. Die Mutter hatte das wohlerwogen; doch sie schreckte offenbar nicht davor zurück. Es überwog bei ihr der Stolz, mit einer Eroberung ihrer Tochter zu prahlen, über die Furcht, sie zu kompromittieren. Und in einem Bade hörten die ängstlichen Rücksichten auf — bei elementarischen Ereignissen wie Erdbeben und Platzregen durfte man sich schon etwas herausnehmen! Das aber mußte aller Welt klar werden, daß Tilde einen Ritter gefunden. Vielleicht gelang es später noch, sie so geschickt zu kompromittieren, daß der Ritter Farbe bekennen mußte. Das ist der Triumph einer gewagten mütterlichen Taktik, die schon oft erfolgreich war. Und so ging's vorüber an der vollgestopften Schweizerhalle des Waldtempels, wo hundert gelangweilte Augen auf uns ruhten, vorüber am Kurhaus, in dessen Vorhalle sich ebenfalls ein dichter Schwarm von Flüchtlingen versammelt hatte; alle Lorgnons waren auf uns gerichtet; mir war's, als hörte ich die zahlreichen Stimmen flüstern: „Die Geheimrätin mit ihren Töchtern; ei, ei, wer ist denn der junge Herr, der da mit ihnen geht?" Und was heute noch dunkel ist, klärt sich morgen auf: das war Herr Sternlein, der reiche Gutsbesitzer! Am Generalhause verabschiedete ich mich von den dankbaren Damen und sah noch, wie der Geheimerat aus der Thür trat, mit seinem kalkweißen Gesicht und mit einer Miene des tiefsten Bedauerns, als er die trotz beider Regenschirme klatschnasse Weiblichkeit begrüßte, die mit ihm den gemeinsamen Weg durchs Erdenleben wandelte.

Es regnete noch immer, und ich suchte im Kurhause eine Unterkunft. Die Vorhalle war überfüllt; ich begab mich in die Säle und die daran grenzenden Zimmer. Auch hier gähnte mich überall die Langeweile des Badelebens an; mißmutig blickten die vielen Kurgäste, die nichts thun und noch dazu in ihrem Nichtsthun gestört werden. Da fand ich ein bekanntes Gesicht — einsam auf einem Stuhl am Fenster saß eine Dame, die recht stolz dreinschaute, dabei aber ihre feurigen Blicke in der Runde umherschweifen ließ. Es war Frau von Robeck, die schöne Witwe. Auch sie hatte mich erkannt; an dieser Klippe konnte ich mein Schiff nicht vorüberlenken; ich mußte wie weiland Odysseus daran denken, mir vor allen Sirenenliedern die Ohren zu verstopfen; denn die Robeck war eine Sirene. Wie ich gehört, war die früher so abenteuerlustige Dame jetzt heiratslustig geworden, und ich besann mich zur rechten Zeit, daß ich ja jetzt eine Partie sei. Darüber hatte ich schon heute sehr beweiskräftige Erfahrungen gemacht. Eine Partie — o, das ist in einem Badeorte etwas Feuergefährliches! Im Grunde war ich es schon nicht mehr, doch man hielt mich noch dafür — und das genügte, um meine Lage hier als sehr bedrohlich erscheinen zu lassen. Zur rechten Zeit fiel mir indes ein, daß Frau von Robeck sehr adelsstolz sei und niemals einen Bürgerlichen heiraten werde. Eine Partie war ich also nicht für sie, höchstens ein Abenteuer — und dagegen konnt ich mich besser zur Wehr setzen.

Schon hatte sie sich meiner bemächtigt und hielt mich fest; wir setzten uns an einen eben frei gewordenen kleinen Tisch; ich bestellte eine Flasche Wein; Frau von Robeck hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Das waren wohl die Dänickes, die Sie vorhin eskortiert haben?“ fragte sie.

Ich mußte die Frage bejahen.

„Nun, ganz ohne Vermögen sind sie nicht,“ versetzte Frau von Robeck wie eine fürsorgliche Mutter, die ihren Sohn zu verheiraten gedenkt; „der Alte liest sehr gut besuchte Kollegien, ist öfters Dekan gewesen, schreibt dicke Lehrbücher, die immer neue Auflagen erleben. Bei den Töchtern ist dies freilich nicht der Fall; ich meine, die sind nicht so rasch vergriffen; doch da könnten Sie ja nachhelfen.“

„Dazu hab ich nicht die geringste Lust.“

„Nun, die Tilde, die vorhin an Ihnen hing wie eine Klette, ist nicht so übel; sie hat noch immer ein hübsches Puppen- und Dosengesichtchen. Der schmucke Anstrich wird freilich nicht mehr lange vorhalten. Die Hulda ist schon etwas spätherbstlich; doch die Liebe richtet sich nicht nach dem Kalender. Wer seinen Taufschein nicht im Gesicht trägt, der braucht nicht alle Hoffnungen zu begraben; selbst ich habe sie noch nicht zugeschaufelt.“

„Sie sind noch jung, gnädige Frau, und sehen auch noch jung aus.“

„Sie Schmeichler — stoßen wir an! Auf ewige Jugend! Alt werden nur diejenigen, die von Hause aus alt sind; mit einem jungen Herzen altert man nie. Da ist Herr von Beskow. Sie kennen ihn ja auch — ist er nicht frischer als alle die blasierten Herren, die das Monocle ins Auge drücken?“

„Gewiß, er ist sogar von erstaunlicher Lebendigkeit.“

„Da fällt mir ein — Sie kennen gewiß auch seine Wirtschafterin, die Schirmer?“

„Schon von meinen Studentenjahren her,“ sagte ich, „wir haben gleichsam zusammen studiert.“

„Nun, Herr von Beskow kommt nächstens hierher, und ich fürchte fast, er wird sie mitbringen; denn er hat auch hier sein Junggesellenheim, wo er zahlreiche Gäste empfängt — und da ist die Schirmer nötig für die Arrangements. Was ist denn das für ein Mädchen?“

„Ich weiß von ihr nur Gutes zu erzählen,“ sagte ich; „etwas liebebedürftig mag sie sein; aber sie denkt nur ans Heiraten.“

„Um so schlimmer,“ rief Frau von Robeck, „der Beskow wäre im stande ...“

Doch sie hielt inne und rief sich zur Ordnung; sie hatte sich schon verraten; ich sah, daß ihr Herr von Beskow eine tiefere Teilnahme einflößte.

„Ich habe nie bemerkt,“ sagte ich tröstend, „daß Herr von Beskow mit seiner Wirtschafterin liebäugelt; sie ist ihm nur ein Inventarstück, wie sein Inspektor, und da sie ein hübsches Mädchen ist, so ist sie am Spieltisch mit anwesend und zieht seine Spieler an; denn er liebt zahlreiche Gäste.“

„Da kommt ein Freund des Herrn von Beskow,“ sagte Frau von Robeck.

„Ich habe ihn nicht in seinen Spielgesellschaften gesehen,“ versetzte ich.

„Er wohnt in einer anderen Provinz; doch in der Residenz und in den Bädern treffen sie sich.“

Es war ein stattlich aussehender Herr mit einem kühnen Schnurrbart, kleinen funkelnden Augen und einem etwas verwitterten Gesicht, in welchem aufreibende Leidenschaften ihre Spuren zurückgelassen; er grüßte Frau von Robeck sehr höflich, aber er redete sie nicht an; er wollte offenbar unser dem Anschein nach vertrauliches Zusammensein nicht stören; indes warf er mir einen prüfenden Blick zu. Frau von Robeck, unbekümmert darum, rückte mir vertraulich näher und flüsterte mir zu:

„Es ist der Baron Stammer, Sportsman ersten Ranges, Besitzer vortrefflicher Rennpferde, reitet bei allen Hürdenrennen mit, hat aber leider noch nie den Hals gebrochen.“

„Und er ist ein Freund Beskows?“

„Sie haben dieselbe Leidenschaft für das Hazard. Diese findet sich oft auch bei hochgesinnten Gemütern ein; denn es ist ein berechtigtes Streben der Menschen, den Zufall, dessen Macht sie erniedrigt, selbst beherrschen zu lernen. Dies Streben ist ja im ganzen erfolglos, doch man glaubt, dem Gott Hazard bisweilen seine Kunstgriffe abzusehen. Stammer aber ist ein roher Patron

und hat manches auf seinem Gewissen; er war vor langer Zeit sehr reich, doch er hat sein Vermögen zum großen Teil durchgebracht."

„Das kommt also vor," sagte ich nachdenklich und goß der Frau von Robeck die letzte Neige aus der Flasche ein.

Es war ein hartnäckiger Regentag; sie hatte bei dem flüchtigen Sonnenblick, der gerade ihrem Gang nach dem Kurhause leuchtete, keinen Regenschirm mitgenommen. Leichtsinnig sind ja alle Frauen und besonders die Witwen; so mußt ich wieder den Ritter spielen und die Dame nach Hause geleiten.

Natürlich zog ich wieder die Augen des Publikums auf mich; auch Baron Stammer verfolgte uns mit seinem Klemmer, als wir vorübergingen. Ich fürchte, wir forderten die böswillige Kritik nur allzusehr heraus; denn Frau von Robeck machte manchen Salto mortale über die Pfützen, die sich im Kurgarten angesammelt hatten ... und ich, in dem Eifer, den Schirm immer über ihrem Haupte zu halten, sprang an ihrer Seite kreuz und quer oft mitten hinein in die Lachen, allerdings nur mit den Fußspitzen, um das für das Kleid meiner Begleiterin gefährliche Aufspritzen möglichst zu vermeiden. Auf einen unbefangenen Beobachter mußte unsere Springprozession einen drolligen Eindruck machen.

Frau von Robeck wohnte in einer Villa am Walde: ich geleitete sie bis an die Thür ihrer im Erdgeschoß gelegenen Wohnung; ich wollte ihr die Hand küssen, aber sie lehnte diese Galanterie ab; statt dessen fühlt ich bald ihre glühenden Lippen auf den meinigen; aber ich hatte diesen Kuß nicht gesucht, nur gefunden ... ich kann im Gefühl meiner Unschuld vor meine Helene hintreten und ihr dies feierlich beteuern! Immer noch meine Helene — sie ist's und bleibt's in meinen Gedanken. Und im übrigen ... man küßt ja auch im Pfänderspiel — das ist kein Verbrechen! Mehr Pfänder wollt ich aber nicht auslösen und trat schleunigst meinen Rückzug an.

Da begegnete mir Baron von Stammer, der pfeifend seines Weges ging, eine große Bulldogge an seiner Seite, und mich mit seinen kleinen Augen anfunkelte, als wollt er sagen: „O, ich weiß, wo Barthel den Most holt!"

(Schluß folgt.)





Delagoa-Bai.

Nach Transvaal.

Von

Richard Tabbert.

II.

Durban.

Durban blickt auf eine verhältnismäßig kurze Geschichte zurück, denn es ist erst im Jahre 1835 gegründet worden. Seine Einwohnerzahl beläuft sich nach einer Zählung vom 31. Juli 1893 auf: 13293 Europäer, 7059 Kaffern, 7140 Indier, zusammen 27492 Einwohner.

Vergleichen wir es mit den gleich großen europäischen Städten, so muß die Vergleichung zu gunsten von Durban ausfallen, und dies ist leicht erklärlich, da es die Erfahrungen, welche europäische Städte erst machen mußten, schon verwerten konnte. Einen Vorteil haben die südafrikanischen Städte auch darin voraus, daß man hier verhältnismäßig weniger Armut findet als in Europa.

Unstreitig ist Durban die schönste Stadt Südafrikas, und seine herrliche Lage stempelt es zu einem südafrikanischen Neapel. Gleichzeitig ist es derartig günstig gelegen und mit einem so trefflichen Hafen versehen, daß es dazu bestimmt ist, eine der ersten Städte Südafrikas zu werden.

Die Stadt liegt am Nordrand einer weiten Bucht, welche nach Osten durch eine lange flache Landzunge vom Meere getrennt wird. Nur im Süden ist eine Einfahrt offen geblieben. Auf dieser Landzunge liegt, nach der See zu durch buschbewachsene Dünen geschützt, die Hafenvorstadt der Point.

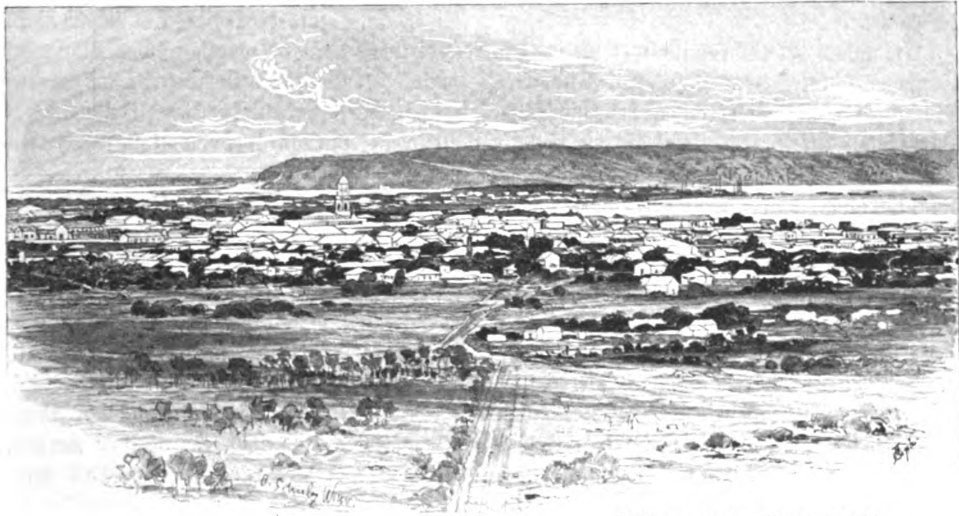
Von dieser Landzunge aus erblicken wir jenseit der Stadt parallel zur Küste laufend einen buschbedeckten Höhenzug, aus dessen dunklem Grün eine Menge Häuser als kleine weiße Punkte hervorblickt. Es ist die Berea mit der gleichnamigen Villenvorstadt. Von ihr aus genießen wir ein entzückendes Panorama über die Stadt und die Bucht mit ihren malerischen kleinen Inseln. Wir sehen, wie sich von Süden her ein anderer mit

dichtem Busch bestandener Höhenzug die Küste entlang zieht, um steil zur Hafeneinfahrt hin abzufallen. Auf ihm, dem „Bluff", ist gleich oberhalb der Einfahrt der weithin sichtbare Leuchtturm erbaut. Neben ihm liegt eine kleine, mit schweren Geschützen armierte Batterie, welche die Hafeneinfahrt und die Reede vortrefflich beherrscht.

Auch nach dem Inlande zu eröffnet sich von der Berea eine schöne Aussicht. Hier gewährt die Landschaft, abgeschlossen von Plateau und Tafelbergen, ein ebenso eigenartiges wie hübsches Bild. Die Berea ist reich an schönen Villen und namentlich an prächtigen, ausgedehnten und wohlgepflegten Gärten, zwischen denen man ab und zu noch ein Stück der wilden Urvegetation erblickt. Die ganze Berea erscheint wie ein großer, üppiger Park von einem wunderbaren Reichtum an Farben. Wer immer seine Schritte auf den breiten, von hohen Bäumen beschatteten Wegen hierher lenkt, ist voll von Bewunderung, und wer für einige Zeit hier lebt, der sehnt sich nicht mehr zurück nach dem trüben kalten Norden Deutschlands.

Bei der Anlage der Stadt hat man vor allen Dingen darauf Bedacht genommen, die Straßen breit und gerade anzulegen. Sie sind auf beiden Seiten mit sauberen Bürgersteigen versehen, für die jetzt Cementplatten verwendet werden. Der Fahrdamm ist gut gehärtet und gewölbt, um das Regenwasser schnell zu den Rinnen ablaufen zu lassen. Die Straßen sind vortrefflich kanalisiert, und nur bei wolkenbruchartigem Regen kommt es vor, daß sich Wasserlachen bilden. Die Sauberkeit ist eine mustergültige.

Die Hauptverkehrsstraße ist die West-Street. Wir sehen hier fast nur ein- bis dreistöckige Geschäftshäuser mit schönen Verkaufsläden. Neben den Steinbauten finden wir leider noch unscheinbare Wellblechhäuser, doch verschwinden diese immer mehr. Von früh bis spät ist hier ein reger Verkehr zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Das prächtigste Gebäude in der West-Street und gleichzeitig in ganz Durban ist das Rathaus mit seinem hohen durchbrochenen Uhrturm. Dem Rathaus gegenüber liegt jenseit der West-Street der kleine, aber hübsch angelegte Stadtgarten, mit schattigen Laubgängen, malerischen Palmengruppen und mit einem Springbrunnen in der Mitte. Ein eiserner Pavillon inmitten eines runden Rasenplatzes ist für die Militärkapelle bestimmt, die ungefähr einmal in der Woche hier ein öffentliches Konzert giebt.


Durban von der Berea gesehen.

Die Privathäuser sind für gewöhnlich kleine, einstöckige Gebäude mit Veranda und nur für eine Familie berechnet. Jedes Haus hat ein hübsches Vorgärtchen und vielfach einen schattigen, ausgedehnten Hinterhof. Ein solches Heim ist dazu angethan, den Sinn für das Familienleben zu fördern.

Hier fühlt man sich wirklich zu Hause, frei und unabhängig. Alle jene Rücksichten, die man in einer europäischen Mietskaserne zu nehmen hat, fallen hier weg. Dies und der Mangel an Zerstreuungen ist wohl auch der Grund, daß das Familienleben hier von großer Innigkeit ist.

Die Stadt wird reichlich mit Wasser versorgt, welches meilenweit aus zwei kleinen Flüssen, dem Umbilo und dem Umlaas, in Röhren hergeleitet wird, nachdem es einen Reinigungsprozeß durchgemacht hat. Leider ist die Reinigung keine genügende, und namentlich nach starken Regenfällen erscheint das Wasser ganz braun. Vor dem Genuß des Wassers muß sehr gewarnt werden, da es vielfach den Grund legt zu bösartigen Krankheiten, namentlich zur Dysenterie. Augenblicklich ist man dabei, eine Kanalisierung der Stadt vorzunehmen. Die Beleuchtung ist eine vortreffliche. Vorläufig wird zur Beleuchtung der Stadt Petroleum verwendet, und nur das Rathaus, das Bad, die Bibliothek und der Garten sind elektrisch erleuchtet.

An guten Verkehrsmitteln fehlt es in Durban nicht. Vom südlichsten Ende des Point führt eine Pferdebahn durch die Stadt bis hinauf zur Berea. Dies ist eine Strecke von mehr denn einer deutschen Meile, und man braucht ungefähr eine Stunde, um sie zu durchfahren. Dem Klima angemessen, sind die Pferdebahnwagen offen, doch können sie bei Regenwetter an den Seiten durch Segeltücher verschlossen werden. Droschken giebt es nur sehr wenige in der Stadt. Ihre Stelle vertreten die nach japanischem Muster gebauten Imrickschas oder, wie sie auch abgekürzt genannt werden, Rickschas oder Kschas. Diese Imrickschas sind leichtgebaute, zweiräderige und zweisitzige Wagen, die von Kaffern gezogen werden. Die Kaffern zeigen eine bewunderungswürdige Ausdauer im Rennen und kommen ebenso schnell, wenn nicht schneller zum gewünschten Ziel als die Droschken. Zunächst konnte ich mich nicht daran gewöhnen, einen Kaffern als Zugtier zu benutzen, doch da ich sah, mit welchem Eifer sie bei der Sache sind und wie begierig und drollig sie sich jedem Vorübergehenden anbieten, habe ich das Vorurteil schnell überwunden. Trotzdem die Rickschas kaum ein Jahr im Gebrauch sind, hat man sich doch derartig an sie gewöhnt, daß man jetzt kaum begreifen kann, wie man früher ohne sie fertig wurde.

Die Vergnügungen sind sehr spärlich bemessen. Durban besitzt zwar ein hübsches Theater, doch ist dies auf reisende Theater-Gesellschaften angewiesen, welche sich von Zeit zu Zeit auf ein oder zwei Wochen hier niederlassen. Oft steht das Theater aber für Monate leer. Ich glaube kaum, daß irgend eine Theater-Gesellschaft hier ein Vermögen gemacht hat. Es liegt dies nicht etwa an den Gesellschaften selbst, welche oft bedeutende Kräfte unter sich haben, sondern daran, daß der Durbaner ungern Geld für Vergnügungen ausgiebt. Ein großer Prozentsatz der Bewohner Durbans sind Schotten, die in der ganzen Welt für ihren Geiz bekannt sind. Der Schotte handelt nie nach dem Satze „leben und leben lassen", er hat nur das eine Ziel vor Augen: viel Geld zusammenzuscharren. Er ist ein großer Freund von Vergnügungen, wenn er sie umsonst haben kann, und er geniert sich sogar nicht, selbst wenn er als wohlhabender Mann bekannt ist, Zaungast zu spielen, um elende fünfzig Pfennige zu sparen. In ganz Südafrika ist Durban sprichwörtlich wegen seines Geizes geworden.

Ein Vorteil bei diesen reisenden Theater-Gesellschaften ist es, daß Durban Gelegenheit hat, alle Arten von Theatergenüssen kosten zu können. Bald hört es Dramen, und selbst Shakespearesche Stücke sind mit großem Erfolg aufgeführt worden; bald Operetten- oder Lustspiel- und selbst Variété-Gesellschaften halten hier manchmal ihren Einzug. Es muß sehr viel geboten werden, um Besucher herbeizulocken. Deshalb werden auch gern vielbesprochene Neuheiten als Zugstücke aufgeführt, wie neuerdings Cavalleria rusticana.

Die Hauptvergnügungen für Durban sind die Sports, gleichviel ob Rennen, Segeln, Rudern, Radfahren, Fußball oder Cricket. Werden Sports abgehalten, dann kann man sicher sein, daß ganz Durban dort zu finden ist. Kommen zum Beispiel Fußballspieler von anderen Städten Südafrikas oder gar von England oder Australien, um sich mit den Durbaner Spielern zu messen, dann

ist es schon vorgekommen, daß für ganze Nachmittage sämtliche Geschäfte geschlossen waren.

Konzerte werden oft im großen Rathaussaale abgehalten und erfreuen sich meist eines guten Besuches. Namentlich wenn ein bekannter Sänger, Klavier- oder Violinspieler auftritt, ist der Saal erdrückend voll. Deutsche Musik ist sehr beliebt, und wenigstens ein Drittel der Vorträge bei einem Konzert rührt von deutschen Komponisten her. Einmal hörte ich sogar, wie ein Engländer ein deutsches Lied deutsch vortrug, ohne die geringste Kenntnis von unserer Sprache zu haben. Die Wirkung war natürlich für uns Deutsche ganz köstlich.

Es ist charakteristisch für den religiösen Sinn Durbans, daß wir hier bei dreizehntausend Europäern dreiundzwanzig Kirchen und Kapellen haben. Ebenso spricht es für die Mäßigkeit der Einwohner, daß nur zwölf Bars bestehen. Das Leben ist in Durban verhältnismäßig billig und nur wenig teurer als in Europa. In den ersten Hotels, wie Royal und Beach-Hotel, zahlt man für den Tag 10,50 Mark, doch lebt man bedeutend billiger, wenn man ein Abkommen für die Woche oder den Monat machen kann. Die Verpflegung ist in den Hotels vorzüglich, und auch die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig. Zur Bedienung sind durchweg Indier angestellt, welche mit ihren blendend weißen Anzügen mit bunter Schärpe und mit ihren großen, weißen Turbanen einen sehr netten Eindruck machen. Trinkgelder kennt man in den Hotels nicht. Wer geringere Ansprüche macht, wird auch mit einem guten Boardinghouse (Pension) vollkommen zufrieden sein. Man hat in ihm meist eine gute, wenn auch einfache Verpflegung und zahlt nur hundert bis hundertzwanzig Mark im Monat.

Die Hausmieten sind ziemlich hoch. Für ein bescheidenes Häuschen in guter Lage muß man achtzig bis hundert Mark monatlich zahlen. Wer jedoch lange in Durban zu bleiben gedenkt und über ein kleines Kapital von eintausend bis zweitausend Mark verfügt, kann leicht selbst Hausbesitzer werden. Er kauft sich für sein Geld ein Stück Land, und jede Baugesellschaft unternimmt es dann, ihm auf ihre Kosten ein Haus hinzubauen, wofür er sich verpflichtet, den Preis in monatlichen Raten abzuzahlen. Die Höhe der monatlichen Abzahlungssumme bleibt einem anheimgestellt, doch zahlt man für gewöhnlich ebensoviel, wie man anderenfalls Miete gezahlt hätte. Für das außenstehende Kapital werden acht Prozent Zinsen gerechnet und die Zinsen zum Kapital geschlagen. Bis zur vollen Abzahlung kann das Haus selbstverständlich nicht ohne Genehmigung der Baugesellschaft verkauft werden. Tritt eine Zahlungsunfähigkeit des Besitzers ein, so verkauft die Baugesellschaft das Haus und zahlt den Erlös nach Abzug ihrer Außenstände aus. Am Außenrande von Durban sind Bauplätze noch sehr billig zu haben. Diese liegen zwar zum Teil noch in einer Wildnis, doch ist man sicher, daß eine gute Fahrstraße dorthin angelegt wird, sobald nur einige Häuser errichtet sind.

Ein schwere Sorge bereitet den Hausfrauen die Behandlung der Wäsche. Da es ihnen in dem heißen Klima unmöglich ist, selber zu waschen, so lassen sie diese Arbeit von einem Waschkuli oder Waschkaffern besorgen. Diese haben aber ihre eigene Waschmethode, die dem Leinenzeug gewiß nicht dienlich ist. Sie weichen nämlich die Wäsche ein, beschmieren sie dann mit einer Menge Seife und schlagen sie darauf so lange gegen einen Stein, bis sie glauben, daß der Schmutz heraus ist. Eine derartige gewaltthätige Behandlung kann selbst das beste Leinenzeug nicht vertragen, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man selbst in den besten Hotels Servietten mit großen Löchern vorgelegt bekommt.

Weiße Dienstboten sind sehr schwer zu haben und dann auch nur gegen sehr hohe Bezahlung. Die Stelle des Dienstmädchens und der Köchin muß durch Kafferjungen ersetzt werden. Leider sind sie sehr schwer zu ziehen und namentlich, wenn sie erst kürzlich ihren Kraal verlassen haben. Hat man sie endlich angelernt, nachdem sie vielleicht drei Monate im Dienst waren, dann wollen sie sofort zu den Eltern, und keine Überredungskunst kann sie zum Bleiben bewegen. Wer mit den Kaffern fertig werden will, muß ihre Sprache sprechen, wenigstens das, was man Küchenkaffer nennt, d. h. die Sprache ohne Grammatik. Deutsch würde das Küchen-

kaffer ungefähr klingen: „Gehen Küche machen Feuer."

Die Kaffern lernen ihre Arbeit schnell, aber wenn man nicht selber aufpaßt, wird nichts gehörig gemacht. Dabei sind sie meistens sehr sauber am Körper und sparen an sich keine Seife. Doch nicht allein als Köchin und Stubenmädchen müssen die Kaffern herhalten, sondern auch als Kindermädchen. Es sieht ganz drollig aus, wenn solch ein schwarzer Bengel ein weißes Baby auf dem Arm oder im Wagen spazieren führt und in seiner Sprache zu ihm spricht und singt. Die Kinder müssen unter diesen Umständen selbstverständlich zuerst die Kaffernsprache erlernen. Für gewöhnlich kann man sich darauf verlassen, daß der Kaffer sehr liebevoll zu dem ihm anvertrauten Kinde ist. Es giebt jedoch auch Beispiele vom Gegenteil. So ist es vorgekommen, daß ein Kaffermädchen aus Rache für eine Züchtigung das ihm anvertraute Kind vergiftet hat. Ein anderes furchtbares Beispiel zeigt, wie vorsichtig man im Umgang mit diesen immer noch wilden Kaffern sein muß. Ein sechzehnjähriger Kafferjunge benutzte die Gelegenheit, als er mit seiner Herrin allein im Hause war, dieser aus Rache hinterrücks mit einem Handbeil mehrere Schläge am Hinterkopf beizubringen. Als diese bewußtlos und anscheinend tot niederfiel, übergoß sie der Unmensch mit Petroleum, jedenfalls um sie zu verbrennen und die Spur abzulenken. Durch einen glücklichen Zufall ist er aber in seinem Vorhaben gestört worden. Verbrechen dieser Art stehen erfreulicherweise ganz vereinzelt da und rechnen schon mehr zu den Ausnahmen. Dafür sind aber leider Sittlichkeitsverbrechen um so häufiger. Vielfach ist es vorgekommen, daß sich Kaffern nicht nur an Frauen vergriffen haben, sondern auch an Kindern im zarten Alter. Auf letzteres Verbrechen steht Todesstrafe, doch scheint selbst die Strenge des Gesetzes nicht zu genügen, um diese „sociale Pest" zu unterdrücken. Je nach dem Alter und der Erfahrung bezahlt man dem Kaffern fünf bis dreißig Mark. Man ist gezwungen, ihn anzumelden, einmal um ihn zu verpflichten, eine vereinbarte Anzahl von Monaten zu einem vereinbarten Gehalt zu arbeiten, und zweitens, um aus den Büchern erfahren zu können, ob irgend etwas gegen ihn vorliegt.

Es ist eine weise Einrichtung, die von den Boers übernommen ist, daß um neun Uhr, nach dem Läuten einer Glocke, jeder Farbige, Kaffer sowohl wie Indier, zu Hause sein muß, falls er nicht einen Urlaubspaß seines Herrn vorzeigen kann. Ferner dürfen keinem Kaffern geistige Getränke verabreicht werden, wenn er nicht durch einen Paß nachweisen kann, daß er die Getränke für seinen Herrn besorgt. Zuwiderhandlungen werden sehr hart bestraft, und zwar treffen die Strafen nicht allein den Kaffer, der die Getränke geholt hat, sondern auch denjenigen, der ihm die Getränke verschaffte. Der Kaffer ist ein zahmer Wilder, wenn er nüchtern ist; betrunken kann er aber schlimmer werden als ein Tier. Da der Kaffer ein so unbeständiger Arbeiter ist, ist man gezwungen, indische Kulis einzuführen. Diese bleiben meist nach Beendigung der kontraktlichen Arbeitszeit als Händler und Ackerbauer im Lande. Namentlich die Kulifrauen fesseln das Auge durch ihren phantastischen Aufputz.



Die West-Street in Durban.

Die Kaffern.

Die Ureinwohner Südost-Afrikas sind nicht die Kaffern, sondern die Buschmänner. Letztere wurden jedoch von den Kaffern vollständig verdrängt, und wir würden für das frühere Vorhandensein der Buschmänner in diesen Gegenden kaum einen Anhalt haben, wenn sie nicht an den Felswänden der Gebirgshöhlen jene schwarz und roten, primitiven Zeichnungen, Tier- und Jagdscenen darstellend, hinterlassen hätten, die als Buschmanns-Zeichnungen bekannt sind.

Es ist eine längst festgestellte Thatsache, daß der Sieger bei der Besetzung eines eroberten Landes manches von der Sprache des Besiegten in seinen eigenen Wortschatz aufnimmt. Das Gleiche gilt von den Kaffern. Ihre Sprache gehört zu der großen Gruppe der Abantusprachen, welche in ganz Südost- und Central-Afrika bis jenseit des Äquators gesprochen wird. Die Kaffernsprache hat nun von der Buschmannsprache die Schnalzlaute übernommen, die wir sonst nur noch bei den Hottentotten finden. Der Kaffer unterscheidet drei scharf unterschiedene Schnalzer, die alle drei gleich kräftig vorgebracht werden. Während also die Buschmänner vollständig in Südost-Afrika ausgerottet sind, lebt eine ihrer Spracheigentümlichkeiten in der Kaffernsprache immer noch weiter. Von den anderen Abantusprachen unterscheidet sich die Kaffernsprache auch noch dadurch, daß sie kein R kennt.

Die Kaffern unterscheiden sich von ihren Nachbarn und selbst von den stammverwandten Küstennegern des portugiesischen Ostafrika vorteilhaft durch ihren prächtig gebauten und entwickelten Körper. Schwerlich kann man sich eine herrlichere, imponierendere Gestalt denken als die eines Kaffern. Doch nicht allein das Ebenmaß ihrer Glieder erregt unser Wohlgefallen, sondern auch die stolze Haltung, die Anmut ihrer Bewegungen und ihre bewundernswerte Elasticität. Es ist ein Vergnügen zuzusehen, wie sie bei einzelnen Tänzen gleich einem Gummiball umherspringen. Dabei besitzt der Kaffer eine erstaunliche Ausdauer im Laufen. Entfernungen, zu denen wir wenigstens zwei Tage gebrauchen, legt er leichten Trabes spielend in einem Tage zurück.



Das Rathaus in Durban.

Der Kopf des Kaffern ist trotz der etwas schwulstigen Lippen und etwas stark entwickelten Backenknochen ein hübscher zu nennen. Jedenfalls zeugt er von großer Intelligenz. Auffallend ist der stark hervortretend spitze Hinterkopf. Die Nase ist klein und breit und meist etwas nach innen gebogen. Die Augen sind groß und braun. Der Augapfel zeigt nicht das reine Weiß, sondern hat vielmehr eine leichte dunkle Schattierung. Die prächtig weißen Zähne sind breiter als bei uns. Eigentümlich ist es, daß man unter den Kaffern mehrfach Köpfe trifft, die einen echt semitischen Typus haben. Bei diesen ist die Nase etwas nach außen gebogen, die Augen sind mandelförmig geschnitten und die Lippen nicht so schwulstig, wie wir es sonst bei Kaffern finden. Kurz, wir haben Köpfe vor uns, die uns lebhaft an die Porträtköpfe der alten Ägypter erinnern. Nach der Darwinschen Theorie vom Rückschlag muß man daher annehmen, daß semitisches Blut in den Adern der Kaffern fließt. Unmöglich wäre dies nicht; denn sie sind jedenfalls von Norden her eingewandert

und mögen somit früher mit semitischen Völkern in Berührung gekommen sein. In den Seenregionen finden wir heute noch kaffernähnliche Stämme. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die alten Ägypter bis nach Südafrika vorgedrungen sind. Überdies soll nach der Ansicht mancher Gelehrter auch hier das Ophir der Bibel gelegen haben.

Die Kaffern sind für gewöhnlich sehr reinlich und verwenden viel Seife für ihren Körper. Namentlich auf Pflege der Zähne geben sie viel. Sie spülen sich den Mund nach jeder Mahlzeit gründlich aus und putzen überdies die Zähne mit einem Stück Holz, welches sie vorn zu einem Pinsel zernagt haben.

Indessen selbst die größte Reinlichkeit kann nicht verhindern, daß der Kaffer unangenehm ausdünstet. Namentlich bei angestrengter Arbeit verbreitet er einen durchdringend unerträglichen Geruch um sich; dasselbe behauptet er jedoch vom Europäer.

Die Kaffern haben eine große Auffassungsgabe, sie sind schlagfertig in ihren Antworten, und es giebt tüchtige Redner unter ihnen.

Ihre Kleidung läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Die Frauen begnügen sich mit einer handbreiten Perlenschürze oder mit einem schmalen Schurz.

Sie reiben ihren Körper gern mit Oker ein, um ihm eine schöne, gleichmäßige, rotbraune Farbe zu geben. Mehr Wert als auf Kleidung geben sie auf den Haarputz, wenigstens die verheirateten Frauen. Sie verstehen es, das Haar zu einem hohen Turm zu arrangieren, den sie dann mit Oker rot färben. Bei anderen nimmt die Frisur die Gestalt einer hohen Kappe an. Wieder andere flechten sich aus den wolligen Haaren eine Anzahl Zöpfe, die rund um den Kopf herumhängen.

An Schmuckgegenständen sieht man hauptsächlich Arm- und Beinringe und dann namentlich kleine Brustlätze und Gürtel, die recht geschmackvoll aus kleinen Perlen gearbeitet sind.

Die Kleidung der Männer ist womöglich noch einfacher als die der Frauen; denn in einzelnen Gebieten, wie im Pondoland, verschmähen sie die Kleidung ganz. Für gewöhnlich begnügen sie sich mit einem Schurz, der aus künstlich gedrehten Fellschwänzen gemacht ist.

Sie tragen dieselben Schmuckgegenstände wie die Frauen und lieben es, sich phantastisch auszuschmücken. Auch bei ihnen findet man interessante Haartouren, doch seltener als bei dem weiblichen Geschlecht.

Bemerkenswert ist der Kä-hle der Zulukaffern. Giebt der Häuptling einem seiner Unterthanen die Erlaubnis, den Kä-hle zu tragen, so rasiert sich dieser mit einem Glasscherben den Kopf bis auf einen schmalen Ring. Die stehen gebliebenen Haare verflechtet er, umwickelt sie dann mit Bast, bis der Ring die Stärke eines Daumen angenommen hat; zuletzt beschmiert er ihn mit einer schwarzen Substanz und glättet ihn dann, bis er das Aussehen eines fein polierten Ebenholzringes angenommen hat. Da der Kä-hle hauptsächlich von verheirateten Männern getragen wird, so hat man ihn wohl nicht mit Unrecht den Trauring der Kaffern genannt.

Die Kaffern bewohnen halbkugelförmige Hütten. Diese bestehen aus einem Gerippe von Zweigen und sind mit Gras gedeckt. Der Eingang ist so niedrig, daß man nur kriechend hindurchkommen kann. Er vertritt gleichzeitig die Stelle des Fensters und des Schornsteins. Man begreift demnach leicht, daß unter diesen Umständen die Hütte mit beizendem Rauch gefüllt ist, namentlich da den ganzen Tag über das Feuer unterhalten wird.

Die Hütten umstehen den Kraal, das heißt eine kreisförmige, ungefähr ein Meter hohe Umzäunung aus lose übereinandergeschichteten Steinen oder aus übereinandergelegten Akazienzweigen, in die abends das Vieh hineingetrieben wird. Man hat sich daran gewöhnt, die Ansiedelung der Kaffern nach diesem Viehkraal kurzweg Kraal zu nennen.

Es wäre falsch, wollte man von der Kleiderlosigkeit der Kaffern auf Sittenlosigkeit schließen. Im Gegenteil, die Sittlichkeit ist bei ihnen eine sehr strenge. Früher wurde der unmoralische Lebenswandel eines Mädchens mit dem Tode bestraft. Heute bei den strengen englischen Gesetzen ist eine derartige Gewaltmaßregel nicht mehr erlaubt; die un-

geratene Tochter kann nur von den Eltern verstoßen werden. Will ein Kaffer ein Mädchen heiraten, so hat er, und diese Bestimmung ist in das Kolonialgesetz aufgenommen, ihrem Vater zehn Ochsen zu zahlen. Indessen darf man daraus nicht schließen, daß die Frau wie eine Sklavin gekauft wird. Alle Ehen sind wirkliche Liebesheiraten. Das Familienleben ist demnach ein recht inniges, und besonders auffällig erscheint die große Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern.

Ein Kaffer hält sich mehrere Frauen, von denen jede ihre eigene Hütte bewohnt. Die Frauen haben sich wohl kaum über eine schlechte Behandlung von seiten ihres Mannes zu beklagen. Der Kaffer verachtet es, die Hand gegen ein Weib zu erheben, weil es sich nicht wehren kann. Der Frau liegt es ob, dem kleinen Hausstand vorzustehen und das Feld zu bestellen. Sie nimmt somit eine große Arbeitslast auf sich, welche um so größer ist, als sie die schweren Arbeiten, selbst Feldarbeiten, oft mit einem Baby auf dem Rücken verrichten muß.


Kaffernmädchen.

Der Mann hält nach der Heirat das Arbeiten nicht mehr für notwendig. Seine einzige Beschäftigung ist die Jagd. Er entwickelt dabei eine große Geschicklichkeit in der Handhabung des Wurfspeeres, und man sagt, daß ein Wurfspeer in seiner Hand gefährlicher ist als eine Schußwaffe. Die Kaffern sind hauptsächlich Viehzüchter und halten Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und auch Pferde. Da es oft vorkommt, daß in einzelnen Teilen ihres Landes Viehseuchen ausbrechen, von denen andere Gebiete verschont bleiben, so haben sich größere Viehherdenbesitzer daran gewöhnt, ihre Herden zu teilen. Einen Teil übergeben sie Freunden zur Aufsicht und erhalten dafür von diesen wieder Teile ihrer Viehherden. Sollte also in einer Gegend eine Krankheit das Vieh wegraffen, dann verlieren die Besitzer immer nur einen Teil ihres Viehbestandes. Eine Buchführung haben die Kaffern selbstverständlich nicht, dennoch sind sie aber genau darüber unterrichtet, wie hoch ihr Viehbestand ist, und kennen jedes Stück selbst bei größeren Herden an den Abzeichen.

Selten schlachten sie ein Rind, sie beschränken sich meist auf den Milchertrag. Die Milch genießen sie niemals süß, sondern nur sauer. Ackerbau wird in bescheidenem Maßstabe getrieben. Sie bauen Mais, Hirse und süße Kartoffeln, und zwar nur so viel, als sie zum eigenen Lebensunterhalt gebrauchen. Mais ist die Hauptnahrung, und sie genießen ihn einfach in Wasser gekocht und ungemahlen. Die Hirse wird hauptsächlich gebaut, um daraus Bier zu brauen. Sie feuchten die Hirse an, bringen sie zum Keimen und gewinnen so ein Malz, aus dem sie durch Abkochung und Selbstgärung ein Bier erhalten. Es hat eine trübe und graue Farbe, schmeckt angenehm säuerlich und ist ungemein erfrischend. Es wird in Körben kredenzt, die aus feinem Gras so dicht geflochten sind, daß sie keinen Tropfen des edlen Naß hindurchlassen.

Der Tabak spielt bei dem Kaffern eine große Rolle. Er schnupft ihn, zu einem feinen Pulver zerrieben und mit Aloeasche vermengt. Das Schnupfen ist eine wichtige Arbeit, bei der sich niemand gern stören läßt. Sie kauern sich bequem hin, nehmen auf einem Knochenlöffel ein kleines Häufchen Priese und ziehen dieses, ein Nasenloch zuhaltend, kräftig hoch, bis ihnen die Thränen

die Backen herunterlaufen. Sie erholen sich etwas und schnupfen dann mit dem anderen Nasenloch. Die ganze Schnupferei nimmt ungefähr eine Viertelstunde in Anspruch. Daneben rauchen sie den Tabak mit Hanf vermischt aus Wasserpfeifen, welche sie sich aus einem Kuhhorn herstellen.

Wie jedes andere Naturvolk, sind auch die Kaffern abergläubisch, und werden darin durch die Zauberer nach Kräften bestärkt.

Stirbt ein Kaffer, so glauben sie nicht, daß dem Tode natürliche Ursachen zu Grunde liegen, sondern sie nehmen an, der Tote sei behext. Man befragt den Zauberer, wer der Hexenkünstler ist; und wer als solcher ausgegeben wird, den ermorden seine Stammesgenossen erbarmungslos. Selbst die strengsten Gesetze haben bisher diese Unsitte nicht vollständig ausrotten können.



Kuliweib.

Die Zauberer verfügen über vorzügliche Heilmittel, deren Bereitung ihr Geheimnis ist. Daneben treiben sie aber viel Humbug. So empfahl einmal ein Zauberer einem Häuptling als Mittel gegen eine Krankheit das Herzfett eines Menschen. Der Häuptling ermordete darauf eine Frau, riß ihr das Herz aus dem Leibe und verschlang dasselbe noch warm.

Postfahrt nach Johannesburg.

Von Charlestown müssen wir die Reise in der schwerfälligen Postkutsche fortsetzen. Ein Genuß ist dies nicht, denn einmal werden die Reisenden auf das engste zusammengepfropft, und dann sind die Straßen auch in so elender Verfassung, so voller Löcher, daß die Fahrt zu einer wahren Tortur wird.

Die Postkutsche wird von zehn Pferden bezw. Maultieren gezogen, die alle anderthalb Stunden umgewechselt werden. Wir verlassen Charlestown zu Mittag und kommen abends in Itenderton an, wo wir die Nacht verbringen. Um drei Uhr nächsten Morgen geht es weiter. Es ist grimmig kalt, und die Gegend ist mit Reif bedeckt. In meinem Bart haben sich dicke Eisklümpchen festgesetzt. Kein Wunder, daß wir manches erfrorene Rind oder Schaf am Wege

liegen sehen, über das bereits die Geier hergefallen sind.

Um neun Uhr machen wir längeren Halt, um zu frühstücken, um ein Uhr nehmen wir in dem kleinen Ort Heidelberg unser Mittagessen ein, und um sechs Uhr abends haben wir glücklich die Goldstadt Johannesburg erreicht. Die Mittagstemperatur war bis auf 18 Grad R. gestiegen, so daß wir im Vergleich mit der Morgentemperatur einen Wärmeunterschied von 20 Grad R. hatten.

Die durchfahrene Gegend ist ein ödes, flaches Grasland ohne Baum und Strauch, jedoch gut als Weideland, und so begegnen wir denn auch größeren Herden.

Der Warenverkehr wird hier durch die schwerfälligen Ochsenwagen vermittelt, welche mit sechzehn Ochsen bespannt sind. Eine Wagenlast ist dabei nicht größer als sechzig Centner, kann also bei uns bequem von zwei Pferden gezogen werden. Die Ochsen müssen sich ihr Futter selber suchen und bleiben während der Nacht im Freien. Dadurch stellt sich der Ochsenwagentransport sehr billig und wird sich überall da rentieren, wo noch keine Kunststraßen bestehen. Seit einigen Monaten ist die Bahnverbindung zwischen Charlestown und Johannesburg eröffnet worden. Brauchte man früher, die Bahnfahrt und die Fahrt in der Postkutsche zusammengenommen, zwei volle Tage, um von Durban nach Johannesburg zu gelangen, so kann man jetzt dieselbe Strecke in $27^1/_2$ Stunden zurücklegen.



Kaffernfrauen.

Johannesburg.

Johannesburg zeigt uns am besten, was die Macht des Goldes vermag. Da, wo vor acht Jahren noch ein ödes Grasland lag, das niemand einer Beachtung für wert hielt, erhebt sich jetzt eine Großstadt von 60000 Einwohnern, die jedem europäischen Staat zur Zierde gereichen würde. Es haben sich ja auch andere südafrikanische Städte schnell entwickelt, doch zeigen sie immer noch ein unsolides, unfertiges Gepräge. Anders mit Johannesburg; die elenden Wellblech-Häuser verschwinden mehr und mehr, um wirklichen Prachtbauten Platz zu machen. Im eigentlichen Johannesburg sehen wir fast nur Geschäftshäuser, während die Privathäuser nach den Vorstädten verlegt sind.

Die große Konkurrenz, die sich bereits hier breit gemacht hat, ist die Ursache, daß sich die großen Kaufhäuser an Pracht der Gebäude, wie wir es z. B. in Palace Building sehen, an Ausdehnung und Eleganz ihrer Geschäftsräume zu überbieten suchen. Wir finden Konfektionsgeschäfte mit fünf bis sechs riesigen Schaufenstern, die nur in den vornehmsten Gegenden Berlins ihr Gegenstück finden. Selbst zu einer kleinen Passage hat es Johannesburg schon gebracht, die durch ihr wunderhübsches Glasdach die allgemeine Bewunderung erregt.

In den breiten geraden Straßen drängt sich eine geschäftige Menschenmasse hin und her. Dazwischen fahren Pferdebahnen, Droschken und Privatfuhrwerke und biegen mit einer solchen Schnelligkeit um die Ecken, daß es ein Wunder ist, daß noch nicht mehr Unglück vorgekommen ist. Es herrscht ein nervöses Hasten. Niemand scheint Zeit zu haben, auch nur für einen Augenblick zu ruhen. Hier giebt es nur einen Grundsatz: Geld „zu machen“.

Viele Straßen sind leider noch in einer schlechten Verfassung. Werden die Löcher in ihnen gar zu tief, dann schüttet man eine Karre Steine hinein und überläßt es den Fuhrwerken, sie festzufahren. Dabei ist ihr thoniger Untergrund zu einem so feinen Mehl zermalmt, daß der geringste Lufthauch genügt, um dichte Staubwolken aufzuwirbeln. Bei etwas heftigem Winde ist es sogar unmöglich, von einer Straßenseite zur anderen zu sehen.

Neben Holländern und Engländern finden wir namentlich viel Deutsche in Johannesburg; die ersten Geschäfte — es seien nur die Gruson-Werke und die Firma Siemens u. Halske erwähnt — sind in ihren Händen. Die Nationalsprache ist holländisch, doch bedient man sich als Verkehrssprache des Englischen.

Was die Religion anbetrifft, so sind die Juden in der Mehrzahl vorhanden und unter diesen wieder die polnischen Juden. Es giebt bereits drei große Synagogen, und an den jüdischen Feiertagen sind in Johannesburg fast alle Geschäfte geschlossen. Die polnischen Juden fangen für gewöhnlich ganz klein als Hausierer an, doch habe ich beobachtet, daß sie mit Umsicht und Sparsamkeit schnell vorwärts kommen. Es dauert gar nicht lange, so vertauschen sie das kleine Kästchen mit allerhand Tand mit einem Handwagen und handeln jetzt mit alten und neuen Kleidern. Nur eine kurze Zeitspanne und sie haben ihr eigenes Geschäft, und der Grundstein zur späteren Wohlhabenheit ist gelegt. Ich kenne Leute, die mit zwei, drei Mark angefangen haben und nach ungefähr drei Jahren als Rentier nach Hause gefahren sind. Erkundigt man sich nach der Geschichte der heutigen Johannesburger Finanzgrößen, so wird man verwundert hören, daß sie noch vor wenigen Jahren kaum wußten, wie sie ihren Hunger stillen sollten.

In zwei Punkten unterscheidet sich Johannesburg von anderen südafrikanischen Städten. Einmal durch den Mangel an Kirchen und den Überfluß an Kneipen. In Johannesburg sieht man überhaupt keine Kirche. Alle Kirchen der Vororte zusammengezählt, haben wir hier kaum so viel, wie in dem fünfmal kleineren Durban. Dagegen zählte man vor drei Jahren dreihundertsiebzig Gastwirtschaften, so daß auf ungefähr hundert Einwohner eine Kneipe kommt.

Wie all diese Kneipen bestehen können, ist ein Rätsel, denn einmal sind die Mieten sehr hoch, ferner ist eine hohe Schanksteuer zu bezahlen, und nebenbei bekommt eine Schenkmamsell vierhundert Mark im Monat Gehalt. Viele Bierstuben werden von Deutschen gehalten, und man sieht in den Gastzimmern die Porträts der kaiserlichen Familie, von Bismarck und Moltke.

Das Leben ist sehr teuer in Johannesburg. Im Hotel zahlt man 12,40 Mark pro Tag oder zweihundertvierzig bis dreihundertvierzig Mark im Monat. Die Gehälter sind selbstverständlich dementsprechend hoch. Dreihundert Mark muß ein junger Mann wenigstens im Monat haben, wenn er anständig auskommen will. Junge Leute mit bescheidenem Einkommen verzichten selbstverständlich darauf, in den kostspieligen Hotels zu wohnen, vielmehr suchen sie sich ein billiges Boardinghouse oder mieten eine Stube und begnügen sich mit der einfachen, aber schmackhaften und kräftigen Kost, wie sie Speisehäuser und Restaurants bereits für eine Mark geben.

Die besseren Hotels sind ganz vorzüglich eingerichtet. Man erhält ein kleines, aber freundliches Zimmer mit gutem, sauberem Bett. Der Speisesaal ist hoch und geräumig. In dem mit weichen Lederstühlen ausgestatteten Lese- und Rauchzimmer finden wir eine große Zahl von Zeitungen ausgelegt, hier können wir auch an Schreibtischen unseren Briefwechsel erledigen. Besonders hübsch ist das Damen- und Empfangszimmer eingerichtet. Es ist so recht zu einem traulichen Plauderstündchen geschaffen. Die Be-



Kaffern vor der Grashütte.

dienung wird durchweg von Europäern besorgt, und wir finden namentlich viel deutsche Kellner hier. Die Verpflegung ist über jedes Lob erhaben, und wir haben eine Auswahl in den Speisen, die uns in Deutschland überraschen würde und uns erst recht im dunklen Erdteil in Verwunderung setzt. Weinzwang kennt man nicht und, wie überall in Südafrika, auch keine Trinkgelder. Wir sehen also, daß wir für unser Geld auch wirklich etwas Gutes erhalten, ja, wir müssen uns wundern, wie der Wirt auf seine Rechnung kommt, da doch viele Lebensmittel recht teuer sind.

Über die Preise der Lebensmittel werden wir am besten unterrichtet, wenn wir einen Gang durch die Markthalle unternehmen, die in der Mitte des riesigen Marktplatzes errichtet ist. Es ist ein massives Steingebäude, welches einen weiten, mit einem Glasdach überdeckten Hof umschließt. Das Gebäude selbst enthält eine Menge Geschäftsläden, während im Hof auf Tischen Produkte aller Art ausgelegt sind. Wir sehen eine reiche Auswahl von Fischen und Hummern, die den weiten Weg von den Kaphäfen hergebracht sind, wir bewundern die herrlichen Früchte Natals, wie Ananas, Bananen und Mangos, und daneben erblicken wir die Erzeugnisse von Transvaal selbst, Feldfrüchte, Eier und Butter, auch Tabak, der aber schlecht fermentiert ist und einen strengen Geschmack hat. Gerade bei den einheimischen Produkten erstaunen wir über die Höhe der Preise. So wird für ein Dutzend Eier zwei bis drei Mark und für ein Pfund Butter drei Mark gefordert. Eine Dame erzählte mir, daß sie sogar für letztere sechs Mark bezahlt hat. Kartoffeln sind ein Luxusartikel, denn sie standen im Preise von 15 bis 27,50 Mark pro Sack. Auch Zwiebeln sind fabelhaft teuer, muß man doch für den Sack 42,50 Mark geben.

Es ist ein beredtes Zeugnis für den Wohlstand der Goldstadt, daß hier drei große

Theater und ein Cirkus bestehen können. Das Globe- (jetzt The Empire) und das Standard-Theater zeichnen sich durch ihre praktische und gediegene elegante Einrichtung aus. Die Besucher dieser Theater erscheinen stets in großer Toilette, und namentlich ist für den ersten Rang — den Dress Circle* — der Gesellschaftsanzug vorgeschrieben.

In Johannesburg wird viel spekuliert. An dem hübschen Börsengebäude sammeln sich täglich große Menschenmassen, die ihr Heil in Gold- und anderen Wertpapieren versuchen wollen. Auktionen werden auf offener Straße abgehalten und ziehen stets viele Neugierige an. Interessant ist auch das Leben morgens auf dem Marktplatze. Man sieht dann eine Menge Ochsenwagen auffahren, mit landwirtschaftlichen Produkten schwer beladen, welche hier versteigert werden sollen.


Das Palastgebäude in Johannesburg.

* Die Preise der Plätze sind ziemlich hohe: Orchestra Stalls (Orchester-Fauteuil) 10 Mk., Dress Circle und Stalls (Parkett) 7,50 Mk., Family Circle (II. Parkett) 5 Mk., Gallery 2,50 Mk.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß der Wanderer's Club einen weiten schönen Garten für Sport und Spiele aller Art angelegt hat. An den Sonntagen veranstaltet er Konzerte, welche im Freien oder in der Halle des Klubs abgehalten werden. Wir hören hier viel deutsche Musik, die namentlich von der Amateurkapelle meisterhaft gespielt wird. Die Konzerte erfreuen sich eines guten Besuches und hauptsächlich darum, weil an Sonntagen alle Theater geschlossen sind.

Wohlthuend berührt es uns, wenn wir von dem Hasten und Lärmen der Goldstadt in die behagliche Ruhe der Vorstädte hinauskommen. Haben wir im eigentlichen Johannesburg nur Geschäftshäuser gesehen, so finden wir hier nichts als Villen und Wohnhäuser. Namentlich Doornfontein, die Vorstadt der vornehmen Welt, macht einen guten Eindruck durch die reizenden Gärten, welche hier die hübschen Wohnungen umgeben. Es muß eine harte Arbeit gekostet haben, um in der Staubwüste diese Gartenanlagen zu schaffen. Auch jetzt bringt der Staub noch viel Verdruß, und namentlich in der Trockenzeit legt er sich so dicht auf die Blätter und Halme, daß diese eher rot als grün erscheinen. Man muß auch vorsichtig sein, daß man nicht gegen die jungen Bäume stößt, welche die Straßen Doornfonteins einsäumen, oder man wird von einem Staubregen überschüttet.

Die Umgebung Johannesburgs ist recht

öde. Besteigen wir einen der kahlen steinigen Hügel, welche sich im Norden der Stadt erheben, z. B. die Anhöhe, auf welcher das schloßartige Hospital erbaut ist, so eröffnet sich uns ein weiter Rundblick. Wir staunen über die kolossale Ausdehnung der Stadt. Doch weder Türme noch Monumentalbauten erheben sich aus der riesigen Häusermasse, keine erkennbare Erhebung zeigt sich in der dahinter liegenden Ebene, um dem Auge einen Ruhepunkt zu geben, und deshalb ist die Aussicht auch recht langweilig. Ist es etwas windig, dann sehen wir an Stelle der Stadt nichts als eine rote Staubwolke. Schauen wir von den Hügeln nach Norden, so haben wir eine weite gewellte Grasebene vor uns, die am Horizont durch eine niedrige Bergkette abgeschlossen wird.

Von den wenigen Ausflugspunkten in der Umgebung von Johannesburg ist neben Orange Grove namentlich Sanssouci zu nennen. Doch wir dürfen bei Nennung dieses Namens nicht an das herrliche Sanssouci bei Potsdam denken, oder wir würden bitter enttäuscht werden, wenn wir seinen afrikanischen Namensvetter sehen. Es liegt weder in einer schönen Gegend, noch hat es prächtige Anlagen aufzuweisen, sondern es ist nur eine Gastwirtschaft, welche uns lebhaft an unsere Dorfschenken erinnert. Doch nach der langen Arbeit im staubigen Johannesburg freut man sich, außerhalb der Stadt ein Ziel für einen längeren Spaziergang zu finden, wo man ausruhen und behaglich sein Glas Bier trinken kann. Überdies haben wir hier zwei Kegelbahnen, um uns zu zerstreuen.

In dem kleinen Wirtsgarten sehen wir in einem hübschen mit Flaggen geschmackvoll dekorierten Holzpavillon die große Büste unseres



Postkutsche in Johannesburg.

Kaisers, welche vor vier Jahren zu seinem Geburtstage feierlich enthüllt wurde. Bei der Feier war die Transvaalregierung würdig durch den greisen General Joubert vertreten.

Die Goldgewinnung.

Betrachten wir uns jetzt das edle Metall näher, dessen Auffindung die Ursache des so plötzlichen Entstehens von Johannesburg ist. Südafrika wurde nicht erst jetzt die bedeutendste Goldkammer der Erde, sondern war es bereits vor Tausenden von Jahren. Nach der Entdeckung der Ruinen von Timbabwia ist es kaum noch in Zweifel zu ziehen, daß wir das Ophir der Bibel in Südafrika zu suchen haben. Der deutsche Reisende Mauch hat zuerst auf den großen Goldreichtum dieser Region aufmerksam gemacht, doch mußten noch viele Jahre vergehen, bis man wirklich lohnenswerte Goldfelder fand.

Gold war bereits in Transvaal bei Bar-

berton und Lydenburg gefunden, als man das edle Metall auch am Witwaterrand südlich von der Hauptstadt Prätoria entdeckte. Damals ahnte man jedoch kaum, welche gewaltige Bedeutung diese Entdeckung haben sollte.



Pritchard-Street in Johannesburg.

Das goldführende Gestein ist ein Quarz von bläulichgrauer Farbe. Es tritt in Flözen oder, wie der Engländer irrtümlich sagt, in Reefs auf, die zwischen Sandsteinschichten eingebettet sind. Man unterscheidet acht Flöze, von denen aber nur eines näher bekannt geworden ist, das Hauptflöz oder Mainreef. Dieses Hauptflöz streicht von Ost nach West. Wie groß die Längenausdehnung ist, weiß man noch nicht, doch wird es auf einer Strecke von cirka fünfundvierzig Kilometern bereits abgebaut. Das Flöz fällt unter einem steilen Winkel ab. Seine Mächtigkeit ist sehr verschieden, von wenigen Centimetern bis zu mehreren Metern. Bergrat Schmeißer nimmt bei seinen Berechnungen ein Mittel von anderthalb Meter an.

In früheren Zeiten hatte man sich wohl damit begnügt, das zu Tage tretende Gestein zu sprengen und die offenen Schachte immer mehr zu vertiefen; doch ist man jetzt davon abgekommen und hat bis hundertfünfzig Meter tiefe Schachte anlegen müssen. Über dem Eingang zum Schacht erhebt sich für gewöhnlich ein hohes, turmförmiges Gerüst, in welchem die eisernen, mit Quarz gefüllten Kästen hochgezogen werden. Diese werden in Kipplowries entladen, die das Quarz auf einem Schienenwege zu den Pochwerken bringen. Diese Pochwerke sind selten dicht bei den Gruben, da sie nur dort aufgestellt werden können, wo man Wasser nahe bei der Hand hat. Zur Goldgewinnung ist viel Wasser nötig, und dieses ist verhältnismäßig knapp, da keine großen Flüsse in der Nähe sind. Man ist gezwungen gewesen, das Wasser aus den kleinen Bächen der Nachbarschaft herzuleiten, und staut es in großen seeförmigen Reservoirs auf; auch nimmt man darauf Bedacht, das gebrauchte Wasser so viel wie möglich aufzufangen.

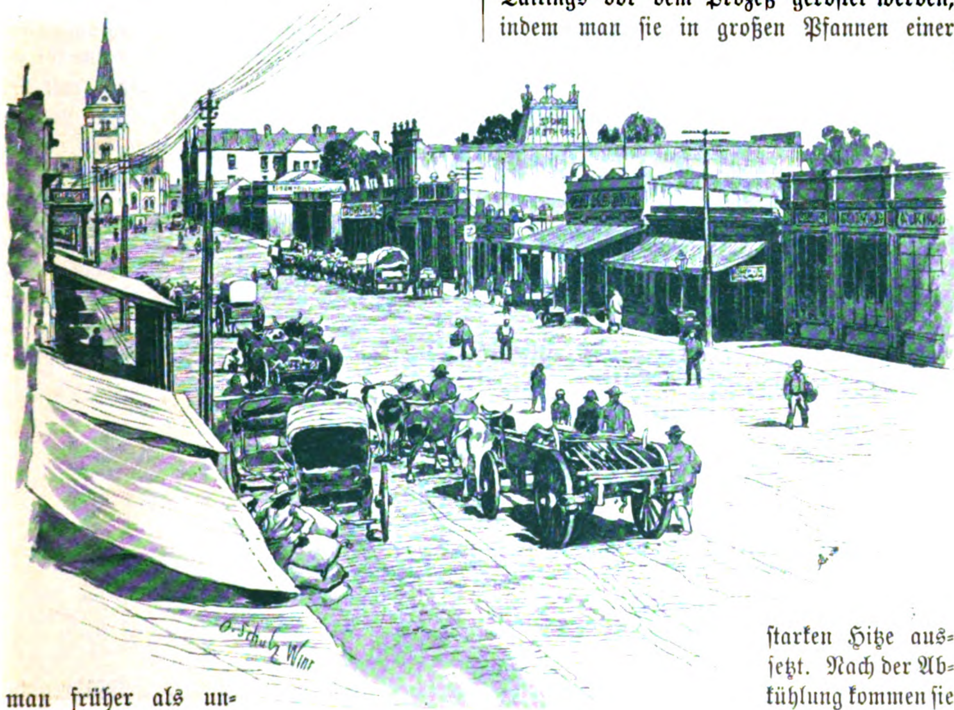
Die Pochbatterien sind in großen Wellblechschuppen untergebracht und werden durch Dampfmaschinen in Thätigkeit gesetzt. Je nach der Größe der Anlage findet man hier zehn bis hundert eiserne Stampfen beisammen, die mit einem furchtbaren Getöse zusammenschlagen. Es ist unmöglich, bei dem Lärm sich verständlich zu machen, und selbst wenn man den Mund dicht an das Ohr legt und nach Kräften schreit, ist man immer noch nicht sicher, daß man verstanden wird.

Nachdem das Quarz roh durch Brechmaschinen zerkleinert ist, kommt es in den Vorratstrichter, von welchem es in Mengen, die auf mechanischem Wege abgemessen sind, dem Pochtroge zugeführt wird; in letzterem zermalmen es fünf Stempel von 300 bis 450 Kilogramm Gewicht zu einem feinen Mehl.

Vor den Pochwerken sind schräge, mit Kupfer belegte Tische angebracht, über welche das zermalmte Quarzpulver, nachdem es ein feines Sieb passiert hat, durch fließendes Wasser hinweggespült wird. Die Kupferplatten sind mit Quecksilber bestrichen, wel-

ches sich, während das Steinpulver darüber geführt wird, begierig mit den feinen Goldteilchen zu einem grauen Amalgam verbindet, während das Quarzpulver, von der größten Menge seines Goldes beraubt, darüber hinweggespült wird. Nachdem man ein bestimmtes Quantum Quarzpulver hat über die Kupferplatten gleiten lassen, kratzt man das graue Amalgam ab und bringt es in Retorten. Hier wird durch starke Hitze das Quecksilber verdampft, und das Gold bleibt als Rückstand zurück. Selbstverständlich nimmt man darauf Bedacht, das verflüchtigte Quecksilber wieder aufzufangen und weiter zu verarbeiten. Durch diesen Amalgamprozeß gewinnt man sechzig Prozent des im Quarz vorhandenen Goldes.

Das Quarzpulver, welches die Kupferplatten passiert hat — Tailings genannt —, schaffte man früher als unbrauchbar beiseite. Es sammelte sich zu riesigen weißen Bergen in der Nachbarschaft der Stampfbatterien an. Später lernte man den Cyanitprozeß kennen, welcher es ermöglicht, diesem Abraum einen großen Teil seines noch vorhandenen Goldes zu entziehen. Man bringt die Tailings in große Holzbottiche und übergießt sie mit einer Cyankalilösung. Während man die Mischung mehrere Stunden lang stehen läßt, geht das Cyankali mit dem Gold eine Verbindung ein. Es entsteht das lösliche Doppelsalz — Kalium-Gold-Cyanür. Die goldhaltige Lösung wird dann durch Röhren am Boden der Holzbottiche abgelassen und über Zinkspäne geleitet, wobei das Zink an die Stelle des Goldes tritt und das freigewordene Gold zu Boden sinkt. Nach dem Siemens und Halskeschen Verfahren will man jetzt das Gold in der Cyankalilösung durch Elektricität ausscheiden. Noch ein dritter Prozeß kommt neuerdings in Anwendung, um so viel Gold wie möglich zu gewinnen, und zwar der Chlorationsprozeß. Da das Gold nicht immer rein vorkommt und oft durch Schwefel verunreinigt ist, so müssen die Tailings vor dem Prozeß geröstet werden, indem man sie in großen Pfannen einer starken Hitze aussetzt. Nach der Abkühlung kommen sie dann in große Bottiche, in welche, nachdem dieselben fest verschlossen sind, Chlordämpfe eingelassen werden. Es bildet sich Goldchlorid, welches in Wasser löslich ist. Die Goldchloridlösung wird in andere Bottiche geleitet, und hier wird dann durch Zusatz



Hauptstraße in Prätoria.

von Eisenvitriol das Gold ausgeschieden. Durch Anwendung des Amalgam- und des Cyanitprozesses soll man jetzt ungefähr 85 Prozent des im Quarz vorhandenen Goldes gewinnen.

Die Unkosten für den Betrieb der Goldminen sind sehr bedeutend, da bei den teuren Lebensverhältnissen die Gehälter entsprechend hoch sein müssen. Namentlich die verantwortlichen Stellungen werden überreichlich bezahlt. Auch die Kaffern müssen gute Löhne bekommen, da sie nur dadurch zur Arbeit herangezogen werden können. Der Kaffer will nicht umsonst den weiten Weg zu den Goldfeldern zurücklegen. Wenn er nicht wüßte, hier wenigstens das Doppelte zu erhalten, was er in den nahen Küstenstädten bekommt, so würde er lieber dorthin gehen. Ein Kaffer kostet im Durchschnitt siebzig Mark pro Monat, wobei die Verpflegung mit einbegriffen ist.

Ein großer Segen für die gesamte Goldindustrie ist es, daß dicht bei Johannesburg Kohle gefunden wird. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Feuerung der vielen Maschinen bei dem Mangel an Holz unerschwinglich teuer werden.

Um zu zeigen, wie sich die Unkosten im Verhältnis zu dem Goldgewinn stellen, sei als Beispiel das Resultat der Arbeiten der Henry Nourse Gold Mining Co. Limited vom 1. Juli 1893 bis 30. Juni 1894 angeführt. Nach dem im „Star" veröffentlichten Geschäftsbericht arbeitet diese Gesellschaft mit einer Batterie von fünfundzwanzig Stempeln. Der Stempel zermalmt täglich im Durchschnitt 2,74 Tonnen, und der durchschnittliche Goldgehalt des Quarzes beträgt pro Tonne 17,07 dwts. Man gewann an Goldwert durch den

Amalgamprozeß pro Tonne	. .	63,40 Mark,
Cyanitprozeß „ „	. .	21,— „
		84,40 Mark.
Die Unkosten betrugen	. . . .	55,— „
	Reinertrag	29,40 Mark.

Diese hohen Unkosten sind selbstverständlich dieselben, ob das Quarz mehr oder weniger Gold enthält. Es leuchtet daher ein, daß man nur ein Quarz verarbeiten kann, welches genügend Gold enthält, um die Verarbeitungskosten mehr als zu decken. Die Betriebsunkosten werden nicht immer so kostspielig sein wie in dem angeführten Beispiel, wenngleich in anderen Fällen wohl auch noch größer; doch nimmt man an, daß sich eine Verarbeitung des Quarzes nur dann lohnt, wenn es mehr als 7 dwts. Gold enthält, d. h. in 20 Centnern Quarz müssen wenigstens 10 Gramm Gold enthalten sein. Das minderwertige Goldquarz verwendet man zur Reparatur der Wege, und man kann daher mit Recht behaupten, daß in Johannesburg das Gold auf der Straße liegt. Den Durchschnittsgehalt an Gold schätzt man auf 23 Gramm pro Tonne. Die Goldproduktion hat sich bis jetzt von Jahr zu Jahr schnell gesteigert.

Ertrag der Witwaterrand-Goldminen

1888:	230189	oz à 70 Sh.	=	805661	Pfd. Sterl.	10	Sh.
1889:	339551	„ „ „ „	=	1188428	„ „	10	„
1890:	494810	„ „ „ „	=	1731835	„ „	—	„
1891:	729233	„ „ „ „	=	2552315	„ „	10	„
1892:	1210865	„ „ „ „	=	4238027	„ „	10	„
1893:	1478473	„ „ „ „	=	5174655	„ „	10	„
1894:	2024159	„ „ „ „	=	7084556	„ „	10	„
1895:	2277635	„ „ „ „	=	7971722	„ „	10	„

Das letzte Jahr (1895) hat einen Goldertrag von circa 160 Millionen Mark zu verzeichnen, was ungefähr ein Viertel der gesamten Goldproduktion der Erde im Vorjahre ausmacht. Um diese Mengen Gold zu erzeugen, waren in siebenundsechzig Minen fünftausend Europäer und vierzigtausend Eingeborene thätig.

Mehrfach ist schon die Frage aufgetaucht, welchen Umfang wohl die goldführenden Quarzschichten haben mögen. Die ungefähre Lösung dieser Frage ist gerade deshalb von Wichtigkeit, weil sie in einem engen Zusammenhange mit einer anderen wichtigen Frage steht, die Goldwährung betreffend.

Die deutsche Regierung hat sich deshalb veranlaßt gesehen, den Bergrat Schmeißer

aus Magdeburg nach Transvaal zu senden, um den Goldreichtum dieses Landes zu prüfen. Das Resultat seiner Untersuchung ist ein sehr günstiges. Danach muß man annehmen, daß der Goldreichtum der Johannesburger Goldfelder wenigstens noch hundert Jahre vorhält, selbst wenn eine jährliche Zunahme in der Goldproduktion stattfindet.

Im Vergleich zu dem Witwaterrand ist die Goldproduktion der übrigen Transvaalminen verschwindend klein, betrug sie doch im Jahre 1893 kaum mehr als 9 Millionen Mark.

Johannesburg und den Witwaterrand kann man demnach mit Recht die afrikanische Schatzkammer nennen.



Paul Krüger, Präsident der Südafrikanischen Republik.

Prätoria.

Von Johannesburg führt uns eine Bahn nach der wunderhübsch in einem Thale gelegenen Hauptstadt Transvaals, Prätoria. Wir bemerken zu unserer Freude, daß die Lokomotive sowohl wie die Bahnwagen deutscher Herkunft sind; dasselbe gilt, soviel ich weiß, von dem Schienenmaterial. Prätoria mit seinen fünftausend Einwohnern ist noch halb Dorf, halb Stadt. Sieht man auch, und namentlich in der Hauptstraße, hübsche Gebäude mit großen Geschäftsläden, so sind doch die meisten Bauten recht ärmlich und klein, zum Teil elende Hütten. Der ländliche Eindruck wird besonders dadurch gehoben, daß die Häuser nicht immer geschlossen auftreten, sondern oft sogar bedeutende Lücken zwischen sich lassen, und daß einige der ungepflasterten Straßen von hohen Bäumen eingesäumt sind.

Der Straßenverkehr ist sehr gering. Man vermißt hier das nervöse Hasten, das so bezeichnend für die südafrikanischen Städte ist. Die Stadt macht daher einen recht trägen Eindruck. Auch ihr Handel ist von geringer Bedeutung, und darf man den Klagen der Kaufleute Glauben schenken, dann geht

er mit dem Aufblühen von Johannesburg immer mehr zurück.

In einem großen Gegensatz zu seiner dürftigen Umgebung steht das schöne Parlamentsgebäude. Es ist nur schade, daß man diesem herrlichen Bau keinen besseren Platz angewiesen oder ihn nicht wenigstens durch einen Garten eingeschlossen hat. Jetzt steht er am staubigen Marktplatz, in dessen Mitte sich eine unbedeutende Kirche erhebt. Ebenso schön wie die Außenseite ist das Innere des Parlamentsgebäudes. Der Sitzungssaal ist hoch und geräumig, beinahe zu geräumig für die vierundzwanzig Volksvertreter, welche an einer halbkreisförmigen Tafel vor dem Podium sitzen, auf dem sich der bequeme Lehnstuhl des Präsidenten und ein anderer Stuhl für den zweiten Vorsitzenden befindet.

Beim Verlassen des Parlamentsgebäudes hatte ich die Freude, die Bekanntschaft des Präsidenten Krüger machen zu können. „Ohm Paul“, wie er im Volksmunde heißt, ist eine wenig imponierende Erscheinung. Er ist groß und stark, seine Haltung ist etwas gebeugt, und sein Kopf zeigt plumpe Züge. Die kleinen Augen mit den darunter liegenden dicken Thränensäcken blicken müde, die Nase ist fleischig, und der Schifferbart, welcher das Kinn umgiebt, trägt wenig dazu bei, den Gesamteindruck zu heben. Nach dem Aussehen würde man in Ohm Paul eher einen Bauern als einen Präsidenten vermuten, und sein Anzug kann uns nur hierin bestärken. Die Beinkleider sind ihm viel zu kurz und reichen kaum bis zu den Knöcheln, und sein schwarzer Gehrock ist durch Tabaksflecke sehr beschmutzt. Schmuckgegenstände sind ihm unbekannt, und seine klobige Holzpfeife und der massive Stock wollen gar nicht zu dem Cylinderhut passen, den er für gewöhnlich trägt.



Kirche und Parlamentsgebäude in Prätoria.

Mit dem Präsidenten und den Volksvertretern zusammen besuchte ich die Münze. Diese ist durchweg mit deutschen Maschinen ausgestattet, und auch das Arbeiterpersonal besteht aus Deutschen. Der Präsident bekundete ein großes Interesse für die Einrichtung und ließ mit sichtlicher Freude die neugeprägten Goldstücke, die auf der einen Seite sein Porträt und auf der anderen das Transvaalwappen zeigen, durch seine Finger gleiten. Man machte wenig Umstände mit ihm. So sah ich, wie ein Angestellter ihm einen Stuhl anbot, und als er dies nicht sogleich bemerkte, klopfte ihm der junge Mann vertrauensvoll auf die Schulter, wie wenn er einen guten Kameraden vor sich hätte.

So einfach wie sein Auftreten ist auch die Wohnung des Präsidenten, welche, einstöckig und ohne Prunk gebaut, sich in keiner Weise vor den Nachbarhäusern hervorhebt. Ein Artillerist in grauer Uniform hält vor dem Eingang zu dem schmalen Vorgarten Wache. Abgesehen von einer Abteilung von hundert Artilleristen, giebt es in Transvaal kein stehendes Militär. Dafür können alle Bürger von sechzehn bis sechzig Jahren zu Dienstleistungen herangezogen werden.

Bei dem religiösen Sinn der Buren ist es nicht zu verwundern, daß das Harmonium eine Hauptrolle im Hause des Präsidenten spielt, wie denn auch das Absingen von Hymnen bei ihm zur Tagesordnung gehört.

Paul Krüger ist bereits zum drittenmal zum Präsidenten erwählt und blickt auf eine

dreizehnjährige Regierungszeit zurück. Dies zeigt am besten, welches Vertrauen er im Volke genießt. Er hält wie alle Buren starr am alten fest und ist nur schwer zu Neuerungen zu bewegen. Dabei leitet er die Staatsmaschine mit großem Geschick. Paul Krüger ist seiner Zauderpolitik wegen vielfach angegriffen worden, doch muß man die Geschichte Transvaals verfolgen, um diese Politik verstehen zu können.

Einschließlich Swasiland hat Transvaal einen Flächenraum von 326 700 Quadratkilometern, was etwa der Größe von Preußen mit Abzug der Rheinprovinz (321 554 Quadratkilometer) entspricht. Nach der letzten Volkszählung leben hier neben ungefähr 650 000 Eingeborenen 150 308 in Transvaal geborene Weiße, 41 275 Engländer, 34 445 nicht englische Ausländer, zusammen 226 028 Weiße.

Trotz seiner großen Schätze an Gold krankt Transvaal an einem großen Übel: es hat keinen Zugangshafen und muß daher alle Waren über Delagoa-Bai, Natal oder Kapland beziehen. Diese Kolonien haben demnach ein ebenso großes Interesse an dem Aufblühen Transvaals wie die Republik selber; ja, der Handel mit Transvaal ist für die Kolonien eine Lebensfrage geworden. Kann man doch rechnen, daß nahezu die Hälfte, sagen wir genauer drei Siebentel aller von ihnen eingeführten Waren nach der Burenrepublik geht.

Als die Kolonien noch nicht durch Eisenbahnen verbunden waren, und der Transport auf den Ochsenwagenverkehr angewiesen war, hatten die nächstgelegenen Küstenplätze und besonders Durban den Hauptanteil an diesem Handel. Dann gelang es aber der Kapkolonie zuerst, eine Bahnverbindung mit Johannesburg zu erhalten, und die Folge davon war, daß sich jetzt der Handel nach den Kaphäfen Port Elisabeth und East London hinzog, während er in Durban zurückging.

Die Verschiebung des Handels mit Transvaal wird am besten durch folgende Zahlen illustriert. Es betrug der Import Transvaals:

von u. über	1891	1892	1893	1894
Natal	Pfd. Sterl. 1 345 688	Pfd. Sterl. 1 608 659	Pfd. Sterl. 1 156 327	Pfd. Sterl. 1 017 317
Kapkolonie	900 901	1 623 342	3 505 857	4 504 020
Delagoa-Bai	67 922	110 080	406 580	464 827

Jetzt haben aber Durban sowohl wie Delagoa-Bai gleichfalls ihre Bahnen bis zu den Goldfeldern vorgeschoben, und es ist nun zu erwarten, daß sich der Handel nach diesen beiden Häfen hinziehen wird. Die Seefrachten nach diesen beiden Häfen sind zwar etwas höher als die nach den beiden Kaphäfen, doch sind diese Häfen weiter von den Goldfeldern entfernt, wodurch die Bahnfrachten nach dort bedeutend teurer werden als von Durban oder Delagoa-Bai.



Wohnung des Präsidenten Krüger in Prätoria.

Um dies besser zu veranschaulichen, entnehme ich dem Natal Mercury folgende Kostenberechnung für den Transport von hundert Centnern Eisen von England nach Johannesburg, einschließlich Seefracht, Landungsgebühren, Bahnfracht, Spedition u. s. w.

Die Kosten betragen:

via Port Elisabeth	=	Mk. 741,75
„ East London	=	„ 728,15
„ Durban	=	„ 718,65
„ Delagoa-Bai	=	„ 679,15

Delagoa-Bai ist dabei noch insofern im Vorteil, als der Durchgangszoll von hier nach Transvaal nur drei Prozent vom Wert beträgt, in der Kapkolonie und Natal dagegen fünf Prozent.

Vor der Entdeckung der Goldfelder war Transvaal ein armes Land. So versuchte Präsident Burgers im Jahre 1875 vergeblich in Europa eine Anleihe von 6000000 Mark für den Bau einer Eisenbahn zu machen. Jetzt ist durch die Goldfelder die finanzielle Lage der Republik die denkbar günstigste, und die Einnahmen übersteigen die Ausgaben bedeutend. Leider kommen aber die Fremden nicht hierher, um sich dauernd niederzulassen und durch landwirtschaftliche und industrielle Unternehmen das Land zu heben, sondern sie wollen sich an den Schätzen Transvaals möglichst schnell bereichern, um dann das Erworbene, das in gar keinem Verhältnis zu den gezahlten Abgaben steht, in Europa zu verzehren.

Vergleichen wir die Ausbeute der Goldminen mit dem Goldexport, dann sehen wir, daß nahezu alles Gold, das in Transvaal gewonnen wird, nach Europa geht. Sollten sich also plötzlich die Goldminen erschöpfen, was ja vorläufig nicht zu erwarten ist, dann hätte wohl Transvaal Europa bereichert, doch wäre es selbst wieder ebenso arm, wenn nicht ärmer, als es vor zwanzig Jahren gewesen ist.

Die jetzigen Verhältnisse in der Republik sind demnach noch recht ungesunde. In weiser Erkenntnis dieser Thatsache sträubt sich auch Präsident Krüger gegen die Forderungen der Ausländer oder, besser gesagt, der Engländer, denn nur diese stellen die Forderung, ihnen bereits nach dreijährigem Aufenthalt dieselben Rechte zu gewähren wie den Buren.

Die Engländer, die hierher kommen, um sich hier die Mittel zu einem angenehmen Leben in Europa zu verschaffen, würden nur daran denken, solche Gesetze zu machen, die ihnen ein schnelles Reichwerden ermöglichen, aber was aus Transvaal wird, solange es nicht eine englische Kolonie ist, wäre ihnen ganz gleichgültig.







Goethe in Berlin und Potsdam.

Von

Hugo Schroeder.

Als im Jahre 1778 Friedrich der Große noch einmal das Schwert zog, um die Aufsaugung Bayerns durch das ländergierige Österreich zu verhindern, da ergriff das Kriegsfieber auch den stillen Musensitz Weimar. Karl Augusts lebhaft empfindende Natur fühlte sich gedrängt, Stellung in dem ausbrechenden Streite zu nehmen, und er beschloß, nach Berlin zu reisen, wo damals noch die diplomatischen Verhandlungen zwischen Preußen und Joseph II. geführt wurden, während der König sich bereits ins Lager seiner Armee nach Schönwalde bei Silberberg begeben hatte. Goethe meinte allerdings, der weimarische Nachen könne leicht von den Orlogschiffen gequetscht werden, allein er versprach sich von dieser Reise und den Eindrücken, welche die Betrachtung von Friedrichs Werken aus unmittelbarer Nähe dem jungen Herzog gewähren sollte, die besten Einwirkungen auf die Charakterbildung des Freundes. Goethe selbst hatte anfangs nur beabsichtigt, die Reise bis nach Leipzig mitzumachen, um dort wieder einmal die lieben Erinnerungen an die fröhliche Studentenzeit aufzufrischen. Erst in Leipzig bei Tische machte der Herzog ihm den Vorschlag, mit nach Berlin zu gehen. Goethe war überrascht und bat um kurze Bedenkzeit. — Mit was für Empfindungen mochte die Aussicht, die Stätte zu sehen, der Friedrich den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte, die Brust des Dichters erfüllen?

Friedrichs Heldengestalt hatte schon die Phantasie des siebenjährigen Knaben beschäftigt, Goethes Vater, von Karl VII. zum kaiserlichen Rat ernannt, war ein eifriger Anhänger der Preußen, der Großvater, „der als Schöff von Frankfurt über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte", gehörte mit dem größeren Teil der Familie zur österreichischen Partei. So kam es zu ernstlichen Reibungen in dem friedlichen Kreise. Im Vaterhause Goethes bedeutete jeder Sieg der Preußen ein Freudenfest. Goethe schreibt: „Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch seyn mochten." Den Knaben kränkt es bitter, wenn er, als ältester Enkel jeden Sonntag bei den Großeltern speisend, seinen Helden aufs greulichste verleumden hören mußte, es wollte ihm dabei kein Bissen mehr schmecken, die Neigung, ja die Verehrung für die Großeltern nahm ab. Daß es Parteien und Parteiinteressen geben könnte, sah der kleine Heldenverehrer nicht ein, er begriff nicht, wie man diesen erhabenen Mann schmähen und herabsetzen konnte; schließlich bezweifelte er die Gerechtigkeit des Publikums um Friedrichs willen, wie er schon vorher durch das schreckliche Erdbeben in Lissabon an der Güte Gottes irre geworden war. Der Konflikt zwischen

der Ehrfurcht vor dem Großvater und anderen Respektspersonen und der Empörung über ihr Verhalten gegen den König blieb nicht ohne Folgen für Goethes Entwickelung. „Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte.“ Im weiteren Verlauf des Siebenjährigen Krieges brandeten die Wogen auch gegen die alte Kaiserstadt, und einen Augenblick schien es, als sollten sie über dem alten Patricierhause am Hirschgraben zusammenschlagen. Welcher Deutsche läse nicht mit herzlicher Freude die kernige Antwort, mit der Goethes Vater den Glückwünsche erwartenden Königslieutenant anfuhr? „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ Je mehr aber der Krieg in das Leben der Familie eingriff, um so mehr mußte sich Friedrichs Bild in den Vordergrund drängen. Auch auf Friedrichs Diener übertrug sich diese Bewunderung, und als nach Beendigung des Krieges der ehemalige preußische Gesandte in Regensburg, von Plotho, der den Überbringer der Achtserklärung gegen Friedrich zur Treppe hinuntergeworfen hatte, als Abgeordneter bei der Kaiserwahl in Frankfurt erschien, verschwanden ihm, dem einfachen, fast dürftig auftretenden Manne gegenüber die glänzenden Vertreter anderer Staaten.

Der Jüngling Goethe empfand ebenso wie der Knabe, „Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte.“ Mit wahrem Enthusiasmus versenkte sich Goethe denn auch in Lessings Minna von Barnhelm, die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“, Gleims Kriegslieder, Ramlers Oden auf Friedrich waren ihm lieb, weil sie den großen Gegenstand in glücklicher Form feierten. Was Goethe später klar erkannte und meisterhaft zum Ausdruck brachte, Friedrichs Einfluß auf die deutsche Dichtung, das gärte schon damals in seiner Brust. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen.“

„Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. ... Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden: aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung; man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle.“

In Straßburg fand Goethe im Kreise seiner näheren Bekannten mehr Verständnis für Friedrich. „Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien.... Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir die Genugthuung empfanden, daß ihm seine Französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren, und wiederholt erklärten, er sey nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.“

So empfand Goethe dem Preußenkönig gegenüber.

Allein der Wunsch, einmal den Spuren des Helden seiner Jugend nachzugehen, war nicht der einzige Magnet, der ihn nach Berlin zog. Wenn auch das Spree-Athen damals nicht entfernt den Einfluß auf die geistigen Strömungen der Nation ausübte wie heute, wenn auch die Musen und Grazien in der Mark zu wünschen übrig ließen, so gab es in der großen Stadt doch sehr

viele Dinge und Menschen, die kennen zu lernen sich der Mühe lohnte. Und welcher junge Autor besuchte nicht gern eine Stadt, in der seine Geisteskinder ihm eine freundliche Aufnahme vorbereitet hatten?

In Berlin hatte man vor vier Jahren, am 14. April 1774, in der Vossischen Zeitung gelesen: „Heute wird die von Sr. Königl. Majestät von Preußen allergnädigst privilegirte Kochische Gesellschaft teutscher Schauspieler aufführen: ‚Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.‘ Ein ganz neues Schauspiel in fünf Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzt ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach Shakespear'schem Geschmack abgefaßt seyn. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und soviel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrten Publicum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Decorationen und neue Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung dieses Stückes ist am Eingange auf einem à parte Blatt zu haben.“ Den Verfasser nannte man Herrn Dr. Göde in Frankfurt a. M. — Koch mochte bei dem Entschluß, den Götz aufzuführen, von Empfindungen und Wünschen geleitet sein, wie sie den Schauspieldirektor im Vorspiel zum Faust bewegen, und der Erfolg übertraf die kühnsten Hoffnungen, man brach sich fast die Hälse um ein Billet, sechsmal wurde das Stück hintereinander gegeben und weitere acht Aufführungen folgten in demselben Jahre.

Das wollte um so mehr sagen, als man sonst an der Möglichkeit, dies Werk mit seinen zahllosen Scenenwechseln, die an „Prospekte und Maschinen“ ungeheuerliche Anforderungen stellten, aufzuführen, gezweifelt hatte. Die Vossische Zeitung brachte eine ganz verständige Recension, die hervorhob, man dürfe das Stück nicht nach den Regeln der sogenannten regelmäßigen Schauspiele beurteilen: „Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als daß sie zu Götzens Lebenszeiten vorfallen. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur anderen, aber dafür so viel damalige deutsche Sitte und Denkungsart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuche in Folio mit aller Scharfsinnigkeit nicht heraus zu kommentieren ist. ... Wenn also dieses Stück auch keinen anderen Vorzug hätte (und es hat gewiß noch viele andere!) als diesen, daß es uns mit den deutschen Ritterzeiten bekannt machte, so wäre es schon für jeden Deutschen Beweggrund genug, es nicht einmal, sondern vielmal zu hören. Denn es ist doch wunderlich genug, die alten Römer so emsig zu studieren, und von den mittleren Zeiten Deutschlands nicht eine Silbe zu wissen.“ In diesem Sinne, nur enthusiastischer, äußerte sich das Publikum; wenn die Kritiker auch nicht recht wußten, was sie mit dem Wildling anfangen sollten, denn in eine der alten Schablonen paßte der Götz nicht, und daß mit ihm eine neue Periode des Dramas beginne, sahen sie noch nicht, so waren doch die Leser entzückt und die Hörer nicht minder. Aber es gab auch Leute, die abseits standen, und zwar Männer, deren Einfluß für den jungen Dichter von nicht geringer Bedeutung war.

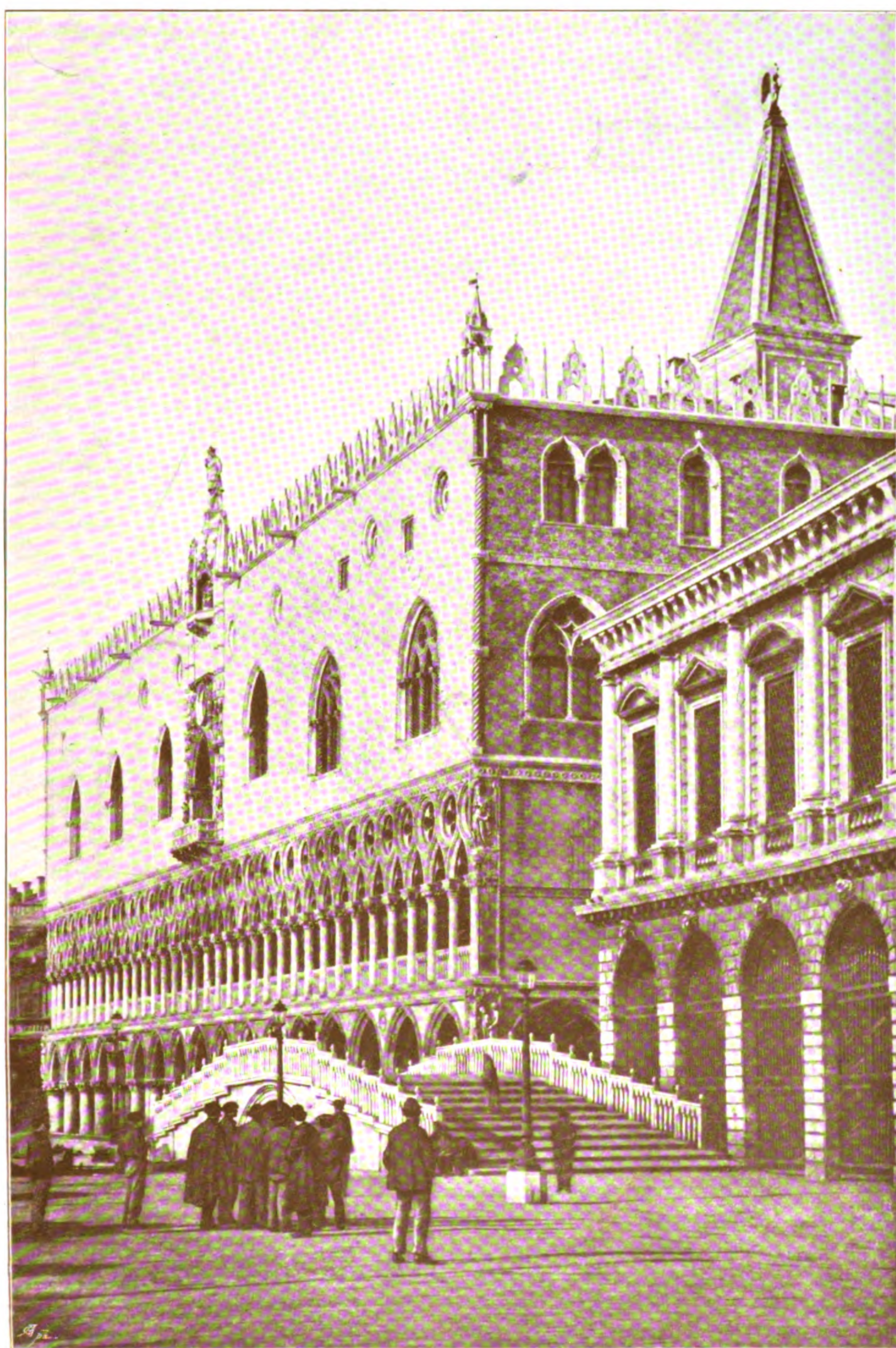
Schrieb doch Lessing seinem Bruder: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil [der die Kostüme gezeichnet hatte] hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen!“ Es scheint so, als dankte Lessing seine Informationen seinem alten Freunde Nicolai, der sich in einem Briefe ähnlich äußert. „Götz von Berlichingen ist allerdings in Berlin mit großem Zulaufe aufgeführt worden, vielleicht hatten die Kleider und Harnische, ganz neu und im vollkommenen Costüme gemacht, an diesem Beyfalle eben so viel Antheil, als etwas anders. Im Ganzen wurde das Stück nicht schlecht aufgeführt. Bloß die Person des ehrlichen Martins (welcher nach des Verfassers Willen

Martin Luther sein soll) war schlecht besetzt. Das Sonderbarste ist, daß selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den Götz besucht haben. Aber wie ich schon gesagt habe, die alten Kleider und Harnische trugen auch das ihrige bey. Das Berlinische Publikum ist übrigens (wie fast alle Publika in der Welt) ein vielköpfiges Ungeheuer, davon sich einige Köpfe mit den feinsten Säften der besten Pflanzen nähren, die meisten aber Distel und Stroh fressen." Daß Nicolai den Götz zum Futter für Esel rechnete, zeigt er noch deutlicher durch den Vergleich mit einigen anderen minderwertigen Stücken, die sich großer Erfolge in Berlin rühmen konnten, doch äußerte er in der Öffentlichkeit einstweilen nichts über Goethe, aber die Erfolge des Werther ließen ihm schließlich keine Ruhe mehr, er schrieb die Freuden des jungen Werther dagegen. Nicolai hat das Unglück gehabt, sich mit fast allen führenden Geistern in der Litteratur seiner Zeit zu überwerfen, z. B. Gottsched, Hamann, Herder, Wieland, Bürger, Schiller, Voß, Jung-Stilling, F. H. Jacobi, Kant, Fichte, Tieck, Gebrüder Schlegel, Schelling, das hat seinem Ruf mehr als billig geschadet. Goethe wird ihm mehr gerecht als die meisten Menschen heutzutage, die sich gewöhnt haben, in Nicolai das krasseste Beispiel geistloser Aufklärerei zu sehen. Goethe schreibt: „Dieser übrigens brave, verdienst- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen, alles niederzuhalten und zu beseitigen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt." Er spricht von dem unglücklichen, dünkelhaften Bestreben Nicolais, „sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte und darüber zuletzt, bei so entschiedenen Verdiensten seine literarische Achtung völlig verlor." So hat sich denn Goethe auch nicht besonders über Nicolais witzlose Parodie gegrämt, er dachte:

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann
Der lerne besser lesen!

Bei Nicolais dominierender Stellung im Berliner Geistesleben mußte Goethe allerdings darauf gefaßt sein, daß ihm nicht alle dort freundlich entgegenkamen, aber es waren ihm doch auch von Berlin mancherlei Zeichen lebhafter Zustimmung und Sympathien zu teil geworden, so daß er auf einen freundlichen Empfang bei den meisten hoffen durfte. Von den Berliner Dichtern war leider damals wenig Gutes zu sagen; die durch Lessings Fortgang gerissene Lücke war nicht ersetzt worden. Gleim, der alte Grenadier, weilte nicht mehr in seinem geliebten Berlin, von dem er meinte, „der Umgang mit Menschen höheren und niedrigeren Standes kann an keinem Ort in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin sein", Ramlers Poesie wurde durch den überhandnehmenden mythologischen Bombast so ungenießbar, daß man Anmerkungen zu seinen Gedichten brauchte; seine Brocken, die von Horaz' Tische fielen, konnten auf die Dauer keinen Hund mehr vom Ofen locken. Was sonst noch den Pegasus ritt, verdient nicht, erwähnt zu werden, nur zwei Persönlichkeiten werden uns noch beschäftigen. Die Kollegen konnten Goethe also nicht gerade locken, aber einem guten Dichter wird am Verkehr mit untergeordneten Genossen nie viel liegen, während ihn ein geistig hochstehendes Publikum immer anziehen muß, und daran war kein Mangel in Berlin.

Goethe besann sich also nicht lange, er entschloß sich, die Fahrt mitzumachen, und noch bei Tische gab er dem Herzog die Zusage. So brach man denn in der Morgenfrühe des 13. Mai auf und langte nach einer Rast im lieblichen Wörlitz und in Treuenbrietzen am 15. Mai in Potsdam an. Der kurze Aufenthalt dort, von zehn bis vier Uhr, wurde auf die Betrachtung einiger Bauten, z. B. des von König Friedrich Wilhelm I. angelegten Waisenhauses, des Marstalls am Lustgarten, des sogenannten langen Stalles, eines Exerzierhauses, das noch jetzt vom ersten Garderegiment zu Fuß benutzt wird, und des Parkes von Sanssouci verwendet. Der lange Stall ist mit kriegerischen Emblemen, Reliefs aus dem antiken Soldatenleben und Statuen des Mars, Herkules und der Minerva geschmückt, er wird Goethe vermutlich recht gut gefallen haben. Goethe nennt den Kastellan von Sanssouci einen Flegel, allein möglicher-



Ill. D. Monatshefte. Juli 1896. Zu Kaden: Diesseit und jenseit der Brücke.

Ponte della Paglia.

weise kann der Kastellan des Neuen Palais seinem Kollegen diese Ehre der Berücksichtigung durch den Dichterfürsten streitig machen, denn die von Goethe neben jenem Unglücklichen erwähnten Engelsköpfe befinden sich am Neuen Palais, das ja auch im Park von Sanssouci liegt. Hoffentlich gelingt es den Goethephilologen, diese wichtige Frage zum Abschluß zu bringen.

Eine ähnlich bedeutende Streitfrage, ob nämlich Goethe in Berlin im Fürstenhause, Kurstraße 52/53, oder im Gasthof Zur goldenen Sonne, dem späteren Hotel de Russie, Unter den Linden 23, gewohnt habe, ist ja bereits glücklich dahin entschieden, daß er in beiden logiert hat. Den ersten Abend verbrachte er bei Prinz Hans Georg von Dessau, dem jüngeren Bruder des freundlichen Wirtes in Wörlitz. Dieser Prinz stand als Oberst und Regimentscommandeur in preußischen Diensten, auch er war aus Anlaß der Mobilmachung nach Berlin gekommen.

Es ist nicht ohne Interesse, daß Goethes erster Gang in Berlin der königlichen Porzellanmanufaktur galt, hier wie so oft zeigt sich seine Vorliebe für technische Betriebe. Die von Wegeli angelegte und später vom Staate übernommene Fabrik befand sich damals in einer glücklichen Periode der Entwickelung, sie war noch nicht dem Klassicismus anheimgefallen, der die fröhlichen Rokokoformen hier wie überall verdrängte und seine leblosen Gebilde an ihre Stelle setzte, die gerade für die Porzellanindustrie so ungeeignet sind wie nur möglich.

Goethe nennt unter den von ihm besuchten Personen einmal Wegeli, einmal Wegelin, der erstere ist wohl der Gründer der Manufaktur, nach dem noch jetzt die ersten Fabrikate, ein Ideal der Porzellansammler, genannt zu werden pflegen. Jakob Wegelin war von Geburt Schweizer, durch Sulzer wurde er nach Berlin gezogen, zunächst als Direktor der Ritterakademie. Friedrich der Große schätzte ihn sehr hoch und veranlaßte auch seine Berufung in die Akademie der Wissenschaften.

Am selben Tage besuchte Goethe noch Anton Graff und Daniel Chodowiecki. Graff war damals schon einer der berühmtesten Porträtmaler, und es ist aufs lebhafteste zu bedauern, daß er nicht Goethes Züge festgehalten hat wie die so vieler Zeitgenossen. Bekanntlich haben wir unzählige Goethe-Bildnisse, aber kein einziges, bei dessen Anblick man das Gefühl hat, es sei ähnlich. Die Porträtmalerei lag damals sehr im argen, man kann wohl sagen, Graff war der einzige deutsche Meister jener Zeit, der einen Goethe hätte malen können. Allein Graff, dessen Heimat Dresden geworden war, hat sich damals nur besuchsweise in Berlin aufgehalten, so daß die Begegnung mit Goethe nur eine ganz flüchtige gewesen sein kann.

Die genußreichsten Stunden in Berlin verlebte Goethe ohne Zweifel bei Daniel Chodowiecki, den er am 16. allein, am 20. in Begleitung des Herzogs Karl August besuchte. Wie gern denkt man sich diese drei Menschen versammelt in dem reizenden behaglichen Zimmer, das der Künstler uns in seinem schönsten Blatt „cabinet d'un peintre“ als den Schauplatz des glücklichsten Familienlebens vor Augen führt! Goethes Vorliebe für Chodowiecki war früh erweckt worden, und er hat ihr oft genug lebhaften Ausdruck gegeben. So schreibt er im dreizehnten Buch von Wahrheit und Dichtung bei der Besprechung von Nicolais „Freuden des jungen Werthers“: „Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte. ... Die Vignette hatte ich ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer gelegt.“ Ein Brief an F. H. Jacobi vom März 1775 enthält die Worte: „Ein liebes Weibgen sagte von den Freuden noch allerley unter anderm, nein! Mit dem Hühnerblut das ist eckelhaft, und wenn die Vignette nicht wäre, man könnte das ganze Buch nit brauchen; aber so liest man immer fort und meynet es wär auch was so liebs im Buch drinne.“ In einem Brief an Lavater vom August 1775 bedankt sich Goethe für die Übersendung von Blättern des Meisters, vermutlich handelt es sich hier um die Radierungen zu Lavaters physiognomischen Fragmenten, von denen Goethe schreibt. Goethe sammelte eifrig die kleinen Blättchen und war namentlich erpicht auf Handzeichnungen; so bittet er einmal, im September 1776, die Karschin: „Gehen Sie

doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnizzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseins gestempelt hat." Man freut sich über diese Äußerungen, weil sie zeigen, daß Goethe einen der wenigen wirklichen Künstler jener Zeit richtig zu schätzen wußte. Die Grenzen von Chodowieckis Begabung sind ja ziemlich eng; sobald es sich darum handelt, ins Große zu gehen, kräftige Leidenschaften, Haupt- und Staatsaktionen, einen urwüchsigen Humor, wie bei Cervantes, zum Ausdruck zu bringen, da versagen seine Kräfte. Auf seinem eigenen Felde aber, der Schilderung seiner Zeitgenossen, ist er unerreicht geblieben. Wer Chodowieckis Radierungen nicht kennt, dem bleibt das Verständnis der geistigen und gesellschaftlichen Zustände des fridericianischen Zeitalters verschlossen. Zweifellos würde Chodowiecki als Künstler höher stehen, hätte nicht der große äußere Erfolg seiner Arbeiten ihn so mit Bestellungen überhäuft, daß es ihm unmöglich war, die Gefahr, fabrikmäßig zu arbeiten, zu vermeiden. Goethe schreibt einmal an Kraft, 9. September 1779: „Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki, der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt." Doch ist Chodowiecki niemals im Handwerk untergegangen; obwohl er kaum im stande war, allen Aufträgen gerecht zu werden, finden wir doch immer wieder zwischen den langen Serien der Kalenderkupfer und Illustrationen entzückende Radierungen, in denen uns der Meister sich und die Seinen in ihrem täglichen Thun und Treiben beobachten läßt. Alle Freuden und Leiden des besseren Bürgerstandes in Berlin werden uns vorgeführt, ein gemütlicher Besuch, eine Landpartie nach Französisch-Buchholz, eine L'hombrepartie; kulturhistorisch am interessantesten ist wohl seine Reise von Berlin nach Danzig, voll der feinsten Beobachtung und eines freundlichen Humors, der zu den Grundzügen von Chodowieckis Wesen gehörte.

Denn der Meister war im Verkehr eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten des damaligen Berlin, das zeigt sich schon in der Art, wie er seine Freunde mit seiner gewandten Nadel verewigt hat. Wer damals in Berlin etwas bedeutete, stand auch zu dem feingebildeten Daniel Chodowiecki in Beziehungen. Besonders nahe verkehrte der Meister mit Nicolai, zu dessen Werken er viele Illustrationen geliefert hat, aber Chodowiecki teilte nicht die Einseitigkeit seines Freundes, er hat auch viel für Männer gearbeitet, denen Nicolai durchaus nicht gewogen war. Als Goethe zu Chodowiecki kam, hatte sich der Meister schon mehrfach mit ihm beschäftigt. Als Titelkupfer zur Allgemeinen Deutschen Bibliothek Nicolais, Bd. 29 im Jahre 1776, lieferte er Goethes Porträt nach der Zeichnung von G. M. Kraus in Weimar. Dies Brustbild, das in einem Medaillon das Profil des Dichters zeigt, gehört zu den besseren Goethe-Bildnissen, obwohl es auch nicht entfernt den Geist des Mannes zum Ausdruck bringt. Zu der Übersetzung von Werthers Leiden durch Deyverdun hatte Chodowiecki im selben Jahre zwei Titelvignetten radiert, Lotte im Ballanzug Brot für die Kinder abschneidend, während Werther sie beobachtet, und Werthers Zimmer nach verübtem Selbstmord. Später, 1787, fügte der Künstler noch Werther und Lotte beim Brunnen zu Wahlheim hinzu. Diese sowie die Blätter zu Hermann und Dorothea und zur Schlußscene der Stella sind recht gelungen, die Lotte gehört zu den Perlen seines Werkes, aber in der Illustration zu Götz von Berlichingen wirkt Chodowiecki wie der Schwan auf dem Lande, hier konnte er dem Dichter nicht folgen. Es ist ihm oft so gegangen, daß er vor Aufgaben gestellt wurde, denen seine Begabung unmöglich gerecht werden konnte. Es ist unrichtig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, der trifft die Verleger. Was Chodowiecki als Illustrator leisten konnte, zeigt seine Serie zu Minna von Barnhelm; man darf wohl behaupten, daß eine größere Harmonie zwischen Dichter und Künstler weder vorher noch nachher erreicht worden ist.

In seinen Originalradierungen behandelt

Chodowiecki oft Gegenstände, an denen sich die gleichzeitig in Berlin lebenden Dichter versuchten. Die Landpartie nach Französisch-Buchholz hat z. B. Burmann besungen, besonders häufig berührt sich aber Chodowiecki mit der Karschin, die bei ihm viel verkehrte; die Einäscherung Ruppins, der Tod des Herzogs von Braunschweig bei der großen Oderüberschwemmung und anderes gab beiden Anregungen. Die Karschin dichtete Elegien auf Chodowieckis verstorbene Frau und seinen Schwiegervater Barez, zu denen Chodowiecki die Kupfer lieferte. Er hat die „deutsche Sappho" auch porträtiert, allein das Blatt scheint verloren gegangen zu sein, wenigstens blieben Nachforschungen bei gewiegten Chodowiecki-Kennern resultatlos. Sie dankte ihm durch einen Griff in ihre „Leier":

Der du mein Auge gut getroffen
Sodaß dir's meine Muse dankt
O Chodowieck ich will doch hoffen,
Daß sich des Dichters Kopf nicht mit dem Kopfe zankt
Der mit ihm in Gesellschaft reiset,
Er ist so groß — ich bin so klein,
Ich sing ein Lied das nichts beweiset
Er singt, um ewig hier zu sein. ꝛc.

Beiden war auch die Schwärmerei für Friedrich den Großen gemeinsam, nur daß Chodowiecki verdientermaßen mehr Gegenliebe beim Könige fand. Friedrich kannte den Künstler aus seinen Emailmalereien auf Tabatièren, Dosen und ähnlichen Bijouterien, wie der König sie zu verschenken liebte. Im Jahre 1763 hatte Chodowiecki eine allegorische Darstellung „der Friede bringt den König wieder" angefertigt und auf Anraten vieler Bewunderer Friedrich persönlich überreicht. Friedrich empfing ihn sehr freundlich und lobte ihn als deutschen Künstler von Bedeutung, aber er wünschte nicht, daß Abdrücke der Platte ins Publikum kämen, „ce costume n'est que pour le héros du théâtre" war sein durchaus gerechtfertigtes Urteil; wie alle anderen Allegorien Chodowieckis, so läßt auch diese den Beschauer gänzlich kalt.

Sehr erfreulich sind dagegen die kleineren Darstellungen aus Friedrichs täglichem Leben, der uns allen vorschwebende Typus des alten Fritz geht auf Chodowiecki zurück; die Blätter in größerem Format gehören zu seinen schwächsten Leistungen, seine Meisterschaft war nicht nur stofflich, sondern auch in den Dimensionen eine beschränkte, man kann ruhig sagen, seine Blätter sind um so besser, je kleiner sie sind.

Als Goethe ihn besuchte, zeigte er von seinen Zeichnungen zuerst „den Barbier", gestochen scheint er ihn nicht zu haben; nach einem Brief der Klenke an Gleim zu urteilen, muß die Zeichnung seinen Freunden so wenig gefallen haben, daß er auf Veröffentlichung verzichtete. Im selben Jahre hat Chodowiecki sich noch einmal an Goethes Porträt gewagt, er illustrierte die bekannte Stelle aus Stillings Wanderschaft: „Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein! Sie wurden gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte." Das Bild ist gänzlich verunglückt; wenn Goethe so ins Zimmer getreten wäre, würde man wahrscheinlich gedacht haben: Was ist denn das für ein ungeschlachter, eckiger Mensch?

Am 17. erneuerte Goethe eine alte Bekanntschaft aus seiner Liliperiode: er besuchte Johann André, bei dem er einst in Offenbach gewohnt hatte.

Goethe schreibt von ihm im siebzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung: „Ich war bei ihm einquartiert, und will von diesem allezeit fertigen Dichter und Componisten nur soviel sagen, als hier gefordert wird. Er war ein Mann von angeborenem lebhaften Talente, eigentlich als Techniker und Fabricant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Capellmeister und Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als letzterer war er geneigt, seine Compositionen ins unendliche zu wiederholen." „Lili's Pianospiel fesselte unseren guten André vollkommen an unsre Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend waren wenige Stunden des Tages und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff. Bürgers Lenore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen

war von ihm componiert, er trug sie gern und wiederholt vor. Auch ich, der viel und lebhaft recitierend vortrug, war sie zu declamieren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten."

André hat denn auch in dem Gelegenheitsgedicht „Sie kommt nicht", das durch Lilis Ausbleiben bei einem ihr zu Ehren gegebenen Fest veranlaßt wurde, eine Rolle spielen müssen. In der Musik war er völlig Autodidakt; einige Lieder und Sonaten waren ihm schon früh geglückt, und als er in Frankfurt allerlei komische Opern der Franzosen und Italiener gehört hatte, erwachte die Lust, sich auch auf diesem Felde zu versuchen. Nach Goethe hatte sich damals ein „realistischer Dämon" des Operntheaters bemächtigt. Die „Zustands- und Handwerksopern thaten sich hervor. Die Jäger, der Faßbinder, und ich weiß nicht was alles waren vorausgegangen; André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet."

„Der Töpfer" hatte einen großen Erfolg, wie denn überhaupt Andrés Melodien äußerst gefällig und heiter waren, so daß man bei den Deutschen damals kaum etwas Ähnliches fand. Es war also gar nicht verwunderlich, daß Goethe ihm die Komposition von „Erwin und Elmire" anvertraute. Im Jahre 1774 legte André in Offenbach eine Notendruckerei an, die er aber bald anderer Leitung überließ, um einem Rufe nach Berlin zu folgen. Dort hatten seine Opern, besonders „Der Töpfer" und „Der alte Freier", so viel Beifall gefunden, daß man ihm die Stelle eines Musikdirektors anbot. Er hätte auch gern seine Druckerei nach Berlin verlegt, allein es bestand dort für Hummel ein Privileg, das diesen Wunsch vereitelte. So fruchtbar André als Komponist war, so oft er Berlin durch neue Operetten entzückte, mit der Theorie der Musik lebte er namentlich im Anfang recht auf Kriegsfuß, und ohne des tüchtigen Marpurg stets gewährte Hilfe wäre er wohl häufig in Verlegenheit gekommen. 1784 verließ er Berlin, um sich wieder ganz der Leitung seines Geschäfts zu widmen; er brauchte diesen Entschluß nicht zu bereuen, denn es blühte so kräftig empor, daß es wenige seinesgleichen in Europa hatte. Heute ist von André in weiteren Kreisen wohl nur noch die Melodie zu Claudius' Lied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" bekannt.

Nach André suchte Goethe den „Erbauer seiner Zeitgenossen" auf, den berühmten Prediger Johann Joachim Spalding, damals Propst an St. Nikolai und Oberkonsistorialrat. Man wird schwerlich fehlgreifen, wenn man annimmt, daß Goethes Interesse für diesen Mann durch Lavater erweckt worden ist. Spalding war hervorgegangen aus orthodoxen Kreisen, hatte sich aber schon früh durch philosophische Studien von den Einflüssen seiner Umgebung befreit und ist zu einem der Hauptvertreter des moralisierenden Rationalismus geworden. „Religion haben, heißt in dem geglaubten Weltbeherrscher die höchste Tugend verehren, ihr nachstreben und sich zuversichtlich ihres Urbildes freuen." Seinen Ruhm erwarb er durch eine kleine Schrift, „Gedanken über die Bestimmung des Menschen", die sich namentlich gegen La Mettries berüchtigtes Buch l'homme machine richtete. Dies Büchlein wurde unter anderen auch von der Gemahlin Friedrichs des Großen ins Französische übersetzt und machte Spalding auch im Auslande bekannt. So kam es, daß Bodmer und Breitinger drei jungen Leuten, die sich in Zürich durch einen siegreichen Kampf gegen die Vetternwirtschaft der regierenden Kreise für einige Zeit allzu mißliebig gemacht hatten, den Rat erteilten, sich zu Spalding zu begeben, der damals Pastor zu Barth in Schwedisch-Vorpommern war; diese Jünglinge hießen Felix Heß, Heinrich Füßli und Johann Kaspar Lavater.

Man hoffte, eine so ruhige, abgeklärte Natur wie Spalding würde vom besten Einfluß auf diese Feuerköpfe sein. So grundverschieden Spalding und Lavater angelegt waren, sie gewannen sich lieb und haben zeitlebens viel voneinander gehalten. — Nach Berlin kam Spalding im Jahre 1764; er folgte dem Rufe dorthin nicht ohne Bedenken, allein nach kurzer Zeit hatte er sich die erste Stelle unter den Geistlichen der

Hauptstadt errungen. Für das Verhältnis Friedrichs des Großen zu seiner Gemahlin ist es interessant, daß der König mit La Mettrie befreundet war, während die Königin die gegen diesen gerichtete Schrift Spaldings übersetzte, die Königin wählte Spalding zu ihrem Beichtvater, Friedrich verweigerte für den „Pfaffen“ die Zustimmung zur Aufnahme in die Akademie ebenso, wie für den „Juden“ Mendelssohn. Von jeher hat es in Berlin einen Prediger gegeben, der sich des Zulaufs der Gebildeten kaum erwehren konnte; damals war dies Spaldings Los, er war der berühmteste Kanzelredner, und man mußte ihn notwendig gehört haben; so hat denn auch Goethe ihm seinen Tribut dargebracht.

Zwischen der Kirche und der Tafel, bei Prinz Heinrich, ging Goethe zu dem Maler Frisch.

Johann Christoph Frisch war geborener Berliner und ist auch in seiner Vaterstadt gestorben. Er lebte 1737 bis 1815. Nachdem er einigen Unterricht genossen hatte, nahm sich Friedrichs des Großen Freund, der Marquis d'Argens, seiner an und erwirkte ihm die Erlaubnis, in der von Friedrich geschaffenen Bildergalerie von Sanssouci durch Kopieren nach alten Meistern sich weiter zu bilden. Der Marquis nahm ihn auch mit sich nach der Provence. Von da ging Frisch auf mehrere Jahre nach Rom, wo er hauptsächlich nach Raphael kopierte und sich dem Studium der Antike hingab. Es ging ihm wie so vielen seiner Zeitgenossen, die vom Rokoko ausgehend mit der Zeit in den Bann der Antike gerieten und dann schließlich eine Zwitterkunst hervorriefen, die außerordentlich wenig Erfreuliches hat. Als Frisch über Paris nach der Heimat zurückkehrte, fand er großen Beifall, man ließ sich gern von ihm porträtieren, auch Mitglieder des Königshauses hat er neben anderen berühmten Männern gemalt. In einigen Ölgemälden feierte er die Thaten Friedrichs des Großen, den Hauptruhm erwarb er aber durch seine Deckengemälde in den königlichen Schlössern zu Berlin und Potsdam, mythologische Darstellungen, ähnlich denen Tischbeins, dem Goethe ja ebenfalls große Bewunderung zollte. An äußeren Erfolgen hat es Frisch nicht gefehlt, 1793 wurde er Hofmaler, 1802 Vicedirektor, 1805 Direktor der Akademie der Künste, eine Stellung, die er durch großen Amtseifer und noch größere Liebenswürdigkeit aufs beste ausgefüllt hat.

Die Ehre, bei dem einzigen Feldherrn, der im Siebenjährigen Kriege keinen Fehler gemacht hatte, speisen zu dürfen, dankte Goethe dem Umstand, daß Prinz Heinrich damals von seinem Tuskulum Reinsberg durch den Bruder nach Berlin berufen war, um das Kommando über die eine Hälfte der gegen Österreich mobil gemachten Armee zu übernehmen. Blutige Lorbeeren zu ernten, war dem Sieger von Freiberg nicht mehr vergönnt. Seine Aufgabe löste er vortrefflich wie immer. Prinz Heinrich besaß, obwohl auch stark unter den Einflüssen französischer Bildung stehend, doch viel mehr Verständnis und Interesse für die deutsche Litteratur als sein Bruder. Daß er Goethe zu schätzen wußte und dementsprechend auszeichnete, dürfen wir indessen kaum annehmen. Goethes Schweigen über den interessanten Mann, der nur ebensoviel erwähnt wird wie etwa Prinz Hans Georg von Dessau, läßt darauf schließen, daß Heinrich dem Doktor Goethe nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als den anderen Herren aus Karl Augusts Gefolge. Für Goethe war diese Einladung wohl mehr eine Ehre als ein Vergnügen, sonst hätte er schwerlich Zeit gefunden, bei Tische an seine Briefschulden zu denken.

Nach der Tafel gab es einen Spaziergang durch den Tiergarten. Den Abend brachte Goethe in seinem Quartier zu und schilderte in einem merkwürdigen Briefe an Charlotte von Stein die Gefühle, die sein Herz bewegten. Es sei erlaubt, hier die auf Berlin bezüglichen Stellen zu geben: „Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu sizzen in dem Augenblick da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschüz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Der Herzog ist wohl, Wedel auch und sehr gut. Wenn ich nur gut erzählen kan von dem grosen Uhrwerk das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Puppen kan

man auf die verborgenen Räder besonders auf die grose alte Walze F R gezeichnet mit tausend Stiften schliesen die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt."

In dem nächsten Brief vom 19. Mai heißt es unter anderem: „Soviel kann ich sagen je gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhaft als das Wesen der Grosen Mittlern und Kleinen durch einander. Ich habe die Götter gebeten, dass sie mir meinen Muth und grad seyn erhalten wollen biss ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den lezten theil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich für uns alle hatt, nenn ich nicht mit Nahmen."

Am Vormittag des 18. besichtigte Goethe das Arsenal, eine Tafeleinladung fehlte an diesem Tage wie am folgenden, für den Nachmittag merkt Goethe Visiten an, er macht nur die Karschin und Wegeli namhaft, wir werden aber annehmen dürfen, daß die uns anderweitig berichteten Besuche bei dem Dichter Burmann und bei Moses Mendelssohn darunter einbegriffen sind, wenigstens lassen sie sich hier am besten unterbringen.

Gottlob Wilhelm Burmann war einer der absonderlichsten Menschen, die es je gegeben hat. Äußerlich klein, dürftig, hinkend, dazu eigensinnig und störrisch, war er beim ersten Blick wenig geeignet, die Menschen für sich einzunehmen. Der Grundzug seines Wesens, die reinste Herzensgüte, gepaart mit einem reichen Geiste, ließ ihn aber doch viele Freunde finden. Schon als Schüler galt er für einen närrischen Kauz, der von den Dingen dieser Welt nichts verstehe. Einmal hatte er einem Gönner zum Wiegenfeste ein Gedicht überreicht und zum Lohn einen Dukaten erhalten, eine Riesensumme für den armen Schlucker. Leider begegnete ihm aber sofort ein Bettler, und Burmann gab in Ermangelung von etwas anderem seinen ganzen Schatz dahin, überglücklich, daß er einmal in der Lage war, ein so reiches Almosen auszuteilen. Später passierte es ihm, daß er eines schönen Tages seinen einzigen Rock einem halbnackten Handwerksburschen schenkte, so daß er selber nicht mehr ausgehen konnte. Bekannte machten ihn einst darauf aufmerksam, daß seine Aufwärterin ihm Holz stehle, Burmann meinte, sie werde es wohl notwendig brauchen, um ihre Kinder vor Frost zu schützen, und als man ihm riet, sie zu entlassen, wurde er grob und meinte: „Wo soll sie Holz hernehmen, wenn ich sie fortjage?" War er einmal bei guter Laune, so konnte er der unterhaltendste Gesellschafter sein, namentlich besaß er die Gabe Gedichte zu improvisieren, die damals so sehr geschätzt wurde; es machte ihm keine Mühe, stundenlang in Versen zu reden. Man trieb die Reimerei auch als Gesellschaftsspiel, und ein junger Offizier sagte dabei zu Burmann: „Reime weiter, Bärenhäuter!" Burmanns Antwort lautete: „Für dich hat meine Muse keine Flügel, du Schweineigel!" Daß ein solcher Mensch nie auf einen grünen Zweig kommen konnte, leuchtet ein, zeitlebens hat sich Burmann mit der drückendsten Armut herumschleppen müssen, die ihm zur lieben Gewohnheit wurde.

Burmanns poetische Erzeugnisse waren eine Zeit lang nicht unbeliebt; außer Fabeln, Erzählungen und Liedern gab er auch eine Wochenschrift „Für Litteratur und Herz" heraus. Ein Beweis, daß seine Bizarrerie ihn auch hier nicht verließ, sind seine Gedichte ohne den Buchstaben R. Neben der Schriftstellerei betrieb er emsig die Musik. Er war ein berühmter Klavier- und Orgelspieler, obwohl er an der linken Hand nur vier Finger hatte. Aber auch auf diesem Gebiet blieb er Sonderling: wenn man ihn bat, zu spielen, that er es sicherlich nicht, mochte die Bitte auch aus dem schönsten Munde kommen. Ignorierte man ihn vollständig oder äußerte man sich gar absprechend über die Musik, so saß er bald am Klavier und erging sich in den schönsten Phantasien. Unterricht hatte er nie gehabt, und der, den er gab, mochte auch nicht vom besten sein, aber wenn er ein Orgelkonzert gab, so hatte er großen Zulauf. Besonders geschickt war er, in der Weise berühmter Komponisten zu phantasieren, Händel, Bach, Gluck, Haydn ahmte er vorzüglich nach.

Ein gutes Zeichen für seinen Geschmack ist es, daß ihm die Karschin zuwider war. Er hatte schon oft bissige Kritiken über ihre Leistungen veröffentlicht, und sie war ihm

nichts schuldig geblieben. Die Erbitterung stieg so hoch, daß sie einst auf offener Straße hart aneinander gerieten und sich teils in poetischer, teils in äußerst prosaischer Form gründlich zankten. Die Karschin machte später den Versuch, den alten Feind durch Güte zu gewinnen. Da sie wußte, wie verschuldet Burmann war, veranstaltete sie bei allerlei Freunden der Musen eine Sammlung für den abgebrannten Dichter. Man hatte eigentlich erwartet, daß er den Ertrag aus Eigensinn ablehnen würde, zum allgemeinen Staunen erklärte er aber, wenn dies Geld von seinem Freunde käme, würde er es nie genommen haben, da es aber von seiner Feindin stamme, so wolle er es ihr zum Possen annehmen. Vorsichtigerweise händigte man ihm nicht die ganze Summe ein, sondern bezahlte erst seine Hauptschulden. Den Rest verbrachte Burmann auf eine höchst originelle Weise: Ihm fiel plötzlich ein, er habe sich noch niemals recht satt an Konfituren gegessen, dem Mangel mußte natürlich schleunigst gründlich abgeholfen werden, und so deponierte er die ganze Summe bei einem Konditor, um sie mit der Zeit abzuessen. — Zeitweise hat Burmann auch die Berlinische Zeitung redigiert, ohne dabei in bessere Verhältnisse zu kommen. In seinen späteren Lebensjahren ging es ihm äußerst elend, seine Poesie sagte dem veränderten Geschmack nicht mehr zu, seine Bekanntschaften schmolzen zusammen, und so ist er einsam und in dürftigsten Umständen 1805 gestorben. Kurz vor dem Tode schilderte er in einem Gedicht, das in mehreren Zeitungen abgedruckt wurde, seine Leiden. Freunde aus früherer Zeit, die ihn vielleicht längst für tot gehalten hatten, eilten herbei, um zu helfen, aber sie fanden ihn nicht mehr am Leben.

Für Goethe hatte Burmann eine wahre Schwärmerei, der er nach der Lektüre der Stella in einem begeisterten Brief Ausdruck gab. Goethe dankte ihm durch Übersendung eines prachtvoll gebundenen Exemplars dieses Stückes.

Über Goethes Besuch war Burmann außer sich vor Freude; originell wie immer bezeigte er sein Vergnügen, indem er sich auf dem Fußboden herumwälzte, angeblich hat Goethe lachend sein Beispiel befolgt, da aber dieselbe Geschichte von Mathias Claudius und Burmann erzählt wird, so kann man zweifeln, ob sie ihre Richtigkeit hat.

Daß Goethe bei Mendelssohn vorgesprochen hat, wird durch die Karschin bezeugt. Es wird erzählt, daß „der große Philosoph“ den Dichter nicht empfangen habe; man sucht diese Ungezogenheit Mendelssohns damit zu erklären, daß seine Eitelkeit, weil Goethe ihm nicht gleich zuerst einen Besuch machte, gekränkt worden sei, oder daß er als Freund Nicolais, mit dem Goethe ja seit dem Erscheinen der „Freuden des jungen Werther“ auf Kriegsfuß stand, keine Gemeinschaft mit dessen Gegner haben wollte. Allein die Karschin erwähnt diesen Besuch vollkommen unbefangen, jedenfalls hat sie nichts davon gewußt, daß Goethe eine solche Kränkung widerfahren sein sollte, und wenn sie nichts davon wußte, so kann man getrost annehmen, daß nichts an der Sache ist, denn ihrer Neugierde blieb schwerlich etwas verborgen. Möglicherweise war Mendelssohn in der That nicht zu Hause, als Goethe ihn aufsuchte; daraus ließe sich die Entstehung dieser Anekdote ebensowohl erklären, wie der Umstand, daß Goethe Mendelssohn gar nicht erwähnt, was er doch zweifellos gethan hätte, wenn er ihn traf, und kaum unterlassen haben dürfte, wenn Mendelssohn sich so thöricht benahm.

Die einzige Episode aus Goethes Aufenthalt in Berlin, über die wir genügend unterrichtet sind, ist sein Besuch bei der Karschin, und im Verkehr mit dieser Schwester in Apollo hat er seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltet. Ihre Beziehungen waren schon ziemlich alte, bereits im Jahre 1776 schreibt er an sie in einer Weise, die auf eine längere Korrespondenz schließen läßt, an der auch ihre Tochter, die damals noch an Hempel verheiratet war, teilnahm. In einem Brief an diese, von der Dichterei ihrer Mutter ebenfalls angesteckte Frau heißt es: „Ich hab Ihnen noch nicht geschrieben und schreibe Ihnen auch jetzt nichts als, daß ich den 11 September Abends zwischen 9 und 10 ganz auf einmal sehr lebhaft an Sie und Ihre Mutter gedacht habe.“ Es ist eigentlich zu bewundern, daß Goethe an der Karschin anscheinend wirklich Gefallen fand, ja daß er leichtsinnig genug war, ihr

einmal zu schreiben: „Machen Sie mir einmal ein Pack Impromptus zusammen, die Sie nicht mehr achten,“ denn man kann sich schwerlich ein unerquicklicheres Frauenzimmer vorstellen. Friedrichs II. Abneigung gegen die deutsche Litteratur wird einem fast verständlich, wenn man bedenkt, daß den seichten Reimereien der Karschin damals von Leuten, die sonst für verständig galten, eine gewisse Bedeutung beigelegt wurde. Es kann kaum etwas Erheiternderes geben als einen Vergleich der pomphaften, verhimmelnden Lebensbeschreibung der Karschin, verfaßt von ihrer Tochter, mit den Gedichten, die sich auf die erzählten und berührten Ereignisse beziehen. Die Jugendgeschichte der Karschin wird man schwerlich ohne Mitleid lesen, und solange das arme Wesen kümmerlich gekleidet, mangelhaft genährt und seufzend unter der schweren Last einer unglücklichen Ehe in kleinen polnischen Nestern umherlief, um auf Edelhöfen oder in Bürgerhäusern für ein paar Groschen und ein Stückchen Brot ihre Reimereien zum besten zu geben, verstummt die Kritik. Als sie aber durch den guten Baron Kottwitz nach Berlin verpflanzt worden war, und die Bewunderung von Leuten wie Ramler, Deutschlands Horaz, und Sulzer ihr den Kopf verdreht hatte, da begann sie unausstehlich zu werden, vor ihrer „Leier“ war nichts mehr sicher. Auch der treffliche Gleim hatte schuld daran, daß sie sich allen Ernstes für eine zweite Sappho zu halten begann; er hat sie immer aufs eifrigste unterstützt, aber als sie einst bei einer Mondscheinfahrt Miene machte, an dem alten Herrn einen Phaon zu gewinnen, da wurde es ihm doch etwas zu viel. Geradezu erschrecklich sind die Liebesgedichte des alternden Weibes, eine wirre Aufhäufung mythologischer Namen, die gelegentlich dem Reime zuliebe gründlich verhunzt werden, kühne Bilder, die nie recht auf die Situation passen und meistens sehr verzeichnet sind, dazu oft eine süßliche Sinnlichkeit.

Ihre Fähigkeit, Reime oder wenigstens etwas Ähnliches zu schmieden, war allerdings groß und ihre Lust daran noch größer; so schonte sie auch niemand von ihren Bekannten. Von den hier erwähnten hat sie außer Chodowiecki Spalding, Frisch, André angedichtet, um von Friedrich dem Großen zu schweigen. Auch Goethe wurde ihr Opfer:

am Göthe
zu Berlin Monttags
den 18 May 1778.

Schön gutten Morgen Herr Doctor göth
Euch hab ich gestern grüßen wollen
s ist wieders Weiber Etiket
ich hätts Von Euch erwartten sollen
daß Ihr Wie sich's gebührt und ziemt
mich aufgesucht und mich gegrüßet
Ihr aber seit gar Weltberühmt
s war möglich daß Ihrs bleiben ließet
Ihr seit des Herzogs Spiesgesell
Habt mehr zu thun und mehr zu schaffen
als mitt Euren Auge groß und hell
nach Einem altten Weib zu gaffen
Drum sprang ich über's Ceremoniel
hinweg mit Leichtmuth und mitt lachen
zog mir mein Sontags Kleidchen ann
und ging Euch meinen Knix zu machen
so tief ich immer kann
mit Dorfgebohrnen Knie
ich ging umsonst, Ihr wart
schon fort in aller frühe
zu Männern seiner Art
nun will ich's nicht mehr wagen
mein Geist Ein fixes Ding
sol gutten Morgen sagen
Dir Musendämmerling
Dir Secretair des Fürsten
der auff dem Parnaß Sizt
und wenn die Dichter dürsten
mit Wasser Sie besprüzt
aus einem Born der mächtig
und Wunderthättig ist
Er macht's daß du so prächtig
so stark imm Ausdruck bist
Daß dirs Vomm Munde fließet
Wie Honig den imm Wald
Ein Wandersmann genießet
den seine Kräfte bald
erschöpft sind wie die meinen
Jüngst sollt ich im Revier
des Pluto schon erscheinen
Ein Schiffer winkte mir
ich ward ihm noch entrißen
Durch des Apollon Gunst
wies nachzuzeichnen wißen
des Chodowicky Kunst,
ich solte dich noch sehen
geschieht es nicht bey mir
kanns beim Andrä geschehen
der ist ein Freund von Dir
Wies wenige nur giebet
Vonn Herzen schätzt er Dich
und bey dem allen liebet
Er dich nicht mehr als ich.

Natürlich ging Goethe daraufhin sofort zu ihr, und die Karschin schrieb sehr befriedigt einige Tage später an ihren alten Freund Gleim:

„Vor's erste wolt ich Ihnen gern erzählen daß Göthe hier war, Sie wißen's aber schon, ich hörtte Sein Hiersein als Er Vierundzwanzig Stunden zu Berlin war, denn

der Bruder Vom Fürsten von Deßau wohnt nicht weitt von mir in Einem bekannten Hause, ich ging Tags drauff in daß Logis der fremden Prinzen, ich wolte den Göth überfallen, Er war ausgegangen, und ich schrieb am andern Morgen wieder meine gewohnheit im halbdrolligen Thon an Ihm, Er kam, laßen Sie sich's meine Tochter sagen wie Er gekommen ist; uns gefiel er gut; Chodowiecky'n auch, aber die andern Herrn sind garnicht zufrieden mit ihm. Er machte keinem Dichter die Cour, ging nur bey Moses Mendelssohn bei Chodowiecky bei Mahler Frisch bei seinen Landsmann den Thonkünstler Andrä, und bey mich, hatte Sonntags schon kommen wollen, Andrä aber sagtte daß ich doch nicht zu finden wäre, schon in der Kirche sein möchtte, also blieb's, Er ist Eines Tages bey Einem Baron auffm Concert gewesen, und da hatt Ihm die ganze Versammlung sehr Stolz gefunden, weill Er nicht bückerling und handkuß Vertheiltte, man spricht daß Ihm der Kayser baronisieren wird, und daß Er alsdann Eine Gemahlin aus noblen Hause bekomt, ich frug ihn ob Er nicht auch das Vergnügen kosten wollte Vater zu sein; Er schien's nicht weitt von sich zu werfen, Er ist ein großer Kinderfreund und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß Er auch ein gutter Ehemann werden wird und sicherlich noch Ein rechtt gutter Mensch, ders einmahl bereuet was in seinen Werken etwan anstößig gewesen ist, Vielleicht kommt er bald mitt Seinen Herzog allein auff längere Zeit her, beim Abschied ließ er sich sowas verlautten, ich gab Ihm Ein Paar frische rosen und geschwind hub Er Einen Strohhalm vonn der Erde auf, band damit die rosen Zusammen und steckte Sie sich auff den Huth, Er liebt die freymüthigen offenherzigen leutte, und mag's gern haben wenn Er geliebt wird, daß gefällt Ihm besser als hohes lob, wieder Ein merkmahl Eines gutarttigen gemüths, Er scheint übrigens zum Hypochonder gebauet zu sein, ist kein Wunder, daß sind alle gutten Köpfe."

Die Tochter der Karschin schrieb an Gleim: „Möchte Göthe, den ich so lieb habe, doch nur einen sichtbaren Theil dieses nie genug zu preisenden Herzens meines Gleim's haben! Diesen Mangel verräth er noch bei aller seiner blendenden Größe und o! was könnte er sein wenn er wollte; der Schrankenlose Kopf! der Crösus Lucullus von dem feinsten Menschengefühl! Wenn Sie ihn hätten kommen sehen, unerwartet in unsre Thüre treten, mit den Augen meine Mutter suchend, mit seinen Augen ach! unaussprechlich reizend war die Cene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe. Aber es war noch etwas süßer in seinem Wesen als das, doch wer kann noch sagen was für Wesen? Das weiß ich, daß in seinen großen hellen Augen der ganze Göthe strahlte, nicht der flammende zugreifende, ungenügsame Göthe, der welcher Lotten Brot schneiden sah, der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb und Göthe stumm blieb bey Eintritt, beym Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erste Frage an ihn that. Ich hätte gar zu gern die Hand auf seine liebe Brust gelegt, ob nur sein Herz auch das geschlagen hätte, waß sein Seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft soviel Respect aus seinen Augen, daß ich mich kaum traute in seiner Umgebung zu bleiben. Ich mußte ein Paar Mal hinaus, lief aber geschwind wieder hinein, und da hört' ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wieder seine Gewohnheit in dreyen Theilen darauf, und ich fühlt es das ihr Name sein Ohr tränkte, und daß er gerne mehr von Ihnen gesprochen hätte, wenn bey einem Fest-Besuche die Reden nicht zur bloßen Cour wären. Bei Chodowiecky ist er zweimahl gewesen und zwar das letzte mahl mit dem Herzoge: die schönste Lobrede wer dieß hört für alle drey. Was ihm Chodowiecky unter allen seinen schönen Zeichnungen zuerst wies, war jener Barbier. Ich glaube der Mann will sich furchtbar machen, denn er zeigt dies Bild allen und jeden von dem er glaubt, daß ers beurtheilen kann." Die Karschin rühmte gegen Goethe ihre neugeborene Enkelin als Dichterin, er erkundigte sich nach dem Alter, und als ihm vierzehn Wochen angegeben wurden, sagte er: „So laßen sie dieselbe Dichterin sein bis sie sprechen kann", „war das wohl menschenfreundlich von dem Unart? so vom Parnaß herunter den armen Dichterinnen den Laufpaß zu geben?"

Als Goethe bei der Karschin war, lebte die Sappho noch in ziemlich dürftigen Umständen; von ihren Freunden war ein kleines Kapital für sie zusammengebracht, aber die Zinsen davon reichten bei ihrer fahrigen unordentlichen Lebensweise nicht aus. Das Kapital hatte man zum Glück so sicher gestellt, daß sie es nicht in die Hände bekam. Ihr steter Jammer war es, daß Friedrich der Große ihr die Pension von zweihundert Thalern jährlich, die er ihr angeblich versprochen hatte, nicht auszahlte. Später hat sich bekanntlich sein Nachfolger ihr gnädig gezeigt, und zum Dank pries sie ihn in allen Tonarten. Die Klenke schildert den großen Moment, wo Wöllner im Auftrage des Königs ihr in glänzender Versammlung mit einem „selbst ausgedachten Impromptü“ Mitteilung von dem Geschenk machte:

„Freu Dich, Deutschlands Dichterin
Freu Dich hoch in Deinem Sinn
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen Dir.“

Wenn es nicht Wöllner wäre, so könnte man glauben, der Verfasser dieses Impromptus habe eine blutige Verhöhnung der „Leier“ Sapphos beabsichtigt. Wenn die Karschin nicht dem Apollo und den Musen, Grazien oder ähnlichen Wesen Audienz erteilte, lief sie meist als Neuigkeitskrämerin in der Stadt herum. In ihrer Wirtschaft sah es von jeher bunt aus, es läßt tief blicken, daß Goethe in ihrem Musenheim Strohhalme vom Fußboden aufheben konnte.

Auf dem von der Karschin erwähnten Konzert machte Goethe die Bekanntschaft des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, bei dem sein Schwager Schlosser einst Geheimsekretär und Erzieher der Kinder gewesen war. Goethe schreibt von diesem Herzog in Wahrheit und Dichtung: „Der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich ist es, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Raths zu holen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: Si j'avais le malheur d'être né prince.“

Am 20. Mai, unmittelbar nach dem zweiten Besuch bei Chodowiecki, verließen die Reisenden Berlin und fuhren über Schönhausen nach Tegel, das damals neben Französisch-Buchholz einer der beliebtesten Ausflugspunkte in der Umgebung von Berlin gewesen sein muß; wie Burmann das letztere besang, so dichtete Schmidt von Werneuchen eine Idylle zum Ruhme Tegels. Bekanntlich spielt Tegel eine Rolle in der Walpurgisnacht im Faust. Es war dort ein Gärtnerjunge auf den Gedanken gekommen, ein Gespenst zu spielen, und führte seine Rolle mit anerkennenswertem Geschick längere Zeit durch, namentlich excellierte er in unheimlichen Geräuschen, in Jammern und Wehklagen. In Berlin waren Tausende von Menschen vollkommen überzeugt, daß es nicht mit rechten Dingen dort zugehe, und man bot zuletzt sogar die Geistlichkeit auf, bis der Attentäter endlich gefaßt wurde. Nicolai, der Aufklärer von Profession, mochte gegen den Humbug geeifert haben, so legt ihm, dem Proktophantasmisten, Goethe die Worte in den Mund:

Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab ich nicht am Wahn hinausgekehrt!
Und nie wird's rein; das ist doch unerhört!

Von Tegel ging es über Charlottenburg und Zehlendorf wieder nach Potsdam. Diesmal besah Goethe sicher das Schloß Sanssouci. Er schreibt später an Merk: „Dem alten Fritz bin ich recht nahe worden; da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papagayen, zerrissene Vorhänge und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.“ Daß Friedrich eine Vorliebe für Affen und Papageien gehabt habe, ist schwer glaublich; da Goethe im übrigen anscheinend von Friedrichs Einrichtung in Sanssouci redet, so darf man wohl annehmen, daß er die Affen und Papageien des Voltaire-Zimmers meint. Nach einer längeren Abwesenheit fand Voltaire nämlich sein Zimmer eigentümlich dekoriert, überall, an den Wänden, den Möbelstoffen u. s. w., zeigten sich Tiere, die Voltaires schlechte Eigenschaften versinnbildlichen sollten, außer den genannten Repräsentanten der Bosheit und Geschwätzigkeit finden wir Füchse als Sinnbild der Schlauheit, Eichhörnchen als Naschhaftigkeit u. s. w. Man

kann aber nicht umhin, einzugestehen, daß dies Zimmer trotz der Bosheit des Königs zu seinen reizendsten Rokokoschöpfungen gehört, besonders hübsch ist der Papierkorb, auf dessen Rand ein paar Affen sich gegenüber sitzen und sich gegenseitig ein Tau zu entreißen suchen. Die von Goethe erwähnte Bildergalerie liegt unmittelbar am Schloß, aber so versteckt, daß sehr wenig Besucher Potsdams sie entdecken. Es ist ein schöner Raum, der aber das Licht so ungünstig erhält, daß man Mühe hat, die Bilder einigermaßen zu erkennen. Friedrich war ein sehr eifriger Sammler von Gemälden und hat trotz seiner Sparsamkeit riesige Summen dafür hingegeben, leider ohne entsprechende Stücke zu bekommen. Von den Raphaels, Tizians, Guido Renis u. s. w., die er gekauft zu haben meinte, halten wenige die Probe; doch befinden sich im Hauptraume der Galerie einige hübsche Rubens und in einem Nebenraum gute Stücke von holländischen Kleinmeistern. Außer Sanssouci besah Goethe das recht interessante Stadtschloß, das von Friedrich Wilhelm I. gebaute Jagdschloß „Stern", die Garnisonkirche mit dem bekannten Glockenspiel und die Gewehrfabrik, ebenfalls Schöpfungen dieses Königs. In Potsdam verkehrte Goethe mit den Kapitäns von Langelais und Boulet, der letztere war damals ein Adjutant des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. und scheint ein großer Verehrer des Dichters gewesen zu sein; die erwähnte Madame Quintus ist wohl die Frau des bekannten Quintus Icilius.

Der Anblick einer Parade in Potsdam bildete den Abschluß der kriegerischen Pläne des Herzogs. Es mochte ihm in Berlin klar geworden sein, daß er in dem beginnenden Drama keine Rolle spielen konnte, er war zu jung, eine bedeutende Stellung auszufüllen, und als fürstlicher Schlachtenbummler mitzugehen, mochte ihm auch widerstreben. Gewiß ist Karl August mit einem Gefühl der Enttäuschung aus Berlin fortgegangen, aber es war eine heilsame Enttäuschung. Über Dessau, Wörlitz, Leipzig kehrten die Reisenden nach Weimar zurück. Wieland schrieb bald darauf: „Alle Lande wo sie gewesen sind, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat Bruder Wolf hübsch gemacht."

Goethe war indessen weniger befriedigt von der Fahrt; angeblich ließ er sich noch in späteren Jahren nicht gern daran erinnern und auch durch alle seine Bewunderung der Stadt Friedrichs weht ein trüber Hauch. Er muß auf eine ehrenvollere Aufnahme in Berlin gehofft haben, als sie ihm zu teil wurde. Und doch sollte ihm noch eine weit schmerzlichere Kunde von Berlin kommen, als Friedrich in seiner Schrift von der deutschen Litteratur Goethes Götz eine abscheuliche Nachahmung der schlechten Stücke Shakespeares nannte und sein Bedauern aussprach, daß ein Publikum mit größtem Beifallklatschen die Wiederholung solcher Plattheiten forderte. Es ist ein schöner Zug in Goethes Charakter, daß seine Liebe und Bewunderung für Friedrich unverändert blieb. Als er im zweiten Teil des Faust den Helden Ruhe und Befriedigung in der Arbeit für das Heil seiner Mitmenschen, in der Kultivierung des wüst liegenden Landes finden ließ, schwebte ihm Friedrichs Thätigkeit im Oder- und Netzebruch vor. Goethes Verhältnis zu Berlin und den Berlinern blieb lange Zeit ein gespanntes, es flogen öfters Grüße von der Ilm zur Spree, aber freundlich waren sie nicht. Erst als das Geschlecht gereift war, an dessen Wiege das Tedeum für den glücklich beendeten Siebenjährigen Krieg geklungen, da begann Berlin einzusehen, daß die durch Friedrichs Thaten ins Leben gerufene deutsche Dichtung in Goethe ihren Höhepunkt erreicht habe. Anfangs war es eine kleine Gemeinde, die den Goethekultus trieb, aber sie wuchs täglich und wird weiter wachsen, solange noch ein Funken geistigen Lebens in unserer Reichshauptstadt glüht.





Briefe eines Deutschen aus Paris.

Von

Erich Jung.

II. Im lateinischen Viertel.

Das lateinische Viertel kündigt sich schon von außen und auf den ersten Anblick als ein gelehrtes an; von der kleinen Brücke bis zur Eintrachtsbrücke, fast zwei Kilometer weit, ist die Mauer des linken Ufers der Seine besetzt von Bücherantiquaren, einer neben dem anderen. Auf den Quadern der Brüstung sind ihre Blechkästen festgemacht; frierend und schwatzend trippeln die Verkäufer und Verkäuferinnen von morgens bis abends davor auf und ab.

Von ganz teuren Werken bis zu Kästen voll Bücher, das Stück für einen Sou, alles ist zu haben. Ein Gang am Seineufer die Bücherkästen entlang kann eine gedrängte Übersicht der französischen Litteratur geben und giebt mancherlei zu spintisieren über Tagesgröße und ernste Größe, über Zeiterfolg und dauernde Wirkung eines Schriftwerkes.

Älter als siebzehntes Jahrhundert ist wenig; die alten Rabelais- oder Montaigne-Ausgaben werden fast mit Gold aufgewogen; sie kommen nicht hierher in den Ramsch. Ein ganz schöner Boccaccio, Florenz 1586, fiel mir in die Hände; wieviel Generationen schon mögen aus diesem pergamentgebundenen Quartband herzbefreiendes Lachen geschöpft haben. Ama adunque, come Salomone ti disse, e sarai amato, schlage ich gerade auf; kein übler Rat, in Paris, im Studentenviertel, um Fastnachtszeit.

Diese heitere boccacciohafte Anmut übrigens im Genießen und Sündigen, die das Quartier zur Schau trägt, die alte gaîté gauloise der Studenten, ist wirklich eine originelle Sache; sie steckt an, diese gemäßigte kultivierte und doch übermütige und frische Lustigkeit, wenn die jungen Leute so in langen Reihen, untergefaßt, jeder natürlich mit seiner Étudiante am Arm, singend, taktmäßig, durch die Straßen des Quartiers ziehen;

> en remontant, en remontant,
> le boulevard des étudiants,
> en remontant, en remontant,
> le boulevard St. Mich,

wie es eine Zeichnung von Steinlen in der diesjährigen Mittfastzeitung der Studenten unübertrefflich wiedergab.

Daß in einer so großen Stadt wie Paris Studentenviertel und Studentenleben seine Eigenart wahren konnte, ist merkwürdig genug und zeugt für den lebendigen Kern, für das wirkliche Temperament, das dahinter steckt. Aber die Menschen sind verschieden; wer als germanisches Gemüt sich einmal in die grünlichgelbe Flüssigkeit des Absynths versenkt hat, wer sich das Leben im Café einmal näher angesehen oder gar die Étudiante einmal morgens vor der Toilette unvorbereitet zu Gesicht bekommen hat, dem kommt die Verschiedenheit der Geschmäcker (Verzeihung für das Wort!) tief und erschreckend zu Bewußtsein.

Einem (schon oben erwähnten) Herrn Breton, der in den letzten Jahren auf deutschen Hochschulen studiert und ein kleines Buch über seine Eindrücke herausgegeben hat, fällt am deutschen Studentenleben, an Kneipe und Comment und was damit zusammenhängt,

besonders auf die Freude an der Regel, an der Formel, die minutiöse Ausbildung und Handhabung des Ceremoniells. Das ist zwar jedenfalls nur Wirkung des Gegensatzes, „das psychologische Gesetz des kompensatorischen Extrems“; der angeborene deutsche Individualismus will bewußte Gegenwirkung, bedarf der festen Regel, um nicht zu schrankenlos zu werden, um sich der Anforderungen der Gesamtheit bewußt zu bleiben; in Frankreich besorgt die Tyrannei des ça se fait, ça ne se fait pas das alles allein. Aber merkwürdig doch, unjugendlich ist die steife Feierlichkeit der Formen, wie sie in der deutschen Studentenschaft für den Gruß, für allen Verkehr, für die Kneipe sich ausbildet; das sicherste Kennzeichen alter Formen ist doch die Selbstverständlichkeit, die Leichtigkeit, und parvenumäßiger, daß man die Form als solche merkt, daß sie bewußt betont wird. An die Thatsache, daß die Engländer für ihren gesellschaftlichen Verkehr einen so strengen und formelhaften Codex anerkennen, pflegt man bei uns die freundvetterliche Bemerkung zu knüpfen, das hänge mit dem Bedürfnis zusammen, der angeborenen Barbarei genaue Fesseln anzulegen.

Herrn Breton, der im allgemeinen ganz wohlwollend und objektiv ist, leuchtet überhaupt, wie es scheint, die Poesie des deutschen Studentenlebens nicht so sehr ein. Der Kernpunkt dieser Poesie ist jedenfalls neben der trotzigen germanischen Waffenfreude das Unabhängigkeitsgefühl von gesellschaftlichen Rück- und Absichten, das „Frei ist der Bursch“. Carlyle drückt sich einmal so aus: „Der Bursch bemüht sich, in der stärksten Sprache, die ihm zu Gebote steht, zu sagen, seht, ich bin ein Gelehrter ohne Geld und ein freier Mann; der Oxforder und Cambridger Student dagegen sagt, seht, ich bin ein Gelehrter mit Geld und ein aufgeweckter Gentleman.“ Hat diese Unabhängigkeit von mammonistischen und sonstigen socialen Gesichtskreisverrenkungen, die Carlyle als der Grundzug des deutschen Studenten erschien, sich geändert, seit Deutschland satter geworden ist, weil Herr Breton gar nichts davon merkt; das bißchen Patentheit an Stelle der alten Rauhbeinigkeit wäre wohl dagegen nur ein sehr kleiner Gewinn.

Gegenüber dem Louvre, am Pont des arts, erheben sich die altersgrauen Mauern und die kleine Kuppel des Institut de France, wenn man will die eigentliche Krone des gelehrten Viertels; die Académie française hat hier ihr Heim.

Die Centralisation hat in politischen Dingen neben ihren Nachteilen gewiß auch große Vorzüge; auf geistigem, wissenschaftlichem wie künstlerischem, Gebiet ist sie jedenfalls vom Übel. Die Decentralisation der deutschen Wissenschaft bietet eine gewisse Gewähr für die Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit der Spekulation nach oben; ein Wolf oder ein Fichte, die mit ihrer Staatsgewalt in Zwistigkeiten geraten, finden nicht weit davon, hinter anderen Grenzpfählen ihre Stellung und ihre Zuhörerschaft wieder. Und zugleich bildet jene Vielheit gleichberechtigter Universitäten die Gewähr gegen eine andere und größere Gefahr; denn die Gefahr staatlicher



St. Etienne du Mont.

Behinderung der freien Forschung ist schließlich doch heutzutage gering — gegen die Gefahr zünftlerischer Verknöcherung und privilegialistischer Engherzigkeit, gegen die Gefahr des Erstarrens in Dogmen und Perückentümern, die für jeden theoretischen Beruf, nicht nur für Priester und Konfessionen, gegeben ist; jedes aus der Theorie einen Beruf machen birgt eine gewisse und ziemlich naheliegende Verführung zur Unehrlichkeit und damit zu allen anderen Lastern in sich, den Zwang, etwas sagen zu müssen über die Welt und was sich drinnen regt auch dann, wenn man gerade nichts weiß. Aber nur da, wo es eine herrschende Centrale giebt, deren Entscheidung unbedingt mode- und tonangebend ist, können die in jeder äußeren Organisation des Wissens liegenden Keime dogmatischer Abschließung zu voller Entfaltung gelangen; „jenes lebensfeindliche akademische Wesen, der seelenlose Scholasticismus, welcher von jeher in Paris heimisch war", wie der Rembrandtdeutsche sich ausdrückt. Wo es dagegen mehrere voneinander unabhängige Mittelpunkte des geistigen Lebens in einer Nation giebt, da findet das Neue immer noch ein Forum zu weiterer Appellation; die Tyrannei dessen, was man den goût nannte, vor dem Shakespeare ein Barbar war, weil er „gegen alle Regeln des Dramas verstößt", wie Friedrich der Große schreibt, kann sich nur da ausbilden, wo es einen anerkannten goût giebt.

Wie ausgesprochen, wie einheitlich auf allen Gebieten ist doch die Stammeseigenart, die Volkspersönlichkeit. Spricht sich nicht in der französischen Gartenkunst, die ungefähr zur gleichen Zeit mit der höchsten Blüte des goût in den Schöpfungen Lenôtres ihre Triumphe feierte, genau derselbe Geist aus: Freude am Zwang und an der Regel, ausgesprochene Feindschaft gegen die Natur, gegen alles, was für sich sein eigenes Leben leben will. Auch im heutigen Frankreich ließen sich wohl, im Examen- und Preisverteilungswesen, in gesellschaftlichen Formeln, in der Beengtheit im Gewohnten, der alles Fremde an sich schon, wie dem Chinesen in Rom, schlecht und barbarisch erscheint, solche Züge von Chinesentum noch beobachten. Übrigens wird nicht bestritten, daß ein solcher Lenôtrescher Garten für den heutigen Betrachter doch eine sehr feine künstlerische Wirkung haben kann; die Hauptsache ist aber dabei wohl der antiquarische Stimmungsreiz.

Und immer sind es die Engländer, die wieder zur Natur zurückführen; englische Gartenkunst nannte sich die Reaktion gegen den Lenôtreschen Stil; Shakespeare war das Banner der deutschen Revolution gegen den goût in der Litteratur; von England kam nach Herrn Muther auch für die Malerei der Anstoß der Rückkehr zur Natur und zur Gegenwart; aus England und Amerika kommt heute für das Kunstgewerbe eine neue Anregung, die praktische Anwendung der Semperschen Erkenntnis vom Wesen des Stils; daß die möglichst klare und dem Stoff gemäße Aussprache seines Bedürfnisses auch die schönste Gestalt des Hausrats ist; der Anstoß zur Beseitigung der im heutigen Kunstgewerbe so verbreiteten Unnatur antiquarisch-unlebendiger und lediglich dekorativer Nachahmung; ja, auch in dem Tanz der zwar nicht englischen, aber amerikanischen Loie Fuller, der heute Paris entzückt, könnte man eine Reaktion des Sinnes für natürliche Anmut gegenüber der Unnatur des Balletts sehen.

Der grüne palmengestickte Frack der Akademie wird auch in Frankreich gern verspottet; Daudet hat sich wahrscheinlich für immer die Reihen der vierzig Unsterblichen verschlossen, indem er über sie lachte; aber die Akademie wird deshalb nicht weniger ambitioniert. Zola bewirbt sich seit Jahren bei jeder Vakanz und immer vergeblich; in der diesjährigen studentischen Fastnachtszeitung, zu der die Berühmtheiten freiwillige Beiträge liefern, äußerte er sehr energisch seinen Groll darüber; es klang nicht gerade sehr stolz; die Institution ist jedenfalls auf den französischen Nationalcharakter und auf dessen, nach allen in- und ausländischen Zeugnissen beherrschenden Grundzug, die Eitelkeit, gut berechnet.

Der Grund, weshalb die Akademiker Zola nicht wollen, sollen seine Cynismen in sexueller Beziehung sein; die sind ja wohl in manchen Sachen ziemlich stark und breit; aber das Laster wird bei Zola immer mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit geschildert, sehr viel eher abschreckend als verführerisch; und es herrscht andererseits in allen seinen Sachen

ein so starker künstlerischer Ernst, der, wie mir scheint, gegenüber der Lascivität des Gegenstandes wohl ein genügendes ethisches Gegengewicht bildet; das spielende Kokettieren mit der Gemeinheit, wie es das moderne Konversationsstück liebt, ist sehr viel unsittlicher; das Nackte ist anständiger als das halb Ausgezogene. Guy de Maupassant ist bei aller Anmut oder vielleicht eben deswegen viel unsittlicher, und der hat doch nicht den Freibrief so souveräner Künstlerschaft, wie sie Zola, wenn er will, zu Gebote steht. Ein Roman wie l'Œuvre ist doch unzweifelhaft ein großartiges ergreifendes Kunstwerk; gerade er kommt einem an dieser Stelle besonders ins Gedächtnis, am Pont des arts, im Angesicht des dort so meisterhaft geschilderten Blicks auf die Cité, der dem armen Claude Lantier zum Verhängnis wird. Ein merkwürdiger Einzelzug an dieser brutalen Kraftnatur, wie der Rembrandtdeutsche sagt — Zola ist übrigens auch Italiener von Abkunft wie Napoleon, Gambetta —, sind die romantischen Neigungen, die er manchmal hat; der verwachsene Zaubergarten, der in der Schuld des Pastor Mouret eine so große Rolle spielt, liegt entschieden im romantischen Land und könnte ebensogut in der „mondbeglänzten Zaubernacht" einer Eichendorffschen oder Tieckschen Erzählung vorkommen? Ist nicht übrigens der Plan des Rougon-Maquart an sich, durch fünfundzwanzig oder wieviel Bände, eine recht pedantische Idee und mehr wissenschaftlich als künstlerisch, wie er ja überhaupt gern



La Tour de l'Horloge.

wissenschaftlich kommt; muß da nicht gegen Ende die Liebe und das eigentliche Feuer erlöschen?

Hier am Institut sind die Kästen der Antiquare am dichtesten und der Inhalt vornehmer; feine kleine Klassikerausgaben in

goldbedrucktem Kalbleder, meist aus der Zeit des ersten Kaiserreichs und der Restauration; wundervolle Molière-Ausgaben mit galanten Kupfern aus älterer Zeit, mit seinem prächtigen, nervös-lebendigen Poetengesicht im Titel.

Wie nimmt er sich im Foyer des Théâtre français — einem wunderbar vornehmen Raum übrigens, Weiß und Gold, brennende Holzstämme im Kamin, herrliche Marmorbüsten an den Wänden — so keck und genial und provozierend und bohémienmäßig aus, neben den vornehmen Tragödienmachern, die so satt und arriviert und staatlich subventioniert aussehen und sich sichtlich zur respectability rechnen.

J'aime mieux une vice commode,
Qu'une fatigante vertu,

sagt der brave Sosias in Molières Amphitryon zu seiner tugendhaften Ehefrau; wie Dantes furchtbare Inschrift über dem Eingang zur Hölle, so sollte dieses über dem Eingang zum Quartier latin oder vielleicht auf der Pforte von Paris überhaupt stehen. Im vergangenen Winter gab das Théâtre de la Renaissance den Amphitryon, mit den beiden Coquelins und Sarah Bernhardt. Das Stück ist wohl nicht allzu bekannt; Jupiter besucht in der Gestalt des thebanischen Feldherrn Amphitryon, während dieser im Felde liegt, dessen Gattin Alkmene, die ihn als ihren Gatten empfängt; kurz darauf kommt der arme Amphitryon zurück und merkt nach und nach, was inzwischen passiert ist; es giebt eine Reihe von Verwickelungen, auch der Diener des Amphitryon, Sosias, dessen Gestalt Merkur angenommen hat, ist doppelt, bis schließlich Jupiter unter Donner und Blitz die Sache aufklärt und die Geburt des Herkules ankündet. Der ältere Coquelin als Sosias ist ganz ausgezeichnet, von vollendeter Meisterschaft; so völlig einfach und doch von eindringlichster Wirkung; er mindert eher die Effekte, als daß er sie übertreibt; er wirkt nur durch wirklich künstlerische Mittel. Merkwürdig, daß Sarah Bernhardt die Courage hat, ihre Reklamekunst neben diese echte Kunst zu stellen. Überhaupt fehlt's ihr nicht an Unbefangenheit; sie wählt mit Vorliebe dieselben Rollen, in denen die Duse auftritt: Magda, Kameliendame; und doch ist der Niveauunterschied zwischen der wunderbaren, seelenerschütternden Leistung der Duse, von der man sagen könnte, wie Novalis von Shakespeare, ihre Kunst sei unergründlich wie die Natur selbst, und der Talmikunst der Sarah Bernhardt so groß etwa noch, meinem Gefühl nach wenigstens, wie das zwischen der letzten Schauspielerin einer kleinen Provinzbühne und der Sarah. Sie hat unzweifelhaft große Mittel, in Organ, in Geschmeidigkeit der Bewegungen und sonst; aber es fehlt einem immer doch etwas, an Wärme, an Leben; man hat das Gefühl, sie bringt es gerade so weit, wie man es mit bloß persönlicher Absicht, ohne Aufopferungsfähigkeit, ohne eigentliche Liebe zur Sache, mit der Absicht auf den Erfolg lediglich, nicht auf die Kunst, bringen kann.

Molière wird noch viel gespielt; er scheint überhaupt noch sehr lebendig zu sein in seiner Nation; man hört ihn oft citieren, in Zeitungen, modernen Büchern. Auch bei den Antiquaren am Seinequai ist er gesucht und verhältnismäßig selten.

Hier scheint entschieden der Jesuit Gresset einer der am raschesten wieder verkauften zu sein; obwohl die Geschichte von dem grünen Papagei, der die Nonnen zu Nevers mit seinen auf der Schiffsreise von den Schiffigen erlernten Matrosenausdrücken entsetzt, eigentlich ganz gelungen ist, wenn sie auch ein bißchen kürzer sein dürfte. Sehr häufig ist auch Crebillon, zeitweilig Voltaires begünstigter Rivale in der Gunst der Pompadour, den zu lesen übrigens niemand gesetzlich gezwungen werden kann.

Über Gresset hat Voltaire einen Witz gemacht, der seitdem sehr oft wieder gemacht worden ist, weil er mit kleiner Änderung sehr oft paßt, der so zu sagen zum eisernen Bestand der gebildeten Menschheit an Witzen, der ja nicht so übermäßig groß ist, gehört:

Gresset, doué du double privilège,
D'être au collège un bel esprit mondain
Et dans le monde un homme de collège.

Ziemlich viel und zum Teil in sehr schönen alten Ausgaben ist Herr von Montesquieu vertreten. Man hat den Geist der Gesetze ja auch einmal pflichtmäßig gelesen; von ein paar Seiten Ihering hat man unzweifelhaft mehr. Es kommt einem so vor, als ob es ihm mehr darum zu thun wäre, daß etwas

gesagt wird, das geistreich und elegant klingt, als darum, etwas zu erkennen.

Es ist viel gedruckt worden hier, seit die drei Gesellen Ulrich Gering, dem man in der Bibliothek Ste. Geneviève sogar eine Marmorbüste errichtet hat, Michel Freiburger und Martin Krantz die Franzosen das Drucken lehrten und im Jahre 1470 in der Sorbonne das erste gedruckte Pariser Buch, Casparin de Bergame, epistolarum liber, erscheinen ließen. Mais vous, Gualches, was habt denn Ihr erfunden? rief Voltaire einmal in schlechter Laune.

Das Institut liegt an der äußersten westlichen Peripherie des Quartier latin; etwas weiter östlich, um Sorbonne, Collège de France, École de Médecine, liegt der Mittelpunkt des eigentlichen Studentenviertels.

Die alten Straßen und Häuser sind hier vielfach verschwunden; große, breite Straßen, wie Boulevard St. Michel, Boulevard St. Germain sind durch die alten Quartiere gebrochen; nur einige Partien, die Teile zwischen dem Boulevard St. Germain und dem Seineufer, der Berg der heiligen Genoveva nach St. Etienne du Mont hinauf, die alte Rue St. Jacques, die vom Seineufer nach dem Berg zwischen der Sorbonne, von der noch ganz alte Teile stehen, und dem Collège de France steil hinaufführt, haben noch den alten Charakter bewahrt; dunkle, enge Gassen, hohe Giebel in quetschender Enge gedrängt, kleine Spelunken und höchst unmodern unhygienische Gerüche bringen einem hier, im Gegensatz zu den alten Quartieren im Osten, im marais, die ärmeren Teile der mittelalterlichen Stadt vor Augen.



J. B. P. Molière.

Hier, an der Rue St. Jacques, liegt, ganz versteckt unter himmelhohen alten Häusern, von engen, schmutzigen Gäßchen umgeben, die alte rauchgeschwärzte gotische Kirche St. Severin; der Bau hat gerade nichts besonders Hervorragendes, aber das Ganze in seiner Umgebung ist von ausgesprochenem

Stimmungsreiz. Der heilige Severinus scheint besonders hilfreich in Examensnöten zu sein; die Wände sind bedeckt mit kleinen weißen Marmortäfelchen mit Goldinschrift, auf denen Bacheliers, Licenciés en droit, St. Cyriens ex voto ihren Dank abstatten für erfolgreiche Hilfe im Examen, aus allerneuester Zeit; aber die Namen sind nirgends ausgeschrieben, sondern nur durch Anfangsbuchstaben angedeutet; vielleicht gilt es doch nicht für loyal gegen die Mitkonkurrenten im Examen, sich derartiger überirdischer Beistände zu bedienen; oder auch Typus des dévot honteux.

Man scheint also auch zu beten im Quartier; nun, man hat ja allerdings auch so manches abzubüßen.

Am Ende des Boulevard St. Michel liegt das Tanzlokal von Bullier, früher Closerie des Lilas; hier sind die Gärten der Venus; hier wird der Cancan zwar nicht am feinsten, aber vielleicht am temperamentvollsten, noch einigermaßen mit Lust an der Sache, getanzt, von der Étudiante.

Das „bâteau de fleurs de l'Europe“ nannte Ernst Daudet Paris kürzlich im Figaro ganz stolz; aber die Sünde ist auch wirklich hier anmutiger und liebenswürdiger als anderswo, als bei uns. Vielleicht liegt es zum Teil an der größeren Ungeschicktheit des Germanen in der Kunst, den Schein zu wahren; aber der Germane wird vielleicht überhaupt leichter roh im Genuß; darum sagt ihm auch sein Prophet: Genießen macht gemein. Dieses vollkommen Sichgehenlassen, die unbefangene Art des Franzosen in allen jenen Beziehungen ist jedenfalls menschlich angenehmer als die Heuchelei, die sich anderswo, wo sich die Natur doch auch nicht unterdrücken läßt, dabei leicht ausbildet; als das, was man cant nennt, was hier gänzlich fehlt.

Wohl ist es auch nicht die stolze heidnische Unbekümmertheit der römischen Elegien oder hafisischer Daseinsfreude; dazu hat es wieder zu viel Raffiniertes, Absichtliches, die Gauloiserie, wie man es nennt. Es scheint wirklich etwas specifisch Gallisches zu sein; jedenfalls ist es ein althistorischer nationaler Zug. In Zolas L'Œuvre verteidigt der Schriftsteller Sandoz mit Heftigkeit und Überzeugung sein, d. h. Zolas Princip, alles, was natürlich ist, in den Kreis der Darstellung zu ziehen; alles, was ist; la vie enfin, la vie totale, qui va d'un bout de l'animalité à l'autre, sans haut ni sans bas, sans beauté ni laideur. Und denselben Gedanken, den man vielleicht versucht wäre, für ganz modern, Nietzschescher Herkunft, zu halten, führt schon Montaigne (Essays III, 5), indem er dem Natürlichen sein Recht zu vindizieren sucht, in ganz ähnlicher Weise aus.

Auch ihre Comédie française hat die Stadt auf dem linken Ufer; zweites Théâtre français nennt sich das Odeontheater. Es ist das nun in Wirklichkeit zwar lange nicht; aber das Théâtre français ist, auch trotz Sarah Bernhardt und Théâtre de la Renaissance und dem Abfall des Herrn Coquelin, noch die erste Bühne von Paris; auch was unter diesem Niveau steht, kann noch recht erträglich sein. Man gab im vergangenen Winter eine Reihenfolge von klassischen Lustspielen, mit einleitenden Vorträgen bekannter Akademiker, der Herren Francisque Sarcey, notre conférencier national, Octave Larroumet. Larroumet leitete eine sehr gute Vorstellung der Hochzeit des Figaro ein und erzählte manches Interessante; als Beaumarchais' historisch gewordenes Stück auf eben dieser Bühne zum erstenmal gegeben wurde, wurden drei Personen erdrückt, so war der Andrang; Beaumarchais habe die Benutzung der Presse und die Reklame ausgezeichnet verstanden; unter allgemeiner Zustimmung meint weiter Herr Larroumet, wenn der Graf nach der Hochzeit käme, würde er Susannchen nicht mehr so spröde finden; gelungenes Volk, die Gallier; ohne diese glückliche Aussicht, daß es doch noch etwas giebt, wäre offenbar der poetischen Gerechtigkeit nicht Genüge gethan. Die große politische Wirkung des Stückes kann man heute eigentlich nicht mehr recht begreifen; es spielt doch nur; es nimmt es doch eigentlich mit nichts ernst. Wenn Johannes Scherr einmal sagt, niemals habe es eine richtigere Definition des Adels gegeben als diejenige Figaros, so ist das doch nur eine Phrase und zwar eine unwahre; der Mensch ist doch noch ein viel differenzierteres Geschöpf als selbst die edelsten Tiere, als Pferde und Hunde, und doch legt man selbst bei diesen den größten Wert auf

die Abstammung. Als Lustspiel ist Figaros Hochzeit für meinen Geschmack ausgezeichnet; dieser witzsprühende Dialog, die gedrängte Komik der Situationen, die Persönlichkeit dieses Figaro; man kann auf einsamer Klause, bei bloßer Lektüre Thränen darüber lachen. Übrigens ist der erfolgreiche Lügner, der vielgewandte Odysseus, der sich immer glücklich durchschwindelt, ein sehr beliebter Typus im französischen Lustspiel: Molières Scapin, Corneilles Menteur, Figaro, und gewiß noch vielfach anderwärts.



Notredame.

Die Franzosen haben bekanntermaßen eine vorzügliche Komödie, während die unsere vielleicht der relativ schwächste Teil unserer Litteratur ist; man hat über die Ursachen nachgedacht und dieselben darin sehen wollen, daß das, was man die Gesellschaft nennt, der eigentliche Gegenstand der modernen Komödie, bei uns wenig ausgebildet ist; was, nämlich diese mindere Ausbildung der gesellschaftlichen Formel, des Kastenzusammenhangs, wohl an sich richtig ist und im germanischen Mangel an Form sowohl wie im germanischen Individualismus eine naheliegende Erklärung fände. Die Thatsache der Überlegenheit ihrer Komödie bleibt wohl unbestreitbar; ebenso unbestreitbar, wie daß die Franzosen dem ganz Großen in der modernen Litteratur, Shakespeare, Goethe, Cervantes, nichts an die Seite zu setzen haben.

Eine Tragödie von Racine oder Corneille, und gespielt wie hier im Théâtre français, ist ja unstreitig ein sehr würdiger Zeitvertreib; es geht ein Zug von Größe und Einfachheit durch, von Anmut und Würde, und es fehlt ihm nicht eine geschlossene runde Wirkung, die Katharsis des Dramas. Aber wie noch kürzlich ein, wie mir gesagt wurde, bekannter französischer Litteraturkenner — wenn ich mich recht erinnere, in einer Einleitung zu einer französischen Ausgabe entweder des Faust oder der Wagnerschen Dramen — Racine über alle anderen Größen der europäischen Litteratur stellen konnte, bleibt einem germanischen Gemüt einfach unbegreiflich; wo findet man da eine Stelle, die einem wirklich etwas giebt, die man lesen möchte, wenn es einem dumpf ums Herz ist, die einem etwas erleben läßt, die einem, halbwegs wenigstens und im Gleich-

nis, ersetzt, was durchgelebt und innerlich erfahren zu haben zu einer runden Persönlichkeit notwendig ist und was doch Naturanlage und Verhältnisse dem Einzelschicksal oft versagen. Der goût, der die Litteratur mehr als einen geistreichen Zeitvertreib, mehr als ein Spiel der Gewandtheit und des Esprits auffaßte, denn als das tägliche Brot der Seele, scheint immer noch nicht ganz tot zu sein; obgleich Carlyle einmal meint, daß sein letzter Herrschaftsakt der Brief Friedrichs des Großen über die deutsche Litteratur gewesen sei.

In der Vorrede zum Menteur giebt Corneille ganz naiv die Beweggründe an, die ihn zur Abfassung dieses Stückes veranlaßt haben; er will seinen Feinden, die glauben, er könne nur auf dem hohen Kothurn einhergehen, zeigen, daß er auch im Soccus sich zu bewegen weiß; er will „die Wünsche vieler anderer befriedigen", „denjenigen genugthun", die sich solches nicht von ihm erwarten; pour contenter les souhaits de beaucoup d'autres qui, suivant l'humeur des François, aiment le changement; es handelt sich darum, das Können, die Beherrschung der Mittel und Regeln, zu zeigen; Voltaire faßte den Plan zur Rome sauvée lediglich deshalb, weil Crebillons Catilina denselben Stoff behandelte und er diesen ausstechen wollte (Carlyle, Friedrich der Große). Es leuchtet ein, daß diese Art der Zeugung sehr verschieden ist etwa von der Art und Weise, wie das Buch von den Leiden des jungen Werther entstanden ist.

Auf dem linken Ufer und auf der Insel stand das alte Lutetia und stand noch der Kern der mittelalterlichen Stadt; von jenem steht nicht mehr viel, außer den malerischen Resten der Thermen des Kaiserpalastes und den sogenannten arènes de Lutèce, die stark restauriert aussehen; aber das mittelalterliche Paris hat hier seine herrlichsten Denkmale hinterlassen; auf der Cité und auf dem linken Ufer stehen die Kleinode der Gotik, die heilige Kapelle, Notredame, das Hotel Cluny; der schönste altertümliche Prospekt, den Paris bietet, ist vielleicht der Blick auf das Nordufer der Cité, auf den Uhrturm, die anstoßenden Teile des Justizpalastes und die heilige Kapelle.

Wer in Paris das Bedürfnis hat, einmal allein zu sein, dem Gewimmel zu entrinnen, der kommt am raschesten zu seinem Zweck, wenn er auf den Turm von Notredame steigt; er wird im tiefsten Wald nicht ungestörter allein sein.

Nur das Fabelgetier auf den Brüstungen glotzt einen stumpfsinnig an; verzerrte Menschengesichter, Füchse mit Geierschnäbeln, Vögel mit Rüsseln, abenteuerlichste Kombinationen;

Verbräunt Gestein, bemobert, widrig,
Spitzbögig, schnörkelhaftest, niedrig.

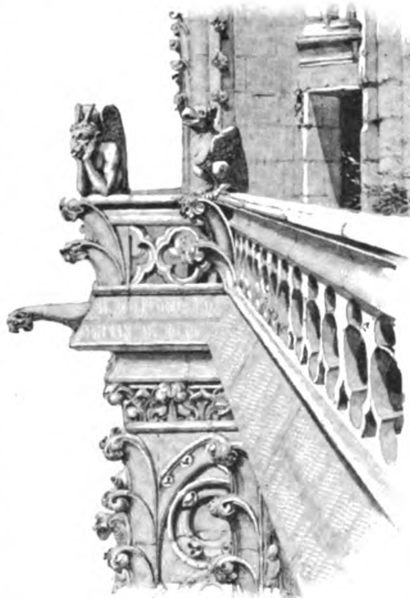
Wie das greulich unheimliche Höllengetier auf Breughelschen Versuchungen des heiligen Antonius, so sitzen sie um einen herum, auf gleicher Höhe, überlebensgroß, und schauen; apage, Satanas! Oder wenigstens, da unten liegt Paris, komm denn in schönerer Gestalt. Oder zeig dich gefällig, wie dein hinkender Vetter Asmodeus einem anderen fahrenden Schüler auf dem Turm von San Salvador in Madrid, und hebe die Dächer ab und laß schauen, was darunter vorgeht.

Lesage verlegt die Erzählungen seines hinkenden Teufels nach Spanien. Es gab eine Zeit, in der die französische Litteratur sich sehr an die spanische anlehnte und die fruchtbarsten Anregungen von ihr empfing. Ne rougissons point, d'être venus tard dans tous les genres, sagt Voltaire in der Vorrede zum Menteur von Corneille, als er erwähnt, daß die Fabel desselben spanischen Ursprungs ist. Aber Lesages durch sein spanisches Vorbild veranlaßtes spanisches Gewand ist nur äußerlich; er selbst hat seine Beobachtungen aus der Vogelperspektive gewiß von keinem anderen Turm in der Christenheit gemacht als von dem Turm von Notredame in der alten Stadt Paris.

Da unten liegt es, weit, unermeßlich; ein grauer Dunst liegt über dem Ganzen und in den Tiefen wallt der Nebel und windet sich zwischen Türmen und Kuppeln und Schloten und hebt und zieht sich und kann es doch nicht ganz bedecken, verschlingen, das große Babel; fluctuat nec mergitur.

Ich kenne keine Abbildung, wie die nächste Umgebung der Notredame früher aussah; aber jedenfalls ist die heutige, abgesehen von der Wasserseite, wo man von jenseits einen herrlichen Blick auf den Ostchor hat, durchaus nicht vorteilhaft für dieses wunderbare

Kunstwerk. Mächtige moderne Häuserblöcke, Mietshäuser, das Hotel Dieu umfassen die angrenzenden Straßen und den weiten Platz; die Kirche selbst steht frei. Das Menschenwerk kann aber nur groß erscheinen — und räumliche Wucht ist etwas sehr Wesentliches bei einem Bauwerk — durch die Wirkung des Gegensatzes; mit der Höhe des Himmels kann man nicht konkurrieren — die im Freien, auf Bergeshöhen aufgestellten Denkmale bezeugen das alle —, aber mit zum Vergleich hingestellten menschlichen Maßen. Und darum ist es ein genialer Gedanke der mittelalterlichen Baumeister — mögen sie auch nicht in bewußter Absicht, sondern lediglich durch das Bedürfnis und die Erfordernisse der Raumausnutzung dazu gelangt sein —, daß sie an die Seiten und selbst an die Fronten ihrer Dome kleine Häuschen, Läden anbauten, neben deren kleinen gedrückten Verhältnissen dann die Masse der Kirche und die Höhe des Turmes viel größer und mächtiger erscheint, als sie ihren absoluten Maßen nach sind; Beispiele etwa die Nordseite des Mainzer Domes, die Heilige-Geist-kirche in Heidelberg. Es ist auch im Gedanken so schön, dieses kleine Gewinkel von Bürgernahrungsgraus, welches sich an das zum Himmel hinan weisende Haus des Herrn annistet, wie die Schwalbe an das Dach des Menschen; wie alles Vergängliche sich von dem Grunde des Ewigen abhebt. Vielleicht wird eine spätere Zeit die Barbarei, die man, sogar im Namen der Kunst, verübt hat und noch verübt, indem man die großen Dome mit Mühe und Kosten freilegt, einmal wieder gut machen, indem sie die Freilegung wieder zubaut. Wieviele Kunstbarbarei wird im Namen der Kunst verübt, vielleicht ebensoviele im ganzen, als durch Krieg und Gewaltthat; noch in diesem Jahrhundert, und zwar zu einer Zeit, wo man sich auf seine Pietät gegen die Vergangenheit etwas einbildete, wurden aus der Frauenkirche in München, aus dem Mainzer Dom Grabmäler und geschnitzte Kanzeln herausgerissen, ja auch an dem äußeren Bau dekorative Teile aus früheren Jahrhunderten entfernt, um der Stilreinheit willen, d. h. dessen, was man nach irgend einem Schema gerade darunter verstand.



Galerie et monstres.

Ganz in der Nähe der Notredame liegt eine kleine Weinkneipe, zu den Bergen der Auvergne; zwar ist es nicht gerade besonders fein da und auch nicht besonders reinlich; wie im allgemeinen der Reinlichkeitskomfort in Paris wenig ausgebildet ist, für eine so alte und vornehme Stadt sogar sehr wenig; überhaupt, wenn der Seifenverbrauch wirklich der richtige Kulturmesser ist, dann kann schon gar kein Streit sein; aber es giebt da, nämlich in der kleinen Weinkneipe zu den Bergen der Auvergne, einen vortrefflichen Chambertin.

Der Hang zur Einsamkeit und zum Trunk, die germanischen Eigenschaften, sagt Herr Taine ebenso liebenswürdig wie treffend; stimmt, wie es scheint. Jetzt gerade; wir wollen nicht besser sein als unser Ruf; es lebe das lateinische Viertel.





Roderich Löhr.

Roman

von

Ernst Eckstein.

IV.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war am vierten Dezember, abends halb neun. Die Straßen im Mittelpunkte der Stadt waren noch überall stark belebt; denn das Weihnachtsgeschäft stand schon im vollsten Flore. Keines der glänzenden Magazine am Kornmarkt, in der Gohliser Straße, am Postplatz und am Johannisweg schloß vor halb zehn.

Auf der Westseite des Kornmarkts, wo ein breiter Asphaltsteig an den besuchtesten Läden vorbeiführte, ging Konrad Storm, den dunklen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, voll Ungeduld auf und ab. Jedesmal, wenn er die goldletterngeschmückte Glasthür des Hauses C. G. Winckelmann Söhne erreicht hatte, blieb er einen Augenblick stehen, lugte hindurch und schritt dann verdrießlich weiter. Marianne Simonis, die in den Werkstätten der Firma als eine der besten Arbeiterinnen beschäftigt war, mußte jetzt in den Abendstunden als Verkäuferin mithelfen. Das vorhandene Personal reichte nicht aus: denn gerade zwischen sieben und neun kauften die Frauen des Mittelstandes, die des Tags über keine Zeit hatten. Konrad Storm wollte das Mädchen abholen. Aber da drinnen machten sie immer noch keine Anstalten, die Bude zu schließen. Marianne war überhaupt kaum zu sehen. Ganz dahinten, von der Säule beinahe verdeckt, regte sie sich im Verkehr mit immer erneuten Gruppen von Kauflustigen.

Beim viertenmal kam Konrad Storm gerade dazu, wie sich Marianne mit einer ältlichen Dame, die offenbar nicht fand, was sie suchte, mehr nach dem Vordergrunde des Magazins begab und dort auf der eisernen Wendeltreppe in das obere Geschoß stieg. Er hatte den Eindruck, als ob das sonst so frische und lebensfrohe Gesicht Mariannens etwas umwölkt sei, trotz der lächelnden Höflichkeit, mit der sie die unzufriedene Kundin vor sich her komplimentierte.

Bei dieser Wahrnehmung fühlte er einen seltsamen Druck. Voll heimlichen Unbehagens setzte er seine Wanderung über den menschenbelebten Asphaltsteig fort.

Konrad Storm hatte ein etwas unklares Gewissen. Er kam aus der Henneberg-

straße, wo er von eins bis drei mit der schönen Eva gemalt und geplaudert, und schließlich gespeist hatte. Das war heute die achte Lektion gewesen. Die Stunden in dem eigens für diesen Zweck hergerichteten Atelier glichen für den leicht empfänglichen Künstler einem phantastischen Rausche. Sein Schönheitsgefühl, sein lebendiger Sinn für das Anmutige, Graziös-Vornehme feierte in dem Beisammensein mit der reizenden Schülerin förmliche Orgien. Und Eva Löhr hatte wirklich Talent. Konrad Storm wenigstens schwur darauf. Er war hingerissen, wenn er so dicht neben ihr stand und ihr links an der rosigen Wange vorbei über die Schulter sah, während ihr Pinsel mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit über das Blatt hüpfte. Es lag etwas Originelles in ihrer Art, oft das Schwerste am raschesten zu bewältigen. Mitunter ging ja die Sache auch schief. Hier und da kamen sogar Effekte heraus, die ihr selber grotesk und abenteuerlich dünkten. Im großen und ganzen aber hatte er Ursache, auf diese Eva Löhr stolz zu sein. Freilich, er wußte nicht, daß sie schon vier oder fünf Jahre lang fleißig aquarelliert hatte. Sie that ihm gegenüber, als sei sie vollständig Anfängerin ...

Und wie liebenswürdig sie war und wie rücksichtsvoll! Ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß war neben der Staffelei, vor der sie selbst schaffte, eine zweite für ihn aufgestellt worden; denn es gab ja doch während der langen zwei Stunden nicht fortwährend etwas zu bessern und zu erklären. Konrad Storm sollte sich unter keiner Bedingung langweilen, sondern so unter der Hand irgend was Hübsches fördern; zumal ja auch sie den größten Gewinn davon hatte, wenn sie ihm da und dort bei seiner Arbeit zuschauen, seine Technik belauschen, seine Gestaltung schrittweise verfolgen konnte. Er steckte noch immer in seinen fünfzigmal variierten Gleitzbach-Motiven und wählte daher ein Stück Wasser mit stürmisch bewegtem Riedgras bei Abendbeleuchtung. Eva stellte sich wie verzückt und schwärmte augenverdrehend für seine unwahrscheinlichsten Farben-Excesse. Und was sie dann sprach, und wie sie es sagte, ja der bloße Klang ihrer Stimme wirkte auf Konrad wie das Lied einer Lorelei. Er suchte sich selber zu täuschen. Er schwatzte sich vor, das süß-schauernde Wonnegefühl, das er in ihrer Nähe empfand, sei lediglich auf Rechnung künstlerischer Wahlverwandtschaft zu setzen. Es gab jedoch bereits Augenblicke, in denen er fühlte, daß etwas anderes, Unüberwindlicheres mit ihm spielte. Daheim in der Einsamkeit seiner Werkstatt empfand er mitunter eine plötzliche Sehnsucht, so heiß und so jäh, daß es ihm fast unmöglich schien, das Wiedersehen mit Eva bis zu der nächsten Lektion hinauszuschieben. Einmal sogar hatte er sein längst schon verabredetes Stelldichein mit Marianne versäumt, nur der unerwarteten Einladung Evas wegen, die ihn zum Abendessen en petit comité dort behielt. Das hatte dann später mit dem erzürnten Mädchen einen unwirschen Auftritt gegeben. Marianne, die sonst so bescheiden und mild war, ließ sich dergleichen durchaus nicht bieten. Wenn die Gesellschaft der albernen Geldprotzen in der Hennebergstraße ihm lieber war als die ihre, dann brauchte er's nur ganz offen zu sagen. Sie, Marianne, würde sich ihm gewiß nicht aufdrängen.

Auch heute war die Versuchung lockend genug an ihn hergetreten. Die Löhrs erwarteten zum Souper einige sehr interessante Persönlichkeiten; darunter den geistreichen Grafen Jellinsky, die gefeierte Hofopernsängerin Krasa und einen jungen Dramatiker, dessen Schauspiel Salambo im Hoftheater jetzt volle Häuser machte. Eva war hinreißend schön gewesen, als sie zu Storm sagte: „Nicht wahr, Sie bleiben?“ Ums Haar hätte er wieder Ja gesagt. Aber da fiel ihm der unheimlich-trotzige Blick ein, mit dem ihn Marianne Simonis nach jener ersten Wortbrüchigkeit empfangen hatte. So lehnte er dankend ab: er sei für den Abend bereits vergeben. „Das thut mir ja leid!“ hatte dann Eva gesagt und eigentümlich gelächelt. Bei diesem Lächeln hatte er seine Absage halb schon bereut. Und — was half hier der Selbstbetrug? — er bereute sie noch! Und zwar mit jeder Sekunde mehr! Es wurde heut, wie es schien, außergewöhnlich spät; er tappte hier in der kalten Dezembernacht einsam über das langweilige Trottoir, um nachher vielleicht wieder Vorwürfe zu ernten, oder doch besten Falls eine halbe Stunde lang mit Marianne über

Dinge zu plaudern, die schon zwanzigmal durchgesprochen und nach allen Richtungen hin erörtert waren ... Und dort bei Löhrs unterhielt man sich königlich! Er malte sich aus, wie das sein würde ... wie zum Beispiel jetzt Herr von Sülfingen, den er da neulich kennen gelernt, und der ja natürlich mit von der Partie war, im Anblick der unvergleichlichen jungen Frau schwelgen würde.

Konrad Storm erreichte jetzt wieder die Glasthür. Noch alles beim alten. Nur Marianne stand ein paar Schritte weiter nach vorn, so daß ihre ebenmäßige volle Gestalt nicht mehr von der Säule verdeckt wurde. Sie schrieb am Ladentisch einen Zettel, den sie der Käuferin dann mitsamt ihrer Ware behändigte. Das volle, tiefschwarze Haar des blühenden Mädchens glänzte und gleißte unter dem Silberschein der elektrischen Lampe wie aus Metall gesponnen. Sie war so hübsch und so gut, und wirklich das Urbild kerniger Frische und Jugendkraft. Und sie hatte sein Wort, und trug am Goldfinger der linken Hand seinen Verlobungsring! Weiß Gott, es war doch ein wenig stark, daß er sich angesichts dieses treuen Geschöpfs, das ihn so heiß liebte, nach dem Prunk der Löhrschen Salons und dem Gespräch einer verheirateten Frau sehnte, die ja doch niemals daran dachte, noch denken konnte ...

Pah, Unsinn! Er, als Künstler, hatte das Recht, überall in der Welt offene Augen zu haben! Wenn er die schöne Eva noch so leidenschaftlich bewunderte, so that dies doch dem eigentlichen Gefühl seines Herzens keinerlei Abbruch. Er spürte jetzt deutlich, wie's von dem lieben Gesicht da drinnen warm und wärmer über ihn herströmte; wie er sich innig auf die Begegnung freute, die ihm noch eben so farblos und so alltäglich gedünkt hatte. Beruhigt ging er weiter.

Als er zum vierzehntenmal die Strecke von der Gohliser Straße nach dem Brauweg herunter kam, sah er, wie sich die Lichtfläche vor den Spiegelscheiben des Putzgeschäftes langsam verkürzte. Man ließ die eisernen Rollläden nieder. Kurz danach erloschen die Lampen, bis auf eine über dem Zahltisch. Und nun quoll aus der niedrigen Seitenthür ein kleines Heer junger Mädchen hervor, sechs, acht, zwölf, alle sehr modisch gekleidet, plaudernd und scherzend, die Mehrzahl mit großen Paketen im Arm, etliche gleich beim Heraustreten von einem Bruder oder Verehrer freundschaftlich in Empfang genommen.

Marianne Simonis war eine der letzten. Konrad Storm trat auf sie zu und bot ihr herzlich die Hand.

„Guten Abend, Marianne!“

„Guten Abend!“ gab sie zurück, ohne ihn anzusehen.

„Willst du dich einhängen?“

„Ach, wozu? Hier bei den vielen Menschen! Man kommt besser vorwärts, wenn man allein geht.“

„Was hast du nur, Kind? Du bist ja so kurz angebunden.“

„Ich wüßte nicht ... Nur, daß ich müde bin. Das lange Stehen hinter dem Ladentisch ...“

„Ja, ja! Das läßt sich ja denken. Du siehst wirklich etwas abgespannt aus.“

„Wenn ich dir nicht mehr gefalle ...“

„Na, na, na! Was fährst du mir denn so rauh über den Mund? Wahrhaftig, du bist kurios heute! Soll ich vielleicht wieder gehn?“

„Ganz, wie du willst.“

„Marianne,“ hub Konrad nach einer Pause an, „wär es nicht doch gescheiter, wir wären ein bißchen nett zueinander? Gerade, wo du den Tag über dich hast quälen müssen.“

„Ob ich nett zu dir bin oder nicht, das ist dir ja doch im Grunde so gleichgültig ...“

Konrad Storm zuckte die Achseln. Eine Minute lang gingen die beiden wortlos nebeneinander her. Dann plötzlich stehen bleibend, faßte er sie liebevoll bei der Hand und fragte, als sei nichts vorgefallen: „Wo soll's denn hingehn?“

„Nach Hause,“ versetzte sie kurz.

„Ich dächte, wir blieben doch erst noch ein Weilchen beisammen. Wirklich, Marianne, jetzt laß mal die Launen und sei ein vernünftiges Mädchen! Ich weiß ja gar nicht, wie ich mir vorkomme! Hast du zu Nacht gegessen?“

„Ja. Im Geschäft.“

„O, das kenn ich! Die reine Hetzjagd! Um so eher gönnst du dir jetzt ein behagliches Plauderstündchen. Das Wetter ist zwar brillant; aber viel gehn wirst du nicht wollen ... Und du hast ja auch noch den

weiten Weg heim. Ruh dich erst mal ein bißchen aus. Wie wär's mit einer Tasse Kakao? Drüben im Café Kayser?"

Es klang so viel echte Fürsorge und Freundlichkeit in der Art, wie er das sagte, daß Marianne ihren Verdruß bezwang. Er war ja trotz allem, was ihr so schwer auf der Seele lag, ihr Herzallerliebster, ihr einziges Glück, der Traum ihrer Tage und Nächte! Und möglicherweise war das auch stark übertrieben, was ihr die Karla mit so fürchterlicher Bestimmtheit erzählt hatte ... Freilich, die Karla gehörte nicht zu den Klatschmäulern. Na, man würde ja sehen. Hier in dem Kaffeehaus war allerdings nicht der Ort. Auf dem Heimweg jedoch, in den verödeten Straßen des Arbeiterviertels, konnte man frei von der Leber reden. Jedenfalls wollte sie Klarheit haben um jeden Preis und nicht länger von der gutherzigen dicken Karla bemitleidet werden.

Sie traten ein und nahmen gleich an dem vordersten Tische Platz. Konrad Storm bestellte für seine Braut Kakao, für sich einen Alasch, und zum gemeinsamen Verbrauch Zwiebäcke. Marianne vermied es, die Angelegenheit, die ihr seit gestern so unausgesetzt durch den Kopf ging, auch nur flüchtig zu streifen. Sie sprach von den kleinen Erlebnissen des Tages; von dem hübschen Saisonhut, den sie am Vormittag fertig gestellt und der nun im Schaufenster als das neueste Pariser Modell prangte; von den Damen, die sie bedient, den Scherzen und Mißverständnissen, die sie belacht hatte. Redselig wie sonst, stand sie doch unter dem Druck einer gewissen Befangenheit, die ihrem Wesen und ihrem Ausdruck etwas Gezwungenes lieh. Konrad Storm war sich über die Ursache nicht klar; aber die Wirkung entging ihm nicht. Auch glaubte er wahrzunehmen, daß Marianne jetzt in der Nähe lange nicht so vorteilhaft aussah, wie sie ihm vorgeschwebt hatte. Während er scheinbar mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, suchte er diesen ungünstigen Eindruck innerlich zu verarbeiten. Er fragte sich, ob er nicht unter dem Bann des Kontrastes stehe; ob nicht das Bild Eva Löhrs, das ihn so unabweisbar verfolgte, das schlichte, harmlose Mädchen da ähnlich beeinträchtige, wie ein flammendes Rot das minder lichtstarke Violett. Merkwürdig! Das Frische, Robuste, Kernige in Mariannens Erscheinung, das ihn sonst so gefesselt hatte, kam ihm jetzt, unter den Lampen des Kaffeehauses, beinah plebejisch vor. Die Art, wie sie in ihrer Tasse herumrührte, wie sie den Zwieback nahm, wie sie ihn eintunkte — alles das war so kleinbürgerlich, so ungewandt, so prosaisch. Und welcher Gedankenkreis! Welche Interessen! Dort die Kunst mit all ihren hochfliegenden Träumen; hier die Alltagsbestrebungen eines recht braven Mädchens, das im Grunde doch ganz in der leidigen Brotfrage aufging, dessen tiefster Schmerz eine Schikane des Chefs, dessen höchste Glückseligkeit Kakao mit Schlagsahne war!

Nach einiger Zeit erklärte Marianne, sie wolle nun heim, da sie sehr frühzeitig wieder heraus müsse. Konrad Storm zahlte. Es war ihm zu Mute, als sei er aus einem Halbschlaf erwacht, der ihm noch schwer in den Gliedern liege.

Die beiden erhoben sich. Draußen empfing sie die ruhige, sternklare Nacht. Sie waren durch eine Seitenthür gleich in die Brandgasse getreten, wo fast niemand vorbeikam. Von dort erreichten sie rasch den Sophienplatz. Nach einer Weile hub Marianne mit etwas unsicherer Stimme an:

„Sag' mal, Konrad, wie ist denn das ...? Die Leute reden darüber, daß du der schönen, reichen Frau in der Hennebergstraße so gräßlich den Hof machst ..."

„Ich?"

„Ja, du! Jedenfalls wirst du mir zugeben, daß es sich ganz und gar nicht schickt, wenn ihr euch stundenlang miteinander einschließt."

„Unsinn! Einschließt! Wer behauptet so was?"

„Nun, ihr seid doch allein, wenn du ihr Stunde giebst! Und sie hat Ordre gegeben, daß niemand ins Atelier darf."

„So? Davon weiß ich nichts."

„Wer's glaubt! Und ihr hockt beieinander — schlimmer wie Brautleute."

„Na, hör' mal!"

„Ich bitte dich, schweig! Seid ihr allein oder nicht?"

„Selbstverständlich sind wir allein. Wer soll denn dabei sein?"

„Irgend wer. Meinetwegen der Haus-

knecht. Aber daß ihr da ganz unter vier Augen euch schön thut, das finde ich einfach unanständig. Wenn ich so was geahnt hätte, lieber hätt' ich Gott weiß was gethan, als dir Glück gewünscht zu der gutzahlenden Schülerin. Diese Frau Löhr ist eine ganz gewöhnliche, dreiste Person, der es nur schmeichelt, wenn so Leute wie du um sie herumscharwenzeln, bis es dann heißt: Na ja, das ist auch so einer, den sie mit ihrer Schönheit verrückt gemacht hat!"

„Liebe Marianne, du sprichst da in Ausdrücken ..."

„Ach was! Ich nenne das Kind beim Namen. Du glaubst ja selbst nicht, daß euer abgeschmacktes Gethue sich schickt."

„Warum nicht? Das Atelier liegt im Obergeschoß, gleich rechts am Vorsaal. Herr Löhr zum Beispiel kann jeden Moment eintreten, wenn er Lust hat."

„Herr Löhr! Das ist der Wahre! Ein Hampel, wie er im Buche steht! Dem einfältigen Kerl macht's noch den größten Spaß, wenn seine Frau ihn zum Narren hält und nach Noten blamiert. Da täppelt er so im Hause herum und glotzt wie ein Stier, wenn sich die eitle Person recht aufdonnert und ringsherum ihre Blicke schmeißt! Fünf, sechs hat sie zugleich am Bändel. Und jeder von diesen Dummköpfen redet sich vor, er allein wäre der Hase im Kraut! Der hübsche Lieutenant-Adee, mit dem sie verlobt war, hockt ihr ja nun auch fest auf der Pelle und raspelt Süßholz, daß es nur so eine Art hat. Und ihr Schöps von Mann fühlt sich noch Gott weiß wie geehrt, wenn er mit zusehen darf, wie der Mensch ihr bei jedem Anlaß die Hände küßt! Am Ende weiß er sogar, daß der Herr Lieutenant ihr Briefe zusteckt!"

Konrad Storm fühlte bei diesen letzten Worten die brennendste Eifersucht. Etwas Unklugeres hätte das leidenschaftlich erregte Mädchen nicht sagen können. Dieser Sülfingen — unerhört! Wenn er im Ernste ...! Aber das war ja nicht möglich! Eva, die Schöne, die Edle, die Blumengleiche ...!

Immerhin blieb ein Stachel der Sehnsucht und des Neides zurück, der wühlend nachbohrte. Halb unbewußt kleidete Konrad Storm das Peingefühl dieser Minute in das Gewand sittlicher Strenge gegen Marianne.

„Du solltest dich schämen," sagte er stirnrunzelnd, „so aus blanker Gehässigkeit den Ruf einer Frau anzutasten, die doch nichts dafür kann, daß ihre Anmut und Schönheit allenthalben Bewunderer findet."

„So? Nichts dafür kann? Weißt du, wenn ich mich halb so betragen wollte wie die, dann fänd' ich wohl auch allenthalben Bewunderer! Dutzendweise! Eine anständige Frau wird nicht so ... so en gros gefeiert und so aufdringlich umschwänzelt. Nur weil jeder sich einbildet, ich, ich bin der Erkorene — und weil er dann denkt, da giebt's halt Freibier, nur deshalb ..."

„Nun hab' ich aber genug, Marianne! Du führst Redensarten im Mund — wirklich, toll! Und woher willst du das alles denn wissen?"

„Das ist meine Sache! Übrigens kann ich dir's ja auch sagen. Eine Freundin von mir, die Karla Fluth, hat's von der Jeanneton, der französischen Zofe. Die haben sich kennen gelernt — neulich im Bürgerkasino. Na, vor dieser Französin soll sich die gnädige Frau hübsch in acht nehmen! Die sieht ihr stark auf die Finger! Und wenn du's denn hören willst: einmal hat sie am Atelier durch die Thür geguckt; durchs Schlüsselloch mein' ich. Da hat denn die schöne Frau Löhr mit ihrer Schulter beinah auf dir gelegen. Ich finde das höchst ordinär, verstehst du mich?"

„Und ich erkläre dir, daß es nicht wahr ist. Ganz gewöhnlicher Klatsch, weiter nichts. Ich werde Frau Löhr vor dieser abgefeimten Spitzbübin warnen."

„Das wirst du bleiben lassen."

„Wieso? Wer will mir's verbieten?"

„Ich! Das kann mir nicht passen, wenn mein Bräutigam wöchentlich zweimal einer so falschen Person heimlich die Cour schneidet! Dafür dank' ich gehorsamst. Neulich schon hab' ich dir's sagen wollen; aber da wußt' ich noch nicht so ganz bestimmt, wie's um das Weib steht. Jetzt aber hört die Geschichte auf. Sei so gut und schreib ihr noch heute, daß du bedauerst ... Es thut mir ja herzlich leid, daß du so um den hübschen Verdienst kommst. Aber ich will hundertmal lieber trockenes Brot essen und meine Ruhe haben, als einen Mann bekommen, der sich schon vor der Hochzeit vielleicht schmählich verplempert hat."

„Ich wiederhole dir, daß du dich ganz unnütz aufregst.“

„Willst du ihr abschreiben?“

„Aber das geht doch nicht. Was soll sie wohl denken, wenn ich so ganz ohne Grund ihr den Stuhl vor die Thür setze?“

„Sag' ihr nur einfach, du wärest verlobt, und deine Braut litte das nicht!“

„Das hieße mich lächerlich machen.“

„Wieso denn? Ist das so komisch, wenn man seiner zukünftigen Frau die Treue hält?“

„Aber das kommt doch gar nicht in Frage hier. Sei mal vernünftig, Kind. Karla Fluth hätte wohl auch was Gescheiteres thun können, als dir so albernes Zeug erzählen.“

„Laß nur die Karla in Frieden! Die meint es gut. Die weiß, wie mein armes Herz an dir hängt. Also — zum letztenmal: willst du die Sache aufgeben?“

„Du sagst das in einem Ton ...! Bin ich etwa dein Sklave?“

„Nein. Du sollst nur wählen zwischen Frau Löhr und mir. Ziehst du es vor, einer der vielen Gecken zu sein, die sich bei ihr die Flügel verbrennen, so sag's! Du kannst dann gleich wieder umkehren; ich finde den Weg schon allein. Hast du mich aber noch lieb wie früher, so mach' einen Strich!“

„Marianne! Du behandelst mich wie ein Kind. Laß uns die Sache doch wenigstens ruhig überlegen! Ich kann das nicht so über dem Knie abbrechen ...“

„Gut. Dann sind wir geschieden!“

„Marianne!“

„Adieu!“

Sie ließ ihn stehen und eilte mit großen Schritten davon. Konrad Storm rief ihr nach; aber sie hörte nicht.

Nun ward er zornig.

„Geh zum Teufel, alberne Gans!“ raunte er durch die Zähne. „Examiniert mich da, wie der Schulmeister einen Dorfbuben, der Äpfel gestohlen hat. Das sind ja entzückende Aussichten für die Zukunft!“

Er machte Kehrt. Voll Inbrunst verglich er die Seligkeit der zwei flüchtigen Atelierstunden mit dem auf- und niederwogenden Mißgefühl dieses Abends. Dort leuchtete ihm die Sonne des Paradieses: hier drückte ihn der dumpfschwelende Qualm des Fegefeuers. Mein Gott, war er denn blind gewesen? Hatte er wirklich eine Sekunde lang glauben können, er werde das schönste, anbetungswürdigste Weib dieser Erde vergessen können, wie man ein lebloses Bild vergißt? Und wenn die Reden Mariannens auf Wahrheit beruhten, wenn Eva Löhr wirklich dem Lieutenant von Sülfingen Hoffnung auf ihre Gunst machte, dann lag es ja nur an ihm, diesen Rivalen aus dem Felde zu schlagen, und endlich das zu erobern, was ihm seit dem ersten Moment unbewußt vor der Seele schwebte: den Vollbesitz dieser göttlichen, unvergleichlichen Frau. Ob gut, ob böse, ob ehrbar oder verbrecherisch, das galt ihm jetzt gleich. Die Sinne wirbelten ihm. Das bebende Mädchen, das da in bitterem Weh einsam nach Hause schritt, war ganz und gar in ihm ausgelöscht. Sein lodernbes Herz hatte nur einen Gedanken: Eva!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein wolkiger Himmel schüttete unerschöpfliche Massen von Schnee hernieder. Roderich Löhr stand am Fenster und schaute hinaus in den sinkenden Tag. Die vornehm-schweigsame Hennebergstraße machte in dieser bläulichen Dämmerung, unter dem ewig neu sich gebärenden Flockengestöber, einen fast wehmütigen Eindruck. Die blattlosen Baumriesen drüben in der benachbarten Anlage reckten traumhaft ihre knorrigen Äste in die bleierne Luft empor. Aller Verkehr schien eingeschlafen. Nur zuweilen tönte ein leises Schellengeklingel halb verweht aus einer der Seitenstraßen.

Roderich aber, wie er so dastand und bald hinauf in das grau-punktierte Gewimmel, bald hinab auf die immer wachsende Schneeschicht blickte, empfand nichts von der trübseligen Leichentuch-Elegie dieser Abendstimmung. In seinem Gemüt war es lichter und wärmer als je. Vor einem Vierteljahre vielleicht hatte sich etwas in ihm geregt, was wie seufzende Übersättigung, wie jähes Verlangen nach Ruhe, nach Einkehr in die eigene Persönlichkeit aussah. Sobald er jedoch den weisen Entschluß gefaßt hatte, ernstlich zu arbeiten und seine Teilnahme an der Geselligkeit auf zwei, drei Abende wöchentlich zu beschränken, war ihm der Reiz dieser Geselligkeit wieder lebhaft erneut worden. Er schwelgte jetzt mehr als

zuvor im Anblick der prachtvoll dekorierten Empfangsräume, der glänzenden, weltfrohen Gäste und ihrer zauberisch-holden Salonkönigin, der alles zu Füßen lag, die unermüdlich war in der sonnigen Kunst des Genießens und des schönen Sich-Auslebens. Da er kein Freund der Bühnenmusik war, fuhr seine Frau häufig allein in die Oper, während er selber daheim seinen Studien oblag. Um so lieber machte er dann am Tage darauf ein kleines Souper mit, wenn es nicht gar zu lang in die Nacht hinein dauerte und ihm so den notwendigen Schlaf kürzte. Der Schlaf war ihm seit Wiederaufnahme seiner theoretischen Thätigkeit sehr wichtig geworden, so wichtig, daß er sogar bei den neuerdings eingerichteten großen Empfangsabenden in seinem eigenen Hause oft schon um elf, halb zwölf sich stillschweigend beurlaubte. Alles vollends, was in den Lauf des Tages fiel — Matinees, Ausfahrten, Dejeuners und ähnliche Dinge — mied er grundsätzlich, während Eva überall, wo es anging, ohne ihren Gemahl erschien, und nur gelegentlich auf die Thatsache hinwies: Roderich schreibe an einer Geschichte der Blumenzucht. Er hatte sich dieses längst schon ins Auge gefaßten Themas jetzt in der That mit echt wissenschaftlichem Eifer bemächtigt, und die Vorarbeiten so tüchtig gefördert, daß er vielleicht im April oder Mai an die Ausarbeitung des ersten Teils würde gehen können. Er schöpfte aus diesem regelmäßigen, zielbewußten Fleiß eine Befriedigung, die ihn das Glück seiner jungen Ehe und den Zauber des großstädtischen Lebens doppelt und dreifach genießen ließ.

Wie er jetzt von dem breiten, store-überdeckten Fenster zurücktrat in das dunkle Gemach, das er durch einen Druck auf die Vorrichtung neben dem Sofa mit Tageshelle durchströmte, da quoll es ihm heiß im Herzen empor und durchschauerte ihn wie brünstiger Dank gegen das Schicksal, das ihn vor zahllosen Millionen seiner Mitmenschen so unglaublich begünstigte. Er setzte sich vor den Schreibtisch, wo er vorhin, als es zu finster ward, seine Arbeit verlassen hatte. Welch eine kostbare Werkstatt! Welch ein Überschwang echten Behagens! Der Schreibtisch selbst, eigens nach den persönlichen Wünschen Roderichs von Jean Pape entworfen, galt mit Recht für ein kunstgewerbliches Meisterwerk ersten Ranges. Er war in einigen Fachblättern reproduziert worden; Kenner hatten verschiedenemal um die Erlaubnis gebeten, dieses Unikum praktischer Brauchbarkeit und verschwenderisch-vornehmer Ausführung zu besichtigen. Es schaffte sich hier an der wundervollen Intarsiaplatte beinahe von selbst; die guten Gedanken strömten aus jeder Fuge; das Holzwerk schien mitzutönen, sobald die arbeitsfreudige Seele in Schwingung geriet. Die sonstige Einrichtung paßte zu diesem monumentalen Mittelpunkt. Alles fürstlich, mit einem leichten Anflug von Weltweisheit und Gelehrsamkeit. Braune, ernstwallende Draperien; ein prachtvoller Smyrnateppich mit goldbraunen arabischen Schriftzeichen und mattgrünen Ranken durchwirkt; ein wuchtiger Bücherschrank im Stile des Schreibtisches; über dem Sofa drei dunkeltönige Ölgemälde von hohem Wert, Schöpfungen altniederländischer Künstler. Und wenn man in dieser einzig schönen Umgebung seine Aufgabe rüstig gefördert, seinen Geist pflichtmäßig angestrengt hatte — dann sich sagen zu dürfen: es winkt dir als Blüte und Krone deines erbaulichen Tagewerks das Entzückendste, Wonnigste, Süßeste, was die Erde trägt ... Es war taumelerregend.

Roderich Löhr entsann sich jetzt eines Citates aus Apulejus, das ihm vor langen Jahren ein Bonner Student ins Album geschrieben. Der Spruch lautete: „Diejenigen sind nicht glücklich, deren Glück niemand kennt." Damals in seiner jung-grünen Einfalt hatte er über dies Wort gelächelt. Heute verstand er es. Freilich, an und für sich konnte man glücklich sein, ohne daß es die Welt wußte: aber das Gegenteil wirkte doch als bezaubernde Steigerung. Wenn er heute abend in den Salon trat, wo seine Eva alles hinriß durch den sieghaften Reiz ihrer Erscheinung, dann würde ringsher in all den bewundernden Herzen nur der eine Gedanke leben: Wie ist dieser Mann doch beneidenswert! Er, dem dies engelgleiche Geschöpf sich zu eigen gegeben! Er, dem sie mit Seele und Leib angehört bis in den Tod! — Das war ein Gefühl, nicht aufzuwiegen mit allem Gold dieser Erde, ein Augenblick des höchsten Triumphes, eine

ganz unbeschreibliche Würze dessen, was schon an sich Wonne des Himmels war!

Roderich Löhr fand nicht sogleich wieder die Stimmung, an seine Arbeit zu gehen. Das Bild seiner holdseligen Eva hatte zu völlig von ihm Beschlag genommen.

Da links oben zwischen der Briefwage und der Antinousbüste ruhte das halb verwitterte Exemplar von Bopps Vergleichender Grammatik, das er an jenem unvergeßlichen Nachmittag auf der Insel des Gehlberger Teiches gefunden hatte. In diesem alten Bopp lag noch immer die gelbe Blume ... Und rechts, neben der Psyche, stand in mattgoldenem Stehrahmen die Aquarellskizze, die Eva damals vom Gehlberger Schloß entworfen. Für Roderich gab es kein Werk alter und neuer Meister, das ihm dies Blättchen da hätte aufwiegen können. Wie sein Auge jetzt von dem regenentfärbten Quartband hinüber nach der artigen Kleckserei glitt, überströmte ihn das unsäglichste Wohlgefühl. Er sonnte sich in dem selig-schönen Bewußtsein, die Unerreichbare, die Ewig-Ferne allen Hindernissen zum Trotz dennoch erobert zu haben. Mehr denn je umspann ihn die seltsame Täuschung, als sei sein Leben bis zu dem Augenblick, da Eva ihn liebte, unendliche Qual gewesen. Eva, Eva! Wie er so ganz von ihr ausgefüllt war! Es gab ja kein menschliches Wort dafür! Im Rausch seiner Leidenschaft merkte er gar nicht, daß die vergötterte Frau doch etwas anders gegen ihn war als in den ersten zwei Monaten; daß sie ihn knapper und kürzer hielt und nur dann die volle Macht ihrer Liebenswürdigkeit spielen ließ, wenn sie irgend was Großes von ihm erschmeicheln wollte: eine Vermehrung des Marstalls, einen kostspieligen Schmuck oder namhafte Summen in bar. Für ihn gab es ja auf der Welt nichts Großes, wenn es sich um einen Wunsch Evas handelte. Er hätte zu ihrem Vergnügen Schloß Gehlberg schlankweg in die Luft gesprengt oder ihr lichtblaues Boudoir mit Tausendmarkzetteln geheizt. Übrigens darf man einräumen, daß die Momente, in denen die wahren Gesinnungen Evas stärker zum Durchbruch kamen, als dies vielleicht in ihrem Interesse lag, immer noch vergleichsweise selten waren. Von Kindheit auf hatte sie ja gelernt, sich musterhaft zu beherrschen, die langweiligsten Menschen mit der Verbindlichkeit einer Freundin zu behandeln, und selbst da noch zu lächeln, wo sie am liebsten hellauf gegähnt hätte. Daß ihr der gute, plumpe, täppische Roderich mit seiner girrenden Zärtlichkeit nachgerade fast antipathisch war, das nahm sie im großen und ganzen hin wie ein unabweisbares Übel. Freilich, ein besserer Beobachter hätte trotz alledem unschwer den Zwang erkannt; Fremde sogar fühlten etwas derartiges längst heraus: nur Roderich selbst trug mit hartnäckiger Gläubigkeit die Binde seiner maßlosen Verliebtheit über den Augen.

Von dem niedlichen Aquarellbild schweifte sein Blick wieder hinüber nach dem verwitterten Bopp. Der verblendete Mann war, wie dies öfters geschah, jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er das heiße Verlangen spürte, vor der Blume da in dem Buch eine Art stillen Gottesdienstes zu halten. Er nahm den Band vorsichtig herunter, lächelte wie ein Verzückter und klappte ihn auf. Das Goldgelb der Blume war merkwürdig gut erhalten. Nur an den äußersten Rändern zeigte sich hier und da ein beginnendes Rotbraun. Traumverloren starrte er auf den zierlich geformten Kelch, der ihm allmählich zum Symbol seines Glückes geworden war. Die gelbe Blume! Was sangen doch die Poeten so unermüdlich von ihrer blauen Blume, deren geheimnisvoller Duft das Weltall erfüllt und heimliche Sehnsucht weckt, brennende, ewig unbefriedigte Sehnsucht? Die gelbe Blume — das war das Heilmittel für allen Jammer und alle Seelenqual! Die gelbe Blume war der Besitz, die Ruhe im Vollgenügen, die sonnige Seligkeit!

Er beugte sich nieder. Wie ein schwärmender Knabe wollte er auf diese gelbe Blume die Lippen pressen. Da pochte es an die Thür. Heiß errötend, klappte er das Buch wieder zu und legte es zwischen die Briefwage und Antinousbüste.

„Herein!"

Es war Prasch, der Leibdiener, der auf silbernem Flachteller einen Brief brachte.

Roderich Löhr beschaute ein wenig zerstreut die Adresse. Eine weibliche Hand, die ihm fremd war. Nicht sehr ausgeschrieben, aber energisch und regelmäßig.

Der Diener mit dem freundlichen Schopen-

hauergesicht hatte sich wieder entfernt. Roderich nahm sein dolchartiges Falzbein und schnitt das Couvert auf. Plötzlich ward sein Gesicht violett-rot und gleich danach grau wie Asche. Die linke Hand, die den Brief hielt, sank auf den Schreibtisch. Er war unfähig weiter zu lesen.

Träumte er? War das ein grausiger, herzzerfolternder Alpdruck? Die Alpdruckvisionen hatten ja das Entsetzliche, daß sie in jedem Zug wie greifbare Wirklichkeit aussahen ...

Roderich stierte umher wie ein Irrsinniger. Aus dem Boudoir Evas, wo ein zierliches Pianino stand, säuselten jetzt die Klänge einer schalkhaften Melodie herüber. Die Thür nach dem Mittelraum, der ihr Boudoir von dem Arbeitsgemach des Hausherrn schied, mußte geöffnet sein. Das war derselbe hold-neckische Walzer, den sie damals bei Roderichs erstem Besuch auf Droßhaida gespielt hatte. Wie zauberhaft perlten diese Kadenzen! Wie süß und berückend schmeichelte sich der Refrain ins Ohr! Die ganze Frühlingspracht seiner entstehenden Liebe schien aus diesem Musikstück neu aufzublühen ... Und hier: der fürchterliche, alles zertrümmernde Brief!

„Feigling!“ schrie es in seiner Brust. Ja, bei Gott, er war ein erbärmlicher Feigling. Wie konnte, wie durfte er sich so knabenhaft gleich von dem ersten Eindrucke werfen lassen? Unerhört! Als wäre das alles, was er im Laufe so glücklicher Wochen erlebt und gesehn und gefühlt hatte, nur ein nichtsnutziger Selbstbetrug, nur die Hohlheit einer bunt schillernden Seifenblase! Eva! Seine Eva! Er hatte ja auch im Grunde seines Herzens gar nicht gezweifelt! Nur der Schreck über die schamlose Bosheit, die sich erdreistete ... Aber natürlich: das Reine, Hohe und Glänzende ward ja am ersten mit Schmutz beworfen!

Eine Sekunde lang war ihm zu Mut, als solle er aufspringen, nach dem Kamin eilen und den schmachvollen Wisch kurzer Hand in die Flammen schleudern. Aber dann gab er diese Idee auf. Er mußte doch sehen, wie weit denn die Ruchlosigkeit der Verleumdungen ging, die sich gleich auf der ersten Seite mit so frecher Brutalität einführten. Vielleicht auch würde er zu dem Entschluß gelangen, sofort gegen den Urheber des empörenden Schriftstücks thatkräftig vorzugehn. Also ruhiges Blut! Ganz ruhiges Blut! Es war ja doch läppisch, sich von einem Gespenst untergeordnetster Art so ins Bockshorn jagen zu lassen!

Er sah zunächst auf die vierte Seite des Briefes, wo die Unterschrift stand. Wahrhaftig, die volle Unterschrift! Name, Straße und Hausnummer! Das drückte ihn wieder furchtbar zu Boden. Die Anklägerin trat also gleich mit offenem Visier auf ... Ja, wäre der Brief anonym gewesen!

„Marianne Simonis, Ranstädter Neuthor fünf, bei Frau Senkblei,“ las er mit halblauter Stimme. Der Name konnte ja allerdings fingiert, das Ganze der niederträchtige Streich eines Buben, eines verborgenen Feindes sein, der ihn für Augenblicke in den Schlund der Verzweiflung stürzen wollte. Immerhin ...

Er stand auf, goß sich aus der Krystallkaraffe ein Glas von dem längst abgestandenen Wasser ein und trank es in großen Zügen bis auf den letzten Tropfen. Die Zähne schlugen ihm hart widereinander; in den Ohren brauste ihm eine stürmische Blutwelle; er hätte aufbrüllen mögen wie ein verwundeter Stier. Und von drüben erklang jetzt in reizvoller Modulation das schöne Lied:

„Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt ...“

Roderich schwankte an seinen Schreibtisch. Den Kopf wie ein Betrunkener in beide Hände gestützt, las er mit vorquellenden Augen, was folgt:

„Sehr geehrter Herr Löhr!

Es thut mir leid, Sie kränken zu müssen, aber ich selbst bin zuerst gekränkt worden. Und Sie sind ja auch selber gehörig mit schuld daran. Ihre Frau hintergeht Sie, daß es ein wahrer Skandal ist. Werden Sie jetzt nicht wild und schreien Sie über die unverschämte Person, die einer vornehmen Dame so etwas in die Schuhe schiebt. Was ich sage, kann ich auch streng beweisen. So zum Beispiel durch einen Zettel, den ich Ihnen sofort zuschicke, wenn Sie den Wunsch äußern.

Offen gestanden, so eine Frau ist mir auf dieser weiten Welt noch nicht vorgekommen. Sie hat doch nun alles, was sich ihr Herz

wünschen kann: Geld wie Heu, und schön ist sie auch, das muß ihr der Neid lassen, und dazu einen Mann, der bei all seiner Kurzsichtigkeit immer noch viel zu gut für sie ist. Aber natürlich: die rasende Eitelkeit und das Gefühl, keinem sonst was zu gönnen! Ich für mein Teil bin eine arme Putzmacherin, die sich ihr Brot sauer verdienen muß. Nun war ich verlobt, mit dem Landschaftsmaler Konrad Storm, den Sie kennen, und im April oder Mai wollten wir heiraten. Wir haben uns lieb gehabt und sind froh und glücklich gewesen, bis Ihre Frau mir das einzige, was ich auf Erden hatte, gestohlen hat. Und das vergess' ich ihr nie, nie, und werde nicht ruhen, bis sie für ihre Schlechtigkeit ihren Lohn hat. Natürlich, was kann denn dabei herauskommen, wenn Sie in Ihrer grenzenlosen Gutmütigkeit erlauben, daß die zwei stundenlang unter vier Augen zusammenhocken und dann dem Herrn Gemahl hinterrücks eine Nase drehn? Doch das ist das Geringste. Zwischen mir und Herrn Storm ist's ja nun leider Gottes ein für allemal aus, und wird auch so bleiben, und wenn er mich kniefällig um Verzeihung bäte. Und hier hab' ich auch keine Beweise. Aber beim Lieutenant a. D. Sülfingen hab' ich sie! Kräftig! Und nun soll mich die Räuberin meines Glücks denn doch einmal kennen lernen!

Wollen Sie diese Beweise haben? Dann schreiben Sie mir! Ich bin entschlossen, dieser abscheulichen Frau gründlich das Handwerk zu legen. Sie können von mir genau erfahren, wo sich die falsche Person mit ihrem Lieutenant a. D. trifft, und alles was drum und dran hängt. Ich habe sogar einen Brief, da wird auch der Dümmste nicht länger im Zweifel sein; da können Sie sich sofort drauf scheiden lassen, oder ich will nicht Marianne heißen. Und jetzt noch eins. Wenn Sie nicht antworten und sich so stellen, als wäre das unvereinbar mit Ihrer Würde, und mir nicht glauben, dann schreib' ich an sämtliche Herren und Damen Ihrer Bekanntschaft und mach' die Geschichte publik, während ich sonst, wie bisher, das strengste Schweigen beobachte; denn Sie selbst, geehrter Herr Löhr, will ich ja mit der Sache nicht schädigen. Nur die gräßliche Unheilstifterin, die mich elend gemacht hat und noch so viele andere mit ihrer Herzlosigkeit zu Grund richten kann, nur die will ich nach Noten geduckt sehen. Und somit erwarte ich ganz ergebenst Ihre gefällige Rückantwort. Übrigens fällt mir ein: morgen wäre doch just die schönste Gelegenheit, Ihnen die Augen zu öffnen. Morgen hat sie ja ihren Theaterabend. Und jedesmal am Theaterabend ist sie dann später mit dem betreffenden Herrn zusammen. Bitte, kommen Sie Punkt sechs Uhr an die Wettersäule, Kornmarkt und Braustraßenecke. Ich mache mich dann für einen Augenblick frei und sag' Ihnen alles, was Sie zu wissen brauchen. Ich bin mir ja dann auch sofort klar darüber, ob Sie energisch und wie sich's gehört einschreiten wollen."

Fast eine Stunde verging, ehe sich Roderich Löhr rührte. Alles an ihm schien tot zu sein: nur in den Augen glomm ein entsetzliches Feuer. Endlich erhob er sich und schloß den Brief des schwer beleidigten Mädchens vorsichtig in den Geldschrank. Die Hand mit dem stählernen Schlüsselbund bebte nicht mehr. Aus seinen Zügen sprach eine furchtbare, nie gekannte Brutalität. Wenn diese Anklägerin die Wahrheit sprach — dann war Otto von Sülfingen binnen drei Tagen ein toter Mann. Was dann weiter geschah, mochte Gott wissen.

Für diesen Abend ließ sich Roderich bei seiner Frau entschuldigen. Er stecke bergtief in seiner Arbeit. So ging denn die kleine musikalische Soirée, die geplant war, ohne den Hausherrn in Scene. Eva schwelgte in ahnungslosem Genuß, während Roderich starr und verzweiflungsvoll dem Gedanken nachhing, daß jetzt da drüben unter der hohen Glaskuppel Otto von Sülfingen das herrliche Weib mit Blicken umspann, die unweigerlich Blut forderten. Der unglückliche Mann fühlte, daß er trotz allem die Verräterin immer noch wahnsinnig liebte. Gerade in diesem furchtbaren Widerspruch fand er allmählich ein gewisses Maß dumpfiger Selbstbeherrschung: die Ruhe des Oceans vor dem Orkan.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war am folgenden Morgen. Die altenglische Wanduhr im Vorsaal des Ober-

geschosses hob zum Schlag aus. „Neun!“ zählte Roderich Löhr, der jetzt eben aus kurzem, qualvollem Halbschlummer erwacht war und regungslos auf dem Rücken lag ...

Der gestrige Musikabend hatte sich außergewöhnlich lang hingezogen. Stundenlang hatte sich Roderich mit dem Qualgefühl eines Menschen, der morgen zum Richtplatz geschleppt werden soll, todesbang in den Kissen herumgewälzt, ohne die glühend ersehnte Rast zu finden. Endlich hörte er Wagen um Wagen vorfahren und schellenklingelnd durch den gehäuften Schnee dahinrollen. Eva, strahlend von Lebensfreude, ein halbes Lächeln noch auf den rosigen Lippen, trat in das Schlafzimmer. Und Roderich, trotz seiner wilden Verzweiflung, hatte es fertig gebracht, während der zwanzig Minuten, die Eva zu ihrer Nachttoilette brauchte, still und gleichmäßig zu atmen und seine brennenden Augen geschlossen zu halten, so daß sie von seinem Wachsein nichts merkte. Nur ab und zu hatte er insgeheim nach ihr hinübergeblinzelt und sich in starrer Trostlosigkeit gefragt, wie man so hinreißend schön und dabei so über die Maßen falsch und verworfen sein könne. Die Möglichkeit, daß alles nur Lüge, Täuschung, Verleumdung sei, ließ er schon längst nicht mehr gelten. Er hatte Symptome in Erwägung gezogen, die ihm früher ganz harmlos erschienen waren, Blicke, Scherze, Bemerkungen, die nun zusammengehalten mit dem, was jenes Mädchen behauptete, eine fürchterliche, jeden Zweifel ausschließende Beleuchtung gewannen. Und die kläglichen Vorwände, durch die es Eva während der letzten Zeit hintertrieben hatte, daß ihr Coupé sie wie sonst am Opernhaus abholte! Unerhört, daß er die Plumpheit dieser Erfindungen nicht sofort durchschaut, daß er die ganze himmelschreiende Büberei, deren Opfer er war, nicht im Keime erstickt hatte! Da stand sie nun in der ganzen Pracht ihres Jugendreizes, das wonnigste Weib unter der Sonne — und er, anstatt sie stürmisch ans Herz zu reißen und seinen Mund auf ihr holdblühendes Antlitz zu pressen, kämpfte mit dem Gelüst, wie ein reißendes Tier über sie herzufallen und sie zu würgen!

Die Qual dieses Gegensatzes hatte ihn schließlich doch für einen kurzen Moment überwältigt, trotz der mannhaft angewendeten Selbstbeherrschung. Ein gräßliches Stöhnen war ihm dumpf-röchelnd aus der gepeinigten Brust gequollen, so daß Eva erschreckt aufschaute. Dann aber, als er sich weiter nicht rührte und das Ganze ihr nur den Eindruck machte, als habe er unwirsch im Traum geredet, fuhr sie gleichmütig im Aufstecken ihres herrlichen nußbraunen Haares fort, wusch sich die Hände und das Gesicht mit weichduftendem Wasser und legte sich mit dem Ausdruck vollsten Behagens nieder. Nach kurzer Frist war sie sanft eingeschlafen. Kaum vernehmbar gingen ihre geruhigen Atemzüge. Wenn sie schuldig war, lieferte sie den besten Beweis für die abscheuliche Thatsache, daß der Mangel jedes Gewissens das sprichwörtliche gute Gewissen sehr wohl ersetzen kann.

Auch jetzt, da Roderich Löhr die neun hallenden Schläge der Wanduhr gezählt hatte und sich nun langsam erhob, lag sie noch friedlich da wie ein glückseliges Kind. Den vollen Arm hatte sie anmutig unter den Kopf geschmiegt; die Lippen waren ein wenig geöffnet, so daß man ein Streifchen der weißblinkenden Zähne sah. Über dem Ganzen schwebte der magische Dämmerschein, der aus dem Schimmer der Ampel und dem durchsickernden Lichte des Tages zusammenfloß.

Von rasendem Schmerz durchzuckt, blieb Roderich eine Weile vor ihrem Lager stehn und schaute ihr mit dem verödeten Blick eines Irrsinnigen unbeweglich ins Angesicht. Er fühlte es tief: der Zauber, der ihn gleich von der ersten Minute ab so unwiderstehlich verstrickt hatte, war immer noch ungeschwächt. Seine Seligkeit hätte er hingegeben, wenn er ihr jetzt ohne das folternde Bewußtsein von ihrer Schuld einen einzigen Kuß hätte aufdrücken können. Und je mehr er sie anstarrte, um so trostloser, um so verzweifelter ward ihm zu Sinne. Wie hatte er sich überhaupt jemals einbilden können, er, der schwerfällige, plumpe Gesell, werde das Herz dieser leichtblütigen Sylphe ausfüllen können! Er, der Alltagsmensch! Er, der Plebejer! Nein! — Das war schon im Anbeginn Selbstüberhebung gewesen, Schwäche und Wahnwitz! Es hatte so kommen müssen. Und dennoch: daß es so kam,

das forderte ein entsetzliches Strafgericht, eine zermalmende Katastrophe.

„Ruhe! Ruhe!“ wiederholte er sich zum hundertstenmal. Die bösen Geister des Hasses und der Vernichtungswut mußten gebannt werden. Er durfte nichts merken lassen, bis er die vollste Gewißheit hatte. Dann freilich, dann mochte die Hölle ihr freies Spiel haben ...! Und vor den Augen des unseligen Mannes öffnete sich ein gähnender Abgrund, mit Blut gefüllt ...

Lautlos begab er sich in sein Ankleidezimmer, wo Prasch ihm willig und redelustig wie immer die kleinen Handreichungen besorgte. Er ließ den rotlockigen „Schopenhauer“, der das Schweigen seines Gebieters als Ermutigung auffaßte, ruhig drauf losschwatzen, nickte sogar, als sich der wackere Mensch in sehr geringschätzigen Ausdrücken über die stets wachsende Unverschämtheit seines Kollegen Bob, des Engländers, erging, und schien ihm zu glauben, daß auch der neue Kutscher fast zur Entlassung reif sei. Auf diese Art fand Roderich Zeit, sich zu sammeln. Dann frühstückte er, ohne wie sonst auf Eva zu warten. Noch hatte er Grund, der Ausgiebigkeit seiner Selbstbeherrschung stark zu mißtrauen. Am besten vermied er vorläufig jede Begegnung. Aber wie war das zu machen?

Der Zufall sollte ihm diese Frage unverhofft lösen. Kaum hatte Roderich die letzten paar Bissen mühsam hinuntergewürgt und sich in sein Studierzimmer begeben, als Prasch ihm den Besuch des Oberförsters Max Wernick meldete.

Im ersten Augenblicke erschrocken und fast gewillt, sich verleugnen zu lassen, gab Roderich Löhr dann doch rasch den Befehl, den alten Universitätsfreund in das nahegelegene Bibliothekzimmer zu führen, das schon früh morgens geheizt war. Er hatte das dunkle Gefühl, Wernicks Anwesenheit könne ihm bei der schrecklichen Aufgabe, die ihm bevorstand, förderlich sein. Drei, vier Minuten noch zögerte er. Auch im Verkehr mit Wernick mußte er ja die vollkommenste Unbefangenheit an den Tag legen. Er ließ sich von Prasch noch ein mächtiges Glas Mavrodaphne reichen, benetzte sich erst wie prüfend die vertrockneten Lippen und leerte es dann bis auf den letzten Tropfen. Der köstliche Trank ging ihm wie Feuer durch alle Adern. Und wirklich kehrte ihm jetzt allmählich der Mut zurück, der ihm vorhin beim Anblick der unvermuteten Karte so plötzlich entwichen war.

Als Wernick, von Prasch geführt, dann frisch und fröhlich in die Studierstube trat, war Roderich wieder vollständig Herr seiner selbst. Er streckte dem Freund beide Hände entgegen und hieß ihn mit großer Wärme willkommen.

„Da bin ich!“ rief Wernick pathetisch. „Leider allein! Ich hätte die Grete fürs Leben gern mitgebracht. Aber du weißt: kleine Kinder ...! Die Lullu zahnt, und der Junge kommt schon recht in die Flegeljahre!“

„Na, so muß ich halt mit deiner schlechteren Hälfte allein fürlieb nehmen,“ spaßte Roderich mit vortrefflich erkünstelter Jovialität. „Lange genug hat's gedauert, bis du dich endlich einmal bewogen siehst, meiner liebenswürdigen Einladung Folge zu geben.“

„Nicht meine Schuld!“ versetzte der Oberförster. „Ich bin riesig in Anspruch genommen. Auch heute wär' ich wohl schwerlich hier, wenn ich nicht offiziell im Auftrag des Freiherrn reiste.“

„Also Geschäfte?“

„Nichts Ernsthaftes. Ich soll mit dem Grafen Jellinsky wegen der alten Geweihsammlung verhandeln, die er da neulich von seinem Vetter geerbt hat. Mein Baron ist in solche Weidmannsraritäten vernarrt, während der Graf als Nicht-Jäger kein Interesse verspürt. Sechs Tage lang hab' ich Urlaub. Ob ich die Zeit allerdings aushalte ohne die Grete, das scheint mir fraglich ...“

„Nun, ich will mich bemühen, dir die Strohwitwerschaft möglichst erträglich zu machen. Heute zum Beispiel steh' ich dir ganz zur Verfügung ... Meine Frau ist verreist.“

„So? Wann kommt sie denn wieder?“

„Morgen vielleicht.“

„Schade! Das heißt, in gewisser Beziehung hat das ja auch sein Gutes. Ein Ehemann deines Kalibers, der aus den Flitterwochen so gar nicht herauskommen will, ist für die Freunde noch am genießbarsten, wenn er allein ist. Oder hat sich das in der Zwischenzeit etwas geändert?“

Roderich machte eine Bewegung, die ebensogut ja wie nein bedeuten konnte.

„Auf Gehlberg wenigstens,“ fuhr Max Wernick mit unglaublicher Offenherzigkeit fort, „da waret ihr ja bis zuletzt die verknalltesten Turteltauben. Weißt du noch, wie ich damals am Schießstand indiskreterweise dazu kam? Na, du brauchst nicht so weg zu sehn! Liebe schändet nicht, und in der Hauptsache bin ich ja gerade so ...“

„Darf ich dir einen Vorschlag machen?“ fiel Roderich ihm in die Rede.

„Nun?“

„Wann bist du hier angekommen?“

„Gestern spät. Ich schrieb dir nicht, weil ich's am Tage zuvor noch selber nicht wußte. Telegraphieren aber wollte ich nicht. Das macht so den Eindruck, als beanspruche man Ehrenpforten und weißgekleidete Jungfrauen.“

„Schön! Wie wär' es also, wenn du die Angelegenheit mit dem Grafen Jellinsky heut noch ins reine brächtest, um dann später vollständig frei zu sein? Ich kenne den Grafen — recht gut sogar. Wir fahren hinaus — die elektrische Bahn braucht eine halbe Stunde. Vielleicht frühstücken wir zusammen im Ufer-Hotel und machen dann später im Schloß gemeinschaftlich unsere Aufwartung. Du schaust dir die schöne Sammlung in aller Gemütsruhe an. Der Graf lädt uns zu Tisch, verträgt sich mit dir über den Kaufpreis und zeigt uns schließlich seine famosen Treibhäuser, die hier im ganzen Land ihresgleichen suchen. Um fünf, halb sechs spätestens sind wir zurück. Du gehst dann ins Wilhelmtheater, wo jetzt die reizende Pauwels die Erna in Markowskys ‚Verräterin‘ spielt. Ich selbst kann leider nicht mit; ich bin für den Abend versagt. Morgen früh sehn wir dann weiter ...“

„Gut! Sehr gut! Ausgezeichnet sogar! Du kennst den Grafen —: das wird mir die Sache erleichtern. Und du hast vollständig recht: Erst das Geschäftliche! Ich bin dann mein freier Herr, und wenn ich dann Lust verspüre, kann ich sofort aufpacken und wieder heimreisen.“

„Nun, so eilig wirst du's ja doch nicht haben! Jetzt sei mal so gut und nimm [illegible] die Zeitung und steck' dir eine Ci[illegible] Bitte, hier links — die hellbrau[illegible] auch hier ...! Das ist deine Lieb[illegible] Ein bißchen schwer freilich ... [illegible] Minuten bin ich zurück. Ich schlüpfe mich nur und zieh' einen schwarzen Rock an.“

Er schob dem Gaste das goldbronzene Rauchtischchen hin und begab sich mit scheinbarer Unternehmungslust in sein Ankleidezimmer. Der Leibdiener war dort eben beschäftigt.

„Prasch,“ sagte Roderich, „wenn meine Frau nach mir frägt, so sag' ihr, ich wäre mit meinem alten Freund Wernick in Geschäftsangelegenheiten nach Oberhorwitz gefahren. Vor Mitternacht würde ich kaum zurück sein.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

„So, und nun hilf mir ein bißchen!“

Im wohligen Pelzrock, den Hut auf dem Kopf, die Hände rechts und links in den Taschen, trat Roderich Löhr nach kurzer Frist wieder zum Oberförster in das wunderbar schöne Studiergemach, dessen monumentaler Schreibtisch jetzt eben von der langsam durchbrechenden Wintersonne gelbrötlich beleuchtet wurde. Ein Strahl, der ganz oben durch die Gardinen fiel, bebte und flimmerte auf der niedlichen Aquarellskizze. Roderich zuckte ein wenig. Dann aber sagte er mit vollkommenster Fassung:

„Wenn's dir nun recht ist ...“

Max Wernick erhob sich. Er warf einen Blick durch das luftige Storegewebe in die hell aufglänzende Schneelandschaft und sah dann zum Himmel auf, wo sich die weißgrauen Wolkenmassen jählings zerteilt hatten.

„Das wird ein großartig schöner Tag werden! Schade, daß meine Grete nicht da ist!“

„Ja, ja, ein großartig schöner Tag!“ murmelte Roderich.

So stiegen sie langsam die Treppen hinab. Am Siegesdenkmal nahmen sie einen Schlitten, der sie im Flug nach dem Abfahrtspunkt der elektrischen Bahn brachte.

Als Eva Löhr endlich erwachte und ihrer keckfrisierten Zofe Jeanneton klingelte, waren die beiden Männer fast schon in Oberhorwitz.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

[illegible] der nördlichen Brockhoffstraße, wo [illegible]tigen Häuserkomplexe der großen [illegible]andlungen und Buchdruckereien [illegible] zu schlumm[illegible]nen, wan-

belte Roderich Löhr, den Hut tief in die Stirne gedrückt, voll zitternder Unruhe auf und nieder. Es schlug halb zehn. Der Schnee knirschte zu seinen Füßen; die Gaslaternen flackerten unheimlich in dem scharf dreinpfeifenden eiskalten Ostwind. Von Zeit zu Zeit heftete Roderich einen blöden glanzlosen Blick auf ein halbhohes Gebäude jenseits der Straße, wo vier plump gemeißelte Karyatiden einen langen Balkon trugen. Rechts von diesem Balkon waren zwei Rundbogenfenster mattrot erhellt. Hier wohnte der ehemalige Lieutenant Otto von Sülfingen.

Roderich Löhr war nun vollständig im klaren. Er kannte die Einzelheiten; er wußte um Ort und Zeit, um Wege und Stege. Nur eins fehlte ihm noch: die sinnfällig derbe Ertappung. Das wollte er auskosten bis auf die Hefe.

Der Wind hatte sich jetzt zum Sturm gesteigert. Ein Klirren und Rasseln ging durch die Luft, eine aufregende Symphonie von kreischenden Wetterfahnen, ächzenden Jalousien und klappernden Läden. Jeden Augenblick meinte man, irgend ein feindseliges Etwas, ein zertrümmerter Schlot, eine Dachtraufe, eine berstende Wand müsse krachend herniederstürzen und sich ein Opfer suchen.

Roderich Löhr ging schneller und schneller. Er lauerte wie ein bengalischer Tiger, der seine Beute beschleicht. Sein Herz krampfte. Zu all seinem Elend kam die Empfindung, daß dieses Auflauern selbst eine Unwürdigkeit sei, die verächtliche Rolle eines Erbärmlichen. Und dennoch, die Rolle mußte gespielt werden. Was hatte er nicht alles erlebt! Die Begegnung da an der Wettersäule! Das fürchterliche Billet, das ihn Marianne erst lesen ließ, nachdem er auf Ehrenwort sich verpflichtet hatte, es ihr wiederzugeben! Die Glossen zu diesem Billet, die Winke und Weisungen! Gräßlich, gräßlich! Und das Billet war echt, und dieses Mädchen log nicht.

Nun schlug es halb elf. Die wenigen Fußgänger, die hier vorüberkamen, drehten sich um und schauten dem seltsam [illegible] schwankenden Manne pfiffig nach. S[illegible] ten ihn offenbar für betrunken[illegible] zerkaute er seinen Schnurrbart, [illegible] auf halblaute R[illegible]ten und fuhr [illegible]

Händen kreuz und quer in der Luft herum. Seine Gedanken jagten und tobten; die scheußlichsten Rachebilder drängten sich ungestüm vor seine wild-fiebernde Seele. Wenn sie da jetzt herauskömmt, die Elende, Schmachbedeckte, dann wird er sie ganz freundlich begrüßen und mit ihr vom Wetter sprechen, und thun, als sei das vollkommen selbstverständlich, daß er sie hier in der Stille der Nacht so spät auf der Straße treffe. Er wird ihr den Arm reichen, sie friedlich und freundlich nach Hause führen und sie dann später, wenn sie entschlummert ist, kurzer Hand mit ihrem Kopfkissen erwürgen. Ja, so geht's! Das ist das Beste und Einfachste. Er sieht schon im Geiste, wie er sich langsam erhebt und der Schlafenden höhnisch zuraunt: „Na, nun hört das wohl auf mit dem Lieutenant!" Dann — zwei, drei Minuten, und es ist aus mit ihr ... Starr und kalt liegt sie da ... Eva, die schöne, sinnberückende Eva ist tot ... Und trotz seines Hasses schauert er bei dem furchtbaren Anblick reuig zusammen; voll wütender Sehnsucht preßt er die Lippen auf den erkalteten Mund, dem er das frischblühende Lächeln für immer geraubt hat, und legt das entwürdigte, heißpochende Haupt schluchzend an ihre Brust. Dann wieder hatte sein Strafgericht andere, minder gewaltsame, aber vielleicht noch entsetzlichere Pfade gewählt: die Rache einer langwierigen Seelenfolter. Er malte sich das im einzelnen aus; er schwelgte bei jedem Nadelstich, der sich heimlich in ihr Gemüt einbohren und sie nach und nach zur hellen Verzweiflung bringen sollte. War er von diesen Bildern ersättigt, so kam die Abrechnung mit dem liebebrünstigen Otto von Sülfingen. Auch hier arbeitete sein überreiztes Gehirn mit Vorstellungen, die fast schon Visionen waren. Im Birkengehölz oder am Ronacher Brunnen stand er dem Räuber seiner Ehre und seines Glückes kampfbereit gegenüber. Er, dem nie eine Kugel fehl ging! Und kaltblütig lächelnd grub er das Bleigeschoß dem Gegner ins linke Auge ... Nein, das wäre zu [illegible] ... Erst die schwindelnde Seligkeit in [illegible] zu der Frevlerin und dann ein [illegible]wische[illegible] Tod: da hätte ihn ja der glück[illegible]lich auf der Welt ewig beneiden [illegible] Quod non! Roderich schonte das

Leben des Schandbuben, aber er zeichnete ihn. Er brachte ihm eine Verwundung bei, die ihm das hübsche, lüsterne, unverschämte Verführergesicht von Grund aus zermalmte. Und wie er dann blutend sank, machte er dem Verstümmelten eine hohnstrotzende, kalte Verbeugung.

Mehr und mehr wühlte sich so der verstörte Mann in die grausamste Bitternis, in die schäumendste Wut ein. Je länger das währte, um so maßloser tobte sein Rachedurst. Zwei-, dreimal schon hatte er den Entschluß gefaßt, einfach ins Haus zu dringen und sich mit List oder Gewalt die Gasse zu bahnen zu den beiden fluchwürdigen Missethätern. Ein Kampf, ein brutaler Faustkampf mit den Verruchten wäre ja eine Wohlthat gewesen. Mit einem einzigen Stoß auf den Gurgelknopf lag Otto von Sülfingen halt- und hilflos am Boden. Und dann würde Roderich die zitternde Ehebrecherin bei den Haaren herausschleifen und mit Fußtritten über die Treppe befördern ... Die Scham jedoch, die Furcht vor dem öffentlichen Skandal hielt ihn zurück. Er knirschte ohnmächtig in die Zähne und wartete, wartete, wartete.

Endlich ging da drüben die Hausthür. Wie eine Schlange glitt sie heraus, die Spenderin der goldgelben Blume, das scheue Geschöpf, das damals die ersten Huldigungen Roderichs mit so feinfühliger Strenge zurückgewiesen, weil er noch vorläufig einer anderen gehörte ... Pfui! Das war doch alles nur jämmerliche Komödie gewesen!

Eva Löhr steuerte südwärts, nach dem Sidonienplatz, wo etliche Nachtdroschken hielten. Mit drei, vier Sätzen war Roderich neben ihr. Die Straße war menschenleer. Im nächsten Moment packte er sie im Genick und schüttelte sie, wie der Jagdhund den Hasen schüttelt. Noch eh' er so zugriff, hatte sie seine Gestalt erkannt. Ein flüchtiger Aufschrei rang sich von ihren Lippen. Ihr Hut fiel nach vorn über.

„Dirne!“ raunte er tonlos vor Aufregung. „Willst du etwa zurück in mein Haus? Geh' du dahin, wo du herkommst!“

Und abermals zerzauste er sie, daß ihr der Schleier in Fetzen um den verwüsteten Kopf hing.

„Laß mich! Oder ich rufe um Hilfe.“

„Was? Du drohst noch?“

Und blutunterlaufenen Auges hebt er die Faust. Im nächsten Moment wird diese furchtbare Faust herabdonnern in das bleiche liebreizende Antlitz und ihr die Zähne, die so milchweiß zwischen den Lippen hervorschimmern, unbarmherzig in Stücke schlagen.

Doch nein. Er läßt die Faust wieder sinken. Er muß Herr seiner selbst bleiben. Dort kommen zwei junge Leute in Arbeitertracht. Keine Scene mehr, keine Brutalität. Ruhiges Blut — unter jeder Bedingung!

„Folge mir!“ sagt er keuchend. „Nicht im Wagen! Zu Fuß! Da drinnen allein mit dir — lieber mit einer Pestkranken. Komm nur! Ich thu' dir nichts.“

Sie rückt sich den verunglimpften Hut zurecht. Wortlos stapfen sie nebeneinander her über den lautknarrenden Schnee. Sie zittert wie Espenlaub. Endlich murmelt sie mit erstickter Stimme:

„Glaube mir doch ... Ein unglückseliger Zufall ... Urteile nicht nach dem Schein!“

Da lacht er ein gräßliches Lachen.

„Dirne!“

Und weiter geht's durch den heulenden, wetterfahnenzerwirbelnden Ostwind.

So kommen sie heim. Eva begiebt sich atemlos in ihr Boudoir, wo auf den Stahlböcken des kleinen Kamins ein flackerndes Feuer brennt. Durch die flammroten Blumen der Wandleuchter schimmern die Drähte des Glühlichts. Erschöpft sinkt sie auf ihren Langstuhl. Roderich wird im Vorsaal von seinem Leibdiener Prasch mit einem Brief empfangen, den eine unbekannte Dame vor drei Minuten bei dem Portier abgegeben. Roderich geht mit dem Brief in sein Arbeitszimmer. Ah, von Marianne Simonis! Was kann sie noch wollen? Er reißt das Couvert auf und findet das unzweideutige, jeden Einwand vernichtende Liebesbillet Sülfingens. Dabei liegt ein Zettel, mit Bleistift bekritzelt, nur wenige Worte enthaltend:

„Ich habe gesehn, wie Sie der ehrvergessenen Person gedient haben. Ich weiß jetzt, daß Sie ein Mann sind. Da stelle ich Ihnen denn gleich den Brief zur Verfügung. Sie wird wohl Ausflüchte machen: aber mit diesem Papier können Sie ihr auf ewig den Mund stopfen. Sogar vor Gericht. Hochachtungsvoll M.“

Roderich las und schlug sich in barer Verzweiflung wider die schweißperlende Stirn, daß es laut aufdröhnte. Der Schaum trat ihm vor den verzerrten Mund. Hätte er Otto von Sülfingen jetzt unter den Griffen gehabt, er hätte ihn blindwütig in Stücke gerissen.

Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, ging er zu Eva, die, einer Ohnmacht nahe, in den weich schwellenden Polstern lag. Er hielt ihr den Brief ihres Mitschuldigen derb unter die Nase und sagte mit unheimlich gedämpfter Stimme:

„Da, Canaille! Nun leugne noch!"

Sie schwieg.

„Weißt du, was jetzt geschieht?" fuhr er dann höhnisch fort. „Dich, du infames Geschöpf, werfe ich kurzer Hand aus dem Hause; den Kerl aber töte ich. Verstehst du? Ich schieße ihm eine Kugel ins Hirn! Mitten hinein, daß die Geschichte nach allen vier Winden spritzt."

„Barbar!"

„Soll ich dich anspeien?"

Nun brach sie in Thränen aus.

„Gott, o Gott," wimmerte sie, „wie furchtbar bin ich bestraft!"

„Jawohl! Für deine bodenlose Gemeinheit!"

„Nicht für das, was du so nennst, sondern dafür, daß ich dich um des elenden Geldes willen geheiratet habe!"

„Was? Um des Geldes willen?"

Sie ließ ihr Taschentuch sinken und starrte ihn kalt an:

„Hast du dir jemals denn eingebildet, einen Menschen wie dich nähme ein junges Mädchen aus Liebe? Bist du etwa der Mann gewesen, den die Natur mir bestimmt hatte — du in deiner kleinbürgerlichen Beschränktheit? Ohne Gehlberg hätte ich niemals im Leben Ja gesagt! Nur dein unermeßlicher Reichtum gab dir ein Recht, meine Hand zu begehren!"

Roderich taumelte:

„Gut, Canaille," ächzte er durch die Zähne. „Das mag so sein, obgleich dieses schnöde Bekenntnis dich zur schuftigsten Heuchlerin stempelt. Nachdem du aber mein Weib geworden, gleichviel aus welchem Grund, hattest du die verdammte Pflicht, das einmal beschworene Wort auch zu halten ..."

„Gewiß. Das räume ich ein. Und ich hatte mir's auch gelobt bei allem, was heilig ist. Doch eine höhere Gewalt durchkreuzt oft unser ehrlichstes Wollen. Herr von Sülfingen war, eh' ich dich kennen lernte, mein heimlicher Bräutigam ... Ich mußte ihn aufgeben, weil es nicht anders ging; weil er nichts hatte und ich nichts hatte ... Und da sah ich ihn wieder, so ernst, so unglücklich ..."

„Und da packte dich ein verzehrendes Mitleid! Herrlich! Großartig! Willst du noch, daß ich Thränen mit dir vergieße um seine Liebesqual? Du verlogene, elende, gemeine Person!"

Eva erhob sich.

„Ich bitte dich, schweig!" sagte sie kalt. „Mach mit mir, was du für gut findest, aber laß diesen plebejischen Ton, der ja doch nur der Ausfluß einer brutalen, subalternen Gesinnung ist! Ich habe gefehlt, also richte mich! Auf deine Großmut erheb' ich keinerlei Anspruch. Du hast kein Verständnis dafür, wie's einem armen verhungernden Herzen zu Sinne ist. Nur dies Geschimpfe widert mich an, und ich weis' es zurück als eines Gentleman unwürdig."

Er stand da wie gelähmt. „Einem armen, verhungernden Herzen!" wiederholte er tonlos. Und dann schlug er die Hände vors Angesicht. Es schüttelte ihn vom Wirbel zur Zehe. „So also steht's mit dir! Du, die ich so heiß liebte, die ich so glücklich wähnte, so reich und so wunschlos ...! O Gott, o Gott!"

Es war jammervoll anzusehn, wie dem gebrochenen Mann die hellströmenden Thränen zwischen den Fingern hervorquollen. Für Minuten vergaß er den Zorn und den Haß, um sich ganz seinem Schmerze zu überlassen. Dann aber schämte er sich dieser haltlosen Feigheit, die der Verräterin nur ein Triumph sein konnte. Sie stand jetzt, wie in Erwartung eines erneuten Angriffs, vor dem Kamin und stützte den Ellbogen nachlässig auf die Platte. Nun trat er dicht vor sie hin, die Arme gekreuzt, die Brauen gerunzelt, und sprach mit gedämpfter Stimme, jedes Wort unheimlich betonend:

„Höre jetzt meinen Entschluß! Wenn du dem, was ich hier anordne, blindlings gehorchst, so jage ich dich nach einiger Zeit

zwar dennoch zum Teufel; aber ich will, da du leider doch meinen Namen trägst, wenigstens einigermaßen für deine Zukunft sorgen. Auch deine Eltern, die mich so systematisch ausgesaugt haben, will ich nicht weiter belästigen; meine Schuldforderung soll getilgt sein; sie mögen ihr Gut, das ich ihnen sofort abnehmen könnte, in Ruhe behalten. Machst du mir aber auch nur die kleinste Schwierigkeit, so fliegst du in diesem Moment noch hinaus, und ich lasse mich dann später auf nichts ein; verstehst du, auf nichts!“

Sie senkte den Blick. Sie fühlte nur allzusehr, daß sie vollkommen in seiner Gewalt war.

„Sprich!“ sagte sie leise.

Und Roderich Löhr fuhr mit wachsender Selbstbeherrschung fort:

„Also vernimm! Ich verlange von dir, daß du dich vorläufig in jeder Beziehung so beträgst, als wäre nicht das Geringste zwischen uns vorgefallen. Wir bewohnen gemeinschaftlich die bisher von uns inne gehabten Räume; nach wie vor sehen wir Gäste bei uns, und du machst mit gewohnter Artigkeit die Honneurs ... Vor allem: wir empfangen auch den verruchten Kerl, der mich entehrt hat. Aber, bei Tod und Hölle: daß du mit keinem Zucken der Wimper ihn merken läßt ...! Sonst — ich wüßte nicht, was ich begehen würde ...! Hast du begriffen?“

„Ja.“

„Und du giebst dich darein? Du wirst alles so durchführen, wie ich's befehle?“

„Ich will es versuchen.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der folgende Tag war ein Sonnabend. Das prunkvolle Haus in der Hennebergstraße erwartete einige zwanzig Gäste zum späten Diner. Die Einladung hatte auf halb sechs gelautet.

Als die Wanduhr des Korridors eben zum Schlag ausholte, trat Roderich Löhr, stramm aufgerichtet, in den Mittelsalon. Am Spiegel vorübergehend, staunte er fast über sein ruhiges, völlig normales Aussehen. Nur etwas bleich kam er sich vor. Aber das konnte die Wirkung des elektrischen Lichtes sein.

Im Nebenraum, der ganz in feurigem Gelb dekoriert war, fand er, auf eine Säule gestützt, Eva. Sie trug cremefarbene Seide mit rotem Ausputz und Rubinen im Haar. Auch sie schien merkwürdig klar und gesammelt. Ihr liebreizendes, jugendfrisches Gesicht zeigte keinerlei Spur mehr von den gestrigen Aufregungen. Ja, sie brachte es fertig, als ihr Gemahl jetzt herankam, freundlich den Kopf zu neigen.

Fast in dem nämlichen Augenblick meldete Bob den Grafen Jellinsky. Und nun füllte der Saal sich rasch. Der Kommerzienrat Malkomesius mit seiner schwerhörigen Frau und der Oberförster Max Wernick waren die nächsten. Malkomesius sprach der Hausherrin nochmals sein tiefstes Bedauern aus wegen des Zwischenfalles mit Ägir, den er ihr doch nur in der Absicht verkauft hatte, sich bei der schönsten und geistreichsten Dame der Residenz ganz besonders zu insinuieren. Das Pferd gedieh jetzt hoffentlich tadellos? Ja? Gott sei Dank! — Die schwerhörige Frau Kommerzienrätin glaubte, ihr Eheherr spreche von der Eröffnung der Neuen Akademie und hauchte ekstatisch: „Ja, das muß großartig gewesen sein! Und die Rede Grabowskys!“ Wernick, der im Norddeutschen Hof logierte und den Tag über sehr con amore verschiedene Sehenswürdigkeiten, dazwischen aber auch etliche Bier- und Weinhallen besucht hatte, verbeugte sich vor Frau Löhr außerordentlich formvoll, drückte dem alten Hochschulfreunde herzhaft die Hand und plauderte dann mit dem Grafen Jellinsky, der ihm gestern in Oberhorwitz mit so auserlesener Liebenswürdigkeit entgegengekommen war. Der Oberförster trug die freiherrlich Riddaghausensche Galauniform und konnte mit seinem schönen wettergebräunten Antlitz und dem tiefschwarzen Vollbart geradezu für den Idealtypus eines waldfrohen Weidmanns gelten.

Nach einiger Zeit ging die Salonpforte von neuem auf. Und dann wieder von neuem. Es kam die verwitwete Frau Generalkonsul Martens mit Tochter und Schwiegersohn — die Tochter das vollendete Ebenbild der starken Mama, der Schwiegersohn eine strohblonde, unterwürfige Null. Es kam der geistreiche Essayist Henckel, das blinkende Einglas im Auge, die rechte Hand bald an der weißen Krawatte, bald auf den

Stoppeln des igelartig geschorenen Rundkopfs. Es kam die Hofopernsängerin Gjellup mit ihrer Gesellschaftsdame, der schlanken, blonden Cäcilie von Imhoff.

Und dann erschien auch Otto von Sülfingen ...

Roderich Löhr fühlte, wie ihm das Herz beinahe stille stand, als er das hübsche Gesicht seines Todfeindes so auf dem Hintergrund der blauen Portiere aufleuchten sah, frisch, flott, glückstrahlend, eine schmachvolle, wenn auch ungewollte Herausforderung des Entehrten. Roderich hätte sich auf ihn stürzen und ihn zerfleischen mögen, wie der Hofhund den Fuchs. Bald aber war diese letzte verzweifelte Anwandlung niedergekämpft. Er atmete tief und geruhig. Er wußte jetzt, daß ihn die Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit nicht wieder verlassen würden.

Unwillkürlich sah er nach Eva hinüber, auf die Herr von Sülfingen jetzt mit lächelnder Artigkeit zuschritt. Eva benahm sich tadellos. Kein Zucken der Wimper verriet, was in ihr vorgehn mochte. Die Art, wie sie auf Sülfingens höfliche Fragen antwortete, unterschied sich in nichts von dem liebenswürdig-gewandten Durchschnittston, den sie auch sonst anschlug.

Von Eva wandte sich Herr von Sülfingen zu dem Hausherrn. Mit der ihm eigenen reizvollen Ungezwungenheit streckte er dem Betrogenen freundschaftlich die behandschuhte Rechte entgegen. Roderich schlug mit vortrefflich gespielter Bonhommie ein und drückte und schüttelte diese Hand wie ein wohlwollender Onkel, der nach langjähriger Trennung seinen Lieblingsneffen und Paten begrüßt. Man sollte im Kreis dieser Gäste durchaus nicht im Zweifel darüber sein, daß Roderich Löhr mit Otto von Sülfingen ein Herz und eine Seele war.

Der ehemalige Lieutenant trug seinerseits zur Hervorrufung dieses Eindrucks redlich bei. Er war gegen Roderich die Aufmerksamkeit und Herzlichkeit in Person — vielleicht aus jenem dunklen Instinkt heraus, der uns drängt, solche Leute, an denen wir uns heimlich versündigt haben, äußerlich gewissermaßen schadlos zu halten. Voll wärmster Teilnahme erkundigte er sich nach dem Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit, die Roderich Löhr mit so erstaunlichem Eifer in Angriff genommen. Er sprach sogar von der Monographie Roderichs über die Georginenzucht, und seine Worte bewiesen, daß er dies rein fachmännische Buch wirklich gelesen hatte.

Kurz nach sechs öffneten sich die Flügel des Speisesaals. Auch die Tischordnung entsprach dem Bemühen Roderichs, alles in unveränderter Harmlosigkeit erscheinen zu lassen. Wenn sich demnächst aus irgend einer noch zu konstruierenden Ursache ein Konflikt zwischen ihm und Herrn von Sülfingen entwickeln würde, so war auch hier ein Moment gegeben, das jede Vermutung des Vorbedachts und der Absichtlichkeit ausschloß. Herr von Sülfingen führte die Tochter der Frau Generalkonsul Martens, saß aber der Hausfrau, wie dies in letzter Zeit beinahe herkömmlich war, schräg gegenüber, so daß er sich ganz bequem mit ihr unterhalten konnte.

Roderich hatte zur Linken die Hofopernsängerin Gjellup, zur Rechten die verwitwete Freifrau Lichnowsky, eine sehr lebhafte, kluge Matrone, die ihn alsbald in die bunteste Konversation hereinzog. Dennoch ertappte er sich immer von neuem bei dem angstvollen Gedanken: Wie in aller Welt soll sich das machen? Wird Sülfingen, der mir so aalglatt um den Bart geht, wirklich im geeigneten Augenblick seine Haltung verlieren? Sich fortreißen lassen? Eine Formlosigkeit, eine Beleidigung wagen?

Eifriger als sonst sprach Roderich Löhr dem Champagner zu, während Eva nur außerordentlich mäßig nippte. Herr von Sülfingen dagegen schien dem Beispiel des Hausherrn nachzueifern. Wenigstens konnte Roderich wahrnehmen, wie sich das Antlitz des jungen Mannes mit jedem Gang höher färbte. Einmal sogar flammte unter den Wimpern Sülfingens ein Blick nach Eva hinüber, dessen unvorsichtige Glut nur auf Rechnung einer schwindenden Selbstbeherrschung gesetzt werden konnte.

„Um so besser!“ sagte sich Roderich und biß die Zähne zusammen.

Nach aufgehobener Tafel zog sich ein Teil der Herren ins Rauchzimmer zurück. Hier standen etliche Spieltische mit Skat- und Whistkarten. Das Whist ward in dem Hause Löhr bevorzugt, da Eva, der Überlieferung

ihrer Mama folgend, den Skat für weniger comme il faut hielt.

„Nun, Wernick?“ fragte Roderich, dem flott qualmenden Freund auf die Schulter klopfend. „Ein Spiel gefällig?“

„Wie du willst. Ich bin zu jeder Schandthat bereit.“

„Was denn? Skat? Oder ein Bänkchen ...?“

„Spielt man hier auch Hazard?“

„Für gewöhnlich kaum. Aber dir zuliebe thun wir ein übriges.“

„Na, na! Du thust ja, als wäre ich ein Templer von Profession.“

„Bist du das nicht?“

„Das möcht' ich mir ausbalten! Als Student — natürlich! Was treibt man nicht alles, wenn der Tag lang und der Schädel etwas verbrummt ist. Jetzt aber — als Familienpapa ...“

„Nun, wir treiben's nicht hoch.“

Das Gespräch, das Roderich hier mit Wernick führte, war eigentlich auf zwei andere Personen, nämlich auf Herrn von Sülfingen und auf den Kommerzienrat Malkomesius berechnet. Von beiden war es bekannt, daß sie mit Leidenschaft hazardierten. Unwillkürlich, wie das Eisen dem Magnetberge folgt, kamen die zwei denn auch näher. Der Kommerzienrat nahm eines der noch im Umschlag befindlichen Spiele scheinbar gleichgültig in die Hand, drehte es zwischen den rundlichen Fingern auf und nieder und sagte dann weisheitsvoll:

„Auf den Hochschulen sollten dergleichen Scherze doch wohl verboten sein. Solange man noch das Geld seiner Eltern verspielt, halte ich jedes Jeu offengestanden für unmoralisch. Pardon, Herr Oberförster! Sie dürfen das nicht persönlich nehmen!“

„Bitte! Ich fühle mich ganz und gar nicht getroffen,“ versetzte Wernick mit einem behaglichen Lächeln. „Überhaupt ... Mein Freund Löhr war nur damals ein übertrieben solider Kerl, der es schon für Cynismus hielt, wenn wir einmal die Zeche ausknobelten. Deshalb täuscht ihn jetzt die Erinnerung. In Wirklichkeit kam ein Makao oder ein Tempel höchstens alle vier Wochen mal vor. Gott, ich will ja nicht leugnen, daß es auch seinen Reiz hat, so einmal ohne jede Berechnung das blinde, stupide Glück zu versuchen ...“

„Nicht wahr?“ fiel Otto von Sülfingen ein, und seine Augen blitzten vor Lebhaftigkeit. „Die öden Moralprediger, die das Jeu grundsätzlich verdammen, haben für diesen Reiz eben nicht das geringste Verständnis. Ich bitte Sie: was ist im Leben nicht alles vom Zufall abhängig? Wozu gehört nicht Glück? Und das Gefühl, nun einmal ganz und gar auf die eigene Mitwirkung zu verzichten und sich willenlos von den Wogen des Schicksals tragen zu lassen — — ich weiß nicht, das befreit den Menschen auf so famose Art von dem Bann der Alltäglichkeit, das hat etwas Vornehmes — wie soll ich mich ausdrücken? — etwas Großartiges, Ideales! Und glauben Sie mir: nur das Aparte, Aristokratische dieses Reizes trägt schuld daran, wenn das Jeu in der guten Gesellschaft mit so unverwüstlichem Eifer betrieben wird! Der Plebejer hat keinen Sinn dafür.“

„Na, zeigen wir denn mal zur Abwechselung, daß wir keine Plebejer sind!“ lachte der feiste Kommerzienrat. „Ich bekenne ganz offen: Whist und Skat ennuyieren mich, während Poker zum Beispiel ... Kennen Sie Poker?“

Die Frage war an den Oberförster gerichtet. Wernick verneinte.

„Kolossal einfach!“ rief Sülfingen. „Wenn Sie erlauben ...“

Er bat den Kommerzienrat um die Karten. Die Herren setzten sich. Mit großer Gewandtheit erklärte Otto von Sülfingen die Spielregeln des Poker.

„Na, hören Sie mal,“ sagte Wernick, „da kann man ja Hab und Gut verlieren!“

„Wenn man Pech hat, natürlich! Übrigens steht es jedem Spieler ja frei, im rechten Moment abzuspringen. Wissen Sie was? Ein paar Spiele hindurch sehn Sie mal zu! Etwas Übung ist bei der Sache doch nötig ...“

Der Kommerzienrat rieb sich die Hände. „Machen wir einen Poker! Wenn man so gut diniert hat, wie bei unserem verehrungswürdigen Gastgeber, dann gehört das eigentlich mit zu den Freuden der Digestion ... Spielen Sie mit, Herr Löhr?“

„Wenn Sie gestatten, gern!“

„Nun heißt's auf der Hut sein!“ lachte der dicke Herr. „Sie haben im Spiel einen

ganz phänomenalen Bambel. Neulich bei Grotewald haben Sie mich gehörig hineingelegt ...“

„Im Gegenteil. Ich verlor.“

„So? Richtig! Das war ja der Hauptmann Cornelius, der uns so schmachvoll rupfte. Aber sonst ...“

„Wieviel Karten?“ fragte jetzt Otto von Sülfingen, der gegeben hatte und schon völlig vom Dämon des Spiels betäubt war.

„Drei, wenn ich bitten darf. Das weiß Gott, ich kriege niemals mehr als ein Paar.“

„Herr Löhr?“

„Eine!“

„Und ich — keine!“

„O, o, o!“ rief der Kommerzienrat. „Also die volle Hand!“

„Wer weiß?“ lächelte Sülfingen.

Der Kommerzienrat paßte. Nun kam Roderich. Er setzte fünf Mark.

„Fünf Mark und fünf darüber!“ sagte der junge Mann siegesgewiß.

„Die fünf — und noch dreißig!“

Herr von Sülfingen musterte seine Karte.

„Donnerwetter, da scheinen Sie gut gegriffen zu haben ...! Pah! Sie wollen mich abschrecken! Die dreißig — und noch einmal dreißig!“

„Die dreißig halt' ich und setze noch hundert darüber.“

„Na, nun paſſ' ich!“ rief Otto von Sülfingen. „Was haben Sie denn?“

„Nichts!“ lächelte Roderich. „Nicht einmal ein erbärmliches Paar!“

Er strich das Geld ein.

„Es ahnte mir doch!“ murmelte Sülfingen.

„Nein, hör' mal, du, das find' ich aber ein bißchen toll!“ meinte der Oberförster. „Wenn Herr von Sülfingen die hundert Mark nun gestellt hätte?“

„Dann hätt' ich sie eben verloren! Dafür heißt es ja Spiel! Wer nicht wagt, der gewinnt nicht.“

„Na, trösten Sie sich, Herr von Sülfingen,“ rief der Kommerzienrat Malkomesius. „Sie haben das Glück in der Liebe.“

Roderich Löhr fühlte einen brennenden Stich in der Brust. Aber er zuckte nicht.

Das Spiel ging weiter. Nach fünf oder sechs Umgängen ereignete es sich, daß alle drei Spieler einander stark überboten. Herr von Sülfingen und der Kommerzienrat hatten ein glänzendes Blatt, Roderich nur zwei niedrige Paare. Nachdem bereits fünfhundert Mark gesetzt waren, legte Herr Malkomesius mit strahlender Zuversicht weitere zweihundert Mark auf den Tisch. Sülfingen, dessen Barschaft zu Ende ging, hätte die zweihundert Mark durch einen Bon halten können. Aber das breite Gesicht des Kommerzienrats ließ auf mindestens volle Hand, wenn nicht auf vier Gleiche schließen. So sprang denn Sülfingen ab, etwas bedrückt, aber doch in dem troſtreichen Gefühl, als verständiger Mann zu handeln. Unmittelbar darauf stellte Roderich die Partie und hieß den Kommerzienrat aufdecken.

„Sie haben gewonnen,“ sagte er gleichmütig, während Herr Malkomesius strahlend den ganzen Betrag einzog.

Sülfingen nagte die Lippen. Es zeigte sich jetzt, daß seine eigenen Karten nicht unwesentlich besser waren als die des Kommerzienrats. Er würde gesiegt haben, wenn er sich nicht hätte verblüffen lassen.

„Was hatten Sie denn?“ wandte er sich verdrießlich an Roderich.

„Nur zwei Paare. Ich hoffte den Herrn Kommerzienrat abzuschrecken.“

„Aber Sie hielten doch!“

„Ja, zuletzt!“

„Verzeihen Sie, aber das finde ich sonderbar!“

„Wie so, Herr von Sülfingen?“

„Nun, man hält doch nicht, wenn man abschrecken will! Mich haben Sie glücklich hinausgedrängt, und dann streichen Sie vor dem Gegner die Segel ...“

„Das kann ich doch machen, wie mir's beliebt!“

Herr von Sülfingen erbleichte ein wenig. Innerlich bebte er.

„Gewiß!“ sprach er dann so gelassen wie möglich. „Verzeihen Sie, wenn ich so dreist war, einem Gefühl Ausdruck zu geben, das vielleicht keine Berechtigung hat. Es macht nur den Eindruck, als spielten Sie absichtlich zu gunsten des Herrn Kommerzienrats.“

Roderich Löhr holte tief Atem. Der Augenblick war gekommen.

„Ich weiß nicht,“ versetzte er stirnrunzelnd, „wie ich diese recht sonderbare Bemerkung auffassen soll.“

Seine Stimme klang hart, sein Blick war

so herausfordernd streng, daß Herr von Sülfingen, der sich ohnehin wütend geärgert hatte, jede Fassung verlor.

„Fassen Sie das auf, wie's Ihnen beliebt!“ sagte er mit erkünstelter Kaltblütigkeit, während es ihm nervös in den Fingern zuckte.

„Dann erlaube ich mir, eine Unart darin zu erblicken. Spielen Sie, bitte, mit wem Sie wollen! Und hier: nehmen Sie gütigst zurück, was ich gewonnen habe!“

Er schob mit einer wegwerfenden Handbewegung einen Teil der vor ihm liegenden Summe quer über den Tisch, so daß einige Zwanzigmarkstücke dem jungen Mann auf den Schoß fielen.

Herr von Sülfingen sprang empor.

„Ah! Das ist ...!“

„Ich bitte Sie dringend, sich hier zu mäßigen!“ flüsterte Roderich augenrollend. „Sie vergessen, daß die fatale Tonart berufsmäßiger Spieler in meinem Hause nicht angebracht ist!“

Das war zu viel. Herr von Sülfingen, dem der Champagner, der Spielteufel und der heiße Verdruß längst schon die Zurechnungsfähigkeit stark beeinträchtigt hatten, taumelte vor Erregung. Seine zitternde Hand hielt noch krampfhaft die Karten umklammert. Es flirrte ihm vor den Augen; die Stirn ward blaurot. Im nächsten Moment warf er dem ruhig dasitzenden Gegner die fünf zerdrückten Blätter mitten ins Antlitz.

Das alles hatte sich merkwürdig schnell abgespielt. Roderich Löhr, der heimlich über den Gang der Ereignisse jubelte, schien äußerlich wie erstarrt. Er rührte nicht Hand noch Fuß, während sich Herr von Sülfingen mit einer recht hilflosen Verbeugung gegen die übrigen Herren eiligst entfernte. Der Kommerzienrat Malkomesius war außer sich; Wernick wiegte in höchster Verstimmung den Kopf und strich ein übers andere Mal seinen prächtigen Räuberbart; die sonstigen Insassen des Rauchzimmers drängten sich fragend, forschend, bedauernd heran.

Roderich Löhr war vollständig Meister der Situation. Langsam erhob er sich und lächelte, wie ein Mann lächelt, der sich nur mühsam beherrscht.

„Ich bitte Sie, meine Herren, sich durch diesen peinlichen Zwischenfall nicht weiter stören zu lassen. Ich glaube, daß ich für meine Person nichts dazu beitrug. Verzeihen Sie jetzt ... Wernick, auf einen Moment!“

Er nahm den Oberförster beiseite.

„Max,“ begann er, „unter sämtlichen Anwesenden steht mir keiner so nahe wie du. Diese infame Beleidigung, hier in meinem eigenen Daheim ... Nun, du bist alter Corpsstudent: jede weitere Bemerkung ist überflüssig. Kann ich auf deinen Beistand rechnen?“

„Gewiß! Natürlich! Das ist ja großartig! Offen gestanden, ich habe deine Selbstbeherrschung bewundert.“

„Nicht wahr? Als Wirt mußte ich eben alles aufbieten ...“

„Einerlei. Ich bin auch kein Freund von Prügelmensuren: aber ich glaube, an deiner Stelle hätt' ich den ersten besten Stuhl in die Höhe gerissen — unbeschadet aller späteren Auseinandersetzungen ...“

„Es ist besser so,“ lächelte Roderich. „Also ich möchte dich bitten, morgen in aller Frühe Herrn von Sülfingen einen Besuch abzustatten. Brockhoffstraße Numero sechzig, zwei Treppen. Das weitere versteht sich von selbst. Gezogene Pistolen. Bedingungen, wie du's für nötig hältst. Aber nicht gar zu sanft! Ich muß ein Exempel statuieren. Der Adel tritt uns bürgerliche Canaillen sonst nächstens unter die Absätze.“

Der Oberförster war ein wenig erstaunt, daß Roderich, der auf der Hochschule für einen ausgesprochenen Gegner des Zweikampfs gegolten hatte, nun auf einmal so ins Extrem verfiel. Doch mußte er wiederholt einräumen, das unerhörte Benehmen Sülfingens rechtfertige die Erbitterung Löhrs vollständig. Einstweilen gab er dem Freunde die Hand und gelobte ihm feierlich, alles in bester Form zu erledigen.

Dann machte er seinem Ärger Luft.

„Schade!“ brummte er in den Bart. „Der Abend war so gemütlich. Ja, das verdammte Spiel! Aber ich geb's euch schriftlich: keine Karte mehr rühr' ich an! Wenn ich mir vorstelle: ich als Familienvater könnte so in die Lage kommen ...! Wirklich, ein dummer Junge, der Sülfingen! Und wüßte der Kerl, daß du ein so ausgezeichneter Schütze bist! Er hätte sich wohl

zweimal besonnen, eh' er die Gäule so mit sich durchgehen ließ."

Löhr und Wernick traten nun wieder in die Mitte des Zimmers und mischten sich unter die übrigen Rauchgäste. Beide bestrebten sich, einen möglichst harmlosen und vergnügten Ton anzuschlagen. Der unangenehme Auftritt jedoch hatte die Ruhe und das Behagen ein für allemal weggescheucht. Nach kaum einer Viertelstunde empfahl man sich.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tag, um halb zwölf, trat Prasch zu Roderich in das Arbeitsgemach und meldete ihm den Oberförster Max Wernick.

„Führ' ihn herein!" befahl Roderich kurz und setzte sein langsames Auf- und Abschreiten so gleichmütig fort, als ob es sich um den alltäglichsten Pflichtbesuch handle.

Eva, die gestern abend durch die wohlmeinende Frau Generalkonsul Martens über das Vorgefallene gründlich belehrt worden war und mit ganz normaler Verblüfftheit erklärt hatte, sie würde Himmel und Hölle aufbieten, um den Zweikampf zu hintertreiben, saß unterdes völlig gebrochen in ihrem Boudoir und starrte glanzlosen Auges auf die Blumen und Ranken des kostbaren Smyrnateppichs. Die fast übermenschliche Willenskraft, mit der sie während des ganzen Diners die Rolle freudigster Lebenslust weiter gespielt hatte, war einer trostlosen Niedergeschlagenheit, einer dumpf-quälenden Angst gewichen. Links in der Herzgrube spürte sie ein beklommenes Nagen, das sie beinah für Reue hielt. Auch bereute sie ja vielerlei in der That ... Nur war es nicht jene echte, wahrhaftige Reue, die aus der tiefen Erkenntnis des eigenen Unwerts und aus dem brennenden Wunsche erwächst, das Gesündigte gut zu machen, sondern das wilde Bedauern des Frevlers, der sich da schuld giebt, gar zu Tollkühnes gewagt, die notwendige Vorsicht versäumt, die Mahnungen der einfachsten Klugheit mißhört zu haben. Sie begriff jetzt nicht, daß sie ihr ganzes Dasein so blind und leichtsinnig in die Schanze geschlagen. Sie hätte sich ja dem Rausch dieser ersten wirklichen Neigung ganz mit der gleichen Hingebung überlassen können, ohne die Thatsache zu vergessen, daß überall, selbst in der hastenden, vielbeschäftigten Großstadt, müßige, neiderfüllte Spione lauern ...

Was sollte nun werden? Sie überlegte. Sie mühte sich, die Entwickelung der Dinge so klar als möglich vorauszuschauen. Wohin sie auch sah: nirgends gewahrte sie einen Schimmer von Hoffnung. Über den Ausgang dieses Duells gab es nach allem, was vorlag, kaum einen Zweifel. Roderich hatte ihr ja seine entsetzliche Absicht offen erklärt. Er kannte kein Mitleid, keine Vernunftgründe, wo es sich um den brutalen Instinkt des beleidigten Gatten handelte. Wenn nicht ein ganz besonders glücklicher Zufall mitspielte, war Otto von Sülfingen, der einzige Mann, den sie in ihrer Art wirklich geliebt hatte, unrettbar verloren. Das Handhaben des Gewehrs, der Schießwaffen überhaupt — das war ja der einzige Sport, in welchem der philiströse Roderich Meister war. Und hier excellierte er unheimlich. Es machte den Eindruck, als wolle er all seine sonstigen Schäden und Mängel und Unfertigkeiten durch diese eine blendende Virtuosität auslösen. Vor ihrer Seele tauchte in schreckhafter Greifbarkeit der gutgepflegte Schießstand von Gehlberg empor und die handgroßen Scheiben, die ausnahmslos mit mathematischer Sicherheit mitten im Centrum durchlöchert waren. Und einmal, als es schon dämmrig war, hatte er vorn bei den Rosenbeeten aus schwindelnder Höhe einen Raubvogel heruntergeknallt, den sie mit bloßem Auge kaum zu erkennen vermochte ... Otto dagegen, obgleich ehemaliger Offizier, leistete als Pistolenschütze nur so knapp das Notwendige. Der Regimentskommandeur hatte ihm öfters sogar eine abfällige Bemerkung gemacht. Und sein leicht erregbares Temperament trug wohl kaum dazu bei, im Ernstfalle die Sicherheit seines Blickes und seiner Hand zu erhöhen ...

Sie stöhnte bei diesen Erwägungen bang auf. Es war nicht zu ertragen! Der blühende junge Mann, der ihr so inbrünstig anhing, den sie jetzt heißer und stürmischer zu lieben glaubte als je zuvor, sollte unter der Mordwaffe dieses Wüterichs elend verbluten? Ja, wenn sie noch durch den Tod ihres Mitschuldigen wenigstens die Verzeihung ihres Gemahls und die Fortsetzung

ihres bisherigen üppigen Daseins hätte erkaufen können! Dann wäre der Schmerz um den Verlust mit der Zeit vielleicht stumpf geworden. So aber war sie sich klar darüber, daß auch der ausgiebigste Rachegenuß Roderichs ihre trostlose Lage nicht im geringsten verbessern würde. Roderich schien sich seit jener Entdeckung von Grund aus verwandelt zu haben. Seine Liebe zu ihr war vollständig ausgelöscht. Nicht von fern durfte sie hoffen, daß er die Schmach, die sie ihm angethan, jemals verzeihen, daß er sie je — selbst auf ihr demütigstes Flehen hin — wieder in das verscherzte Recht einsetzen würde.

Sie warf sich langwegs über die Ottomane und preßte ihr heißes Gesicht wider den Arm. Und wie sie so lag und stöhnte und machtlos mit ihrem Elend rang, da keimte in ihr der Wunsch, jener Zufall, der so unwahrscheinlich, so kaum zu denken war, möchte sich dennoch ereignen: Roderich Löhr möchte, anstatt zu töten, getötet werden ...

Nun sprang sie wild auf. Das Herz pochte ihr bis in die Kehle. Und hastig, mit großen Schritten durchmaß sie das Zimmer.

Wenn Otto von Sülfingen den ersten Schuß hatte! Wer konnte dann wissen ...? Nach allem, was Frau Generalkonsul Martens erzählt hatte, war es noch lange nicht ausgemacht, wer der Beleidigte und wer der Beleidiger war. Der strohblonde Schwiegersohn der Frau Generalkonsul meinte sogar, wenn Eva sich recht entsann: das Berühren mit den hingeschleuderten Goldstücken komme nach Kavaliersbegriffen einer Berührung mit der Hand, das heißt also einem Schlage, gleich.

Plötzlich staunte sie, daß sie mit so vollendeter Gleichgültigkeit an Roderichs Tod dachte. Ihre Verwunderung jedoch währte nur einen Augenblick ... Im Grunde war das ja doch so natürlich! Mehr als eine flüchtige Freundschaft hatte sie niemals für Roderich Löhr empfunden. Und auch das nur im Anfang, als seine blinde Ergebenheit, seine fast hündische Devotion sie ein bißchen gerührt hatten. Später schwand diese Regung. Eva hielt die dankbare Unterwürfigkeit Roderichs für durchaus in der Ordnung. Die Wahrheit zu reden, hatte sie stets eine heimliche Antipathie gegen das Derbe, Vierschrötige und Provinzielle seiner Erscheinung und seines Auftretens gefühlt... Und nun gar seit jener unseligen Straßenscene, die ihr den ganzen Abgrund seiner Brutalität enthüllt hatte! Niemals war er ihr so abscheulich, so roh-plebejisch vorgekommen als bei den fürchterlichen Erörterungen, die sein wutverzerrtes Gesicht mit einer gelb-grünlichen Blässe bedeckt, die seine Nasenflügel so widerlich aufgebläht und ihm die zuckenden Mundwinkel mit Geifer gefüllt hatten!

Ja, sie haßte ihn jetzt wie nichts auf der Welt! Sie wünschte mit aller Inbrunst, daß ihn die Kugel ihres Geliebten zerschmettern möchte. Wie? Diesem bäuerischen Unhold hatte sie ihre Jugend, ihre Schönheit geopfert — und nun warf er sie auf die Straße, nur weil sie nach monatelanger Einsamkeit dem Drang ihres Herzens gefolgt war? Unerhört! Wenn er sie fortjagte, war sie ja um den Preis ihrer Hinopferung, um Glanz und Reichtum schmählich geprellt! Ihre Verstoßung — —, die Scheidung auf Gnade und Ungnade — —, die Vernichtung ihrer gesamten bisherigen Existenz — der Gedanke war einfach lächerlich! Und das alles wurde verhindert, sobald das Duell für Roderich einen ungünstigen Ausgang nahm. Sie blieb dann Herrin seiner Millionen — und konnte im übrigen dem Drang ihres Herzens folgen. Ja, so war es! Ihr Leben, ihr Sein, ihr ganzes Ich hing an der Kugel Sülfingens. Er mußte und würde also den ersten Schuß haben! Er mußte und würde den Todfeind unschädlich machen, oder es gab in der Welt keine Logik und keine Gerechtigkeit mehr!

Sie trat ans Fenster und preßte ihr fieberglühendes Antlitz hart wider die kalten Scheiben. Es schneite jetzt wieder. Beim Anblick der langsam herniederschwebenden Flocken verlor sie mit einemmal die erkünstelte Zuversicht. Es ward ihr zu Mute, als spinne sich da unter den grauen Wolken das endlose Leichentuch, das ihre Jugend und Schönheit für immer begraben solle ... Die traurigsten Bilder und Stimmungen rollten sich vor ihr auf ... Sie würde nach hundert Schrecknissen kläglich zu ihren Eltern zurückkehren, mit Schimpf und Schande davongejagt, ein verachtetes und verhöhntes

Geschöpf ... Und der rachsüchtige, unversöhnliche Mann ging mit seinen Millionen ins Ausland und ließ die verwöhnte Schwelgerin darben ... Oder gab ihr gerade nur das Notwendigste — kaum so viel, wie sie in ihrer glücklichen Zeit für Blumen und Handschuhe gebraucht hatte ... Und in haßerfüllter Wortbrüchigkeit untergrub er sogar die Existenz ihrer Eltern, so daß ihr nicht einmal diese letzte armselige Zuflucht blieb ... Das überschuldete Gut wurde verkauft: sie war dann gezwungen, um ihr tägliches Brot mühsam zu arbeiten — sie, deren Beruf es war, hold zu sein und begehrenswert, sie, die mit goldstreuenden Händen vergeudet hatte und überall Herrin gewesen war, kraft des ihr angeborenen Uradels der Vornehmheit und der Schönheit!

Es war zum Verrücktwerden! — —

Horch! Stimmen! Das war drüben bei Roderich ... Der Oberförster, der eben eintrat, überbrachte die Antwort Sülfingens ...

Mit zitternder Hand klinkte Eva die Thür des Bibliothekzimmers auf, das zwischen Roderichs Arbeitsstube und ihrem Boudoir lag. Geräuschlos wie eine Katze, die einen Vogel beschleicht, huschte sie über den moosgrünen Teppich, an den kunstvoll geschnitzten Eichengestellen und Doppelregalen vorbei, bis an die jenseitige Flügelpforte. Dann blieb sie stehen, die Hände im Schoß gefaltet, den schmerzenden Kopf mit den heißen, verängstigten Augen etwas zurückgelegt.

Sie hörte hier jedes Wort ... Sülfingen hatte bereits mit dem Hauptmann Cornelius Rücksprache genommen. Wernick hatte den Hauptmann besucht und alles gründlich mit ihm vereinbart. Das Duell war auf morgen Vormittag zehn Uhr festgesetzt. Ort der Begegnung: das Buchengehölz an der Nockritzer Flurstraße. Die Rolle des Unparteiischen übernahm Graf Jellinsky. Jede Partei sollte für einen Arzt sorgen: Doktor Schumann, der Hausarzt Roderichs, war von Wernick bereits verständigt worden. Über die Frage, wer der Beleidiger und wer der Beleidigte sei, hatte man, wie es schien, gar nicht gesprochen. Also hielt man die Sache für zweifellos, und der strohblonde Schwiegersohn der Frau Generalkonsul befand sich im Irrtum. Roderich Löhr hatte den ersten Schuß ...

Vielleicht, so sagte sich Eva, würde er doch etwas von seiner grausenerregenden Sicherheit einbüßen, wenn das Ziel seiner Kugel nicht die papierene Scheibe und nicht der hilflose Raubvogel, sondern ein Mensch war, der ihm Auge in Auge kampfbereit gegenüberstand ...

Da hörte sie, wie er mit frostklarer Stimme dem Freund dankte. Ein lähmender Schauer durchrieselte sie bis in das Mark. Dieser metallene, furchtbare Klang, dieser entsetzliche, stahlharte Gleichmut! Wahrlich, nein: dieser Mann würde nicht zittern oder auch nur mit der Wimper zucken, sondern sein Opfer mit der geschäftsmäßigen Ruhe des Henkers dahinschlachten!

Nach einer Weile fuhr Wernick fort:

„So also steht's! Eine verdammte Geschichte! Aber ich sehe ja ein, du kannst nicht anders. Nur thut es mir höllisch leid, daß du kein Schläger bist. Ich für mein Teil würde so was stets mit dem Säbel ausfechten! Wenn du dem Kerl in die blanke Visage haust, daß ihm die Lappen fliegen, das hat für meinen Geschmack etwas ungleich Famoseres als dies heimtückische Knallen, das doch schließlich auch für den besten Schützen verflucht schlecht ablaufen kann."

„Pah! Wenn er den ersten Schuß hat?"

Es entstand eine Pause.

„Ihr seid ja die reinen Tiger," brummte dann Wernick unmutig. „Du sowohl wie dein Gegner. Weiß Gott, Roderich, wenn ich bedenke ... Du, das fromme Bonner Kamel, und jetzt diese blutrünstige Pistolenmensur ..."

„Der Mensch ändert sich. Oft genug hast du mich ja der Duckmäuserei geziehen ..."

„Wenn auch das nicht ... Apropos, sag' mal: deine Frau weiß doch nicht etwa ...?"

„Keine Idee."

„Das ist gut. Ihr Lamento könnte dich schädigen. So was fällt auf die Nerven. Überhaupt: du siehst blaß aus. Komm, laß uns ein bißchen bummeln. Es schneit zwar, aber die Luft ist herrlich ..."

„Gern, gern. Trinken wir einen Frühschoppen! Das schöne Pilsener Bier lockt dich jedenfalls mehr als die dunstige Winterluft ... Und lassen wir jetzt die Geschichte ruhn. Man spricht sich nur ganz unnötig den Hals trocken ..."

Kurz danach verließen die beiden Herren das Haus.

Eva stand noch immer wie angewurzelt. Sie hatte dem unheimlichen Schritt des furchtbaren Mannes gelauscht, der so fest und gleichmäßig über den Korridor wandelte, während ihr jeder Puls vor Erregung tobte. Es war ihr zu Mut, als gehe er jetzt schon ans Werk, den Todgeweihten kaltlächelnd zu morden. Und mit derselben kaltlächelnden Ruhe würde er sich dann später mit ihr ins klare setzen. Die Atmosphäre des Glanzes und Wohllebens, in der sie bis dahin so schwelgerisch-übermütig geatmet hatte, saugte sich ihr schon jetzt mit gespenstischer Unwiderstehlichkeit weg. Sie zuckte und bebte wie der geängstigte Schmetterling unter der Glocke der Luftpumpe.

Da plötzlich stieß sie einen verzweifelten Schrei aus. Die beiden Arme krampfhaft zurückgestreckt, ballte sie ihre Fäuste, als sei sie gewillt, dem Angriff eines zermalmenden Gegners unter jeder Bedingung Trotz zu bieten. Das scheueste Wild, in die Enge getrieben, stellt sich zuletzt und zeigt dem Verfolger die Stirn. Sie befand sich jetzt, ihrer Meinung zufolge, im Zustand der Notwehr. Roderich Löhr wollte den Krieg bis aufs Messer: er sollte ihn haben!

Dieses Duell durfte um keinen Preis stattfinden. Pfeilschnell überflog sie im Geiste die Möglichkeiten, das Unheil zu hintertreiben; nicht nur die mörderische Begegnung im Buchengehölz, sondern die ganze Kette von Mißgeschick, die sich aus der unverhofften Entdeckung ihrer Treulosigkeit zu entwickeln drohte. Und da sah sie denn, wildpochenden Herzens, nur einen einzigen Ausweg. Sie stöhnte und keuchte. Hundert verworrene Eindrücke aus Novellen und Dramen, halbverstandene Bruchstücke Nietzschescher Philosophie, thörichte Feuilleton-Aphorismen über die Hinfälligkeit unserer Moralbegriffe, Schlagwörter und Phrasen jeglicher Art schwirrten wie toll durch ihr haltloses, krankhaft erregtes Gehirn. Im Krieg war alles erlaubt. Die wirkliche Leidenschaft hatte ihre Moral für sich. Es gab ein älteres, ein höheres Recht als das geschriebene. Und wenn sie auf schwankem Brett im tosenden Meere trieb, und es nahte ihr jemand, der sie hinabstoßen, der diese rettende Planke ihr stehlen wollte: war sie da etwa verpflichtet, demütig stille zu halten? Gab es da noch Gewissensbisse und Skrupel? Oder galt nicht vielmehr in dieser unbarmherzigen Zwangslage das schreckliche Wort: Hilf dir, so gut du kannst! Willst du nicht selber getötet werden, so töte! ...?

Eva Löhr nickte wie geistesabwesend vor sich hin. Sie war jetzt unwiderruflich entschlossen. Sie wollte töten. Wenn sie den furchtbaren Mann aus der Welt schaffte, that sie im Grunde nichts Schlimmeres als etwa der Schäfer, der da zum Schutz seiner Herde den Wolf beseitigt. Sie handelte unter dem Bann der Notwendigkeit. Notwendiges aber und Unabweisliches muß man nicht allzuschwer nehmen. Wozu dieses heimliche Schlottern, dieses Gefühl des Frierens über den Rücken hinab, diese lächerliche, erbärmliche Angst? War denn die Furcht vor dem eigenen Elend nicht stark genug, um diese anerzogene Mattherzigkeit aus dem Felde zu schlagen? Und Sülfingens Tod? Und der Verlust dieser Millionen? Alles war aus, wenn Roderich weiter lebte; alles war gut, wenn sie den Mut besaß und die feste Hand ... Weshalb grauste ihr so? Starb Roderich heute, so war sie morgen die reichste Großgrundbesitzerin der ganzen Provinz, frei und unabhängig ... Und Sülfingen lebte — und konnte ihr angehören vor aller Welt, und die gräßliche Situation, die ihr jetzt beinahe den Verstand raubte, war ein für allemal friedlich geebnet ...

Sie sank auf das Sofa. Ein Krampf, der sie schüttelte, ließ das gut gefestete Ahorngestell in allen Fugen erknacken und aufächzen. Dann ward sie ruhig. Die Uhr über der Ottomane schlug zwölf.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von dieser Minute an war Eva Löhr unrettbar dem bösen Dämon ihres Entschlusses verfallen. Sie schien kaum noch einen selbständigen Willen zu haben. Mit dem Instinkt der Verbrecherin von Beruf erwog sie Mittel und Wege und Umstände, und vor allem auch die Momente, die da geeignet waren, ihr im Fall eines Verdachtes zur Entlastung zu dienen. Wenn Roderich infolge eines verborgenen Eingriffs

plötzlich starb, so würde das aussehen, als habe ein Schlagfluß dem Leben des etwas vollblütigen Mannes ein ganz natürliches Ende gemacht ... Gerade jetzt konnte ein solches Begebnis mit hoher Wahrscheinlichkeit aus den Verhältnissen erklärt werden. Erst die Aufregung über den Streit am Spieltisch; dann die Unruhe wegen des bevorstehenden Zweikampfs, die um so stärker wirkte, als sie fortwährend maskiert werden mußte ... Ein Duell unter so schweren Bedingungen war für den sonst so friedliebenden Roderich Löhr gewiß keine Kleinigkeit: die Aussicht dieses Rencontres schien vollkommen geeignet, das Nervensystem eines schon zur Beleibtheit neigenden, ziemlich apoplektisch veranlagten Menschen unheilvoll zu beeinflussen. Dazu kam die nicht unbemerkt gebliebene Thatsache, daß er am gestrigen Abend dem schweren Rüdesheimer und dem Champagner außergewöhnlich lebhaft zugesprochen. Jetzt vollends ging er mit Wernick, der als alter Student keine Bierschenke vorbeiließ, ohne Einkehr zu halten ... Roderich war das Biertrinken so gar nicht gewöhnt, zumal vor Tische. Kurz, wenn sich etwas ereignete, was einem Schlagflusse ähnlich sah, so würde man diese Ähnlichkeit zweifellos für Identität nehmen ... Diese Ähnlichkeit war aber leicht zu erzielen. Es bedurfte hierzu nur eines rasch wirkenden Stoffes, der blitzartig oder doch binnen kurzer Minuten sein Opfer dahinraffte. Eine Gefahr der Entdeckung schien gerade in diesem Fall am wenigsten obzuwalten. Eva erinnerte sich, gelesen zu haben, daß die meisten schnelltötenden Gifte im Organismus keinerlei erkennbare Spuren zurückließen ... Die Sache war also merkwürdig einfach ... Und je mehr sie darüber nachsann, um so entschiedener ward ihr der Glaube an diese merkwürdige Einfachheit zur fixen Idee.

Nun erhob sie sich von dem Sofa und setzte sich wie zur kalten, geschäftsmäßigen Ausgestaltung ihres entsetzlichen Plans vor den Schreibtisch. Gedankenvoll spielte sie mit der Goldfeder und zeichnete langsam allerlei krause Figuren auf das glatte elfenbeinfarbige Briefpapier. Nachdem sie jetzt völlig darüber sich klar geworden, daß in der Thatsache selbst nichts Befremdendes lag, stellte sie eingehend Erwägungen an über das Wie ...

Die Zeit war ja unleugbar ganz außerordentlich knapp ... Aber, bei Licht betrachtet, hatte sie trotzdem keine Ursache, die Besonnenheit zu verlieren. Für die Prüfung der verschiedenartigen Möglichkeiten reichte die Zeit aus. War sie erst einmal entschlossen, dann konnte in kürzester Frist alles vorbereitet und alles erledigt sein.

Und sie prüfte und sichtete.

Mitten in dieser fürchterlichen Beschäftigung fiel ihr bei, daß sie doch unter jeder Bedingung den kompromittierenden Brief Sülfingens in ihre Gewalt bringen mußte. Auch das war kein großes Kunststück. Dokumente von Wichtigkeit schloß Roderich Löhr gewöhnlich in seinen Geldschrank ein. Dort also war das unangenehme Billet zu finden, wenn es nicht mehr in Roderichs Brieftasche stak. Die Schlüssel zum Geldschrank trug er tags über bei sich. Nachts legte er sie unter sein Kopfkissen. Sie würde sich also nötigenfalls dieser Schlüssel bemächtigen. Daß Marianne Simonis dann immer noch als Kennerin der Situation übrig blieb, daran dachte sie nicht oder hielt es für unwesentlich.

Die feine Goldfeder zeichnete und strichelte weiter. Sterne, Blumen, Vögel und Arabesken legten sich kreuz und quer über- und durcheinander. Und während die Zeichnerin, jedenfalls ohne besondere Absicht, eine größer und größer werdende Georgine mit immer neuen Blättern umrahmte, waren ihre Gedanken am Werk, für die Ausführung ihres Verbrechens den Ort und die Stunde festzusetzen. Heute abend, wenn sich die Teilnehmer des kleinen Diners wieder entfernt haben würden, mußte sich eine Gelegenheit bieten. Roderich pflegte nach solchen Festlichkeiten stets eine frisch aufgegossene, stark mit Zucker versetzte Tasse Kaffee zu trinken, zur Paralysierung des Alkohols, der ihm Herzklopfen verursachte und ihn am Einschlafen hinderte. Das war dann wohl unschwer einzurichten ...

Jetzt zu der Frage des Mittels ...

Eva Löhr hätte sich zu ihrer näheren Orientierung gern bei einem wissenschaftlichen Werk Rat geholt ...

Ob Roderich etwas Derartiges besaß?

Sie legte die Feder weg, staunte ein

wenig über das wirre Zeug, das sie da aufs Papier gekritzelt, und begab sich ins Bibliothekzimmer.

Fast eine Stunde lang mühte sie sich, etwas Entsprechendes aufzustöbern. Roderich hatte seit seiner Übersiedelung in die Hauptstadt alles erdenkliche Zeug angeschafft: schöne Litteratur, Geschichte, Gartenbau, Nationalökonomie — aber nichts, was für das schreckliche Vorhaben Evas auch nur den leisesten Wink enthielt. In der Buchhandlung etwas zu holen, schien ihr bedenklich. Auch war es ja Sonntag. Kein Laden würde jetzt auf haben ...

Etwas beklommen kehrte sie in ihr Boudoir zurück. Eine Minute lang schien die Zuversicht, die sie bis dahin empfunden hatte, stark in die Brüche zu gehn. Bald aber gewann ihr Leichtsinn und das Bewußtsein, daß ihr ja keine Wahl blieb, die Oberhand. Sie mußte sich aus dem Vorrat ihrer eigenen Erfahrungen die nötige Antwort geben ... Himmel und Hölle, man wußte doch ungefähr ... Man hatte doch Feldmäuse vertilgt und Ratten ... Man war über die Wirkungen des Strychnins unterrichtet, des Atropins und des Morphiums ...

Sie nagte die Lippen. Morphium ... Nein! Das war nicht sicher genug. Und es schmeckte so bitter ... Atropin hatte wohl auch seine Nachteile. Es machte die Augen so starr. Ja, wenn sie nicht irrte, rief es auch sonst eine große Veränderung hervor ... Strychnin war noch das einzige. Oder — wie hieß das doch, was jetzt die Ärzte zum Desinfizieren gebrauchten? Quecksilbersublimat ...

Eins von den beiden also ...

Ihr Atem ging heftiger. Sie trat seufzend ans Fenster. Nun kamen die Schwierigkeiten ... Das Gescheiteste war, sie setzte sich auf die Pferdebahn und fuhr nach irgend einem entlegenen Vorort, vielleicht nach Kremnitz oder nach Trachau. In Trachau zum Beispiel kannte sie kein Mensch. Dort in der Apotheke würde sie noch am ehesten so etwas haben können — auch ohne die vorschriftsmäßige Bescheinigung eines Arztes. An Sonntagen war meist nur ein blutjunger Gehilfe da. Der nahm es dann wohl nicht so genau mit dem Gesetz, wenn eine bildschöne Frau ihn mit blendender Liebenswürdigkeit bat und ihm dabei einen Hundertmarkschein auf den Ladentisch legte ...

Nach kurzem Besinnen verwarf sie diesen Plan vollständig. Es war nicht vorauszusehn, wie der heimtückische Zufall spielen würde. Sie konnte trotz allem beobachtet und erkannt werden ... Und wenn dann später einmal herauskam, daß sie die wenigen Gramm Strychnin mit so schwerem Geld aufgewogen, dann bot das ja dem Verdacht einen furchtbaren Anhaltspunkt.

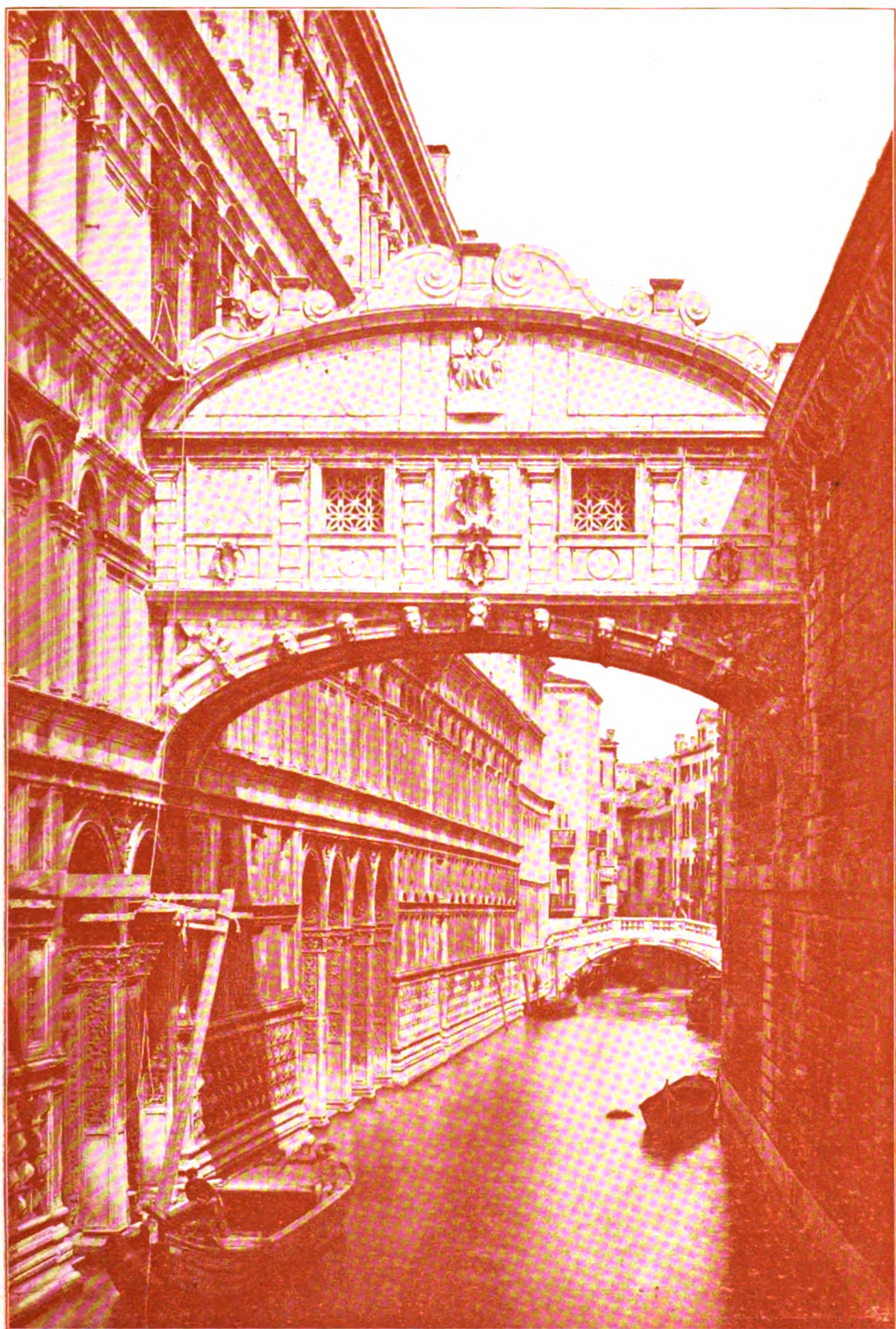
Hatte sie denn gar nichts im Haus? Wie armselig war man doch bei all seinem Reichtum, wenn man in so verzweifelter Notlage die Waffe nicht fand, um sein bedrohtes Dasein zu schützen!

Im vorigen Herbst, kurz vor der Abreise von Gehlberg, als die Jagdsaison blühte und die Geselligkeit knapp über Null stand, hatte sich Eva einen photographischen Apparat kommen lassen und ein paar Wochen lang eifrig photographiert. Unter den Chemikalien, die zu dem Apparat gehörten, befand sich auch eine Quantität Kaliumcyanid, das man ihr als ein gefährliches Gift bezeichnet hatte.

Sie machte jetzt eine kurze Bewegung, als ob sie das Zimmer verlassen und irgendwo nachsehn wollte. Gleich danach aber stand sie wieder am Fenster und schaute stirnrunzelnd hinaus in die bläuliche Winterlandschaft. Dieses Kaliumcyanid roch so scharf und durchdringend nach bitteren Mandeln, daß unter keiner Bedingung daran zu denken war. Übrigens wußte sie nicht einmal, ob ihre Zofe Jeanneton den Apparat mit verpackt hatte.

Das ganze Gesicht glühte ihr. Es war zum Tollwerden! Sie würde sich also doch zu dem gefährlichen Gang nach der Trachauer Apotheke entschließen müssen ...

Da fiel ihr der prachtvoll gedeihende Ägir ein, der Fuchswallach, dem ihr Reitbursche Felix nach wie vor täglich zehn oder zwölf Tropfen einer arsenikhaltigen Flüssigkeit in das Wasser goß. Man hatte schon zweimal versucht, dem Pferde das Gift abzugewöhnen: aber sobald man mit der Verabreichung nachließ, fing das Tier an trübselig zu werden; das Fell verlor seinen Glanz, das Auge sein Feuer, der Schritt seine Schneidigkeit. Diese Arseniklösung



Ill. D. Monatshefte. Juli 1896. Zu Kaden: Diesseit und jenseit der Brücke.

Ponte dei Sospiri.

stand an Gefährlichkeit hinter Kaliumcyanid und Quecksilbersublimat kaum zurück. Wenigstens war der Reitbursche von dem Tierarzt nachdrücklich gewarnt worden, sich beim Abmessen der Dosis zu irren oder die Flasche offen dastehn zu lassen. Was der Fuchswallach vertrug, würde schon ausreichen, den widerstandsfähigsten Menschen augenblicklich ums Leben zu bringen. Eva entsann sich genau, daß der Tierarzt in ihrer Gegenwart das Wort „augenblicklich“ gebraucht hatte. In ihrer Unkenntnis faßte sie das jetzt auf wie ein Urteil über die Wirkungsweise ... Cyankali und ähnliche Gifte wirkten ja in der That „augenblicklich“. Daß die arsenige Säure im Gegenteil nur langsam und dazu unter höchst auffälligen Erscheinungen wirkt, wußte sie nicht. Auch das wußte sie nicht, daß Arsenik, ungleich gewissen Pflanzenalkaloiden, sehr nachhaltige und leicht nachzuweisende Spuren zurückläßt. In der wilden Genugthuung über die Thatsache, daß sie nun endlich etwas gefunden hatte, kam sie gar nicht dazu, die Frage der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit überhaupt in Betracht zu ziehen.

Von dieser Arseniklösung eine ausreichende Quantität in ihren Besitz zu bringen, konnte für Eva nicht schwer halten. Ihr Besuch in den Stallungen hatte nichts Auffälliges. Alle paar Tage erschien sie ja dort, bald allein, bald in Begleitung eines neugierigen oder sachverständigen Gastes. Heute, am Sonntag, hatten die zwei Stallburschen frei; nur Felix war da und allenfalls noch der Kutscher, den man leicht auf gute Manier entfernen konnte. Mit Felix würde sie vollends im Handumdrehen fertig werden.

Sie sah auf die Uhr. Es war beinahe halb zwei. Der Kutscher aß jetzt zu Mittag. Also der günstigste Zeitpunkt, den sie sich wünschen konnte.

Rasch begab sie sich in ihr Ankleidezimmer, zog eine kurze, bequeme Pelzjacke an und setzte den ersten besten Hut auf, dessen sie habhaft wurde. Von der getäfelten Platte ihres zierlichen Toilettentisches nahm sie ein Onyxfläschchen mit goldenem Verschluß, goß den Inhalt, ein resedaduftiges Taschentuchwasser, ins Becken, spülte sofort nach und steckte das Fläschchen dann zu sich. Darauf ging sie ins Frühstückszimmer und holte sich, wie sie das immer that, wenn sie den Marstall besuchte, eine Hand voll Stückzucker.

Niemand von der Dienerschaft hatte sie wahrgenommen. Ganz leise hob sie die Klinke der Vorsaalthür. Auch in dem Treppenhaus begegnete sie keiner lebendigen Seele.

Drunten zwischen den ruhenden oder fressenden Pferden saß in der That nur Felix, ein Buch in der Hand, den hübschen, braunlockigen Kopf an den Pfeiler gelehnt. Er hatte gelesen und schien jetzt nahe daran, unter dem Eindruck der bleischweren Stille, die ihn umgab, fest einzuschlafen.

Eva blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehn. Ihr Herz pochte. Sie schrak heftig zusammen, als Felix bei dem Geräusch der Thürangeln emporsprang und sein Buch auf die Bank warf.

„Nun, wie steht's?“ fragte sie zögernd. „Alles in Ordnung?“

Der arme Junge ward rot bis in die Haarwurzeln. Sobald seine schöne Herrin das Wort an ihn richtete, verlor er stets ein wenig die Fassung. Sie war doch gar zu himmlisch und wonnesam! Jetzt wieder — welch ein unvergleichliches Bild! Dieser lichtbraune Pelz, dieses wundervolle hochrote Hütchen mit den sanftschimmernden Theerosen! Rein zum Närrischwerden! Und wie trostlos war er daran! Immer und immer wieder mußte er seine heiße Bewunderung tief in der schauernden Brust vergraben! Er durfte nicht frei und froh zu ihr aufschauen, wie das zum Beispiel Herr von Sülfingen that, wenn sie zusammen ausritten ... Ach, dieser Herr von Sülfingen! Der hatte es gut! Mit dem plauderte sie und lachte, und sah ihn so eigen an ... Felix war noch ein halbes Kind: aber er ahnte doch, daß diese zwanglose Art des Verkehrs für den Beneidenswerten ein fast überirdisches Glück bedeutete.

Es war für das Sicherheitsgefühl Evas gut, daß sie dem aufglühenden Burschen diese Gedanken nicht von der Stirn las.

Felix verneigte sich. Alles war natürlich in schönster Ordnung. Sämtliche Tiere glänzten vor Sauberkeit, trotz des Urlaubs der beiden Stallburschen. Lovelace scharrte ein wenig; er und die Gehlberger Brandfüchse waren seit lange nicht draußen ge-

wesen. Die dachten vielleicht, sie wären in Ungnade gefallen. Ägir, der seit einiger Zeit viermal am Tage gefüttert wurde, war noch gerade beim Fressen. Felix wartete nur, bis das heißhungrige Tier fertig war. Dann wollte er's tränken und ihm die übliche Medizin geben.

Eva zitterte vor Genugthuung. Das traf sich ja über jede Erwartung günstig. Der kleine Stalleimer war schon gefüllt. Und jetzt, da Ägir sich umkehrte und mit den klugen, schwarzbraunen Hirschaugen zu melden schien, daß er sein Mahl beendet habe, ging Felix nach rechts in die Kammer und holte die achteckige, bräunliche Flasche mit der Arseniklösung.

Eva hatte die Lage sofort überblickt. So mußte es gehen ... Sie versetzte dem Eimer schnell einen Stoß, so daß er umkippte und sein Wasser breit über die rötlichen Fliesen ergoß. Als der Reitbursche wiederkam, hob sie verlegen die Schleppe, schalt auf die unsinnig langen Modegewänder und nannte sich ungeschickt.

„Ich mache dir doppelte Arbeit," sagte sie freundlich und warf ihm einen bezaubernden Blick zu.

Felix wußte nicht, wie ihm geschah. „O!" sagte er demutsvoll. Dann setzte er die achteckige Flasche vorsichtig auf den Putzbock, nahm den gekippten Eimer und ging hinaus nach der Wasserleitung.

Diesen Moment benutzte Eva, um etwa ein Fünftel der Giftlösung in das goldköpfige Onyxfläschchen zu gießen ...

Beim Wiedereintreten des Reitburschen war sie mit ihrem Kleide beschäftigt. Sie hatte es absichtlich durch die Nässe geschleift und schürzte es jetzt. Kein Zug des gleichmütig-schönen Angesichtes verriet, daß sie um einen entscheidenden Schritt in ihrem ruchlosen Vorhaben weiter gekommen war. Und Felix nahm das Medikament, zählte die Tropfen sorgfältig in den gehöhlten Glaspfropfen, schüttete sie in den halbvollen Eimer und hielt ihn dem ungeduldig wartenden Tier vor, das ihn begierig leer trank.

In der unklar empfundenen Absicht, möglichst harmlos zu scheinen, trat Eva zu ihrem alten Liebling Lovelace, der schon längst wie vor heimlicher Sehnsucht gewiehert hatte.

„Na, guter Kerl?" sagte sie schmeichlerisch und klopfte dem Pferd weich auf die Kruppe. „Ist es wahr, daß dir im dumpfen Stall hier allmählich die Zeit lang wird? Ja? Wie wär's denn mit einem Ausritt nach Oberhorwitz? Aber es schneit ja und die Wege sind unergründlich ..."

Sie wühlte ihm in der nachtschwarzen Mähne; sie kraute ihm hinter den Ohren und strich ihm sanft über die Nüstern, so daß Lovelace die großen, langbewimperten Augen wie träumend schloß und den Versuch machte, die zarten Finger, die ihm so wohl thaten, zwischen die Lippen zu klemmen. Nun griff sie in ihre Tasche und reichte ihm auf der flachen Hand ein Stück Zucker. Lovelace schlug entzückt mit dem Schweif, schnaubte ein wenig und knabberte den so liebenswürdig gebotenen Leckerbissen mit sichtlichem Hochgenuß.

Felix hatte die reizende Scene mit immer wachsender Mißgunst beobachtet. Wenn doch diese verführerisch-holde Fee auch ihm einmal so freundlich über den Kopf striche und ihm ihr süßes, schneeweißes Pätschchen hinhielte vor den brennenden Mund! Das Vieh sogar hatte es besser als er! Der dumme Lovelace konnte höhnisch auf ihn herabblicken! Und jetzt empfing sogar einer der halbvergessenen Brandfüchse eine huldvolle Liebkosung! Nur er, Felix, schmachtete hier in ewig unverstandener Sehnsucht!

Eva Löhr war verschwunden. Felix starrte wohl fünf Minuten lang auf den Fleck, wo er den letzten schimmernden Streifen ihrer stolz dahinrollenden Schleppe erblickt hatte. Dann schlug er dem Brandfuchs ingrimmig mit der geballten Faust auf den Rücken, so daß sich das edle Tier erschreckt aufbäumte. Felix verbiß nur mit Mühe die Thränen. Bang seufzend trug er die Flasche mit der Arseniklösung wieder an Ort und Stelle.

„Nächstens sauf' ich das selber!" brummte er durch die Zähne. „Immer das alles zu sehen, die Augen, den Mund, die ganze himmlische Herrlichkeit, und nie, nie, nie ... Gott verzeih mir die Sünde, aber ich halt's nicht länger mehr aus!"

(Schluß folgt.)

Diesseit und jenseit der Brücke.

Venetianische Winkelplaudereien

von

Woldemar Kaden.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinanderschlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd ich je dies große Rätsel fassen?

Di qua e di là del ponte, mit diesen zwei, allem venetianischen Volk von alters her geläufigen Worten werden die beiden großen, unter sich sehr verschiedenen Quartiere bezeichnet, in die Venedig noch immer geteilt ist. Il ponte, die Brücke, die dergestalt zur Scheidebrücke wird, ist natürlich der bizarre weltbekannte Rialto, der trotz seiner Sonderbarkeiten, oder vielmehr wegen derselben, zum Charakter der eigenartigsten Stadt gehört und von den Herren Venetianern zu dem traditionell wichtigsten Urväterhausrat gezählt wird.

Das di qua ist das aristokratische Viertel mit dem San Marco und allen im Schatten seines Campanile stehenden monumentalen Herrlichkeiten. Über

A. Prosdocimi f.

dieses monumentale Venedig ist in allen Kultursprachen der Welt so unendlich viel geschrieben worden, daß damit der Canal Grande zugeschüttet werden könnte. Schon 1786 schrieb Goethe von Venedig aus: „Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegenkommt."

Das di là dagegen ist das mehr versteckte, sich selbst überlassene Venedig, die Hinterhauswohnung, die Armenviertel S. Polo, Dorsoduro, wo die Kanäle fast immer im Schatten liegen, wo die Calli und Wassersackgäßchen zu quetschender Enge zusammengehen, und die Campielli, die zwischen die Palastmauern eingeschachtelten Höfchen, noch das unverfälschte Volk der Lagunenstadt beherbergen.

Wie die Anwohner des Vesuvs und Ätnas ihre berühmten Feuerberge durch Antonomasie einfach „den Berg", il monte, nennen, so nennt der Venetianer seinen gleichermaßen berühmten Rialto einfach il ponte, die Brücke, und ist gewiß, daß diese mit keiner anderen Brücke der Welt verwechselt wird. Und doch ist sie kein Wunderwerk.

Der Name Rialto ist recht alt, viel jüngeren Datums ist der Bau, so wie er jetzt dasteht, das ist seit etwa dreihundert Jahren. Ganz im ersten Anfang der venetianischen Dinge war hier nur ein sogenannter Traghetto, eine Überfahrts- oder Landungsstelle für Gondeln, wie wir deren jetzt noch eine Menge mit wohlbekannten Namen versehene längs des Canal Grande und allerwärts finden, wo den ganzen Tag über ohne Unterlaß der bekannte Gondelpassagierruf Pope, chi tocca erschallt. Daraus wurde im zwölften Jahrhundert, zur Zeit des großen Enrico Dandolo, eine Schiff- oder Barkenbrücke, die nach dem Quartarolo, den man als Brückengeld bezahlte, benannt ward. Dem immer lebhafteren ameisengleichen Herüber und Hinüber wurde dann eine Pfahlbrücke gebaut, die verschiedenemal zusammenbrach, einmal im Jahr 1450 mit sehr vielem Volk, das sie besetzt hatte, um die festliche Durchfahrt der Herzogin von Ferrara zu schauen. Um 1580 sah man sich gezwungen, der Sache mehr Halt zu geben, und forderte keinen Geringeren als Sor Palladio, den Baumeister der Republik, auf, den Entwurf einer Brücke vorzulegen. Dieser Entwurf war, wie es von dem Schöpfer des S. Giorgio Maggiore nicht anders zu erwarten, herrlich, der Kostenanschlag aber war zu hoch und die Kasse der Republik war durch die fortgesetzten Kriege mit Christen und Türken sehr geschwächt worden; so gelangte — Palladio war inzwischen auch gestorben — der bescheidenere, aber immer noch 260000 Dukaten erfordernde Entwurf Antonios da Ponte zur Ausführung.

Bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein war der „Ponte" die einzige Brücke zwischen dem di qua und dem di là.

Der alte Name Rialto blieb auch der neuen Sache, er schloß alle alten venetianischen Erinnerungen in sich ein, er erinnert an die Geburt, die Jugendzeit, das Mannesalter der aus Kanälen und Brücken, Wasser und Inseln zusammengesetzten Stadt, an den Ort, wo einst fieberkranke Pfahlbauern ihre Schilfhütten gebaut hatten und angelten, bis deren Kinder einen Grund legten aus istrischem Marmor, Cedern vom Libanon und Eichenstämmen.

Die verschiedenen ursprünglichen Inselchen, dorsi, aus dem Wasser knapp auftauchende Sand- oder Erd-Rücken, deren Namen, Olivoco, Braida, Spina, Dorsoduro, Lemeneo, Luprio, Elettridi u. a. uns aufbewahrt worden sind, waren von Kanälen umflossen, die gar bald auch durch Namen unterschieden wurden. Schon im achten Jahrhundert gab es einen Rio Baduario, Rio Becolo, Rio Busianco, Rio Carbonario, Saponario, Castello, Ziraba und hundert andere. Rio bedeutet Kanal, mit dem Namen Kanal werden aber in Venedig nur drei Rii ausgezeichnet: der Grande, der della Giudecca und der Regio, dieser kurzweg Canareggio genannt.

Dem Rio Alto waren die höchsten Ehren aufgespart. Rigalta, Portus Riccaltus, Castrum Ribantum wurde zum Kern und Ausgangspunkt, zum Centrum der neuen Stadt, seitdem der von mancher Legende umschwebte Doge Partecipazio die Sümpfe ringsum austrocknen und den Sitz der Regierung mit den Märkten und den Justizgebäuden hierher hatte verlegen lassen. In der Chronik vom Jahre 900 kann man lesen,



Ponte Rialto (bei Gelegenheit einer Regatta).

wie dann der Doge Pietro Tribuno civitatem apud Rivoaltum ædificare cœpit.

Das ist schon lange her und ist schon lange wieder „hin“.

Heute finden wir rechts vom jenseitigen Brückenkopf den trübseligen Campo S. Bartolommeo, links die Erberia, die Pescheria, die Becherie, den Gemüse-, Fisch- und Fleischmarkt, voller Leben, d. h. schiebende und geschobene Bewegung, Lärm und Farbe, oder, um es mit Goethe drastischer auszudrücken: „Gestank und Thätigkeit“, denn, trotz der hier feilgebotenen Blumen, ein Korb sonnenkranker Fische und Polypen „übertönt“ ein Körbchen voll Frühlingsveilchen oder die duftigsten Melonen.

Marktwächter ist das Münchener Kindl Venedigs, der Gobbo (Buckelige) di Rialto, ein Marmormännchen, dessen Rücken die kurze Treppe trägt, von deren letzter Stufe einst der Comandador die neuen Gesetze verlas. Ein Hauptlebensspaß, ohne Pointe, wickelt sich auf der Brücke selbst ab, vor deren vierundzwanzig Kleinkrambuden der Vorübergehende stehen bleibt, in der Hoffnung vielleicht, eines Tages des Orients Schätze wiederzufinden, während auf der Sonnenseite die Sonnenbrüder Venedigs lümmeln und tagelang, die schwarzen Pfeifen in den Mäulern, aufs langsam gleitende Wasser des Kanals glotzend, sich das Fleisch von den Armen drücken.

Ach, das beschauliche Leben im Sonnenschein ist so schön! Ist der Mensch wirklich zur Arbeit geboren, noch dazu in einem Lande, wo es keine giebt?

„Lieber Herr, brauchen Sie keinen Begleiter? Ich zeige Ihnen alle Kirchen, alle Paläste, Galerien und Inseln — schöne Frauen auf Bildern und Balkonen.“

„Ich danke, nein.“

„Nun, so geben Sie wenigstens einen Soldo, mir ein Brötchen zu kaufen.“

„Aber warum arbeitet Ihr nicht?“

„No ghe xe lavor!“

Es giebt keine Arbeit! Aus tausend eßbedürftigen, mit den prächtigsten Zähnen ausgestatteten venetianischen Mäulern tönt der traurige Kehrreim: No ghe xe lavor!

Wie oft möchte man allein sein mit seinen Gedanken und träumen, bewundern, die Welt und sich vergessend. Man bleibt stehen — sofort drei, vier Arbeitsangebote. Wir wollen in eine Kirche eintreten, zwei arme Teufel stürzen von links und rechts heran, den schwerwattierten Ledervorhang zu lüpfen, um dann mit einiger Berechtigung dem Tributpflichtigen ihre Hüte vorzuhalten. Wir rufen eine Gondel heran, sofort springt ein soldohungriger Sohn des heiligen Markus hinein, die Kissen zurechtzuschütteln und zu rücken. Ich steige aus, ein Dutzend hagerer Hände streckt sich mir entgegen, damit mein Fuß an keinen Stein stoße. Ich trage ein fingerlanges Schächtelchen in der Hand und muß es in die Tasche stecken, um den sich wiederholenden Angeboten der Lastträger zu entgehen.

No ghe xe lavor — es müßte als Motto für das heutige Venedig irgendwo weithin sichtbar angebracht werden.

Ein schwerer Seufzer wird dem lauschenden Herzen überall hörbar, ein Ach, von dem schon Platen gedichtet:

> Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
> In diesen Lüften, die sich leise regen,
> Aus allen Hallen weht es mir entgegen ...

So würde die den Centralgeschäftsverkehr vermittelnde Rialtobrücke die eigentliche Seufzerbrücke sein, wenn ihr eine dunkle Gefährtin da drunten nicht den Namen streitig machte.

Der Ponte dei Sospiri gehört zu den bekannten schrecklichen Siebensachen Venedigs, die den Romanschriftstellern bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein als notwendige Requisiten dienten. Da waren der gräßliche Rat der Zehn, der noch gräßlichere Rat der Drei, die Bocche del Leone, der Canal Orfano, die Piombi oder Bleidächer, die Pozzi oder unterirdischen, in ewige Nacht gehüllten Staatsgefängnisse, und zuletzt die zu allen diesen Herrlichkeiten hinüberleitende Seufzerbrücke, mit der Lord Byron seinen vierten Gesang im Childe Harold beginnt und dermaßen gewirkt hat, daß der erste Gang eines jeden in Venedig landenden Engländers nach der Bridge of Sighs ist.

Sie „überträumt“ sich am schönsten von der ihr ganz nahen Kanalbrücke, dem Ponte della Paglia, aus. Über diese Brücke muß, wer von der Piazzetta her über den Molo nach der lustigen Riva degli Schiavoni will. Der Ponte della Paglia mit der an ihm



Palazzo Labia.

anliegenden Kanalseite des Dogenpalastes, einer langen schönen Fronte im Renaissancestil aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und der düster-ernsten Kanalfassade der Prigioni bildet zu gewissen Zeiten, wenn buntes Festtreiben waltet und die Sonne scheint oder

der Mond, mit ihren Umgebungen ein echt venetianisches Gemälde und ist denn auch oft so gemalt worden. Zu gewöhnlichen Zeiten dient sie den Fremden nur als erste Rangloge für das Schaustück der Seufzerbrücke.

So ist dieses plumpe, nach dem Geschmack der Dekadenz (um 1600) von einem Nachfolger Da Pontes zwischen dem Dogenpalast und den Gefängnissen der Republik im vierten Stockwerk aufgehängte Marmorwerk zu einem großen Ruf gekommen, denn die Phantasie der Völker hat sie mit allen möglichen Ornamenten herausgeputzt und fleißiger daran gearbeitet als der fleißigste Bildhauer.

Das wäre denn hier der Platz, diese Brücke und viele andere Gebäude des republikanischen Venedigs etwas reinzuwaschen von dem Blute, das ihnen ankleben soll, und das sich bei genauerem Hinschauen meist als Malfarbe erweist.

Über keine Stadt ist von Dichtern in epischen Gedichten, in Romanen und Dramen so furchtbar viel gefabelt worden wie über Venedig. Und die Herren Historiker haben auch viel Werg am Rocken, das sie als reine Flachsfäden zu Lügengeweben verspinnen; sagen wir verspannen, denn man hat mit dem elektrischen Licht neuerer Forschung auch in jene Siebensachen hineingeleuchtet.

Verschiedene Elemente trugen dazu bei, solch sonderliches sinnloses Zeug zu Tage zu fördern: die etwas geheimnisvolle und Argwohn erweckende Eigenheit der Regierung wie der Stadt selbst, einer Stadt voll von Winkeln, von Schatten und Schweigen, wie keine andere auf der Welt; das halb grabestraurige, halb wollüstige Aussehen der Gondel; der allgemeine Gebrauch der Maskierung; die verleumderischen Erzählungen fabelnder und faselnder Fremden oder ausgewiesener Venetianer, wie der beiden Schelme Casanova und Gratarol, die, wie Mantovani bemerkt, aus Zorn und Rache die venetianische Regierung als eine finstere, unmenschliche Gewaltherrschaft darstellten.

Alle diese Elemente, am Feuer der Ignoranz oder Leichtgläubigkeit zusammengeschweißt und mit der Patina einer falschen Romantik überstrichen, ergaben jenes imaginäre und konventionelle Venedig, das noch immer in den Romanen und Reisebeschreibungen schauerlichen Betrachtungen als Folie dient. Noch Viktor Hehn, „bis ins Innerste geängstigt“ durch einen Rundgang in den Staatsgefängnissen, konnte schreiben und schreien: „O, die entsetzliche venetianische Adelsherrschaft!“ Und in einem Buche aus dem Jahre 1885 ist eine schauerlich-schöne Ballade zu lesen, in der folgende rührende Stellen vorkommen:

Dort über die Seufzerbrücke
Wird ein Bandit geführt,
Der schon im irren Blicke
Der Kammern Schrecken spürt.

Er lebte einst in Frieden
Fern von Venedigs Strand,
Hat Haß und Verbrechen hienieden
Bis unlängst nicht gekannt.

Da schlich um seine Hütte
Ein Reicher vom Senat,
Der aus des Friedens Mitte
Die Braut geraubt ihm hat.

Der böse Reiche vom Senat findet natürlich seinen Tod durch die stilettbewaffnete Hand des bäuerlichen Bräutigams, dieser wird staatsgefangen nach Venedig und auf die Seufzerbrücke geführt, denn

Nun soll er die Schuld bezahlen
In jenem bleiernen Haus,
Soll unter tausend Qualen
Sein Leben hauchen aus.

— — — — — — — — —

Es stoßen ihn die Schergen
Am letzten Fenster vorbei,
In ew'ger Nacht ihn bergen
Die Kammern unter Blei.

Der Dogen-Palast raget
Umglüht vom Morgenrot, —
Und hinter ihm da klaget
Manch müdes Herz sich tot.

Das ist es. Anderwärts werden die Banditen auch nicht auf Rosen gebettet, aber hier — die Seufzerbrücke, Bleikammern — „O, die entsetzliche venetianische Adelsherrschaft!“

Wenn man einmal etwas Rechtes von der finsteren venetianischen Adelsherrschaft erzählen will, so nehme man nicht so ein armes Banditchen als Protagonisten, sondern einen Faliero, einen Carmagnola, und zeige dem Fremden die noble Stelle der Piazzetta, zwischen dem schönen Flügellöwen und dem heiligen Theodor auf dem Krokodil, die Richtstätte für die Verurteilten, und erzähle ihm das Geschick des großen piemontesischen



Rio Bernardo.

Feldherrn Francesco Carmagnola, der in höchsten Ehren erst dem Herzog Philipp Visconti von Mailand und dann, auf Einladung des Dogen Foscari, Venedig als Oberbefehlshaber seines Heeres diente und große Thaten vollbrachte, bis er, wie der Senat erwies, sich des Verrates schuldig machte.

Der Senator Maria Sanudo erzählt, daß Carmagnola in den drei letzten Tagen seiner Gefangenschaft die Annahme von Nahrung verweigerte. Der große Heerführer, der von ganz Italien und als sehr groß auch von Machiavelli bewundert wurde, der freie kühne Soldat, merkte, daß er verloren war, erst dann, als die acht ihm zur Ehrenwache beigegebenen Patricier ihn an der eisernen Thür der Gefängnisse den Wächtern auslieferten.

Die venetianischen Historiker nennen ihn Verräter. Manzoni verteidigt ihn und schreibt: „Außer dem absoluten Mangel an direkten historischen Zeugenschaften, welche die Schuld Carmagnolas beweisen könnten, lassen auch mancherlei ruhige Betrachtungen sie als unwahrscheinlich erscheinen.“

Seine Schuld wurde nach dem Usus der Zeit im Rat der Zehn durch die Folter erwiesen. Da aber einer dieser Zehn gesagt hatte, der Arm, der im Dienst der Republik gestanden, dürfe nicht der Tortur ausgesetzt werden, so wurde er an den Füßen gefoltert, und dies beweist, wie das menschliche Gewissen, auch bei Anwendung der Folterstrafe, manchmal ganz außerordentlich zarte Rücksichten nehmen und Skrupel haben kann.

Die höchste Qual aber mußte sein, zu scheiden vom Leben auf einem Platze, den die Kunst aufs höchste geehrt, der so entzückend schön, so lieblich, so lachend ist. Man denke: im heitersten Sonnenschein eines venetianischen Maitages!

Welche ungeheuerliche Mischung hier überall von Trauer und Heiterkeit, von Thränen und Gelächter, von Narrentum und schwerem Ernst! Oder täuschen wir uns? legen wir das, Voreingenommenheiten folgend, nur hinein? Byron sagte: „Die Stadt Venedig erscheint wie ein Traum, ihre Geschichte ist ein Roman.“

Das ist falsch, es hat keine Stadt gegeben, die realistisch zielbewußter aufgetreten ist als Venedig. So schrieb es seine Geschichte, die Namen von Päpsten, von Kaisern, Königen und Dogen, Weltumseglern, Künstlern, die alle im Dienste der Stadt standen und, bewußt oder unbewußt, bestrebt waren, Venedig schön, groß, reich, gefürchtet zu machen, ihm eine Flotte zu geben, mit der es Königreiche erobern konnte.

Das war das Venedig, über das Philipp von Comines, der Gesandte Karls VIII., 1495 schrieb, es sei „la plus triomphante cité que j'aye jamais veue ... et qui plus soigement se gouberne“. Der Venedig in vollen Zügen genießende Pietro Aretino fügte 1528 hinzu: „triumphierend in seinen Gebäuden, seinen Kirchen, seinen Entschlüssen, Sitten und Gebräuchen, in den Reichtümern, im Ruhm.“

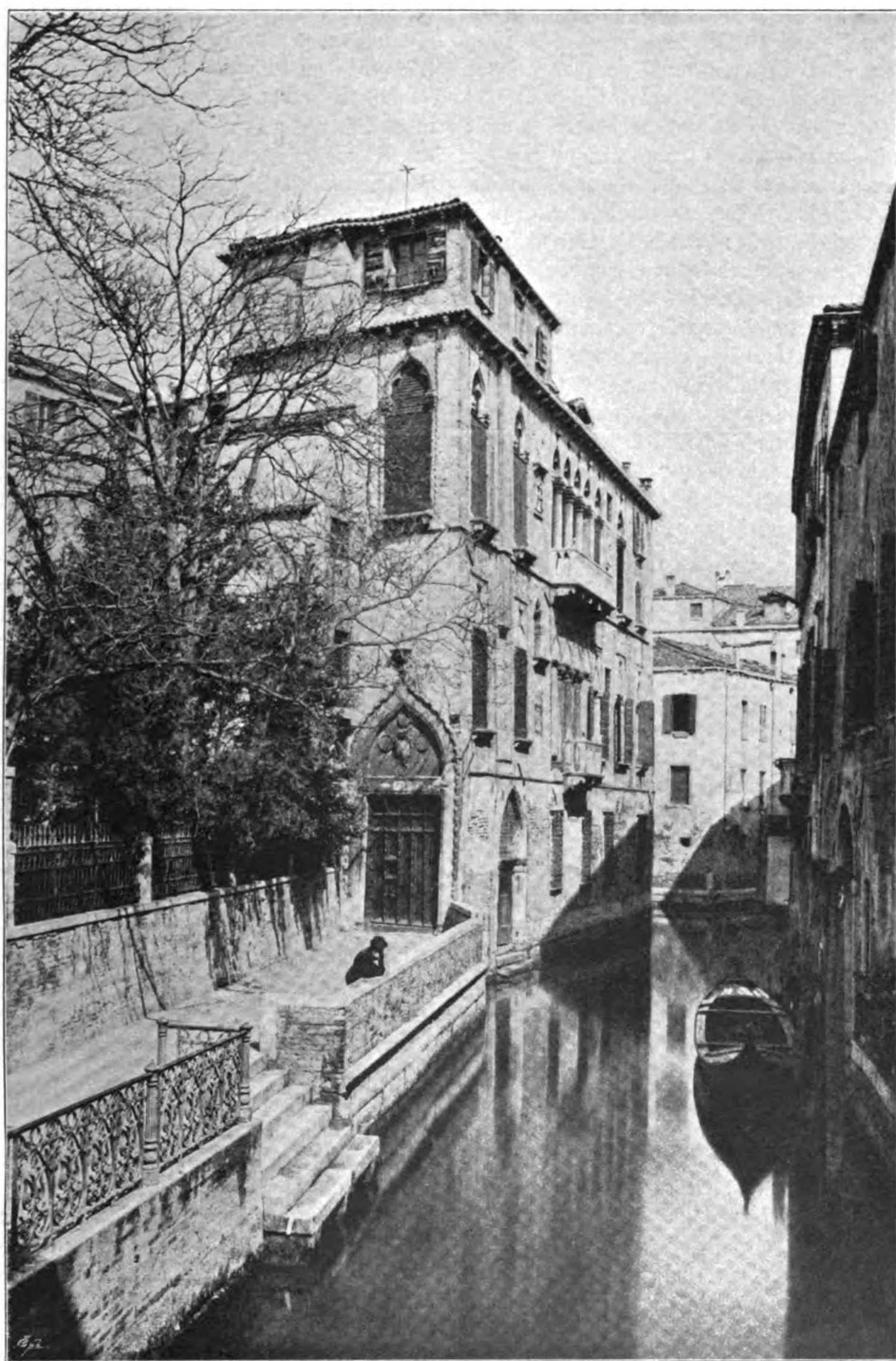
Vielleicht ist auch der Ausspruch von ihm: „Venezia è la sede principalissima del piacere“, der Hauptsitz des Vergnügens. Aus jener Zeit stammt das echt epikuräische Sprichwort: „La matina una messèta — dopo pranzo una basseta — e la sera una doneta“, also: des Morgens ein Meßchen, nach Tische ein Spielchen, am Abend ein Liebchen. Das Spiel und die Liebe waren die Pole, um die sich jede Existenz drehte, das Ideal, das erstrebt werden mußte ohne dumme philisterhafte Rücksichten auf ökonomische Konditionen.

Die Venetianer konnten diesen ihren so unendlich leichtlebigen Charakter nicht verleugnen, auch dann nicht, da ihr Vaterland im Sterben lag. Fest folgte auf Fest ohne Unterlaß, die Karnevale boten Veranlassung zu den zügellosesten Schlemmereien, von den Straßen zog die Gier nach Vergnügen in die Häuser ein, dermaßen, daß gegen fünftausend Familien jeden Abend Gesellschaften gaben und man über zweihundert Klubs oder Kasinos zählte.

1789 war der letzte Doge, Paolo Renier, gestorben, man hielt, den Karneval nicht zu stören, seinen Tod geheim bis zu Aschermittwoch. Die Feierlichkeiten und Feste sodann, die seinem zaghaften Nachfolger Manin galten, kosteten die Kleinigkeit von zweihunderttausend Lire.

Es mag wohl Stimmen in der Wüste gegeben haben, die gegen diesen venetianischen Leichtsinn schrien, aber sie verhallten bei der Tanzmusik vor dem goldenen Kalbe. Ein Labia beschreibt und preist die großartigen öffentlichen Schaustellungen, kann sich aber nicht enthalten, den melancholischen Seufzer auszustoßen: „E pur, no so 'l perchè, mi pianzarìa“ (und doch, ich weiß nicht warum, ich möchte lieber weinen).

Ich weiß nicht, ob dies ein Nachkomme



Kanal Sta. Marina.

jenes Labia, eines Geldprotzen des siebzehnten Jahrhunderts, war, dessen Namen die interessante Fondamenta Labia (Fondamenta, eine Straße, die einen Kanal flankiert) noch

heute trägt. Dieser Labia gab einst in seinem Palaste ein Mahl zu vierzig Gedecken, ließ beim Aufheben der Tafel das gesamte silberne und goldene Tischgerät in den Kanal werfen und sprach die erhabenen Worte: „L'abia o non l'abia, sarò sempre Labia,“ ein italienischer Wortwitz, seinem Namen zuliebe gemacht, der sich im Deutschen nicht wiedergeben läßt: „Ich hab's oder ich hab's nicht, immer werd ich doch sein der Labia.“ Chigi verübte hundert Jahr früher dasselbe Späßchen am Tiber in Rom, hatte aber die Vorsicht gebraucht, Netze am Flußgrunde auszuspannen. Die Protzenweiber des neapolitanischen niederen Volkes schütteln an Festtagen mit dem Tischabhube gewöhnlich auch ein silbernes Besteck auf die Straße.

Heute hängt dem venetianischen Volke der Brotkorb recht hoch, der Gewinn durch Arbeit ist gleich Null, daher liegt jetzt über den Lagunen ein gewisser Zug von Verdrossenheit, von Abspannung und Gleichgültigkeit, von Beklemmung und Mißtrauen.

Kaum aber zeigt sich die noch so bescheidene Veranlassung zu dem bescheidensten Vergnügen, so lebt der alte Geist sofort wieder auf und alles ist in Bewegung, die gesamte Bevölkerung stürzt sich auf die Straßen, auf die Plätze, lustig, geräuschvoll, ausgelassen, schwatzhaft und — furchtbar leicht zufriedengestellt.

Ja, es giebt noch Zeiten, sagen wir Tage, an denen auch die alten gebräunten Heiligen in den verwitterten Nischen lebendig werden, wo die üppig-schönen Frauen des Jacopo Palma, Tizians, Pordenones, Tintorettos und Paolo Veroneses, und wie die farbenfreudigen Meister der Lagunen alle heißen, aus ihren breiten Goldrahmen heraussteigen und vergnügt lächelnd ihr rotblondes Haar aufbinden. Bald giebt es eine Regata, eine Serenata, einen „Fresco“, oder man feiert, freilich nur einmal im Jahr, das größte aller Feste, die „Festa del Redentor“, mit erleuchteten, bänder- und fahnengeschmückten Gondeln und Barken, die die ganze Nacht, eigentlich zweck- und ziellos, durch die Kanäle streichen, deren Insassen am Morgen, noch ebenso munter wie den Abend vorher, unter Gesang und Klang vom Lido aus die Sonne, wie etwas nie Gesehenes, aufgehen sehen.

Doch wartet noch eine ganze Schar anderer Heiliger auf ihr Fest und möchte es so nett wie möglich haben: San Marco, San Giorgio, San Sebastiano, und viele heilige Frauen, besonders die von Rosen umdufteten süßen Marien, oder es gilt ein frohes Familienereignis zu feiern: eine Taufe, ein Verlöbnis, gar eine Hochzeit, gar einen Lottogewinn! Jede Gelegenheit ist willkommen, jeder Ort ist recht: der Lido, die Giardini publici mit dem bißchen Gartengrün, die Weinkneipen auf Murano, auf San Giorgio Maggiore. Seitdem der Orient seine kostbaren Teppiche und Seidengewänder zurückgezogen, ist die Sache sehr einfach geworden: ein paar bunte Papierlaternen, ein paar grüne Zweige, eine Blume ins Haar der Frauen, den Männern eine ins Knopfloch, ein buntes Tuch um den Hals, einen großen Fächer in den spielenden Fingern, den Männern eine klappernde Guitarre, eine schwirrende Mandoline in die Hand, eine Regiecigarre in den Mund, dazu viel Wein, viel Gesang und eine Batterie feurig schwarzer oder schmachtend blauer Augen — und das Fest der Eintagsfliegen hat alles, was es braucht, ein hohes Fest zu werden.

Das ist bescheiden. Noch bescheidener ist der ganz arme Teufel, der Lump, der sich dem neapolitanischen Lazzaronen der Bourbonenzeit würdig zur Seite setzen ließe. Ein bißchen Sonne, eine Thür- oder Thorschwelle zum Sitzen, ein aufgelesenes oder demütig erbetteltes Cigarrenstümpfchen, eine ganz kleine Dienstleistung, die zwei Soldi zu Brot einträgt: ecco, das Ideal vieler noch kräftiger Männer, die da wissen, daß das bloße Suchen nach Arbeit den Schweiß der Edlen kostet.

Die Weiber aus dieser Volksklasse sind würdige Gefährtinnen der Männer. Das elende Hauswesen ist in fünf Minuten besorgt, nun setzt sich Penelope vor die Thür, wo ihrer die anderen lustigen Gevatterinnen warten, um sich die schwere Arbeit des Flickens, Strickens, Perleneinfädelns durch einen heiteren „Schwatz“ zu erleichtern. Die Campielli, die Goldoni besuchte, um weibliche Modelle für seine Komödien zu finden, sind nichts als öffentliche Plätze, Oasen des Glücks inmitten der Kanal- und Häuserwüste, wo unter einem belebenden Sonnenstrahl Frauen und Mädchen sich die Zungen



Rio Priuli.

lösen lassen zu endlosem, aber meist harmlosem Klatsch.

Vor Jahren, als der Schmelzperlenhandel noch gut daran war, sah man zehn, zwanzig Weibchen im Kreise sitzen und Perlen einfädeln, glücklich im höchsten Grade, weniger über den nur nach Centesimi zählenden Gewinn, als über die ihnen dergestalt ermög-

lichte Ruhe des Körpers und des Geistes. Im Winter hieß man die Sonne willkommen, im Sommer rückte man in den Schatten, und wie herrlich, wenn dieser, wie wir es oft in den venetianischen Campielli als prächtige Dekoration finden, durch ein paar freirankende Weinreben erzeugt wird. Hier lassen sich diese Damen ganz gehen, und durch die aufgeschürzten und wenig eifersüchtigen Kleider leuchtet jenes Fleisch, das sich noch lebendig zeigt in den herrlichen Bildern eines Paolo und eines Tiziano.

Wer das alles mit den Augen eines Künstlers schaut, muß in Venedig glücklich sein, denn reiche Freude und Ergötzung findet er in jedem Winkel, besonders an den Details. Auf jeden Schritt etwas Neues: Hier, wie durch Zufall eingemauert in ein zerfallendes Gebäude, eine Marmorarbeit irgend eines naiven Künstlers des Trecento; ein schwarzes Pfeilerchen, letzter Rest einer fürstlichen Wohnung; eine byzantinische Opferschale, ein hochelleganter Spitzbogen — lauter Strophen und Verse der Poesie aus alten Zeiten, Bilder und Reflexe, ganz verstanden und unvergleichlich nachgedichtet von den beiden feinen Künstlern des Settecento: Canaletto und Guardi. Sonst, ach nur wenigen ist es gegeben, ein Venedig zu malen, das nichts anderes als Venedig sein kann.

Aber — Gefühl ist alles.

O du Zauberlicht des venetianischen Himmels!

„Pope, chi tocca!“ Eilig schießt meine Gondel heran. Hier schon ein Bild. Der Gondolier, einen Fuß gestützt auf den Rand seines Fahrzeugs, den anderen auf die unterste Stufe der Abstiegtreppe, reicht mir den Arm als Stütze, bis ich unter dem „Felse“, auf den schwarzledernen Kissen Platz genommen. Wohin?

Einerlei. Aus dem Canal Grande heraus! Irren wir, verirren wir uns in den mäandrischen Windungen der grünen Canaletti —

Fahre zu, ich will nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht.

Welch süßes Irren, ein Nichtsthun voll angenehmer, immer neuer Eindrücke, lieblicher und überraschender Erscheinungen. Das Wasser murmelt und schluchzt unter dem Kiel, gleichmäßig senken und heben sich die Ruder, melancholisch schallt bei den Wendungen die Stimme des Ruderers durch die Einsamkeit, das Stali und Premi beim Links- oder Rechtshalten, das De longo beim Geradeausfahren, oder das Halt als Scia, und der Gegenruf ertönt, scharf, gedehnt, dann wieder Schweigen —

Wendung auf Wendung, Bild auf Bild, wie in einem Riesenmuseum, auch lebende Bilder. Über die eiserne Brücke wandelt das Volk, ohne Hast, denn es hat Zeit — am Uferrand die von der zerlumpten hübschen Jugend umschwärmte Händlerin mit Kürbissen, Maiskolben, Orangen und schwarzen Maulbeeren — nun ein schattiger Hof, um dessen alten Brunnen her wasserschöpfende, zierlich sich neigende und beugende Bigolanti — über unserem Haupte türmt sich plötzlich ein schwarzer Riesenpalast, verwittert Weinlaub aus Stein an den Pfosten, eine große halbzerstörte gotische Rose darüber. Alles düster, verrenkte Fenster, verrostete Thüren. Auf einem eisernen Balkon aber, tröstlich, ein verwildertes Wäldchen von Purpurnelken und leuchtenden Geranien, von allerhand Rankenwerk durchflochten, das wie schwarze Frauenzöpfe über die Gitterstäbe herabhängt. Bis dahin vermag auch noch die Sonne zu dringen, die den Grund des Kanals nie erreichen kann, und täuscht auf ein Viertelstündchen über Tod und Schatten hinweg.

Über die nächste grüne, von der Salzluft zerfressene Mauer hat sich eine ganze Last, fast bis auf den Wasserspiegel herab, kleiner weißer Röslein geschlungen, und ihr Duft füllt die Enge und findet keinen Ausweg. Schlummert hinter diesen Mauern noch, wie ein venetianisches Dornröschen, irgend eine liliengleiche Desdemona? Wie eine Kupplerin lehnt die Rose sich hinaus und ladet die Vorüberziehenden ein. Weiter ...

„Fiol d'un can!“ ruft der Gondolier einer ihm hastig entgegenkommenden Barke zu, er ruft es in äußerster Entrüstung.

„Fiol d'un can!“ Sohn eines Hundes, (der ganze Orient wird lebendig) tönt es ihm noch leidenschaftlicher entgegen. Weit auseinander sind sie schon, aber noch immer zischt es und knurrt es: „Fiol d'un can ...“ Der Zorn ist ein scheinbarer und die Bedeutung die eines nachbarlichen Grußes.

Tiefe Finsternis hat uns aufgenommen.



Cà di Dio.

Ein gelbes, unruhig flackerndes Gaslicht spiegelt sich Tag und Nacht vereinsamt in dem schwarzen Wasser. Der Rosenduft ist dahin, es riecht wie auf einem Leichenfelde. Aus einem Fenster, das irgendwo offen steht, klingt halblaut die Strophe eines Liedes:

Soto el ponte de Rialto
Fermaremo la barcheta,
O Venezia benedeta
No te voglio più lassar ...

Langsam, nicht lustig, nicht traurig, begleitet von den Hammerschlägen eines Schusters. Dann ein gellender, langgezogener Ruf: „Anguééle ... per i gàti.“ Die Buranèle, das Mädchen von der Insel Burano, steht an der Kreuzung der Calli und ruft ihr Katzenfutter, die Aale, aus. Des Schusters Gesang schweigt, aber eine gierig lüsterne Katzenmusik tönt durch die Stille, aus allen Winkeln kommen die Lieblinge des Volkes herbei, auf allen Gesimsen stehen sie, in den Dachrinnen, in den Fenstern, über die Mauern der Campielli klettern sie. Anguééle! Auch das verhallt. Und wieder schwarze Riesenpaläste und Häuser in allen möglichen Stilen, kreuz und quer durcheinander gebaut, wie eines zur Stütze des anderen; eingemauerte Marmortafeln mit längst unleserlich gewordenen Inschriften, Masken und Fratzenbildern an den nassen Mauern.

Nun wieder offnerer Weg, die Gondeln kreuzen sich ohne Unterlaß, dazwischen Flachboote mit Mauersteinen beladen, Peate mit Schutt, eilige Sandoli von hurtigen Jungen gerudert, wie Wasserspinnen zwischen den schwarzen Gondelschwänen dahinhuschend.

Wie eigenartig ist in Venedig diese in raschem Aufeinander wahrzunehmende Mischung von altem und neuem Leben, von Ruhe und Lärm, von Schatten und Licht, Farbe und Farblosigkeit. Nach dem Dunkel der fast nie besuchten Kanäle von Santa Marta, Angelo Raffaele, San Polo, Santa Marina, wo das arme Volk im Schatten verfallener Häuser sein dürftig Gewerbe treibt, Nachkommen desselben armen Volkes, das Goethe, da auch er das unglaubliche „Gehecke“ der schmutzigen Gassen durchwandelte, zu dem Ausruf veranlaßte: „Du lieber Gott, was doch der Mensch für ein armes gutes Tier ist!“ Nach diesen Schattenbildern plötzlich helles, grelles Sonnenlicht auf weißen Marmorfassaden, nach dem sanften Wiegenlied der Ruder plötzlich das Tosen des Marktes, aber glücklicherweise keine Karren und Karossen, kein Peitschenknallen.

Rasch aber lenken wir wieder in einen Seitenkanal hinein. Merkwürdig, die schönen Paläste im Spitzbogenstil, mit den wie Filigran in Marmor gearbeiteten Treppen- und Balkongeländern, mit dem märchenhaften Aussehen finden sich, nur wenig der allgemeinen Bewunderung ausgesetzt, auch zur Seite der verstecktesten Kanäle, in der Enge der von jedem Verkehr gemiedenen Calli, wo es kaum noch möglich, in nötiger Entfernung die architektonische Linienherrlichkeit zu genießen. Der moderne Parvenu, jeder Bauherr von heute würde sich höflich bedanken, seinen Prunkpalast in einem Nebengäßchen, weitab vom „Westend“, ebenso auserlesen schön aufzubauen wie an der Hauptstraße seiner Stadt. Die alten venetianischen Patricier aber waren viel zu echt vornehme Herren, um sich nur an den augenfälligen Teilen der Stadt anzubauen. Sie bauten sich selbst zulieb und errichteten ihre Wohnungen, wo es ihnen beliebte, also auch an diesen stillen Kanälen, vielleicht gerade dieser wohlthuenden Stille wegen.

So eben kennt man die Stadt nicht völlig, wenn man nicht auch die stillen Winkel durchstrichen oder durchgondelt hat. Aber der Gegensatz, wirkt er nicht beleidigend? Neben dem Hause der Armen, der Architektur des Proletariats, der stolze Patricierpalast? Eigentümlich, dieser Gegensatz berührt nicht unangenehm, es giebt eine Harmonie der Farbe und der Linien, die man anderswo vergebens suchen würde. So gab es auch zwischen dem venetianischen Patriciat und Volke immer eine Harmonie der Anschauungen, des Gefühls, der Rede- und Ausdrucksweise, die sich kaum in einer anderen Stadt würde haben gestalten können.

Heute ist das ja wohl anders geworden. Auch das sichtbare Venedig, und zwar nicht bloß das der belebten Stadtteile, hat sich gegenwärtig vielfach verwandelt. Manche alte liebe Brücke, deren Brüstung aus soliden Backsteinen aufgemauert war, erhielt eiserne Geländer; gewisse wunderbar historische Farbentöne an den zersprungenen Mauern wurden durch eine einförmige weiße Tünche zerstört. Leider sind auch schon verschiedene herrliche Prachtbauten, die den Künstlern Fundgruben köstlichster Motive waren, unter der zerstörenden Haue gefallen. Es geht in Venedig, wie es in Rom gegangen, wie



Rio Albrizzi.

es in Neapel geht und allen italienischen Städten: die Neuzeit hat keine Freude am alten, und der Hygieniker sagt: sie hat recht.

Mit Venedig wird man aber so bald nicht aufräumen.

In San Polo, an einem engen Kanal steht der Palazzo dei Bernardi, ein prachtvolles, überaus malerisches Spitzbogenwerk des Quattrocento, das mit allen Ehren am Canal Grande stehen dürfte, wo man die Eleganz seiner mit Marmorblumen gekrönten Fenster, der Säulen und Säulchen, die marmornen Kranzgesimse, die ganze harmonische Schönheit seiner Fassade bewundern würde.

Der Gondoliere erzählt uns hier ein Geschichtchen.

Einer dieser Bernardo, Messer Pietro, war wohl einer der liebenswürdigsten Sonderlinge jener Welt, nach seinem Testament zu urteilen, das er im Jahre 1515, drei Jahre vor seinem Tode niederschrieb. Den Erben wurde darin aufgegeben, seinen Leichnam in dem köstlichsten Essig baden und durch drei der berühmtesten Ärzte mit Moschus einbalsamieren zu lassen. Der säuberlich duftige Körper sollte in einen bequemen, mit allerhand Spezereien angefüllten Bleisarg gelegt und dieser in einen anderen, aus Cypressenholz gearbeiteten, eingesetzt werden, dergestalt, daß niemand ihn mehr öffnen könnte. Auf die das Ganze umschließende Marmorarche, für die ein Preis von sechshundert Dukaten festgesetzt war, sollten in Buchstaben, lesbar auf die Entfernung von fünfundzwanzig Fuß, seine Verdienste in acht Hexametern — dem Poeten vier Goldzechinen — eingegraben werden; andererseits sein Bild in Lebensgröße, knieend vor Gottvater u. s. w. Die Erben waren gescheit genug, das gar zu originelle Testament nicht auszuführen. Sie errichteten ihm dafür das feine Monument, das wir heute inmitten zahlreicher Meisterwerke der Renaissance und des Cinquecento in der herrlichen Kirche Santa Maria Gloriosa dei Frari schauen.

In dem abgelegenen Viertel Santa Marina, zur Seite einer sehr schmalen Fondamenta bewundern wir sodann den mauresken Palast der Soranza, der später den Sanudo angehörte und heute im Besitz einer holländischen Familie Van Axel ist. Über den Kanal hinaus treten zwei Balkone, geschmückt mit zierlich schlanken Säulchen, deren Kapitäle aus Blätterwerk gebildet sind; über der alten braunen, aus Holz geschnitzten Thür öffnet sich ein prächtig gegiebelter Bogen. Die Bäume des anstoßenden Gartens aber strecken ihre Arme wie zum Schutz über das gentile Mauerwerk und geben dem alten zur Frühlings- und Sommerzeit einen Schein von Verjüngung.

In San Severo, an der alten, abgebröckelten Mauer des Palastes Priuli, finden wir, tausendmal von allen Malern der Welt gemalt, eine der vollendetsten Blumen des Spitzbogenstils: das große erkerähnliche Eckfenster, das würdig wäre, einer Desdemona zur Ausschau zu dienen.

Wir werden nicht fertig mit der Bewunderung dieser abgelegenen Dinge und nennen nur noch die Rua oder Ruga (d. h. Gasse) della Cà di Dio, so genannt nach dem Hospiz der Pilger, das in der Nähe war, die Rua della Madonna mit verschiedenen Palästen, im primitiven Baustil des vierzehnten Jahrhunderts errichtet, die einst unter dem Schutze der Gottesmutter einer Confraternità gehörten; Rio und Palazzo Albrizzi zu S. Apollinare, der Palast Anfang des siebzehnten Jahrhundert durch die Bonomos errichtet, von diesen durch die Albrizzi 1648 erworben. In ihm wohnte Isabella Teotochi Albrizzi, Schriftstellerin und Freundin Foscolos und Byrons; Rio della Frescada bei S. Pantaleone, in dessen Grunde ein Teil der Confraterie S. Rocco, links der Palast der Patricier Dalla Frescada im gotischen Stil vom Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts. Marco dalla Frescada vermachte sein Vermögen zur Gründung eines Armenhospitals. Der Palast kam später in Besitz der Corner, der Loredano, der Foscarini, Garzoni, und gehört heute einem Herrn mit dem poetischen Namen — Guggenheim.

In der Rua Santa Sofia und in der Rua Due Pozzi besaß der Doge Marino Falieri mehrere Häuser, die er um 1355 von den Zilioli gekauft oder in der Versteigerung erstanden hatte. Am Rio San Trovaso liegt der Palazzo Contarini, genannt degli Scrigni, im gotischen Stil des vierzehnten Jahrhunderts.

Betreten wir solch einen antiken Palast,



Rio und Palazzo Albrizzi.

Führer sei uns der in diesen Dingen so außerordentlich fein bewanderte Mario Pratesi, einer der wenigen, die den Geist Venedigs ganz richtig erfaßt haben.

Wir folgen ihm vom Rio Terrà, einem übermauerten Kanal, über das Brückchen, unter dem das Wasser von dunkelbrauner Farbe faul dahingleitet. Der Kanal ist lang und wird in seiner ganzen Länge von Fenster zu Fenster von Leinen und Stricken

überspannt, an denen zahllose Vogelbauer hängen, dazwischen Flaschenzüge, Strümpfe, Stiefel, Fischreusen, Unterröcke, indigoblaue Gondolierhosen und Hemden mit ausgebreiteten Armen auf die Leinen gefädelt, wie reine Seelen Seliger, die in den Himmel fliegen möchten. Es ist eine große Bequemlichkeit, einen ganzen langen Kanal dergestalt zur Verfügung zu haben, und die Bewohner der Häuser machen ausgiebigen Gebrauch davon. Diese in der Luft flatternden Lumpen scheinen mit diesem demokratischen Geist auch die Paläste angesteckt zu haben, die sich inmitten der Armut spreizen oder richtiger demütigen.

Einen wehmütigen Eindruck macht der der Brücke nächste, ganz bedeckt mit löwenähnlichen Masken, welche die Zeit erst zerfressen und dann geglättet und grün gefärbt hat. Das sehr hohe Portal ist geschlossen, wie auch die Fenster. Zu ihm hinauf führt eine breite Vortreppe, deren Steine von lauter breiten Rissen und Sprüngen durchsetzt sind. Dicht daneben, kaum sichtbar durch den schwarzen Schleier des Wassers, liegt eine versunkene Gondel.

Diese tiefe, befremdliche, großartige Finsterkeit ist nur möglich in den schmalen Kanälen Venedigs, wo die Häuser und Paläste noch schwärzer erscheinen unter den düsteren Reflexen des tintenschwarzen Wassers; und alles trägt das breite Gepräge alter vornehmer Herrlichkeit.

Der Palast führt nicht mehr den Namen seines Besitzers, der in den Jahrbüchern der Republik viele Seiten füllt, ein ausländischer Bankier ist sein Herr. Um einzutreten, muß man den Campiello überschreiten, der Zugang vom Kanal aus ist nicht mehr praktikabel. Die Herrschaft ist abwesend und der Portier ist Herr. Im Flur steht und liegt allerhand altes Getrümmer und Gerümpel, von den Inseln herübergekommen: die Urne eines mit griechischen Kreuzen geschmückten Brunnens, deren Rand noch die Einschnitte der Taue zeigte, mit denen man im achten oder neunten Jahrhundert auf der Insel San Pietro das Wasser gezogen; ein großer vergoldeter Neptun, der, nachdem er einst von der Poppa einer Galeere über dem sonnengoldenen Wasser geblitzt, jetzt schief und staubig an der Wand hängt und trotz seiner noch festsitzenden Embleme, Dreizack und Krone, den melancholischen Eindruck einer pensionierten Gottheit macht.

Die große Treppe mit niedrig-bequemen, breiten Stufen ist hell, schweigsam, mit einigem Bildhauerschmuck versehen und an einem Pfeilerchen ein Puttino, mit jener reizenden Grazie, wie sie nur die Quattrocentisten dem Marmor zu verleihen wußten, sprengt auf einem delphinschwänzigen Flügelpferd durch die Wogen.

Das den Sälen eines sich selbst überlassenen Palastes eigene Schweigen gesellt sich zu der Dunkelheit der festgeschlossenen Riesenfenster. Kaum daß der Portinaro die Läden zurückschlägt, werden unter dem goldenen Lichte, das förmlich aus der Sofite und den Mauern hervorquillt, die Gemälde und die Porträts der Vorfahren lebendig. Die schönen Damen vergangener Jahrhunderte haben den rosigen Schnee ihres zarten Busens bewahrt, die schalkhaften, verliebten Augen, die purpurnen Lippen, eingedenk, scheint es, noch vieler verstohlener Küsse, mancher Notlüge; auch die Verführungskünste ihrer kleinen Hände haben sie nicht vergessen, die die meisten, wie absichtslos, zu anderer Bewunderung zeigen. Neben den Bildnissen der feinen Damen hängen die ihrer Väter, ihrer Gatten, ausgezeichnet durch die Würde, den Hochmut, die langen Bärte, die stolzen Adlernasen. Einige tragen Horn und Hermelin der Dogen, andere die seidene, pelzverbrämte Toga der Prokuratoren San Marcos. Bei einigen bedecken die roten Senatorenbarette silberweiße Haare, doch zeigen die schwarzen italienischen Augen noch die Sicherheit des Löwen. Auf vielen Gesichtern liegt ein gewisses patriarchalisches Wohlwollen, wie es den erfahrenen und ehrenwerten Magistratspersonen eigen.

Auch die Gesichter empfangen den socialen und historischen Charakter von ihrer Zeit, so zeigen einige Generalsbildnisse aus dem letzten Jahrhundert, die gar martialisch entschlossen dreinschauen, trotz ihrer glänzenden Uniformen, trotz ihrer zahlreichen Orden, den weichen, friedfertigen, fast feigen Charakter ihrer Zeit; so wie sie sich zeigen, hätten sie ebensogut dem Papste, dem Bourbonen, dem Herzog von Toskana oder von Lucca dienen können.



Frescada.

In diesen Sälen fehlt es aber auch nicht an gloriosen Erinnerungen des See- und Landkrieges: die Fahnen von Kandia und Morea, den Türken abgenommen, die runden Laternen einer von Bragadino geführten Trireme, auf dem Marmor eines Kamins, zum Angedenken an das Jahr 1849, einige Stücke österreichischer Granaten, die der Kaiser auf die Stadt regnen ließ.

Natürlich nehmen die verliebten Göttin-

nen mit all ihren olympischen Reizen, die den Menschen und den Göttern und besonders Zeus so unendlich teuer waren, einen großen Raum in diesem Palaste ein. Zeus begegnet man hier in allen möglichen Verwandlungen, hier als Schwan, dort als Stier, dann als Wolke, um den Nymphen, den Europen und Leden nachzustellen. Venus hält Mars von seiner Kriegspflicht zurück, und Diana, die keusche Diana, neigt ihren vollen Busen über den in einem vollmonderleuchteten Buschland entschlafenen Endymion. Auch die erbaulichen Geschichten des Alten Testaments, Lots Töchter, Susanna im Bade, David und Bathseba, an denen die alten gravitätischen Herren ihre Freude hatten, sind des breitesten behandelt.

Inmitten dieser heiligen und profanen Mythologie kann man eine Metzelung der Jungfrauen von Carpaccio bewundern, ein großes Gewirr von blonden Köpfen und eisernen Helmen. Sowohl Henker als Jungfrauen stehen inmitten dieses Jammers mit perugineskər Grazie, als ob die sehr hübschen Henkersknechte nicht würgten, die Jungfrauen nicht litten, sondern allesamt, verzaubert, die Sache nur träumten.

Welcher Abstand von der glänzenden Jugendlichkeit dieses Gemäldes zu der blasierten Greisenhaftigkeit des folgenden Bildes von Longhi!

Eine Dame mit geziertem und gemeinem Gesicht liegt ausgestreckt unter einem großen Betthimmel, gekleidet ist sie in ein mit weißem Pelzwerk besetztes Schleppkleid. Ihre Gesellschaft sind, zu Füßen ihr, auf dem Bette, ein Hündchen, vor dem Bett ein langer, hagerer, kahlköpfiger, ausdrucksloser Kavalier und ein Pfaffe mit kurzem Hals und breiter Unterkinnlade, denen die Dame soeben durch einen seitwärts stehenden Diener die Schokolade hat eingießen lassen.

Zweifellos sind Dame, Hündlein, Nobile und Hochehrwürden vier Porträts; solche Bilder stellen die häusliche Prosa oder das venetianische Haus des achtzehnten Jahrhunderts dar, armselig in plumper Verschwendung und Großthuerei. Welcher Künstler konnte sich daran begeistern?

Einen anderen pikanten Gegensatz in diesem alten Palaste von fast monumentalem Prunk empfindet man beim Anblick des Modernen und des Neuen in tausend weichlichen, geschmeidigen, raffinierten Sächelchen, deren Erfinder der weibliche Genius ist: Stickereien, Spitzenbesätze, gobelinähnliche kleine bunte Decken und Deckchen auf Kissen, Stühlen, Sofas und Tischchen; kleine Landschaftchen in Grün und Licht, Photographien, kostbare Kinkerlitzchen, Kammermusik, illustrierte Prachtwerke, japanische Artikel, besonders diese in Übermenge.

Diese alten Paläste bewahren aber noch einen ganz eigenartigen, ich möchte sagen, wie man von historischer Farbe spricht, historischen Duft. Wer eine gute Nase hat, riecht das antike Venedig heraus, definieren läßt sich aber dieser Duft nicht.

Er verliert sich, sobald wir auf die Straße treten, und besonders hier, denn nicht weit von diesem Palaste läuft ein Gäßchen von kaum Meterbreite; wer es betritt, dem wird der Begriff „quetschender Enge“ klar. Zwischen den fast unabsehbaren Dächern hängt ein handtuchgroßes Stück blauen Frühlingshimmels, hier unten aber sickert das Licht nur schwach wie durch eine Augenbinde, je tiefer man schaut, desto nächtiger wird alles. In den schwarzen Hausfluren ist nichts zu unterscheiden, nur in einem, ganz im Hintergrunde, blinzelt ein Lichtchen, wie ein Johanneswürmchen, an nasser Mauer vor irgend einem Marienbildchen. In diesem feuchten, finsteren, frostigen Häuse, in all diesen Häusern hier muß Armut und Krankheit wohnen, fehlt Licht und Brot, und dieses Muttergottesbild mit dem Lämpchen davor ist diesen Menschen Trost und Hoffnung; die „Freude des Glaubens“, wie St. Augustinus es nennt, ist ihre einzige Freude. Das Gäßchen aber erscheint wie ein Ort der Verdammnis. Es mündet in eine ebenfalls lange Straße ein, aber die ist viermal so breit und ganz gepflastert mit glatten, schwarzen, immer schmierig-schlüpfrigen Steinen. Armseligste Waren sind auf den Schwellen, vor den Fenstern ausgelegt, in den Botteghen übereinandergehäuft, vor den meisten Fenstern flattern die nassen Lumpenfahnen der Armut, es giebt aber auch Vogelkäfige und verkümmerte Blumenstöcke, und immerhin regt sich und bethätigt sich hier etwas Leben. Die Magazine mit den vorspringenden Dächern, die maurischen Fenster regen



Rio Sta. Sofia.

die Phantasie an und spiegeln ihr einen türkischen Bazar oder eine Straße im Ghetto vor. Diese Calle könnte sich ebensogut in Konstantinopel, in Bagdad und Damaskus finden. Auch hier dringt die Sonne nicht ein, aus Furcht, sich die Finger zu beschmutzen, aber ein Mondenstrahl, Jessika genannt, kann hier wohnen. Das ist die

Stimme Shylocks, des Kaufmanns von Venedig, das Fenster steht offen: „Jessika, Jessika, ich bin zum Abendessen eingeladen — nimm die Schlüssel! Doch warum geh ich hin? Die luden mich doch nicht aus Neigung ein? Nun gut, ich werde gehen, weil ich sie hasse — Jessika, hüte das Haus fein, und solltest du den Trommler hören und den krummen Querpfeifer, laufe nicht zum Fenster, lehne dich nicht hinaus auf die öffentliche Straße, die Hanswürste der Christen mit der gemalten Maske zu sehen. Nein, nein, schließe vielmehr die Ohren meines Hauses, will sagen meine Fenster."

Und Viktor Hehn fand in diesem Venedig die ganze Levante wieder. Er schreibt 1839 in sein Tagebuch: „An meiner Seite sitzt eine Schar von Griechen in den roten Mützen und dem weiten Gewande, die Bernsteinspitze im Munde haltend; ich selbst schlürfe türkischen Kaffee, und vor mir in phantastischen Formen steht die Markuskirche in schwulstiger Bildersprache der Architektur, von ausschweifendem, wollüstigem, gewundenem Geschmack, wie ein Opiumtraum. Selbst die Gondelwelt, selbst die Wahl der Erbauung am Wasser macht Venedig morgenländisch."

Und weiterhin heißt es: „Venedig ist die Stadt der Liebe. Auch darin ist es morgenländisch. In der Levante siedet das Blut, aber die Frauen sind verborgen, und alles ist eine verbotene Frucht. Du mußt dein Leben wagen, die dunklen Nächte durchstreifen und das tiefste Geheimnis hüten. Auch in Venedig war die Liebe in den Reiz des Dunkels gehüllt, die offene, die erlaubte Liebe war gemein und ohne Poesie. Mit seidenen Strickleitern erstieg der kühne Freund das Fenster der Geliebten, und am anderen Morgen fand man die Leiche eines Mannes auf der Straße, die blutige Wunde eines Dolches in der Brust. Ein finsteres Labyrinth ist diese Stadt, dunkle Irrgänge in tausendfachen Richtungen, plötzlich endend oder sich angstvoll verengend, tausend Brücken, die Häuser in vier Stockwerken aufsteigend — wie leicht war es da, sich zu verbergen, durch unbemerkte Wege zu schleichen."

Unser vortrefflicher Hehn hat da eben jenes konventionelle romantische Venedig gemalt. Mit der Liebe wird es in Venedig gegangen sein und noch gehen, wie es allerorten geht, wo Männlein und Fräulein wohnen, man behilft sich auch ohne seidene Strickleitern, und die blutigen Wunden des Dolches sind Ausnahmefälle.

Daß aber das „bißchen Liebe" dem Volke noch Freude macht, wer will's dem armen verdenken. Ein bißchen Liebe, ein bißchen Musik und Gesang, wir möchten's in Venedig nicht missen. Der Gesang ist so zu sagen das letzte diesem Völkchen in den Adern gebliebene ästhetische Bedürfnis. Die poetische Herzensergießung, die die Stadt dereinst überschwemmte, ging verloren — venetianische Volksdichter der Neuzeit sind kaum mehr aufzutreiben — die musikalische ist geblieben. Die Begeisterung für Sang und Serenade weht noch durch alle Gassen diesseit und jenseit der Brücke, durch alle Kanäle. Sie gleicht einer Blume, die sich im Mai erschließt, duftet aber nur des Nachts und besonders in mondhellen Nächten. Und ist in den heißen Tagen des Juli und August die Stadt wie ausgestorben, am Abend wird die große stille Einsamkeit durch tausend Töne unterbrochen. Das ist die Stunde, von der Mosen singt:

Wenn auf den bleichen Höhen
Der fernen Euganeen
Des Südens Abendsonne
Ihr Gold vergossen hat,
Dann jubelt wie ein tolles,
Phantastisch wundervolles
Gedicht in Rausch und Wonne
Die alte braune Stadt.

Wiewohl Jubel ist es nicht, was wir hören, es ist eine süße Trauer, die nicht an Schmerz und Thränen denken läßt, sondern an die Vergangenheit und Vergänglichkeit alles Schönen. Die Volkslieder freilich verschwinden. Wenige wissen noch die älteren Barcaiuoli, etwas mehr die Weiber in den fernen Quartieren und auf den Inseln.

Echt venetianisch sind aber die Vilote, vierzeilige Strophen, die wie bunte Schmetterlinge von einer Riva zur anderen flattern als zierliche Liebesboten. Zierlich und naiv spiegeln sie die einfache ungefärbte Liebe des Volkes wieder, dessen Dialekt sie sprechen. Die Melodie ist langgezogen und fast schwermütig wie bei allen meeranwohnenden Völkern, aber selten entspricht sie dem Inhalt, der oft sogar schalkhaft ist.



Rio S. Trovaso.

Se nata bela e no te posso amare,
L'arte del marinar me meto a fare,
Depenzer mi te voi su le mie vele
E in alto mare te vogio portare.

I me dirà: che insegna xe quela?
Amor de dona me la fa portare,
Amor de dona e amor de donzela,
Altra non amo se no amo quela.

Wie schön bist du, doch darf ich dich nicht lieben,
Die Kunst des Schiffers werd ich nun betreiben,
In meinem Segel steht dein Bild geschrieben,
So wirst auf hoher See du bei mir bleiben.

Und fragt man mich: was ist das für ein Zeichen?
Die Frauenliebe hat mich's heißen führen,
Die Frauenliebe, Liebe ohnegleichen,
Ich lieb nur sie, nur sie lieb ich alleine.

Ein anderer will seinem von Gestalt kleinen Schätzchen schmeicheln und singt:

Tute le cose picole xe bele,
Chi non me crede a mi, varda le stele;
Tolè l'esempio da lo zelsomino,
L'odor xe grande e 'l fior xe pichenino.

Wie ist das Kleine immer schön und fein:
Wer mir nicht glaubt, schau an die Sternelein,
Und nehm zum Beispiel den Jasmin sich noch:
Wie stark der Duft, wie klein das Blümlein doch.

Einer fragt neckend die jungvermählte Nachbarin:

Erzähle, Bräutchen, mir, wie du verbracht,
Wie du verbracht, erzähl's, die erste Nacht?

Und beantwortet die Frage selbst in diskreter Weise:

Die reine Wahrheit, die erfährst du nimmer —
Die erste Nacht verbringt man schlaflos immer.

Schwermütiger sind die Liedchen von der anderen Seite, vom Canareggio, aber auch sie sprechen von nichts als Liebe:

Erheb die Augen, schlage auf die Lider,
Wie gern seh ich dein weißes Antlitz wieder,
Laß ungetröstet mich doch nicht zurück,
Und sage mir nicht nein, mein süßes Glück.

* * *

Ja, dieses ist das Haus der Liebsten, dieses,
Ich seh das Fenster meiner stillen Pein;
Die Blume blüht darin des Paradieses,
O, zeige dich, mein holder Augenschein.

* * *

Wie viel dacht ich doch nächten in die Weite,
Und immer denkend, Liebste, schlief ich ein.
Da kam der Traum, ich hatte dich zur Seite —
Soll ich allein im Traume glücklich sein?

Zumeist eine traurige Zuflucht der armen Seele zu ersehnten oder verlorenen Freuden, nichts Großes, Starkes, keine Auflehnung; Venedig ist ein Weib auch im Gesange.

Da ist ein liebendes Mädchen, dem die Liebe eine melancholische Strophe eingiebt, für das aber die Liebe nichts hat als Bängnis und Betrübnis, aus der sie eine Verzweifelte oder eine Reuige macht. So wird oft die Verlassenheit und das Scheiden besungen.

Wann ist der heil'ge Tag mir doch beschieden,
Wo mir der Priester sagt: bist du zufrieden?
Wo er mit Acqua santa mich wird weihn?
Wann wird mir dieser Tag beschieden sein?
Die Segelbarken kommen all zurück,
Doch nimmer jene, die mir trägt mein Glück.

* * *

Die Wasserbrünnlein alle sind versiegt,
O weh mein Liebster, der im Durste liegt —
Ich hab erwartet ihn bis Mitternacht,
Du armer Schatz, umsonst hab ich gewacht.

Ich lehne lauschend an einem Brückchen. Der Gesang verhallt. In einem von zwei dunklen Palästen eingeschlossenen Gärtchen steht ein Feigenbaum, dessen breite Blätter der Abendwind langsam bewegt. Ein rosiges Wölkchen gleitet durch das Blau. Da läutet von fern eine Glocke. Kommt der Klang von der vereinsamten Torcello, von dem hohen Campanile, zu dessen Füßen der alte verwilderte Kirchhof liegt? Kommt er von jenem Inselchen, dessen Basilika im siebenten Jahrhundert die Gläubigen aufnahm, wo man heute nur noch am 2. November die Totenmesse singt? Er tönt so fern, kommt er von der dalmatinischen Küste herüber?

Ich lehne lauschend an dem Brückchen — vom Grunde des Meeres kommt er — Vineta —

Die dem vorstehenden Artikel beigefügten Abbildungen sind dem Werke Calli e Canali, Verlag von Ferd. Ongania (Librairie Münster) in Venedig, entnommen.





Der verdorrte Quell.

Erzählung
von
Ilse Frapan.

Die Leute vom Dorf hießen ihn nur „Sime Ungern" oder schlechtweg „de U'gernig", wenn er auf seinen dürren Stelzen zögernd und spürend über die Gasse haspelte. Seinen Namen „'s Close Sime", auf den er doch als 's Close Ludwigs ehelicher Sohn vollen Anspruch hatte, gab ihm hinterm Rücken höchstens die Rosin, die einäugige Schwätzerin mit der Kunkel, die beim Eintritt in die Stuben die Kinder stets mit dem Anruf begrüßte: „Ui, du mein Heiland, ihr Malefizracker! freßt ihr allbot soviel als ehedem?" Sie hieß „die Ungönnt", die Rosin, und der Ungernig und die Ungönnt konnten es gut miteinander. Es war ein schöner Wetteifer unter ihnen, wer in seinem Leben mehr Händel zuwege gebracht habe, die Ungönnt aus Scheelsucht und Geiz, sogar für anderer Leute Taschen; der Ungernig aus — ja, die Beweggründe seines Handelns waren recht eigentlich dunkel und unergründlich und weder der Höchste noch der Geringste vor ihnen sicher. So ging ihm denn alles geschwind aus dem Weg, und der Bürgermeister am liebsten — hatte der's doch dem Ungernig zu danken, daß ihm die Ledigen einer Mitternacht auf verbotenen Wegen heimlich nachgetrappt, plötzlich dann ihn gejagt und den Wehrlosen ins Gemeindebackhaus eingesperrt, um ihn erst am helllichten Mittag unterm Jubel und Gespött des ganzen Dorfes wieder herauszulassen! Das war sein Haupt- und Staatsstreich, von dem der Ungernig nur allzu gern reden hörte. Aber auch der Lehrer machte einen Kopf und einen recht dicken, wenn er des Polizeiblicks aus Simes kleinen gelben Augen gewahr wurde. Hatte ihm doch der gewaltthätige Bauer schon etlichemal die eingehaltenen Abcschützen widerrechtlich aus der Schulstube befreit, über die Feuerleiter, die er ans Fenster angelegt, und nicht etwa nur seine eigenen Kinder, sondern auch fremde, die ihm durch ihr Hungerweinen im kahlen Verließ die Ohren belästigt hatten.

Sollte nun aber jemand aus diesen Thaten auf eine ungewöhnliche Herzensweichheit schließen, so brauchte er nur Simons Frau und Kinder zu befragen — ja, er brauchte etwa nur zuzuschauen, wann der Ungernig in seinem Baumgut die Äpfel schüttelte. Die Buben und Mädchen mußten

darunterstehen und auflesen, und je mehr sie au! au! schrien, wenn ihnen die harten grünen Bälle auf die Köpfe prasselten, um so gerner und lauter lachte der Bauer. Wenn ihm aber des Winterabends eins der Kinder unversehens auf die lang von sich gestreckten Füße trat, da lachte er nicht, da schlug er derb zu, und manchmal traf er zwei für einen Schuldigen, nicht eingerechnet die Strafpredigt, die er bei solchem Anlaß seinem Weibe hielt, wegen mangelnden Respekts bei den Kindern. Und diesen schuldigen Respekt verletzte nach seiner Meinung keine im Haus so oft wie die Älteste, das freundliche mutwillige Kätterle, das mit seinen Flachshaaren und hellen Augen merkwürdig von den drei nachgeborenen Geschwistern, scheuen, hinterhältigen, kümmerlichen Geschöpfen, abstach. Es schien, als ob seine Fröhlichkeit den Vater reize, denn wenig anderes gab es an dem Kätterle auszusetzen nach der Meinung der Mutter und der Nachbarn. Es war willig und schaffig, klagte beim Schneiden nicht übers Kreuzweh, beim Mistbreiten nicht übers fehlende Achselschmalz, ja es ließ sich vom Vater zum tagelangen Steinklauben pressen und that keinen Muck, wenn ihm die scharfen Kiesel die Handflächen blutig schnitten. Und wie oft hatt es Streiche — mit verbissenen Lippen zwar, aber ohne Widerwort, ja ohne Schrei — hingenommen, mochten sie nun gerecht oder ungerecht von des Vaters Hand fallen. Aber er lobte es nie, nannte es kurz und hart „d' Kätter", schon seit ihrem siebenten Jahr, und wenn ihn etwa sein Weib einmal daran zu erinnern wagte, wie arg lieb, ja fast närrisch er mit dem feinen Dingle gewesen, als es nur erst die zagenden Füßchen zum ersten Schritte angesetzt, wie er's da gehoben und getragen, so warf er das weit fort und antwortete achselzuckend: „Mer seggt net als Mulle, mer seggt au Kutz!"* Und „Kutz!" hieß es beim Ungernig nun allen Menschen gegenüber und so auch den Kindern, sobald sie das erste Jahr der Hilflosigkeit hinter sich hatten.

„Jo, Mulle! Du, und Mulle säge! Wenn dei Quell e läbedigs Wäse wär und rede kunnt, dem wottscht 'leicht Mulle säge," murrte die Frau. Dann lachte der Bauer bereitwillig: „Reacht hascht, seb isch wohr, Kinder hätt's in jedem Hüsle, Häufe g'nueg, im Dorf umme, aber d' Quell isch ei'zig. Mer müesset 's Wasser net zahle, wie ander Leut, mer hänt e Quelle! Mit dere Quelle han i emol 's Glück g'wunne; seb isch eppes bessers als die Schtopfsäck', wo eim zum Haus 'naus fresset."

Wahr ist's, seit Simon Close die Quelle aufgefunden, ganz zufällig und in seinem eigenen Keller, als er einen Verschlag für die Hühner richtete, hielt er sich für bevorzugt und begönnert vor der ganzen Gemeinde und dies klare edle Naß aus Bergesschoß, das einzig ihm nur hell und kostenlos emporquoll, für ein Extrageschenk des Himmels, dessen er sich durch seine seltenen und vortrefflichen Eigenschaften würdig erwiesen. War doch die Alp so wasserarm mit ihren steinigen Hochflächen, daß man in manchem Dorf und so auch in Simes Heimat auf Cisternen angewiesen war, die unter den Dachtraufen sammelten, was Gewitter oder Landregen ihnen gönnen wollte; es schmeckte nach dem Schindeldach, dieses Wasser, und oft im Winter ging es ganz aus, und kläglich brüllte das Vieh, bis wieder ein reichlicher Schneefall der Not ein Ende machte. Und welcher Schrecken, wenn zu dürrer Sommerzeit auch nur eine baufällige Scheuer in Brand geriet! Mit Bier und Buttermilch hatte man schon löschen müssen, ehe die weit entfernten Nachbardörfer ihre Hilfe hatten schicken können. Da war's wirklich wie ein Wunder, diese plötzlich hervorsprudelnde Quelle in Simes Keller, und anfangs, in dem Stolz und der Freude seines Herzens, hatte der Finder großmütig auch der Nachbarn gedacht und das ganze Dorf glücklich machen wollen. Wäre nur nicht kurz zuvor der Plan aufgetaucht, sich der Wasserleitung anzuschließen, die seit den letzten Jahren ihr Netz über die Alp auszubreiten begann. Ehrgeiz und Habsucht packten den Sime. Er begann zu prahlen von dem unerschöpflichen Wasserreichtum seiner Quelle, und daß es nur an ihm liege, den kostspieligen Anschluß an die Leitung zu ersparen. Wie aber endlich Sachverständige gerufen wurden und den Einlaß erzwangen zu dem bis anhin argwöhnisch im verschlossenen Keller gehaltenen Schatz, was zeigte sich?

* Mulle: Lockwort, Kutz: Scheuchwort für die Katze.

Ein feines, fadendünnes Strählchen, rein zwar und tadellos nach Geruch und Geschmack, kalt und klar, eine echte Quelle, aber doch viel zu geringfügig, viel zu unmächtig, um mehr als eine Haushaltung zu versorgen. Mit langem Gesicht vernahm Sime die Nachricht des weiteren, daß die Quelle zu den nur zeitenweis fließenden gehöre, daß sie vielleicht bald völlig versiegen werde. Er glaubte es nicht; er glaubte sich und seinen Fund aus Neid und Bosheit hintangesetzt, verlacht und verachtet. Das machte ihn bittermütig und aufsässig. Die Gemeinde begann einen Prozeß gegen ihn, denn er verweigerte das Wassergeld, als die Leitung zu stande kam. Das Recht blieb auf seiner Seite, aber seine Stellung zur Gemeinde war verpfuscht. Er rächte sich, indem er allen ein Schnippchen schlug; die Quelle war und blieb dennoch das teuerste seiner Besitztümer; er rühmte sie nach wie vor, verzog verächtlich den Mund vor dem Leitungswasser, und sein Weib gewöhnte sich, ihm vom Gesicht abzulesen, ob das Strählchen im Keller ununterbrochen oder nur tropfenweis fließe. Sie sagte den Kindern nicht: „Der Vatter ischt bös", sie sagte nur: „'s schtoaht lätz im Keller", und alle wußten dann, woran sie waren. Wie ein kränkliches Kind, über das man in Sorgen ist, Tag und Nacht, war dem Bauer die Quelle. So war er der Sime Ungernig geworden; so war ein Wundergeschenk ihm zum Unheil gediehen; so war er ein Fremder, fühlte als Fremder gegen seine Kinder. Es verstand sich von selbst, daß sie parieren, schaffen und Maul halten sollten, die Buben als Knechte, die Mädchen als Mägde, ohne Lohn und Dank, ganz wie er's daheim gehabt, bis seine Eltern gestorben waren.

Und inzwischen ging die Welt ihren Gang, und unmerklich fast, wie die Frühlingsluft, kam auch in die verstecktesten Dörfer ein anderer Hauch geflossen, ein weckender, zum Widerstand reizender, rechteforderndner Hauch, der an den Alten vorbeifuhr, um aufgesogen zu werden von allem, was jung war, und eine neue Ordnung der Dinge langsam, aber unaufhaltsam vorzubereiten.

Kätterle war fünfzehn Jahre alt und nun eingesegnet worden. Die Kommunion war vorüber; vorüber der letzte Spaziergang mit dem Lehrer durch die noch kahlen, eben knospenden Halden, über die ein warmer Märztag seinen Dunstschimmer wob, der letzte freie Freudentag für die entlassenen Schüler.

Mit aufgeregten roten Backen und eifrigen Augen, an der neuen schwarzen Tuchjacke, dem Geschenk der Patin, einen Schneeglöckchenstrauß, kam das Kätterle in die Stube geplatzt und rannte geradeswegs an die Tischlade, die sie geräuschvoll aufzog.

„Bischt g'nueg umlotteret?" grollte ihr der Gruß aus dem Ofeneck entgegen. Dort saß der Vater, allein, den Kopf gesenkt. Kätterle achtete nicht auf sein grämliches Gesicht, sie ließ die Lade hart zurückfahren und verzog den Mund: „Koi Brot! koi Brösele im Hus, und i han e sottige brütige Hunger," brummte sie. „Hungrig vom Wirtshus usse?" hieß die höhnische Antwort; aber Kätterle kränkte sich nicht: „Die andere sind ei'kehrt, mir hescht negs gebe, Vatter, koi lumpete Pfennig," sagte sie halb lachend, „aber jetzet — i könnt de Hairle zusamt der Kutten fressen, ui wäger!" Wie sie zur Thür hinaus wollte, erblickte sie auf dem Wandsims ein Gänseei, ein schönes ganzes Ei, das sich noch ein wenig warm anfühlte. Der Bauer hob den Kopf, wie sie es anrührte; seine Augen wurden unruhig, aber er wartete. Kätterle that das Ei von einer Hand in die andere: „Wem isch es?" murmelte sie und leckte sich vor Gelüsten die frischen Lippen. Sie fragte und wußte doch ganz gut, daß es dem Vater gehörte. Die „Ungönnt", o Wunder! gönnte dem Simon jeden Karfreitag dieses Geschenk, doch bedurfte es jedesmal langer Überredungen von seiner Frau, um den Ungernigen zum Verspeisen des Eies zu bringen. Es gehörte zu seiner Hausherrnwürde, sich zum Essen nötigen zu lassen. „Wem isch es?" wiederholte das Mädchen. „Niemert isch es, un 's wott au niemert, du wunderfizigs!" Des Vaters Augen waren fast geschlossen, aber eine versteckte Drohung lag in seiner Stimme. Ein kecker Übermut überfiel das Mädchen. „No nimm i's!" rief sie und zerkrachte die Eierschale an der Simsecke, um sich dann eilig hinauszuretten. Aber mit einem Griff seiner langen Arme hatte der Mann sie erreicht und zu Boden geworfen. Eine sprachlose verwunderungsvolle Wut stand in sei-

nem verzerrten Gesicht. Er kam sich beschimpft, verspottet, verachtet vor, und das von seinem eigenen Fleisch und Blut. „Vatter! Vatter!“ stöhnte das Mädchen, „i han 's net bös g'moint!“ Als er aber nach dem neugeschnitzten Bohnenstickel langte und damit auf sie losschlug, ohne Rücksicht, ob er sie auf den Kopf, ins Gesicht traf, fing sie an zu weinen wie ein kleines Kind, bis es ihr endlich, während sie sich vergebens zu schützen versuchte, in die Finger kam, nach dem Stockende zu greifen, um es dem Wütenden zu entwinden. Er stutzte bei ihrer ersten Bewegung, blickte verstört um sich — da hatte ihm das Kätterle den Stickel zerbrochen und hob das Stück vom Boden empor gegen ihn, nicht abwehrend mehr, sondern drohend, außer sich, verwandelt: „Du bischt mei Vatter net, du bischt 'n Unmensch!“ schrie sie mit zuckenden Lippen.

Der Bauer starrte sie an, als sähe er ein Gespenst. Seine Farbe ward fahl, sein Rücken krümmte sich, die zum Schlagen bewehrte Hand sank ihm kraftlos an der Seite nieder; vor der heftig Emporspringenden, die ihre besudelte Jacke vom Leibe riß und mitten in die Stube schleuderte, wich er langsam gegen die Wand zurück; — er schielte nach der Tochter, die groß und stark und blühend ihm plötzlich viel viel Raum einzunehmen schien, mehr Raum, als je ihre Mutter eingenommen, und er konnte sich nicht entschließen, nach einem neuen Stock zu langen. Sie ließ ihm auch nicht Zeit dazu; sie verschwand in der Kammer, und als die Mutter heimkam vom Backhaus, sie und Kätterles kleinere Schwester mit frischduftenden Laiben beladen, fand sie den Sime mit einem nassen Strohwisch den Stubenboden reibend, den eine fremde Katz verunziert habe, wie er mürrisch und verbissen hervorstieß. „Isch 's Kätter no net heimkomme?“ fragte die Frau. „Weiß es i?“ kam es zurück. Sie bereute schon, ihn angeredet zu haben, es stand seit einigen Tagen „arg lätz im Keller“, und solch üblen Zeiten mußte man mit Vorsicht begegnen, sonst gab's Lärm im Haus.

Zitternd an allen Gliedern, Scham und Zorn im Herzen kauerte die Geschlagene in der Kammer. War's die Ungönnt, was da zum Fenster hereinschaute und lachte? Die fehlte noch grad! Kätterle ballte die Fäuste, sie war im Zorn gegen die ganze Welt. Und dazu hörte sie des Pfarrers Stimme rufen: „O Mädle, was hast du gethan? Hast deine Hand gegen deinen Vater erhoben! Solch eine Hand wächst aus dem Grabe, weißt 's denn nicht?“ Sie schüttelte heftig den Kopf: „Descht koi Vatter net, descht 'n U'mensch! Könnt i als furt vun em, als furt!“

Draußen lachte es wieder. Kätterle wandte unruhig die verschwollenen Augen gegen die Scheibe. Nein, es war nicht die Rosine, die „Schwenkfeldere“ war's, das mausäugige braune Weiblein, das jeweilen mit frommen Liedern und erbaulichen Heftchen durchs Dorf strich, für ein Nachtlager im Stroh und ein leeres Brot zierliche Kratzfüße machte und fünfzigmal „vergelt's Gott!“ rief, dazu bereitwillig seine Ware verschenkte, nicht verkaufte, wie andere Hausierer. Ein lachender Kinderschwarm verfolgte sie stets, denn ihre mit roten Bändern durchflochtenen Zöpfe, die großen Ringe in den Ohren und die allzeit flüssigen Worte auf ihren Lippen machten sie zu einer auffälligen Erscheinung. Kätterle hatte wenig mit ihr geredet; sie war in dem Alter, wo man alles Fremdartige nur lächerlich findet, und sogar jetzt, in ihrer Verstörung, mußte sie die Lippen verziehen, wie sie die Alte vor dem Fenster mit heller Stimme singen hörte:

„Ui, hätt i 'n Schatz und e bitzele Geld!
Alleinig isch jo kei' Freud auf der Welt!“

„Jo, jo, du alt Hagebutz, di hört e Schatz,“ murmelte sie spöttisch, aber beim Lachen kamen ihr neue Thränen, und sie that einen lauten widerwilligen Schluchzer aus gepreßter Kehle. Das Lied brach ab; neugierig blickten die Mausaugen herein, und das rotbebänderte Köpfchen mit den großen Ringen stieß fast gegen die kleine Scheibe. Sie winkte mit einem der Büchlein und sang:

„Du mei schönes Mädchen,
Was briegest du so sehr?
Ich will dein Leid ablöschen
Wie einen heißen Stahl!
Briege net, briege net,
Schö's Mägdelein!“

Kätterle mußte lachen, denn gleichzeitig hörte sie ihre Mutter im Stall schmälen: „Kätter, wo bischt? worum hescht d' Säu net futteret?“ Und dann des Vaters Schelten: „Weil's selber e faule Sau ischt!“ Aber

gar bitter ward's ihr, als nun auch die Mutter noch hinzufügte: „Wenn i's no gar nemme g'seah muešt! Wart, wann d' heimkommscht!" Einen Augenblick noch besann sie sich, wo ihre Kleider wären, die Alltagskleider, aber sie hielt sich nicht auf, sie zu suchen. Ehe sie selber recht wußte, wie sie dahin gelangt, stand sie auf dem dämmerigen Hintergäßchen, auf die das Kammerfenster führte, stieß es vorsichtig hinter sich zu und sprang mit ein paar Schritten der Alten nach, die auf einem schmalen Feldwege, der Dunkelheit ungeachtet, wie es schien, der Landstraße zustrebte. Die „Schwenkfeldere" schien hinter sich sehen zu können; sie ging langsamer, und Kätterle war bald an ihrer Seite. Vertraulich nickte ihr das braune Weibchen zu: „Willscht eppe 'n andere Schatz, wann der dein u'treu worde ischt?" „I han koi Schatz und i wott koi! i ben no viel z' jung, was denkscht au!" Kätterle sprach aufgeregt, ihr Herz klopfte. Die Alte ließ einen ungläubigen Ton hören. „Wenn du koi Schatz verlore hescht, worum hescht brieget, nachher?" sagte sie lachend; ihre spitzen Zähne schimmerten hell und vollständig aus dem dunklen Gesicht. Das Mädchen seufzte nur: „Wo gahscht he, Schwenkfeldere?" „Gege Leininge zue, Maräu werd i g'scholte; ich war auch einmal in London, das ischt eine große Stadt, wo es Millionen Häuser hat; ich war auch in Paris, dort ischt mei lieber Sohn, hot mir dreihundert Franke gebe; den habe ich verkauft, als ich war sechzehn Jahre alt, ja ja ja ja!" Kätterle ward es unheimlich bei dem verworrenen Gerede, sie ging unschlüssig mit, unsicher in der zunehmenden Dunkelheit; die Alte stieß an keinen Stein, ihre Schritte waren leicht. „Schwenkfeldere, i möcht furt; i ka' schaffe, und — und — wenn du epper e Stell wisse thätescht?" sagte das Mädchen, allen Mut zusammennehmend. Die Maräu blieb stehen: „Tröscht di Gott, jo! bi'm Krauß am hintere Bühel ischt d' Magd ins Loch komme —" Kätterle wehrte ab, aber zaghaft: „I möcht in d' Stadt; i trau mi net, weil i z' dumm ben, aber i möcht mi doch traue." „In d' Stadt! Ha, worum net?" Sie betrachtete sie prüfend. „Hescht koi Bündele? Kehr um und bring's! i will der scho warte." „Und wenn er mi packt?" murmelte Kätterle. Aber die Zureden der Alten, daß sie doch nicht „ohne ein Hemd" eine Stelle antreten könne, beirrten sie. Und ein starker Trotz war auch in ihr aufgewacht seit der unmenschlichen Behandlung; sie wollte gar nicht heimlich davon, sie wünschte sich's, auf der Schwelle zu stehen, ihr Bündel im Arm, und dem Vater zuzuschreien: „So, jetzet isch 's gar! jetz g'seahsch mi nemme, i gang in d' Stadt!" Wußte sie doch, daß der Vater die Städter insgesamt für Schelme und Faulenzer hielt, und daß er sich mordsmäßig ärgern würde. „Aber wenn er mi packt?" Ihr bebten doch die Knie, wie sie leise an ihr Elternhaus zurückschlich. Es war ganz finster drinnen, man schien sie nicht vermißt zu haben, das gab ihr einen Stich ins Herz. Ach, was der Pfarrer alles gesprochen im Konfirmationsunterricht von der unerschöpflichen nachsichtigen Elternliebe und Sorge — es war ja doch alles nicht wahr. Seit sie jene Unterweisung genossen, hatte sie Vater und Mutter schärfer betrachtet, hatte ihre Worte gewogen und beurteilt. Nicht klar, aber doch mit dem eigenen erwachenden Gefühl und Bedürfnis. Ums Brot sorgten sie, den ganzen Tag; ums Vieh konnte die Mutter sogar weinen, wenn es krank wurde; um die Quelle hatte der Vater bald ein langes, bald ein aufgeräumtes Gesicht — das letztere immer seltener jetzt — aber um die Kinder? „De Zimmerjörgles sei Weib ischt wieder so weit, aber se hänt au Glück, es schtirbt au wieder emol ei's," hatte neulich die Ungönnt gesagt, und der Vater hatte dazu mit seinem säuerlichen Lachen genickt: „Jo, jo, so goht's bei dene Wohlhäbige! Unsereins mueß die Freßmüeler b'halte und ufziege, ob er mag oder net."

Kätterle zog die Schuhe ab und schlich ins Haus; niemand im Dorf versperrte seine Thür über Nacht. Ach, wie's im Geißenstall noch murrte und schmatzte! Das war das Kleine, erst vor wenig Tagen Geborene. Das Mädchen schob eine Handvoll Futter, das vor ihrem Verschlage lag, durch die Sparren der Alten zu, die schnuppernd und witternd das bärtige Gesicht ans Gitter brachte. „B'hüet Gott, i g'seah di nemme," und Kätterle liebkoste das winzige Köpfchen des Kleinen, der Abschied von dem Tierchen ward ihm schwer. Nun über die Treppe

nach dem Winkel, wo die Kleiderlade stand. Die Stufen knackten, und wie sie droben war, hörte sie in der Kammer die Eltern reden. Sie mußte an ihrer Thür vorüber. Wenn ich nur den gelbstreifigen Schurz finde, dachte sie besorgt, in der Lade lagen ja die Kleider der ganzen Familie. Und so dunkel war's. Mit einem lauten dumpfen Prall schlug der gewölbte Deckel an die Holzwand der elterlichen Kammer; Kätterle horchte erschrocken, dann wühlte sie zwischen den Sachen nach ihrem Lieblingsschurz und den zwei neuen Hemden, die sie zur Einsegnung bekommen. Sie meinte gleich beim Zutasten unterscheiden zu können, was ihr gehörte. Sie getraute sich nicht, den Deckel zuzuschlagen, es waren lose Eisenklammern daran und die würden rasseln. Ihre Streitlust war verflogen, sie sehnte sich, nur erst drunten zu sein. Lauter als zuvor knarrte die Treppe, und es war, als tappe etwas hinter ihr, klapp, klapp! auf jeder Stufe. Vor Angst blieb sie stehen; gleich schwieg das klapp! klapp! um wieder zu ertönen, sowie sie einen Schritt vorwärts that. Sie langte an dem Zeuge herum, das sie über den Arm geschlagen, um es draußen zusammenzubinden; fast hatte sie die Hausthür erreicht. Gott tröste, das war's! ein harter, rundlich viereckiger, glatter Gegenstand, den sie mitgeschleift hatte. Ach, ihrer Mutter Anhänger, ihr einziges Schmuckstück, schwarzrote Granaten, eine neben der anderen in silberner Fassung. Die Mutter hatte ihn zum Kirchgang getragen und dem wundernden Kätterle erzählt, daß ihr's der Vater geschenkt, ja Vater Sime, zu ihrem Hochzeitstage. So mußte denn die Flüchtige noch einmal hinauf, um den Anhänger an seinen Ort zurückzutragen. Wenn nur die Schwenkfeldere Wort hielt! Sie hatte ihr doch versprochen, sie in die Stadt mitzunehmen, ihr einen Platz zu verschaffen. Noch einen Schritt war sie von der Kammerthür, da ward die jäh aufgestoßen, und ein Lichtschein, ein kurzer, blauzuckender, fiel in die Dunkelheit. Das Streichholz erlosch sogleich. „Wer isch es?“ schrie der Vater, seine Stimme war beklemmt. Jetz packt er mi no, dachte das Mädchen und kauerte sich auf der Treppe nieder.

„'s isch net richtig do, 's isch eppes Frömds im Hus,“ hörte sie den Vater sagen. Was thun? Sie wollte hinaus — aber der Anhänger, den sie zurückbringen mußte! Das zweite Streichholz flammte auf: „Diebe! Nachtdiebe!“ schrie es. Besinnungslos warf sie alles von sich, was sie in den Händen trug: „Noi, noi, durchaus net!“ keuchte sie, hinunterspringend, „aber i gang! B'hüt Vatter und Muetter! i gang in d' Schtadt in Deanst!“ Sie war draußen, hörte hinter sich rufen, lärmen, aber sah sich nicht um, sondern jagte wie ein Schattenstreif über die Gasse und hinein in die Felder, bis sie nach langem Suchen hochklopfenden Herzens wieder neben der Maräu stand. „Bischt lang usbliebe!“ gähnte ihr die entgegen, „hescht bei Sach'?“ Kätterle kam das Lachen an, sogar die Schuhe hatte sie hinter sich gelassen. „Wohl, wohl!“ machte sie, „ganz leicht isch mir's worde, i möcht no uf de Tanz!“ Dabei brach sie in ein heftiges Weinen und Schluchzen aus, während sie tapfer über Steine und Dörner vorwärts sprang, daß Maräu kaum mitkam. Der Mond war aufgegangen und beschien mit einem kränklichen rötlichen Licht die leeren Äcker und die kahlen Bäume; es lag vor ihnen wie Schnee, ein weißes Nebelwogen. Maräu hob an zu singen:

„Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk ich dir zu guterletzt!
Das soll sein ein Angedenken,
Weil du mich noch hast ergetzt.
Rosmarin und Lorbeerblätter
Leg ich dir auf deine Bahr —“

Das Mädchen überlief ein Schauder, es klang so himmeltraurig, und sie wußte sich keinen Rat. Endlich packte sie die Alte am knochigen Arm: „Schwenkfeldere, i bitt di reacht, sing eppes luschtigs!“ — Die that, als sei sie aus dem Schlaf gerüttelt, starrte blöden Auges umher und gab keine Antwort. Aus einem Gebüsch am Wege erhob sich ein alter Mann mit einer Krücke: „Wo danne?“ fragte er und schloß sich ihnen an. Kätterle betrachtete das halb vom Hut verschattete Gesicht, aus dem nur ein Auge hervorblinkte; das andere war mit einem großen Pflaster verklebt. Solch ein widriger Gesellschafter! „Jag en furt, Maräu!“ flüsterte sie ängstlich. Aber die Alte war aufgewacht. „Die arme Leut send enandere net gram,“ sagte sie munter. Kätterle aber that ein stilles Gelübde, wenn sie der lieb Herrgott frisch



Ill. D. Monatshefte. Juli 1896. Zu Kaden: Diesseit und jenseit der Brücke.

Ein „Campiello“ (S. Pantaleone).

und gesund in die Stadt gelangen lasse; danach wanderte sie getrost, wenn auch mit wunden Füßen, dem Morgen entgegen. — —

In Sime Closes Hause herrschte Verstörung. Drei Tage waren vergangen, und die Tochter hatte sich nicht wieder eingestellt, auch keine Nachricht gegeben. Die Gatten redeten kein Wort mitsammen, nachdem sie in jener Nacht einen heftigen Zank gehabt. Scheuer denn je krochen die drei Jüngeren herum, immer in Furcht, daß sich die schwarze Wetterwolke im Haus auf ihre unbeschützten Köpfe entladen werde. Die Mutter hatte etwas munkeln hören, die Rosin habe ein Wort aufgebracht über das Kätterle, das von Mund zu Mund ginge; es hieß: Hausdieb. Sie machte sich auf, die Ungönnt zur Rede zu stellen. „Der U'gönnt gaht's nemme reacht, 's hot's scho de ganz Tag im Dorf ummetriebe," sagte man ihr. Richtig, auf einem Stein am Feldweg saß die Ungönnt, verfallen und gelb im Gesicht, ihre Kunkel neben sich, aber die Hände ruhten. Eben kam ihrer Schwester Kind mit einem Häfele Suppe, sie müsse etwas essen, habe den ganzen Tag nichts gehabt. Die Rosin schielte mit hängendem Munde, halb sehnsüchtig, nach dem Suppenhafen. Dann schüttelte sie den Kopf: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," sagte sie hart und kniff die Lippen zusammen. Simes Weib schaute sie nur an, dann ging sie hinweg. Am anderen Tage saß die Ungönnt noch auf dem Stein, stumm und fastend, am dritten war sie gestorben, gerade um die Mittagsstunde.

Sime kam schweren müden Schrittes aus dem Keller herauf, ging in die Stube, aber statt sich an den Tisch zu setzen, zog er einen derben Haken aus der Tasche, richtete ihn gegen die Balkendecke und schlug ihn mit dem Hammer fest. Die Blicke der Frau und der Kinder, die ihm erstaunt folgten, störten ihn nicht im mindesten. „Sime, was schaffscht?" fragte die Frau. „Wirscht scho sehe," brummte er und ging hinaus. Gleich war er wieder da, einen neuen Strick in der Hand, den er um den Haken festknotete und dann plötzlich mit einem herausfordernden Blick auf sein Weib sich selber ums Genick schlang. „Noi, noi, jetzt isch gar!" Die Frau sprang auf ihn los, riß ihm den Strick aus der Hand und schaute den Verdutzten mit zornrotem Gesicht an. Ihre Stimme wurde so laut, so stark, wie Simon sie Zeit seiner Ehe nicht von ihr gehört. „Isch es net g'nueg, daß d' mi mei Mädle zum Haus 'naus prügelt heschtsch, und mei Buckel wird au net jönger, so wenig wie dei, du wüeschte Krachseler, wottscht mi jetz au no d' Schtub verschimpfiere uf ewige Ziete? Ufhenke wottscht di, du seellose Mensch, in d' Auge von deim gottesfürchtige plogete Weib und dei arme Kindere? Wenn d' epper so eppes vorhascht, no gang in d' Schtall usse, zu dene Säu, aber do ischt d' Schtub, do wird negs ufhenket!" Damit schnitt sie, die sonst so Genaue und Sparsame, den neuen guten Strick mit dem Brotmesser in vier Stücke und reichte jedem der drei heulenden Kinder eins, das vierte behielt sie selber. „So, Kinder, jetz hänt mer e schö's A'denke an eusere Vatter; sei' Quell ischt em über alles gange; wie der verdorret ischt, no war em 's Lebe verleidet, jetz wisse mer's!" „Mei Quell ischt verdorret, mei Mädle ischt e Dieb worde und e —" „Sime, versündig di net, d' Kätter ischt brav, du bischt der Schuldig!" schrie drohend die Frau. „Und de Rosin ischt au taud!" schloß Simon mit einem tiefen Seufzer. „Jo, Gott sei Lob un Dank," die Frau faltete die Hände, „mach Reu un Leid, Sime, oder, wi d' witt — gang zu d' Säu und führ dei schändlich's Vornehme us — mei Meinung waischt jetzet! — Kinder, gaht esse!"

Der Bauer suchte in der Stube herum, stand eine Weile, lungerte und sagte endlich, den Hammer aufgreifend, in seltsam unterwürfigem Ton: „I gang bloß in d' Schopf, Riekele." Er kam auch sofort zurück, setzte sich an den Tisch und aß mit den übrigen. Nur daß er zuweilen über den Löffel weg sein Weib anstarrte wie etwas Funkelnagelneues. Da mag der Teufel sich aufhenken, wenn man noch dazu so angeschnauzt wird.

* *
*

Über dem engen, rußigen Städtchen, wo das Kätterle einen Platz gefunden, lag dörrende, sengende Sommerhitze; vier Monate schon war kein rechter Regen gefallen. Es war dem Dorfflüchtling merkwürdig gut gegangen bis jetzt. Die Maräu hatte es auf seine Bitte zu einem Schuster gebracht, wo

es den ersten Monat für ein Paar Schuhe diente und der Frau allerlei neue Künste, als da sind Fensterscheibenputzen und Kartoffelschälen, gewandt und willig ablernte. Da jedoch die Schustersleute gemeinhin keine Magd hielten, empfahlen sie das gefällige, unermüdliche Ding einem wohlhabenderen Hause, in dem es bald heimisch wurde. Zwar das Leben zwischen Mauern, wie es die Städter führten, war ihm fremd und eng, doch der Dienstherr gehörte zu den Ackerbürgern, und Kätterle fand mehr denn genug Gelegenheit, Kraut zu schneiden und Kartoffeln auszumachen. Bald aber dünkte es ihm weit pläsierlicher, im Laden zu stehen und den Kunden Zucker und Seife zuzuwägen, Faden und Litzen, Nägel und Kaffee in Gucken zu thun und dabei zu schwatzen, was nur gerade das Zünglein hergeben wollte. Hui, wie das ging! Mit Plaudern und Lachen ward jedes begrüßt, mit freundlicher Einladung, bald wiederzukommen, ward jedes entlassen. „Guets Nächtle, und schlafet Se recht wohl!“ rief Kätterle schon am hellen Nachmittage jeder Käuferin nach, aus Furcht, ihren Gutenachtgruß sonst nicht anbringen zu können. Kein Armkind, das sie nicht gestreichelt, kein altes Weib, dem sie nicht ein munteres Wort dreingegeben hätte. Der Krämer erkannte bald, daß sie hier in ihr richtiges Fahrwasser gekommen sei und daß sie ihm die Kunden ins Haus zog. Er war ein artiger Mann, nur etwas langsam und bequem, dazu einem guten Tropfen hold, so daß er den frühen Morgen oft mit Kopfschmerzen heraufdämmern sah und nur allzu gern der flinken, hübschen Magd das Frühgeschäft überließ. Auf der anderen Seite hätte freilich sein junges, ein wenig schwächliches Weib dem Kätterle nicht minder gern ihre Kinder überlassen; es waren ihrer sieben, und an dem Mädchen hingen sie alle wie die Bienen am Honigklee. Ja, zu schaffen hatte das Kätterle übergenug, machte auch keinen Anspruch auf freie Stunden oder Sonntagserholung. Ein aufmunterndes Neckwort vom Herrn, ein zutrauliches Gespräch mit der Frau, oder gar ein aufrichtiges Lob, weiter brauchte es nichts, um froh und vogellustig zu sein. Kätterle hätte nie gedacht, daß man tagelang ohne Zank auskommen und ohne Ächzen leben könne; gab es aber doch Schelte, so maß sie die verständig an den Prügeln, die es daheim gesetzt, und sie duckte sich und ließ sogar Schlechtwetterlaunen ohne Bekümmernis über sich hingehen. Wie ein frohes Mücklein am kleinsten Sonnenstrahl, so ergötzte sich das Kätterle am guten Augenblick und ließ die siebenfarbigen Strahlen spielen in seinen schalkhaften Augen und seinem genügsamen Herzen. Nur eins vermied es: rückwärts zu sehen. An seine Eltern und Geschwister, an sein ganzes früheres Leben dacht es mit Widerstreben und ohne alle Freude oder Zärtlichkeit. Nicht eine Stunde hatt es Heimweh empfunden. Einst, da sie ihren Dienstherrn seinem zehnjährigen Mädchen, der ältesten, mit Wort und Gebärde schönthun sah, als sie ein gutes Schulzeugnis mit heimgebracht, stand sie erstaunt dabei, bis ihr plötzlich die Thränen aus den Augen schossen. Die Frau hatte sie dann zum Reden gebracht und sich ihre einfache Lebensgeschichte erzählen lassen. Dabei war das Mädchen in eine solche Aufregung geraten, hatte so purpurrote Backen, so fiebrisch glänzende Augen bekommen und darauf im Laden Kaffee für Schnupftabak und Petroleum für Sirup verkauft, daß sie zum erstenmal heftig gescholten und nie wieder um ihre Leute befragt worden war. Einzig, wenn sie frisch und wichtig, mitten unter den wartenden Kunden, in dem merkwürdigen Laden stand, die Beherrscherin aller dieser Schubfächer, Büchsen und Flaschen, die so vieles enthielten, von dem sie bis zu ihrem Einzug hier gar keine Ahnung gehabt, einzig in solchem Augenblick tauchte der flüchtige Wunsch auf: Wenn mich der Vater so säh'! Aber schnell verging er wieder. „Ja, tagdieben!“ würde er sagen. Nein, sie war froh, wenn sie nur keinen von daheim zu sehen brauchte — die alte Schwenkfelderin Maräu, die zuweilen ihr Mausgesicht zur Ladenthür hereinstreckte, trug keine Grüße hin und wieder. „Alles g'sund derheim? So, no isch recht, Schwenkfeldere, 's freut mi.“ Aber es freute sie nur, weil sie sich dann mit keinem weiteren Gedanken an „dort“ aufzuhalten brauchte.

Anderthalb Jahre waren seit Kätterles Entweichen verstrichen, und nun war der dürre Sommer gekommen, der kein Ende nehmen wollte, obwohl schon der September

zur Hälfte herum war. Menschen und Vieh litten unter dem Regenmangel, die Früchte vertrockneten an den Bäumen, und in dem staubigen, dumpfigen Laden stand das Kätterle matt und bleichwangig, und wenn es eine Zeit lang niemand zu bedienen gab, dann nickte es ein, am hellen Mittag, denn über Nacht gab es jetzt wenig Ruhe: die Frau war krank, und Kätterle hatte die zwei Jüngsten bei sich, neben ihrem Bett. Sie that's gern, wenn sie nur der Frau, die so arg gut mit ihr gewesen, die Unruhe abnehmen konnte. Freilich — jetzt wußte die wohl kaum, wo sie war. Sprach den ganzen Tag und die ganze Nacht wirres, unverständliches Zeug, schlief nicht und aß nicht, hatte schlimme Fieberhitze und war so schwach, daß sie kaum den Kopf vom Kissen erheben konnte. Der Arzt kam alle paar Tage; auch er war matt und verhetzt, sagte, es habe noch viele derart Kranke in der Stadt, und bei mehreren hab es schon einen bösen Ausgang genommen. Der Ehemann der Erkrankten hatte um seine Schwester geschrieben zur Pflege. Er selbst ging niedergeschlagen im Hause herum, trank alle Abend einen traurigen Wein und beteuerte mit Thränen, die Krankheit werde auch ihn bald packen und hinwegnehmen, er fühle es deutlich. Wenn ihn dann aber der Arzt vor der Flasche warnte, als vor einer gefährlichen Bundesgenossin der Krankheit, dann räumte er weinerlich ein, daß er nur seine Angst zu betäuben suche, und versprach, um Gottes willen keinen Tropfen mehr zu trinken, als sein Durst ihn zwinge. Aber was half's! Sein Durst war eben unlöschbar, und als ihm der Arzt verkündete, daß er sein Weib schon in den nächsten Stunden verlieren werde, trank er sich einen so schweren Rausch, daß er wie ein Toter neben dem Totenbette der Frau niedersank. Sie merkte davon nichts, sie schied hinweg ohne Besinnung, aber dem Kätterle dünkte es gar arg, daß die zwei Leute, die sich gern gehabt, nicht einmal Abschied voneinander genommen. Jedoch, es hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn am Begräbnistage legte sich auch der Mann, und gar schaurig klang es, wie der kleine Hans, am Grabe kauernd, sagte: „Ich bleib bei der Mamma, sie ischt ganz alleinig." Kätterle legte ihre Arme um den Buben, da bat er: „Laß mich nur noch einmal 'nunterschaue." Dann ging er willig mit, aber am Tage darauf lag auch er im Fieber. Kätterle verließ ihn nicht einen Augenblick; der Laden ward meistens geschlossen gehalten, in vielen Häusern gab es Kranke, und die Gesunden gingen in Angst und Beklemmung herum. Wie durch einen Nebel vernahm das Mädchen, selbst schon leidend, daß auch ihr Herr gestorben sei und daß die Schwägerin nicht mehr das Bett verlassen könne. Wie durch einen Nebel sah sie dann den kleinen Hans, bleich, aber wieder in seinem gestreiften Kittelchen, an ihrem eigenen Bette stehen und ihr einen Krug an den Mund halten. Wie das widrig roch, wie das garstig schmeckte! Ihre Lippen waren zersprungen vor Hitze, ihr Gaumen lechzte, Feuerfunken sprühten vor ihren Augen. „Wasser! Wasser!" stöhnte sie. Jemand Erwachsenes schob den Buben beiseite, sie wußte nicht wer: abermals dieser widrige Geruch, dieser garstige Brodem aus dem Gefäß. „Gift! Gift!" ächzte sie und stieß den Krug zurück. „Du bischt e Narr," sagte es unwillig, „was schreiescht auch um Wasser, und wenn i dir's gebe will, schlägscht es mir aus der Hand!" Kätterle schlug die wirren großen Augen auf: „O, mei Vatter sei Quelle! o, das guet, guet Quellwasser vo derheim! o, wenn i 's hätt, no würd i g'sund, frisch und g'sund." Ihre Gedanken verwirrten sich. „Warum mueß i denn scho schterbe? i ben jo no viel z' jung. 's ischt net mei rechte Vatter, waischt? mei rechte han i nie net kennt! Allweil ploge! allweil wüescht thue, ach, du mei. I han jo no net emol e Schatz!" Und dann begann sie zu singen: „Ei, hätt i e Schatz und e bitzele Geld! Alleinig ischt doch kei Freud auf der Welt!" Gegen Abend aber war sie ganz klar im Kopfe, suchte sich aufzurichten und wiederholte der Nachbarin, die nach ihr sah in dem fast ausgestorbenen Hause: „Wenn i no vo dem Quell derheim trinke dürft, ei'mal recht, recht satt trinke — no würd i g'sund." Dann kam ein neuer, höherer Fieberanfall, und alles Licht war wieder weg. In derselben Nacht aber ging ein rasendes Gewitter über die Landschaft nieder, desgleichen in vielen Jahren nicht erhört worden, zumal zu dieser späten Zeit.

Im ganzen Städtchen blieb kaum eine Scheibe ganz, der Bewurf der Häuser ward in weißen Bächen in die offenen Stuben gespült, wie in fortwährendem Feuer lohte der Himmel, und der Donner schlang sich wie eine laufende, rasselnde Kette um die zusammengedrängten Dächer. Dazu zischte die ganze Nacht lang der Regen, als falle er auf lauter glühende Steine, und ein Dampf erfüllte die Luft, daß man nicht um sich sehen konnte. Mit diesem Wetter aber war die verderbliche Hitze gebrochen, und ein Aufatmen und Hoffen ging durch die Kranken wie die Gesunden.

Kätterle hatte eine Weile schon eine gute Kühle und Beruhigung um sich verspürt, ehe ihr krankes Hirn unterscheiden konnte, von wo die Wohlthat ausging. Plötzlich ward sie gewahr, daß es erfrischend und lieblich ihre Lippen umspülte, und sie meinte nicht anders, als daß sie unter der Quelle daheim stehe und sich den Strahl in den Mund laufen lasse, wie es stets ihr Vergnügen gewesen. „E guets Wasser!“ murmelte sie unterm Trinken halb träumend vor sich hin. Da vernahm sie deutlich eine Stimme: „Gelt, Kätterle, 's ischt guet?“ Sie wischte sich über die Stirn, versuchte zu sehen: „Nei, Vatter, du?“ machte sie zögernd, den Mund zum Lächeln verzogen. „Und i ben au do!“ sagte es und drückte ihre Hand. Kätterle brach in Lachen aus: „Nei, Muetter, und du au? Jetzet träumt mi, mei Vatter und Muetter isch komme, un i hätt's Wasser trunke vo derheim und würd frisch und g'sund.“ „Gott sei Lob und Dank, sie ischt aufwacht!“ seufzte es neben ihr. Sie griff spielend in die Luft nach einem kleinen Gegenstand, der da immer vor ihren Augen herumgetanzt war; da hielt sie eine Zipfelkappe in der Hand. „I du mei! Ischt mei Vatter do?“ Mit einer lebhaften Willensanstrengung hatte sie die Augen offen. „Kind, wottscht no emol trinke?“ hörte sie sagen, „'s werd di guet thue.“ Kätterle lachte: „'s Wasser vo derheim? Wo isch es herkomme?“ „I han der's brocht, und morge breng i e frisches.“ Das war des Vaters Stimme und war es doch nicht. „Nei,“ sagte Kätterle, „drei Stunde weit! Wenn's wahr wär!“ Die Mutter zeigte auf eine Kufe voll Wasser nicht weit vom Bette. „Und 's ischt wahr, Kind. Em Vatter isch der Weg net z' lang no zu suer gewe. I ben scho zwoi Täg bei dir, und der Vatter ei! Mer hänt g'moint, du wachscht nemme uf in dere Welt!“ Mit einer zögernden, schamhaften Gebärde streckte Kätterle die Arme nach der Schluchzenden aus. „I schtirb no net, weil i no z' bös ben,“ lispelte sie. „Recht a so!“ riefen die zwei Alten, dann lachten alle drei. „Aber was seggst au vome Quell? Präzis de andre Tag, wo du vo eus furt bischt, ischt er gänzlich versieget, und ehgeschtere, wo die alt Schwenkfeldere kummt und seggt, du wottscht vome Quell hau, no send mir in d' Keller abe, d' Mutter au, und hänt grublet und grublet, aber koi Tropfe ischt fürkomme; no ischt d' Mutter gange, und i han furtg'macht mit Grublen und han denkt —“ Er sagte nicht, was er gedacht; sein Ton wurde feierlich. „No, wo der grüselichte Blascht komme ischt, uf ei'mol schtupft mi epper uf d' Achsel und seggt: ‚Dei verdorrete Quell ischt wieder fürkomme. Gott weiß, warum das g'schicht.‘ So han i 's g'hört mit meine leibliche Ohre. Wie—n i in Keller komme ben, waiß i net, g'schprunge ben i wie b'sesse. No schießt do e Schtrahl wie—n Arms dick!“

Die Mutter that einen tiefen Atemzug, Kätterle schlug wundernd die schwachen Hände zusammen. Simon fuhr in vertraulichem Ton fort, und ein gar nicht ungerniges Lächeln erhellte sein Gesicht: „Jo, so isch's gange, und der Doktor seggt, die ganz Krankheit hier ischt vome schlechte meuchelige Wasser komme. Mer seggt em Tifux! Und d' Quell ischt guet, seggt er, und g'sund. Jo, jo, de Sachverständige hänt racht b'halte; 's ischt e Quelle, wo bloß zeiteweis fließe thuet; aber wenn's no do ischt, wemmer's bruchet, welcher Mensch kann meh verlange? Gott weiß, warum das g'schicht.“

„Vatter,“ flüsterte Kätterle, „i wär g'schtorbe, wann du net komme wärscht! Muetter, dacht han i 's nemme, aber denkt han i 's schon, so e kloi's bitzele!“ Und sie lachte mit der alten spitzbübischen Schelmerei, trotz der schmalgewordenen Wangen.



Litterarische Notizen.

Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Von Otto Ammon. (Jena, Gustav Fischer.) — Der Inhalt des an Stoff und Gedanken gleichmäßig reichen Werkes läßt sich im Anschluß an des Verfassers eigene Worte kurz so zusammenfassen: Das Gesellschaftsleben ist in der Natur nicht Selbstzweck, sondern eine Nützlichkeitseinrichtung, die der betreffenden Art zum Schutz und zur Wohlfahrt dient. Durch das Gesellschaftsleben werden mittels natürlicher Züchtung die socialen oder altruistischen Triebe der Individuen mehr und mehr entwickelt. Neben ihnen bleibt jedoch auch der Selbsterhaltungstrieb oder Egoismus notwendig; denn opferten sich alle einzelnen vollständig füreinander oder für die Idee der Gesellschaft, so würde die Gesellschaftsbildung ihren Zweck verfehlen. Die Gesellschaftsordnung der Menschen beruht auf der Arbeitsteilung und auf der Differenzierung der Individuen, deren Leistungsfähigkeit den verschiedenen Aufgaben angepaßt ist. Die Ständebildung bedeutet eine natürliche Züchtung auserlesener Individuen. In der Regel braucht das Talent mindestens zwei Generationen, um auf eine außergewöhnliche Höhe zu kommen; innerhalb derselben Zeit ist durchschnittlich auch die Gesundheit der in höhere Stellungen beförderten Familien aufgebraucht. Die wirtschaftliche und sociale Hebung des Arbeiterstandes wird nur vermittels einer Auslese der tüchtigsten Individuen möglich. Das Wirksame hierbei ist nicht die Abkürzung der Arbeitszeit oder die Aufbesserung des Lohnes, sondern der wachsende Anspruch, der an die Fähigkeiten des Arbeiters gemacht wird. Alle socialen Verbesserungen haben notwendigerweise die Folge, daß der Kampf ums Dasein für schwach begabte Individuen immer schwerer zu bestehen ist. Das Elend wird darum nicht aus der Welt verschwinden; indem die einen steigen, werden die anderen desto tiefer fallen. D.

* * *

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Von Subhadra Bhikschu. Vierte Auflage. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.) — In diesem augenscheinlich viel gelesenen Katechismus sind die Grundzüge der buddhistischen Lehre in hundertvierundsiebzig Fragen und Antworten dargelegt. Die Darstellung zeichnet sich durch Weglassung des abergläubischen und phantastischen Beiwerkes aus, dringt aber noch nicht in die tiefsten Tiefen: eben dies mag der Verbreitung förderlich gewesen sein. Hier eine Probe der Auffassung und des Stiles: „Wer ist der Buddha? Der aus eigener Kraft zur Vollendung und Erleuchtung gelangte, schon in diesem Leben erlöste, höchst gütige, heilige und weise Verkünder der Wahrheit und Stifter der buddhistischen Religion. — Ist der Buddha ein Gott, welcher sich den Menschen geoffenbart hat? Nein. — Oder war er ein Gottgesandter, der zur Erde herabgestiegen ist, um den Menschen das Heil zu bringen? Nein. — So war er also ein Mensch? Ja, er war ein Mensch. Aber ein Mensch, wie er in vielen Jahrtausenden nur einmal geboren wird, einer jener erhabenen Weltüberwinder und Welterleuchter, die geistig und moralisch die irrende und leidende Menschheit so hoch überragen, daß sie der kindlichen Anschauung des Volkes als ‚Götter' oder ‚Gottgesandte' erscheinen." D.

* * *

David Humes Traktat über die menschliche Natur. Erster Teil: Über den Verstand. Übersetzt von E. Köttgen. Die Übersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von Th. Lipps. (Hamburg, Leopold Voß.) — Die heutige Philosophie beginnt die Bedeutung Humes zu würdigen und seine Abhandlung über den Verstand, die man hinter den „Essays" sehr vernachlässigt hatte, fast der „Kritik der reinen Vernunft" gleichzustellen. Freunde philosophischen Nachdenkens und Leiter philosophischer Übungen an den Universitäten werden daher gern von dieser sehr sorgsamen Übertragung und den ihr beigefügten Erläuterungen Gebrauch machen. Man muß mit dem Herausgeber anerkennen, daß Hume zu den klarsten Schriftstellern aller Zeiten gehört; ob man ihn aber auch einen Meister der psychologischen Analyse nennen und behaupten darf, daß nur durch diese die Erkenntnisprobleme zu lösen seien, kann füglich bezweifelt werden. Wir

schließen mit einem beherzigenswerten Worte der Vorrede: „Die vorliegende Übersetzung möchte eine wirkliche Übersetzung sein, das heißt mit möglichster Genauigkeit und für den deutschen Leser verständlich eben das wiedergeben, was Hume sagt und sagen will. Diese Genauigkeit der Wiedergabe schließt sklavische Wörtlichkeit nicht ein, sondern aus." D.

* * *

Licht und Leben. Drei naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung von Ludw. Büchner. (Leipzig, Th. Thomas.) — **Aus dem Geistesleben der Tiere oder Staaten und Thaten der Kleinen.** Von Ludw. Büchner. (Leipzig, Th. Thomas.) — Wenn man auf kleinen Theatern einen Festzug dargestellt sieht, so erstaunt man zunächst über die Fülle der Menschen, bis man bei näherem Zusehen erkennt, daß immer dieselben zwölf oder fünfzehn Männlein wiederkehren. So ergeht es uns auch mit den Schriften von Büchner: ihre Zahl ist groß, aber kaum ein Dutzend Gedanken kehrt wieder und wieder. Der unerschütterliche „Standpunkt" des Verfassers ist der einer „realistischen, empiristischen, materialistischen Philosophie", die — wie er glaubt — unzähligen Menschen als Leuchte auf dem Wege zu besserer Erkenntnis dienen könne. An die Stelle unserer „bisherigen theologisch-philosophischen Weltanschauung" solle die naturwissenschaftliche treten. Prüft man, was der Verfasser darunter versteht, so findet man einerseits die schlimmste Metaphysik, andererseits eine Anzahl von Hypothesen, die in eine unheilbare Verwirrung gebracht sind. Der Dürftigkeit dieser positiven Aufstellungen entspricht die Mangelhaftigkeit der Kritik. Büchner erfindet sich einen Popanz und bekämpft ihn; sehr selten, daß er einmal wirklich auf die Sache eingeht. So wird in dem einen Buch Rud. Wagner „der Erfinder der Seelensubstanz" genannt (ganz unrichtig!) und seine Widerlegung dahin umgedeutet, als sei nun das Dasein einer immateriellen Seele überhaupt als unmöglich nachgewiesen; in dem anderen Werke macht sich der Verfasser den Begriff eines von Gott den Tieren eingeflößten unveränderlichen und niemals irrenden Instinktes zurecht und sucht dann den Lesern einzureden, mit der Widerlegung dieses Begriffes den Instinkt überhaupt vernichtet zu haben. — Von den beiden Werken ist das tierpsychologische wegen der darin enthaltenen Thatsachen das wertvollere; gemeinsam ist ihnen der Vorzug einer durchaus verständlichen, ja manchmal fesselnden Darstellung und einer überall durchleuchtenden ehrlichen Überzeugung des Autors. Der Schrift über das Geistesleben der Tiere wäre es zu statten gekommen, wenn die im Inhaltsverzeichnis gebotene Einteilung auch auf den Text übertragen worden wäre. An die Adresse des Verlegers sei endlich der Wunsch gerichtet, seine Verlagswerke und namentlich neue Auflagen gefälligst mit der Jahreszahl zu versehen. D.

* * *

Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung von Wilhelm Jerusalem. (Wien, Wilhelm Braumüller.) — Die eigentliche Untersuchung ist von allgemeiner gehaltenen Betrachtungen umrahmt, die zunächst den nicht fachmännisch interessierten Leser fesseln dürften. Der Verfasser spricht einleitend von dem Unterschied des Seelischen und Körperlichen und glaubt ihn in der „Substratlosigkeit" des Seelischen, das heißt darin zu finden, daß die inneren Vorgänge einer festen und beharrenden Unterlage ermangeln. Er schildert dann die zergliedernde und aufsteigende Betrachtung des Seelenlebens, kommt auf die logische und grammatische Bedeutung des Urteilsproblemes und giebt eine sehr klar gegliederte historisch-kritische Übersicht über die Lehre vom Urteil. In dem abschließenden Abschnitte wird Psychologie als Grundlage jeder Erkenntniskritik anerkannt, der Idealismus zu widerlegen versucht und der Übergang zu einer allgemeinen Weltanschauung gewagt. Die Mittelpartie des Werkes beschäftigt sich mit Ursprung und Elementen der Urteilsfunktion, mit ihrer Entwickelung und ihrer Geltung. In diesem Hauptteile vermissen wir manchmal, trotz der sorgsamen Auseinanderlegung der Einzelheiten, die Tiefe der Überlegung; im allgemeinen jedoch ist das Buch ohne Zweifel das Erzeugnis eines feinen und beweglichen Geistes, der vortreffliche Belehrungen in geschmackvoller Form zu erteilen versteht. D.

* * *

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe. (Leipzig, S. Hirzel.) — Der Verfasser will eine vollständige Orientierung über das Werden und Wesen der Philosophie liefern: er will mit einer Encyklopädie der Philosophie in diese selbst einführen. Demgemäß bespricht er die allgemeinen und die besonderen philosophischen Disciplinen, beschreibt die metaphysischen, erkenntnistheoretischen und ethischen Richtungen, handelt von Begriff, Einteilung, Aufgabe und System der Philosophie. Das Buch mag im Zusammenhang mit den akademischen Vorlesungen des Verfassers und in einigen Abschnitten auch dem Fachmann von Nutzen sein; für das größere Publikum steht es unseres Erachtens an Wert hinter den „Einleitungen" Paulsens und Volkelts zurück. Am gelungensten erscheinen uns die geschichtlichen Rückblicke, die Auseinandersetzungen über Psychologie, der ja Külpe ein eigenes, hier bereits lobend erwähntes Buch gewidmet hat, und die Zurückweisung der mathematischen Logik. Aber ein volles Bild der philosophischen Arbeit wird kein Außenstehender durch Külpes Zusammenstellung erhalten, zumal deren Stücke von ungleicher Größe und ungleichem Gewichte sind. D.

* * *

Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft von Dr. Wilh. Haacke. (Jena,

Hermann Costenoble.) — Da ein älteres Werk desselben Verfassers bereits in diesen Heften besprochen worden ist, so begnügen wir uns mit der allgemeinen Angabe, daß dies am gleichen Faden laufende Buch den eingehenden Nachweis unternimmt, daß die mechanistische Naturbetrachtung Raum für den Glauben an eine sittliche Weltordnung läßt. Haacke erörtert zunächst Thatsachen und Theorien über die Herkunft des Menschen, bespricht dann die Bildung der Formen durch das Streben nach Gleichgewicht und schließlich die Entstehung der Menschenform sowie die Schöpfung der Seele. Er bekennt sich als entschiedenen Gegner der Weismannschen Lehren, ohne ihnen jedoch — unseres Erachtens — ganz gerecht zu werden. Auch scheint er die Eigenartigkeit seiner Ansichten zu überschätzen: in dem Ergänzungsteile z. B. stellt er philosophische Meinungen als neu hin, die vor ihm bereits Avenarius, Wahle und andere verfochten haben. — Im ganzen ein aus Nachdenken entsprungenes und zum Nachdenken anregendes Werk. D.

* *
*

Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Gar verschieden sind die Stücke, die hier zu einem Ganzen vereinigt sind. An das einaktige Drama „Elektra" schließt sich ein dramatisches Zeitidyll „Herz und Politik"; dann folgen eine Marschengeschichte „Harro Harresen" und ein deutsches Zeit- und Menschenbild „Hauptmann Böse". Die beiden dramatischen Versuche sind für uns Gegenwartmenschen ganz ungenießbar, die Erzählungen indessen und namentlich das Lebensbild Böses können auf das Interesse weiterer Kreise rechnen. Der alte Bremer Patriot und Jägerhauptmann Heinrich Böse hat immer nach dem Besten gestrebt und trotz der vielen Ecken und Kanten seines Wesens ein nützliches, weitwirkendes Leben geführt; daß auch bei ihm das Erreichte hinter dem Ersehnten zurückblieb, lehrt aufs eindringlichste die alte Wahrheit: „Welche Enttäuschung ist doch des Menschen Dasein!" Unsere Litteratur kennt nicht allzu viele Charakterbilder aus der vormärzlichen Zeit, die sich an Treue und Lebendigkeit mit dem hier gebotenen messen können. D.

* *
*

Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) — Eine Geschichte der Sklaverei ist in unserer Zeit, da der politische Gedanke sich nahezu ausgelebt hat und durch den socialen ersetzt ist, von besonderem Werte. Dies Buch nun erwirbt sich das Verdienst, auf Quellenstudien gestützt und in populärer Form die Umwandlung der Sklaverei zum freien Arbeitswesen darzustellen. Nach der Auffassung des Verfassers bildete im Altertum die Sklaverei ein zum Fortbestande geeignetes System, die zeitlich darauf folgende Hörigkeit dagegen stellte nur einen vorübergehenden Zustand dar, dem lediglich der Zweck innewohnte, die arbeitenden Klassen zu einer Zeit vollkommener persönlicher Freiheit hinüberzuleiten. Die Abschaffung der Hörigkeit wird alsdann für jedes einzelne Land Europas abgesondert dargestellt und schließlich der koloniale sowie der mohammedanische Sklavenhandel erörtert. Ein Anhang untersucht verschiedene weniger wichtige Fragen. D.

* *
*

Die menschliche Verantwortlichkeit und die moderne Suggestionslehre. Eine psychologisch-forensische Studie von Dr. William Hirsch. (Berlin, S. Karger.) — Auch diese Flugschrift behandelt den bis zum Überdruß erörterten Czynski-Prozeß und zwar von einem skeptischen und nicht übel begründeten Standpunkte aus. Preyers Fall von Fascination und ein uns bisher unbekanntes Ereignis aus Kansas werden angeschlossen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß gänzliche Erinnerungslosigkeit nach der Hypnose weit seltener ist, als man aus den Angaben der Versuchspersonen schließen sollte. Die Nachteile des bisherigen hypnotistischen Betriebes sollen die Vorteile überwiegen, weil die „kritiklose Anwendung inhaltsloser Schlagwörter" nur dazu angethan sein könne, die Grundfesten unserer Kultur zu erschüttern und die Wissenschaft in Mißkredit zu bringen. Aber erstens ist das etwas arg übertrieben, und zweitens wird die Macht der Phrase bestehen bleiben, solange Menschen Menschen sind — auf diesem Gebiete wie auf jedem anderen. D.

* *
*

Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Düntzer. (Dresden, Dresdener Verlagsanstalt.) — „Ein Denkmal habe ich hier dem der offenbaren Wahrheit hohnsprechenden Versuche gesetzt, Goethes Verbindung mit Karl August zu einer gewöhnlichen Dienststellung herabzuwürdigen." Es handelt sich um eine Rede, die der Jenaer Geschichtsprofessor Ottokar Lorenz in der achten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft gehalten und bald darauf als besondere Schrift unter dem Titel „Goethes politische Lehrjahre" veröffentlicht hat. Ihr gegenüber stellt der Verfasser Goethes Verhältnis zu seinem Herzog dar als einen „freien, selbständigen, auf gegenseitige Liebe, auf offenste Wahrheit geschworenen Bund". Man wird sicherlich Düntzer eher recht geben müssen als Lorenz. Dieser liebt es, einem geistreichen Gedanken die Thatsachen zum Opfer zu bringen, jener ist wenigstens ein genauer Kenner des Sachverhaltes. Das letzte Wort über die innerlichen Beziehungen zwischen Goethe und Karl August ist freilich noch nicht gesprochen. D.

* *
*

Zur Lehre vom poetischen Genießen. Ein Beitrag zur psychologischen Poetik von Hugo Herzog. (Wien, in Kommission bei Carl Konegen.) — Die Schrift hält nicht, was ihr Titel verspricht: sie bringt keine Analyse des künstlerischen Genusses, sondern nur einige beiläufige Bemerkungen hierzu und zu anderen Fragen der Poetik. So handelt der Verfasser ausführlich von den Arten der Dichtkunst und gelangt zu dem Ergebnis, daß aus dem stofflichen Gehalte der Dichtwerke ein Einteilungsgrund nicht gewonnen werden kann. Er selber nimmt die Darstellungsmittel zu Hilfe und sagt: dem Publikum werden Vorgänge des Menschenlebens entweder zu unmittelbarer, sinnlicher Wahrnehmung vorgeführt oder durch die konventionellen Zeichen der Sprache vermittelt — die Poesie ist entweder dramatische oder erzählende Darstellung. Das Tragische beruht nach Herzog ganz einfach auf dem unverdienten starken Leiden eines sympathischen Wesens. D.

* * *

Henrik Ibsens Jugenddramen. Von Roman Wörner. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — Die hier unternommene Arbeit ist auf zwei Bände berechnet. Der erste soll — nach des Verfassers eigenen Worten — die historischen und philosophischen Dramen Ibsens in allen ihren Voraussetzungen, litterarischen wie biographischen, eingehend erörtern, der zweite die modernen Bühnenwerke von der „Komödie der Liebe" bis auf die jüngsten herab. So enthielte der erste Band in gewissem Sinne den norwegischen, der zweite den europäischen Ibsen. Von den Abschnitten des ersten Bandes wird einstweilen eine wohlgelungene Analyse der Jugenddramen vorgelegt, da sich mit diesen, für die Beurteilung und das Verständnis des ganzen Lebenswerkes wichtigen Anfängen, insbesondere mit dem erst jetzt übersetzten „Catilina" (1850) und der „Nordischen Heerfahrt" (1858), bisher niemand im einzelnen beschäftigt hat. D.

* * *

Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Zwei Bände. (Hamburg, Hermann Grüning.) — Wedde ist in vielen Kreisen stets unbekannt gewesen; in anderen Kreisen, die ihn kannten, ist er bereits vergessen. Die vorliegende Ausgabe seiner Werke wird ihm sicherlich manchen Freund gewinnen; sie ist jedenfalls das Zeichen einer pietätvollen Gesinnung des Herausgebers. Die Heimat Weddes war Hamburg; er war nicht nur litterarisch und als Kritiker, sondern auch politisch als radikaler Demokrat thätig. Die Gedichte tragen vielfach einen stark subjektiv gefärbten Charakter. Jedenfalls aber findet sich manche von wahrem Dichtergefühle zeugende Arbeit vor. Die Gedichte des ersten Bandes sind chronologisch geordnet, während man im zweiten mehr eine materielle Einteilung findet. M.

* * *

Reisestudien und -Skizzen. Von Karl Seefeld. (Graz, Leuschner u. Lubensky.) — Den größten Teil des Buches nehmen die Studien über Paris ein, während Hamburg, Kopenhagen, die österreichische Riviera und die Alpen nur kurz berührt werden. Der Verfasser, ein österreichischer Jurist, scheint etwas zu sehr an Lokalpatriotismus zu leiden. So anziehend manche Kapitel sind, so wird man dem Verfasser häufig widersprechen müssen, besonders da, wo er Wien über Paris stellt. Lehrreich ist der Abschnitt „Sprachstudien", wo Seefeld den Rat giebt, man solle, wenn man in Paris französisch sprechen und verstehen wolle, zunächst alles vergessen, was man zu Hause im Französischen gelernt hätte. M.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Das verzauberte Schloß.

Von

Rudolf von Gottschall.

III.

Seitdem sind acht Tage vergangen — nüchterne Regentage; man plätscherte alle Morgen unter der hochgewölbten Kuppel des Marienbades herum; Geheimerat Dänicke, dem die Jurisprudenz nur Haut und Knochen übrig gelassen, ein Skelett, hatte einen Schüler gefunden, dem er gelegentlich im Wasser einen Vortrag hielt über die Berufung in Strafsachen und die Entschädigung unschuldig Verurteilter. Ein echter Professor führt sein Katheder überall mit sich. Sein Schüler war ein vortrefflicher Taucher und entzog sich öfters dem beweiskräftigen Vortrag des Professors, indem er ganz in der Tiefe verschwand. Bisweilen sah ich neben mir auch die funkelnden Augen des Herrn von Stammer, der sich auch auf den Schwimmsport verstand und aus der Flut auftauchte wie ein wasserspeiender Triton.

Bald sollte ich die nähere Bekanntschaft dieses Herrn machen. Es war der erste schöne Tag nach langer Zeit; doch es herrschte eine große Schwüle, und Wetterwolken zeigten sich am Horizont. Ich hatte sie nicht weiter beachtet; ich war im Walde, der mir ihre Annäherung verbarg, hin und her geklettert. Da dröhnte ein plötzlicher Donnerschlag durch die Felsen; das Gewitter hatte sich heimtückisch näher herangeschlichen; es galt eine Unterkunft suchen. Nicht allzuweit war der Hohenzollernfelsen mit seinem gedeckten Aussichtshäuschen; ich stieg zu ihm empor, und als ich dicht vor dem Felsgerölle stand, das hier zu einem schwankenden Aufstieg zusammengehäuft war, da sah ich oben ein zwerghaftes Männlein stehen; es war Asmodi, ich täuschte mich nicht — gleichzeitig flog ein blendender Blitz hernieder, als wär er von seinen Händen geschleudert; ein heftiger Donnerschlag dröhnte durch die Luft, daß die Felsen erzitterten und die vom Sturm geschüttelten Wälder sich zu ducken schienen, und eine blitzgetroffene Fichte, unfern am Felsenhang stehend, leuchtete wie eine Fackel empor.

Bald war ich oben bei Asmodi; er war den Tag vorher angekommen und hatte noch nicht Muße gefunden, mich zu besuchen; ich erklärte ihm, daß ich ihn für einen Zauberer hielte, der hier oben die Unwetter braue.

„Das bißchen Donner und Blitz,“ sagte

er, „das fabrizieren die Menschen ja schon längst und werden es auch noch weiter darin bringen. Die legitimen Riesenkanonen und die verbrecherischen Höllenmaschinen werden noch manchen Krach in der Welt hervorbringen."

Ein neuer Wetterschlag — der Blitz fuhr dicht vor unseren Augen vorbei.

„Das ist Kinderei. Die Natur macht dasselbe heute wie vor vielen tausend Jahren, sie bringt's nicht weiter; wir Menschen machen Fortschritte von Jahr zu Jahr — und der Höllenspektakel auf Erden wird immer größer werden, bis einmal ein Komet mit seinem Schweif diese ganze Erde, diese kosmische Lärmtrommel, in den Abgrund fegt!"

Da sahen wir, wie ein Mann das wackelige Felsgestein zu uns in die Höhe kletterte; auch er suchte eine Zuflucht vor dem Unwetter; ich erkannte ihn, es war Herr von Stammer. Mit einem barschen Gruß trat er ein, ordnete ein wenig seine vom Sturm zerzauste Toilette und sah dann zu dem einen Fenster hinaus auf den Schneeberg, der hier wie eine breite Schlußdekoration das landschaftliche Bild abschloß und im hellsten Sonnenschein lag, während über uns, um uns und auf der anderen Seite über dem im Thal der Biele gebetteten Landeck noch das tobende Unwetter hing.

Asmodi wandte keinen Blick von dem Neuangekommenen, der uns bisher keine Beachtung geschenkt hatte. Auf einmal drehte er sich um, sah meinen kleinen Freund mit funkelnden Augen an und rief:

„O, ich irre mich nicht! Ich glaubte Sie schon heute auf der Kurpromenade zu erkennen! Es ist ein Glück, wenn man lange lebt; dann findet man noch immer den rechten Augenblick, um mit seinen Schuldnern abzurechnen."

Ich muß bekennen, daß mich diese Worte in eine keineswegs unangenehme Spannung versetzten; denn ich gönnte diesem kleinen Allerweltszauberer, der eine so unfehlbare Sicherheit mir gegenüber besaß, eine recht peinigende Verlegenheit und hoffte mich daran zu weiden. Zunächst hatte es indes nicht den Anschein, als ob er sich sonderlich beunruhigt fühlte durch diese jedenfalls unerwartete Begegnung; seine Mienen bewahrten denselben gleichgültigen Ausdruck, und wie damals, wo ich seine Unterredung mit dem General belauschte, zeigte auch seine Stimme nicht in der leisesten Tonfärbung eine Spur von Erregtheit.

„Mir würde es doch nicht passend erscheinen, Herr Baron," sagte er, „hier in Gegenwart eines Dritten Vorgänge zu besprechen, die zwar längst der Vergangenheit angehören, an denen aber doch viele lebende Personen beteiligt waren."

„Im Gegenteil," sagte der Baron; „mir ist es ganz recht, wenn diese Unterredung vor Zeugen stattfindet."

Asmodi zündete sich eine Cigarre an.

„Dann werden Sie mir aber erlauben," versetzte er, „in meiner Verteidigung so rücksichtslos zu sein, wie Sie wahrscheinlich in Ihrem Angriff sein werden."

Behaglich stieß er die ersten Rauchwolken aus seiner Cigarre hervor; dann stellte er uns beide einander vor und setzte sich ruhig auf die Holzbank nieder.

„Herr Sternlein," versetzte der Baron, „ich hatte die Ehre, Ihnen schon mehrmals zu begegnen, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß Ihnen das Badeleben hier sehr wohl gefällt, denn ich sah Sie stets in der angenehmsten Gesellschaft."

Das Gewitter verzog sich allmählich; noch ein heftiger Schlag, den die nächsten Felsen wiederhallten.

„Herr Doktor," sagte dann der Baron, „Sie gehören zu denjenigen, die mich um mein Lebensglück betrogen haben. Es ist Ihnen dies nur zum Teil gelungen, denn ein tapferer Mann schlägt sich immer durch; aber es giebt Wunden, die man nicht so leicht verschmerzt. Sie hatten freien Zutritt im Hause des Majors von Erdsen, der den Humor liebte; Sie hatten eine humoristische Ader, die Sie in verschiedenen Skizzen verwerteten. Sie lasen dieselben vor und gewannen sich so die Sympathien des wackeren Offiziers. Sie führten einen Freund ins Haus ein, den Ingenieur Todden, einen, wie es schien, sehr liebenswürdigen jungen Mann. Herr Todden wußte sich das Herz der schönen Isa, der Tochter des Majors, im Sturm zu erobern."

„Das ist doch nicht meine Schuld; es ist ein Verhängnis, wenn sich die Herzen finden."

„Nicht ganz — Herr Doktor, Sie haben stets, wo Sie sich einschlichen, eine große, fast geheimnisvolle Macht über die Menschen ausgeübt. Nur der Major, ein Mann von starken Nerven und starkem Geist, blieb für diese magischen Einflüsse unempfänglich; desto mehr geriet die schöne Isa in Ihren Bann; denn Sie haben das Lob Ihres Freundes in so überschwenglicher und doch überzeugender Weise gesungen, daß Isa, auf welche Tobden schon großen Eindruck gemacht, in leidenschaftlicher Verblendung den Vater und mich verließ — mich, der ich in den Augen der Welt schon für ihren Bräutigam galt, mich, den der Vater sich zum Schwiegersohn auserwählt, an dem er festhielt, mochte die eigensinnige Tochter sich noch so sehr gegen seinen Willen empören. Sie verschwand eines Tages aus dem elterlichen Hause. Tobden war zwar nicht anwesend, doch er wartete in einer Hafenstadt oder irgendwo auf die ihm zugeführte Beute, mit der er ja auch bald Europa verließ. Sie aber waren der Geschäftsführer dieses Herrn; Sie leiteten in geheimer Weise Isas Flucht."

„Beweise, Herr Baron!"

„Man hat Sie auf einer Bahnstation hier in der Nähe zusammen gesehen; leider war Ihre Spur alsbald wieder verloren. Werden Sie leugnen, mein Herr, daß ich ein Recht habe, Sie zur Rede zu stellen? Auf Isa hatte ich mein ganzes Lebensglück gesetzt; Sie haben mir dasselbe rauben helfen mit einer heimtückischen Intrigue; Sie haben den Vater unglücklich gemacht."

„Bitte," sagte Asmodi, „lassen wir den Vater aus dem Spiel; ich habe mich vor kurzem mit ihm verständigt; er hat, wenn auch spät, eingesehen, daß er damals unrecht hatte."

„Ich aber frage Sie jetzt: was konnte Sie bewegen, meine schönsten Hoffnungen zu kreuzen und das Mädchen, das ich so innig liebte, das auch mir bis dahin zugethan war, herauszureißen aus dem Vaterhause, es in die weite Welt hinauszujagen? Sie, der Sie stets mit Ihrer Allwissenheit geprahlt, wußten Sie denn, was in dem Herzen dieses Mädchens vorging, mit wie bitteren Qualen sie sich losriß von allem, was ihr teuer war, um einem vermeintlichen Glücke nachzujagen, das Ihre trügerische Zauberlaterne ihr vorgespiegelt hatte?"

„Ich wußte vor allem, daß das Herz Isas nicht Ihnen gehörte," versetzte Asmodi, „und daß eines Mädchens Glück nur dort zu suchen ist, wo ihr Herz ist; ich wußte ferner, daß Sie nur aus eigennütziger Berechnung sich um Isas Hand bewarben."

„Sie wußten dies?" versetzte der Baron mit spöttischem Lachen; „so war es Ihnen wohl unbekannt, daß Isas Vater, der Herr Major, nur von seinem Gehalte lebte und keine Glücksgüter besaß! In der That, ich wäre ein thörichter Spekulant gewesen, wenn ich, um mir Hab und Gut zu verschaffen, um Isas Hand angehalten."

„Sie vergessen den Onkel Excellenz," sagte Asmodi.

Ich bemerkte, wie der Baron die Farbe wechselte; offenbar überraschte ihn die Bemerkung des Doktors in peinlicher Weise.

„Bleiben wir bei der Sache," sagte er kurz und rasch.

„Wir sind bei der Sache, und gerade jetzt mehr als je. Es herrschte eine alte Freundschaft zwischen dem Onkel Excellenz und dem Major; der Vater des letzteren hatte ihrem Oheim einmal einen großen, aufopfernden Liebesdienst erwiesen. Excellenz wollte sich dafür dankbar erweisen, und da er die schöne Isa liebte und bewunderte, so machte er in seinem Testament Sie zum Erben seines reichen Besitzes, unter der Bedingung, daß Sie Isa heirateten. Erfüllten Sie diese Bedingung nicht, so fiel der Hauptteil des Erbes an einen näheren Verwandten, der sonst mit einem kleinen Legat abgefunden worden wäre."

„Mag sein, mag sein," sagte der Baron mit gepreßter Stimme, „doch was beweist dies? Es ist mir unbekannt," fuhr er dann fort, „durch welchen Vertrauensbruch Sie in den Besitz dieser Familiengeheimnisse gelangt sind. Doch ich weiß ja, daß Ihnen nichts heilig ist und daß Sie jedes Mittel anwenden, welches Ihren Zwecken dienen kann."

„Wer die Menschen beherrschen und lenken will, muß ihre Geheimnisse kennen. Was da an der Oberfläche hinsickert, erklärt ihre Handlungen nicht; man muß tiefer graben, wenn ihre Beweggründe in die Höhe springen

sollen. Sie wollten Isa heiraten, um Ihre Finanzen zu verbessern."

„Und selbst wenn dies Testament meines Onkels vorhanden gewesen, wer sagt Ihnen denn, daß ich um äußerer Vorteile willen mich um die Hand des Mädchens beworben? Allerdings war ich dadurch in den Stand gesetzt, ihr Leben zu verschönern, wenn sie es dem meinigen gesellt hätte; doch ich liebte Isa — und das lag außerhalb Ihrer Berechnungen."

„Gewiß ... schon deshalb, weil diese nur mit gegebenen Größen rechnen, nicht mit vorgegebenen Verhältnissen."

„Sie konnten mir doch nicht ins Herz sehen," versetzte der Baron, seinen Schnurrbart siegesgewiß in die Höhe zwirbelnd.

„Gewiß, das konnt ich, denn Sie liebten gerade damals eine andere."

Der Baron wurde stutzig — durch welche Schlote kroch dieser Zwerg in die Boudoirs, in denen von Liebe gesprochen wurde?

„Sie wußten mit meinem Herzen besser Bescheid als ich selbst," versetzte er lachend.

„Es thut mir leid," sagte Asmodi, „daß ich in Gegenwart eines Dritten Ihnen ein Sündenregister vorhalten muß, das Sie längst vernichtet glauben. Doch es ist Ihr Wunsch und Wille. Sie liebten die Tochter des pensionierten Regierungsrates von Mette; es war das einzige Kind und mutterlos."

Jetzt hätte der Baron dem Kleinen am liebsten das Wort entzogen, doch er fürchtete, sich damit eine Blöße zu geben; er ging ärgerlich auf ihn zu. Aber er hielt plötzlich inne und blickte auf ihn mit einer abergläubischen Scheu.

„Dies Mädchen liebten Sie, nicht Isa; doch es war arm, und keine Klausel im Testament Ihres Onkels machte es Ihnen begehrenswert; es war schutzlos, ohne Bruder, ohne Verwandte; der alte Vater lebte zurückgezogen von einer kleinen Pension. Sie hatten Verpflichtungen gegen das Mädchen, dringende Verpflichtungen — und das war gerade damals, als Sie sich um Isa bewarben."

Der Baron war bleich geworden und stotterte verlegen einige Worte, halb unverständlich; doch es schien, sie sollten den Doktor Lügen strafen.

„Sie lösten auch später Ihr Wort nicht ein; das arme Mädchen endete durch Selbstmord. Das, mein Herr, waren die Gründe, warum wir Isa vor Ihnen retten wollten und gerettet haben, und Sie werden mir zugeben, daß sie aus einer vollkommenen Kenntnis Ihrer Verhältnisse und Ihres Charakters entsprangen."

Jetzt brauste der Baron zornig auf.

„Es waren Eingriffe in das Recht eines Vaters; es war eine unberufene Bevormundung; mir steigt das Blut zu Kopf, wenn ich daran denke. Parbleu — wär's nicht eine alte, modrige, verjährte Geschichte — die Bergwälder hier haben manche schöne Lichtung, die sich für einen Scheibenstand eignet, für Scheiben von Fleisch und Blut!"

„Seien Sie versichert, das alles ist auch bei uns begraben. Sie selbst haben es ins Leben zurückgerufen — es ist und bleibt vergessen."

Der Kleine streckte seine Hand aus, als wollte er ein Bannwort aussprechen — gleichzeitig Blitz und Donnerschlag; eine versprengte Wetterwolke tummelte sich noch einmal über unseren Häuptern.

Da ertönte lautes Stimmengeräusch, vermischt mit Angstrufen und Gelächter, draußen am Fuß der Felsentreppe — und bald füllte sich das ganze Häuschen mit triefenden Badegästen und Regenschirmen. Die Unterredung war zu Ende; ich hatte nicht die Genugthuung erhalten, daß der kleine Gernegroß gedemütigt worden wäre; im Gegenteil, der Sportsman war von seinem hohen Pferde herabgestürzt und brach dabei einige Knochen.

Tags darauf traf ich ihn wieder mit Herrn von Beskow, der inzwischen angekommen war, und einigen anderen Herren, und Beskow lud mich am Abend zu einem Spielchen ein. Ich wollte ablehnen, doch was mich daran hinderte, war ein falsches Ehrgefühl. Noblesse oblige — heißt es; doch auch das Geld legt Verpflichtungen auf. Ich war nun einmal ein vermögender Mann; ich galt dafür; man wußte, daß ich in diesem Spielkränzchen viel verloren hatte; sollt ich durch eine Ablehnung den Verdacht erregen, daß meine Flügel gebrochen, meine Kasse leer sei? Sollt ich mich unwert zeigen, mit so hochangesehenen Kavalieren auf gleichem Fuße zu verkehren? Ich war empfindlich, peinlich empfindlich für jeden

verächtlichen Blick, der mir zart andeutete, welch ein Abstand noch sei zwischen mir und ihnen. Nun, man schätzte mich meines Geldes wegen, wie sehr es auch zusammengeschmolzen sein mochte; das Geld hat den berechtigten Ehrgeiz, sich zu zeigen, und ich hätte mich selbst verleugnet und herabgesetzt, wenn ich auf einmal als ein ärmlicher Knauser und Schlucker aufgetreten wäre. Auch konnt ich ja Verlorenes wiedergewinnen, und so zögerte ich nicht, Herrn von Beskow meine Zusage zu erteilen. Er wohnte in einer jener Villen, welche bei schmaler Straßenfront große Tiefe haben und sich hinten fast an die steile Bergwand anlehnen. Im Vorgarten sah ich Lottchen, welche damit beschäftigt war, Rosen zu pflücken zu duftigen Bouquets für die Spieltische. Ich grüßte sie freundlich; sie erwiderte den Gruß, doch es lag etwas Feindseliges in ihrem Wesen. Offenbar war sie noch so eroberungslustig wie früher und glaubte, Rechte auf mich geltend machen zu können. Da waren aber ihre Pläne in empfindlicher Weise gekreuzt worden. Lottchen war eifersüchtig und hatte Grund zur Eifersucht gefunden; sie warf mir vor, daß ich hier mit schönen Damen verkehre und mich in ihre Netze einfangen lasse. Da mußte Herr von Stammer geplaudert haben.

Das Spielzimmer lag ganz in der Tiefe des Hauses nach hinten hinaus: es war von Lampen erhellt; nur ein kleiner Kreis von Spielern hatte sich eingefunden; doch es waren die eifrigsten und verwegensten darunter. Zu meinem großen Erstaunen war auch Asmodi anwesend, ebenso Herr von Stammer, welcher den kleinen Doktor mit großer Höflichkeit behandelte. Lottchen schwebte herein und hinaus; aber sie spielte diesmal nicht die Rolle meines Schutzengels. Feurige Weine hatten mich erregt und den Spielteufel in mir zu den kühnsten Sprüngen ermutigt. Asmodi, der sich nur mit den bescheidensten Einsätzen beteiligte, aber die Spieler selbst und ihre Karten scharf beobachtete und nicht aus den Augen ließ, benutzte eine Pause des Spiels zu Bemerkungen über diesen Spielteufel, welche eine sehr beifällige Aufnahme fanden.

„Nichts wird mit mehr Ungerechtigkeit behandelt als das Hazardspiel. Hier zeigt sich der kleine Spielteufel allerdings ohne jede Verhüllung, und man glaubt in seinem guten Recht zu sein, wenn man sich von seinem Pferdefuß und seiner Hahnenfeder mit Abscheu abwendet. Und doch — hier können wir das Abc lernen, aus welchem die ganze Weltgeschichte zusammenbuchstabiert wird. Was sind ihre gefeierten Helden anders als große Spieler? Wenn sie Glück haben, werden sie berühmt und unsterblich — schlägt die verkehrte Karte auf, so folgt ihnen der Fluch der Nationen; ihre Unklugheit und Verwegenheit wird mit guten Gründen verdammt von denen, welche die Geschichte schreiben, und ebenso mit guten Gründen wäre sie gepriesen worden von denselben gestrengen Richtern bei glücklichem Erfolg. Und diese wächserne Nase unseres lieben Schoßkindes, des Hazards, finden wir ja überall im Leben: der Ruhm der Künstler, der Dichter beruht auf ihren Erfolgen, und diese sind Sache des Zufalls. Es ist eins der lächerlichsten Märchen, daß das Genie sich immer Bahn breche: es giebt an vielen Winkelbühnen Schauspieler, die mehr Begabung haben und auch zeigen als die berühmtesten, die durch die glücklichsten Umstände und indem sie mit besonderer Geschicklichkeit ihre Segel nach dem Wind zu stellen wußten, in die Höhe gekommen sind. Das Genie ist zweifelhaft, aber der Ruhm ist eine Thatsache, und nach dem Ruhme mißt man das Genie. Und gar die Millionäre — es gehört in der Welt wenig Verstand dazu, um eine große Rolle zu spielen. Das Glück ist die Hauptsache. Es lebe der Hazard, der sich oft in das Genie verkleidet; hier bei uns aber erscheint er in seiner urwüchsigen Gestalt!“

Es wurde tapfer angestoßen, und man ging wieder an die Arbeit.

Mein Unstern ist mir nie treuer geblieben als diesmal; ich machte verzweifelte, zuletzt unerhörte Anstrengungen, um mich aus meinem Unglück herauszuarbeiten; doch ich geriet immer tiefer hinein, und beim Abschluß stand ich einer Ehrenschuld gegenüber, die zu tilgen eine kaum erreichbare Hypothek erforderlich war; denn sie ging bereits über die Grenze hinaus, bis zu welcher Hypotheken für einen mäßigen Zinsfuß zu haben waren. Darüber hinaus begann das Wag-

nis, das mich in die Hände eines Gläubigers gab; denn wer hier sein Kapital gegen hohe Zinsen anlegen wollte, mußte die Absicht haben, sich gelegentlich des Gutes zu bemächtigen, um der späteren Deckung seiner Schuldsumme sicher zu sein.

Ich konnte mir die heftigsten Vorwürfe nicht ersparen über meine unsinnige Spielwut, die, so sehr mich auch die Leidenschaft hinreißen mochte, wenn sie einmal im Zuge war, doch noch mehr aus dem Ehrgeiz hervorging, als Kavalier eine Rolle zu spielen.

Draußen im Vorgarten traf ich wieder Lottchen; sie war damit beschäftigt, beim Licht einer in der Jasminlaube stehenden Lampe ein Bouquet von Rosen zu binden, in welchem die Jungfrau von Orleans und der Marschall Niel sich zu einem seltsamen Bunde gesellten; sie sprang auf, trat auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr: „Dies Bouquet ist für Frau von Robeck. Herr von Beskow wird es ihr zuschicken! Hüten Sie sich — machen Sie der Dame nicht zu sehr den Hof! Herr von Beskow hat ihr sein Herz geschenkt und duldet keinen Nebenbuhler.“

Es war eine Warnung, die mich erbitterte; dahinter lauerte Liebe und Eifersucht und ein trotziges Selbstgefühl, das sich gegen mich auflehnte bei dem stillen Wunsche, sich meiner zu bemächtigen. Viele abgeschnittene Rosen lagen auf dem Tisch; sie reichte mir keine einzige dar. Was mich am meisten empörte, war eine gewisse Geringschätzung, die ich aus ihren Worten herauszuhören glaubte, als müßte ich zurücktreten, wo Herr von Beskow auf der Bildfläche erscheint, und ihm den selbstverständlichen Vorrang einräumen.

„Was Frau von Robeck betrifft,“ sagte ich, „so wird sie selbst entscheiden, wem der Vorrang gebührt, und es bedarf keiner überflüssigen Mahnungen. Ich werde ihr einen Strauß aus meinem Garten schicken, der mit Ihren Rosen wetteifern wird. Flechten Sie nur nicht aus Versehen einige welke Rosen mit herein; die aus dem Bibliotheksgarten sind längst verwelkt.“

Ich sah nur noch, wie Lottchen mit dem Fuße aufstampfte und eine Thräne in ihrem Auge zerdrückte. Es war grausam von mir gewesen, sie so zu mißhandeln; doch sie hatte durch ihre thörichten Eifersüchteleien dies herausgefordert. Dazu kam meine Verstimmung, die an Verzweiflung grenzte und mir fast einen Ekel am Leben einflößte; ich eilte in den dunkelsten Gängen der Anlagen umher und ärgerte mich über jedes Johanneswürmchen, das sie erhellte.

Auf einer Bank in der Nähe des Musikpavillons fand ich Asmodi, der sich schon vor mir fortgeschlichen hatte; er zeichnete wieder in den Sand; eine Fledermaus huschte über ihm durch die Luft.

„Ich habe grenzenloses Unglück gehabt,“ versetzte ich.

Asmodi nickte und zeichnete weiter.

„Was soll ich machen?“ rief ich verzweifelt aus.

„Bezahlen,“ sagte er, ohne aufzusehen.

„Ich werde den Justizrat mit einer dringlichen Bitte belästigen müssen; er muß Geld schaffen, um jeden Preis.“

„Sie müssen Ihre ganze Lage mit ihm überlegen,“ sagte der Doktor; „ich werde ihm noch heute abend schreiben, daß er selbst hierherkommt.“

„Und die Verlustsumme?“

„Werd ich ihm bezeichnen, er wird Rat schaffen.“

„Ich bin Ihnen dankbar.“

„Was Herrn von Beskow, den großen Gewinner, betrifft, so werden Sie noch von ihm und auch von mir hören. Gute Nacht, Herr Sternlein.“

Der Kleine erhob sich; man merkte es kaum, ob er saß oder stand; doch niemals war mir sein fahles Gnomengesicht so gespenstig vorgekommen wie jetzt, wo es von zwei vorüberfliegenden Johanneswürmchen beleuchtet wurde.

Ich hatte eine schlummerlose Nacht und rang mit einem großen Entschluß; ich hatte stets an der ernsten Beschäftigung, an der Arbeit, Freude gehabt; was war aus mir geworden? Ich war ein Spieler, nicht aus Geldgier, aus wilder Wageluft, sondern aus Sklaverei gegen gesellschaftlichen Zwang.

Wie ein Alp lag dies Geld auf mir, das eine märchenhafte Hand aus den Wolken auf meine Pfade gestreut. Konnt ich diesen Alp nicht abschütteln? Doch wer entsagt so leicht dem Glanz der äußeren Verhält-

nisse, in denen für viele des Lebens ganzer Wert liegt? Frei macht das Geld; das hatt ich empfunden; die Unabhängigkeit ist ein unschätzbares Gut — doch wenn ich gezwungen werde, sie wieder zu opfern? Giebt es da keinen Ausweg?

Meine Gedanken verrannten sich in eine Sackgasse; ich stand auf, ohne ein Auge zugethan zu haben. Und doch bedrückte mich der unwillkommene Schein der Morgensonne, der mir die Dinge zeigte in ihrer empörenden Deutlichkeit; in meinen halbwachen Träumen waren sie doch noch bisweilen rosig angehaucht vom Zauberlicht der Phantasie.

Ich ging im Gärtchen meiner Villa spazieren, als mir ein Rosabriefchen von dem Postboten überbracht wurde; es kam von Frau von Robeck. Ich war umlagert von Bewerberinnen, die in mir eine willkommene Beute sahen und mit meiner Hand zugleich einen Hausschatz fürs ganze Leben einheimsen wollten. Sie gehörte nicht zu diesen, und darum berührte mich die Unterschrift unter dem Briefchen aufs angenehmste — Frau von Robeck war mir sympathisch. Das alberne Lottchen mit seiner Warnung — wenn mich die Dame zu ihrem Ritter wählen wollte, wen brauchte das zu kümmern? Honni soit qui mal y pense — ich war tapfer genug, um die Farben meiner Dame gegen jedermann zu verteidigen. Ich liebte Frau von Robeck nicht; aber die Gunst der Frauen ist immer ein hohes Gut, das uns schmeichelt und erhebt — nur die Erinnerung an Helene verbot mir diese Liebe, kein Nebenbuhler hatte ein Recht dazu. Frau von Robeck lud mich zu einer Begegnung bei der Kronentanne abends sieben Uhr ein; dort würden wir ungestört sein; sie habe über eine wichtige Angelegenheit mit mir zu sprechen.

Ein Stelldichein mit einer schönen Dame in der Dämmerstunde des Abends, der die Dämmerung des Waldes noch heimlicher und verschwiegener macht, ist immerhin ein reizvolles Abenteuer, und feste Grundsätze werden bedroht durch die überströmenden Gefühle, denen hier kein gesellschaftlicher Zwang angethan wird. Frau von Robeck begünstigte mich, liebte mich vielleicht — dies hob mein gerade jetzt kläglich daniederliegendes Selbstgefühl. Ich sagte zu in einem brieflichen Bescheid, den ich alsbald auf die Post gab. Die Erwartung hat immer etwas Aufregendes; so verbrachte ich den ganzen Tag in einer Art von Taumel. Thörichterweise; denn es handelte sich ja um ein vielleicht gleichgültiges Gespräch, nicht um eine Begegnung beglückender Art. O, wär es Helene gewesen, die mich erwartete! Wie hätte mein Herz ihr entgegengeschlagen! Doch meine ungestillte Liebessehnsucht glich jenen wildwachsenden Rankengewächsen, die überall ein Spalier suchen, um daran in die Höhe zu klettern, gleichviel ob es schon an demselben Tage wieder zusammenbricht. Ich sehnte mich nach einem Wesen, das einigen Anteil an mir, an meinem Geschick nahm — und diesen Anteil hoffte ich bei der schönen Witwe zu finden.

Und in der That, ich hatte mich nicht getäuscht! Meine Ungeduld hatte mich etwas früher dahingetrieben, und doch brauchte ich nicht lange zu warten. Die Runde um den merkwürdigen Baum war leer, die paar Bänke unbesetzt; ich hörte einen leichten Tritt auf dem nahen Waldpfad; ich ging ihr entgegen, denn sie mußte es sein; sie war es. Reizend sah sie aus in dem leichten Gewand; den Kaschmirshawl hatte sie über den Arm geworfen; der Spaziergang hatte ihr eine leichte Röte ins Gesicht gehaucht.

„Gehen wir hier auf und ab,“ sagte sie; „es ist ein wenig betretener Fußpfad, der sich hinter schützenden Gebüschen dahinschlängelt; der Platz um die Tanne könnte doch noch späte Spaziergänger herlocken.“

Wir gingen dicht nebeneinander; sie sah mich mit ihren großen Augen wie fragend an; wollte sie irgend eine Liebeserklärung aus meinen Zügen herauslesen oder wollte sie mein zögerndes Gefühl mit der Glut ihrer Leidenschaft ermutigen? Oder sah sie mich nur neugierig an, wie ein merkwürdiges Menschenexemplar, das ausgestopft und in einem Kuriositätenkabinett aufbewahrt werden müßte? Denn jeder andere an meiner Stelle wäre doch dem Zauber ihrer Nähe erlegen und hätte sie mutig ans Herz gedrückt. Sie gab mir freundschaftlich die Hand und ließ sie lange in der meinigen ruhen; ihr Kleid schmiegte sich an mich; ein berauschender Parfum, den ihre Gewänder ausströmten,

übertäubte gleichsam die bescheidenen Düfte der Waldblumen, und wie diese Parfums, so schien sich ihr ganzes Wesen mir aufzudrängen, siegreich, bewältigend — sie brachte das Boudoir mit in den Wald.

Wir sprachen über die Waldfrische, die Verschwiegenheit dieser Waldpfade, über das Rot der sinkenden Sonne, das dort, wo ein freierer Seitenblick sich öffnete, einen scharlachnen Teppich zwischen den Buchenstämmen ausspannte; doch lenkte sie immer wieder die Schritte nach dem Rondell zurück, als fürchtete sie, sich zu tief im Walde zu verlieren.

„Ich habe von Ihren großen Verlusten gehört, Herr Sternlein," sagte sie und drückte mir die Hand mit einem herzlichen Bedauern. „Spielschulden sind Ehrenschulden," fuhr sie fort; „ich fürchte, daß Sie in Verlegenheit sind, die große Summe sofort zu bezahlen. Wollen Sie meine Vermittelung annehmen? Ich bin nicht ohne Einfluß bei Herrn von Beskow, und er wird Ihnen gewiß eine Frist bewilligen. Im übrigen bleibt das alles unter uns, niemand außer uns dreien erfährt etwas davon."

„Ich danke Ihnen," sagte ich, „Sie meinen es gut mit mir, und ich werde Ihnen dies nicht vergessen; doch ich habe schon meine Anordnungen getroffen; die Schuld wird bezahlt werden."

„Ich weiß, daß Sie sehr vermögend sind," sagte Frau von Robeck, „aber auch den Reichen ist das Geld nicht immer flüssig und die Bewilligung einer Frist willkommen. Entschuldigen Sie, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mischte, doch ich hege eine warme Teilnahme für Sie, und so entschloß ich mich zu diesem ungewöhnlichen Schritte."

Wir waren wieder nahe dem Rundell; ihre Blicke schweiften wie suchend dort umher; dann wandte sie sich um und lud mich dadurch ein, noch einmal den Pfad zu gehen, der so schmal und unbequem war wie die allegorischen Wege, die zur Tugend führen, uns aber zwang, so dicht nebeneinander einherzuschreiten, daß unsere Gedanken und Gefühle nicht gerade jene Wege wandelten. Der eigentliche Inhalt des Billets war erledigt — und beim fortgesetzten Spaziergang handelte es sich um einige Arabesken des Gesprächs, die damit wenig mehr gemein hatten. Auch sprachen wir wenig genug; ihre Nähe übte einen Zauber auf mich aus, der nicht das Herz, wohl aber die Sinne gefangen hielt; ihr Kleid schmiegte sich an mich; die Zweige der Gebüsche, die dasselbe von der anderen Seite streiften, entlockten ihm stets von neuem jene Wohlgerüche, welche üppige Bilder vor der Seele aufsteigen ließen.

Wieder kehrten wir um; da trat ein Herr aus dem Rundell hervor und kam gerade auf uns zu; es war Herr von Beskow. Ich nahm eine trotzige herausfordernde Miene an; ich dachte daran, wie Lottchen mich ihm gegenüber tief in den Schatten gestellt. Frau von Robeck zeigte sich weder befremdet, noch erschreckt; doch Herr von Beskow hatte durchaus nicht die Miene des liebenswürdigen Schwerenöters, die er sonst in gesellschaftlichen Kreisen annahm; seine Augen funkelten wie die eines wilden Raubtieres; er grüßte mit einer Höflichkeit, die ihm selbst peinlich war und ihn ärgerte; man merkte es an der Hast, mit der er sich seines Grußes entledigte, indem er uns den Weg vertrat.

„Also hier treff ich Sie, meine Gnädigste," sagte er, „in einem jedenfalls sehr reizenden Tete-a-Tete."

„Ich hatte mit Herrn Sternlein zu sprechen, und ich wüßte nicht, wer mir dies wehren sollte," versetzte Frau von Robeck, indem sie hochmütig den Kopf zurückwarf.

„Meine kritische Äußerung war durchaus harmlos," sagte Beskow.

„Sie erlauben mir, Herr von Beskow," meinte ich, „daß ich darüber anderer Ansicht bin."

„Diese Meinungsverschiedenheit wollen wir später erledigen," sagte er und begann ein gleichgültiges Gespräch. Wir begleiteten beide Frau von Robeck bis an den Rand des Waldes, wo ihre Villa lag.

„Ich sende Ihnen meine Zeugen — morgen hab ich noch viel zu ordnen ... für übermorgen," sagte Herr von Beskow.

Ich verbeugte mich; das war, glaub ich, ganz korrekt, und wir trennten uns.

Ich sann beim Nachhausegehen über diese Begegnung nach. Welche Rechte hatte er auf Frau von Robeck? Er liebte sie leidenschaftlich und wollte mich aus dem Wege

räumen. Baron von Stammer hatte ihm jedenfalls davon erzählt, daß er uns schon mehrmals zusammen gesehen; das hatte seine Eifersucht erregt; doch wie kam er in diese immerhin etwas entlegene Gegend des Waldes gerade zur bestimmten Zeit? Dabei war irgend ein Verrat im Spiele. Ich hatte keine große Gewandtheit in solchen Ehrenhändeln; ich wandte mich zuerst an Asmodi; doch ich wußte im voraus, daß er jede Beteiligung ablehnen würde.

„Ich beschäftigte mich nicht mit solchen Klopffechtereien," sagte er, „und Sie waren in Ihren früheren bescheidenen Verhältnissen auch davor gesichert; jetzt, wo Sie ein vornehmer Besitzer geworden sind, müssen Sie sich mit jedem herumschlagen, der Lust dazu hat, wenn er nur ein Stück rittergütlichen Bodens besitzt. Der Besitz wird immer teuer erkauft, mein Bester. Wenn man in der Welt eine Rolle spielen will, so kostet das gerade nicht viel Schweiß, aber bisweilen etwas Blut! Es wäre ja auch traurig, wenn den vollgesogenen Polypen des Glücks nicht bisweilen zur Ader gelassen würde. Suchen Sie sich Ihre Zeugen unter den Herren vom Spieltisch ... das sind ja Kavaliere, die mit dem Ehrenkodex auf die Welt kommen!"

„Nun, wenn Sie mir Ihre Dienste als Sekundant und Zeuge versagen, so werden Sie als kleiner Zauberer mir doch gewiß ein Amulett oder einen Talisman mit auf den Weg geben, wenn ich mich auf den Kriegspfad begebe."

Asmodi lächelte verschmitzt.

„Ich hoffe, Ihnen ein Amulett verschaffen zu können, welches Ihnen die vollkommenste Sicherheit gegen Schuß, Hieb und Stich verbürgt."

„Sie sind in der That ein Tausendkünstler!"

„Man erspart sich die tausend Künste," versetzte Asmodi, „wenn man die eine Kunst versteht, dem zwischen Himmel und Erde herumkrabbelnden Geschöpf, das den stolzen Namen Mensch führt, ins Herz zu sehen und bei der großen Urschrift des lieben Gottes etwas zwischen den Zeilen zu lesen. Rechnen Sie auf meinen Talisman."

Ich schüttelte den Kopf; denn was der kleine Philosoph sagte, blieb mir so unverständlich, wie vieles, was die großen Philosophen sagten, nur mit dem Unterschiede, daß ich den Schlüssel zu Asmodis Weisheit schon in zwei Tagen finden mußte, während mir die Weisheit der anderen in alle Ewigkeit verschlossen blieb.

Ich war am nächsten Tage in großer Erregung; ich kaufte mir eine Pistole, brachte in einem entlegenen Hohlweg eine Scheibe an und übte mich im Pistolenschießen; doch schoß ich leider meistens daneben, was mir den Talisman des Doktor Asmodi doppelt wünschenswert erscheinen ließ; ich wußte mit dem Jagdgewehr einigermaßen Bescheid, doch mit diesen kleinen Pistolen konnte ich nicht visieren; mir fehlte die Übung, ich sah und schoß immer ins Blaue.

Der Justizrat schickte mir inzwischen das Geld; ich konnte meinen Gegner vorher abfinden, reinen Tisch machen, ehe einer von uns das Zeitliche segnete. Für den nächsten Tag versprach der Justizrat seine Ankunft zu einer wichtigen Verhandlung — würde er mich noch unter den Lebenden finden? Ich vertraute auf Asmodis Talisman.

Ich wohnte im Erdgeschoß einer Villa; schon lange sah ich ein verschleiertes weibliches Wesen auf dem Promenadenwege vor derselben auf- und abspazieren; nicht lange darauf klopfte es vorsichtig bei mir an.

Ich öffnete; es war Lottchen. Thränen in den Augen faltete sie flehend die Hände: „Verzeihung, Verzeihung!"

Sie wollte vor mir niederknien; ich nötigte sie, auf einem Stuhl an meiner Seite Platz zu nehmen.

„Man wird mich doch nicht bemerkt haben?" sagte sie, scheu sich umblickend; „es war gerade niemand auf der Straße, als ich eintrat."

Und als sie sich so über die Gefahr, die ihr selbst drohte, beruhigt hatte, sagte sie mit krampfhaftem Schluchzen:

„O mein Gott ... es wird ernst, es wird ernst! Herr von Beskow prüft seine Waffen, ich hab es gesehen; er wird Sie nicht schonen."

Ich zuckte die Achseln ... sie sah in mir stets das Opfer.

„Das wird sich finden," sagte ich ärgerlich.

„Und ich bin schuld an allem!" rief sie

dann aus mit einem neuen Thränenerguß, der ihren Augen entströmte.

Das erregte allerdings meine Neugierde.

„Was ist denn vorgegangen?“

„O, ich bin ein schlechtes Mädchen! Aber Sie wissen ja — unsere früheren Begegnungen auf der Dominsel; ich hatte zwar kein Recht, nicht das geringste Recht zu dem, was ich gethan; doch ich konnt es nicht ertragen, daß eine andere ...“

„Eine andere?“

„Nun ja, die Frau von Robeck; ich wußte außerdem, daß Herr von Beskow für sie schwärmte! Das war ja schon genug, ja das war zuviel!“ Sie brach wieder in heftiges Schluchzen aus.

„Nun, erzählen Sie!“

„Ich brachte ein Bouquet zu Frau von Robeck; ich hatte mich anmelden lassen, doch ich mußte einige Zeit warten; es herrscht bei diesen Damen stets eine unbeschreibliche Unordnung, und da sie weiß, daß ich sehr ordnungsliebend bin, so schämt sie sich vor mir und sucht in aller Eile etwas aufzuräumen. Und als ich nun ins Zimmer eingelassen wurde, da war sie auch noch nicht anwesend, sondern im Nebenzimmer mit ihrer Toilette beschäftigt. Sie ist sehr eitel und nicht bloß für Herren; sie fürchtet auch die bösen Zungen der Damen. Ich überzeugte mich, daß alles möglichst zusammengeräumt war; auf dem Schreibtisch lag ein Haufen Briefe in einem Fach angesammelt — ein einzelner schien herausgefallen; er lag offen auf der Tischplatte. Als echte Evastochter näherte ich mich und las mit meinen Luchsaugen Ihre Unterschrift und dann die Zeilen selbst: es war Ihre Zusage zu einer Begegnung an der Kronentanne um sieben Uhr. Das Blut stieg mir zu Kopf ... sie verrät meinen Herrn und Gebieter, in dessen Namen ich ihr eben erst wieder einen Blumenstrauß bringe; sie umgarnt meinen Freund, dem ich eine so treue Anhänglichkeit wahre ... ich konnte mich kaum fassen, als ich ihr gegenüberstand; sie war recht freundlich und liebenswürdig, aber sie sah mich dabei mit scharfen Blicken an und schien die Erregung zu bemerken, deren ich nicht Herr werden konnte. Sie bitte Herrn von Beskow zu grüßen und ihm herzlich für seine Aufmerksamkeit zu danken; ich möchte ihm nur sagen, daß sie heute abend nicht in den Kurgarten kommen könne, indem sie mit mehreren Damen einen Spaziergang nach der Kronentanne vorhabe. Es freue sie, daß ich gekommen sei, sie hätte sonst zu mir geschickt, um mich zu bitten, ich möchte Herrn von Beskow dies im Laufe des Tages gelegentlich mitteilen; sie selbst hatte sich nicht bei ihm entschuldigen wollen; es hätte sonst ausgesehen, als ob sie ihm ein Recht auf ihre Abende einräumte. Die nichtswürdige Heuchlerin — mein Entschluß stand fest; ich wollte sie entlarven, ich mußte sie entlarven ... o Gott ... und ich dachte nicht daran, daß auch Ihnen daraus eine Gefahr erwachsen könne; ich verriet Herrn von Beskow, der schon Verdacht gegen Sie hegte, das Stelldichein. Es war unüberlegt, es war schändlich. Doch was thut man nicht aus Haß und Rache, oder auch aus Liebe, wenn es denn gesagt sein muß, damit Sie mir um so eher verzeihen! Auf den Knien will ich beten, daß alles gut für Sie vorübergeht.“

Ich hörte kaum auf ihre reuigen Bekenntnisse; meine Gedanken waren mit Frau von Robeck beschäftigt; es entstand eine längere Pause.

„O, ich sehe, Sie können mir nicht verzeihen!“ rief Lottchen, von neuem schluchzend.

„Es war eine Übereilung; Sie konnten nicht rasch genug Ihrer Feindin den gewünschten Dienst erweisen.“

„Den gewünschten Dienst?“

„Lassen wir das! Es war nicht schön von Ihnen, Lottchen! Liebet eure Feinde, sagt das Christentum; Sie waren ein kleiner rachsüchtiger Teufel, vielleicht auch ein wenig ein dummer Teufel. Entschuldigen Sie — doch gerade deshalb bin ich geneigt, Ihnen zu vergeben. Es sei alles vergessen — um der alten Domglocken willen, die einst über den Strom zu uns herübergeläutet.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Lottchen gerührt, „o Gott ... doch morgen ...“

„Ich hoffe nicht, daß irgend ein schweres Unglück Ihr Gewissen belasten wird; dann würde freilich meine Verzeihung Ihnen wenig helfen; doch ich glaube an meinen Stern.“

Lottchen nahm wieder ihren Schleier vor und sah ängstlich zum Fenster hinaus, ob die

Straße leer sei; ich selbst patrouillierte dann den Hausflur ab, und als auch hier nichts Verdächtiges zu finden war, öffnete ich die Hausthür, und Lottchen huschte unbemerkt hinaus.

Das arme Kind ... es machte sich mit Recht Gewissensbisse, denn es hatte schlecht gehandelt. Doch Frau von Robeck wäre auch ohne Lottchens Besuch zum Ziel gelangt. Es erforderte einiges Nachdenken, um ihr auf den krummen Wegen zu folgen, die sie mit einer gewissen Verwegenheit wandelte; doch ich glaubte des Rätsels Lösung gefunden zu haben. Sie spielte mich gegen Herrn von Beskow aus, um durch Eifersucht den zögernden Heiratskandidaten zu größerer Eile anzutreiben. Darum lag es ihr am Herzen, Herrn von Beskow zum Zeugen unserer einsamen Begegnung an der Kronentanne zu machen. Darum hatte sie den Brief für das jedenfalls neugierige Lottchen auf dem Schreibtisch offen liegen lassen; darum wollte sie Herrn von Beskow an die Kronentanne locken; denn sie wußte, daß er an ihren Spaziergang mit anderen Damen nicht glauben würde. Schoß sie indes über das Ziel hinaus, verunglückte ihr Plan ... nun, so blieb ich selbst ihr noch übrig; ich war ja jetzt auch eine gute Partie, wenngleich sie zunächst dem Adeligen den Vorzug gab. So war ich auch hier als Schloß- und Gutsbesitzer in die erste Feuerlinie gestellt. Heiraten wollte Frau von Robeck um jeden Preis, das sah ich klar — und kam es selbst zum Duell, einer mußte doch auf dem Platze bleiben, ein Toter vielleicht, aber auch ein Lebender.

Nicht viel anders sah es im Herzen Lottchens aus; da regten sich zwar nur schüchterne Wünsche, aber sie begegneten sich mit denen der üppigen, siegesgewissen Witwe. Auch sie schwankte zwischen mir und Herrn von Beskow — und daß sie das Duell auch um des letzteren willen fürchtete, daß sie vielleicht noch mehr für ihn besorgt war als für mich, das bezweifelte ich durchaus nicht; sie schien für ihren Brotherrn eine nicht unerwiderte Neigung zu empfinden; ich freilich war jünger, und für mich sprach eine alte Liebe in ihrem Herzen; ein Rittergut hatten wir beide mit unserer Hand zu vergeben.

Doch wichtiger, als diesen Zickzacklinien weiblicher Intriguen zu folgen, war es für jetzt, meine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, für den Fall, daß der Zweikampf einen mir ungünstigen Ausgang nehmen sollte; ich setzte mich an den Schreibtisch und traf einige Anordnungen, bei denen ich auch meines Freundes Asmodi gedachte. Dabei fiel mir ein, daß dieser sich den ganzen Tag nicht bei mir hatte sehen lassen; auf der Kurpromenade traf ich ihn im eifrigen Gespräch mit einem fremden Herrn, der in seinem ganzen Wesen etwas Zugeknöpftes hatte. Ich grüßte ihn nur von ferne. Mit meinem Sekundanten hatte ich mich schon in aller Frühe verständigt; es war ein Gutsnachbar, den ich bei Herrn von Fielitz getroffen, ein Mitgründer und Hauptaktionär, den mir der kleine Asmodi, der in aller Stille verschiedene Bekanntschaften gemacht hatte, zusandte; er haßte Herrn von Beskow und wünschte, daß ich diesem den Garaus mache.

Auf einem einsamen Spaziergang hing ich düsteren Todesgedanken nach — das Grab oder ein langes Schmerzenslager. Wie ein schwarzer Flor hing's über meiner Seele. Ich wußte, der Mut würde mir morgen im entscheidenden Augenblicke nicht fehlen; um so mehr konnte ich mich heute noch den schwermütigen und wehmütigen Gefühlen hingeben, welche gerade die heitere Landschaft ringsum in mir hervorrief. Es war ein prächtiger Abend ... über den rauschenden Waldwipfeln die tiefflammende Glut ... unten im Thal die fröhlich plätschernde Biele, aus dem Waldtempel Klänge fröhlicher Musik, auf den Fahr- und Fußwegen, die dorthin führen, ein buntes Leben — überall lichte Sommergewänder, freundlich abstechend gegen das hellere und dunklere Grün der den Weg säumenden Büsche und Bäume ... es war der Konzerttag, der zugleich der Toilettentag ist, wo aus den Schränken und Koffern die Feengewänder hervorgesucht werden — munteres Plaudern und Gesang überall! Frauen und Mädchen, deren erregte Nerven unter der hohen Kuppel des Marienbades von den Wassern der Tiefe zu mehr harmonischem Gleichmaß herabgestimmt worden, freuen sich ihrer neugewonnenen Lebensfrische — und weiter hinaus die lachende Ferne — um die Höhenzüge schwebt der Duft des Abends mit violetten Schleiern, und am Himmel

segeln die kleinen bunten Wölkchen, rosa und silbern, mit farbigen Rändern, schmuck wie die Schönen der Erde.

O, diese helle Landschaft mit ihrer fröhlichen Staffage schnitt mir ins Herz — das war das schöne Leben, von dem ich, vielleicht zu früh, scheiden sollte! Da vertiefte ich mich lieber in den Bergwald und klomm auf seinen einsamen Pfaden hinan, ohne die Höhepunkte, die freien Fernblicke aufzusuchen; mir war am wohlsten, wo dichte Büsche über mir zusammenschlugen und ich kaum so viel freie Erde vor mir sah, daß sie gerade für ein Grab ausreichte — oder wo der griesgrämige Tannenwald mit seinen dunklen Ästen über mir hing wie ein Sargdeckel oder mich umstand wie ein Trauergefolge im tiefsten Schwarz.

Ich irrte stundenlang in den Wäldern hin und her, wobei ich oft den schmalen Pfad verlor, mich durch Buschwerk hindurchzwängen mußte, über Baumwurzeln stolperte. Der Mond hing glutrot im Osten; wenn ich bergaufwärts blickte, standen die Sterne über den hohen Fichtenwipfeln wie Weihnachtslichter. Ich hatte den breiten Weg, der auf das Plateau hinaufführt, wiedergefunden; jetzt lagen die Fluren und Wege still; nur aus dem Bade quoll ein Lichterschein empor, der von dem geselligen Treiben dort unten erzählte.

Als ich an der St. Georgskapelle vorüberging, trieb es mich, in dies kleine Heiligtum einzutreten. Ich stieg den Hügel hinauf zu den hohen Linden, die an seiner Thür Wacht hielten, und sah mich bald allein in dem einsamen Raume. Mir war's, als läg ich im Sarge und mir zu Häupten stünde ein Priester, der mir die Leichenrede hielt, und eine kleine andächtige Gemeinde erwies mir die letzten Ehren. Ich legte dem Priester ein recht warmes Lob meiner Tugenden in den Mund, und doch wurde mir so beklommen zu Mute, daß ich rasch wieder das Freie aufsuchte.

Zu Hause angekommen, warf ich mich aufs Sofa, ich war in der That ermüdet von der langen Wanderung; doch ich schlief nicht ein: in meinen Träumen sah ich mich der Mündung einer Pistole gegenüber. Wozu sollt ich zagen? Die Welt verlor nichts an mir und ich verlor nichts an der Welt. Doch diese drohende Pistole war immer auf mich gerichtet — und das verwirrte mich; es war eine eigentümliche Lähmung meiner Phantasie. So sehr ich mich quälte, die Pistole entlud sich nicht; es blieb immer die gespenstige Drohung.

Längere Zeit hatte ich so träumend auf dem Sofa gelegen; die Lampe begann zu qualmen und drohte zu verlöschen; da klopfte es plötzlich an der Hausthür und zwar mit starken wuchtigen Schlägen. Es war jedenfalls eine wichtige Botschaft, und das konnte nur mir gelten, denn wer im Hause außer mir schwebte zwischen Tod und Leben? Ich eilte im Dunklen hinaus und schloß die Hausthür auf: im Lichtstreif einer nahen Laterne erkannte ich den Doktor Asmodi. Ich bat ihn einzutreten; die Lampe war inzwischen ausgegangen; ich wollte sie wieder anzünden; doch er meinte, es plaudere sich besser im Dunklen. Seine Augen leuchteten wie Katzenaugen, und er schien auch vortrefflich im Dunklen zu sehen; denn er hatte einen Lehnstuhl rasch gefunden und es sich da bequem gemacht. Ich öffnete das Fenster, um den Qualm der Lampe hinauszuzulassen, doch er bat mich, es wieder zu schließen; es flögen draußen so viele Fledermäuse herum, und er übe eine merkwürdige Anziehungskraft auf diese mißgeborenen Zwittergeschöpfe aus. „Ein Säugetier, das wie ein Vogel durch die Luft fliegt, muß ein Scheusal sein. Es steckt etwas Verwandtes in mir; wenn ich fliegen will, da merk ich, daß ich keine leichten Schwingen habe, sondern nur eine Flughaut zwischen den Füßen."

Ich schloß das Fenster.

„Was bringen Sie mir zu so später Stunde?" fragte ich. Die qualmige Luft nahm mir fast den Atem.

„Meinen Talisman," sagte er.

„Aber hier in der Finsternis kann ich das Wunderding ja gar nicht erkennen. Wodurch wollen Sie mich denn kugelfest machen?"

„Indem ich den Gegner entwaffne."

„Und wären Sie auch mein Sekundant, solche Taschenspielerkünste sind kommentwidrig."

„Fürchten Sie nichts! Mein Zauber hat schon gewirkt — Sie werden sich nicht schießen."

„Das ist doch meine Sache,“ sagte ich.

„Wenn's Ihnen Vergnügen macht, in die Luft zu schießen?“

Er nahm in aller Ruhe eine Cigarre aus der Tasche, zündete sie an, und das glimmende Licht derselben beleuchtete seine gespenstigen Züge; er kam mir wie ein Kobold der Berge vor, über dessen Gesicht ein flüchtiger Lichtstreif der Grubenlampe fährt.

„Ich bin kein Homöopath,“ sagte er, „die Dosen sind mir zu winzig; doch das Princip, Ähnliches mit Ähnlichem zu kurieren, bewährt sich oft genug im Leben. Da haben sich die Herren der Schöpfung, und zwar die wirklichen Herren, die auf das andere erschaffene Gehudel mit Verachtung herabsehen, einen mörderischen Ehrbegriff zurechtgemacht: es ist dies ein Vorzug, ein Vorrecht, worauf sie so stolz sind, wie auf ihre Selbstmarterungen die frommen Männer Hindostans, die das Volk um so mehr verehrt, je mehr sie sich zerfleischen. Es ist schön, daß sich der Hochmut selbst eine Buße auferlegt. Doch diese Ehre, die sich so kampfslustig gebärdet, kann leicht ausgeblasen werden bei ihrer großen Empfindlichkeit — wenn der Luftzug von der rechten Seite kommt. Ich habe die Ehre des Herrn von Beskow heute abend ausgeblasen — sie brennt nicht mehr und flackert selbst nicht mehr, und da kann die Pistole nicht losgehen.“

Ganz wie in meinem Wachtraum, dachte ich und sagte dann: „Sie sprechen in Rätseln.“

„Sie haben heute den interessantesten Spielabend versäumt; ich habe neulich einige Beobachtungen gemacht, die mir keine Ruhe ließen: ich habe einen feinen Blick für alle Taschenspielerkunststücke. Das hab ich drüben gelernt; sie gehörten längere Zeit zu meinen Liebhabereien. Ihr plumpen Landjunker merkt freilich zu spät, wenn man euch ein spatkrankes Pferd mit steifem Sprunggelenk verkauft hat, nicht aus Ehrlichkeit, denn ihr zögert nicht, dasselbe dem anderen anzuthun, wenn's nur gelingt; doch es giebt feiner organisierte Geschöpfe, die sich nicht ein X für ein U machen lassen. Ich habe hier einen guten Freund getroffen, einen Specialisten im Hazardspiel, und auch die Bekanntschaft eines Kriminalbeamten gemacht, der sich hier aufhält wegen einer großen Untersuchung über Wilddiebereien. Er ließ sich die Polizeibeamten des Städtchens zur Verfügung stellen. So rückten wir in den Wig-‑am des Herrn von Beskow ein, der mit den Skalpen so vieler unglücklicher Spieler geziert ist. Er ist ein Falschspieler, es ist ihm nachgewiesen worden; die Karten flogen ihm ins Gesicht; er ist verhaftet und hat seine Ehre verloren, die er gegen Sie morgen mit Pulver und Blei ausspielen wollte. Das Duell mit Ihnen ist für immer eine Unmöglichkeit geworden. Das ist mein Talisman, und wenn er eine Freikugel in seine Pistole geladen — Sie sind sicher vor ihm.“

Es fiel mir wie ein Alp von der Brust; man braucht kein Feigling zu sein und fühlt sich doch erleichtert, wenn der Tod aus nächster Nähe wieder in die Ferne gerückt ist.

„Und das ist Wahrheit?“ rief ich aus.

„Ich lüge nie,“ versetzte Asmodi; „den Menschen die Wahrheit zu sagen, auch wo sie sich selbst belügen, das gehört zu meinen Lebensregeln und darauf beruht ein großer Teil meiner kleinen Erfolge. Schlafen Sie sich morgen ruhig aus; die Sekundanten haben sich bereits verständigt. Herr von Beskow ist ein unmöglicher Mann geworden. Schade um ihn, er hatte mehr Geist als die anderen.“

„Ich muß Ihnen von Herzen danken,“ sagte ich und suchte seine Hand, um sie zu drücken; doch ich fand sie nicht, er entzog sie mir absichtlich.

„Keine Gefühlsäußerungen, mein Bester,“ sagte er, indem er die Asche seiner Cigarre an der Tischplatte abstäubte, „ich bin dafür sehr unempfänglich und ich verdiene keinen Dank. Ich liebe die Menschen nicht, ich liebe auch Sie nicht. Mir ist alles in der Welt ein Versuchsobjekt! Diese nichtswürdige Kreatur, die sich Mensch nennt, bietet für das Experiment die Hauptschwierigkeit. Früher begnügte man sich mit den Tuberkeln, jetzt sind die Bacillen dazu gekommen; man braucht das Mikroskop und man muß psychologische Reinkulturen anlegen; Sie waren recht ergiebig, mein Bester! Der Ball zu Hause, mit dem Satan spielt, wird recht viele Striche aufweisen, wenn ich ihn von dem Teufelshunde wieder apportieren lasse. Leben Sie wohl!“

„Jetzt darf ich wohl die Lampe anzünden? Ich sehne mich nach ihrer traulichen Helle; denn traulich hell ist jetzt wieder mein Leben geworden.“

„Zünden Sie getrost an; ich gehe ja, und bei Ihnen haben die Fledermäuse nichts zu suchen. Was aber die trauliche Beleuchtung betrifft, in welcher Sie jetzt Ihr Leben sehen, so ist zwar zunächst keine Kugel für Sie gegossen; doch fürchte ich, der Justizrat wird Ihnen morgen die Lampe herunterschrauben; da wird's etwas qualmen und tiefe Schatten geben. Überlegen Sie sich's diese Nacht; einen Pack Sorgen nimmt man immer mit unters Kopfkissen. Die schwärzesten sind Sie jetzt los; Sie brauchen nicht mehr von Ihrem armen Selbst wie von einer durchlöcherten Scheibe zu träumen; aber unser Hab und Gut ist auch ein Stück von uns — und da sieht's schlimm genug aus. Wegwerfen, wenn's drückt ... das ist das beste!“

Beim Licht der Lampe fand ich, daß Asmodi erstaunlich blaß aussah. Die Aufregung ... die Entdeckung ... die Verhaftung! Er hatte sich ja angestrengt ... eine That vollbracht — und ein Denker, der eine That vollbringt — das ist wie ein Fisch, der im Sand am Ufer zappelt! Er hatte ein merkwürdiges Gesicht und blickte aus den Wölkchen des Cigarrendampfes, die sich um ihn angesammelt, hervor wie ein indischer Götze oder wie der Bel zu Babel. Doch nein, das waren ja große Ungeheuer; er war nur ein kleiner Fetisch. In der That, ein Fetisch von Kopf zu Fuß. So kam er mir vor, als ich ihm hinausleuchtete.

Das war die unruhigste Nacht meines Lebens; sie konnte nicht unruhiger sein, hätte das Duell noch in bestimmter Aussicht gestanden. Da würden mich Todesgedanken bedrängt haben; doch ich stand dem Unabänderlichen gegenüber; ich brauchte keinen Entschluß mehr zu fassen. Jetzt aber galt es, eine Entscheidung über meine nächste Zukunft zu treffen — und da regten sich doch widerstrebende Gefühle in mir, und diese inneren Schwankungen raubten mir den Schlaf. Die Rolle als Rittergutsbesitzer in gleicher Weise fortzuspielen, das schien mir unmöglich, das hätte mich in kurzer Zeit an den Bettelstab gebracht: besser, ich gab das Gut jetzt auf und rettete einen Teil des mir in so merkwürdiger Weise zugefallenen Vermögens zu einer nutzbringenden Thätigkeit, die mich erfreute und aus diesen anspruchsvollen Kreisen entfernte. Ich rechnete mir aus, daß die Summe, die ich bei einem Verkauf des jetzt schon überschuldeten Gutes herauserhalten würde, gerade auszureichen vermochte für die Kaution und das Betriebskapital bei einer Dominialpacht, vielleicht in einer etwas entlegenen Gegend, wo alle bisherigen Beziehungen abgebrochen waren und ich von neuem mein Leben beginnen konnte. Schmerzlich aber war es mir wieder, auf die Auszeichnungen zu verzichten, die mir als vermeintlich reichem Manne von allen Seiten zu teil wurden. Und doch ... es war mir eine Beruhigung, daß die Wahrheit ans Licht kam. Mögen sich andere an einer Täuschung erfreuen, die ihnen Ansehen giebt; mich beängstigten diese gesellschaftlichen Huldigungen, die einer vergoldeten, aber hohlen Nuß galten. Wie vielen wird in gleicher thörichter Weise gehuldigt, und vor wie vielen Scheingrößen macht die Welt ihre Bücklinge!

Ich hatte kein Auge geschlossen, als draußen schon der helle Tag aufgestiegen war und mit seiner Leuchte über die Waldberge emporschritt, die ihre breiten Schatten über die Thäler warfen. Mit Herzklopfen erwartete ich den Justizrat, der auch noch am Vormittag eintraf mit den unheimlichen Akten, in denen mein Schicksal verzeichnet stand; seine Augen funkelten durch die blaue Brille, sein Gesicht legte sich in tiefere Falten als gewöhnlich. Eine Flasche Johannisberger sollte ihn freundlicher und gesprächiger machen; doch er sah nur auf das Etikett der Flasche und sagte dann: „Ein teurer Wein! Das geht über Ihre Mittel.“

Dann holte er ein kleines inhaltschweres Papier hervor, das er selbst mit verschiedenen Zahlen vollgeschrieben: es enthielt den landschaftlichen Taxwert des Gutes, die Summe der darauf stehenden landschaftlichen Schulden und der Hypotheken, die mir der Justizrat auf meinen Wunsch besorgt ... ich erschrak! War ich denn ein so großer Verschwender? Ich war ja wie ein liederlicher Erbe, der in kurzer Zeit eine schöne Erbschaft verschleudert hat. Es war eine einfache Addition. Doch auch die vier Species

können einen magischen Bann über uns verhängen! Der Justizrat zeigte mir mit schadenfrohem Finger eine Zahl nach der anderen und verweilte dann mit besonderem Behagen bei der Summe, die er gleichsam mit seinen Fingernägeln unterstrich. „Das Gut verträgt kein Minus mehr, Sie aber scheinen's noch zu vertragen! Es wird daher wohl am besten sein, wenn Sie sich von dem Gute trennen!"

Das waren ja meine eigenen Nachtgedanken, und die Bemerkungen des trockenen Juristen erschreckten und erbitterten mich nicht.

„Ich hab es von Ihnen erhalten," sagte ich, „kaufen Sie mir's wieder ab."

„Und es ist Ihr fester Entschluß, das Gut zu verkaufen?"

„Was bleibt mir sonst übrig?" sagte ich.

„Nun, da kann Rat werden," meinte der Justizrat; „ich bin nicht abgeneigt! Lassen Sie sich in Ihrer Badekur nicht unterbrechen! Geben Sie mir eine Vollmacht für Ihren Inspektor! Ich bin ein gewissenhafter Geschäftsmann; ich will weder betrügen, noch betrogen werden. Ich muß die Wirtschaftsbücher durchsehen und den ganzen Stand der Wirtschaft prüfen. Wie ich die Dinge ansehe, wird Ihnen trotz Ihrer thörichten Aktienunternehmung, die ich als gescheitert ansehe, und Ihrer unglaublich hohen Spielverluste, trotz der turmhohen Hypothekenbelastung noch so viel übrig bleiben, daß Sie, wenn Sie auch kein Luxusgut oder Luxusgütchen mehr kaufen können, doch damit eine selbständige landwirtschaftliche Thätigkeit beginnen können, in der Sie Befriedigung suchen und finden werden. Ich glaube an Ihre Tüchtigkeit; die Verhältnisse sind Ihnen nur über den Kopf gewachsen; man muß in gewisse Lebenslagen hineingeboren sein; Sie sind durch die Schenkung geblendet und betäubt worden und wie ein Falter in das Licht hineingeflogen, das so plötzlich aufleuchtete. Sie werden bald von mir hören."

„Sie sind ein zuverlässiger Mann des Rechtes, und ich lege die ganze Angelegenheit, obschon Sie selbst bei derselben Partei sind, in Ihre Hand. Doch nun, da ich den größten Teil des reichen Geschenkes von unbekannter Hand verwirkt habe und mich von demselben trennen muß — nun endlich werden Sie wohl auch den Schleier heben, der über dieser Schenkung ruht, und mir das Rätsel lösen, wie ich zu derselben gekommen bin und wer mein freigebiger Wohlthäter ist?"

„Dazu bin ich noch nicht befugt; vorläufig bleibt es dabei: ich selbst habe Ihnen das Gut geschenkt; so steht's in den Akten, und ich rechne auf Ihre Dankbarkeit. Solche Geschenke werden in der Regel nicht an den Christbaum gehängt, und Ihre Erkenntlichkeit gegen mich kann nicht groß genug sein!"

In den Falten seines Gesichts verfing sich ein eigentümliches Lächeln; ob es wohlwollend oder boshaft war, konnte ich nicht genau unterscheiden.

„Wir werden einig werden, Herr Sternlein," sagte er dann, „und ich hoffe, in kurzer Zeit! Bei allem, was Sie später unternehmen werden, rechnen Sie auf meine Hilfe! Sie werden nie mehr spielen?"

„Nie mehr," sagte ich aus voller Überzeugung.

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf!"

Ich gab ihm meine Hand.

„Und nun leben Sie wohl. Ich komme wieder, sobald ich Ihnen bestimmte Vorschläge machen kann."

Und der Justizrat rollte seine Papiere zusammen und warf mir noch unter der Brille einen, wie mir schien, freundlichen Blick zu.

Mir war unbeschreiblich leicht zu Mute; ich empfand meinen Besitz zuletzt als eine schwere Last — eine Fülle von Sorgen haftete daran. Wie ein Meteorstein war er mir aus den Wolken gefallen; doch er hatte dabei ein Loch in die Erde gegraben, das leicht zu meinem Grabe werden konnte. In diesem Augenblicke vergaß ich den Glanz und das Ansehen und alles Berauschende, was mir mit diesem Himmelsgeschenk zu teil geworden war. Ich wußte, ich würde später bei der Rückerinnerung ein Schmerzgefühl zu überwinden haben; doch zunächst fühlte ich nicht den Schmerz der Entsagung.

Asmodi, der hier seine Neigung zur Einsamkeit gänzlich verloren zu haben schien, forderte mich zu einer Partie auf die Burg Karpenstein auf, welche im Kursaal beschlossen worden und an welcher sich viele Damen beteiligen wollten. Ich sagte gern zu, denn

ich wollte jetzt frei atmen in den Wäldern und in die Ferne blicken von den Höhen; meine Stimmung war eine zukunftsfreudige. Dem kleinen Doktor aber drückte ich meine Verwunderung darüber aus, daß er auf einmal, statt auf einsamen Waldwegen über die Rätsel des Lebens zu brüten, ein solcher Gesellschaftsmensch geworden sei.

„In den Bädern lernt man die Menschen kennen," sagte er; „wo sie arbeiten, sind sie Maschinen, und das gilt von den Ministerialbureaus ebenso wie von den Düngerfabriken; doch hier, wo sie sich zerstreuen und erholen wollen, da knöpfen sie sich auf und da sieht man, ob sie reine oder schmutzige Wäsche unter dem Rock tragen. In der That, hier lassen sich auch die Hohen herab, sich zu geben, wie sie sind, und man macht da die merkwürdigsten Entdeckungen. Der Reiche läßt zwar seinen Geldsack zu Hause, aber man sieht, daß er selbst nichts ist als ein Geldsack; die Excellenz hat hier kein Vorzimmer, aber man merkt es ihr an, sie glaubt, daß die ganze Welt nur vorhanden ist, um bei ihr zu antichambrieren! Und gar die Damen — man sieht hier mehr vom Unterfutter, als für ihre gesellschaftliche Toilette vorteilhaft ist. Ich mache hier meine Studien und finde so vielen Stoff zu Randbemerkungen, daß ich einzelne Kapitel meines jetzt abgeschlossenen Werkes neu bearbeiten muß."

Vom Kurgarten nahm die Waldpartie ihren Ausgang: ich zählte die Häupter meiner Lieben, und in der That, sie waren sehr zahlreich. Da war außer Asmodi Herr Baron Stammer mit zwei bis drei mir bekannten Herren aus dem Spielerklub Beskows; da war Herr und Frau Brüning mit der tölpelhaften Male; da war Frau Geheimrat Dänicke mit Hulda und Tildchen, die ganze neuliche Regenschirmpartie; da war auch Frau von Robeck; ich war in ein Wespennest von Verehrerinnen geraten.

Wir hatten kaum den Wald erreicht, als die Geheimrätin sich schon an meiner Seite befand.

„Ich muß Ihnen doch Vorwürfe machen, Herr Sternlein, daß Sie sich um das Generalhaus gar nicht gekümmert haben! Meine Tochter Tildchen hätte Ihnen so gern ihren Dank für Ihr aufopferndes Geleit bei jenem Unwetter ausgesprochen. Sie glauben gar nicht, welch ein dankbares Gemüt mein Tildchen hat. Sie würde sich sehr gefreut haben, wenn Sie uns einmal besucht hätten! Sie zeichnet allerliebst, sie hätte Ihnen gern ihre reizenden Zeichnungen gezeigt! Auch auf Porzellan malt sie vortrefflich — wir haben schon ein ganzes Service mit Landecker Ansichten, das Marienbad und den Waldtempel und den Dreiecker; die schöne Ansicht des Bielethals, die wir vom Platz unter der Eiche im Garten des Generalhauses genießen, hat sie bereits auf eine Kaffeekanne gemalt, die wir als liebe Erinnerung an unser hiesiges Heim mit nach Hause nehmen werden."

Die Geheimrätin wurde ganz gerührt, als sie der Talente ihrer Tochter gedachte; doch auch diese kam selbst herbei und überreichte mir eine schöne großblumige Campanula, eins der Feenglöcklein, welche im Walde läuten, wenn die Feenkönigin erscheint — und sie sah mich dabei mit einem Blick an, als wäre sie selbst diese Feenkönigin, die auf ihrem siegreichen Schimmel ihren Einzug in mein Herz hält, und als müßten alle Glöcklein meiner Seele läuten bei ihrem Erscheinen.

Ich dankte für die Gabe, sah mir das offenherzige Blumenwunder etwas näher an und schüttelte einige Goldkäferlein herunter, die zwischen den Kronenblättern herumkrochen. Wieder flog Tilde in die Büsche, um die Flora des Waldes zu plündern. Sollte in dieser Weise ein Strauß zu stande kommen, den ich als glorreichen Gewinn der Partie nach Hause tragen konnte, so mußte ich noch recht oft der Feenkönigin in die Augen sehen. Doch Hulda schien nicht geneigt, der Mutter und der Schwester allein das Feld zu überlassen. Sie war ja majorenn und konnte ihr Vermögen selbst verwalten. Die übrigen Sparpfennige mochten dabei nicht sehr in Betracht kommen, wohl aber der Sparschatz ihrer Reize, den sie schon so lange für den künftigen Gatten aufbewahrt hatte. Auch hatte sie offenbar keine Häkelarbeiten und keine Porzellanmalereien aufzuweisen; sie war mehr Charakter als Talent. Sie trat an meine Seite, als Tilde fortgeflattert, und verwickelte mich alsbald in ein geistreiches Gespräch über die Salons

der Provinzialhauptstadt; sie zeigte ein scharfes Urteil und überlegenen Verstand und hatte eben einige Geheimrätinnen mit ihren aufdringlichen Töchtern unter die kritische Lupe genommen, als Tildchen herangehüpft kam mit einem blütenreichen Stengel, von welchem eine schöne purpurrote Blütentraube unter den Deckblättern hervorleuchtete.

„Nehmen Sie," sagte sie, „auch das sind Glöcklein der Feenkönigin!"

„Dummes Ding," rief Hulda, erbittert über die Unterbrechung, ihr die Blumen aus der Hand schlagend, „das sind ja Giftblumen, das ist ja ein Fingerhut!"

Tilde glühte vor Zorn und nahm eine herausfordernde Stellung an; die Mutter trat beschwichtigend dazwischen; sie sah es nicht ungern, daß ich diese Gelegenheit benutzte, um mich aus dem Banne der beiden jungen Grazien zu flüchten.

Wir hatten inzwischen das Plateau erreicht, eine große Lichtung, auf welcher sich die Wege kreuzten, die zu den verschiedenen Berggipfeln führten. Hier standen einige Bänke, welche von den Damen mit Beschlag belegt wurden, während wir galanten Herren uns daneben ins Gras legten; ich lag in einer nicht gerade für das Atelier eines Bildhauers geeigneten Positur, als neben mir etwas wie ein Plumpsack niederfiel. Es war indes kein Plumpsack, sondern es war Male Brüning, welche in dieser Weise sich mir zu nähern suchte. Ich hatte sie bisher wenig bemerkt, und so machte sie sich mir in auffälliger Weise bemerkbar; sie hoffte überdies, daß keine Nebenbuhlerin den Mut haben würde, ihr diesen Platz an meiner Seite streitig zu machen.

„Ich liege lieber im Gras," sagte sie, „als daß ich auf der harten Bank sitze, und was die grüne Farbe betrifft — damit werde ich schon fertig. Es giebt gar keinen Fleck, den ich nicht fortbrächte. Doch Sie haben sich hier in Landeck gar nicht um uns gekümmert, Herr Sternlein, und wir haben uns doch so nahe gestanden."

Das letztere bestätigte ich seufzend und sprach im übrigen mein Bedauern aus, daß man sich so selten im Gedränge des Badelebens begegne.

„Nun, jetzt haben wir uns ja," sagte Male, und über ihr breites Gesicht flog ein behagliches Lächeln, „und hier ist's ganz hübsch! Doch im Heu lieg ich noch lieber als im Gras, das duftet so angenehm!"

Und sie streckte sich recht behaglich, und ihre großen Füße blickten unter dem Saum des Kleides unvorsichtig hervor. Ich dachte eben über ein Tete-a-Tete im Heu nach, als Frau Brüning dazu kam und der Tochter dies Bivouakieren auf der kalten Erde verwies; man merkte es indes ihren Worten an, daß sie eine stille Genugthuung über die Keckheit ihrer Tochter empfand, die sich alsbald erhob, um nicht vor allen Leuten eine Strafpredigt zu erhalten.

„Ein naturwüchsiges Kind! Herr Sternlein, Sie dürfen ihr's nicht übel nehmen; sie folgt ihren Neigungen und Abneigungen mit einer Ungeniertheit — doch sie ist brav und ehrlich, sie kennt keine gesellschaftliche Heuchelei. Dergleichen schleift sich ab, Herr Sternlein! Sie wird einmal eine recht tüchtige Hausfrau werden!"

Vom Plateau aus zog sich der Weg durch ein Gehölz nach der Burg; wir rasteten noch einmal an einem frischen Quell, der aus dem Felsrand einer Wiesenlichtung hervorsprang. Meine Begleiterin wurde jetzt Frau von Robeck — sie hatte eine verführerische Sommertoilette gemacht und sah sehr unternehmungslustig aus. Von Beskow war mit keinem Worte die Rede. Ich deutete an, daß ich wohl wüßte, wer jene Begegnung im Walde veranlaßt, die so verhängnisvolle Folgen hätte haben können. Sie erschrak ein wenig und schob alles auf Lottchens Geschwätzigkeit, die aus einer zufälligen Äußerung Verdacht geschöpft in ihrer eifersüchtigen Zuneigung für den Hausherrn. Doch wohl war der schönen Dame offenbar nicht zu Mute, als sie sah, daß ich ihre Intriguen durchschaut hatte. Beskows Name wurde nicht genannt, überhaupt von niemandem auf diesem Spaziergang; es war ein abgethaner Mann; die Gesellschaft hatte die Schollen auf seinen Sarg geworfen. Doch ihre anfängliche Befangenheit überwand die Dame, die mich vor die Mündung einer Pistole gejagt hatte, rasch genug. Sie war überaus liebenswürdig gegen mich; ich war jetzt der Anker ihrer einzigen Hoffnung, nachdem die andere auf den adeligen Bewerber Schiffbruch gelitten. Auch sie pflückte mir einige

Blumen, aber nicht wie ein munteres Kind, das freudig auf der Wiese die Blumensterne zusammenrafft, wo sie immer aufleuchten mögen; nein, nur dort, wo sie kokett vor mir niederknien und mir, wie eine Bittstellerin die Bittschrift, in die Höhe blickend, mit warmem Augenaufschlag die Blumen überreichen konnte, wobei das ausgeschnittene Sommerkleid noch verräterischer seine Schuldigkeit that; da konnte sie auch meine helfende Hand erfassen, wenn es galt, sich in die Höhe zu richten, und mir durch einen Druck derselben sagen, was Worte nicht zu sagen vermochten.

Es war ihr höchst unangenehm, als an der Quelle eine ihrer Freundinnen zu uns trat, eine blutjunge Majorswitwe, die keineswegs zum weiblichen Stab gehörte und sich in die höheren militärischen Regionen der Epaulettenfransen verirrt haben mußte.

Frau von Robeck konnte nicht umhin, sie mir vorzustellen, und nun wurde ich wie von einer demaskierten Batterie, mit einem wahren Kartätschenhagel von Liebenswürdigkeiten überschüttet. Der Gatte, der Major Stern, hatte in der That bei der Artillerie gestanden, und sie hatte mancher Schießübung mit beigewohnt; sie besaß starke Nerven, wie sie selbst erzählte; doch das Militär, das sie gründlich kennen gelernt, war nicht ihre Passion, sondern das Landleben. Die junge Dame, eine ganz hübsche Brünette, besaß eine erstaunliche Zungenfertigkeit, und es gelang der Frau von Robeck oft nur mit Mühe, ihr den Redefaden abzuschneiden und an ihre eigene Existenz zu erinnern, an der ich übrigens nicht zweifeln konnte, denn sie schritt auf dem engen Pfade wiederum so dicht neben mir wie an jenem verhängnisvollen Abend. Faust hatte eine heilige Scheu vor den Müttern; ich hatte sie immer vor den Witwen gehegt, und dieser Spaziergang, der zuletzt auf steileren Wegen bergan führte, so daß ich bald der einen, bald der anderen erschöpften Dame meinen Arm bieten mußte, bewies mir, wie sehr diese Scheu begründet war.

Endlich waren wir, zuletzt auf recht verschwiegenen Waldpfaden, die aber auch sonst nichts hätten ausplaudern können, oben bei dem alten Gemäuer angekommen. Wo die dreieckige Burg mit dem viereckigen Turm gestanden haben mag, darüber mögen sich die Altertumsforscher den Kopf zerbrechen; mir schien's, als wäre hier für alle die Herrlichkeiten, von denen die Chroniken berichten, gar kein Platz gewesen. Immerhin zirpten hier im alternden Gemäuer einige melancholische Heimchen. Die schwermütige Burgstimmung kam über mich; ich wollte mich in dieser Stimmung nicht stören lassen und war sehr vergnügt, als die ganze Gesellschaft den Weg nach dem großen hölzernen Aussichtsturm antrat, um dort das Rundgemälde der Landschaft zu genießen. Ich blieb allein zurück. Die Damen hatten zu spät gemerkt, daß ich die Rolle eines Marodeurs spiele; sie konnten aber doch nicht umkehren und mich zu den Fahnen rufen. Nur Asmodi trat zu mir. „Bester Doktor,“ sagte ich, „hier muß ich in der That etwas Atem schöpfen. Man hält mich für eine gute Partie — und das ist in einem Badeort lebensgefährlich. Die Damen umlagern mich, wie einst die Hussiten dies Raubnest mögen umlagert haben; ich fürchte mich vor dem Rückweg!“

„Geben Sie mir Vollmacht, Herr Sternlein, so will ich diese Gefahr von Ihnen abwenden,“ sagte der kleine Doktor.

„Mit Vergnügen,“ versetzte ich.

„Man muß dem Orpheus,“ meinte Asmodi, „freilich die Leier zerschlagen, wenn die Bacchantinnen nicht hinter ihm hertanzen sollen.“

Und er huschte hinweg nach dem Aussichtsturm zu. Ich war endlich allein mit mir selbst und mit meinen Gedanken ... ich dachte nicht an die alten Ritter Reinczko von Glabos und Konrad von Nymancz mit ihren unmöglichen Namen, die erst hier gehaust und die Bergpfade mit ihren Rossen herabgeritten, denen man jedenfalls gute Hufeisen zutrauen mußte; ich dachte auch nicht an die offenherzigen Räuber, die lange Zeit hier ihr Wesen getrieben, nicht viel anders als die Ritter, wenn auch ohne Wappen und Burgfräuleins — ich dachte an das alles nicht, was ich gelesen, als ich die Paragraphos zu unserem Spaziergang einstudiert; nur eine alte Sage ging mir im Kopf herum, und ich deutete sie für mein eigenes Empfinden.

War ich doch in wehmütige Erinnerung

verloren! Die rauschenden Wipfel über mir hatten mir den Namen Helene zugeflüstert; ihr herrliches Bild stand neben dieser aufdringlichen Weiblichkeit in seiner ganzen Glorie vor mir und eine unendliche Sehnsucht zog mich hin zu ihr — doch welch ein Abgrund lag zwischen uns! Da dacht ich der alten Sage von dem Mütterlein, das mit dem Kinde im Arm in die Burgtrümmer sich begeben, um Schätze zu finden, durch eine halboffene Thür in ein prächtig erleuchtetes Gewölbe getreten, das voll Gold und Silber war, und alles zusammengerafft hatte. Da schlägt die Uhr die erste Stunde; eine Thür knarrt in ihren Angeln, und erschreckt stürzt die reichbeladene Frau hinaus. Kaum hat sie das Gewölbe hinter sich, so fällt die schwere Thür lärmend ins Schloß. Sie hatte ihr Kind vergessen — und wie sie an der Thür rütteln und schütteln mochte — sie blieb verschlossen; die Mutter hatte ihr Kind verloren. Nach einem Jahre voll Herzeleids steigt sie wieder zum Karpenstein empor; die Thür war wieder geöffnet wie das erste Mal, und das Knäblein saß fröhlich und gesund auf derselben Stelle und hielt ihr jauchzend einen goldenen Apfel entgegen, mit dem es so lange gespielt hatte.

Ach, auch hinter mir war eine schwere Thür ins Schloß gefallen, und ich konnte nicht hindurchdringen zu dem, was mir das Liebste auf Erden war! O, thäte sich mir einmal wieder die Thür auf, und die Geliebte sähe mich wieder lächelnd an wie früher und hielte mir den goldenen Apfel entgegen! Doch mir fehlt der Zauberschlüssel der Sage, welche die Gruftgewölbe öffnet. Echte Liebe stirbt eben nicht und läßt den goldenen Apfel nie aus ihren Händen fallen.

Wie ein Traumgesicht ging mein vergangenes Leben an mir vorüber — alles haltlos, zerflatternd, verdämmernd, aber sie stand fest in den flüchtigen Erscheinungen; ihr Bild war im Heiligtum meines Herzens aufbewahrt; ich hätte mein Denken und Empfinden, ich hätte mich selbst aufgeben müssen, wenn ich dies Bild hätte zertrümmern oder mir rauben lassen.

Ich konnte mich lange Zeit meinen Gedanken überlassen; man studierte dort oben offenbar die Aussicht mit Feldstechern und Fernrohren und Landkarten und freute sich über jeden neu entdeckten Kirchturm, der irgendwo in der Ferne auftauchte, den Kirchturm eines Dorfes, dessen Namen man auf der Karte fand. O, diese Aussichtstürme, welche die ganze Panoramengelehrsamkeit zu den Waffen rufen, die Begeisterung der Kartenzeichner, aber sonst jedes landschaftliche Gefühl ertöten! Wie lob ich mir hier mein grünes Versteck bei den altersgrauen Ruinen!

Endlich kam die Gesellschaft lärmend zurück; Asmodi zwinkerte mir zu und rieb sich die Hände. Man schien mich gar nicht vermißt zu haben. Die jungen Herren unterhielten sich lebhaft mit den jungen Damen wie in einer Walzerpause. Ich stand da wie ein ausrangierter Klumpfuß. Nur Frau von Robeck redete mich an — wie es schien, in übermütiger Laune: „Nun, wo steckten Sie denn, Sie Träumer? Sie saßen wohl hier wie Scipio auf den Trümmern von Karthago?"

Die junge Majorswitwe stand dabei und lachte; dann glitt ihr Auge über mich hinweg und zu anderen Jünglingen hinüber, die nicht auf Trümmern saßen. Ich knüpfte beim Rückweg ein Gespräch mit der Frau Geheimrätin und ihren Töchtern an und hatte bald die Genugthuung, daß Hulda und Tilde, die sich nur sehr einsilbig daran beteiligten, mich zuletzt der Obhut ihrer Mutter überließen und sich einer vorausgehenden Gruppe anschlossen. Die Alte war verdrießlich, klagte über den weiten und beschwerlichen Weg, über ihre große Müdigkeit und daß der Geheimrat auch einmal recht gehabt, als er vorausgesagt, die Tour werde zu groß für sie sein. Sie brachte dann in aller Eile noch einige Beschwerden über den Geheimrat, ihren Gatten, vor und fing zuletzt an, sich in verzweifelten Selbstgesprächen zu ergehen, die weniger Vertrauen zu mir zeigten als Gleichgültigkeit gegen einen überflüssigen Zuhörer. Ich voltigierte fort von ihrer Seite; der steile Berghang hatte meine Schritte zu sehr beflügelt; ich ließ sie hinter mir und war gerade an Tildes Seite angekommen, als ich den noch am Wege liegenden Fingerhut bemerkte.

„Da liegt ja noch die giftige Blume," sagte ich, „die Sie mir schenken wollten!"

Tilde rümpfte das Näschen.

„Ich wußte nicht, daß sie giftig war!"

„In der That," bemerkte ich, „man sieht das den Blumen meist nicht an!"

Wieder ging es einen steilen Hang hinab, da hing sich etwas an meinen Arm; es war Male. „Es ist gut, daß Sie zur Hand sind, Sternlein," sagte sie ganz im Tone früherer Zeiten, als die junge Gutsbesitzerstochter den Wirtschaftsinspektor kommandierte; „Wetter noch eins, hier braucht man einen Hemmschuh! Sie sind eben ein Hauptkerl; ich habe Sie immer dafür gehalten, und ich würde mich freuen, wenn Sie wieder zu uns kommen wollten."

Was war das? Sie behandelte mich ja wie einen dienstsuchenden Beamten! Ihre Mutter, welche auf dem Geröll des Weges zu uns herabrutschte, fand indes diese Vertraulichkeit jetzt sehr anstößig und begleitete ihren Tadel keineswegs wie beim Hinweg mit schmeichelhaften Entschuldigungen, die sie an mich richtete; sie sah allerdings nur, daß Male sich an meinen Arm gehängt hatte, und wußte nicht, daß sie mich nur als eine mechanische Stütze benutzte und wie einen Lakaien behandelte, welcher die gnädige Dame mit Hilfleistungen und Handreichungen über die Schwierigkeiten des Weges fortbugsiert.

„Das paßt sich nicht, Male," sagte sie, „was sollen die Leute von dir denken? Du nimmst die Galanterie dieses Herrn zu sehr in Anspruch; das könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben, und diese müssen wir gerade jetzt vermeiden."

„Ah bah," sagte Male, meinen Arm loslassend, „Sternlein weiß, was er von mir zu halten hat; ich habe ihm die Hölle oft heiß genug gemacht, und wenn ich ihn jetzt als Spazierstock benutze ..."

„So werde ich nicht gleich zu grünen anfangen, wie der Stab des Tannhäuser," versetzte ich, mich höflich verneigend.

Ich ließ die ganze Damenkavalkade des Weges ziehen und schloß mich an die Herren an, mit denen ich einige gleichgültige Gespräche führte.

Meine Abschiedsgrüße unten im Kurgarten fanden seitens der Damen eine kühle Erwiderung; ich schritt nachdenklich meiner Villa zu: plötzlich sah ich Asmodi, den ich auf dem ganzen Rückwege nicht bemerkt, an meiner Seite.

„Nun, hab ich's gut gemacht?" sagte er, „hat Sie Frauengunst, das höchste Gut der Erde, auf dem Rückweg nicht behelligt?"

„Nein," sagte ich, „Sie haben mich verleumdet —"

„Im Gegenteil, ich habe nur die Wahrheit gesagt. Ein paar schüchterne Worte, hier und dort geflüstert — der Schall eines Glöckleins, von dem die Lawine stürzt. Ich habe angedeutet, daß Sie ruiniert sind. Die Kunde verbreitete sich mit unheimlicher Geschwindigkeit und wuchs wie der Pudel hinter dem Ofen des Faust — gespenstig, sag ich Ihnen! Nun, Sie haben's ja gesehen. Während der Aufstieg zum Karpenstein eitel Wonne für Sie war und Sie sich kaum all der Huldigungen erwehren konnten, bot Ihnen der Abstieg nur ebensoviele Demütigungen. Es war, als wären Sie oben von Räubern ausgeplündert und aus einem Krösus ein Bettler geworden. Dazu genügte ein einziges Wort! Das ist der Eiertanz unserer Gesellschaft! Nur ein Schritt daneben — da knirscht die Schale und das Dotter quillt heraus!"

„Sie konnten vorsichtiger zu Werke gehen," sagte ich.

„Den Wespenschwarm zu verjagen, der Sie umsummt, gab's kein anderes Mittel. Ich wußte ja, daß Sie mir's nicht danken würden; doch das gilt mir gleich! Ich will einem meiner lustigsten Kapitel einen kleinen Anhang hinzufügen! Auf Wiedersehen!"

Nachdenklich ging ich nach Hause. Meine Stellung hier war unhaltbar geworden; ich sah schon, wie alle Welt mit Fingern auf mich zeigte; ich war bekannt im Bade wie ein bunter Hund und noch dazu wie ein geprügelter bunter Hund. Daß da heiratslustige Töchter und ihre fürsorglichen Mütter nichts mehr von mir wissen wollten, das war mir erklärlich; doch auch Frau von Robeck hatte mich geächtet — und die Männer waren ihr doch nicht bloß Geldschränke, die sie mit dem Schlüssel ihrer Liebe öffnen wollte. Sie hatte doch Feuer und Leidenschaft — und das sind Eigenschaften, die nicht immer nach dem Standesamte schielen. Nur die Erinnerung an meine Helene hielt mich ab; sonst hätte ich versucht, mir die

Gunst dieser stolzen Katharine zu erobern. Sie war ja keine mächtige Herrscherin; sie konnte ihre bevorzugten Günstlinge, wenn sie es auch gewollt hätte, nicht dem Tode weihen. Das geschah ja auch von anderen Damen, aber ich fürchtete keinen Turm von Nesle, keinen Fenstersturz; es war ein schönes Weib — und gewiß — sie scheute das Abenteuer nicht. Ich hatte, seit ich sie kannte, in ihren Augen hundert Liebeserklärungen gelesen. Und doch — sie hatte sich jetzt von mir abgewendet; ich war von ihr verabschiedet; ihr letzter Gruß zeigte mir deutlich meine Dienstentlassung an; sie wünschte meinen Ritterdienst nicht mehr. Ich war ja eine gefallene Größe; sie konnte mit meiner Eroberung nicht mehr glänzen. Und dann — sie war offenbar jetzt der Abenteuer müde; sie wollte heiraten. Dem Herrn von Beskow gegenüber war ich zwar der schlechtere Mann, weil er seinen Adel in die Wagschale werfen konnte; doch ich war immer eine mögliche Partie, solange ich ein Rittergut besaß und den Kreisständen angehörte, da wog meine Jugend den Adel auf. Doch jetzt — ich war ja eine gesellschaftliche Null geworden. Es war vielleicht ein Glück, daß Frau von Robeck mich jetzt so entschieden ablehnte; es regte sich in mir oft eine leidenschaftliche Glut, die nur nach dem Besitz gefragt hätte und nicht nach seinem Recht, trotziger Hohn gegenüber dieser wilden Spekulationswut und Geldjägerei, welche das Geschäft der Eheschließungen möglichst vorsichtig und gewinnreich betreiben und mir das ganze Institut der Ehe verleiden konnten. Da schien mir doch die Leidenschaft, die sich um das Gesetz nicht kümmert, fast sittlicher als die Berechnung, die es ausbeuten wollte.

Am nächsten Tage erschien Lottchen bei mir. Es war kein uneigennütziges Mädchen — das hatt ich schon früher erkannt; aber sie hatte mir doch oft Beweise zärtlicher Zuneigung gegeben. Wieder kam sie in Thränen; doch sie war nicht wie früher darauf bedacht, ihren Besuch geheim zu halten.

„Das grenzenlose Unglück!" rief sie aus, „der arme Herr von Beskow! Und das alles ging von dem kleinen Scheusal aus, diesem Däumling — man braucht ihm bloß ins aschfahle Gesicht zu sehen, um zu wissen, was das für ein Giftpilz ist!"

„Sie irren ... es handelt sich nicht um leere Anschuldigungen; sonst wäre Herr von Beskow nicht verhaftet worden."

„O, da machen Sie ein Aufhebens davon — wegen des bißchen Mogelns! Was hab ich in meinem Leben zusammengemogelt beim schwarzen Peter — und es ging auch um Geld."

„Sie sind naiv, Lottchen!"

„Gleichviel ... was ist die Folge davon? Dieser Knirps, der die Spürhunde der Gerechtigkeit auf Herrn von Beskow gehetzt, hat mich auch um meine Existenz gebracht. Jetzt steh ich wieder hilflos in der Welt, und Ersparnisse hab ich nicht machen können; die vielen schönen Toiletten — und das verlangte Herr von Beskow. In der That, Herr Sternlein! Ich habe eine große Bitte an Sie. Ich will mir nichts schenken lassen — o nein — ich will alles redlich verdienen. Nehmen Sie mich als Wirtschafterin an, alles streng kontraktlich ... meine Pflichten, meine Rechte! Ich versteh es, eine Wirtschaft zu führen, ich kann Ihnen sehr nützlich werden; ich bin auf dem Platze von morgens bis abends — und ich werde glücklich sein, wenn ich alles bei Ihnen so hübsch einrichten kann, daß Sie sich wohl fühlen und behaglich. Das wissen Sie ja, wie mich das beglücken würde — schon in Ihrer Nähe zu sein! Denken Sie doch an unser Bibliothekgärtlein!"

„Liebes Lottchen, weil ich daran denke, kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen. Nach dem, was vorausgegangen, würde es sich nicht schicken, daß ich Sie in meine Dienste nehme — und es wäre auch Gefahr dabei."

Es that mir weh, daß ich ihr eine Bitte abschlagen mußte; sie zeigte doch eine rührende Anhänglichkeit an mich und wollte sich mit einer untergeordneten Stellung an meiner Seite begnügen. Jetzt senkte sie traurig das Köpfchen wie ein verwaistes Vögelchen, dem man nicht verstatten wollte, sein Nest an einer ihm früher lieb gewordenen Stätte zu bauen.

„Und im übrigen, Lottchen — ich muß es Ihnen nur gestehen ... es giebt bei mir nichts mehr zu wirtschaften. Binnen kurzem werd ich nicht mehr Gutsbesitzer sein."

Lottchen horchte auf.

„Was ist geschehen?"

„Ich habe fast mein ganzes Vermögen verloren."

„O, das ist nicht möglich! Sie ... ein so reicher Herr!"

„Auch ich werde suchen müssen, mich wieder durchs Leben zu schlagen wie vorher, ehe der schöne Besitz mir zugefallen war."

Lottchen zog das Schnupftuch heraus und trocknete sich die Thränen ab.

„Dann freilich — dann muß ich alle meine Hoffnungen begraben. Ich dachte mir es so schön, für Sie zu sorgen; Sie würden es vielleicht später anerkannt haben. Ich hatte vielleicht eine Zukunft."

Fast erschrak ich über diese Worte und über den kalten Ausdruck ihrer Züge. Das war ja ganz wie damals, als sie mir in der Bibliothek den Abschied gegeben. Auch Lottchen hatte darauf gerechnet, mich, den reichen Mann, einzufangen, und sie war cynisch genug, es mir zu gestehen. Die Domglocken hatten auf einmal ausgeläutet, und das stille Plätzchen im Garten war mit Unkraut überwuchert.

„Nichts für ungut," sagte sie und fügte hinzu, indem sie einen kameradschaftlichen Ton anschlug, „da werden wir ja beide sehen müssen, wie wir uns in der Welt zurechtfinden; wir werden arbeiten müssen; aber mit der Arbeit bringt man's nicht weit — reich wird man nur durch Glück! Sie sind's einmal gewesen — schade! Wir hätten beide glücklich sein können. Nun, ich muß mich jetzt anderweitig umthun."

Und Lottchen nahm einen etwas kühlen Abschied; sie hatte auf mich wie auf eine gute Nummer gesetzt — und eine Niete gezogen.

Acht Tage verweilte ich in voller Zurückgezogenheit; ich ging in der Frühe und spät abends in den Anlagen spazieren und aß zu Hause; ich wollte niemand sehen, niemand sprechen; ich kam mir vor wie ein an der Hamburger Börse ausgeläuteter Bankerottierer. Asmodi hatte meine gesellschaftliche Grablegung besorgt; ich erwartete mit Spannung seine Rückkehr.

Eines Tages kratzte es an meiner Thür, und als ich nicht gleich öffnete, ertönte ein heiseres Bellen. Es war Satan; er trug ein Körbchen in der Schnauze und in dem Körbchen den Schicksalsball, dessen schwarze Seite mit Messerstichen ganz gezeichnet war. Bald darauf erschien Asmodi.

„Der Justizrat," sagte er, „ist bereit, Ihr Gut wieder zu kaufen; er hat die Kontrakte schon aufgesetzt und hofft, daß Sie mit der Kaufsumme einverstanden sein werden; ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß Ihnen nach Abzug der Hypotheken und der letzten Schuld etwa fünfzigtausend Mark übrig bleiben werden. Ein bescheidenes Sümmchen; aber Sie können damit wirtschaften bei einer Domänenpacht, wie der Justizrat meint, und sich in die Höhe bringen: es genügt für die Kaution und für den ersten Betrieb."

Ich stand einen Augenblick fassungslos; ich fühlte, wie ich von meiner stolzen Höhe herabgestürzt war — es war doch so schön, sich als reicher Mann großen Ansehens zu erfreuen; das alles war verwirkt und durch meine Schuld. Was mir übrig blieb, war immerhin noch mehr, als ich erwarten durfte.

„Es ist nicht leicht, reich zu sein," meinte Asmodi, „ich habe darüber meine Studien gemacht. Ihr Schicksalsball, den Satan stets mit der schwarzen Seite mir zurückbrachte, ist arg zerfetzt; ich warf ihn in die Ecke nach jedem Vorkommnis in Ihrem Leben. Satan war unerbittlich. Nicht bloß Ihren letzten enormen Spielverlust — auch Ihre Abenteuer mit Frau von Robeck sind gewissenhaft eingeritzt."

„Doch da trifft mich keine Schuld."

„Satan denkt anders darüber; auch diese Frage an das Schicksal hat er mit der schwarzen Seite beantwortet und gegen Sie entschieden. Doch folgen Sie mir noch heute nach Hause; der Justizrat erwartet Sie."

Ich schnürte mein Bündel; bald lag Bad Landeck in seinem reizenden Thalkessel hinter mir mit allen seinen in den Wassern der Tiefe badenden Najaden, welche ihre Hände nach mir ausgestreckt und nach meinem schon zerronnenen Besitz. Eine große Täuschung die ganze Vergangenheit — und mein verzaubertes Schloß hat sich im Gewölk verflüchtigt.

* *
*

Zwei Jahre sind seit meinen letzten Aufzeichnungen verflossen, eintönig, ohne jede Einmischung von Feenhänden, ohne jedes

Abenteuer, in rastloser Arbeit! Wenn diejenigen Frauen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht, so sind auch diejenigen Lebensjahre oft die schönsten, von denen sich am wenigsten berichten läßt. Nach dem Verkaufe meines Gutes hatte ich die Domäne Olbrikow gepachtet; der Justizrat hatte mir durch seine Beziehungen zu den einflußreichen Kreisen der Residenz diese Pacht verschafft. Es war eine öde Gegend — Wälder ringsum, zum Teil unzugängliche Sümpfe, ein fruchtbar Stück Landes, eingerahmt von Wildnissen. Glücklicherweise gab es deshalb keine Nachbarschaft — mein Leben war wie eine Robinsonade, und wenn ich auch nicht am Strand des Meeres träumen konnte, so saß ich doch oft am Rand des Waldes, meinen Erinnerungen hingegeben — und wie Robinson blickt ich manchem fliehenden Segel in die Ferne nach, das mir mein Glück, meine letzte Hoffnung mit davontrug. Doch eine Freude hatte ich: Tag für Tag wirkte ich und schaffte ich und sah die schönsten Erfolge. Den Wäldern gewann ich Rodeäcker ab; um das Herrenhaus legte ich in weitem Umkreis Gemüsebeete an; ich wurde bald bekannt als der beste Gemüsezüchter der ganzen Gegend. Es war das eine meiner Passionen; die andere war die Schafzucht; und ich schlug auf den Wollmärkten meine Nebenbuhler. Die feine Dominialwolle von Olbrikow hatte überall die erste Nummer. Nur die notwendigsten Maschinen schaffte ich an — ich schwelgte nicht wie auf meinem Gute im Luxus von Neuanschaffungen, die oft nicht die Prahlerei lohnten, die im Auskramen der modernen Fortschritte der landwirtschaftlichen Industrie lag. Mein Tagewerk befriedigte mich und stärkte mich und füllte in der Woche alle meine Gedanken aus. Doch anders war's am Sonntag — es klang zwar kein Glockengeläute über die Wälder zu mir herüber; doch wenn alles draußen so still und einsam war, da begannen die Glocken in mir zu läuten und ich trat in eine Kapelle, in welcher das Bild einer Heiligen auf mich herniederlächelte — das Bild Helenes! Da ergriff mich oft ein unaussprechliches Sehnen, und das ganze Gefühl eines verödeten, verfehlten Lebens kam über mich. Meine Sonntage waren Bußtage; am Sonntag, wo jeder Bauer seinen guten Rock anzog, hüllte ich mich in Sack und Asche, und wie mit Dornengeißel peitschte mich die Erinnerung an alle meine Verirrungen. Und auch das ungelöste Rätsel peinigte mich; ich war das Opfer einer Wohlthat geworden, für die ich keine Erklärung fand und die mir nicht zum Heil ausgeschlagen war. So war ich mir selbst der schlechteste Umgang; gab es keine Erlösung für mich?

Jetzt, wo ich zur Feder greife, hat sich alles anders gestaltet; die letzten vier Wochen haben allen Druck von mir genommen und meinem Leben eine neue beglückende Wendung gegeben.

Der Assessor Mühling, welcher Landrat meines Kreises geworden, besuchte mich auf meinem Dominium und erzählte mir mancherlei, wovon ich in meiner Abgeschiedenheit nichts wußte. Sein Vater hatte in der That das Gut Brünings gekauft, und dieser hatte sich, grollend mit dem Schicksal, welches über die Landwirtschaft den Fluch verhängt hat, von diesem undankbaren Gewerbe zurückgezogen, allerdings mit einem sehr bedeutenden Vermögen, welches im Laufe der Jahre die wirtschaftlichen Erträgnisse und die Preissteigerung der Güter ihm eingebracht. Ich erkundigte mich nach Fräulein Male, diesem naturwüchsigsten und launenhaftesten aller Mädchen vom Lande, die mich anfangs mit Zuckerbrot gefüttert und nachher mit der Peitsche behandelt hatte.

„Fräulein Brüning ist meine Braut," sagte der junge Landrat.

Ich brachte meinen Glückwunsch dar, doch im Herzen bedauerte ich den jungen Landrat, daß er den goldenen Segen des Herrn Brüning nicht einheimsen konnte, ohne dies Mädchen mit in den Kauf zu nehmen, welches ja das Landratsamt zu einer Vogelscheuche für die gebildeten Insassen des Kreises machen mußte. Und wenn der hochstrebende Mühling einmal gar Minister werden sollte, wie würde sich die derbe ungeschlachte Male in einem Ministerhotel zurechtfinden? Doch es giebt ja manche weibliche Excellenzen, die mit ihren Männern avanciert sind und denen die hohen Würden seltsam zu Gesicht stehen. Warum sollte nicht Male auch einmal die Honneurs des Hauses machen als eine etwas ungenierte und ungeschlachte Excellenz, als

ein merkwürdiges Naturspiel in den hohen Kreisen?

Es muß auch solche Käuze geben, sagt man sich dann kichernd und freut sich über den Mottenfraß, der die Prunkgewänder der Etikette durchlöchert.

Nicht ohne Herzklopfen erkundigte ich mich nach dem Oberförster Sturmbach. Bei einer in seinem Revier stattfindenden königlichen Jagd hatte er das Ritterkreuz des Hausordens erhalten, was ihn mehr ärgerte als freute. Wegen zufälliger kleiner Dienstleistungen in der Nähe des Herrschers und geeigneter Vorkehrungen bei dem Jagdvergnügen desselben war ihm eine Auszeichnung zu teil geworden, die er für seine eifrige Forstverwaltung und die Pflege des Waldes in langen Jahrzehnten nicht erhalten. Man mochte ihm noch so sehr vorreden, der fürstliche Besuch sei nur der äußere Anlaß für seine Auszeichnung gewesen, sie gelte in Wahrheit seinen Verdiensten — er blieb dabei, das sei ein Hoforden, den ebensogut die geschickten Treiber verdient hätten, und er versteckte ihn so tief wie möglich neben alten Busennadeln und sonstigen Erbstücken, von denen er nie Gebrauch machte.

Schüchtern wagte ich mich auch nach Helene zu erkundigen; ich fragte, ob sie verlobt oder gar verheiratet sei. Mühling nahm eine feierliche Miene an. „Der Tod des Herrn von Lancken hat sie damals aufs tiefste ergriffen; man muß annehmen, daß doch eine stille Verlobung stattgefunden hatte; jedenfalls hat sich der Feldjäger Bick, der ihn im Duell erschossen, einen Korb geholt. Übrigens steht die Melancholie und Schwermut der schönen Oberförsterstochter reizend zu Gesicht; sie hat etwas so Feenhaftes, sie ist so ganz anders wie meine Male, daß man gar nicht daran denken könnte, sie zu heiraten. Sie hat mit einem Worte etwas Poetisches, und das wäre nicht mein Genre. Für uns praktische Leute blühen solche Blumen nicht: irgend ein verzückter Künstler mag sie in sein Treibhaus setzen und sich an ihrem Duft berauschen; ich glaube, sie ist für uns andere Sterbliche überhaupt ein noli me tangere.“

Ich wurde sehr nachdenklich bei diesen Mitteilungen und gab nur wortkarge Antworten auf die verschiedenen Anfragen, die Herr Mühling wegen des früher von mir bewirtschafteten Gutes an mich richtete. Die Erträgnisse des ersten Jahres hatten seinen Erwartungen nicht entsprochen, und er kam zu mir, um über den früheren Fruchtwechsel und die Ertragsfähigkeit einzelner Äcker Erkundigungen einzuziehen. Wenn er dem Staat in derselben Weise diente, wie er die Privatinteressen seiner Familie wahrnahm, so war er ein sehr tüchtiger Beamter. In seinem Kreise befanden sich auch einige Domänen, und es war ihm willkommen, von mir über die Pachtbedingungen Näheres zu hören.

Ich hatte Mühling auf die Bahn gebracht; bei meiner einsamen Rückfahrt durch die Wälder gab ich allen Gedanken und Gefühlen, die mich bestürmten, ungestörte Audienz. Wie, wenn Helenes stille Liebe und Neigung noch immer mir gehörte, wenn sie weniger um jenen Toten trauerte als um mich, den Lebenden? Ich rang mit einem ernsten Entschluß; ich konnte die Nacht nicht schlafen, auch die folgenden Nächte nicht. Die Vereinsamung meines Lebens drückte mich danieder; bei allem Fleiß, bei aller Tüchtigkeit, bei allen Erfolgen lähmte mich der Gedanke, daß sie niemandem als mir selbst zu gute kamen; ich brauchte ein mitfühlendes Herz, ein Wesen, das ich glücklich machen und so des eigenen Glückes mich doppelt erfreuen konnte. Helene ... sie allein in der ganzen Welt vermochte mir dieses Glück zu gewähren, und ich war überzeugt, daß sie mich wahrhaft liebte. Sie hatte darin einen Mangel an Vertrauen gesehen, daß ich nicht in dürftiger Lage um ihre Hand geworben, sondern erst, als ich durch ein Schicksalsspiel in glänzende Verhältnisse gekommen. Um dieser Verhältnisse willen hatten mich die anderen umworben mit zudringlichen Liebesbezeigungen, während sie gerade deshalb meine Werbung abgelehnt. Aber jetzt — jetzt war ja dieser Traum von äußerem Glanz zerronnen, durch meine eigene Schuld; ich befand mich wieder in bescheidener, wenn auch anständiger Lebenslage, und wenn ich mich jetzt ihr vertrauensvoll näherte, welchen Grund hätte sie, mich zurückzuweisen?

So faßte ich denn nach langem Schwanken den Entschluß, an sie zu schreiben und

sie noch einmal um Herz und Hand zu bitten. Es war kein mühsam zusammengedrechselter Brief; die Zeilen kamen aus vollem Herzen; sie waren der Ausdruck innigster Empfindung. Es sei ein falscher Ehrgeiz von mir gewesen, ihr eine glänzende Existenz bieten zu wollen, doch immerhin ein Ehrgeiz, der keine so schwere Buße verdient habe. In meiner jetzigen Lebensstellung könne davon nicht mehr die Rede sein; sie sehe aus meinem Antrag, daß ich ihr ganzes und volles Vertrauen entgegenbringe; denn jetzt hätte ich ihr nichts zu bieten als eine anspruchslose, wenn auch gesicherte Existenz, aber ein Herz, das nur ihr gehöre und das alle die Bewerbungen, die dem vermögenden Manne galten, ohne Zagen und Bedauern zurückgewiesen habe. Dann aber sprach ich meine Gefühle, alles, was sie mir ist, was sie mir sein würde, mit einer so warmen Hingebung aus, daß ich selbst überzeugt war, wenn noch Funken der alten Liebe unter der Asche glühten, meine Zeilen müßten sie zu Flammen anfachen.

Jetzt wieder lebte ich in einer höchst grausamen Spannung dahin: Tag für Tag, Stunde für Stunde ... ich lauerte dem Postboten auf, wenn er des Weges kam; lange vorher, ehe er ins Gehöft eingetreten; doch vergebens. Die fieberhafte Erwartung machte mich zum erstenmal meinen Lieblingsbeschäftigungen untreu; ich musterte nicht meine Gemüsebeete, ich besuchte nicht meine Stallungen; am Rand des Waldes saß ich wie in früheren Zeiten und blickte nach dem Abendrot über den fernen Hügeln; ich war wieder ein Träumer geworden und sah in die Ferne mit mehr Sehnsucht, als ein Dominialpächter empfinden darf, der sich nur um das Nächste bekümmern soll. Endlich ... ein Brief; doch er war aus Klein-Siebenbach datiert, dem Pfarrdorfe meines Vaters. Der jetzige Pfarrer Milde, ein wackerer Mann, lud mich ins Pfarrhaus ein und zwar zum Todestage meines Vaters; es werde ein Kreis alter Freunde desselben sich da zusammenfinden. Ich hatte diesen Todestag stets in der Stille gefeiert; es entsprach mehr meinen Gefühlen als eine Feier im Freundeskreise — und doch ... Klein-Siebenbach war ja in der Nähe des Waldes gelegen, wo der alte Oberförster sein Scepter schwang, und ich zweifelte nicht, ich würde ihn selbst wiedersehen, da er auch zu den Freunden meines Vaters gehörte. Ich beeilte mich, meine Zusage zu erteilen.

Doch es war bis dahin noch sechs Tage Zeit; immer hoffte ich noch eine Antwort von Helene zu erhalten; aber sie kam nicht. Ich tröstete mich damit, daß ich ja dem Alten die Hände schütteln und aus seinen Mienen herauslesen würde, ob die Fee im Walde sich nach wie vor von mir abgewendet habe. Oft in diesen Tagen dachte ich auch jener rätselhaften Schenkung: mir war's, als könnte ich nicht vor Helene hintreten, ehe ich darüber volle Klarheit besäße. Es konnte ja ein Geheimnis dabei obwalten, durch welches auch mein eigenes Leben mehr oder weniger belastet wurde. Sind wir doch nicht Herren der Vergangenheit, so wenig wir Herren der Zukunft sind: es ist die schwerste Schuld, welche Unschuldige zu tragen haben als ein Erbe der Väter. War ich nur der angenommene Sohn meines Vaters und hatte eine jener Mütter, die nicht um den Dreifuß sitzen, zu denen aber den eigenen Kindern oft der Schlüssel versagt ist, sich in später Lebenszeit meiner erinnert und durch ein großes Geschenk eine alte Schuld sühnen wollen?

Ich fühlte, dieser Schleier müßte zerreißen, ehe ich den Brautschleier meiner Helene in die Myrte heften könnte.

Doch wer sollte mir darüber Auskunft geben? Der Justizrat hüllte sich in Schweigen; Asmodi war schon seit zwei Jahren über das Meer gereist; nichts hatte er mir hinterlassen als seinen Satan, der aber jetzt ganz seiner dämonischen Eigenschaften entkleidet war und den Dominialhof mit der landesüblichen Hundetreue bewachte. Doch wenn ich ihn ansah, fiel mir stets der Ball mit seinem Sündenregister ein, und ich hatte jenes unbehagliche Gefühl, welches im Katechismus als Reue bezeichnet wird.

Asmodi selbst hatte niemals mehr ein Lebenszeichen gegeben; er war drüben in den Urwäldern verschwunden. Oft zweifelte ich, ob er überhaupt zu den menschlichen Lebewesen gehöre, ob dieser gnomenhafte Knirps, dieser seltsame Kauz nicht die Verkörperung irgend eines unheimlichen menschenfeindlichen Geistes sei.

Am Vorabend des Todestages traf ich in Klein-Siebenbach ein: es war ein dunkler Abend, der Himmel wolkenschwer; mit wehmütigen Gefühlen betrat ich die Stätte meiner Kindheit und Jugend — allerdings war ich zehn Jahre lang meinem Vater in ein benachbartes Städtchen gefolgt, zur Zeit, als er vom Amte suspendiert war, wo er in fast dürftigen Verhältnissen lebte und einer größeren Zahl von Knaben wie auch mir selbst Unterricht erteilte. Doch diese Zwischenzeit hatte in meinem Gedächtnis wenig Spuren zurückgelassen; dagegen knüpften sich an mein Heimatsdorf nicht nur die ersten Erinnerungen meiner Kindheit, sondern auch diejenigen meiner späteren Gymnasialzeit — da, wo mein Vater wieder in sein Amt eingesetzt worden und ich die Ferien im Pfarrhause zubrachte. Es war eine sonnige Zeit; in alle Verstecke des Waldes und der Wiesen drang ich ein, um die Blumen zu pflücken, die ich meinem Herbarium einverleiben wollte — den dumpfen Schulstuben entronnen, lebte ich in einem beglückenden Verkehr mit der freien Natur und fand für jeden neuen Fund in der herrlichen Pflanzenwelt die innigste Teilnahme meines guten Vaters.

Als ich oben auf dem Hügel angekommen, stieg ich aus dem Wagen, den ich in den Gasthof des Dorfes fahren ließ: ich sah nur die dunklen Umrisse der Waldberge, unten, wo, ins Thal geschmiegt, das Dorf sich zusammendrängte, die Lichtpunkte der erhellten Fenster und den pechschwarzen Streif des Tannenwaldes, der sich über dem Dorfe am Bergesrand wie ein Nachtalp lagerte. Da brach der Mond plötzlich durchs Gewölk, und ich sah die Kirche auf der kleinen Anhöhe; das Mondlicht deckte ihr Dach mit Silber, und der funkelnde Turmknopf, auf den ich mein Auge heftete, rief in mir eine Art von Hypnose hervor, einen Traumschlaf, in dem ich die Stimme meiner Kindheit zu hören glaubte. Und nun tritt auch unter den hohen Linden das Pfarrhaus hervor, und aus den Zimmern, in denen mein Vater gewohnt und gearbeitet, schimmerte ein friedliches Licht. Das ganze Landschaftsbild lag vor mir, wie ich es oft in meinen Träumen gesehen!

Wo ich stand, waren ringsum die Haselbüsche, die ich in meiner Jugend oft geplündert, und da sah ich auch noch den kleinen Felsen, der mir oft zum Sitze gedient, wenn ich meinen Raub, die Zweiböcke und Dreiböcke, verzehrte. Wieder setzte ich mich auf den Stein, und wie ein Festtagsgeläute zog's durch meine Seele, wonnig und wehmütig zugleich. Da sah ich auf dem Fahrweg etwas in die Höhe kommen und sich dann seitab im Gebüsch verlieren. Es währte nicht lange, da raschelte es hinter mir im Laube, und eine wohlbekannte Stimme rief mir zu: „Willkommen, Herr Sternlein! Wir sind ja aneinandergewachsen wie die Zweiböcke im Haselbusch ... gute Freunde, untrennbar!“

„Herr Asmodi,“ rief ich erstaunt, „welcher Wind hat Sie denn über den Ocean zurückgeblasen?“

„Ein kleines Geschäft — solche Spazierfahrten über die Atlantis sind ja heutigestags nicht mehr der Rede wert ... das ist nur ein Froschpfuhl für die Siebenmeilenstiefel unseres Jahrhunderts.“

Mir war diese Begegnung unangenehm; ich wollte hier ungestört meinen Gedanken nachhängen, meine Ankunft im Pfarrhause anzeigen lassen, aber erst am nächsten Morgen selbst dort erscheinen; ich machte kein Hehl daraus, daß ich jetzt die Einsamkeit vorziehen würde.

„Die Einsamkeit? Gewiß, ich will nicht stören; sie ist ja die Mutter der größten Gedanken, aber auch der albernsten Einbildungen. Alles Weltbewegende, aber auch alles Verrückte ist aus den Selbstgesprächen der einsamen Menschen hervorgegangen. O, ich verstehe, Sie wollen sich hier Bilder aus Ihrer Kindheit wieder vordußeln! Es ist merkwürdig, wie man an den Zeiten hängt, in denen man noch ein dummer Junge war, vielleicht ein Beweis dafür, daß man's geblieben ist. Ich werde die Anmeldung beim Pfarrer selbst übernehmen; Sie wissen ja, ich bin von früher noch Ihr cavaliere servente. Ich sah vorhin den leeren Wagen mit dem Köfferchen den Berg herabfahren, da dacht ich mir gleich, daß Sie ausgestiegen waren, um die Erde zu küssen, die Ihre Heimaterde ist, obschon sie sich selbst um Euer Gnaden so wenig kümmert wie um all das Ungeziefer, das aus ihrem Schoß hervorkriecht. Ich habe Sie glücklich ge-

troffen und lade Sie Punkt zehn Uhr morgen vormittag zum Pfarrer und zu einer wichtigen Unterredung ein. Eine Stunde später ist das kleine Trauerfest auf dem Kirchhofe; es ist ganz hübsch arrangiert für die Schnupftücher; es kommen auch auswärtige Gäste."

Asmodi glitt wieder ins Gebüsch; ich war allein! Ich grub mit meinem Stab eine Silberdistel aus der Erde, wie ich das früher hier oft gethan — o, diese Carlina hatte ihren Stand nicht gewechselt in den langen Jahren! Wieder neigt sich der innere Rand der Blattfülle über die Blütenköpfchen — das bedeutete feuchtes Wetter. Ihre Prophezeiung trog nicht; ich dachte an meinen Vater, an Helene — und mir standen die Thränen in den Augen. Ich ging ins Dorf hinab; ich schlief dort in meiner schlichten Gaststube so sanft, so fest, als hätten sich segnende Hände mir auf die Stirn gelegt.

Um zehn Uhr war ich vor dem Pfarrhause — die Linden rauschten über mir, die Blüten dufteten, die Bienen summten. Da knirschte der Kies, mit dem der Hausflur bestreut war; ich glaubte die Schritte meines Vaters zu hören, der zu mir herauskam, wenn ich hier unter den Linden saß und studierte. Doch es war der jetzige würdige Pfarrherr, der mir die Hände schüttelte und mich hineinführte in sein einfaches Studierzimmer, wo seine Büchergestelle hoch hinauf bis an die Decke reichten; so war's ja auch bei meinem Vater gewesen. Er sprach einige warme Worte der Begrüßung, zugleich der Erinnerung an meinen Vater. Es stand ein Tisch in der Mitte des Zimmers, Stühle rundum — es war alles wie zu einer Sitzung vorbereitet. Zu meinem Erstaunen trat der Justizrat herein, hinter ihm Asmodi. Als sie Platz genommen, begann der Jurist, seine Papiere auf dem Tisch entfaltend:

„Herr Sternlein — heute am Todestage Ihres Vaters darf ich Ihnen eine Enthüllung machen, auf welche Sie lange gewartet haben: sie betrifft meine Schenkung."

Mir klopfte das Herz — wenn jetzt der Blitzstrahl auf mich niederführe, der mein schönstes Hoffen lähmte!

„Ich war, wie Sie ja längst wußten, nur eine Mittelsperson; der Geschenkgeber selbst ist der Ingenieur Todden in New-York."

Bei diesem Namen, den ich nur einmal flüchtig gehört hatte, schoß mir das Blut ins Gesicht. Eine Schenkung von einer mir so gänzlich fremden Hand — das deutete auf ein Geheimnis, das mir nur verhängnisvoll werden könnte.

„Nicht Ihrem eigenen Verdienst, sondern dem Opfermute Ihres Vaters verdanken Sie jenes Geschenk, und heute am Todestage desselben bin ich ermächtigt worden, Ihnen diese Erklärung abzugeben. Die Sache sollte so lange ein Geheimnis bleiben, bis es klar geworden, ob Sie sich dieser Schenkung würdig gezeigt. Nun, als Besitzer des Gutes gerieten Sie in die Fallstricke, welche ein plötzlich erworbener Reichtum oft den Günstlingen des Glücks legt: erst jetzt, nach zweijähriger tüchtiger Thätigkeit, durch welche Sie den Rest des vergeudeten Vermögens in würdiger und ersprießlicher Weise verwaltet und vermehrt haben, darf ich den Schleier der Vergangenheit lüften. Die Einwilligung Toddens hat mir Doktor Asmodi, Toddens innigster Busenfreund, jetzt übers Meer herübergebracht."

Mein klopfendes Herz beruhigte sich. Ich wußte, daß ich nichts mehr zu befürchten brauchte; mit Spannung sah ich indes den Enthüllungen entgegen, die auch auf einen dunklen Punkt im Leben meines Vaters ein langersehntes Licht werfen mußten; er selbst hatte darüber stets geschwiegen.

„Der junge Ingenieur Todden," fuhr der Justizrat fort, „wurde durch seinen Freund, den Doktor Asmodi, in das Haus des Majors von Erdsen eingeführt. Der Major war ein strammer, sehr eigensinniger Herr; doch er liebte den Humor, und Asmodi, unser kleiner Doktor, war schon damals ein witzsprühender Teufel. Der Major hatte eine reizende Tochter, Isa, und es währte nicht lange, so erwiderte sie die Neigung, welche der junge schöne Ingenieur ihr entgegenbrachte. Asmodi hatte allerdings durch das warme Lob des Freundes nicht wenig dazu beigetragen, daß die Herzen sich so rasch gefunden; doch es war ein herrliches Paar, wie füreinander geschaffen: Todden lebendig, geistreich, edelgesinnt, in seinem Fache ausgezeichnet, voll von schöpferischen Gedanken; sie eine sanfte blumenhafte Schönheit, dem Anschein nach leicht zu brechen

und doch festwurzelnd in ihrer Liebe. Alle Besucher des Hauses wünschten dem jungen Paare Glück in der Stille ... nur der Baron von Stammer nicht, dem es leider gelungen war, den Vater ganz zu umstricken und für sich zu gewinnen. Isa hatte dem Anschein nach kein Vermögen; doch der Baron war für den Fall, daß er Isas Gatte würde, von seinem Onkel zum Erben eingesetzt; für ihn war also Isa eine gute Partie, so uneigennützig er sich auch gebärden mochte. Asmodi hatte einem befreundeten Juristen dies Amtsgeheimnis entlockt; aber auch ein anderes Geheimnis hatte er aufgestöbert, ein Liebesverhältnis, welches der Baron mit einem anständigen Mädchen unterhielt. Doch der Major war taub für alle „Klatschereien", wie er es nannte, und beharrte fest dabei, seine Tochter zu einer Ehe zu zwingen, der sie keine Neigung entgegenbrachte. Dem Baron gab er bei weitem den Vorzug vor dem bürgerlichen Techniker. Da entschloß sich Todden zu einer kühnen That; erobern wollte er sich sein Lebensglück und Isa nicht der Willkür des Vaters preisgeben, die sie zur lebenslänglichen Knechtschaft im Bann eines fremden Willens verurteilen wollte. Todden wollte mit ihr sodann Europa verlassen; in der Neuen Welt, im Ring von New-York, hatte er einflußreiche Mäcene und bei seinen seltenen Talenten vielleicht eine große Laufbahn vor sich.

„Isa selbst hatte den Mut, den eine große Liebe giebt; sie war eine Julie, die ihrem Romeo überallhin gefolgt und vor den Schrecken der Grüfte nicht zurückgebebt wäre. Asmodi besprach alles mit ihr, traf die nötigen Anordnungen und leitete ihre Flucht. Doch es galt, sogleich dafür zu sorgen, daß des Mädchens guter Ruf gewahrt blieb; wie hätte sie ohne ein festes eheliches Band dem Geliebten über den Ocean folgen können? Nicht einen Tag sollte sie so an seiner Seite weilen; dafür glaubten die Freunde sorgen zu müssen.

„Und nun, Herr Sternlein, berühren wir den Punkt, wo jene Liebe auch in Ihr Leben eingreift; über dem Liebespaare haben draußen die alten Linden gerauscht, und droben in der bescheidenen Dorfkirche ist der Bund gesegnet worden, der auch zum Segen geworden für die Liebenden.

„Ihr Vater war mit Todden eng befreundet; er kannte auch die reizende Isa; er trug in sich die feste und heilige Überzeugung, daß diesen Bund zu stiften trotz aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, ein würdiges und heiliges Werk sei. Und als Todden ihn inständigst flehte, ihm einen Dienst zu leisten, den er ihm nie vergessen werde, des Mädchens Ruf zu schützen, daß er als sein Weib sie hinüberführen könne in den fernen Westen, da zögerte Ihr Vater nicht lange, so schwer ihm der Entschluß wurde, seine Amtspflicht zu verletzen — er glaubte damit einer höheren Pflicht zu dienen; ohne den Konsens des Vaters zu haben, ohne das kirchliche Aufgebot segnete er die Liebenden ein, und Herr und Frau Todden eilten nach Hamburg und segelten westwärts mit dem ersten Dampfer, der den Hafen verließ. Ihr Vater wurde angeklagt, vom Amte suspendiert und erst nach langen Jahren wieder zu Gnaden angenommen."

Ich hörte mit Spannung und Rührung zu, die Thränen traten mir in die Augen; ich war stolz, daß dieser wackere Mann, der sich für seinen Freund geopfert, mein Vater war.

„Todden," fuhr der Justizrat fort, „hatte drüben anfangs einen schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen; ein Unfall, der eine von ihm gebaute Eisenbahnbrücke traf, wurde ein Hemmnis für sein rasches Emporkommen, da man ihm mit Unrecht die Schuld zuschrieb. Erst allmählich überwand sein großes Talent alle diese Hindernisse. Kühne Spekulationen, die aber auf Sachkenntnis beruhten, hatten seltenen Erfolg; die neuen Eisenbahnen, deren Bau er leitete, deren Erfolge seiner Schätzung und seinen Wagnissen entsprachen, brachten ihm goldene Schätze ein.

„Niemals hat er Ihren Vater aus den Augen verloren; er hat ihn schon immer durch mich unterstützt in zarter Weise, als kämen diese Unterstützungen von einem reichgewordenen Verwandten drüben, der sich in Wahrheit nie um ihn gekümmert. Jetzt, als Todden reich geworden, ein vielfacher Dollarmillionär, als er von Ihren landwirtschaftlichen Studien erfahren, da schenkte er Ihnen durch mich das schöne Gut, um dem Sohne zu vergelten, was er dem Vater schuldete. Das übrige wissen Sie."

Ich stand tief ergriffen und drückte dem Justizrat die Hand mit der Bitte, meinen herzinnigsten Dank jenem fernen Wohlthäter auszusprechen; der würdige Pfarrherr aber schloß mich gerührt an sein Herz.

„Und hier ... mein Doktor Asmodi, mein Begleiter und Hausfreund?“

Asmodi lächelte verschmitzt wie immer: „Nun, ich war die Brieftaube, die herüber- und hinüberflog über das Meer und die Ihnen auch das Landgut im Schnabel gebracht hat. Ich wollte hier in Europa mein großes Werk über die Pathologie des Reichtums vollenden und in Druck geben. Da brauchte ich Experimente in corpore vili — und das waren Sie mir, Herr Sternlein! Nichts für ungut; weder der ererbte, noch der erworbene Reichtum gaben mir den geeigneten Stoff zu diesen Studien; nur der Reichtum, der plötzlich über die Menschen kommt, von dem sie überrascht werden — der zeigt uns seine ganze verhängnisvolle Macht. Sie waren sehr lehrreich für mich und eine ergiebige Quelle für mein Werk, das mir einen Namen machen wird.“

Während wir noch so sprachen, tönten die Glocken der Dorfkirche hell über die Dächer herüber; der Pfarrer warf sich in seinen Ornat; draußen auf den Dorfgassen Kopf an Kopf — wer ein Trauerkleid besaß, hatte es angezogen. Auch aus den Nachbardörfern waren sie herbeigekommen — der brave Pfarrer Sternlein lebte noch in dem Gedächtnis der Menschen; eine Totenfeier für ihn hatte alles Volk ringsum versammelt.

Um das Grab standen die Freunde, der Oberförster unter ihnen. Ein frommes Chorlied ertönte; der Pfarrer hielt eine Ansprache, welche die ganze Runde mit tiefer Wehmut erfüllte. Als er geendet, trat ich dankend neben ihn. Da teilte sich der Kreis der Trauergenossen; im schwarzen Gewand trat ein bildschönes Mädchen hervor und legte einen prächtigen Kranz auf das Grab.

„Das ist sie,“ sagte der Pfarrer, „welche stets jahraus jahrein mit Blumen und Kränzen die Grabstätte geschmückt hat.“

Und wie im Traum sah ich, daß das schöne Mädchen auf mich zutrat, mit Thränen in den Augen, mir die Hand reichte und mir zuflüsterte:

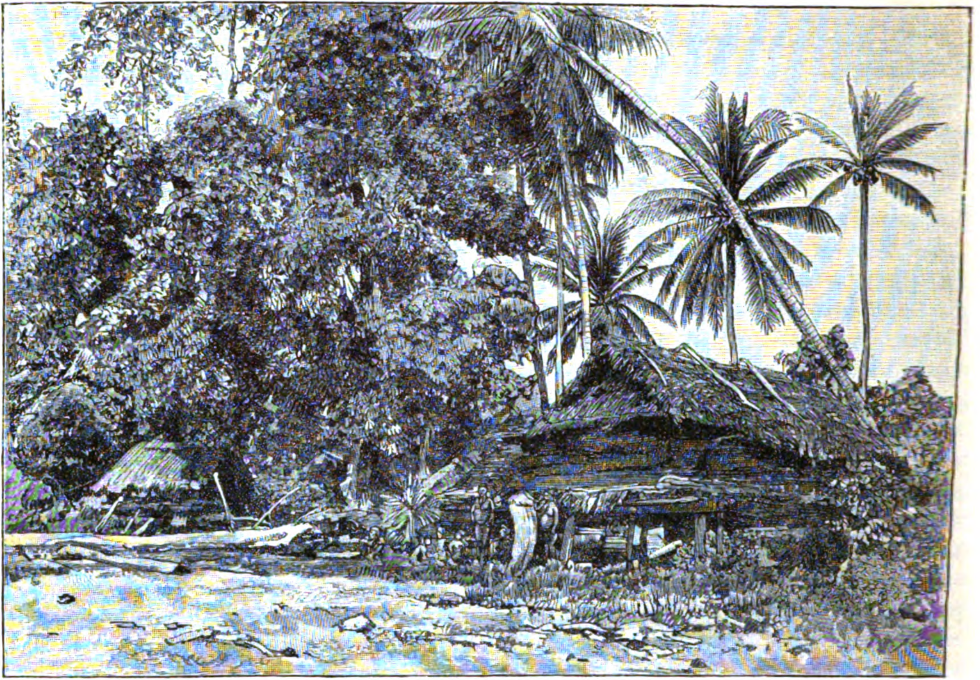
„Das ist die Antwort auf deinen Brief ... ich habe keine andere als mich selbst!“

Daß ich ihr nicht in die Arme sinken durfte!

Das Gewölk öffnete sich einem plötzlichen Sonnenblick ...

Es war meines Vaters Segen!





Dorf Simbang. (Neu-Guinea, Distrikt Finschhafen.)

Die Papuas auf Neu-Guinea.

Von

Robert Steinhäuser.

(Nachgelassene Arbeit.)

Noch eine absehbare Zeit, und unser Erdball wird in Bezug auf Geographie, Natur- und Völkerkunde allen Gebildeten bekannt und der Wissenschaft erschlossen sein. Zwar giebt es heute noch große Länderstrecken, an denen unsere Kriegs- und Kauffahrteischiffe längst vorübergefahren, die aber terra incognita für uns geblieben sind. Denn so bewunderungswürdig auch die Erfolge unserer Forschungsreisenden in den letzten Jahrzehnten, besonders auf dem afrikanischen Kontinent gewesen sind, immerhin giebt es nicht nur dort noch ganz unermeßliche Gebiete der Wissenschaft zu erschließen, sondern auch von jener herrlichen Inselwelt des Stillen Oceans gehört noch ein großer Teil zu den gar nicht oder doch nur oberflächlich bekannten Gebieten der Erde. Von den meisten jener an der Grenze des indomalayischen Archipels und des Stillen Meeres gelegenen Inseln kennen wir die ungefähre Größe, aber fast keine ist bis zum heutigen Tage gründlich erforscht. Über die eine oder die andere jener Inseln haben sich zwar unsere Kenntnisse in den letzten Jahren ganz bedeutend erweitert, vieles aber, namentlich was die Eingeborenen angeht, ist noch dunkel geblieben, während sich auch die geographischen Erforschungen, sowie die der Naturkunde auf wenig mehr als die Küstengebiete erstrecken. Obgleich nachstehende Arbeit entfernt ist, auf wissenschaftlichen Wert Anspruch zu erheben, hält der Verfasser die Möglichkeit für nicht ausgeschlossen, die eine oder andere Mitteilung könnte auch Fachgelehrten willkommen sein, indem er seine

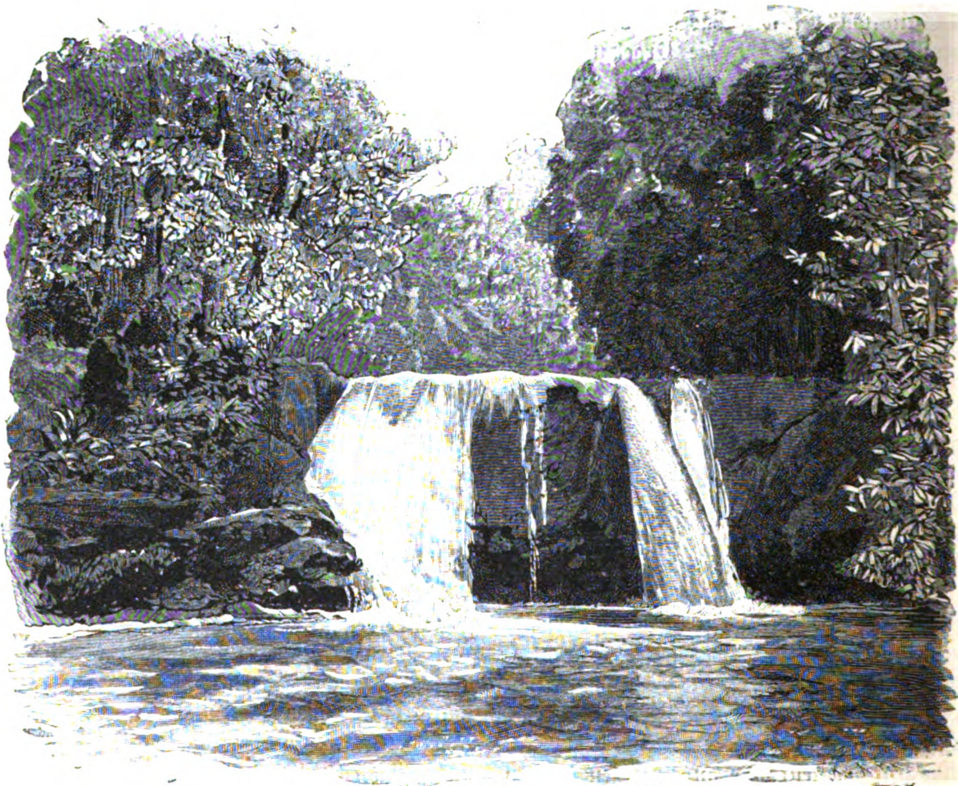
eigenen, sowie Beobachtungen solcher Männer, mit denen er an Ort und Stelle Erfahrung und Urteil ausgetauscht, hier zusammenstellt. Der Bau, welchem diese Steine zugetragen werden, ist derjenige, welcher heute in der Wissenschaft den ersten Platz einnimmt: die Anthropologie, welche „das Studium der Gruppe Mensch zum Gegenstande hat und sie in ihrer Gesamtheit, ihren Einzelheiten und ihren Beziehungen zur übrigen Natur betrachtet"; eine Wissenschaft, welche sich an alle wohlwollende Männer wendet, indem sie alles benutzt, was zur Wissenschaft des Menschen beiträgt.

Über die Völkergruppe, die ich von diesen Gesichtspunkten aus hier vorführen will, die Papuas, sind zwar die Hauptmerkmale längst festgestellt: so ihre Abstammung, ihre Verwandtschaft untereinander, ihre physische Konstitution u. s. w. Was ich aber für mich beanspruche, das sind die Ergebnisse eines eingehenden Studiums und die daher detaillierten Mitteilungen über die seelischen Eigentümlichkeiten, den geistigen und socialen Zustand dieses Völkerkreises, der bis noch vor kurzer Zeit der Sage angehörte; und zwar sind es die Inseln Neu-Guinea, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, sowie einige Inseln des Salomons-Archipels, mit deren Bewohnern ich persönlich bekannt geworden bin. Nicht aber allein in wissenschaftlichem, sondern auch in patriotischem Sinne dürften diese Ländergebiete unserem Interesse nahe gebracht sein und somit eine Berechtigung vorliegen, an dieser Stelle etwas Zuverlässiges darüber zu erfahren, insofern über dieselben schon seit einer Reihe von Jahren die deutsche Flagge ihren Schutz ausbreitet.

Neu-Guinea ist die größte Insel der Welt, sie ist ungefähr 2250 Kilometer lang, während ihre breiteste Ausdehnung 780 Kilometer beträgt. Die ganze Insel wird central von Nordost nach Südwest von einem Hauptgebirge durchzogen, das ein gewaltiges Rückgrat darstellt und an einzelnen Stellen eine Höhe von 18000 bis 22000 Fuß erreicht. Diesem sind nach Norden und Süden vorgelagert mehrere bis fast zur Küste reichende, zum Teil immer noch als gewaltig zu bezeichnende Gebirgsketten, von denen beispielsweise an der Nordküste das Finisterrä-Gebirge hervorzuheben ist, das sich immerhin bis zu 13000 Fuß erhebt. Verbleiben wir nunmehr bei diesem mir näher bekannt gewordenen Teil von Neu-Guinea, der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land. Dieselbe ist ziemlich geschlossen, sie zeigt nur geringe Gliederungen ihrer Landmassen und hat daher auch nur wenige Buchten und brauchbare Häfen aufzuweisen, um so mehr der Schiffahrt Gefahr bringende Riffe. Nur an wenigen Stellen treten die Gebirgsmassen etwas zurück, so z. B. in der Astrolabe-Bai und nördlich vom 4. Grad südlicher Breite; daher sind hier größere Ebenen hervorzuheben, während sonst die durchschnittliche Breite des Küstenstreifens nicht mehr wie 1000 bis 1200 Meter beträgt. Eine ganz merkwürdige Erscheinung verdient noch Erwähnung, das sogenannte Terrassenland zwischen Finschhafen und Konstantinhafen. Viele Meilen weit sieht man das Land drei bis sechs fast gleichmäßig verlaufende Stufen emporsteigen, mit breiten grünen, wiesenartigen Flächen auf ihrem Scheitel. Diese Terrassen sind gehobener Meeresboden, Kalkkoralle; man nimmt an, daß durch das Erlöschen der dem Festlande vorgelagerten Vulkaninseln ersterer sich in verschiedenen Perioden gehoben und so dieses wunderbar erscheinende Terrassenland allmählich aufgeschichtet sei. So viel nur in Kürze über die Formation der Oberfläche. Die Flußbildung schließt sich derselben auf das innigste an. Jeder der Anteilhaber an der Insel hat einen mächtigen Fluß, deren Quellgebiete nahe zusammenliegen. So hat England, dem der südliche Teil gehört, seinen Fly, Holland den Rochussen oder Ambernofluß, und Deutschland den Kaiserin-Augusta-Fluß, der bis zu 340 Seemeilen befahren, aber nur wenig erforscht ist. Seine Breite im unteren Lauf beträgt 400 bis 600 Meter. Die Flußläufe im Südosten haben kurzen Lauf und sind charakterisiert durch steiniges, enges Bett, zahlreiche Wasserfälle und Barrenbildung an der Mündung, Eigenschaften, welche sie für den Verkehr nach dem Inneren wenig geeignet machen. Die Wasserfälle des Butaueng bei Finschhafen, deren dieser kleine Gebirgsbach auf einer Strecke von einem Kilometer allein siebzehn aufweist, zeigen sich in landschaftlicher Pracht. Der Nordosten besitzt größere Ströme, die weit aus

dem Inneren herkommen, mit geringem Fall, großen Wassermengen und offener Einfahrt. Sie bilden so die natürlichen und gleichzeitig die einzigen Straßen in das Innere; die Zahl der Wasserläufe dieser Küste ist eine außerordentlich große. In der Gegend von Finschhafen hat man durchschnittlich alle zwanzig Minuten einen größeren oder kleineren Wasserlauf zu überschreiten.

Die Flora dieser Gegend dürfte an Großartigkeit von kaum einem Lande der Erde übertroffen werden. Überall ungezügelte Üppigkeit und unbeschränkte Ausdehnung. Die vorzügliche Beschaffenheit des Bodens, noch mehr aber die klimatischen Elemente sind hier von Einfluß. Wir unterscheiden hauptsächlich folgende Vegetationsformen: Küstenwald, Bergwald, Mangrovewald, Sagopalmendickicht, Bambusdickicht und Grasland. Auf diese einzelnen Formen näher einzugehen, erscheint nicht am Platze, nur so viel sei gesagt, daß wohl gut vier Fünftel der ganzen Insel von Urwald bestanden, daß die pesthauchenden Mangrovedickichte nur vereinzelt vorkommen und das Grasland immer nur kleine Flächen ausmacht. Kein anderer Wald der Erde aber, wo Vögel von solcher Farbenpracht und Zartheit des Gefieders zugleich vorkämen: monströse Paradiesvögel, farbenschillernde Kolibris, viel noch unbekannte Papageien und Taubenarten, Kakadus, unter denen der dieser Insel eigene schwarze hervorgehoben sein soll, niedliche Honigsauger, Adler, Habichte, Nashornvögel, Kasuare, Megapodien und dergleichen mehr. Freilich fehlt es diesem Lande an vierfüßigen Bewohnern; wochenlang mag man umherstreifen, ohne auch nur einen Vierfüßler anzutreffen, von denen für den eingeborenen Jäger nur die kleinen wilden Schweine und Känguruhs in Betracht kommen. Vor allem hat Neu-Guinea kein einziges vierfüßiges Raubtier. Baumbär, fliegendes Eichhorn, der fliegende Hund, der Ameisenbär, kleine Beuteltiere und eine kleine Buschratte schließen die kurze Liste der wild lebenden Säuge-



Wasserfall in Butaueng. (Kaiser-Wilhelms-Land.)



Wasserfall in Butaueng. (Kaiser-Wilhelms-Land.)

tiere. Große Schlangen, Leguane, große Eidechsen und an den Flußufern Krokodile gehören zur oft gesehenen Staffage der Landschaft. Die niedere Tierwelt, also Mollusken, Insekten, Krebse, Spinnen, ist sehr zahlreich. Nur noch brauche ich zu erwähnen, daß die Meeresküste von Haifischen wimmelt, daß Seeschildkröten oft bemerkt werden, daß der Fischreichtum der Flüsse sowohl wie an der Meeresküste ein bedeutender ist, und ich habe alles genannt, wonach der Nichtbotaniker und Nichtzoologe fragen dürfte.

Über die Geologie dieser Küste sei nur gesagt, daß wir Korallenboden, vulkanisches Gelände, ferner Humusboden, Sandboden, fetten Lehmboden und Schwarzerde unterscheiden, mit Schwemmland abwechselnd. Das Klima ist ein rein tropisches und besitzt alle die bekannten Eigenschaften desselben. Die Wärme ist eine gleichmäßig feuchte, ihr Maximum beträgt an der Küste 40 Grad C., das Minimum 19 Grad. Die Nächte sind hingegen sehr kühl, und zwar ist der Temperaturabfall gegen Abend ein sehr allmählicher. Der Regen fällt allenthalben in reichlicher Menge, Gewittererscheinungen sind stark und zahlreich. Wir unterscheiden eine ausgesprochene Regen- und Trockenzeit, die je nach der Örtlichkeit zu verschiedenen Zeiten eintritt, deren Grenzen zwischen April und Juli liegen. Wind weht das ganze Jahr mit einer ziemlichen Regelmäßigkeit. Erdbeben sind häufig und stark und haben oft Aschenregen im Gefolge. So viel über die allgemeinen geographischen Verhältnisse dieser Insel, speciell ihrer Nordostküste. Melanesien wird das geographische Gebiet genannt, welches von der Papuarasse, den Eingeborenen der mir bekannt gewordenen Inseln Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland sowie der Salomonsgruppe bewohnt wird.

Vorstehende Mitteilungen mußten notwendig gemacht werden, um die Heimat, die Umgebung des Völkerkreises kennen zu lernen, den wir hier betrachten.

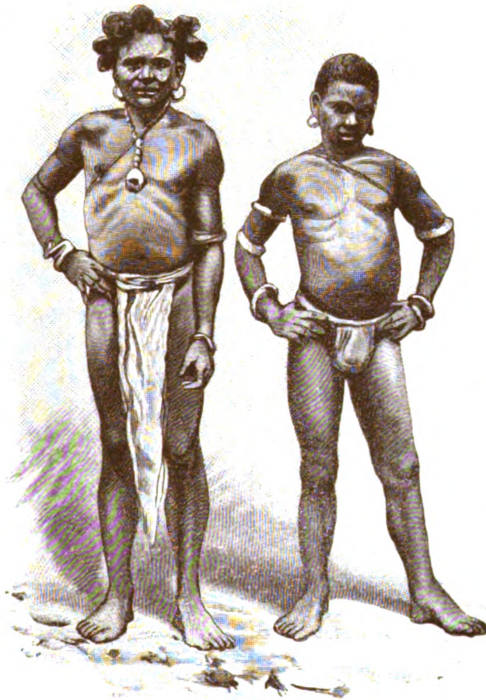
Die Bewohner der Nordostküste von Neu-Guinea sind fast ausschließlich kräftige, wohl-

gestaltete, muskulöse, gesund und frisch aussehende Leute von hohem Wuchs, oft athletischem Körper und von dunkelbrauner oder richtiger schokoladenfarbener Haut. Plattfüße sind die Regel, und zarte Extremitäten durchweg zu konstatieren. Kopf und Gesicht lassen sich im allgemeinen wie folgt charakterisieren: dolichocephaler Schädel mit senkrecht abfallenden Seitenwänden, schmaler Stirn, vortretenden Augenbrauenbogen, horizontal und tiefliegenden Augen mit erdfarbener Hornhaut, dicke, an der Basis breite, dabei aber hervortretende und oft gebogene Nase, mittelmäßig dicke und mehr oder weniger vorstehende Lippen, zurücktretendes Kinn und im ganzen längliches Gesicht. Die vielfachen Verschiedenheiten aber der Gesichtsbildung lassen auf mannigfache Rassenmischung schließen: australische, malayische, ja sogar europäische Gesichtsbildungen treten oft zwischen den Bewohnern ein und desselben Dorfes hervor. Ausgesprochene semitische Gesichtsbildung erscheint bei den Leuten der Gegend von Hatzfeldthafen geradezu auffällig. Im allgemeinen haben die Bewohner eines Dorfes resp. eines Stammes ähnliche Gesichtszüge, und im Anfang fällt es dem Neuling schwer, Papua von Papua zu unterscheiden. Je länger man aber unter diesen Leuten lebt, um so mehr wird man sich bewußt, allein aus den Gesichtszügen urteilen zu können, welcher Gegend, ja sogar welchem Dorfe dieser oder jener vorher nie gesehene Papua angehört. In der Färbung des Haares habe ich einzelne Variationen beobachtet, es dürfte daher nicht richtig sein, das Haupthaar der Papua durchweg als glänzend schwarz zu bezeichnen. Braunschwarze, ja sogar rötlichbraune Färbung habe ich in Gegenden beobachtet, wo ein künstliches Färben des Haares, wie beispielsweise in Neu-Pommern, absolut nicht Sitte ist. Das trockene, krause Haar erreicht eine Länge von dreißig Centimetern. Von Jugend auf wächst es in krausen Büscheln. Nur einmal habe ich in Hatzfeldthafen einen etwa zehnjährigen Jungen angetroffen, der unser aller Verwunderung erregte, da derselbe etwa zwei bis drei Centimeter langes, absolut glattes Haar hatte. Was aber die Frisur des Haupthaares anbelangt, so erleidet dieselbe hier wohl mehr wie in irgend einem anderen Lande die vielfachsten und absonderlichsten Abweichungen vom gewöhnlichen, das den Haarwuchs mittels eines Kammes aufwärts und seitwärts zu einer mächtigen Perücke auseinander zaust. Bisweilen findet man den Vorderkopf kürzer geschoren als den Hinterkopf, einige, wie z. B. die Bewohner der südlichen Gebirge von Finschhafen, packen den dicken Haarwulst in ein Netz zusammen. Eigentümlich aber sind die Haartrachten der Männer in der Gegend von Hatzfeldthafen. Sobald der Mann verheiratet ist, packt er die ganze Perücke nach hinten zusammen und bringt dieselbe in ein mehr oder weniger kunstvoll gearbeitetes Körbchen, aus dem dann noch ein ansehnlicher Büschel hervorsieht. Auf der Murray-Insel tragen alte Männer Perücken; sobald sich nämlich graue Haare zeigen, werden dieselben sorgfältig ausgerissen, wenn sie aber so zunehmen, daß man den ganzen Kopf rasieren müßte, um sie zu vertilgen, so nehmen sie, um diese Schande zu verdecken, ihre Zuflucht zu Perücken. Die Frauen tragen durchweg die Haare kurz geschnitten — an einigen Stellen der Südküste rasieren sie sogar die Köpfe —, bei Hatzfeldthafen hingegen auf die Stirn und Nacken herabfallende Löckchen, die durch einen roten oder schwar-



Mann von der Insel Salvati.
(Nordwestküste von Neu-Guinea.)

zen lehmartigen und widerlich riechenden Klebstoff zusammengehalten werden. Die Barthaare sind im allgemeinen spärlich; nur bei alten Männern habe ich mittelstarke Backenbärte gesehen, die in Hatzfeldthafen ebenfalls durch eine Art rote oder schwarze klebrige Knollen büschelweise zusammengehalten werden. Die Frau ist etwas kleiner als der Mann. Eine häßliche Sitte ist die des Schwarzfärbens der Zähne bei Männern und alten Frauen. Es ist dies eine mühevolle und sogar kostspielige Sache. Nur bei Mädchen und jungen Frauen sieht man tadellose weiße Zähne. Obgleich die Kleidung dieser Leute sehr wenig kompliziert ist, wie dies das Klima und die Beschaffenheit des Landes mit sich bringt, so kommt vollständige Nacktheit doch nicht vor. Von den Weibern werden überall kurze, auch wohl bis an die Knie reichende bunte Gras- oder Faserröckchen getragen, während die Bekleidung der Männer für das Auge des civilisierten Europäers viel unzureichender erscheint, aber mannigfaltiger ist. Sie besteht hier aus einer schmalen Binde von buntgefärbter bastartiger Baumrinde, dort aus einer breiteren, welche die ganze Lendengegend verdeckt, am Augustafluß sogar teilweise nur aus einem Stückchen Bambusrohr, das nur den Zweck hat, einen geringen Teil der Lendengegend einzuhüllen, um dieselbe vor den Stichen der Moskitos und sonstigem Ungeziefer zu schützen. Dessenungeachtet ist das Schamgefühl, der Begriff des Schicklichen und Anständigen bei diesen Leuten verhältnismäßig ebensogut entwickelt wie bei uns im civilisierten Europa. Der Papua wäscht sich niemals! Der Begriff, mit Hilfe von Wasser eine Reinigung des Körpers vorzunehmen, geht ihm vollständig ab. Wie viel weniger würde er seine Kleider waschen. Im Anfang, wenn man vor Beginn einer Arbeit den Papua veranlaßte, seine Hände zu waschen, verlangte er für diese Arbeitsleistung zunächst eine besondere Bezahlung.



Leute von der Geelvinkbai.
(Nordwestküste von Neu-Guinea.)

Die Erscheinung, daß so geringfügig bekleidete Menschen sich einen verhältnismäßig großen Aufwand an Schmucksachen leisten, mit denen die Männer oft überladen sind, ist eine Eigentümlichkeit aller Südsee-Insulaner. Sie haben es ihrer Umgebung abgesehen, wohl allein schon dem Paradiesvogel, daß die Männchen den Schmuck tragen, die Weibchen dagegen ganz schlicht und schmucklos einhergehen. Kaum weiß man, will man eine solche Papuatoilette schildern, welchem der vielen Gegenstände am meisten Wert beizumessen ist. Ohrringe, Nasenringe, kleinere und größere Pflöckchen in den Nasenflügeln werden mit Vorliebe aus Perlmuttermuscheln mit vieler Kunst und großem Geschick gefertigt und namentlich in der Gegend von Hatzfeldthafen getragen. Armbänder und Fußringe, welche gleichzeitig dazu dienen, die Muskulatur zusammenzuschnüren, werden mit geradezu erstaunlicher Geschicklichkeit in schönen Mustern und Façons aus Faserstoffbast und Gräsern geflochten, mit kleinen und größeren Muschelstücken, die entweder zu einer Art Perle oder zu Ringen sorgfältig geschliffen sind, besetzt, und von jungen Leuten fast stets getragen; eng geschnürte und kunst-

voll mit Muschelbesatz ausgestattete Bauchriemen, Halsketten aus Hundezähnen zusammengesetzt, Brustschmuckgegenstände bestehend aus Muscheln, Eberhauern, Flechtwerk und Hundezähnen, Stirnbänder aus Muscheln mit Hundezahnbesatz, prachtvolle, bis über die Knie reichende Lendenschürze aus Flechtwerk, Bast und kostbarem Muschelbesatz, der aber nur bei Festlichkeiten angelegt wird, bunte Federn, schöne Blumen, die im Haar und in den Armbändern befestigt werden, bilden den hauptsächlichsten Schmuck, der je nach der Gegend einzelnen Feinheiten und Abweichungen in Bezug auf Zusammensetzung und Form unterworfen ist. Noch gehört zum Aufputz dieser Leute ein lose im krausen Haar sitzender Steckkamm, mit dem sich der Besitzer gelegentlich an Kopf und Körper herumkratzt, dessen er sich aber auch bedient, um seinem Gast eine gekochte Banane oder einen sonstigen Leckerbissen darzureichen. Diese Kämme haben vielfache Formen, sie sind teils einfach aus dickem Bambusrohr geschnitzt, teils aus einzelnen feinen Zinken mit Flechtwerk zusammengesetzt und mit bunten Federbüscheln am Ende verziert. Die Frauen gehen allgemein recht schmucklos einher, sie legen überhaupt wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung. Hier ist es der Mann, der seinen Körper mit brauner Erdfarbe bestreicht, mit Fett einreibt und sein Äußeres bei jeder Gelegenheit im Spiegel eines klaren Baches, vor allem seine Haarfrisur kontrolliert und in Ordnung bringt. Dementsprechend ist der Sinn für schöne Formen hier in ganz überraschender Weise ausgebildet. Viele Geräte und Waffen sind sogar mehr vom Standpunkt der Kunst aus zu betrachten, als von dem des Gebrauchs. Die einfach konstruierten Kanoes sind oft erstaunlich künstlerisch ausgestattet. Geschmackvolle gemalte Muster, Schnitzereien, dem Vorbilde der Natur nachgeahmt, so z. B. Krokodils- und Vogelköpfe, Fische, Eidechsen und Schlangen darstellend. Gleichfalls mit schönen Mustern sind die Schwerter, Speere und Keulen versehen, die Einschnitte mit roter, weißer und gelber Farbe ausgefüllt, am Ende der Speere bunte Federbüschel angebracht. Alle Hausgeräte, sowie die einfachen Musikinstrumente sind mehr oder weniger kunstvoll geschnitzt. So z. B. gebraucht der Papua als Kopfkissen ein schmales Holzbänkchen, das er sich zum Schlaf unter den Hinterkopf legt. Das eigentliche Bänkchen wird getragen von einer, eine männliche Figur darstellenden sitzenden Person, bei der der Kopf tief zur Brust herabgedrückt ist, so daß das Bänkchen auf Nacken und Schulter ruht. Nur ein einziges solches Bänkchen ist mir vor Augen gekommen, und es dürfte dies mir erwähnenswert erscheinen, bei welchem die Figur mit erhobenen Armen das eigentliche Kopfkissen trug.

Eine eigentliche Tättowierung, wie sie in einzelnen Gegenden der Südküste von Neu-Guinea üblich ist, kommt hier nicht vor. In Hatzfeldthafen hingegen sind reliefartige tiefe Einschnitte an den Schultern und Oberarmen durchweg üblich.

Nachdem wir nun den einzelnen Papua in seiner äußeren Erscheinung kennen gelernt haben, lade ich die Leser zu einem Ausfluge nach einem Neu-Guinea-Dorfe ein. Ein solches liegt entweder an der Meeresküste oder im Waldinnersten, oder auch auf einem Berge. Sobald sich Weiße einem solchen nähern, laufen Frauen und Mädchen gewöhnlich weg; es ist so Instruktion ihrer Gebieter. Sind wir aber einmal beim Thema angelangt, so ist es ratsam, dasselbe sofort zu erschöpfen. Und so mögen hier ein paar allgemeine Bemerkungen Platz finden über die Form, in welcher sich die Weiblichkeit dieses Völkerkreises in Neu-Guinea darstellt. Die jungen Mädchen sind im allgemeinen von schlankem gutem Wuchs, an einzelnen Stellen des Landes können sie von Gesicht als häßlich, dort als einfach, an einer dritten als hübsch bezeichnet werden. Im Verkehr sind diese schwarzbraunen Schönen schüchtern, fast abstoßend. Sucht man sie durch Geschenke anzulocken, so kommen sie kokettierend, mit einem scheuen Seitenblick auf ihre eifersüchtigen Herren, verlegen und zögernd näher, um die hingehaltenen Perlen und bunten Tücher aus einer gewissen Entfernung mit erkünstelter Zaghaftigkeit in Empfang zu nehmen. Junge Weiber und Mädchen erscheinen uns in ihrem ganzen Auftreten, durch ihre graziösen Bewegungen, durch ihr zartes glockenhelles Stimmchen bei ihren oft fast angenehmen und ebenmäßigen Gesichtszügen, als echt weibliche Wesen.

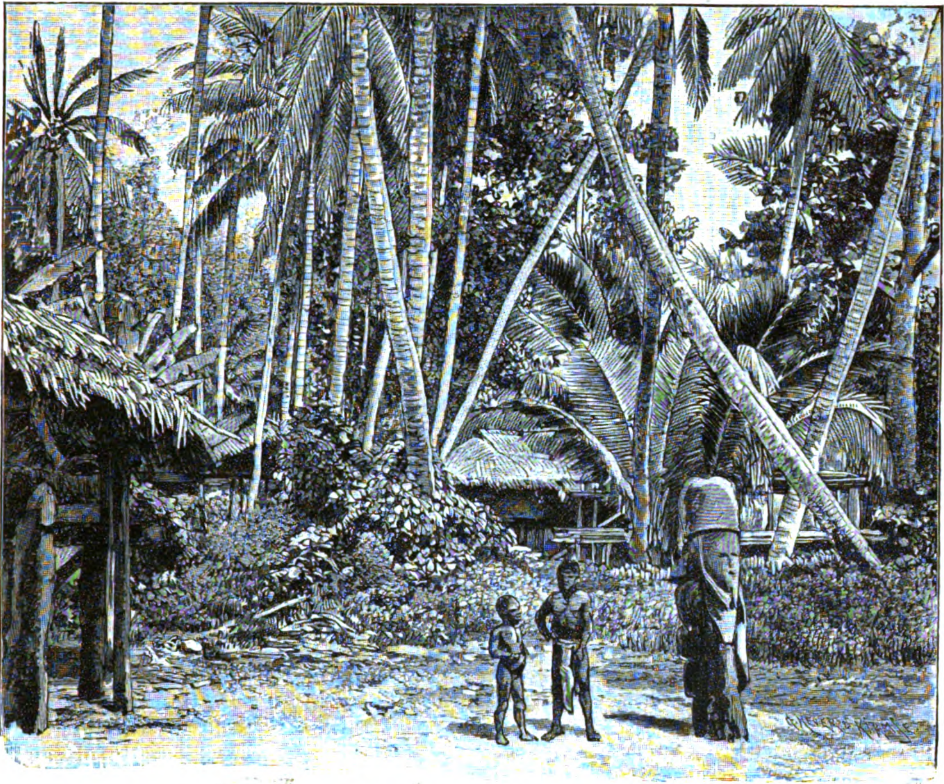
Selten aber dürfte ein Naturvolk so eifersüchtig auf seine Weiblichkeit sein, wie diese Leute, und man kann wohl sagen, daß in Bezug auf die Weiber — wenigstens kommt es uns so vor — überraschend strenge Sitten bei diesem Naturvolk herrschen. Daß diesen Weibern eine nur kurze Jugend beschieden ist, kann man daraus erkennen, daß unter den verheirateten Frauen verhältnismäßig sehr wenig hübsche zu finden sind; es ist dies ein Los, das sie mit den Frauen so ziemlich aller Tropenbewohner teilen. Das frühzeitige Heiraten, die schweren Arbeiten, denen sie von frühester Jugend an obliegen, mögen wohl hauptsächlich dazu beitragen. Der Frau fällt das Reinhalten und Abernten der Pflanzungen, das Heimholen des Wassers, des Feuerholzes, das Kochen, das Fischen mit dem Netz, die Anfertigung alles dessen, was Schmuck und Bekleidungsgegen-



Dorf Bussum. (Neu-Guinea, Distrikt Finschhafen.)

stände anlangt, zu. Sie besorgt auch den kleinen Viehbestand, ja sogar das Säugen junger Hunde und Schweine. Nur die schweren Arbeiten, wie das Niederlegen des Waldes zur Anlage einer Pflanzung, der Wege- und Hüttenbau, die Anfertigung der Waffen, der Bau der Fahrzeuge werden durch die Männer ausgeführt, während der Betrieb des Handels, das Jagen und Fischen mit dem Speer lediglich ein Vergnügen für sie ist. Die Frau steht absolut in keinem sklavischen Verhältnis zum Manne, und wenn auch äußerlich ihr Verhältnis zu ihm als ein sehr untergeordnetes erscheint, so ist sie recht wohl von großem Einfluß auf die wichtigsten Entschließungen und die Handlungsweise desselben. Mehrfach wollte mir der Mann einen schönen Schmuckgegenstand verkaufen, indessen die Frau erhob Einwand, riß ihrem leichtsinnigen Manne das Stück aus der Hand und verschwand damit mit vorwurfsvollen Gebärden im Hause, wo man sie noch nach einer halben Stunde Mord und Zeter schreien hörte.

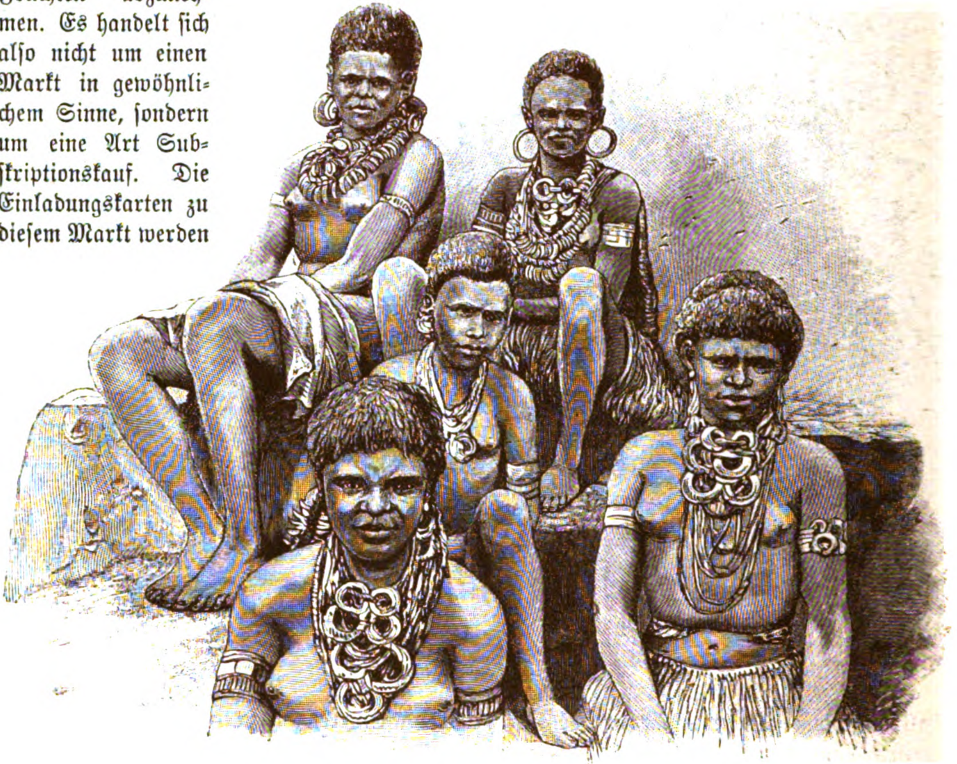
Kehren wir aber zurück zur Idylle des Papuadorfes. Es liegt gewöhnlich unter hundert bis zweihundert Kokospalmen, auch fehlen selten Bananen, so daß die Scenerie ein echt tropisches Aussehen gewinnt. Die Häuser sind durchweg rechteckig aus Baumstämmen, Bambusrohr und Lianenbast zusammengefügt. Meist stehen dieselben auf Pfählen, und im Gebirge reichen die hohen dichten Gras- und Faserdächer der Häufigkeit des Regens wegen bis zum Boden herunter. Eine einfache Holzleiter, meist sogar nur ein mit Einschnitten versehener Baumstamm geleitet zum Inneren der Hütte, die oft noch mit einem einer Veranda ähnelnden und überdeckten Vorbau versehen ist. Der Fußboden besteht aus Bambusrohrstäben, die wenig regelrecht und dicht mittels Lianen zusammengefügt sind. Als Thür wird ein schlechtes Gitterthor vor die kleine, meist viereckige Pforte vorgestellt und nur selten mit den Pfosten verbunden. Die Häuser sind meist schmucklos; an einzelnen Stellen sind an denselben Bretter angebracht, die mit allerhand Figuren, erhaben geschnitzt, verziert sind, wie mit Fischen, Krokodilen, Menschenköpfen und schönen Mustern; auch ist hier ein rot und weißer Anstrich üblich. An der Südküste gleichen an verschiedenen Stellen die einzelnen Häuser in der Form einem Kanoe, dieselben sind auch teilweise an der Außenseite mit Kokosnüssen, Muscheln, vorzugsweise aber mit Menschenschädeln dekoriert; letztere stammen dann von getöteten und verspeisten Feinden. Wieder an anderen Stellen stellen die Häuser in ihrer Bauart einen Alligator mit offenem Rachen vor; die Veranda vor dem Hause ist die untere, das vorspringende Schutzdach über derselben die obere Kinnlade, während das eigentliche Haus den Körper des Tieres darstellt. Eine Ordnung in der Anlage der Dörfer existiert nicht; nur an der Südküste sollen die Häuser teilweise in Straßen geordnet sein. Die großen Dörfer, die selten vorkommen, bestehen aus hundert bis hundertfünfzig, die kleinen aus vier bis zwanzig Häusern mit dreißig bis tausend Seelen. Gewöhnlich bewohnt eine Familie ausschließlich ein Haus, größere Familien bewohnen deren mehrere. Die Junggesellen eines Dorfes wohnen getrennt von den Familien zusammen in einer besonderen Behausung. Jedes Dorf hat seinen Ältesten, dessen Einfluß und Machtbefugnisse zwar noch nicht genügend festgestellt sind; allerdings nach dem, was man äußerlich wahrnimmt, müssen dieselben in vielen Dingen ganz bedeutende sein. Jedenfalls konnte man überall bemerken, daß die Macht der Häuptlinge hauptsächlich auf allerhand Firlefanz beruht, den sie ihrem Volke mit der größten Überzeugung und Gemütsruhe vormachen. Die Häuptlingschaft ist erblich; sie verbleibt möglichst in derselben Familie. Mit einbegriffen in dieselbe ist die Kenntnis der Signalsprache durch das Muschelhorn und die großen Trommeln. Es ist dies die größte geistige Leistung, welche diese Insulaner aufzuweisen haben und die geradezu bewunderungswürdig erscheint. Meilenweit verständigen sich diese Leute auf das sicherste und mit solcher Genauigkeit, daß manches Telephonamt vor Neid gelb werden könnte. Gewöhnlich sind es nicht mehr als zehn bis zwanzig Dörfer, die bei gleicher Sprache unter der Führung eines Oberhäuptlings einen Stamm ausmachen, die ihre Festlichkeiten zusammen feiern und, fast abgeschlossen gegen die übrige Welt, untereinander einen wenig regen Verkehr unter-



Dorf Suam bei Finschhafen.

halten. Mehr als zwei bis drei Quadratmeilen Landes umfaßt ein solcher Stamm nur in den seltensten Fällen. Alles übrige ist fremdes, meist unbekanntes Land. Nur die Bewohner der dem Festlande vorgelagerten Inseln, die im Kanoebau große Geschicklichkeit besitzen und erstaunlich erfahrene Seeleute sind, machen größere Reisen, um ihre Produkte, wie schön geschnitzte Holzschüsseln, bearbeitete Muscheln und allerhand Schmucksachen, gegen Töpfe und Lebensmittel einzutauschen. Die Kanoes bestehen aus einem etwa zwanzig bis dreißig Fuß langen, an beiden Seiten flach behauenen, ausgehöhlten und an beiden Enden zugespitzten Baumstamm. Der Hohlraum wird durch zwei aufgesetzte Seitenwände erweitert, darauf ein Sitzbrett angebracht. Zwei Ausleger mit einem leichten, an beiden Enden zugespitzten Scheit Holz machen ein Umkippen unmöglich. Das ganze Gebäude ist mit Lianenbast und hölzernen Nägeln verbunden. Dazu ein einfaches aus Schilf oder Faserstoff geflochtenes Segel. Diese Fahrzeuge repräsentieren oft prachtvolle Kunstwerke an Schnitzerei und Bemalung mit schönen geschmackvollen Mustern. Andere Verzierungen fehlen hier, während an der Südküste die Kriegskanoes beispielsweise mit Muscheln, Kokosnüssen, Wimpeln und hauptsächlich mit bemalten Schädeln verziert sind; bis zu dreihundert Meilen über offene See werden mit diesen Fahrzeugen zurückgelegt. Daher liegt auch der Haupthandel in den Händen der kleinen Insulaner. Derselbe ist sehr geringfügig und besteht lediglich aus einem Eintausch; eine Art Geld existiert hier nicht. Zu gewissen Zeiten, hauptsächlich nach der Ernte der Feldfrüchte, werden auf dem Festlande regelrechte Markttage abgehalten. Von einem solchen kann ich Details berichten, die mir wert erscheinen, hier Platz zu finden. Ist die Ernte der Pflanzung reichlich ausgefallen, so wird beschlossen, einen Markt abzuhalten, auf welchem das Mehr des eigenen Bedarfs veräußert werden soll. Auf diesem Markt ist jedoch nicht jede Person zum Kauf berechtigt, sondern nur solche,

welche vom Dorfältesten zum Kaufe eingeladen sind. Diese Geladenen verpflichten sich bei Zusage der Einladung, nun auch jedes Quantum an Früchten abzunehmen. Es handelt sich also nicht um einen Markt in gewöhnlichem Sinne, sondern um eine Art Subskriptionskauf. Die Einladungskarten zu diesem Markt werden

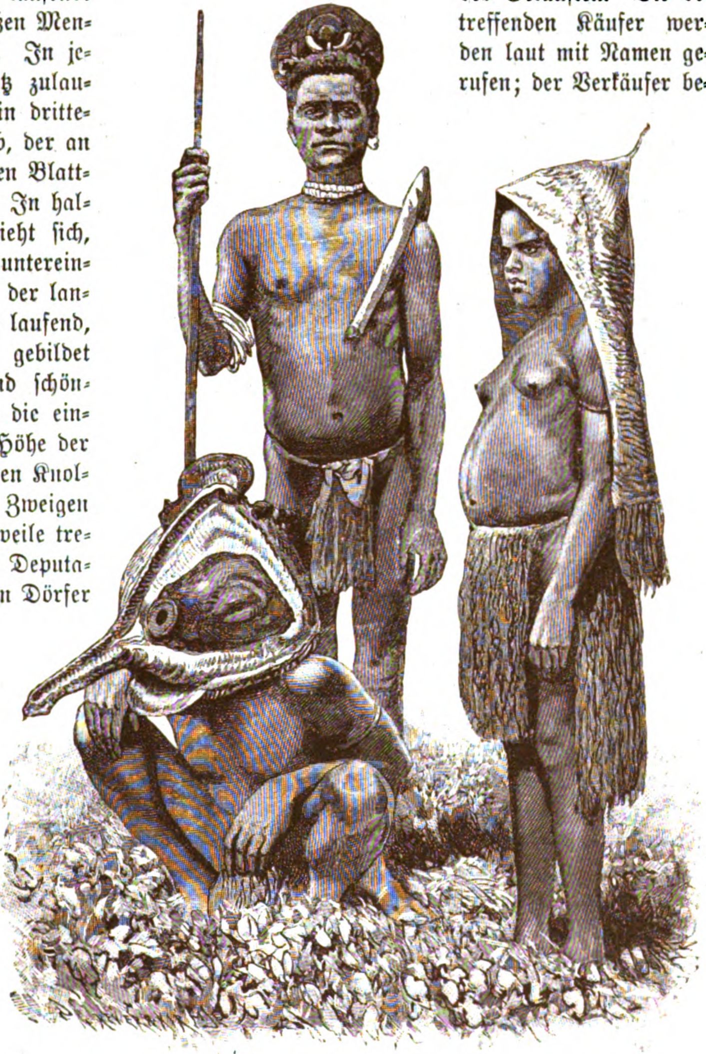


Mädchen aus Lalu. (Neu-Guinea, Astrolabe-Bai.)

in der Gestalt einer Palmenblattrippe schon mehrere Tage vorher an die betreffenden Personen abgegeben. Kurz nach Sonnenaufgang wird es in dem Versammlungsort der Marktgäste lebendig. Die Tauschhabseligkeiten sind bald zusammengepackt, und man ordnet sich zu einem langen Zuge, der sich nach vielem Geschrei und Hin- und Hergerede auf dem schmalen Pfad in Bewegung setzt. Voran gehen bewaffnete Männer und Knaben, um die Schultern hängen die langen Netze, vollgepackt mit Töpfen, Schmucksachen und vielem Krimskram. Darauf folgen die Weiber und Mädchen, die hauptsächlich die Lasten zu schleppen haben. Es folgt dann die Nachhut, bestehend aus den einflußreichsten Männern, bis an die Zähne bewaffnet. Ältere Knaben, die sich schon zu den Erwachsenen rechnen, halten sich gleichfalls hier auf, kaum der Last der Speere, der Bogen und Pfeile und Schilde gewachsen, aber dennoch mit wichtiger ernster Miene. So geht es dem Marktplatze zu, der unter vielem Geschwätz über dieses und jenes abzuschließende Geschäft ohne viel Anstrengung erreicht wird. Derselbe wird nämlich nicht im Dorfe, sondern auf einem besonders eingezäunten Platze in der Plantage abgehalten, wo die Waren ausgelegt sind und die Ältesten und der Häuptling des Dorfes, auf der Erde sitzend, die Gäste erwarten. Letztere gehen zunächst schweigend mit ernsten Gesichtern in feierlichem Zuge an dem Häuptling vorüber, der für sein Teil gleichfalls stumm die eintretenden Gäste mustert, die sich nunmehr abseits versammeln und ihre Lasten ablegen. Es ist diese Ceremonie die allgemein übliche Art der Vorstellung, wie diese Leute zu einer Festlichkeit oder sonstigen offiziellen Gelegenheit in einem befreundeten Dorfe erscheinen. Darauf findet eine besondere gegenseitige Begrüßung der Häuptlinge statt, die, ohne besondere Formen zu beachten, aufeinander

zuschreiten. Nunmehr erscheinen auch die übrigen Dorfbewohner, sowie die benachbarten Dörfer, so daß binnen kurzem an fünf- bis sechshundert Seelen hier versammelt sind, die sich bald um zahlreiche Lagerfeuerchen gruppieren und die soeben auf dem Knie gerollten und mit einem grünen Blatt umwickelten Cigarren von Mund zu Mund gehen lassen, indem sie ein paar tiefe Züge thun, den Dampf in die Lunge einziehen, durch die Nase ausblasen und einen widerwärtigen Geruch verbreiten.

In Form eines Vierecks liegen, in zahlreichen Haufen gleichmäßig gestapelt, in einer Entfernung von zwei Metern die Knollenfrüchte; drei parallel laufende Reihen bildend in großen Mengen Yams und Taros. In jedem einzelnen der spitz zulaufenden Haufen steckt ein drittehalb Meter hoher Stab, der an seiner Spitze mit bunten Blattbüscheln dekoriert ist. In halber Höhe desselben zieht sich, die einzelnen Stäbe untereinander bindend und mit der langen Seite des Vierecks laufend, eine Guirlande hin, gebildet durch die größten und schönsten Knollen, während die einzelnen Stäbe bis zur Höhe der Guirlande mit kleineren Knollen und mit grünen Zweigen verziert sind. Mittlerweile treten nun die einzelnen Deputationen der verschiedenen Dörfer unter der Führung ihres Häuptlings oder dessen Stellvertreters an die einzelnen Haufen heran Der Führer hält in der Hand eine lange Blattrippe, die er zunächst unter Ausstoßen eines langgezogenen Rufes in der Luft schwingt, und berührt dann dreimal mit derselben den betreffenden Haufen der Früchte. Wie alle Geschäfte mit der größten Ruhe oder sagen wir Faulheit — Zeit spielt bei diesen Handelsleuten keine Rolle — abgemacht werden, so geschieht es auch hier. Mit vieler Umständlichkeit wickelt diese Einkaufskommission ihre Geschäfte ab und gönnt sich dann bald die verdiente Ruhe. Dann aber erhebt sich alles und schließt den ganzen Stapelplatz in großem Kreise ein. Die führenden Häuptlinge ergreifen wieder ihre grünen Amtsstäbe, und nunmehr erschallt aus allen Kehlen ein gellendes Geschrei, das vom Dorfe aus mit Trommeln beantwortet wird. Nunmehr beginnt der eigentliche Verkauf oder vielmehr die Zusage des Gekauften. Die betreffenden Käufer werden laut mit Namen gerufen; der Verkäufer be-



Leute vom Kaiserin-Augusta-Fluß. (Kaiser-Wilhelms-Land.)

rührt die Waren mit seinem Stabe, und seine Umgebung bricht in einen Beifallsruf aus, wenn der auf die Ware aufgelegte Kaufpreis für genügend erachtet worden ist. Nachdem in dieser Weise der Verkauf beendet, hört jede Ruhe und Ordnung auf; denn nun beginnt eine Art Nachmarkt, indem sich die Käufer gegenseitig Anerbieten machen und Geschäfte abschließen. Unter vielem Geplauder zieht dann bald die in dem volksarmen Lande einer Völkerwanderung gleichende Handelskarawane ab. Beide Teile, Käufer und Verkäufer, jeder für sich zufrieden. Der Handel wird auch durch einzelne Unternehmer weit nach dem Inneren hin betrieben; der meiste Handel ist aber Gelegenheitshandel, je nach Bedarf und Überfluß. So kommen Dinge in Handel, von denen kein Eingeborener weiß, woher dieselben stammen. Beispielsweise der grauschwarze Stein, der zu Keulen und Äxten verarbeitet wird. Es ist derselbe Stein, der über die ganze Südsee und Australien verbreitet ist; den man sogar in europäischen Pfahldörfern, wo er zu gleichen Zwecken diente, ausgegraben hat.

Sehr wenig wählerisch verhalten sich die Papuas in Bezug auf ihre Nahrung. Desgleichen ist die Erlangung derselben und ihre Zubereitung sehr einfacher Natur. Yam, Taro, Bananen, Brotfrüchte und Sago sind die hauptsächlichsten vegetabilischen, Schwein, Hund und Fisch die vorzüglichsten animalischen Nahrungsmittel. Nebenbei werden noch Kokosnuß, Zuckerrohr, Kürbis, verschiedene Waldfrüchte, Wurzeln, Stengel, Blüten, Samen, wilde Weinbeeren, Mango, Pandanusfrüchte, Papaia, Ingwer, viele wilde Feigenarten u. s. w. verzehrt. Schnecken, Eidechsen, Käfer mit Haut und Haar, ein junges Krokodil, Leguane, Schlangen, fliegender Hund, Fledermaus, Frösche, Austern, Ratten, Schildkröte, Huhn, die meisten Vögel werden gelegentlich verzehrt. Einen älteren Mann traf ich bei Hatzfeldthafen, der auf einem mächtigen morschen Baumstamm saß und eifrigst damit beschäftigt war, denselben nach einer besonderen Richtung hin zu verarbeiten. Wohl Hunderte von cirka fünf bis zehn Centimeter großen, fetten, weißen und gelben Larven und Maden praktizierte er mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus den Rissen und Löchern hervor, den Stamm zerhackend, die er lebendig auf der Zunge zerdrückte und ohne zu kauen, mit gierigen Augen, schnalzend und mit sichtlicher Befriedigung hinunterschluckte. Yam, Taro und Banane werden gepflanzt. In nächster Nähe, aber auch auf weiten Entfernungen liegen um die Dörfer herum die mühselig meist noch mit Steinbeil in den Urwald eingehauenen Lichtungen, in denen die Pflanzungen angelegt werden. Wie schon erwähnt, fällt hierbei dem Manne der schwerere Teil der Arbeit zu, das Niederlegen der mächtigen Waldbäume, während alle übrigen Geschäfte von den Frauen besorgt werden.

Mit die mühsamste Arbeit ist die Umfriedigung der Pflanzung mit einem dichten Zaun aus Ast- und Flechtwerk, der so stark sein muß, daß er das Eindringen der wilden Schweine verhindert. Der kleine, schakalähnliche Hund, Schwein und Huhn werden gezüchtet. Darauf beschränkt sich aber auch der ganze Viehbestand. Alle übrigen Nahrungsmittel entnehmen sie der Natur. Als Genußmittel können nur der Tabak, der in ihren Plantagen mit wenig Verständnis in einzelnen Stauden gebaut wird, und das sogenannte Betelgemisch angeführt werden. Der Genuß des letzteren besteht darin, zuerst den Kern der grünen Betelnuß zu kauen, dann aus einer Kürbisflasche gelöschten Korallenkalk zu kosten und endlich die Rinde des Betelpfeffers nebst scharfschmeckenden Blättern zu kauen. Getränke nehmen die Eingeborenen nur als Wasser und Kokosmilch zu sich, solche berauschender Natur sind den meisten Stämmen unbekannt. In der Astrolabebai werden von jungen Mädchen sauersüßlich schmeckende Wurzeln ausgekaut und der auf diese Weise ausgesogene Saft in einen Topf gespuckt. Diese Mischung bleibt einige Wochen stehen, sie geht dann in Gärung über und soll berauschender Natur sein. Das Anbieten derselben zum Genuß wird als eine besonders ehrende Auszeichnung für Gastfreunde angesehen.

Abgesehen von den in allernächster Nähe der europäischen Ansiedelungen gelegenen Dorfschaften, befinden sich die Bewohner von ganz Neu-Guinea heute noch im Zeitalter des ausschließlichen Gebrauches von Steinwerkzeugen. Alle Geräte und Werkzeuge

sind wie die Waffen aus Holz, Stein, Knochen oder Fischgräten gefertigt. Der Hausrat und alle Geräte sind sehr einfacher Art. Als Rasier- und Schermesser dient eine scharfe Muschel, neuerdings Glasscherben; als Küchenmesser ein Stückchen Bambus. Die Industrie ist gleichfalls verschwindend geringfügiger Natur. Erwähnenswert ist nur an einzelnen Stellen die Anfertigung von Töpfen und Gefäßen, die trotz Mangels der Drehscheibe im großen betrieben wird; ferner die Herstellung von kunstvoll geschnitzten und mit geschmackvollen Mustern versehenen Holzschüsseln in Form eines Kanoes, sowie die ebenfalls mit den phantastischsten Mustern bearbeiteten Kokosschalen, die als einfache Schalen und Körbchen in den Handel kommen.

Die Sprachverhältnisse in Neu-Guinea sind ganz merkwürdiger Natur. Oft haben drei und vier nur drittehalb Stunden auseinander liegende Dörfer jedes seinen besonderen Dialekt, deren Worte absolut keine Ähnlichkeit miteinander haben. Bei weiter auseinander liegenden Distrikten sind die Sprachen völlig verschieden. So zum Beispiel heißt:

	in Finschhafen	in Hatzfeldthafen
gut	maiam	lob
schlecht	se	kumok
Mann	namala	moande
Frau	palingo	nanana
kommen	taming	oborei
Wasser	bü	äg
groß	kapunki	membevoa
klein	sanu	lelep
Eisen	kī	bä
eins	teng	da
nur eins	tagengen	undala
zwei	luagi	ngner
drei	télia	ngarob
vier	alí	ngarambam
fünf	lämelu	icur

Das größte Sprachgebiet hat eine Küstenlänge von zehn bis fünfzehn Kilometern, während nach dem Inneren hin die Ausdehnung noch viel geringer ist. Eine Schrift irgend welcher Art existiert hier nicht. Die meisten Eingeborenen sprechen wenig mehr als ihren eigenen Dialekt, es befinden sich aber in jedem Dorfe einige, welche die Nachbarsprache beherrschen.

Alle Religion dieser Papuas, wenn man von einer solchen sprechen darf, scheint auf einen gewissen Ahnenkultus hinauszugehen. Kaum glaubt man von diesen Leuten als von Wilden sprechen zu dürfen, beobachtet man ihre hingebende Pietät gegen die Verstorbenen. Diese übertriebene Verehrung der Toten äußert sich in mannigfacher Weise. In den meisten Gegenden werden die Toten in regelrechten Gräbern, die mit nach ihren Begriffen kostbaren Brettern ausgelegt sind, bestattet. Zu einem Begräbnis finden sich starke Deputationen aller befreundeten Dörfer ein. Die Männer stehen da in vollem Waffenschmuck, die Frauen des Dorfes zu beiden Seiten des Grabes, indem sie unter phantastischen Gebärden ein Klagegeheul erheben: sie schlagen sich an die Brust, zerren ihr Haar, indem sie sich bald vorwärts, bald zur Seite und nach rückwärts beugen; es dauert so lange an, bis die Gruft mit Erde ausgefüllt ist. Chalmers erzählt von einem Gatten, der sich bei dem Begräbnis seiner Frau einige Zeit auf den Leichnam in das Grab gelegt, und nachdem er zu dem entflohenen Geiste einiges gesprochen, stand er auf und legte sich zur Seite des Grabes nieder. Nachdem das Grab zugeschüttet, setzten sich die Angehörigen und Freunde darauf und weinten, ihren Körper mit Asche beschmierend. Die Grabstätten, die sich in nächster Nähe der Hütten oder unter oder in denselben befinden, werden mit Steinen eingefaßt, mit kleinen Korallenstückchen bestreut und oft mit Ziersträuchern bepflanzt. In anderen Gegenden sind die Gräber mit einem Zaun umfriedigt und es befindet sich eine Schale mit Wasser auf denselben. In manchen Gegenden wird am Grabe ein Pfahl errichtet, woran Speer, Keule, Bogen und Pfeil des Verstorbenen aufgehängt werden; aber alles zerbrochen, um zu verhindern, daß es gestohlen werde; in gleicher Weise am Grabe der Frauen Kochgeschirr und Grasrock. Im Hinterlande von Konstantinhafen, sowie an vielen Stellen der Südküste werden die Toten in den Häusern in Bast und Blätter eingewickelt und an den Dachsparren aufgehangen.

Was das Schicksal der Menschen nach dem Tode anlangt, so ist die Vorstellung vorhanden, daß der Schatten oder Geist des Betreffenden im Urwald umherirrt; an anderen Stellen sagt man, der Geist eines Verstorbenen eilt in die Berge, wo er in

ewigem Glücke verbleibt, ohne Arbeit, ohne Sorge und reich an Betelnüssen. Oft kommt es vor, daß ein Eingeborener behauptet, des Nachts diesen oder jenen Verstorbenen gesehen zu haben. Kinder fürchten sich vor frischen Gräbern, und Erwachsene entfernen sich des Nachts nur ungern von ihren Wohnungen. Dies wohl auch aus anderen Gründen. Der Zustand der Furcht, wie sie die Wilden voreinander hegen, ist wirklich jammervoll; sie glauben, jeder Fremde, jeder andere Wilde trachte ihnen nach dem Leben. Das leiseste Geräusch, das Fallen eines dürren Blattes, der Tritt eines Schweines, das Vorbeifliegen eines Vogels erschreckt sie in der Nacht und macht sie vor Furcht zittern. Denn überall in Neu-Guinea ist es nicht der Stärkere, der aus dem Kampfe siegreich hervorgeht, sondern vielmehr der schwache, verächtliche Schleicher, der sich des Verrats und der Hinterlist am besten zu bedienen weiß. Daher sind an manchen Häusern Nußschalen an der Thür befestigt, die beim Öffnen Geräusch machen; Speere und Keulen liegen immer bereit. Die Furcht vor einem höheren Wesen, das in der Gegend von Finschhafen Balum genannt wird, in Hatzfeldthafen Nimbe, ist jedenfalls vorhanden, und alle die vielen Feste, die das Jahr über gefeiert werden, stehen mit diesen Begriffen in Zusammenhang, wie das Neumond- und das eigentliche Balumfest, das vierzehn Tage dauert und mit Schmausereien, Tanzvergnügen unter dem Blasen der weithin von Berg zu Berg schallenden und dumpf tönenden Muschelhörner gefeiert wird.

Mit vierzehn bis sechzehn Jahren werden die Knaben, etwas früher schon die Mädchen heiratsfähig. Der junge Mann wird mit den schönsten Schmucksachen, die der Vater oder er selber schon besitzt, kostümiert und von seinen Eltern zunächst auf Reisen geschickt, und zwar zu einem befreundeten anderen Stamme oder auch in ein Dorf des eigenen Stammes. Hier verweilt er einige Monate, indem er vollständige Gastfreundschaft genießt. Hat er seine Wahl getroffen, oder sich mit der ihm schon als Kind bestimmten Braut verständigt, so macht er sich eines Tages mit dieser aus dem Dorfe



Dorf Sagar. (Neu-Guinea, Astrolabe-Bai.)



Dorf Lallu. (Neu-Guinea, Astrolabe-Bai.)

heimlich davon: er muß also die Braut entführen. Der Vater und die nächsten Angehörigen des Mädchens tragen nun eine scheinbare Entrüstung zur Schau und drohen, dem Entführer den Garaus zu machen. Durch eine offizielle Deputation werden die Eltern oder sonstige Angehörige des Bräutigams von dessen empörender That feierlich in Kenntnis gesetzt. Einige Freunde des Entführers suchen diesen in seinem Versteck auf, wo er sich eine primitive Hütte gebaut und mit der Braut von dem lebt, was ihm die Freunde zustecken. Alsdann übernehmen diese die Vermittelung und treten mit den Eltern der Braut wegen der Entrichtung des Heiratsgutes oder des Kaufpreises, wie man es nennen will, in Verbindung. Es besteht bei Todesstrafe die strenge Vorschrift, daß das junge Paar während dieser ganzen Zeit in keinen geschlechtlichen Verkehr treten darf. Beide sollen hier gewissermaßen Not und Entbehrung kennen lernen und sich auf die gemeinsame Lebensreise würdig vorbereiten. Allerdings erzählte mir ein junger Mann, der sich kürzlich verheiratet hatte, mit schelmisch vergnügtem Gesicht, daß er diese Zeit zu etwas Besserem ausgenutzt habe. Ist nun nach vielen Umständlichkeiten der Preis für das Mädchen beigebracht, so wird das festlich geschmückte Brautpaar durch die Angehörigen der Braut unter großem Jubel aus seinem Versteck abgeholt und ins Dorf zurückgeführt, wo auf Kosten des Bräutigams je nach dessen Mitteln ein größeres oder kleineres Hochzeitsfest gefeiert wird. Das letztere besteht in Schweine- und Hundeessen mit Tanzvergnügungen und dauert oft mehrere Tage. Darauf begiebt sich das Paar auf die Hochzeitsreise, die aber nur den Zweck hat, bei allen Freunden und Bekannten die respektiven Hochzeitsgeschenke einzusammeln, während dessen den Neuvermählten von allen Dorfbewohnern ein Haus gebaut wird, eine Aufmerksamkeit, für die sich der junge Mann nach seiner Rückkehr mit einem abermaligen Festessen revanchiert. Die Monogamie ist vorherrschend, nur Häuptlinge und wohlhabende Männer dürfen sich den Luxus mehrerer Frauen gestatten. Alles, was die Frau mit in die Ehe bringt, ist Eigentum des Mannes. Untreue der Frauen 2c. wird mit dem Tode

bestraft, während sich die Männer derartige Excesse erlauben dürfen. Alte Junggesellen sind äußerst selten, alte Jungfrauen giebt es gar nicht. Die Knaben, welche aus einer Ehe hervorgehen, werden von dem Vater, die Mädchen von der Mutter erzogen. Letztere leben im Elternhause, während die Knaben schon in früher Jugend gemeinsam in dem vorher erwähnten Junggesellenhaus untergebracht und der Führung einer geeigneten Persönlichkeit anvertraut werden. Während die Mädchen schon früh zum Arbeiten angehalten werden, üben sich die Knaben im Jagen, Fischen, Klettern, im Gebrauch der Waffen, den größeren Teil des Tages aber im Herumlungern, Rauchen, Betrügen und Nichtsthun.

Die Tänze der Papuaner zeigen eine eigenartige und vollendete Grazie und Gewandtheit, sie zeigen wiederum, wie der Sinn für schöne Formen auch bei einem Volke vorhanden sein kann, das wir sonst als ein in der Kultur am tiefsten stehendes betrachten.

So schwierig es mir erscheint, die Schilderung eines solchen Tanzes zu entwerfen, so will ich es versuchen, wenn auch das gegebene Bild nicht annähernd der Wirklichkeit entsprechen wird. Man muß, um alles das zu empfinden, an Ort und Stelle sein, im Papuadorf bei vollem bleichem Mondeslicht; unter Palmen sitzen bei Fackelschein in dem phantastischen Hauche einer tropischen Nacht. Inmitten des kleinen Dorfes mit seinen bescheidenen Hütten ist ein freier Platz, umgeben von Palmen und Bananenblättern, im Hintergrunde die Laubflut des Urwaldes. Aus den Nachbardörfern oder Inseln sitzen Männer und Frauen im weiten Kreise herum auf der Veranda der Hütte oder auch auf der Erde. Die Frauen halten ihre kleinen Kinder im Arme oder auch in langen, über den Rücken hängenden Tragbeuteln. Hier wird von Kindern Brennholz zusammengeschleppt, dort stehen schon Kochtöpfe, in welchen das heutige lukullische Mahl bereitet werden soll. Da auf einmal erschallt im nahen Walde ein mächtiger, immer mehr anschwellender rhythmischer Männergesang, immer lauter werdend; immer deutlicher werden die Worte vernehmbar. Ein langer Zug, paarweise gruppiert, nähert sich dem Dorfe; immer deutlicher werden die dunkelbraunen Gestalten, schon kann man im Schein der Fackeln, die sie teilweise in der einen Hand schwingen, die freudigen Gesichter erkennen. Das vorderste Paar geht rückwärts, den feierlich anmarschierenden Zug übersehend, die Ordnung kontrollierend; das Tempo verändert sich, ein paar kurze, graziöse Nachstellschritte vorwärts und rückwärts, der Zug hält an, er bewegt sich in derselben Weise weiter vorwärts, dem freien Platze zu. Die Tänzer sind festlich geschmückt, die Männer tragen hohe Hauben, aus weißen Kakadufedern turmartig zusammengesetzt. Arme und Rücken sind mit allerhand buntem Laubwerk ausstaffiert. Sie tragen zum Teil einen kostbaren Schurz aus Bast, mit Hundezähnen und Muscheln besetzt. In der Hand eine Trommel, die im Takte des Tanzes mit der flachen Hand geschlagen wird. Arme und Beine sind weiß und rot phantastisch bemalt. Die jungen Weiber und Mädchen sind mit doppelten und dreifachen bunten Grasschürzchen ausgerüstet, welche die Bewegungen des Körpers mitmachen. Sie tragen Blumen und grüne Sträußchen in der Hand, die sie kokettierend in graziösen Bewegungen, dem Takte der Musik anpassend, hin und her schwingen. Auf dem freien Platze, gewöhnlich in der Mitte des Dorfes, angelangt, gruppiert sich der im Fackelschein bald hell, bald matt beleuchtete phantastische Zug dieser schwarzbraunen Gestalten zu einem regelrechten Viereck oder einem Kreise oder einer anderen Figur. Ringsum an den Häusern oder auch in der Nähe der Tänzer stehen die älteren Männer und Frauen, die nicht mehr tanzen, die Gruppe mit flackernden Fackeln beleuchtend und hier und da in ihrer Begeisterung mit einsetzend in herzzerreißenden Tönen in voller Hingabe des Gemüts, wohl auch auf der Stelle nach dem Takte trippelnd, ganz Auge und Ohr für die jugendlichen Tänzer. Der eigentliche Tanz beginnt. Wie graziös, wie gewandt und geschmeidig die Köpfe bald nach der einen, bald nach der anderen Seite herumgeworfen, bald vorwärts und wieder rückwärts gebeugt werden, während nach der entgegengesetzten Seite das Bein gespreizt und der Sprung ausgeführt wird; dies alles exakt im Takte der bald heller, bald dumpfer

tönenden Trommeln. Alle Tänzer begleiten ihre Bewegungen mit einem Chorgesang, dessen Melodie bald schwermütig, bald leicht und froh erklingt, je nach der Idee, dem Inhalt der Vorstellung. Gewöhnlich werden nämlich durch den Tanz bestimmte Ideen bildlich dargestellt; so der Kampf zweier Kakadus, die als Nebenbuhler um Liebe werben, oder zweier Paradiesvögel oder gar zweier Hähne.

In geistiger Beziehung muß man den Papuaner auf eine immerhin hohe Stufe stellen, wenn man auch zugeben muß, daß das, was wir sonst geistige Fähigkeiten nennen, oft nur als egoistische Schlauheit, ja Verschlagenheit, List und Hinterlist anzusehen ist. Zur Wahrung seiner Interessen besitzt er viel Geduld und Geschick, für erfahrene Ungerechtigkeiten hat er ein langes Gedächtnis, wenn er hofft, noch Kapital daraus schlagen zu können. Tiere werden roh behandelt; daß ein Tier Schmerz empfindet, darüber scheint der Papua noch nicht nachgedacht zu haben. Hunde und Vögel werden lebendig gebraten. Für Naturschönheit hat der Papua keinen Sinn. Sogar dem mit Feuerwaffen ausgerüsteten Europäer ist er in seinem Lande nur zu oft überlegen, namentlich im Gelände, durch sein erstaunlich scharfes Auge, das auf die weitesten Entfernungen noch Details erspäht, durch sein Geschick, das Gelände in einer unheimlich zweckmäßigen Weise zu benutzen, durch seine leichten, unhörbaren Bewegungen, durch seine Gewandtheit, sich im unwegsamsten Dickicht schnell fort zu bewegen, sein Geschick, überall mit den geringsten Hilfsmitteln zu seinen Zwecken zu gelangen, und seine Fähigkeit, sich allerwärts erstaunlich schnell zurecht zu finden. Im Gebrauch seiner Waffen zeigt er oft fabelhafte Geschicklichkeit. Als ich am 21. Mai 1888 mit meiner bewaffneten Truppe nach Hatzfeldthafen kam, wo die Eingeborenen mit einem Überfall gedroht hatten, entrierte der angeblich befreundete Irubam, der Älteste von Tombenam, einen Kriegstanz, um uns ihre Kunst im Speerwerfen ad oculos zu demonstrieren. Die meisten der Speerschützen trafen unter zehn Wurf auf fünfzig Schritt sieben- bis neunmal einen etwa zehn Centimeter dicken Baum an derselben Stelle. Der Menschenfraß ist hier an der Nordostküste bisher nur an einer Stelle beobachtet worden. Nordwestlich von Finschhafen in der Landschaft Poum traf der Reisende Richard Rohde eine Höhle an, die mit Menschenschädeln angefüllt war. Bei allen Schädeln ohne Ausnahme war die rechte Schläfengegend gewaltsam eingetrieben. Ein Jahr später landete hier die Mannschaft eines australischen Schoners. Die Poumleute waren gerade damit beschäftigt, ein menschliches Bein zu braten, Knochen lagen allerwärts umher. So weit ist dieser Umstand als erwiesen zu betrachten. Ich behaupte, daß der Kannibalismus in ganz Neu-Guinea seine Vertreter hat, die Erfahrung wird uns ja noch den gewünschten Aufschluß verschaffen. Meist bezeigten die Leute, wenn man danach fragte, großen Abscheu dagegen. Daß allerdings einzelne Leute aus Gebirgsdörfern sich damit rühmen, Menschenfleisch gern zu essen, ist noch kein Grund zur Annahme dieses Umstandes als Thatsache. Im Süden der Insel steht der Kannibalismus noch in voller Blüte.

Schnell und unaufhaltsam fallen die Sitten und Gebräuche des Papua überall da, wo er mit dem Europäer dauernde Bekanntschaft macht, der Vergessenheit anheim.





Otto Roquette.

Von

Ludwig Geiger.

Otto Roquette, dessen jüngst eingetretenen Tod wir beklagen, gehörte zu den Männern, die, durch ein Jugendwerk berühmt geworden, einem großen Leserkreise ausschließlich als Dichter dieses Werkes galten. Das war ein Ruhm und zugleich eine Last. Denn jenes liebliche Büchlein, „Waldmeisters Brautfahrt", erschien dem Dichter, wenn es ihm auch später noch gefiel, keineswegs als Lebenswerk; erhob er doch den Anspruch, durch andere vollgültige Werke ein Anderer, Bedeutenderer geworden zu sein. Jene Dichtung stammt aus dem Jahre 1851; er aber hat ununterbrochen, fast bis zu seinem Lebensende, also fünfundvierzig Jahre fortgedichtet; sollte nichts von alledem übrig bleiben?

Roquette hat seinem Biographen die Aufgabe dadurch erleichtert, daß er seine Selbstbiographie geschrieben hat. Dies Werk, unter dem Titel: Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens, zwei Bände, Darmstadt 1894, erschienen, ist zwar weder aufregend durch seinen Inhalt, noch sonderlich unterhaltend durch seine Form, aber ein hübscher Beitrag zur neueren Litteratur- und Kulturgeschichte und ein Zeugnis für die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seines Verfassers.

Am 19. April 1824 kam der Dichter in Krotoschin zur Welt, einer Refugiéfamilie angehörend, die infolge ihres hundertfünfzigjährigen Aufenthalts in Deutschland, trotz aller Zusammengehörigkeit mit Frankreich, an der sie festhielt, durchaus deutsch geworden war. Sein Vater mußte als Justizbeamter seinen Wohnort oft wechseln, von Krotoschin ging's nach Gnesen, von dort nach Bromberg, wo Roquette einen großen Teil der Knabenzeit verlebte. Es war eine trotz Kränklichkeit, der Kopfschmerzenplage, die auch noch den Jüngling und den Mann belästigte, harmlose und anmutige Zeit. Sein Vater war ein in seinem Berufe eifrig thätiger, vielfache Interessen verfolgender — z. B. eifriger Schmetterlingssammler —, die Bildung der Kinder umsichtig fördernder Mann, die Mutter eine schöne, heitere, gesellige, kunstbegabte, geistig angeregte, dabei im Hause unermüdlich schaffende Frau; es waren ferner Geschwister da, die mit zärtlicher Liebe aneinander hingen. Trotz dieser angenehmen Verhältnisse mußte der Knabe Bromberg verlassen, da er sonst im Gymnasium infolge der Verkommenheit einzelner polnischer Lehrer an Leib und Seele Schaden gelitten hätte. Er fand zu Frankfurt a. O. im Gymnasium eine erfreuliche Lehrstätte, der er noch Jahrzehnte später durch ein Huldigungsgedicht seinen Dank abstattete, im Hause seines Großvaters, des alten Pfarrers Roquette, eine nach manchen Mißverständnissen gemütliche Heimat und durch seinen Onkel, den Historiker und Jugendschriftsteller Spiker, manche Anregung. Denn schon der Knabe, der durch die Mutter, eine vielgesuchte Gelegenheitsdichterin, den poetischen Trieb empfangen hatte, begann dichterisch thätig zu sein. Zwar sollte er, nach den Traditionen der Familie und nach dem besonderen Wunsch der Mutter, Theologe werden; durch den Sammeleifer des Vaters beeinflußt, hatte er wohl an Natur-

wissenschaft gedacht; er selbst hatte eine Zeit lang Lust, Maler zu werden, bis er das Unzureichende seines Talentes erkannte. Aber endlich wog die schriftstellerische Neigung vor. Er las als Knabe viel Fouqué und Walter Scott, Körner und Schiller, bekam zu Goethe erst spät ein Verhältnis, so daß er sich erst lange nach dem Tode des Meisters rühmte, einige Jahre sein Zeitgenosse gewesen zu sein, schwärmte nicht, wie die Seinen, für Jean Paul, las aber viel Französisches, darunter manches, was seiner jugendlichen Unreife wenig angemessen war, jedoch keinen ungünstigen Einfluß auf ihn übte. Während der Frankfurter Schulzeit arbeitete er mit seinen Kameraden, dem späteren Juristen Bardeleben und dem Mediziner Aubert und anderen, manches Poetische, z. B. eine satirische Komödie, und begann allein eine Tragödie, Heinrich IV. (von Deutschland). 1846 bezog er die Universität: ein Semester verbrachte er in Berlin, wo er vieles bunt durcheinander trieb: Philosophisches, Historisches u. a. Er ließ sich in die juristische Fakultät einschreiben, ohne zur Juristerei sonderliche Lust zu verspüren. Er las ungeheuer viel, auch die zahlreichen in der vormärzlichen Zeit verbotenen Bücher. Seine dramatischen Versuche setzte er fort und legte das schon erwähnte Drama dem gestrengen Julian Schmidt, den er zufällig kennen gelernt hatte, vor. Der Kritiker erklärte es rundweg als eine Nachahmung Shakespeares und verleidete dem Kunstjünger durch solche Bemerkungen sein Werk. Nicht glücklicher war der jugendliche Dichter wenig später mit einem „Ludolf von Schwaben", den er Gervinus präsentierte, denn er bekam von dem gefeierten Litterarhistoriker, der das Werk gar nicht ansah, nur eine wirkungslose Empfehlung an den Mannheimer Theaterleiter.

Auf ein Berliner Semester folgten schöne Heidelberger Jahre, Roquettes wahre Jünglingszeit, sein Dichterfrühling. „Ich kann sagen," so schrieb er später selbst, „daß meine Jünglingszeit nun erst erwachte, daß alles, was an Lebensgefühl, reiner Glückseligkeit, dichterischer Anlage in mir war, sich in dieser Zeit erst entwickelte. Meine Knabenjahre waren durch manche Verworrenheit getrübt worden, die ich schwerer nahm, als es nötig gewesen wäre; mein Selbstgefühl war wenig entwickelt, trotzdem ich mich vielfach selbständig halten mußte zur Abwehr gegen Widerstrebendes. Ich fühlte mich meist mit meinem Denken, Empfinden und Wünschen in mich zurückgedrängt, sogar verschüchtert. In dieser Zeit aber sprangen gleichsam die Hülsen meines Wesens ab und, als gälte es allen versäumten Übermut nachzuholen, überkam mich eine Lebhaftigkeit, in der ich meinen Umgebungen zeitweise als einer der verrücktesten jungen Menschen erscheinen mochte."

In Heidelberg hatte Roquette verschiedenartige Lektüre vorgenommen, manche dichterische Pläne verfolgt, in seinen Studien sich hauptsächlich der Geschichte zugewendet. Schon von geschichtlichen Studien waren politische Betrachtungen kaum zu trennen, sie drängten sich den jungen Leuten jener Tage um so mehr auf, als das politische Interesse, das seit den dreißiger Jahren sich zu regen begonnen hatte, durch die achtundvierziger Revolution auch für die bisher Gleichgültigen allgemeiner geworden war. Zu diesen Gleichgültigen gehörte Roquette. Das Bekenntnis, das er im Hinblick auf jene Zeit ablegte: „Wenn wir jüngeren aus Zeitungen, hauptsächlich aber aus litterarischen und poetischen, von Satire und Phrase beherrschten Erscheinungen, eine allgemeine Kenntnis von politischer Mißstimmung erhalten hatten, so wußten wir doch nicht, daß die Erbitterung aller Gebildeten so tiefgehend, wir wußten nicht, daß gerade in Deutschland sich des revolutionären Zündstoffes am meisten aufgesammelt, um bei dem ersten Anstoß von außen her überall die Bombe zu sprengen," ist, wie in den thatsächlichen Angaben übertrieben, so für einen Vierundzwanzigjährigen verzweifelt naiv. Aber es zeugt davon, daß Roquette der eigentlich politische Sinn abging. Er war deutsch genug, um sich über die großen Errungenschaften des deutsch-französischen Krieges zu freuen, freilich ohne Schlachtendichter zu werden (vergleiche jedoch einzelne patriotische Gedichte und den hübschen Anfang vom „Rebenkranz"), und freisinnig genug, um reaktionären Gelüsten jeder Art ehrlich entgegenzutreten, aber im öffentlichen politischen Leben spielte er, der Insichgekehrte, in gelehrten und litterarischen Interessen Lebende, keine Rolle.

Für sein Schicksal hatte die Revolution, speciell der Umstand, daß sein Vater Mitglied des Frankfurter Vorparlaments war, noch die Folge, daß er mit diesem von Heidelberg fortzog und nach kurzem Verweilen in der Heimat nach Berlin ging. Dort, wo er zuerst in den unruhigen Zeiten einem Studentencorps, einer Art Bürgerwehr angehörte, knüpften sich manche Bande, die zeitlebens festhielten, z. B. mit Paul Heyse, Fr. Eggers, besonders aber innige Beziehung mit Robert Prutz, dem Roquette nach Halle folgte und dem er für seine Studien viel verdankte. Aber gerade durch die nahe Verbindung mit ihm hatte er mit den offiziellen Kreisen der Universität, besonders bei seiner Doktorpromotion (1852), viele Schwierigkeiten, und kam auch mit ihm, infolge des herrischen und mißtrauischen Wesens des Lehrers, zu keinem rechten Verhältnis. Aber sonst war die Hallenser Zeit eine wohlausgefüllte und reichbewegte: wichtige und im späteren Leben wieder aufgenommene Beziehungen mit R. Kögel, Aug. Förster, Jul. Grosse, Luise von François wurden geknüpft; die ersten Werke erschienen und fanden Beifall. Der Verkehr mit Verwandten und zwar mit seiner verheirateten Schwester, die einige Zeit in Halle lebte, verschönte den dortigen Aufenthalt.

Auch die Liebe trat ihm nahe. Freilich spielte sie bei ihm keine so große Rolle, wie bei anderen Dichtern. Roquette blieb unvermählt, allerdings weniger weil er niemand fand, dem er seine Neigung schenken konnte, sondern mehr aus Pflichtgefühl, weil er nach dem Tode des Vaters für Mutter und Schwestern zu sorgen übernahm. In Halle verliebte er sich in die Frau eines Freundes und entzog sich männlich dem gefahrdrohenden Verhältnis. In Meißen verlobte er sich, mußte aber trotz aller Neigung das Verlöbnis rückgängig machen, da seine Braut für das Leben und dessen Bedürfnisse gar kein Verständnis besaß. In Dresden liebte er eine junge Frau, deren Mann unheilbarem Wahnsinn verfallen war, und mußte auch diesmal schmerzlich entsagen. Auch später „zeigte sich mir“ — wie er selbst schreibt — „doch ein paarmal eine Aussicht, die äußeren Verhältnisse zu überwinden, oder ich hoffte doch, da das Herz gern an eine Möglichkeit der Erfüllung glaubt. Über mir aber waltete der Unstern, daß das Gemüt sich gerade dahin wendete, wo es ahnungslos auf unwendbare Hindernisse traf, oder daß, wo es die gleiche Ergriffenheit erwartet hatte, es nur kühle Ablehnung fand.“

Trotz aller dieser schweren Enttäuschungen war er nicht unglücklich. Die traurigen Lebenserfahrungen bestimmten den Dichter vielleicht, das Entsagungsmotiv häufig zu behandeln. Auch unglückliche Familienereignisse, gewichtige Schicksalsschläge beugten den Dichter ebensowenig, wie die Erkenntnis, zwar viel genannt, aber wenig gelesen und gewürdigt zu werden. Er mußte namentlich bei Reisen, aber auch im Verkehr mit guten Freunden, die Erfahrung machen, wie unbekannt sein Schaffen den meisten war. Er hatte, selbst noch in seinem Alter, manche Verlegernöte zu bestehen und gehörte, freilich weil er selbst Geld und Erwerb nicht sonderlich achtete, zu denen, die Dichterelend aus eigener Erfahrung kennen lernten. Trotz alledem erhielt er sich zeitlebens einen frischen Optimismus. Er sprach sich frei von dem Pessimismus der modernen Dichterjugend; er mochte in ihrer „Spitalatmosphäre“ nicht gedeihen. Aber auch fürs Leben wollte er von einer trüben Weltanschauung nichts wissen. „Ich fasse,“ so lautet sein Geständnis, „das ins Auge, was in der großen wie kleinen Welt besser geworden ist, den äußeren Fortschritt, den erweiterten geistigen Besitz, die sittliche Vertiefung des Lebens, welche ich noch überall in Bewegung finde, über die Thatsachen hinweg, welche das Gegenteil zu beweisen scheinen.“

In dieser Gesinnung verbrachte Roquette seine Jünglings- und Mannesjahre. Von Halle, wo er zum Manne herangereift war, begab er sich, nach einer Reise nach Venedig, der einzigen Reise, die ihn ins Ausland führte, nach Berlin, wo aber seines Bleibens wiederum nicht lange war, dann nach Dresden. Dort weilte er einige Zeit als Lehrer am Blochmannschen Institut, Lehrer mit Eifer und Erfolg, allerdings durch seine Lehrthätigkeit nicht vollkommen ausgefüllt. Vielmehr war er litterarisch eifrig thätig, besonders auf dramatischem Gebiet, genoß mit Freude Dresdens landschaftliche Reize, gab sich, häufig allein, nicht selten in Ge-

sellschaft führungsbedürftiger Fremden, der durch die reichen Kunstschätze geübten Anregung hin und pflegte einen regen geselligen Verkehr. Unter den ihm Nahestehenden seien Berthold Auerbach und Hermann Hettner genannt, dagegen kam er zu Otto Ludwig in kein rechtes Verhältnis und wurde von Karl Gutzkow, dem er ohne seine Schuld verdächtig geworden war, verspottet dadurch, daß zum „Urbild des Tartüffe“ statt des Präsidenten Lamoignon ein Abbé Roquette gemacht wurde. Auch kleine Reisen wurden unternommen, z. B. nach Weimar, wohin Roquette seitdem häufiger zurückkehrte, immer gern gesehen, bei Hof, in litterarischen und Kunstkreisen, von Liszt und seiner Gemeinde, denen er durch die Textdichtung zum Oratorium „Die heilige Elisabeth“ wert geworden war, von dem Maler Preller, dem er persönlich sehr nahe trat, von den Leitern und den Schauspielern des dortigen Theaters, die sich bereitwilliger als andere an die Aufführung einige seiner Stücke machten (z. B. Jakob von Artevelde, Rudolf von Habsburg oder die Sterner, deren erster Aufführung er infolge eines merkwürdigen Zufalls nicht beiwohnen konnte, u. a.).

Das anregende litterarische, künstlerische, gesellige Treiben in Dresden, auch die ihm liebgewordene Schulthätigkeit wurde durch den Tod des Vaters (1857) unterbrochen. Die Familie blieb in nicht sonderlich günstigen Verhältnissen zurück, später verlor die Mutter noch den Rest ihres Vermögens, und die Sorgen häuften sich für den Schriftsteller, der, zwar für sich bedürfnislos, die von ihm innig geliebten, an eine gewisse Behäbigkeit gewöhnten Wesen möglichst wenig entbehren lassen wollte. Er, der nun bald zwei Jahrzehnte wie ein Wandervogel hin und her geflattert war und bald da, bald dort sein einsames Nest gebaut hatte, versuchte sich nun seßhaft zu machen. Er nahm seine Mutter und seine zwei unverheirateten Schwestern zu sich, deren ältere als Allerweltstante und Pflegerin vielfach unterwegs war, deren jüngere später mit dem Dichter zusammenlebte (die Mutter starb erst 1892, in ihrem achtundachtzigsten Lebensjahre), und gründete in Berlin seinen Hausstand.

Es war ein reges, geistig und gesellschaftlich frohes Leben, das der Dichter einige Jahre in emsigem Schaffen führte. Zu den schon genannten Berliner Freunden gesellten sich andere hochstehende bedeutende Männer, wie Karl und Richard Lucä, Wehrenpfennig u. a., mit denen ernste und heitere Zusammenkünfte gepflogen wurden. Bei solchen Vereinigungen wurde manch poetischer Beitrag geliefert; aber auch sonst war jene Zeit eine reiche und schaffensfreudige. Zu der dichterischen Thätigkeit kam nun die gelehrte, die Arbeit an einer deutschen Litteraturgeschichte, die während eines langen Aufenthalts bei Freund Lübke in Zürich eifrig gefördert wurde.

Gerade diese war es, die für Roquettes äußeren Lebensgang entscheidend wurde, denn sie bewirkte, daß er aufhörte, unabhängiger Schriftsteller zu sein, gelegentlich auch Theaterkritiker, wie er es ein Jahr lang für die kurzlebige „Preußische Zeitung“ war, daß er auch nicht mehr nötig hatte, privatim oder öffentlich den Schulmeister zu spielen, sondern daß er als akademischer Lehrer die höchste pädagogisch-wissenschaftliche Thätigkeit ausübte. Auf Grund seiner Litteraturgeschichte nämlich wurde er zum Professor der Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie ernannt, konnte dieses Amt aber nur ein Jahr bekleiden. (Nach seiner Angabe war Wiese schuld an seiner Entfernung, und der Grund zu dieser hätte an seiner politisch-liberalen Gesinnung gelegen; doch ist hier wohl ein Irrtum des Selbstbiographen untergelaufen, da jener einflußreiche Rat des Kultusministeriums über eine dem Kriegsministerium unterstehende Bildungsanstalt schwerlich etwas zu sagen hatte.) Gleichfalls kurze Zeit lehrte Roquette mit großem Erfolge an der Berliner Gewerbeakademie, der jetzigen technischen Hochschule, konnte aber die von ihm und dem Leiter der Anstalt gewünschte Umwandlung der Docentenstelle in eine Professur nicht erwirken. Dagegen wurde ihm, hauptsächlich infolge des Beifalls, den seine Vorträge in Berlin fanden, durch Vermittelung Reuleaux', eine Professur in Darmstadt angeboten.

Er trat die neue Stelle an (1869) und wirkte in ihr bis zu seinem Tode. Zuerst nicht ohne Anfeindung, sowohl wegen seines energischen Widerstandes gegen das Tragen

einer Uniform, das bisher von den hessischen Staatsbeamten, selbst den Lehrern, verlangt wurde, als auch wegen seiner Bemühungen, die verkommene Schule zu einer wirklichen Hochschule zu erheben. Ein stilles gesegnetes Wirken war dem pflichttreuen Lehrer beschieden. Zuerst ziemlich einsam, gewann er allmählich Verkehr, Fühlung mit dem dortigen Theater und einige Zeit auch Einfluß darauf, Beachtung in der Gesellschaft, auch seitens des Hofes, und konnte sich, nachdem er in seiner Junggesellenwirtschaft infolge schwerer Erkrankung traurige Zeiten durchgemacht hatte, später gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester ein trauliches Heim schaffen. Es war ein viel kleinerer Kreis als der, in dem er in Halle, Dresden, Berlin sich zu bewegen gewöhnt war; aber es fehlte nicht an Anregung und Behagen. Unter den Männern, an die sich Roquette anschloß, sei als der hervorragendste D. F. Strauß genannt. Ziemlich am Anfang der Darmstädter Zeit brachte der Krieg gegen Frankreich Erregung, Schmerzen und Freuden. Die eifrige Arbeitszeit wurde unterbrochen durch Kunstgenuß und Erholung. In den Ferien wurden kleine Reisen zur Kräftigung und Ausspannung unternommen, einmal erschien er auch mit Paul Heyse bei der Festversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, einige Winter hindurch reiste er in nahe und ferne Städte, z. B. Wien und Danzig, um nach geschehener Aufforderung Vorträge zu halten. Gerade diese Reisen, als ungewohnte, boten dem Reisenden Abwechselung und Erholung, sie verschafften ihm Gelegenheit, der alten Mutter noch einmal ins Antlitz zu schauen; sie gewährten dem Reisenden die große Freude, lange nicht gesehene Freunde wieder zu begrüßen; sie verschafften ihm manche neue Bekanntschaft und neben vielen Enttäuschungen doch das Bewußtsein, nicht ungekannt und ungerühmt sein Leben verbracht zu haben.

Nach einem arbeitsreichen Leben starb Roquette am 18. März 1896 in Darmstadt. Er hatte sich äußerlich frisch erhalten, so daß man ihm 1894 den Siebziger nicht ansah. Er starb ohne langes Leiden, nach kurzer Schwäche, an den Folgen eines Schlaganfalls. Noch am Abend vor seinem Tode hatte er das Theater besucht.

Es war ein gesegnetes Leben, trotz mancher Leiden, trotz mancher verfehlten Hoffnungen. Knapp und einfach ging es freilich bei ihm her; nach seinem Tode verbreitete sich die Kunde, daß auch die letzten Jahre des Alternden voll Entbehrung gewesen seien, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, weil Verpflichtungen, die er für die Seinen übernommen, auf ihm lasteten, für die hinterbliebene Schwester zu sorgen. So teilte er mit manchem deutschen Dichter die trüben Erfahrungen deutschen Schriftstellerlebens. Aber an inneren Freuden war sein Leben reich. Von den Seinen ward er geliebt, von vielen Guten anerkannt und geehrt. Er kannte nicht die Hinfälligkeit und die durch schwere Schicksalsschläge manchem bereitete Freudlosigkeit des Greisenalters. Er fühlte kein Erlahmen oder gar Schwinden seiner geistigen Kraft. Er war und blieb eine vornehme, feine Natur, sich seiner Stellung freuend, aber neidlos zu Erfolgreicheren aufblickend, gern bereit, jüngere zu fördern. Er versenkte sich nicht griesgrämig in eine vergangene Zeit, um an der Gegenwart alles trüb und grau zu finden, er lebte rüstig in und mit der Gegenwart, wenn er auch nicht alles in ihr bewundern konnte, weder modernste Malerei noch neumodische Poesie. Er wußte, was er war, drängte sich aber nicht unbescheiden vor. Auf ihn paßte bis zum Ende vortrefflich das Wort, das er sich zu seinem silbernen Dichterjubiläum zugerufen hatte:

Beglückt, wem noch die Lust des Strebens
Der höchste Inhalt blieb des Lebens!
Beglückt, wer seine Schaffenswelt
Noch frohgemut umschlossen hält!

* * *

Roquette war ein ungemein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter. Wollte man seine Werke sammeln, so würden einige Dutzend Bände herauskommen, wobei seine Vorlesungen, die ihn etwa drei Jahrzehnte viel Zeit und Mühe kosteten, gar nicht mitgerechnet sind. Es wären unendlich viel mehr, wenn er alles, was er niederschrieb, gesammelt hätte. Aber alles, was ihm ungenügend schien, oder den Beifall urteilsfähiger Freunde nicht erlangte, zerstörte er.

Mit großer Gewissenhaftigkeit feilte und glättete er. Selten, namentlich in der früheren Zeit, erschien eine seiner Arbeiten in ihrer ursprünglichen Gestalt. Manche Dichtungen trug er Jahre, ja Jahrzehnte lang mit sich herum, ehe er ihnen die endgültige Form gab. Konnte er ein Werk in neuer Auflage erscheinen lassen — ein Glücksfall, der den Prosadichtungen (Novellen und Romanen) seltener zu teil wurde —, so ließ er es nicht bei einem verbesserten Abdruck bewenden, sondern gab dem Werke, z. B. der Litteraturgeschichte, eine veränderte Gestalt. Dazu bediente er sich keiner fremden Hilfe, sondern schrieb alles selbst, so daß er sogar bei einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Lesestücken das mühselige und geisttötende Geschäft des Kopisten übernahm. Aber auch an dem Gewordenen, an dem in die Öffentlichkeit Gelangten empfand er nicht immer die reine Freude. Eins seiner ältesten Werke, ein Epos „Der Tag von Sankt Jakob" (1852 bis 1853), das „in der öffentlichen Kritik eigentlich nicht so übel wegkam", nannte er, trotz seiner vier Auflagen, trotz der wesentlichen Änderungen, die er ihm in der zweiten, und trotz der völligen Umgestaltung, die er ihm in der letzten Auflage zu teil werden ließ, „in seiner Komposition verfehlt". Bei dieser Kritik brauchte er dann die merkwürdigen, nicht für das einzelne Werk, sondern allgemein gültigen Worte: „Das künstlerische Schaffen beglückte mich, das fertige Werk war mir unbehaglich und bald gleichgültig. Nur an wenigen blieb meine Neigung haften, und zwar an solchen, welche nur die Teilnahme von wenigen erreicht haben."

Länger als ein Vierteljahrhundert war Roquette Professor der Geschichte und Litteratur. Für seine Schüler wirkte er zwar anregend, keiner von ihnen jedoch, da sie ja alle einen praktischen Lebensberuf ergriffen, widmete sich den von dem Lehrer vorgetragenen Disciplinen. Aber auch er schrieb während der ganzen Zeit kein einziges wissenschaftliches Werk, höchstens ein paar litterarhistorische Aufsätze in Zeitschriften und einzelne Wandervorträge, die aber ungedruckt blieben. Sein in der ersten Darmstädter Zeit veröffentlichtes „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgewählte Stücke deutscher Dichtung und Prosa nebst einer historisch-biographischen Übersicht", zwei Bände, Berlin 1877, das übrigens ziemlich unbeachtet blieb, ist doch keine wissenschaftliche Leistung, ebensowenig wie ein (München 1878) veröffentlichter biographischer Text zu einer „Galerie deutscher Dichter". Seinen Beruf zu der Stellung, die er so lange Zeit würdig ausfüllte, hatte er nicht bloß durch die kurze aber erfolgreiche Thätigkeit an der Kriegs- und Gewerbeakademie in Berlin dargethan, sondern durch kleine Untersuchungen und größere Werke. Zu jenen gehörten kleinere Arbeiten über die Tellspiele, patriotische Lyrik, Goethe und die Gartenbaukunst, Zeugnisse eifrigen Sammelfleißes und geschickter Darstellung. Eigentlich gelehrte Forschung, philologische Kleinarbeit, kritische Methode bewiesen sie nicht. Auch in zwei größeren Arbeiten, die dem streng litterarhistorischen Gebiete angehören: „Leben und Dichten Joh. Chr. Günthers" (Stuttg. 1860) und „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit" (zwei Bände, Stuttg. 1862 bis 1863), von der 1872 eine umgearbeitete, 1879 eine dritte durchgesehene Auflage erschien (1882 nur eine Titelauflage der letzten), ist die Forschung nicht die Hauptsache. Das Buch war geplant als eine Wendung gegen Vilmar, es sollte dessen vielverbreitetes, gelehrtes und gutgeschriebenes Buch, das wegen seiner pietistisch-reaktionären Richtung manchen Schaden stiftete, verdrängen. Dieser Erfolg ward ihm nicht zu teil. Das Vilmarsche Buch blieb in seiner Bedeutung und Verbreitung bestehen; erst neuere Werke vermochten es aus seiner herrschenden Stellung zu entfernen. Roquettes Buch ist fleißig und geschmackvoll, aber weder geistreich noch gelehrt. Es zeigt weder blendende Charakteristiken, noch neue Gesichtspunkte, dafür ist es aber auch frei von Vorurteilen und bestimmten Tendenzen. Das Hauptgewicht liegt in dem Werke auf der Schilderung der klassischen Periode. Mit besonderer Ausführlichkeit werden nach Klopstock und Wieland auch Lessing, Schiller und Goethe behandelt. Man merkt diesen Abschnitten die Vorliebe des Autors an: sein Ton wird wärmer, ohne jemals in übergroßes Pathos zu geraten. Nirgends zeigt sich nergelnde

Kritik, sondern überall das liebevolle Versenken in das Schaffen anderer, das feine Verständnis für ihr Wollen und Wirken. Aber es ist — und das erklärt wohl den verhältnismäßig geringen Einfluß, den es übte, so daß jetzt seit siebzehn Jahren kein Bedürfnis nach einer neuen Auflage sich gezeigt hat — weder ein Lehr- noch ein Lesebuch, d. h. es unterrichtet weder genugsam, indem es das Vorgetragene eindringlich predigt, noch unterhält es angenehm durch anziehenden Vortrag. Besonderen Reiz dagegen besitzt Roquettes Buch über Preller (Frankfurt 1883), den großen Künstler, dem der Biograph seit 1855 persönlich nahe getreten war. Es ist keine bloße Künstlermonographie, sondern eine liebevoll empfundene, mit Kunst gearbeitete Biographie, die den bedeutenden Menschen im Zusammenhang mit seiner Zeit und Umgebung klar hervortreten läßt und die Würde des Tones mit der Wärme der Empfindung sehr wohl verbindet.

* * *

Als Roquette, so erzählt er selbst treuherzig genug, sich „bei der Säkularfeier der Universität Heidelberg, wobei ich mit Versen und Prosa für die Festzeitung reichlich beigesteuert hatte, die Karten löste für die verschiedenen Abteilungen des Festes, wußten die Studenten, welche die Karten ausstellten, meinen Namen, den sie nie gehört zu haben schienen, nicht zu schreiben, und ich mußte ihnen denselben, Buchstaben für Buchstaben, in die Feder diktieren.“ Und als Roquette starb, meldeten die ersten Telegramme, der Professor, nicht aber der Dichter sei gestorben. Doch hat gewiß nur der Dichter einen Anspruch auf Beachtung.

Als Dichter hat Roquette die verschiedensten Gebiete betreten. Als Novellist war er gern gesehener Mitarbeiter vieler Zeitschriften; auch die Monatshefte brachten viele Erzählungen von ihm; eine Sammlung dieser Novellen erschien im Westermannschen Verlage: „Welt und Haus“, zwei Bände, 1871 bis 1875. Außerdem veröffentlichte er, chronologisch geordnet, zwölf Novellensammlungen oder einzelne einen ganzen Band füllende Geschichten: Erzählungen, Frankfurt 1859, Neue Erzählungen, Stuttg. 1862, Susanne, Stuttg. 1864, Luginsland, Stuttg. 1867, Novellen, Berlin 1870, Inga Svendson, Stuttg. 1883, Neues Novellenbuch, Breslau 1884, Über den Wolken und andere Novellen, Dresden 1887, Große und kleine Leute in Alt-Weimar, Breslau 1887, Frühlingsstimmen, Breslau 1890, Krethi und Plethi, das. 1895, Sonderlinge, das. 1895. Sodann schrieb er fünf Romane, die später zu nennen sind. Dem dramatischen Gebiet gehört die zweibändige Sammlung: Dramatische Dichtungen, Stuttgart 1867 bis 1876, an, einzelne andere Dramen sind in der Reclamschen Universalbibliothek und in der Lassarschen Theaterbuchhandlung erschienen; auch die große Dichtung „Gevatter Tod“ (Stuttgart 1873) ist hierher zu rechnen. Der Lyrik gehört sein „Liederbuch“ an (Stuttgart 1852), das unter verändertem Titel, mit manchen Vermehrungen noch zweimal bis 1880 erschien. Eine Sonderstellung zwischen Epik, Lyrik und Drama nimmt die Sammlung „Elegien, Idyllen, Monologe“, Stuttgart 1882, ein. Den Schluß bilden die episch-lyrischen Stücke, die zum Teil der spätesten Zeit des Dichters angehören, z. B. „Cesario“ (Stuttgart 1888), „Uli von Haslach“ u. a. (Berlin 1892), einzelne seiner Frühzeit entstammen, besonders aber „Waldmeisters Brautfahrt“ (seit 1851) und der damit in äußerlichen Zusammenhang gebrachte „Rebenkranz“ (seit 1876; sechste Aufl. Stuttgart 1893).

Am fruchtbarsten war Roquette als Novellenschreiber. Als solcher wählte er nun nicht Stoffe, die seinen Studien und Berufsgeschäften nahe lagen. Historische Stoffe behandelte er gar nicht; litterarhistorische nur in einer Sammlung: „Große und kleine Leute in Alt-Weimar“ (Breslau 1887). Sie verraten mehr den Litterarhistoriker als den Dichter. Herder kommt darin nie, Schiller, Goethe, Wieland nicht als Haupthandelnde vor. Dies geschieht nicht aus Zufall, sondern aus Absicht, denn Roquette verkündet außer in dem verfehlten Werke „Das Hünengrab“ (Dessau 1855) als Grundsatz, daß er die Großen sich niemals zu Helden einer Novelle wählen würde. Er giebt ein gutes Bild von Alt-Weimar, an das man auch glauben würde, selbst wenn nicht, was gar sehr nach dem Katheder schmeckt, Stellen

aus Goethes Annalen und dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel mitgeteilt würden. Störend ist ferner ein gewisser absichtlicher Parallelismus, d. h. die Nebeneinanderstellung eines Haupt- oder litterarischen Ereignisses mit einem Privat- oder persönlichen Vorgang, z. B. Schillers Begräbnis mit dem Korbe, den sich Herr Sekretär Schwabe bei der schönen Schauspielerin Silie holt, oder der ersten Tasso- und (bruchstücksweisen) Faust-Aufführung mit Silies traurigem Eheleben mit Karl Unzelmann. Schon die genannten Personen zeigen, daß es sich in den Novellen hauptsächlich um Theatervorgänge handelt, auch die erste Aufführung des Wilhelm Tell steht in dem Vordergrund. Sehr gut wird Goethes Frau in ihrer Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft und kunstlosen Sprechweise, das Kleinbürgertum Weimars, das von den Heroen wenig weiß und wissen will, gezeichnet; daneben der Hof, freilich nicht die prachtvollen Gestalten Karl Augusts und Luises, die, wie man meinen sollte, einen Dichter zur Behandlung reizen, ja geradezu zwingen, sondern mehr der Nebenhof der Herzogin Anna Amalia und des lustigen Fräuleins von Göchhausen, die hier freilich recht wenig lustig erscheint. Daß bei einer Schilderung Alt-Weimars, besonders in den Jahren 1802 bis 1805 (nur die letzte Novelle geht über diesen Zeitraum hinaus), auch Kotzebue, der reiche und vornehme Herr, der in der Gesellschaft die erste Rolle spielen wollte, und Böttiger, der Allerweltsmann, der die Dioskuren bekrittelte und seine Nase in alles steckte, vorkommen, versteht sich von selbst: der letztere, auch als Familienvater, ist sehr gut, der erstere recht wenig zutreffend geschildert; wäre er bloß ein solcher Schwadroneur gewesen, so hätte er nicht den Einfluß, den er wirklich geübt hat, besessen. Liebesgeschichten bilden den Hauptinhalt, manche recht anmutig; aber gerade da, wo Herzensnöte bekannter Personen geschildert werden, versagt des Dichters Kraft. Daß Amalie von Imhof, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos“, den schwedischen Oberst von Helvig heiratete, ist dem Leser einer Litteraturgeschichte genug; der Leser einer Novelle möchte das Wie und Warum erfahren, er möchte mehr in das Herzensleben beider Personen eingeweiht werden. Auch hier hat dem Dichter die gelehrte Kenntnis und Gewissenhaftigkeit des Historikers geschadet. Man wird es nicht bedauern, daß Roquette in seinen Novellen das litterarhistorische Gebiet nur einmal betrat, sich sonst aber nicht mit dem gegebenen Stoff begnügte, sondern frei erfand und fabulierte.

Seine übrigen Novellen entstammten durchaus der Gegenwart. Sie spielen häufig auf dem Lande, oft in einer kleinen Stadt; Halle und Heidelberg, die Orte, an denen sich der Autor während seiner Studienzeit besonders wohl fühlte, werden gern vorgeführt und anmutig geschildert („Der Baum im Odenwald“ und „Die Herbergsmutter“), die Rheingegenden und der Odenwald kommen nicht selten vor. Was die Eigentümlichkeit moderner Novellen ausmacht: detaillierte Beschreibung des Schauplatzes, ausführliche Charakteristik der Personen, psychologische Vertiefung, findet sich selten bei ihm; sociale, politische, religiöse Streitfragen werden kaum berührt; ja, was vielleicht noch merkwürdiger ist, Urteile über oder Hinweise auf litterarische Erscheinungen finden sich so gut wie gar nicht. Höchstens dadurch bekennt er seine Lebensstellung und seinen Beruf, daß er gern Philologen, Lehrer, Professoren zu Helden seiner Geschichten macht, diesen aber selten oder nie einen Stich ins Pedantische giebt, sie nicht zu weltabgewandten und lebensunkundigen Philistern stempelt, sondern aus ihnen thatkräftige, frische, poetisch empfindende Gestalten schafft.

Er analysiert nicht, er philosophiert nicht, er erzählt. Und zwar erzählt er nur Wirkliches, Mögliches. Der Zauberkreis der Romantik, der dem Litterarhistoriker wohl bekannt war, umfängt den Erzähler nicht; er ist kein Freund des Zauberhaften und Ahnungsvollen, das Schicksal, als unheilverkündendes Fatum oder als unentrinnbare Nemesis, spielt bei ihm keine Rolle. Auch das abenteuerliche und das humoristische Element kommt wenig bei ihm vor. Oder, wenn Humoristisches vorkommt, so ist es recht schwach. Man sollte das Element am besten in der Sammlung „Sonderlinge“ (freilich seiner letzten, Breslau 1895) vertreten finden, aber die hier ge-

schilderten Personen haben meist gar nichts Komisches an sich, höchstens der Alte, der Stiefel sammelt, oder die drei Dienerinnen einer wackeren Studentenwirtin, aber die hier zerstreuten Motive sind zu keiner rechten komischen Wirkung herausgearbeitet. Auch in der Form der Erzählung herrscht keine Abwechselung: die Ich-Novelle, das heißt die, in welcher der Erzähler im eigenen Namen spricht, oder die Hauptperson der Novelle sein Erlebnis vorträgt, findet sich selten; die Briefform wird, soweit ich sehen kann, gar nicht angewendet. In behaglicher Breite, in gebildeter Sprache sind seine Erzählungen geschrieben. Es sind im besten Sinne Familiengeschichten: kein unkeusches Wort, keine unlautere Gesinnung tritt in ihnen hervor. Aber auch in der Beziehung sind es Familiengeschichten, daß der Segen des Familienlebens, der Reiz eines großen geselligen Kreises geschildert wird. Man ist versucht, in den oft vorkommenden Typen: einer an der Spitze des Ganzen stehenden, lebhaften Matrone, anmutigen, blühenden Töchtern, einem geistig hochbegabten, körperlich leidenden oder mindestens nicht durch körperliche Eigenschaften ausgezeichneten jungen oder älteren Mann, des Dichters Mutter und Schwestern, endlich den Dichter selbst zu sehen. Auch der Typus des Entsagenden findet sich zu häufig, als daß man ihn nicht durch Lebenserfahrungen des Dichters erklären möchte. Auch sonst sind gewisse Vorgänge aus seinem Leben treu berichtet, z. B. sein Verkehr mit der angenehmen Wirtstochter in Handschuchsheim (bei Heidelberg) oder das eigenartige Erlebnis, daß ein gar nicht besonders nahestehender Bekannter vor seinem freigewählten Tode ihn zum Vollstrecker seines letzten Willens und zum Vermittler der grausigen Nachricht an seine Familie macht. Eigentlich will der Dichter dies nicht Wort haben. Er behauptet, aus dem Verkehr mit der Welt nur Anlaß und Anregung geschöpft zu haben, und meint: Es können die Ereignisse der Wirklichkeit zwar Erfahrungen aller Art bringen, aber das Geschehene, ob man es erlebt oder ob es nur berichtet worden, eignet sich noch lange nicht für den Roman oder die Novelle; oft das Unscheinbare eher als das Auffallende.

Es ist kein Tadel, sondern einfach eine Konstatierung, wenn man sagt: diese Bekenntnisse zeugen von „alter Manier“. Zu dieser alten Manier gehört aber noch gar vieles andere: Zunächst die langen Reden. Sie sind, wenn man den Ausdruck gelten lassen will, Buchreden und zwar im doppelten Sinne, einmal weil sie für das gesellschaftliche Leben viel zu lang, sodann weil sie viel zu gebildet sind. Sollte es wirklich heute geschehen, daß ein junges Mädchen zu einem Manne, den sie nur gesehen, mit dem sie aber lange korrespondiert hat, beim ersten Begegnen im Walde sagt: „Es muß die Oreade sein, die aus dem Felsen spricht und ihn sehnsüchtig nach ihrem Anblick macht“ (Novelle „Unterwegs“)? Daß, mit wenigen Ausnahmen, alle gleich sprechen, der Landmann wie der Professor, die Bäuerin wie die Edeldame, gehört gleichfalls zur alten Manier. Zu dieser alten Manier gehört auch die Scheu vor allem Unreinen, Gewaltsamen, man könnte fast sagen: Tragischen. Nicht selten wird der Konflikt zweier Bewerber um die Hand eines Mädchens dargestellt: der einzig logische Ausgang scheint der zu sein, daß der Zurückstehende zeitlebens unglücklich ist oder seinem Leben ein Ende macht, doch tröstet er sich leicht und entsagt schnell („Rumpelstilzchen“ und „Einer von Beiden“). Schlimmer aber ist es, wenn der Autor um den eigentlichen Konflikt herumgeht und mit übel angebrachter Weichherzigkeit vor konsequenter Durchführung zurückschreckt. So geschieht's in der Novelle „Peter Wehrichs Haus“. Der Held ist ein Schuft, der mit Bewußtsein zeitlebens Übles gethan; statt ihn nun fluchbeladen untergehen oder allmählich zur Erkenntnis und vielleicht dann zur Sühnung seiner Schuld kommen zu lassen, läßt ihn der Dichter gleich nach der Lektüre einer förmlichen Anklageschrift (als wenn ihm diese etwas Neues sagte!) windelweich werden und reumütig sterben. Oder gar die Novelle „Wer trägt die Schuld?“ Eticho von St. hat mit der Operettensängerin Cadoro ein Verhältnis gehabt, erfährt zufällig, daß sie seine Schwester ist — beide natürliche Kinder eines Hofbeamten —, und will aus Grausen über die Blutschande in den Tod gehen. Er verfällt in eine schwere Krankheit, wird aber gerettet und tröstet

sich, nach längerer Schwermut, durch Reisen und wissenschaftliche Arbeiten. Der Vater sieht die ganze Sache ziemlich gleichmütig an, ärgert sich höchstens darüber, daß andere davon erfahren haben, und möchte den Skandal vermeiden. Das Schwesterlein gönnt sich zur Erregung nur kurze Zeit, schaudert vor dem Selbstmord zurück, benutzt vielmehr ihre freilich nur noch kurze Jugendblüte, um den Papa zu ärgern und sich und andere wiederfinden und nun das wahre Glück zu erlangen streben, wechseln in bunter Reihe. Soviel Novellen von Liebe handeln, und eigentlich immer nur von ruhiger, abgeklärter Herzensfreundschaft, fast nie von stürmischer oder gar strafbarer Leidenschaft („Zu spät“, wo die eine Schuldige alsbald ihr Vergehen büßt), so abwechselungsreich wird diese „keusche Minne“ dargestellt und so hübsch, ohne Phrase und ermüdende Dekla-



Otto Roquette.

zu erlustigen. In so schwächlicher unpoetischer Weise endigt ein grausiger Konflikt, der zu einem wahrhaft tragischen Ausgange hätte führen müssen.

Mögen dies üble Zeichen alter Manier sein, so muß als ein sehr hübsches die Verklärung der ersten Liebe, die anmutige Schilderung treuen Festhaltens an dem einmal Geliebten sein. Liebenswürdige Mädchengestalten, die zum erstenmal ihr Herz pochen fühlen, aber keusch ihre Neigung verbergen, thatkräftige, der ersten Jugend entwachsene, die den zögernden Liebhaber ermuntern, Witwen, die den Gegenstand erster Mädchenneigung

mation, wird die Liebeserklärung herbeigeführt. Eine der hübschesten Novellen dieser Art ist das „Eulenzeichen“, wo nicht bloß die Charakteristik eines halb gelehrten Sonderlings ganz vortrefflich ist, sondern namentlich die Kunst, mit der ein starkes Weib, das aus Vernunft und Entsagung sich dem geliebten Mann entzieht, endlich ihm doch zugeführt wird, gerühmt werden muß.

Unter den Romanen ist der älteste „Heinrich Falk“. Er erschien zuerst 1858 in dem stattlichen Umfange von 1032 Seiten; zwanzig Jahre später wurde eine neue Auflage ausgegeben, auf schlechtestem Papier mit

augenverderbendem Druck. Die erste Auflage kostete ein kleines Vermögen, fünfzehn Mark, die zweite ward zu dem billigen Preise von drei Mark ausgegeben, und da sie sich auch dafür nicht verkaufte, für eine Mark fünfzig Pfennige, also den zehnten Teil des Originalpreises geliefert. Diese Thatsache des geringen Erfolges, die sich bei so vielen Roquetteschen Werken wiederholt, darf natürlich nicht zum Maßstab der Beurteilung genommen werden. Aber man wird die Thatsache nicht ungerecht schelten können. Der Roman ist keine originelle Arbeit. Die Vorbilder von Bulwer für die Abenteurer- und Verbrecherepisoden, von Dickens für manches Humoristische sind gar zu deutlich. Eigene Erlebnisse sind auch hier verwertet, z. B. der Erfolg eines Festspiels, das der Dichter in Halle gemacht und das er nach der Aufführung für ein wirkliches Theater und eine Wohlthätigkeitsvorstellung hergeben sollte. Ein autobiographischer Roman ist das Buch nicht; doch möchte man meinen, daß der Hauptheld einige Züge des Dichters trägt, und daß einige seiner Freunde: ein derber Landmann, ein ewig heiterer Philologe, der durch seine Kurzsichtigkeit für sich und andere manches Unheil anrichtet, ihre Urbilder unter den Bekannten des Dichters hätten. Auch hier übrigens einige Typen, die in den Novellen vorkommen: der des geistig hervorragenden, aber körperlich leidenden Jünglings, der liebt, entsagen muß, durch diese Aufregung sich den Tod bereitet; der des schönen, durch schwere Schicksalsschläge verfolgten Mädchens, das, da es sein Glück gefunden zu haben scheint, entsagt, eigentlich aus überflüssigen Bedenken. Gerade dieses Mädchen, Sarah, die Tochter einer Dirne und eines reichen jungen Mannes, der schließlich als welthassender Musikus verkommt, ist durchaus unglaubhaft geschildert: ein wildes, zerlumptes Dorfmädchen, das fast ohne Erziehung aufwächst und trotzdem sich zu einer gebieterischen, hochgebildeten Schönheit, einem Musterbild von Tugend entwickelt, das überall Leidenschaft erregt, aber nirgends Glück bringt, um schließlich traurig unterzugehen. Sie ist nur eine der zahlreichen Frauen, die um Heinrich Falk sich gruppieren: in Kaufmanns- und Beamtenhäusern, in dem eines Barbiers, der Daguerrotypist und schließlich Vorsteher einer Schmiere wird, im Hause eines Pfarrers, die meisten ein wenig in ihn verliebt. Der Held, Sohn eines ländlichen Handwerkers, wird von einem reichen Maler erzogen, dann, da sich seine Beschützerin zum zweitenmal mit einem Regierungspräsidenten verheiratet, verstoßen, zu einem Stubenmaler in die Lehre gethan, kommt da auf eine schier unglaubliche Weise, gleichsam auf der Straße aufgelesen, zu einem Kattunfabrikanten als Musterzeichner, wird von diesem betrogen, kommt dann, gleichfalls auf recht wunderbare Weise, zu seinen alten Gönnern und entwickelt sich schrittweise zu einem bedeutenden Künstler. Außer der schon erwähnten echt Dickensschen Figur des Barbiers, dessen Familie schließlich unserem Helden zur Last fällt — die älteste Tochter wird Gattin des obenerwähnten Philologen —, sind es namentlich ein Pensionsvater mit Gattin und drei angejahrten Töchtern, die gleichfalls an Personen des englischen Humoristen gemahnen. Daneben der obligate Bösewicht, der durch den ganzen Roman als Verderber des Hauptmhelden hindurchgeht, als Erzieher und nebenbei Wucherer, als Mädchenverführer, Erbschleicher, frommer Heuchler, der schließlich als Leiter einer frommen Erziehungsanstalt entlarvt und gefangen gesetzt wird, wobei er, auf eine ebenso wunderbare wie unaufgeklärte Weise, mit dem Kattunfabrikanten und einer der leichtfertigen Schwestern des kunstbegeisterten Barbiers zusammengerät. Dazu kommen Ateliersceneu und ein weit ausgebreitetes geselliges Leben, in dem würdevolle, ernste und humoristische Personen, z. B. das niedliche Allerweltstantchen Finette, vorkommen. Die vielfach verschlungenen Fäden werden geschickt entwirrt, obwohl dem Leser manches Unglaubliche zugemutet wird; ganz besonders unwahrscheinlich ist die unmotivierte Bekehrung einer unerhört herrschsüchtigen Generalin, die als Tyrannin ihres erwachsenen Sohnes und als Quälgeist der gesamten Verwandtschaft durch den ganzen Roman schreitet, um schließlich windelweich zu werden. Manche Scenen aus Kunstateliers sind gut geschildert. Am besten sind aber die ländlichen Scenen, nicht gerade Landschaftsschilderungen, bei denen der Autor nicht allzu lange verweilt, sondern Situatio-

nen und Personen, sowohl in dem kleinen thüringischen Dorf Dietharz, wo der kunstliebende Gastwirt eine gute Figur, die thätige, liebende, lebenskluge Mutter des Helden, die oft aus den Augen verloren, doch immer wieder vorkommt, die Hauptfigur ist; als auch in dem der Residenz nahegelegenen Buchensee, wo die tüchtige Pächter- und die gesunde Pastorenfamilie anmutige Idyllenfiguren sind. Das Ganze eine bunte Fülle von Abenteuern, trotz mancher tragischen Fälle meist mit heiterem Ausgang, sich um das Leben des Haupthelden herumrankend, Gespräche und Erzählungen, viel äußere und nicht selten äußerliche Handlung, aber ohne rechte innere psychologische Entwickelung.

Mehrere andere Romane erschienen erst Jahrzehnte nach dem ersten. Von diesen sind mir „Euphrosyne" (Stuttgart 1877) und „Die Prophetenschule" (Berlin 1879, zwei Bände) nicht bekannt geworden; zwei andere: „Im Hause der Väter" und „Das Buchstabierbuch der Leidenschaft" (zwei Bände, beide Romane Berlin 1878, alle vier also fast unmittelbar aufeinander folgend), verdienen eine kurze Besprechung. „Im Hause der Väter" ist eine höchst unglückliche Bezeichnung — wie denn überhaupt die Namengebung Roquettes schwache Seite war —, denn daß der alte Herr Hagen nach vierzigjähriger Abwesenheit in das Haus seiner Großeltern wieder einzieht und dort auch seine Enkel erzieht, ist doch etwas Äußerliches. Es handelt sich eigentlich darum, daß dieser Hagen, der eine adelige Dame entführte und mit ihr in Amerika lebte, sowohl durch sie als durch seine Tochter Valentine großes Herzeleid empfängt, da diese mit einem Sänger nach Europa durchgeht und schließlich in Deutschland bleibt; ihre beiden Kinder läßt sie nach dem Tode von deren Vater, der eigentlich nie ihr Gatte war, unter fremdem Namen bei dem Vater dieses Mannes. Nach dessen Tode haben sie merkwürdige Schicksale: der Junge läuft aus dem Gymnasium fort und schließt sich einer Seiltänzerbande an, die Tochter will Schauspielerin werden, die unnatürliche Mutter wird Gattin, bald Witwe eines vornehmen Herrn. Wie eine solche Verheiratung einer unjungfräulichen Jungfrau ohne Legitimationspapiere in einem modernen Staatswesen möglich ist, wird freilich nicht erklärt. Sie kümmert sich nicht um ihre Kinder. Diese kommen in sehr seltsamer Weise, die an ungeschickte Abenteurerromane des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, in Hagens Haus. Er findet den Jungen, halb verhungert, vor seinem Hause liegen, nimmt ihn auf und dazu seine Schwester, deren Adresse er nicht minder unwahrscheinlicherweise erfährt. Er läßt sich von einem alten Schulgefährten die Vormundschaft übertragen, leider nicht auch das Mündelgeld, das dieser in einer für einen Beamten schwer qualifizierbaren Weise bei einem Banquier deponiert und verliert. Durch diesen Sturz des Banquiers verliert auch Valentine ihr Geld. Sie weist ihren Vater, der sich ihr nähert, zurück. Das ist ihr Recht, und es wäre nicht minder recht, wenn sie als Sühne für ihre Schuld sich aus dem Leben machte. Ganz unbegreiflich und in keiner Weise durch Schilderung ihres früheren Lebens und Charakters motiviert ist es aber nun, daß sie, nachdem sie von der Verlobung oder Verheiratung ihrer Tochter gehört hat, ohne irgend welche Einsprache dagegen zu erheben, plötzlich ihren Sohn für sich verlangt. Es gemahnt völlig an veraltete Räuber- und Intriguenromane, wenn sie diesen, der schon durch unliebsame Begegnungen an seine kurze Seiltänzerthätigkeit erinnert worden, in geheimnisvoller Weise zu einer Unterredung lockt. Nach dieser Unterredung läuft der knabenhafte Jüngling fort, gerät in einen halbgefrorenen Sumpf und ertrinkt. Und ein solcher Zufall, durch den ein Unschuldiger zu Grunde geht, soll eine Lösung sein!? Auch in diesem Roman zeigt sich übrigens, wie auch sonst, die Vorliebe, einen jungen Philologen zum Helden zu machen — er mit seinem „unsterblich machenden" Werke und seinen zweihundert Thalern Jahresgehalt ist der Glückliche, der die reiche Erbin, deren Reichtum er freilich nicht ahnt, heimführt. Auch hier die Vorführung gewisser grotesker Figuren: der Mitglieder der Seiltänzerbande und eines Fräuleins, halb Dienstmädchen, halb Wirtschafterin, das besonders gern mit falschem Pathos die Jungfrau von Orleans und andere Heldenrollen deklamiert. Sonst zeigt sich hier der bei Roquette seltene Fall,

reiche, äußerlich gebildete, talentvolle und etwas aufdringliche Juden mit leichter Satire zu zeichnen.

Aus der Bürgersphäre führt „Das Buchstabierbuch der Leidenschaft“ in fürstliche Kreise. Diese sind freilich so wenig deutlich gezeichnet, daß man nicht gut zu erkennen vermag, wie sich der Autor Stellung und Wohnort der Geschilderten denkt. Philologen giebt es hier drei: einen Lehrer, der sich beständig die Brille rückt, einen Bibliothekar, der, hochbetagt zu diesem Amt erhoben, damit aus tiefem Elend befreit wird, und einen Provinzialschulmeister, der den aus unrechtmäßiger Ehe hervorgegangenen Sohn des Fürsten zu erziehen hat. Und Leidenschaft giebt es genug: rohe ungebändigte, die zwar, dies kann man bei unserem Dichter sicher sein, nicht zu Verbrecherischem verleitet, aber doch zu manch seltsamem Vorgang führt. Beide Helden, Fürst Alfred, der Neffe und Erbe des verstorbenen Fürsten, und Graf Ithuriel, jener unrechtmäßige Sohn, führen erst die heim, die sie zuerst übersehen haben, während die Geliebte sich zu ihnen sehnte. Daneben manche andere Männer und Frauen, voll Liebe und Freundschaft, Kunstliebe und Wissenschaftspflege, eine „Familie der freien Wahl“, in der es geistreich, lebhaft, anmutig genug zugeht. Auch hier wird manches aus eigenem Leben berührt: die „rationellen Schwammbelustigungen“ wie das Pilzsuchen Ithuriels und seiner Halbschwester Ella, seiner späteren Gemahlin, genannt wird, sind den Spaziergängen Roquettes und seiner Schwester in Darmstadt nachgebildet. (Ob etwa das Treiben im fürstlichen Hause dies oder jenes vom Darmstädter Hofe angenommen? Die vornehmen Engländer, die im Romane eine übrigens sehr rühmliche Rolle spielen, möchten dafür sprechen.) Alle diese Verwickelungen sind spannend erfunden und gut durchgeführt, mit manchen humoristischen Zügen ausgestattet. Drängte sich nur nicht auch hier die Lust zum Abenteuerlichen und Geheimnisvollen hervor, spielte nur nicht auch hier ein Betrüger seine Rolle, der unter dem Namen eines Herrn von Ottendorf und unter verschiedenen anderen erscheint, durch gefälschte Briefe Unrat anstiftet, schließlich, wobei er selbst zu Grunde geht, auf einen der Helden einen Mordversuch macht, der den Betroffenen glücklicherweise nur verwundet. Er ist mit der Handlung durchaus nicht organisch verbunden, man könnte alles, was mit ihm zusammenhängt, einfach wegstreichen, ohne irgend etwas Wesentliches zu entfernen; ja, die Einheit der Handlung würde dadurch gewinnen, der hochgestimmte Ton durch Vernichtung der Mißklänge größere Reinheit erlangen.

Von Roquettes Dramen hat keines Bürgerrecht auf unseren Bühnen gewonnen, obgleich einzelne in Privatzirkeln und auf großen Theatern schöne Erfolge davontrugen. Es sind teils Schwänke, teils Märchendichtungen, teils ernste, manchmal tragische historische Stoffe. Einzelne konnten wegen ihrer politischen oder religiösen Tendenz auf Theatern, namentlich Hoftheatern, keinen festen Fuß fassen, wie „Die Protestanten in Salzburg“. Bei anderen, z. B. dem „Feind im Hause“ (ursprünglich „Lucrezia Colonna“), machte der Dichter mit Theatervorständen und Publikum humoristisch-tragische Erfahrungen. Als eins seiner wichtigsten Dramen betrachtete er den „Sebastian“, der (1883) in Darmstadt aufgeführt wurde und große Wirkung that. Es ist viel dramatisches Leben darin: Waffenlärm, Patriotismus, Verrätertücke, Freundestreue und Liebe. Es ist die frei behandelte Geschichte des falschen Sebastian von Portugal (sechzehntes Jahrhundert), der Befreiung des von Spanien unterdrückten Portugals und des Todes Sebastians, des Befreiers. Man sieht, es ist das von Schiller behandelte Demetriusmotiv, wie denn Schillersches Pathos das Ganze durchzieht, ja auch im einzelnen sich Anklänge an Schiller nachweisen lassen. Während aber bei Schiller der Konflikt darin liegt, daß der Prätendent an sich glaubt, allmählich vom Zweifel beschlichen wird, bis er von seiner Schuld überzeugt wird, während er also wirklich ein tragischer Held ist, ist bei Roquette Sebastian ein Betrüger, aber ein edler. Er ist ein Gefährte des wirklich verstorbenen Königs, der diesem sehr ähnlich sieht, und nun nach des Königs Tode die Aufgabe übernimmt, sein Vaterland zu retten, dem Hause Braganza die Krone zu verschaffen, selbst aber rühmlich in der Schlacht zu fallen. Man

muß bezweifeln, ob eine solche Mischung von Held und Betrüger möglich, ob seine Unterstützung durch den Mitwisser seines Geheimnisses, den alten Alexio, den ehemaligen Minister, nunmehrigen Mönch, der übrigens mehrmals bedenklich schwankt, denkbar ist. Giebt man aber diese Seltsamkeiten zu, dann wird man in Exposition, Aufbau und Entwickelung des Stückes die geschickte Hand nicht verkennen. Wenn auch Juan und Isabel, die Kinder der Herzogin von Braganza, etwas stark an Max und Thekla, letztere mit einer gewissen Beimischung des Käthchen von Heilbronn-Charakters, gemahnen, so ist gerade das jugendlich Heldenmütige, das willig Hingebende gut in ihnen gezeichnet. Alle portugiesischen Großen, Patrioten und Verräter, sprechen eine vornehme Sprache; es ist die gebildete Ausdrucksweise eines vornehmen Dichters.

Als sein in dramatischer Form geschriebenes Hauptwerk, ja als sein Hauptwerk überhaupt, sah Roquette den „Gevatter Tod" an. In dramatischer Form; trotz der Form aber weder vom Dichter zur Aufführung bestimmt, noch überhaupt aufführbar. Denn es ist viel zu lang und besteht im Grunde nur aus einer Reihe von Scenen mit fast beständig wechselnden Personen. Aber es ist ein nachdenkliches Buch zur Lektüre und ein Buch, das Freude macht. Die Fiktion ist die, daß Gevatter Tod der Pflegevater eines jungen Arztes Faramund ist, dem er mit einem Zeichen die ihm verfallenen Opfer andeutet, sonst aber die Kraft und Kunst verleiht, alle Kranken zu heilen. Zweimal muß Faramund die Frauen, denen er seine Liebe schenkt, sterben sehen, ohne ihnen helfen zu können, die eine, ein Bürgermädchen, eine reine Jungfrau, an einer schweren Krankheit, die andere, eine Herzogin, der er in schuldiger Liebe verbunden ist. Sie wird durch ihren Gemahl getötet; Faramund, eingekerkert, soll durch seinen Beschützer, den Junker Vohland, den Teufel, der an dem herzoglichen Hofe eine große Rolle spielt, gerettet werden, verabscheut ihn aber und erlangt nach dem Tode des Herzogs seine Befreiung. Der Teufel wird um seine Beute betrogen. Der Tod (Hans Mors) triumphiert über ihn; aber auch Fortuna ist stärker als er. Daneben eine bunte Reihe Scenen aus der bewegten Welt: Bürger, Hofleute, Studenten. Ernstes wechselt mit Heiterem, frohe Lieder werden übertönt durch trüben Lärm. Es ist etwas Faustisches in Faramunds Natur und etwas Mephistophelisches außer in Vohland auch im Gevatter Tod. Leider fehlt es aber an dem rechten Abschluß und einem logischen Zusammenhang der bunten Bilder, obgleich ein solcher leicht hätte hergestellt werden können. Trotz dieses Ernsten, ja Grausigen besteht ein naher Zusammenhang zwischen dieser und Roquettes anderer Hauptdichtung („Waldmeister"); der Dichter selbst deutet das mit folgenden Worten an: „Es war von Anfang hier auf ein Lied der Versöhnung abgesehen. Das Leben und die Liebe überwindet die Schauer, der Tod selbst wirbt um Liebe, er will nicht der Allgehaßte sein, und er selbst erkennt alle Rechte des Lebens an. In dem Rheingedicht singt und klingt Jugendlust und der Übermut des Studentendaseins, in ihrer Stimmung durch nichts getrübt. Malen sich hier die Bilder im modernen Leben, so sind sie im Gevatter Tod in eine entferntere Zeit verlegt und damit derber dargestellt. Es ist auch hier ein akademisches Treiben, dessen ernsteres und vertiefteres Streben in der Gestalt des Faramund hervortritt. Dem eigenen Wesen des Verfassers lag das nicht fern. Grübeln, Ringen, Drang zum Schaffen, Freude des Gelingens, Enttäuschung, Verkennung, Vereinsamung — es ist nur die Kehrseite zu dem leichten Judentagleben des Rheinliedes."

Außer Epos und Drama pflegte Roquette auch die Lyrik. Man thut den Gedichten gewiß kein Unrecht an, wenn man sie in ihrer ersten Gestalt (1852), nicht aber in ihrer veränderten Form (1880) betrachtet. Denn sie sind ein Jugendwerk, nicht gerade der Form wegen, obgleich diese gelegentlich ungelenk ist, sondern wegen des Inhalts. Diese Lieder gelten dem Wandern und dem Frühling — dem Herbst nur, weil er den Wein bringt, und dem Winter um seiner Weihnachtsfreude willen —, Frohsinn und Leben, jugendlichem Leichtsinn und Weltgenuß — Verachtung wird den „Schlammphilistern" geboten —, Tanzen und Trinken — auch Hopfen und Gerste finden ihr Lob —, Freundschaft und Liebe. Wohl giebt es auch

ernstere Töne: der Wald erscheint mit seiner Poesie und seinen stillen Kapellen, Goethes wird an seinem hundertsten Geburtstag gedacht, die Freiheit wird gepriesen, hauptsächlich jedoch wird die Liebe besungen. Wenn auch gelegentlich trübe Scheidelieder erklingen, und die alte Lust der neuen Qual gegenübergestellt wird, wenn hier von Entsagung und dort von verzehrender Leidenschaft gesprochen wird, wenn bald den Nebenbuhlern, bald den ungetreuen Mädchen gedroht wird, meist wird das stille Glück der Liebe verherrlicht. Es ist der „ersten Liebe sel'ge Zeit", die des Dichters Herz erfüllt, das verschwiegene Gekose; Veilchen erscheinen als Liebeszeugen, Nachtigallen und Rehe als Liebesboten; das ganze Herz geht ihm auf, wenn er sein Glück, seine Wonne, sein Leben und Licht preist. Als Motto dieser Liebes- und Lebenslust mögen die hübschen Verse gelten:

O Leben, goldnes Leben!
Sprecht nicht von Ruh und Tod,
Die Schale sollt ihr heben
Die euch das Leben bot.
Was modern will, das modre,
Doch kannst du kräftig blühn,
So blüh mit Lust und fodre
Des Lebens Früchte kühn.

Zwischen Drama, Epik und Lyrik stehen die „Idyllen, Elegien, Monologe". Die Idyllen könnte man zur epischen, die Elegien zur lyrischen, die Monologe zur dramatischen Gattung rechnen. Ihr Gemeinsames besteht in der antiken Form (Hexameter, Distichen), teils auch in dem der Antike entlehnten Inhalt. Sonst sind sie verschieden genug, sowohl ihrer Entstehung nach, denn einige stammen aus der Zeit von 1846 ff., andere aus den Jahren 1880 ff., als auch nach den in ihnen behandelten Gegenständen. Denn einzelne behandeln Schönheit und Altertum, andere, wie die „Naturstimmen", freilich schwer verständlich, das Ringen des verkannten Dichters, endlich noch andere mancherlei satirische, nicht sonderlich wirksame Ausfälle gegen Zeit- und Modegeschmack, gegen Publikum und Kritiker nebst beredten Verteidigungen des Rechtes der Dichter.

Auch einer Mischgattung gehören die poetischen Erzählungen an. Ihr Inhalt weist sie dem Epos zu, aber sie sind mit lyrischen Bestandteilen so verquickt, daß sie zur reinen Epik nicht gerechnet werden können. Unter ihnen bedeuten die in den letzten Lebensjahren des Dichters erschienenen, „Cesario" u. a., nicht viel; es sind Spätlinge, die keine rechte Lebensfähigkeit besitzen. Man fragt sich verwundert, warum diese kleinen Erzählungen denn in Versen geschrieben werden mußten.

Aber derselben Gattung ist auch das Werk zuzurechnen, das Roquettes Namen zuerst, und wohl auch allein, in weitere Kreise trug: „Waldmeisters Brautfahrt." Gewöhnlich wird mit ihm ein anderes der Form nach verwandtes Werklein in Verbindung gesetzt: „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit", aber es hat mit dem Hauptwerk gar nichts zu thun. Seinen Titel erhielt es, weil es in dem Jahr entstand, da jenes erste Werk sein erstes Vierteljahrhundert vollendete, aber es ist durchaus keine Fortsetzung. Denn wenn jenes anmutige Märchen mit Pflanzen und nebenbei mit Menschen zu thun hatte, so erzählt diese Geschichte, die zwar auch am Rheine spielt, von Menschen, von dem Treiben einer kleinen Stadt, von der Liebe eines jungen Baumeisters Friedrich und Evas, der Pflegetochter eines Weinbergbesitzers. Frisch und anmutig, wie aus der besten Jugendzeit, wird die Liebesgeschichte erzählt: Ernst mischt sich ein, Nebenbuhlerschaft und Entsagung eines anderen, Nachklänge des großen Krieges lassen sich hören, dumpf und schaurig erschallt die Brandglocke, dazwischen aber humorvolle Töne (ganz allerliebst die Überreichung eines Kranzes, den jeder von sich ablehnt) und herzerquickend der Jubelruf glücklicher, seligmachender Liebe.

Roquettes bekanntestes Werk aber ist und bleibt „Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen". Es erschien zuerst, wie schon erwähnt, 1851 und wurde 1893 in fünfundsechzigster Auflage ausgegeben, ein Erfolg von einer Größe und Dauerhaftigkeit, wie ihn kaum eine andere Dichtung aufzuweisen hat. Die Anlage dazu gehört der Zeit unmittelbar nach dem Verlassen des Gymnasiums an, in den Heidelberger Studienjahren wurden die meisten in die Dichtung eingeschobenen Lieder gedichtet, das Märchen von Grund aus neu bearbeitet, die Scenerie nach den auf einer

Rheinreise gewonnenen Anschauungen neu hinzugefügt.

Es ist ein liebenswürdiges Buch, voll Naturschwärmerei, Wanderfreudigkeit, Lebensfrische, Poesie des Waldes, des Frühlings und des Weines. Märchenzauber umfängt den Leser. Der Kritiker möchte vielleicht wünschen, daß Märchen und Erzählung entweder strenger auseinander gehalten oder enger miteinander verknüpft sei, denn die liebliche Geschichte von Waldmeisters Brautfahrt, seiner Vermählung mit der holden Rebenblüte, des großen Festes, das zur Feier dieser Verbindung veranstaltet wird, steht doch in recht losem Zusammenhang sowohl mit dem hübschen Waldidyll des spröden Jägers und seines Schätzchens, als mit den Abenteuern des dicken sangfeindlichen Kaplans und seiner Wirtschafterin, als mit denen des dünnen Botanikers, der aus Versehen den Waldmeister in seine Botanisiertrommel packt, als endlich mit dem Studentenchor, der bald hier bald dort erscheint und mit der eigentlichen Handlung gar nichts zu thun hat. Aber der Kritiker beschwichtigt seine Bedenken leicht: denn die Hauptsache ist nicht die logische Verknüpfung und die Erzählung, sondern die Stimmung und die verschwenderisch durch das Ganze gestreuten lyrischen Partien. Sie verklären Jugend und Frühling, Freude und Liebe. Wohl erklingen auch andere Töne, und vielleicht hat schon damals der Dichter an sich gedacht, als er die schöne Strophe von dem Lohne dichtete, den Heinrich Frauenlob sich ersehnte:

Wenn von der Jugend Zungen
Mein Lied einst hell erklingt,
Wenn voll Erinnerungen
Man mir den Becher schwingt;
Wenn es in Lust und Schmerzen
Ertönt mit Mark und Kraft:
Er hat mit treuem Herzen
Fürs Vaterland geschafft!

Das Heitere aber wiegt vor: die ungebändigte Lust am Leben, die Sehnsucht nach Liebeswonne und Trinkerseligkeit, die Lobpreisung der Sorglosigkeit und des heiteren Hingebens an die Welt. So als Priester frohen Lebensgenusses und heiteren Weltbehagens wird Roquette als Dichter, trotz der höheren Ansprüche, die er erhob, fortleben:

Und solang noch Lebenstriebe
Froh sich mir gesellt,
Will ich loben diese liebe
Wunderschöne Welt!
Wollt ihr goldne Schätze heben,
Zeig ich sie euch echt,
Denn die Jugend und das Leben
Und der Tag hat recht.





Roderich Löhr.

Roman
von
Ernst Eckstein.

V.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Kurz nach vier kam Roderich Löhr heim. Er hatte mit seinem Freund Wernick im „Pilsener Stammhof" gefrühstückt, ohne jedoch, wie der Oberförster, auf die Kaviar- und Lachsbrötchen noch ein Filet mit Champignons folgen zu lassen. Er wollte bei dem Diner, das ihm bevorstand, ausgiebig mitwirken, um so den Eindruck hervorzurufen, als ob ihn die Auseinandersetzung mit Herrn von Sülfingen kaum berühre. Aus zwei Gründen erschien ihm der Glaube der Gäste an seine Gleichgültigkeit zweckmäßig: einmal im Interesse der angestrebten Verschleierung; und dann auch für die Beurteilung von seiten des Strafrichters. Roderich hatte zwar nicht die geringste Lust, diese Beurteilung abzuwarten. Vielmehr war er fest entschlossen, sofort nach Beendigung seines Ehrenhandels über die Grenze zu gehen. Immerhin konnte man nicht voraussehn, ob nicht ein unverhofftes Begebnis diesen Entschluß vereiteln würde. Dann war es doch vorteilhaft, den Tod Sülfingens als einen unglücklichen Zufall hinstellen zu können. Es würde dann glaubhaft genug klingen, wenn er behauptete: Einer Beleidigung wegen, die mich im Grunde so kalt ließ, konnte ich doch unmöglich einen so tragischen Ausgang wollen!

Während er sich für das Diner umkleidete und von Prasch mit der gewöhnlichen, halb unterwürfigen, halb vertraulichen Schwatzhaftigkeit bedient wurde, kamen ihm diese Erwägungen noch einmal recht klar zum Bewußtsein. Er nahm sich vor, bei Tafel durch eine ganz besonders liebenswürdige Laune zu glänzen und namentlich auch mit Konrad Storm, der auf Wunsch eines alten Kunstgönners, des Freiherrn von Seydnitz, mit von der Partie war, recht unbefangen und freundschaftlich zu verkehren; denn Konrad Storm war ja, den Enthüllungen Mariannens zufolge, auch einer von denen, die eigentlich eine unbarmherzige Abrechnung verdient hatten.

Dann überlegte er sich die spätere Auseinandersetzung mit der Hauptschuldigen. Bis jetzt hatte er diesen Punkt nur ganz oberflächlich berührt. Es gab ja zunächst

Wichtigeres und Dringenderes. Jetzt aber schien das alles soweit geordnet, und beklemmender als zuvor trat die Frage an ihn heran: Was beginnst du mit diesem Weibe, das leider Gottes in alle Ewigkeit deinen Namen trägt? Wie kömmst du ohne allzu großen Skandal von ihr los? Wenn er jetzt außer Landes ging — würde das nicht den Lauf der Ereignisse hemmen? Aber nein! Gerade im Gegenteil! Seine Abreise bot ja eine sehr günstige Handhabe. Eva war gesetzlich verpflichtet, ihm ins Ausland zu folgen. Sie sollte sich also weigern. Sie sollte irgendwo sonst ihren Aufenthalt nehmen und so den Schein böswilliger Verlassung hervorrufen. Halbwegs glaubhafte Gründe für dies Verhalten würde man doch wohl ausfindig machen. An ihrer Fügsamkeit zweifelte Roderich keinen Augenblick. Nur für den Fall ihres unbedingten Gehorsams hatte er ihr die Sicherung ihrer Zukunft versprochen.

„Mit Verlaub,“ schmunzelte Prasch, „das geht nicht ...“

„Was?“ fragte Roderich aufschreckend.

„Daß der gnädige Herr die Halsbinde unter den Kragen schnallt.“

„Ach so ...! Dummheit! Wie komm' ich dazu ...?“

„Ich habe dem gnädigen Herrn schon zweimal abgewinkt. Aber umsonst. Der gnädige Herr scheint überhaupt sehr in Gedanken.“

„Ich? Wieso?“

„Weil Sie auf meine Fragen durchaus nicht antworten.“

„O, entschuldige, mein Verehrtester ...! Ich bin wirklich zerstreut ... Ich habe noch ein paar eilige Briefe zu schreiben, entweder heute oder doch morgen in aller Frühe ... Da leg' ich mir schon im Geist manches zurecht ... Was willst du denn wissen?“

„O, nichts von Belang! Ich fragte nur, ob sich der gnädige Herr schon die Bilder besehn haben, die uns Herr Storm heute vormittag durch Expreßmänner ins Haus geschickt hat? Und ob es auch recht ist, daß der Bob die zehn oder zwölf Dinger kurzer Hand in den großen Salon stellt? Ich für mein Teil finde das Zeug gar nicht ein bißchen hübsch ...“

„Das soll auch nicht bleiben,“ versetzte Roderich. „Nur weil der Freiherr von Seydnitz den Arbeiten Storms ein so starkes Interesse bekundet, hat uns der Künstler um die Erlaubnis gebeten. Morgen wird die Geschichte dann wieder abgeholt.“

„So, so! Das ist was anderes! Sonst — da sind Sachen dabei ... Ein uraltes Weib mit Triefaugen und bläulichen Klunkern am Hals ... Und ein hellrotes Schwein, das einen Kohlstrunk im Maule hält, wie eine große gelbe Cigarre ...“

„Nun, er wird wohl auch Besseres gemalt haben.“

„Wenig. Immer so was Kurioses und Ausgehecktes. Gar nicht einmal ein schönes, frisches, naturwahres Bild, wie zum Beispiel die Landschaft hier über dem Thürgesims oder die Toteninsel im Eckzimmer, wo's einem eiskalt über den Rücken läuft. Nur droben die Blätter im Atelier, die er beim Unterricht malt: bravo, da capo! Die lass' ich mir gelten. Da hat er eine so ganz andere Manier ... Wie soll ich mich ausdrücken? So wie ein Feldblumenstrauß, wo noch der Tau drin hängt, oder wie reife Erdbeeren ...“

Der gute Prasch wußte nicht, daß die Gemälde, die Storm da im großen Salon ausstellte, durchweg aus einer früheren Zeit stammten, während die reizenden Aquarellbildchen, die droben das Atelier schmückten, der anmutig-kecken Art Evas nachgeahmt und zwar mit überlegenem Talent nachgeahmt waren. Da mußte wohl etwas Duftiges und Graziöses herauskommen. Der junge Künstler stand jetzt blindlings unter dem Bann ihres Zaubers, hielt sich für den einzig Bevorzugten, obgleich sie ihm eigentlich gar nichts gewährt hatte, und glaubte an ihre Tugend wie an die Macht ihrer Schönheit. Er dachte nur noch mit ihren Gedanken und fühlte nur noch mit ihren Gefühlen. Aber auch ihr war der Verkehr mit ihm nachgerade zum reizvollen Bedürfnis geworden, trotz ihrer strafbaren Liebe zu Sülfingen. Die stumme, etwas hilflose Anbetung Storms hatte für sie etwas unendlich Rührendes. Sie kam sich dabei so schuldlos und ideal vor ...

Roderich mochte bei der Bemerkung des Dieners etwas von dem Zusammenhang zwischen Eva und der neuen Kunstrichtung

Storms ahnen. Ein Zug bittersten Ekels spielte um seinen Mund. Er wandte sich ab.

Die kleine Gesellschaft, die sich kurz nach fünf um die Tafel reihte, bestand, mit Einschluß der beiden Gastgeber, aus zwölf Personen. Nichts in dem Gesamtbilde des festlichen Mahles, das nun in Scene ging, ließ die Vermutung aufkommen, daß die Grundlagen dieser Häuslichkeit unwiderruflich zerrüttet waren. Alles vielmehr deutete auf das vollste Gedeihen irdischen Glückes und Wohlbehagens. Die herrlichsten Blumen dufteten aus den wundervollsten Vasen und Aufsätzen. Das schwersilberne Tafelgeschirr, die kostbaren Krystallgläser, die feenhafte Beleuchtung, die auserlesenen Weine und Speisen, die ruhige Korrektheit der Dienerschaft — alles trug den unverkennbaren Stempel eines genußfrohen, festbegründeten Reichtums, einer geruhigen, schicksaltrotzenden Lebenslust.

Man unterhielt sich vortrefflich. Konrad Storm saß ganz in der Nähe des kunstsinnigen Freiherrn und lauschte mit wahrem Entzücken den Lobsprüchen des neuen Mäcens, der die frischblühenden Aquarellskizzen im Atelier Evas ganz allerliebst fand. Im Beisein des Weibes, das er heimlich vergötterte, so warmherzig gelobt zu werden, war ihm die höchste Wonne. Auch Eva strahlte bei den Worten des alten Herrn wie vor stiller Genugthuung. Wenn heute jemand ihr Interesse für Konrad Storm recht weitgehend fand, so konnte das bei der Lage der Dinge nicht schaden. Und Storm, dieser offenkundigen Art nicht gewohnt, träumte halb unbewußt von einem abermaligen Fortschritt in ihrer Gunst. Endlich vielleicht würde das Eis doch schmelzen. Und schattenhaft wie die Göttergestalt des Zeus auf dem Jo-Bild des Correggio umdämmerten ihn die Umrisse einer glückseligen Zukunft.

Hätte er ahnen können, was in der Seele dieser Frau vorging! Liebenswürdig und schön wie immer, lächelnd, anregend, plaudernd, ließ Eva Löhr doch eigentlich keine Sekunde lang ihren verbrecherischen Plan aus den Augen. Schon vor Beginn des Diners hatte sie einen verstohlenen Gang durch das Eßzimmer gemacht und sich gefragt, ob es nicht klüger sei, hier bereits an der Tafel das Schicksal heraufzubeschwören. Die neuen Champagnergläser waren derart geschliffen, daß man im Fuß, der bis herab auf die Stehplatte hohl war, eine wasserhelle Flüssigkeit nicht bemerkt haben würde. Wenn sie das Glas Roderichs gleich jetzt bis zu der Stelle vollgoß, wo sich der zackige Rand um den Fuß legte, schien ihre Aufgabe sicher gelöst zu sein. Im selben Moment aber schrak sie vor dieser Idee zurück. Das Glas konnte umfallen; es konnte verwechselt werden ... Vielleicht auch veränderte die Flüssigkeit plötzlich ihr Aussehn, wenn sie so eine Zeit lang an offener Luft stand. So blieb denn Eva bei ihrer ursprünglichen Absicht: den Weggang der Gäste abzuwarten und dann ... Dieses entsetzliche Dann konnte sich so oder so gestalten ... Und die verschiedenen Möglichkeiten gingen ihr unter dem Hin und Her der Konversation unausgesetzt durch den Kopf.

Nachdem sich die kunstfrohe Beredsamkeit des Freiherrn von Seydnitz ein wenig gelegt hatte, verfiel das Gespräch aufs Theater. Man erörterte die erfolgreiche Neuheit des Karl-Theaters, die Möllersche „Loreley“. Die anwesenden Damen verurteilten das Werk nahezu einstimmig. Es sei eine Schmach, daß der Verfasser klipp und klar gegen die unglückliche junge Frau Partei nehme. Eva allein kam hier dem Autor zu Hilfe. Gerade die Frau sei mit besonderer Liebe gezeichnet, wenn auch natürlich etwas befangen in dem Kreis ihrer engeren Anschauungen. Übrigens lade sie eben durch diese Befangenheit eine unleugbare Schuld auf sich. Jede Frau müsse bestrebt sein, der Gedankenwelt ihres Gemahls innerlich nahezukommen. Und nun philosophierte sie über dieses Kapitel so feurig und seelenvoll, daß man den Eindruck hatte: diese Eva redet aus persönlichster Überzeugung; sie hat's durchgemacht; sie bestätigt uns hier auf Grund ihrer eigenen Erfahrung, daß es kein so gewaltiges Kunststück ist, sich der geistigen Individualität eines Gemahls nachzubilden. Wirklich fing denn auch die feinfühlige alte Baronin Droste-Sudenburg an, von Roderichs neuer fachwissenschaftlicher Arbeit zu sprechen. Eva that, als sei sie hier vollständig eingeweiht, machte mit halblauter Stimme einige un-

klare Andeutungen und nickte dann der Baronin freundlich zu, als wollte sie sagen: Sie, meine Liebe, verstehen mich! Sie allein haben erkannt, wie sehr ich in dieser Geschichte der Blumenzucht aufgehe!

Auch Roderich spielte die qualvolle Komödie meisterhaft. Er hatte auf Storm ein lebhaftes, wenn auch nicht allzu unwahrscheinliches Loblied gesungen und den Freiherrn von Seydnitz mit ein paar einschränkenden Worten auf die Kunstwerke drüben im großen Salon vorbereitet. Das sei ein wesentlich anderer Stil, aber in seiner Art ebenso originell ... Roderich selbst hatte die Bilder noch nicht gesehen, verstand auch wenig davon: aber er traute dem frischen, urwüchsigen Prasch, der oft merkwürdig gesund urteilte. Nachdem dies Thema abgesetzt war, unterhielt sich Roderich eingehend mit seiner liebenswürdigen Tischdame, der Gattin des Freiherrn. Er ward so, da auch der Weingenuß nach und nach seine Wirkung that, zu seinem eigenen Erstaunen den schmerzhaften Druck los, der ihm bis dahin wie eine reibende Faust links über der Brust gelegen.

Als man schon beim Dessert war, meldete Bob heimlich den Oberförster, der seinem Auftraggeber noch eine Mitteilung wegen des morgigen Zweikampfs zu machen hatte. Löhr entschuldigte sich für ein paar Augenblicke und ging hinaus. Wernick faßte sich kurz und geschäftsmäßig und wollte dann gleich wieder weg. Roderich aber gab das nicht zu. Er fühlte das unklare Bedürfnis, den einzigen Menschen, auf den er sich jetzt verlassen konnte, für eine Weile noch um sich zu haben.

„Ein verspäteter Gast!“ sagte er beim Betreten des Speisezimmers und stellte den Freund vor.

„Ich hoffe, die Herrschaften zürnen mir nicht ...“ lächelte Wernick.

„Aber im Gegenteil!“ versetzte die Hausfrau. „Die Herrschaften werden sich freuen, Roderichs Studiengenossen, von dem ich ihnen so viel schon erzählt habe, endlich kennen zu lernen! Übrigens finden Sie ja nicht lauter Fremde ...“

Die letzte Bemerkung zielte auf Storm, der seinem alten Gönner halb freudig und halb verlegen die Hand reichte. Er hatte ein böses Gewissen wegen Mariannens.

Eva rückte ein wenig zur Seite, damit der Oberförster für die paar Augenblicke, die man hier noch bei Tisch war, neben der Wirtin Platz nehmen sollte. Roderich aber hatte schon zwischen sich und der Dame links einen Stuhl einschieben lassen.

„Verzeih'!“ rief er mit einer artigen Handbewegung. „Ich hab' ihm noch etwas zu sagen! Der Freiherr von Riddaghausen drängt wieder ... Vielleicht werden wir doch nun einig ...“

Eva wußte natürlich, daß Wernick durchaus nicht wegen der Gehlberger Ziegeleien gekommen war. Aber sie freute sich, daß sie so der Notwendigkeit überhoben ward, mit diesem scharfblickenden Oberförster eine gleichgültige Konversation zu führen. Er flößte ihr jetzt eine fast unüberwindliche Antipathie ein.

„Wie du willst!“ nickte sie freundlich.

Sie führte ihr Glas an die Lippen. Zunge und Hals waren ihr trocken geworden. Dann lauschte sie unwillkürlich dem einförmigen, kaum vernehmbaren Ticken der Pendeluhr. Der Tag strömte dahin; der Augenblick der Entscheidung kam näher und näher. Eine unsägliche Angst stieg in ihr auf, daß alles noch fehlschlagen, daß die so zuversichtlich erhoffte Gelegenheit nicht eintreten würde ...

Die alte Baronin Droste-Sudenburg machte mit einemmal ein ganz sonderbares Gesicht.

„Was haben Sie, meine Gnädigste?“ fragte der Musikreferent Doktor Vollbracht.

„Sehen Sie nicht ...?“ flüsterte die Baronin, während sich ihre hageren Wangen mit einem krankhaften Rot bedeckten. „Wir sind zu dreizehn.“

„Pah! Sind Sie abergläubisch?“

„Wenn Sie kein besseres Wort dafür haben, ja. Und die Erfahrung hat mir noch jedesmal recht gegeben.“

Doktor Vollbracht suchte sie zu beruhigen. Der Oberförster, oder was der Herr war, kam ja doch nur post festum, so entre la poire et le fromage. Der zählte nicht mit.

Eva hörte dieses Gespräch mit herzklopfendem Grausen. Man war zu dreizehn. Einer von diesen dreizehn mußte demnächst sterben. Das war das Schicksal, der unabweisbare Wille des Fatums. Eine Sekunde lang

fühlte sie mit dem breitschultrigen, kräftigen Mann da drüben beinahe Mitleid. Dann aber spielte sich alles, was sie durchlebt hatte, rasch wie im Auszug vor ihrer Seele ab, und diese Regung verlor sich. Einer von diesen dreizehn ... Es war so bestimmt. Wenn sie nicht selbst in den Abgrund versinken wollte, so mußte Roderich Löhr dieser Dreizehnte sein. Und nun kam ihr sogar der gleißnerisch-freche Trostgedanke, Roderich habe ja doch nichts mehr von dem Leben, während ihr noch der üppigste, reichste Genuß blühe. Sie in ihrer unendlichen Spannkraft würde das alles verwinden. Für sie gab es noch eine Zukunft.

Mit vorsichtiger Hand faßte sie nach der Tasche. Sie spürte das Onyxfläschchen ... Und ringsum lächelnd wie eine huldvolle Fürstin hob sie die Tafel auf.

Je mehr nun der Abend vorschritt, um so entschiedener festigte sich die Kraft ihrer Seelenruhe. Noch bei Tisch hatte sie ab und zu den heimlichen Drang verspürt, ihre Serviette in tausend Stücke zu reißen oder den Stengel ihres Bordeauxglases mit krampfhaft geschlossener Faust abzuknicken. Jetzt war das vorüber. Sie atmete leicht und frei; sie wußte, daß sie im rechten Moment das Rechte schon finden würde.

Der große Salon, wo Bob auf etlichen Staffeleien die Ölgemälde Konrad Storms aufgestellt hatte, ward nun der Schauplatz wunderbarer Erörterungen. Der Freiherr von Seydnitz fand diese eigenartigen Kompositionen höchst humoristisch. Das hellrote Schwein mit dem Kohlstrunk nannte er eine wirksame Studie im Stil Oberländers, wogegen Storm nicht ohne Verlegenheit vorbrachte, daß ihm, ehrlich gesagt, jede komische Absicht fern gelegen. Hieraus entspann sich eine umständliche Auseinandersetzung über das Wesen der Komik im allgemeinen und zuletzt ein Privatissimum des Musikreferenten, der im Beginn seiner Laufbahn zwei humoristische Epen, „Don Juan in Leipzig“ und „Hatto von Mainz“, veröffentlicht hatte und noch immer in stillen Stunden der komischen Muse opferte.

Endlich gab die Baronin von Droste-Sudenburg das Zeichen zum Aufbruch. Es war halb elf. Sämtliche Gäste gingen auf einmal; mit ihnen auch Wernick, der an die Anforderungen des kommenden Morgens dachte.

Und nun geschah, was nach derartigen Festlichkeiten die Regel war. Roderich, der im Salon den Kaffee verschmäht hatte, bestellte sich jetzt bei Prasch eine ganz frisch zu kochende Tasse. Vielleicht fühlte er in der That wie sonst das Bedürfnis; vielleicht wollte er nur zeigen, wie wenig die Aussicht auf den geplanten Zweikampf seinen Gemütszustand und seine Gewohnheiten beeinflusse.

Eva Löhr hielt sich sprungbereit. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer gekauerten Wildkatze ... Irgend etwas mußte sie ausklügeln, um den Todgeweihten von der gefüllten Tasse, die ihm der Diener hinsetzen würde, rechtzeitig fortzulocken. Irgend etwas ... Und wenn sie einen plötzlichen Anfall von Herzkrämpfen heucheln oder im Nebenraum die Vorhänge in Brand stecken sollte.

Der Zufall kam ihr zu Hilfe. In demselben Moment, wie Prasch den dampfenden Kaffee hereintrug, stand Roderich auf und ging in das Rauchzimmer, um sich dort eine Havanna zu holen.

Eva ward kreideweiß. Ihre Augen glühten wie Kohlen. Jetzt galt es. Ein rascher Griff: in ihrer zitternden Hand blitzte das Onyxfläschchen, und die Hälfte der Flüssigkeit — mehr als genug, um eine ganze Gesellschaft zu töten — floß in die Tasse.

„Ja, um Himmels willen, gnädige Frau, was machen Sie denn?“ klang da plötzlich eine tieftönige Stimme.

Es war Prasch, der das seltsame Gebaren Evas, ihr jähes Erbleichen, ihr unheimliches Zittern durch den Wandspiegel des Nebenzimmers beobachtet hatte.

Und Eva stieß einen grellen Schrei aus, der ein Bekenntnis war. Das halb noch gefüllte Fläschchen entfiel ihr. Es wurde von Prasch mit der Eilfertigkeit eines Rächers emporgenommen. Jeder Bewegung unfähig, sank die Verbrecherin schlaff in den nächsten Stuhl. Die Augen quollen ihr aus den Höhlen. Sie schlotterte.

Als Roderich Löhr, die angesteckte Cigarre im Munde, über die Schwelle trat, fuhr sie entsetzt auf. Sie warf sich ihm laut stöhnend zu Füßen.

„Glaube ihm nichts! Nein, er lügt! Ich

wollte ja nur ... Ich habe mich rein vergriffen! Laß ihn die Tasse gleich ausgießen! Gott, o Gott, ich werde noch wahnsinnig!"

Prasch rührte sich nicht. Er sah aus wie ein Toter.

Roderich Löhr war im ersten Moment über den Stand der Dinge unklar gewesen. Jetzt begriff er nur allzugut. Er konnte nicht sprechen. Mit der gehobenen Hand machte er gegen Prasch eine verzweiflungsvolle Gebärde der Abwehr, bis er dann mühsam hervorbrachte:

„Kein Wort davon! Keine Silbe! Hörst du? Du schweigst! Du schweigst wie das Grab!"

So wankte er haltlos hinaus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In dieser schrecklichen Nacht begab sich weder Eva noch Roderich in das gemeinsame Schlafzimmer. Sie hatten Furcht voreinander.

Roderich saß noch eine Zeit lang, wie vor Grausen erstarrt, im Rauchzimmer und stierte blödsichtigen Auges in das Kaminfeuer, das allmählich zusammenbrannte. Der kalte Cigarrendunst — Wernick und der Freiherr von Seydnitz hatten hier während der breitspurigen Deklamationen Vollbrachts gründlich gequalmt — legte sich ihm schwer und widerlich auf die Nerven: aber es fehlte ihm jede Kraft, sich emporzuraffen und etwa ein Fenster zu öffnen. Stumpf und brütend sann er darüber nach, wo er doch einen ähnlichen Zustand herzbeklemmenden Lufthungers erlebt hatte. Endlich fiel es ihm ein. Das war auf der Bonner Anatomie gewesen. Der kleine Ostpreuße hatte ihn damals beredet. So war er — „der Wissenschaft halber" — mit eingetreten. Tage und Wochen hindurch verfolgte ihn dann der süßlich-fade Geruch der Sezierhalle. Jeder Bissen, den er genoß, schmeckte nach Leichen.

So blickte er, von heimlichen Schauern gebannt, willenlos auf die verlöschenden Buchenscheite. Kurz vor Mitternacht erst erhob er sich. Taumelnd schritt er zur Klingel. Prasch, der sich im Vorzimmer nicht gerührt hatte, kam scheu und schüchtern herein, als habe er selbst ein Verbrechen auf dem Gewissen. Die übrige Dienerschaft hatte sich auf Befehl Roderichs schon zur Ruhe begeben. Eine Zeit lang standen sich Herr und Diener ohne ein Wort gegenüber. Der ehrliche Prasch hatte sich immer noch nicht von dem schrecklichen Anprall erholt. Die ganze Welt ging ihm infolge dieses einen Erlebnisses jammervoll aus den Fugen. Längst zwar hatte er dieser Eva mißtraut: aber doch nur im Punkt ihrer Treue. Nun mit einemmal blickte er in den ganzen gähnenden Abgrund ihrer Verworfenheit ...

„Prasch," begann Roderich Löhr mit tonloser Stimme, „du hast mich verstanden! Nicht wahr? Du wirst meine Bitte erfüllen und alles geheim halten? Wenn man erführe —: es wäre mein Tod!"

Prasch legte in stummer Beteuerung die Hand auf die Brust.

„Ich danke dir, Prasch! Ich weiß ja, du bist ein vortrefflicher Mensch! Zittere nicht so! Alles wird gut werden ... Und nun schließ mir da droben die braune Eckstube auf ... Ich will zusehn, ob ich für ein paar Stunden Rast finde."

Der Diener steckte mit unsicherer Hand eine Wachskerze an, drehte das Glühlicht ab und schritt seinem Herrn langsam voraus. Oben im Dachstock lagen zwei wohleingerichtete Fremdenzimmer, die für die Möglichkeit eines unverhofften Besuchs aus Droßhaida in steter Bereitschaft gehalten wurden. Prasch öffnete die größte der beiden Stuben, deckte das Bett ab, trug etwas Trinkwasser herzu und wünschte dann zögernd und stotternd eine recht gute Nacht, was Roderich mit einem harten, trockenen Auflachen beantwortete. Dann verfügte auch Prasch sich langsam in seine Stube, müde, kopfschmerzend, am ganzen Leib wie gerädert.

Eva ging überhaupt nicht zu Bett. Eingehüllt in ihren pelzgefütterten grellroten Abendmantel, kauerte sie auf der Longuechaise ihres Boudoirs. Der Raum war kalt und spärlich erleuchtet. Auf dem Spiegelschrank zwischen den beiden Fenstern brannte nur eine trübflackernde Kerze. Schwer und gespenstisch fielen die unruhigen Schatten der Möbelstücke über den weichblumigen Smyrnateppich, der wie entfärbt schien. Auch sonst kam ihr alles merkwürdig verändert vor: die Wanduhr mit den fahl blinkenden Goldzeigern; der Schreibtisch, wo noch das bunt-

bekritzelte, elfenbeingelbe Papier lag; die beiden Säulen aus Palisanderholz mit den Marmorbüsten Mozarts und Beethovens, die jetzt im Auf- und Abzucken des rotgelben Lichtes herübergrinsten wie hohläugige Totenmasken. Die Zähne schlugen ihr widereinander. Sie fror trotz der warmen Umhüllung, die ausgereicht hätte für zehn Grad Kälte. Eine wahnwitzige Angst schüttelte sie vom Wirbel bis zur Sohle: Angst vor sich selbst, Angst vor der Rache Löhrs, Angst vor dem Strafrichter, der sie beim Schopf nehmen, sie öffentlich brandmarken, sie ins Zuchthaus oder aufs Blutgerüst schleppen würde ... Wenn selbst Roderich schwieg, um nicht die eigene Schmach vor der Welt bloßzustellen, so wußte doch der entsetzliche Prasch um die Missethat, und Prasch war ihr von Anbeginn aufsässig gewesen. Würde Prasch reinen Mund halten? Roderich zwar schien das zu wollen; wenigstens vorläufig. Noch klang ihr sein heiserer Mahnruf: „Kein Wort! Keine Silbe!“ im Ohr. Noch sah sie die Hilflosigkeit seiner Gebärde, das krampfhafte Winken und Würgen. Aber wer konnte denn wissen ...? Prasch hatte namentlich in den letzten Monaten eine Art gehabt ... Kein Zweifel, er haßte sie ... Und so konnte sich's fügen ... Nein, es mußte sich fügen! Prasch würde den leichtbeeinflußten Roderich mit der Zeit umstimmen ...

Verzweifelt rang sie die Hände. Was sollte sie thun? Wohin sich kehren? Was hoffen und wünschen? Morgen fand das Duell statt ... Wenn selbst das Unwahrscheinliche eintrat: wenn Löhr der Kugel seines Gegners erlag — was frommte es ihr? Dieser Ausgang würde sie jetzt um keinen Schritt weiterbringen. Im Gegenteil. Nach wie vor blieb dieser gräßliche Prasch, der dann erst recht jede Rücksicht beiseite setzen und sie erbarmungslos der Justiz ausliefern würde ...

Sie hörte jetzt, wie Roderich draußen im Vorsaal mit Prasch flüsterte. Sofort sprang sie auf und legte das Ohr an die Außenthür. Sie verstand nur das Wort „Eckstube“. Aber das reichte ja aus. Roderich mied also, gleich ihr, den gemeinsamen Schlafraum ... Und nun klirrte die Korridorthür.

Sie setzte sich wieder. Das alles kam ihr nun plötzlich vor wie ein sinnloser Wahn; so vollständig fremd, so ganz unmöglich. Der Mann, der sonst, wie ein zärtlicher Schulknabe, trunken vor ihr auf den Knieen gelegen, der jeden Abend im Rausch seiner Verzückung ihr die Zöpfe geküßt, der hundertmal sogar noch im Schlaf ihren Namen gestammelt: der flüchtete jetzt vor ihr wie vor einer grausenerregenden, todbringenden Schlange!

Von neuem versank sie in dumpf-schauerndes Grübeln. Gab es denn gar keinen Ausweg? Wenn sie den unseligen Prasch unter Thränen beschwor, wenn sie ihm den trostlosen Zustand ihres Gemüts malte, war er ja doch vielleicht zu gewinnen! Sie konnte so warm, so bewegend, so unwiderstehlich sein! War denn ihre Gewalt über die Männerherzen so völlig erloschen, daß sie an jedem Erfolg ihrer Anmut und Schönheit verzweifeln mußte? Freilich, Prasch war ja kein halbwüchsiger, unreifer Bursche wie Felix ... Aber ein Lächeln von ihr, ein Blick, ein verheißender Blick — konnte der nicht auch hier die Eisrinde schmelzen?

Nun bäumte sich doch wieder etwas in ihrer Seele auf, ein Rest von weiblichem Stolz und weiblicher Vornehmheit. Sie war ja in mancher Beziehung nicht eben wählerisch. Sie hatte sich von dem armen Felix heimlich anbeten lassen wie eine übermütig lachende Göttin. So was nahm sie allenfalls mit: das war eine reizvolle Abwechselung; das kam ihr vor wie die Laune eines trüffel- und sektverwöhnten Großstädters, der sich in dörflicher Stille auch mal gelegentlich an Schwarzbrot und Milch erquickt. Aber dem untergeordneten, rohen Patron Prasch um den Bart zu gehen — lieber den Tod!

Sie schüttelte sich. Das einzige, was ihr blieb, war der Versuch, Roderichs Mitleid zu wecken und so eine Bürgschaft dafür zu erlangen, daß man auch später nicht gegen sie vorgehen würde.

Eva lauschte. Prasch kam jetzt wieder die Treppe herab. Eine Weile noch machte er sich im großen Salon und in Roderichs Studierzimmer zu schaffen. Dann ward's ruhig im Hause.

Nach Verlauf einer halben Stunde nahm

Eva die Wachskerze, die bis auf drei Centimeter Höhe heruntergebrannt war. Leise schlich sie hinaus. Alles war totenstill zwischen den zahlreichen Thüren. Sie hielt die krampfhaft gerundete Hand um die Flamme und stieg empor nach dem braunen Eckzimmer. Dort pochte sie bebend an.

„Was giebt's?" frug eine tonlose Stimme.

Eva blieb im ersten Moment stumm.

„Bist du's, Prasch?" rief es dann etwas lauter.

Nun überwältigte sie der ganze Schmerz ihrer Lage.

„Roderich," raunte sie schluchzend, „Roderich! Hast du noch eine Sekunde Zeit?"

Keine Antwort.

„Ach, erbarme dich doch!" flüsterte Eva, ihr heißes Gesicht wider die Thür pressend. „Wenn du mir glauben könntest! Ich war ja wie geisteskrank ... Öffne mir, wenn du mich anhören willst!"

Sie hatte sich während des langsamen Treppensteigens die Rührscene, die sie jetzt einfädeln wollte, hastig zurechtgelegt. Schnöde Verstellung und wahres, ungekünsteltes Fühlen mischte sich jetzt in ihrem bangen Gemüt zu einem unentwirrbaren Durcheinander. Sich vor Löhr in den Staub werfen wie eine büßende Magdalena; von rasenden Hirnschmerzen und vollständiger Unzurechnungsfähigkeit mehr winseln als reden; die dreiste Lüge vorbringen, alles sei nur das Werk einer plötzlichen Eingebung, eines wahnwitzigen Taumels gewesen; erklären, daß sie schon längst regelmäßig Arsenik nehme und das Onyxfläschchen immer gefüllt bei sich trage: das waren die Hauptzüge, die sie für zweckmäßig hielt. Und zuletzt würde sie dann seine Kniee umklammern und wild ächzen: „Leb wohl! Ich kann so nicht weiter atmen! Ich sterbe von eigner Hand! Aber vorher sage mir, daß du verzeihen kannst —!"

In zerfließenden Umrissen schwebte ihr vor, wie sich der Auftritt ungefähr abspielen konnte. Ihr beweglicher Scharfsinn würde ihr schon das Richtige eingeben. Und dann mußte doch dieser Mann Barmherzigkeit fühlen! Er mußte ihr zurufen: „Thu' dir kein Leids an! Ich bleibe dabei: diese That soll begraben sein! Ich werde den Mitwisser Prasch durch Gold und Versprechungen mundtot machen für ewig!"

Sie pochte von neuem. Sie bat, sie flehte, sie wimmerte — aber umsonst. Roderich Löhr hatte das fiebernde Antlitz tief in die Kissen gedrückt. Er wollte nicht hören noch sehen. Er wollte ihr nicht einmal das gräßliche Wort „Mörderin" zurufen, das ihm so heiß auf den Lippen brannte.

Draußen in der nachtschwarzen Januarluft begann unterdes ein teuflisches Gellen und Stöhnen. Der Sturm, der sich seit gestern gelegt hatte, machte sich mit verdoppelter Wut wieder auf. Fenster klirrten und Windfahnen kreischten, ganz wie in jener schrecklichen Abendstunde, als Roderich sie so urplötzlich gepackt und geschüttelt hatte. Die Wachskerze, die Eva neben sich auf die Schwelle gesetzt, bäumte sich ängstlich auf. Das ganze Gebäude schien jählings in allen Fugen zu schwanken und leise zu ächzen.

Eva war an dem Thürgetäfel zu Boden geglitten. Sie kauerte da mit geschlossenen Augen — wie leblos.

Nach zehn Minuten machte sie einen letzten Versuch. Hohl und geisterhaft dröhnte ihr banges Pochen über den dunklen Gang, der unheimlich schnell in völlige Nacht zu versinken schien; denn die Wachskerze war jetzt tief in den kleinen Handleuchter hinabgebrannt. Die unruhigen Schatten des Bronzerandes stiegen ringsher empor wie die schwankenden Wogen eines endlosen Oceans.

Da drinnen regte sich nichts. Kein versöhnliches Wort! Kein Atemzug!

Eva erhob sich. In demselben Moment sank der niedergebrannte Docht um und erlosch. Tiefe Finsternis umgab die Verstörte mit breitrauschenden Fittichen. Sie empfand das wie ein Symbol ihrer Zukunft. Und zähneklappernd tastete sie ihren frierenden Leib die Treppe hinunter, zurück nach dem öden, einst so lebenswarmen Boudoir.

Dreißigstes Kapitel.

Roderich Löhr schloß kein Auge. Während er unbeweglich dalag und hinauf an die Decke starrte, wo die Straßenlaterne durch die Öffnung des Vorhangs ein unregelmäßiges blaßgelbes Dreieck zeichnete, folterten ihn die fürchterlichsten Visionen. Zuweilen versank er für kurze Minuten in einen Zustand, der sich dem Halbschlaf näherte. In

dieser Dämpfung seines Bewußtseins war ihm zu Mute, als liege er in dem trauten, bescheidenen Schlafzimmer zu Gostritz, und ihm zur Seite schlummere die sanfte, selbstlose Alwine, die er um Evas willen so grausam verstoßen hatte. Alles war noch wie einst. Er lebte ein stilles, arbeitsvolles Leben in weltferner Verborgenheit, und ihr freundliches Antlitz, ihr mild-gütiges Lächeln weihte ihm allmorgendlich den beginnenden Tag ein. Sie liebte ihn wahr und wirklich und hatte von früh bis spät keinen anderen Gedanken als ihn und sein Wohlergehen. Für sie war er nicht derb und plebejisch oder gar komisch, sondern der Inbegriff alles Vortrefflichen, Edlen und Schönen — der Mann, den ihr überquellendes Herz frei gewählt hatte. Schon wollte er dankerfüllt ihre Hand fassen und sich glückselig preisen, daß er die Übersiedelung nach Gehlberg nur geträumt habe: aber da ging es ihm eiskalt über den Rücken. Er hatte Eva gesehen, wie sie hinter den Falten der rotbraunen Ripsgardine hervorlugte und den Revolver lauernd auf seine Brust richtete. Sie zielte und blinzelte, und dann schoß sie die Waffe hohnlachend ab. Und nun fühlte er wirklich an der Stelle des Herzens einen bohrenden Schmerz, als ob da aus einer tödlichen Wunde das schwer perlende Blut hervorsickere.

Dann wieder hielt er für Augenblicke den Raum, in dem er so ruhelos dalag, für die Zelle des Irrenhauses. Er mußte ja irrsinnig sein, wenn er sich einbildete, daß die Begebnisse der letzten drei Tage Wirklichkeit waren! Das Weib, das er auf Händen getragen wie ein kostbares Kleinod, die schöne, holde, liebreizende Eva — — es war ja nicht auszudenken! Er stellte dann Proben an, ob er noch fähig sei, gewisser Momente aus seiner Vergangenheit sich willkürlich zu erinnern und aus gegebenen Vordersätzen nach allen Regeln der Logik die Schlußfolgerungen zu ziehen. Er spürte dann wohl, wie er mit derartigen Experimenten hart an die Grenze streifte, wo die Gesundheit aufhört und die Krankheit beginnt: aber noch war diese Grenze nicht überschritten; noch arbeitete sein zähes Gehirn ganz normal; noch wollte die Selbsttäuschung, daß alles nur ein furchtbarer Wahn sei, nicht vorhalten.

So wechselte die äußere Form seiner Qual unaufhörlich. Jede einzelne Phase seines Martyriums lebte er mit erschütternder Greifbarkeit hundertmal durch, von jenem ersten zerschmetternden Schlage an, den ihm der Brief Mariannens versetzt hatte, bis zu der alles krönenden scheußlichen Schlußkatastrophe. Immer und immer wieder der nämliche marternde Kreislauf, nur unterbrochen durch schreckhafte Schöpfungen einer fiebernden Einbildungskraft.

Gegen halb sechs hielt er es nicht mehr aus. Laut stöhnend sprang er auf beide Füße und machte Licht. Dann klingelte er seinem getreuen Prasch und riß lufthungrig das Fenster auf. Es war noch vollständig Nacht. Wie eisiger Dunst strömte es über den Teppich. Drüben am Horizont, in der Richtung von Oytritsch, funkelte groß und flammrot der sinkende Mond.

Prasch war bereits angezogen. Er sah übel aus, wie er jetzt im hellgrauen Morgenjackett über die Schwelle trat. Auch er hatte eine erbärmliche Nacht gehabt. Da es im Zimmer nun ernstlich kalt wurde, schloß er das Fenster. Er sprach kein Wort. Aber es war ordentlich rührend, wie dieser ehrliche Mensch seinem Herrn die kleinen Handreichungen, die er ihm leistete, mit zartfühlender Aufmerksamkeit zu umgeben suchte, mit einem stummen Gespinst der Anhänglichkeit und Liebe.

Roderich Löhr fühlte das tief. Ganz unvermittelt reichte er ihm plötzlich die Hand.

„Guter Kerl!“ murmelte er trüb-lächelnd. Und dann fügte er leise hinzu: „Nicht wahr, du verrätst uns nicht?“

Der Diener schüttelte heftig den Kopf. Roderich sah, wie ihm die hellen Thränen dick unter den Wimpern hervorquollen. Aber er that, als ob er nichts merke.

„Das Frühstückszimmer und die Studierstube sind schon geheizt,“ sagte Prasch, als Roderich fertig war. „Ich hätte auch hier eingefeuert, und noch dazu, wo's doch von außen geht, wenn ich gewußt hätte, daß der gnädige Herr so zeitig schon aufstehn würde ...“

„Mich friert nicht. Im Gegenteil ...“

„Übrigens hab' ich auch Thee vorbereitet. Weil ich doch schwach werde, wenn ich zu lang' nüchtern bin. Darf ich dem gnädigen Herrn aufwarten?“

„Ja. Bring' mir etwas in mein Arbeitszimmer. Auch die Rumflasche und ein paar Cakes. Später dann, so um acht, halb neun, ess' ich ein kaltes Huhn oder ein Steak. Ich muß früh in die Stadt."

Während sich Prasch in die Küche begab, wo auf der alten Gostritzer Theemaschine das Wasser kochte, trat Roderich, die Lippen fest aufeinander gepreßt, in sein traulich erhelltes Studiergemach. Prasch hatte hier alles bereits in die schönste Ordnung gebracht, sogar die Obliegenheiten des Stubenmädchens, das Kehren und Staubwischen, besorgt und in der Einfalt seines mitleiderfüllten Herzens eine reichblühende rote Azalie auf den Schreibtisch gestellt. Im Kamin brannte ein lustiges Feuer, das seine hüpfenden Lichter keck und behaglich über den Teppich warf. Und die großblumigen Stores lagen so freundlich-hell über den Scheiben, und die mächtigen Draperien schlossen die Unwirtlichkeit da draußen so wohlig ab, daß man sich kaum ein lockenderes Daheim für einen geistigen Arbeiter denken konnte.

Auf Roderich machte das alles den Eindruck bittersten Hohnes. Die rührende Treue des Dieners brachte ihm erst recht zum Bewußtsein, wie unbeschreiblich arm und verlassen er war.

Er setzte sich. Mit unstäter Hand schob er sich einige Bogen Papier, Tinte und Federn zurecht. Jetzt eben, im Anblick dieser traulichen Werkstatt, die er doch möglicherweise für immer verließ, war ihm der Gedanke gekommen, eine letztwillige Bestimmung zu treffen. Für Alwine hatte er früher schon ausgiebig gesorgt. Zudem lag an der Brenkwitzer Gerichtsstelle ein beglaubigtes Testament, das ihr nach seinem Ableben mehr als ein Viertel seines Vermögens zusicherte. Aber das andere ...? Sollte die Mörderin seine Erbin sein, wenn er jetzt Unglück hatte und von dem Gegner getötet wurde ...?

„Unglück!" wiederholte er vor sich selbst. Wie der Mensch doch in der Phrase steckt! Zweifellos war es für ihn kein Unglück, sondern ein großes Glück, im ehrlichen Kampf eine rasche Kugel durchs Hirn zu bekommen. Und diese Möglichkeit schien ihm jetzt keineswegs mehr so fernliegend ... Er war ein müder, gebrochener Mann; sein Auge flimmerte; seine Hand bebte ... Wer konnte voraussagen, ob er im rechten Moment Herr seines Schusses war? Und wenn er dahinsank: sollte dies Weib unbehelligt im Genuß der Millionen bleiben, um derentwillen sie ihn gekirrt und gekapert hatte? Die Vorstellung widerstrebte ihm. Und es gab ja wohl eine Form, auch mit Umgehung des Amtsgerichts und des Notars rechtsgültig zu testieren ...

Roderich überlegte. Gab es eine derartige Form wirklich? Er zweifelte jetzt ... Hätte er Kinder gehabt, ja! Dann wär' es ein Leichtes gewesen, diese Kinder zu Universalerben einzusetzen und der Frau nur das Pflichtteil zu lassen. So aber war es ihm fraglich ... Jedenfalls mußte er das Gesetzbuch zu Rate ziehen ...

Nun plötzlich warf er die Feder weg und erhob sich. Unwürdig kam er sich vor und kleinlich. Alwine war sicher gestellt: das allein konnte ihn kümmern. Im übrigen war der ganze unselige Reichtum nicht die Unruhe einer Minute wert. Auch in der Rachsucht mußte man nicht auf den Standpunkt schachernder Armseligkeit heruntersinken. Mochte die Schlange, die er am Busen genährt, ihr üppiges Dasein fortführen, wenn ihm der Tod bestimmt war! Mochte sie nach wie vor sich im Golde wälzen ... Glück oder Seelenqual hing ja von solchen Äußerlichkeiten nicht ab ...

Nein. Mit dieser Verbrecherin war er fertig. Dagegen erübrigte ihm jetzt eine andere Pflicht, die zugleich ein Herzensbedürfnis war, so heiß und dringend, wie er wohl seit Jahrzehnten keines empfunden hatte. Blieb er am Leben, dann wollte er umständlich mit sich zu Rate gehen, was er zu thun habe, um sich vor Alwinen selbstlos zu demütigen. Starb er jedoch, dann sollte sie ohne Verzug erfahren, wie glühend er seinen Undank bereute; wie sehr er den Tag verwünschte, da er in schmachvoller Verblendung von ihr gegangen; wie brünstig er noch im letzten Moment ihr Andenken segnete.

Also ein Brief an Alwine ...

Links oben auf dem monumentalen Schreibtisch prangte ein fächerartiges Bronzegestell mit allerlei Briefpapier. Er griff hastig hinauf. Seine unsichere Hand stieß dabei

an die Boppsche Grammatik, die der vortreffliche Prasch beim Hinsetzen der Azalie etwas zu weit vorn an den Rand geschoben. Das Buch fiel polternd auf die geöffnete Schreibmappe; die Blume von der Gehlberger Insel flog geräuschlos heraus.

Roderich Löhr hatte ein siedendes Peingefühl. Da lag sie, noch farbig und unversehrt, die goldgelbe Blüte, die ihm den Glanz und die ewige Sonne versinnlicht hatte! Welch ein blutiger Spott! Gab es denn wirklich etwas wie Vorbedeutungen und symbolische Warnungen? Alwine, die blaue Blume, hatte ihm Leben und Sein mit dem holdseligen Dufte des Friedens und der Reinheit erfüllt. Und diese blaue Blume hatte er weggeworfen um des hohlprunkenden Kelches willen, der ihm nur Jammer und Schande und Qual gebracht!

Er nahm die verdorrte Reliquie zwischen die krampfenden Finger und zerrieb sie zu Staub. Nun endlich fand er die Thränen, die ihm seit gestern unablässig die Brust geschwellt hatten. Fünf Minuten lang weinte er still vor sich hin.

Prasch trug den Thee, einige Cakes und geröstetes Weißbrot herein. Roderich Löhr hatte sich unterdessen die Augenlider mit dem befeuchteten Taschentuch etwas gekühlt. Er trank eine volle Tasse mit viel Arrak. Die paar Bissen Brot jedoch, die er dem Thee folgen ließ, blieben ihm fast in der Kehle stecken.

Dann setzte er sich und schrieb drei enge Seiten.

Nachdem er den Brief in den Umschlag gesteckt und äußerst leserlich adressiert hatte, drückte er langsam auf den Elfenbeinknopf.

„Prasch," begann er mit eigentümlich veränderter Stimme, als der Leibdiener auf seinen Wink näher trat, „du bist mir von jeher ein braver, zuverlässiger Kamerad gewesen. Jetzt sollst du mir einen ganz besonders wichtigen Dienst leisten. Ich habe heut' einen ernsten Gang vor ... Frage mich nicht! Es giebt Dinge, über die man nicht gern spricht ..."

Prasch nickte bedeutungsvoll.

„Höre also!" fuhr Roderich fort. „Sollte ich bis heute nachmittag zwei Uhr nicht zurück sein" — er wandte sich ab — „so gieb diesen Brief da eingeschrieben zur Post ...!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr!"

„Kann ich mich auch bestimmt drauf verlassen?"

„Ganz bestimmt!" murmelte Prasch. Er wußte nicht recht, was diese Feierlichkeit sollte. Die bloße Besorgung eines Einschreibebriefes war doch nichts gar so Schwerwiegendes.

Nun las er die Aufschrift.

„Ah!" kam es halb unwillkürlich von seinem Munde. Dann wiederholte er zögernd: „Also nach zwei Uhr!" Es ward ihm allmählich klar, daß hier doch recht bedenkliche Dinge vorgingen.

„Noch eins, Prasch! Es könnte sich fügen, daß du dich nächstens nach einem anderen Dienst umsehen müßtest. Ich hoffe ja, daß wir beisammen blieben. Aber wer weiß ... Da möchte ich dir als guter Freund etwas mit auf den Weg geben: ein günstiges Zeugnis — und einen Zuschuß für die Tage, wo du vielleicht außer Stellung bist. Das Zeugnis wirst du nachher, wenn ich gehe, hier auf dem Schreibtisch finden. Den Zuschuß magst du jetzt gleich in Empfang nehmen."

Er trat zu dem eisernen Geldschrank, öffnete und reichte dem staunenden Prasch drei Tausendmarkscheine.

„O, Herr Löhr!"

„Nimm! Du hast es reichlich verdient. Wäre das alles nicht so plötzlich gekommen, so hätte ich wohl noch besser für dich gesorgt. Und nun danke ich dir von Herzen für alles, was du im Leben an mir gethan hast ... Geh'! Geh', sag' ich dir! Ich schreibe dein Zeugnis ... Vielleicht brauchst du es nicht. Es ist nur für alle Fälle ..."

Der Diener führte die Hand seines Herrn mit überströmender Zärtlichkeit an die Lippen. Als er dann wieder den Kopf hob, sah er merkwürdig blaß und verstört aus. Er ahnte jetzt, was der Herr Oberförster mit seinem Frühbesuche und dem nochmaligen Vorsprechen am Abend gewollt hatte. Und gleichzeitig begriff er, daß er an all dem nichts ändern könne, daß er dem Schicksal unthätig seinen Gang lassen müsse. Dieses Bewußtsein drückte ihn fast zu Boden.

Um neun Uhr nahm Roderich mit gewaltsamer Überwindung seiner Appetitlosigkeit einen Imbiß und trank ein paar Gläser seines griechischen Lieblingsweines.

Um halb zehn kam der Oberförster. An seiner Seite verließ Roderich fünf Minuten später das Haus. Die zweihundert Schritt bis zur Ecke der Sandkaulstraße ging man zu Fuße. Dort stand ein geschlossener Wagen, in dessen Polstern Herr Doktor Schumann nicht ohne Zeichen lebhafter Erregung seine Cigarre zerbiß. Wernick und Löhr stiegen ein. Der Kutscher knallte, und in sausendem Trab ging die Fahrt über den Glemnitzer Weg und die Vororte Trachau und Mollberge nach dem städtischen Buchengehölz.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Buchengehölz an der Nockritzer Flurstraße, während der guten Jahreszeit ein beliebtes Ziel für die Stadtbewohner, fing schon im Spätherbst, wenn die Restauration zumachte, rasch zu veröden an. Vollends im Winter war es wie ausgestorben.

Der Wagen umfuhr beinahe das ganze Gehölz und bog dann von Osten her in den schmalen Weg ein, der nach der Rückseite der Restauration führte. Wernick hatte sich sorgfältig orientiert. Rings kein Laut. Nur der Schnee knirschte unter den Rädern wie Sand. Es hatte während der Nacht scharf gefroren. Jetzt, gegen zehn Uhr vormittags, mochten es fünf, sechs Grad unter Null sein.

Nach fünfzehn Minuten machte die Kutsche vor einer Bodenanschwellung Halt. Die drei Herren stiegen hier aus und begaben sich quer durch das rauhreifbedeckte Untergehölz nach einem der großen Spielplätze, die unfern der Wirtschaft lagen. Die Sonne blieb nach wie vor hinter weißschimmernden Dunstmassen versteckt und goß ein gleichförmiges mattes Licht aus. Der Anblick der schnee- und eisüberkleideten Baumlandschaft war in dieser Beleuchtung geradezu magisch.

Herr von Sülfingen mit dem Hauptmann Cornelius und dem betagten Medizinalrat Gößfeldt, einem Freund seines Vaters, war schon an Ort und Stelle; desgleichen der Unparteiische, Graf Jellinsky.

Obgleich nach allen Grundsätzen des Duellcodex eine friedliche Beilegung kaum denkbar erschien, hielt es der Oberförster für seine Pflicht, bei den Zeugen des Gegners noch einen letzten Versuch zu machen; denn die nachher vorzubringende Mahnung des Unparteiischen würde ja doch auf beiden Seiten lediglich als eine Formsache empfunden werden. Da eine schwere Beleidigung dritten Grades vorlag, war es natürlich mit einer bloßen Entschuldigung Sülfingens nicht gethan. Aber vielleicht bot die Erklärung, daß er an jenem Abend sinnlos betrunken gewesen sei, eine schätzbare Handhabe. Wenigstens fiel das dem Oberförster jetzt bei — und so bat er den Hauptmann Cornelius um ein Gespräch unter vier Augen. Der Sekundant hörte ihn mit vollendeter Höflichkeit an, hielt jedoch einen derartigen Ausweg mit der Ehre seines Mandanten für unvereinbar. Wernick mußte die Einwände des Hauptmanns gelten lassen. Er hatte die Ablehnung fast mit Bestimmtheit vorausgesehen. Wie die Sache jetzt lag, war für Männer von Kavaliersehre, die überhaupt das Duell als ultima ratio anerkannten, jede Möglichkeit einer unblutigen Lösung vollständig ausgeschlossen.

Das Terrain war von dem Unparteiischen gestern bereits eingehend besichtigt worden. Er hatte nach reiflicher Überlegung die beiden Standplätze ausgewählt und fand jetzt an seiner Wahl nichts mehr zu ändern. Das Los entschied über die Frage, wer von den Gegnern diesen und wer jenen Platz einnehmen sollte. Ehe die Aufstellung stattfand, zogen beide die Übergewänder aus, legten die Uhren, Börsen und Brieftaschen weg und fügten sich der vorschriftsmäßigen Untersuchung. Vom Ablegen des Rocks und der Weste ward mit Rücksicht auf die niedrige Temperatur Umgang genommen.

Graf Jellinsky hatte auf Wunsch der Zeugen die Pistolen besorgt, zwei alt-erprobte, handliche Prachtstücke mit fein damascierten Läufen und schmalen Intarsiakolben. Nachdem sich die Sekundanten von dem korrekten Zustand beider Pistolen sorgfältig überzeugt hatten, lud Graf Jellinsky in ihrem Beisein, legte die Waffen einstweilen in die Kassette zurück und trat dann vor, um den Kämpfern die Bedingungen ihrer Fehde nochmals in das Gedächtnis zu rufen.

Folgendes war vereinbart worden. Roderich Löhr hatte den ersten Schuß. Jeder versagende Schuß zählte nicht mit. Auf den Ruf „Spannt!“ würden beide Gegner die Pistolen erheben. Auf das Kommando „Feuer!“

sollte Herr Löhr binnen dreißig Sekunden den ihm zukommenden ersten Schuß abfeuern. Herr von Sülfingen würde dann gleichfalls binnen dreißig Sekunden — von dem Erfolgen des ersten Schusses gerechnet — mit dem Gegenschuß antworten. Nach Ablauf der vorgeschriebenen dreißig Sekunden durfte in keinem Fall mehr geschossen werden. Die weiteren Gänge sollten den gleichen Verlauf nehmen.

Nachdem der Graf all' diese Punkte klar wiederholt hatte, fuhr er mit einer gewissen Pomphaftigkeit fort:

„Meine Herren! Sie haben jetzt die Bedingungen des bevorstehenden Zweikampfes nochmals gehört, Bedingungen, die Sie selber durch Ihre Zeugen verabredet und gebilligt haben. Ich fordere Sie demnach feierlich auf, alle Momente dieser Bedingungen ehrenhaft einzuhalten."

Nun schritt er zur Auslosung der beiden Pistolen. Die Zeugen, in der Hand die Sekundenuhr, stellten sich auf ihre Posten; die beiden Ärzte hielten sich etwas mehr abseits. Auch Graf Jellinsky zog seinen kostbaren Chronometer. Tiefes Schweigen. Man hörte, wie aus dem Wipfel der nächsten Buche ein dürres Zweiglein herab auf den gefrorenen Schnee glitt.

Roderich Löhr hatte bis dahin alles mit gleichgültiger Stumpfheit geschehen lassen. Der Anblick des Nebenbuhlers, den er so tödlich zu hassen glaubte, brachte nicht annähernd mehr den Eindruck auf ihn hervor, den er noch gestern so glühend sich ausgemalt. Die Thatsache, daß seine Frau nicht nur eine ehrlose Gattin, sondern im ganz alltäglichen Sinne des Wortes eine Verbrecherin war, die ins Zuchthaus gehörte, drückte ihm lähmend auf alle Nerven. Halb unbewußt hatte er schon die Frage sich vorgelegt, ob es im Ernst sich lohne, um einer solchen Missethäterin willen Blut zu vergießen. Jetzt aber, wie er zum erstenmal das Gesicht seines Gegners schärfer ins Auge faßte, glaubte er hier einen fast mitleidigen Hohn zu lesen, der ihm das Herz vor jähem Ingrimm erzittern machte. Nein, er täuschte sich nicht. Das Selbstgefühl des Bevorzugten, der dem anderen die Krone geraubt hat, prägte sich unverkennbar um den frisch blühenden Mund aus. Roderich wußte jetzt, daß er durchschaut war; daß Herr von Sülfingen diesen Kartenkonflikt nur für das nahm, was er in Wirklichkeit war: für eine Maske. Und bei alledem lag in dem Ausdruck des jungen Mannes doch wieder etwas Mildes und Chevalereskes, eine Art Freude darüber, daß er hier sein Gewissen beruhigte und dem schwer beleidigten Mann offen Genugthuung gab ...

Vor zwei Minuten war Roderich schon beinah gewillt gewesen, den Feind nur kampfunfähig zu machen, aber sein Leben zu schonen. Jetzt mit einemmal packte ihn wieder die ganze teuflische Wut seines Hasses.

„Spannt!" erklang die Stimme des Unparteiischen.

Die Waffen, deren Läufe bis jetzt auf den Boden gerichtet waren, stiegen langsam empor und kehrten die schwärzliche Mündung drohend dem Gegner zu. Unheimlich knackten die Hähne.

„Feuer!"

Im nächsten Moment krachte der erste Schuß. Von Aufregung überwältigt, hatte Roderich Löhr kaum gezielt. Die Kugel streifte Herrn von Sülfingen rechts oben am Kopf. Er schwankte. Aber es war nichts Ernstliches. Nur eine Hautschürfung.

Der Unparteiische und die zwei Zeugen hefteten ihre Blicke starr auf die Uhren. Zwanzig Sekunden waren seit dem Schuß Roderichs schon vorüber ... Fünfundzwanzig ... Achtundzwanzig ... Schon hob Wernick die Hand, um den Gegenschuß wegen Verstreichens der Frist überhaupt zu verbieten ... Da, in der letzten Sekunde noch, drückte Sülfingen los. Ein bläuliches Rauchwölkchen flatterte wimpelartig nach den bereiften Baumstämmen. Wernick und Doktor Schumann stürzten erschreckt vor. Graf Jellinsky schob seine Uhr in die Tasche und rückte kopfschüttelnd den Hut zurecht.

Roderich Löhr war bei dem Knall der Pistole stöhnend zusammengebrochen. Aus Mund und Nase quoll ihm hellrotes, luftuntermischtes Blut.

Man suchte den Schwerverwundeten aufzurichten. Doktor Schumann, der sich besorgt über ihn herbeugte, machte ein ziemlich ratloses Gesicht.

„Ein Schuß in die Lunge!" sagte er leise zu Wernick. „Der Wundkanal geht unter

dem Schlüsselbein her bis in das Schulterblatt."

Dann zu dem Hauptmann Cornelius:

„Nein, ich bitte recht sehr: keinerlei Auseinandersetzungen! Herr von Sülfingen mag sich nur auf das Schlimmste gefaßt machen. Am besten reist er sofort ab ... Ich fürchte, der Mann stirbt mir unter den Händen."

Roderich Löhr hatte die Augen geschlossen. Nachdem die zwei Ärzte gemeinschaftlich ihm den Notverband angelegt hatten, schlug er die mattzuckenden Wimpern auf. Er versuchte zu sprechen. Doktor Schumann jedoch wehrte ihm das mit großer Entschiedenheit.

Zehn Minuten von dem Buchengehölz entfernt, im Vororte Rockritz, lag das musterhaft eingerichtete Krankenhaus des Antoniusstiftes. Man kam überein, den Verletzten dorthin zu schaffen. Die fast anderthalbstündige Fahrt nach der Hennebergstraße erklärten die Ärzte für unthunlich.

Während nun Sülfingen äußerst niedergeschlagen mit dem Hauptmann Cornelius zurück nach der Stadt fuhr, um dort Hals über Kopf sein Bündel zu schnüren, trugen die anderen mit Hilfe der beiden Kutscher das Opfer des unheilvollen Duells vorsichtig nach dem Landauer des Grafen Jellinsky. Unter Mitbenutzung etlicher Kissen aus Roderichs Mietkutsche ward ein leidlich bequemes Lager gebaut. Und langsam, wie ein Beerdigungszug, ging dann die Fahrt an der verlassenen Restauration vorüber durch das verschneite, öde Gehölz.

Nach fünfzehn Minuten war man an Ort und Stelle. Der erste Chirurg kam glücklicherweise eben von Oberhorwitz zurück, wo er am Abend zuvor einer wichtigen ärztlichen Untersuchung beigewohnt hatte. Sofort ging er ans Werk, die Wunde Roderichs gründlich zu desinfizieren, ihm die Kugel aus dem zersplitterten Schulterknochen herauszuschneiden und ihn so zu verbinden, wie es der äußerst verwickelte Fall erheischte. Da draußen in der frostkalten Luft hatten die zwei Kollegen sich fast überstürzen müssen.

Hiernach überließ man den hohlröchelnden Mann der Obhut einer barmherzigen Schwester und trat in das Nebenzimmer, wo Graf Jellinsky und Wernick inzwischen gewartet hatten. Tief Atem holend, bot der Krankenhausarzt den Herren eine Cigarre an. Auf Wernicks Frage, was hier zu hoffen sei, zuckte er langsam die Achseln.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Inzwischen war es halb zwei geworden. Prasch hatte mit herzklopfender Bangigkeit Viertelstunde um Viertelstunde gezählt. Er war kaum fähig gewesen, das Allernotwendigste seiner Tagesobliegenheit zu verrichten. Immer wieder zog er die Uhr und trat auf den Eckbalkon, der gleichzeitig die Henneberg- und die Rudlofffstraße bis zur Friedrichsallee beherrschte. Aber es zeigte sich nichts.

Nun stand er vielleicht zum zwanzigstenmal an der Brüstung und starrte trotz seiner dünnen Hausjacke viele Minuten lang in den kühlen, wolkigen Januartag hinaus. Mit seinen unruhig krampfenden Händen strich er schichtweise das Schneepolster von der steinernen Balustrade und merkte nicht, daß ihm die Hände vor Frost beinahe blau wurden

Da rief eine dünne, zaghafte Stimme: „Prasch!" Es war Jeanneton, die französische Zofe, die ihm all' die Zeit über zugeschaut hatte und sich nun länger nicht mehr bezwingen konnte.

„Prasch! Ich bitte Sie! Sagen Sie mir doch endlich, was hier im Hause vorgeht! Ich fürchte mich fast! Seit gestern ist das ja alles wie ausgewechselt."

Prasch, den die unerwartete Anrede heftig erschreckt hatte, wandte den Kopf. Jetzt schlug es dreiviertel. Er trat in das Zimmer zurück, schloß die Balkonthür und stierte das Mädchen verdüsterten Blickes an.

„Was es hier giebt?" raunte er unheimlich. „Fühlen Sie's auch in Ihrer luftigen französischen Leichtlebigkeit? Unheil giebt es, Unheil und Jammer und Niedertracht an allen Ecken und Enden! Daß alles elend zu Grunde geht, daß ich hier aus dem Dienst muß, daß unser lieber guter Herr nie mehr gesund und froh heimkehrt —: das giebt es! Und Gott mag wissen, ob Sie nicht mit daran schuld sind."

„Ich?" stammelte Jeanneton. „Grand dieu!"

„Ja, grand dieu! Ihr Frauensleute sagt immer grand dieu, wenn es zu spät ist! O diese Weiber! Diese boshaften, gottverwor-

fenen Schlangen! Wo ist sie, die schlechte Canaille? Einmal noch, eh' ich dies Haus verlasse, möchte ich ihr's unter die Nase reiben, daß ich ihr schuftiges Spiel von Anfang durchschaut habe."

„Ja, von wem reden Sie denn?"

„Von wem wohl! Von der verlogenen Bestie, die ihren Mann in den Tod hetzt!"

„Sind Sie verrückt, Prasch? Ich verstehe kein Wort."

„Sie werden noch mit der Zeit mehr verstehen, als Ihnen lieb ist!" schrie er mit einer drohenden Armbewegung. „Also wo ist sie?"

„Wer denn, um Himmels willen?"

„Deine verfluchte Droßhaidaer Mordhexe!"

Jeanneton schlug die Hände zusammen.

„Die gnädige Frau ...?"

„Jawohl! Die Gaunerin, die sich ins Haus geschlichen hat wie ein Dieb, die meinem Herrn nach dem Leben trachtet, die für das Zuchthaus reif ist ..."

„Grand dieu!" rief die französische Zofe abermals. „Ich glaube jetzt wirklich, daß Sie nicht recht bei Vernunft sind. Und auch die gnädige Frau ist so merkwürdig ... Ganz wie verstört. Sie hat mich hinausgeschickt und dann gräßlich gestöhnt und sich eingeriegelt ..."

„Wo?"

„In ihrem Boudoir."

„Ich will sie aufrütteln ..."

„Sparen Sie sich die Mühe! Die gnädige Frau läßt niemand vor."

„Mich wird sie vorlassen ... Aber Sie haben ganz recht: Wozu ...? Nein, es hat keinen Zweck! Sehen Sie, Jeanneton, wenn man ein ehrlicher Kerl ist und keinem Geschöpf Gottes ein Leids thun könnte ... So eine maßlose Schurkerei! Und ich muß ja auch fort! Ich hab's ihm heilig versprochen! Sein letzter Wunsch! Ich muß auf die Post! Und dann ... Und dann ...!"

Er stürmte wie rasend an ihr vorüber. Sie starrte ihm höchst verblüfft nach. Das ganze Haus dröhnte von seinen Schritten. Dann sah sie ihn durch den fußtiefen Schnee der Baumanlage quer nach der Pferdebahn laufen, deren braunroter Wagen langsam dahinrollte.

Jeanneton schloß nun die Erkerthür, warf sich in einen der großen Sessel und weinte. Warum, wußte sie eigentlich selbst nicht. Ihr persönlich hatte doch niemand etwas gethan. Aber der plötzliche Stillstand im Hause, die Unsichtbarkeit des Herrn und der Herrin, der graue wolkige Tag und die geradezu unheimlichen Reden des sonst so vernünftigen Prasch — das alles warf sie aus ihrem Gleichgewicht.

Nach einer Weile zog sie ihr Taschentuch, schneuzte sich und nahm eines der großen Prachtwerke, die neben ihr auf der goldbronzenen Etagère lagen. Dreimal hatte die gnädige Frau sie jetzt fortgeschickt. Mochte sie warten, falls nun Jeanneton ihr Geklingel nicht sofort hörte. Aber sie würde wohl heut' überhaupt nicht klingeln. Selbst den Koch, der um Befehle wegen des Essens bat, hatte sie ganz unwirsch abgefertigt.

Jeanneton vertiefte sich leidenschaftlich in die phantastischen Zeichnungen Dorés. Und dann mit ebenso großer Genugthuung in den französischen Text. Ohnehin war es ihr ein Genuß, wieder mal was in ihrer geliebten Muttersprache zu lesen. Sie kam hier so wenig dazu! Und nun war dieser Text noch obendrein so wunderbar interessant. Lauter Liebesgeschichten und seltsame Abenteuer: der Rasende Roland von Lodovico Ariosto!

Sie las und las und schwelgte in dieser farbenglühenden Zauberwelt so nachhaltig, daß sie nicht merkte, wie eine volle Stunde verstrich und noch eine.

Plötzlich scholl da draußen im Korridor ein wirres Geräusch: fremde Stimmen und harte, unregelmäßige Tritte. Erschreckt fuhr Jeanneton auf. Sie hatte sich unverzeihlich verspätet! Es kam schon Besuch! Wirklich — jetzt schon? Die Uhr zeigte noch nicht halb fünf. Das war doch ein bißchen früh! Tischgäste wurden heut' nicht erwartet, und im übrigen war bei der gnädigen Frau vor halb sechs nicht Empfangszeit.

Jeanneton glättete sich ein wenig das hellgelbe Seidenschürzchen, fuhr sich mit der reizenden kleinen Hand über die Stirnhaare und huschte dann auf den Spitzen ihrer blumigen Stöckelschuhe hinaus in den Vorsaal.

Es waren zwei mittelgroße, schwarz gekleidete Herren, die dem verlegenen Bob höflich, aber mit großer Bestimmtheit den Wunsch äußerten, mit Frau Eva Löhr un-

verzüglich zu sprechen. Hinter ihnen stand Prasch, kreideweiß, mit verzerrtem Gesicht. Er hielt einen Brief in der Hand: die Nachricht aus dem Antoniushause, daß Roderich Löhr fast schon im Sterben liege. Der Bote war ihm vorhin bei der Heimkehr von seinem Ausgang begegnet. Die schwarz gekleideten Herren aber waren Beamte der Kriminalpolizei, die ihre Hartnäckigkeit so weit trieben, auf die Migräne der gnädigen Frau ganz und gar keine Rücksicht zu nehmen.

Zwanzig Minuten später fuhr Eva Löhr in Begleitung der beiden Männer stadteinwärts nach dem Justizgebäude. Die Unglückliche war bleich wie der Tod und von bejammernswürdiger Starrheit der Züge. Und trotzdem wirkte auch jetzt noch ihre bezaubernde Schönheit unwiderstehlich. Die zwei Kriminalpolizisten hatten den Klang ihrer kalt-höflichen Stimmen merkwürdig abgedämpft, als ihnen diese herrlichen Augen halb flehend und halb gebieterisch in die ernsten Gesichter schauten. Der eine verstand sich sogar zu dem Trosteswort, es handle sich hier ja möglicherweise nur um ein Mißverständnis.

Noch an dem nämlichen Tage ward Eva Löhr vom Untersuchungsrichter vernommen. Sie leugnete schlankweg. Sie wußte von nichts. Absolut von gar nichts. Selbst der Anblick des Onyxfläschchens reichte nicht aus, um diese scheinbare Zuversicht aus den Angeln zu heben.

„Das Gefäß da enthält Arsenik!“ sagte der Untersuchungsrichter. Er hatte sofort nach Empfang des corpus delicti einige Tropfen in die Hof-Apotheke geschickt, wo man auf seine besondere Bitte unverzüglich die Analyse vornahm. Er hatte gehofft, die Analyse werde zu gunsten der Beschuldigten ausfallen, da er es fast für unmöglich hielt, daß eine Frau in dieser sozialen Stellung ein so ruchloses Attentat verübe. Die Auskunft jedoch lautete in klarster Bestimmtheit: „Arsenige Säure, und zwar in so starker Lösung, daß schon die kleinste Dosis genügt, einen Menschen zu töten.“

Auf den Vorhalt des Richters antwortete Eva Löhr mit der nämlichen Ausflucht, die ihr schon vorschwebte, als sie in der verwichenen Nacht vor der Thür des Fremdenzimmers um Einlaß winselte ... Sie nahm schon seit vielen Jahren regelmäßig Arsenik. Das Fläschchen, das sie fortwährend bei sich trug, war ihr abhanden gekommen. Alles übrige war die reinste Erfindung. Sie und eine so schändliche Unthat! Noch einmal: sie wußte von nichts. Prasch log oder war von Sinnen.

Der Inquirent wiegte verdrossen den Kopf. „Eine verkehrte Taktik!“ sagte er stirnrunzelnd. „Bei Frauen zwar keine Seltenheit: aber nach Maßgabe der schwer belastenden Situation aussichtslos.“

Eva ward abgeführt. Als sie von dannen ging, warf sie dem Richter unwillkürlich einen Blick der Geringschätzung und des Bedauerns zu. Wie mußte dieser unglaubliche Mensch leiblich und seelisch verarmt sein, daß er es wagen konnte, ihr, der wonnigen Eva Löhr, auf Grund seiner wahnwitzigen Paragraphen hier den Prozeß zu machen! Ihr, die ihn mit allen Verzückungen dieser Erde begnaden konnte, wenn er verstand, ihre Huld zu gewinnen! Ein fühlloser Klotz.

Der Inquirent, ein verhältnismäßig noch junger Mann, schaute ihr seufzend nach.

„Ein Rätsel!“ dachte er mißmutig und preßte die Hand auf die Stirn. „Wie kann sich der furchtbarste Frevel so ins Gewand weiblicher Anmut und Schönheit hüllen? In Frankreich würden die Geschworenen sie freisprechen!“

Nun war es mit Evas Kaltblütigkeit zu Ende. In ihrer einsamen Zelle angelangt, verfiel sie beinah' in Raserei. Ihre Todesangst überstieg jede Beschreibung. Vor allem erstickte sie fast unter dem Druck des Bewußtseins, daß ihr Mordversuch nicht einmal nötig gewesen. Aus den unzusammenhängenden Schmerzensrufen ihres Todfeindes Prasch ging zur Genüge hervor, daß Roderich tödlich verwundet war. Das beinah' Undenkbare hatte sich also verwirklicht. Roderich hatte gefehlt, und Otto von Sülfingen, um den sie so qualvoll gebangt hatte, war Sieger geblieben. Das ganze Vermögen fiel ihr von Rechts wegen zu. Sie hätte auch nicht einen Finger zu rühren brauchen, um die reiche Frucht dieser Schicksalsverkettungen ruhig einzuheimsen!

Eva Löhr fühlte, wie sich der Wahnsinn mit rotglühenden Klammern um ihr Gehirn legte. In ihrer Seelenpein wollte sie beten:

aber sie war nicht im stande, irgend einen Gedanken zu fassen. Nur die Angst, die unsagbare Todesangst zerkrallte ihr zuckendes Herz und raubte ihr beinah' die Fähigkeit, sich zu bewegen.

Stunde um Stunde verrann. Der Gefängniswärter hatte die Weisung bekommen, die Verhaftete möglichst rücksichtsvoll zu behandeln. Während die Insassen der übrigen Zellen schon längst, den Vorschriften der Hausordnung gemäß, zur Ruhe gegangen waren, kauerte Eva noch immer stumpfsinnig auf dem Holzstuhl. Das Abendbrot stand unberührt in der Ecke. Es schlug neun, halb zehn, zehn.

Da plötzlich fuhr sie empor. Der Mond schien hell durch das kleine vergitterte Fenster und fiel auf ein ruhiges, blöde lächelndes Antlitz. Der Gefängniswärter, der in diesem Moment durch die Luke sah, glaubte, sie wolle nun endlich ihr Lager aufsuchen. Ein leises Geräusch am Tisch machte dem ehrlichen alten Manne den Mund wässern. Er hatte recht miserabel zu Nacht gegessen. Neidisch fiel sein begehrlicher Blick auf die neusilberne Platte, die man auf Anordnung des Inspektors drüben aus dem Germania-Keller geholt und der Verhafteten in die Zelle gesetzt hatte.

„Prächtige kalte Küche!“ dachte der Wärter. „Jetzt endlich geht sie daran. So kurz vor dem Schlafengehen! Schade, daß mir die Hausordnung verbietet, ihr bei der Sache Gesellschaft zu leisten. Es wäre genug da für sie und für mich!“

Und rasch entfernte er sich, um diese Tantalusqual nicht zu steigern.

Am folgenden Morgen fand man Eva Löhr tot. Sie hatte sich mit dem kleinen elfenbeinstieligen Messer aus dem Germania-Keller die Pulsadern geöffnet.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

In Brenkwitz heulte seit einigen Tagen der fürchterlichste Nordostwind. Jeder dritte Mensch war erkältet. Auch der Amtsrichter Elimar Schott lag im wattierten Schlafrock, ein dickes Tuch um den Hals, fröstelnd auf seinem stilvollen Kanapee und schlürfte von Zeit zu Zeit Emser Krähnchen mit heißer Milch. Er hustete schauderhaft; um die Nase herum brannte ihm das Gesicht wie Feuer.

Jetzt kam der Postbote. Elimar lächelte. Immerhin etwas Zerstreuung und Abwechselung! Gertrud Neythorff würde ihm ja natürlich auch heut' einen zwölfseitigen Brief schreiben ... Und sie verstand es wirklich famos, das Thema Liebe in allen Tonarten durchzuplaudern.

Der Diener brachte ihm, außer dem Liebesbrief und einer Geschäftsempfehlung, die Ostdeutsche Warte und das Brenckwitzer Tageblatt.

Elimar Schott griff zuerst nach dem Liebesbrief. Seit vorigem Sonntag war er mit Gertrud heimlich verlobt; übermorgen sollte das frohe Ereignis durch Versendung der lithographierten Anzeigen veröffentlicht werden. Die vortreffliche Steindruckerei von Mürbe und Sander in Brenckwitz hatte den Auftrag erhalten, diese Anzeigen bis spätestens heute abend in gediegenster, vornehmster Ausstattung fertig zu stellen und sofort nach Droßhaida zu schaffen. Gertrud selbst wollte die hundertundsechsundneunzig Adressen schreiben. Sie freute sich auf diese anstrengende Arbeit wie ein glückseliges Kind.

Auch jetzt in dem Briefe sprach sie das wieder so treuherzig und rührend aus, daß Elimar Schott nicht umhin konnte, sich mit einem befriedigten Lächeln über den mustergültigen Bart zu streichen ... Diese Gertrud liebte ihn wirklich von ganzem Herzen. Und seit kurzem fing sie auch an, etwas mehr Lady im Stil ihrer unvergleichlichen Schwester zu werden. Wenn Schott sich Mühe gab, konnte er mit der Zeit aus dem einst so urwüchsigen Backfisch eine Salondame entwickeln, die den verwegensten Ansprüchen eines großstädtisch fühlenden Kavaliers genügte.

Elimar nickte und las und nickte dann wieder. Ein reizendes, kostbar naives Geschöpf! Wie hübsch das klang: „Du weißt doch, mein süßer Schatz, ich schwärme für alles, was Jurisprudenz heißt!“ Und dann hier weiter: „Hoffentlich ist deine garstige Grippe nun besser. Du glaubst gar nicht, mein heißgeliebter, herziger Elimar, wie leid du mir thust! Und daß ich nun gar nicht zu dir kann und dich ein bißchen pflegen, das bringt mich wahrhaftig beinah' zum

Weinen! So eine Braut ist doch ein ohnmächtiges, armes Geschöpf. Wenn ich erst deine Frau bin, soll mich aber auch nichts auf der Welt nur einen einzigen Tag lang von dir entfernt halten. Ich will für dich sorgen wie eine Mutter und Schwester, und noch viel treuer, und dir das Leben so schön machen, daß es dir keinen Augenblick leid thun soll, mich unbedeutendes, dummes Mädchen vor all' den anderen gewählt zu haben!"

Elimar Schott freute sich aufrichtig über den warmen Herzenston, der ihm so ungekünstelt aus jedem Wort dieses Briefes entgegenklang. Er las ihn zweimal, steckte ihn dann mitsamt dem Couvert in die Schlafrocktasche und hob in sichtlich harmonischer Seelenverfassung die Milchkanne, um sich ein neues Glas zur Bekämpfung seines Rachen- und Kehlkopfkatarrhs zu mischen.

Dann warf er mit der Gebärde des Königs, der für die umstehenden Rittersmänner und Knappen den goldenen Becher in die Charybde schleudert, die Geschäftsempfehlung des Schuhmachermeisters Ottokar Lenz in den Papierkorb, nahm die Ostdeutsche Warte und ging, tief Atem holend, an die Lektüre.

Mit einemmal fuhr er zusammen, als habe der Blitz neben ihm eingeschlagen. Er rückte den Klemmer zurecht; er rieb sich die Augen. Was? Unmöglich! Undenkbar! Ein schlechter Scherz! Eine verruchte, abgeschmackte Erfindung!

Aber die Einzelheiten waren so klar und bestimmt ... Alle Namen genannt ... Zeit und Ort mit lächerlicher Genauigkeit angegeben ...

Himmel und Hölle! So was ...! Nein, das überstieg ja, bei Gott, jeden Begriff! Scheußlich! Schauderhaft!

Das Blut war ihm glühheiß in die Stirn gestiegen. Die Hand, in der er die Zeitung hielt, schlotterte. Als er mit dem zweispaltenlangen Bericht fertig war, ließ er den Arm wie erschöpft sinken und schloß die Augen.

So lag er wohl fünf Minuten. Dann schellte er.

„Mach' dich fertig zum Ausgehn!" befahl er dem Diener. „Du mußt sofort aufs Telegraphenbureau!"

Seines Katarrhs vergessend, sprang er empor und setzte sich vor den Schreibtisch. Hastig warf er ein paar Zeilen auf das bereitliegende Briefpapier. Die Feder knirschte. Er strich wieder aus, feilte und änderte, bis dann bei dem Erscheinen des Boten die an Prasch gerichtete Eildepesche folgendermaßen lautete:

„Im Interesse aller Beteiligten wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie mir umgehend melden wollten, ob die Nachrichten der Ostdeutschen Warte über die Vorkommnisse in der Familie Löhr auf Wahrheit beruhen. Antwort bezahlt. Elimar Schott, Amtsrichter, Gaustraße, Brenkwitz."

Er hatte dem Telegramm die Bezeichnung „Dringend" vorgesetzt. Wenn sein Diener sich eilte und Prasch noch in der Löhrschen Wohnung war, konnte in einer Stunde bereits die Antwort da sein.

Elimar Schott wollte sich nur Gewißheit holen. Er zweifelte im Grund seines Herzens keine Sekunde mehr, daß alles sich so verhielt, wie es die Zeitung erzählt hatte. Der maßvoll ruhige Artikel trug den Stempel der Sachlichkeit. Dergleichen höchst persönliche Sensationsgeschichten erfand man auch nicht. Es war so sicher wie Gold, daß Prasch nur „Ja" telegraphieren konnte. Dann aber mußte Herr Schott handeln. Ohne Verzug. Mitleidslos.

Er ging in sein Schlafzimmer, um sich dort anzukleiden. Jetzt fragte er nichts mehr nach dem winterkalten Nordostwind. Ernsteres und Wichtigeres stand für ihn auf dem Spiel als das bißchen Erkältung. Sein dickes Halstuch flog in die Ecke. Er wusch und kämmte sich, unbekümmert um einen Hustenkrampf, der ihn für Augenblicke im ganzen Gesicht violett färbte. Er stieg in das Beinkleid und schlipste sich sorgfältig die grau und goldrot geblümte Krawatte. Als der Bediente zurückkam, lehnte Herr Schott bereits wieder im Polster des Kanapees und las noch einmal mit aufglühenden Wangen den furchtbaren Zeitungsartikel.

Fast eine Stunde verstrich. Elimar Schott hatte sich unterdes ziemlich beruhigt. Was nicht zu ändern war, mußte man leichtblütig und mit weltmännischer Gelassenheit hinnehmen. Epikur berührte sich hier mit der Stoa.

Früher noch, als er vorausgesehen, kam die Antwort. Das Telegramm lautete:

„Alles wahr, bis auf die Schlußnotiz über mich selbst. Prasch."

Elimar Schott wiegte bedeutsam den Kopf, wie er das bei Kriminalprozessen zu thun pflegte, wenn das Verworrene und Verwickelte sich zu klären begann. Er legte das Telegramm ruhig auf den Schreibtisch, zwirbelte seinen köstlichen Spitzbart und rief, die Thür nach dem Korridor öffnend:

„Aloys, meinen Pelz!"

Den Kragen emporgestellt bis an die Schläfe, den blanken Cylinder fest in die Stirne gedrückt, wandelte Elimar gleichmäßigen Schrittes über den Kohlmarkt nach der Steindruckerei von Mürbe und Sander.

„Kann ich den Herrn Geschäftsführer sprechen?"

„Gewiß! Herr Großkopf, möchten Sie wohl die Güte haben ...?"

Herr Großkopf schlängelte sich hinter den Pulten hervor, grüßte den hohen Gast mit gebührender Devotion und führte ihn schmunzelnd nach dem kleinen Privatcomptoir.

„Was steht zu Diensten, Herr Amtsrichter?"

„Wollte nur fragen, ob die Verlobungsbriefe schon fertig sind?"

„Ah, richtig! Jawohl! So gut wie fertig! In spätestens fünf Minuten beginnt der Druck."

„Darf ich Sie bitten, diesen Druck zu sistieren?"

Herr Großkopf machte ein etwas dummes Gesicht.

„Ich rechne auf Ihre peinlichste Diskretion," fuhr Elimar fort. „Die Sache ist rückgängig geworden ... Verhältnisse, an denen die junge Dame durchaus keine Schuld trägt ... Schärfen Sie's auch gefälligst dem Arbeiter ein ... Sie wissen, bis jetzt habe ich die Verlobung strengstens geheim gehalten. Ich möchte nicht, daß meine kurzen Beziehungen zu Fräulein Gertrud Neythorff nun etwa nachträglich herumkämen."

„Ganz nach Wunsch ... Ich bedaure zwar ... Wir hatten uns ganz außerordentlich darüber gefreut ..."

„Ja, ja, so geht's in der Welt! Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben ... Recht fatale Geschichte das ...! Na, habeat sibi! Die Rechnung schicken Sie selbstverständlich an mich ... Noch besser: ich mache das gleich ab. Hier!"

Er zog ein Zwanzigmarkstück hervor, ließ sich herausgeben und stieg dann ernst, aber doch augenscheinlich befriedigt, die Treppe hinab.

„Gott sei Dank!" sagte er zu sich selbst. „Das war noch gerade vor Thorschluß! Arme Gertrud! So schmerzlich unter dem Frevel einer entarteten Schwester leiden zu müssen! Und diese Eva! Wer hätt's ihr angesehen! Wahrhaftig, Schott, du bist ein verteufelter Glückspilz, daß sie dir damals nicht so glatt in das Netz schlüpfte! Gott bewahr' uns in Gnaden!"

Zu Hause angelangt, schrieb er einen langstieligen, sehr gewundenen Brief an das unglückliche Mädchen. Mit blutendem Herzen müsse er ihr das Wort ewiger Treue zurückgeben, da es mit seiner gesellschaftlichen und amtlichen Stellung absolut unvereinbar sei, in Verwandtschaft zu einer Familie zu treten, deren bis dahin geachteter Name durch so entehrende Vorkommnisse plötzlich für alle Zeiten kompromittiert sei. Er werde die schönen Tage, die er in froher Erwartung einer glücklichen Zukunft verlebt habe, nie vergessen; wie er denn überhaupt nicht aufhören werde, ihr eine warme und ehrliche Sympathie zu widmen. Nur sein Weib könne sie unter keiner Bedingung werden. Er selbst leide ja mehr, als sich in Worten ausdrücken lasse. Sein innigster Wunsch sei der, daß Gott ihr und ihren bedauernswürdigen Eltern die Kraft verleihe, das unverdiente Schicksal, von dem sie heimgesucht würden, mutig und in christlicher Demut zu überwinden.

Als dieser Absagebrief in Droßhaida anlangte, waren die Neythorffs von dem, was in der Hauptstadt sich zugetragen, bereits unterrichtet. Das ganze Haus befand sich im Zustand gräßlichster Wirrnis. Alle Bande schienen gelöst. Frau Neythorff rannte wie hirnkrank durch alle Gemächer und häufte die schrecklichsten Flüche auf Roderich. Er allein sei der Urheber dieses Unglücks! Seine Herzlosigkeit, seine Roheit und Niedertracht habe das liebste, beste Geschöpf

von der Welt in den Tod gehetzt! Und dann wütete sie und raufte ihr Haar und zerkrallte sich das Gesicht, daß ihr das Blut über die Hände floß ... Der unglückliche Vater verfiel in das andere Extrem. Er schlich umher wie ein Gespenst; er war ganz still, ganz wortlos. Mit dem verglasten Blick schien er fortwährend etwas zu suchen. Gertrud saß bleich und gelähmt am Fenster und starrte hohläugig hinaus in die Schneelandschaft, wo die Krähen und Raben laut schreiend um die bewegten Wipfel der Eichen und Birken flatterten. Stunde um Stunde ging ihr so hin, öde, einförmig, qualvoll, und immer noch konnte sie nicht begreifen, daß sie noch atmete, daß sie nicht augenblicklich gestorben war bei der Kunde von diesem maßlosen Unheil.

Da behändigte man dem armen Geschöpf den abscheulichen Brief ihres Verlobten. Sie las — und wankte nach ihrem Zimmer und sank dort grell aufschreiend über die Bettstatt.

Eduard Reythorff war seiner todblassen Tochter heimlich gefolgt. In ihren krampfenden Fingern fand er das klägliche Blatt, das all ihre Hoffnungen so unbarmherzig zerstörte. Und wie er sie schluchzen und jammern sah und mit allem Weh seines zerrissenen Vaterherzens dem teuren Kinde nicht helfen konnte, da übermannte ihn plötzlich die Erkenntnis einer furchtbaren Schuld. Der ganze Zusammenhang der Ereignisse lag entschleiert vor seinen Blicken ... Nur er selbst und seine in Hohlheit und Eitelkeit untergegangene Frau hatten dies furchtbare Schicksal heraufbeschworen: sie, weil sie die ohnehin geistesverwandte Eva in dieser Hohlheit und Nichtigkeit auferzogen; er, weil er diese verderbliche Richtung wie ein erbärmlicher Schwächling geduldet hatte. Und seine Schuld war augenscheinlich die größere. Mit untergeschlagenen Armen hatte er einem Treiben mit zugeschaut, das er im Grund seines Herzens für schmählich und charakterlos hielt; um seiner bloßen Bequemlichkeit willen hatte er sich die unwürdige Herrschaft dieser oberflächlichen Komödiantin über den Kopf wachsen lassen. Das rächte sich jetzt; das büßte er mit dem Untergang der Familie ...

Und der alte Mann schämte sich, schämte sich wie noch niemals im Leben. Es brannte und nagte an ihm, daß er laut hätte aufschreien mögen. Das graubärtige Haupt vorgebeugt, schlich er hinauf und verkroch sich wie ein geschlagener Hund in die Einsamkeit seines Mansardstübchens. Aber auch hier fand er nicht Ruhe vor den Gespenstern der Selbstanklage. Jedes Möbelstück in dem verwahrlosten Raum grinste ihn strafend an und raunte ihm boshaft-höhnische Worte zu: „Elender Kerl, warum hast du dir das gefallen lassen? Warum hast du diese nichtswürdige Frau vergöttert, um dann ihr Sklave zu werden? Warum hast du vor ihr gebebt, anstatt ihr unwirsch die Zähne zu weisen? Sie hat deinen Stolz gebrochen; sie hat dich zum verkommensten Menschen auf Gottes Erde gemacht!"

Nun packte ihn mit verdoppelter Heftigkeit das Weh über das Schicksal Evas. Die Unglückselige war doch bei all ihrer fürchterlichen Verirrung sein Kind gewesen! Sogar sein bevorzugtes Kind, bis seine Frau ihm das Herz des heranwachsenden Lieblings entfremdet hatte. Und nun —: tot, gestorben von eigener Hand als Verbrecherin ...!

Es war bitter kalt in dem kleinen Mansardzimmer. Aber er fühlte das nicht. Er stöhnte zum Herzbrechen. Und dann plötzlich tobte auch er, wie drunten die verzweifelte Mutter. Er schlug den Kopf wider die Wand. Er griff mit den krallenden Fingern blindwütig in die Gardine hinein, daß ihm der Staub wie Kohlendunst über den kahlen Schädel wirbelte, bis dann zuletzt die Stange herunterschlug und krachend das unsaubere Waschbecken und die schadhafte Kanne zerschmetterte.

Der steifbeinige Frank, der einzige, der noch ein bißchen für seinen Herrn sorgte, war ihm angsterfüllt nachgeschlichen. Bei dem heftigen Klirren und Poltern öffnete er ein wenig die Thür. Er kam gerade dazu, wie Eduard Reythorff sich taumelnd umdrehte, mit den Händen vergeblich nach einem Halt suchte und dann bleischwer über den Rand seiner eisernen Bettstatt fiel.

Frank hob ihn mit großer Anstrengung auf und legte ihn auf die zerrissene Matratze. Der alte Mann röchelte noch. Sein Antlitz war blaurot. Der linke Mundwinkel zog sich in komisch-grausenhafter Grimasse aufwärts dem Ohre zu.

„Gnädiger Herr!“ schrie der Diener entsetzt ...

Da ging ein unheimlicher Schauer durch die kurze Gestalt. Die rechte Hand ballte sich, um gleich danach die Finger krampfhaft zu spreizen. Ein Stöhnen, das wie ein letztes unverständliches Wort klang — und tiefe Stille. Ein Schlagfluß hatte diesem verfehlten Leben ein rasches Ende gemacht. Mutter und Tochter durften sich in den Anspruch auf die Ehre der Urheberschaft teilen.

Am folgenden Morgen traf der Lindheimer Pfarrer Hans Curtmann mit seiner Helka ein. Helka war bleich, aber gefaßt. Niemand konnte ihr ansehen, wie unbeschreiblich sie unter dem doppelten Unglück des Hauses litt. Sie hatte die tote Eva glühend geliebt. In ihrer schwesterlichen Voreingenommenheit war sie blind gewesen gegen so manches, was sie bei kühler Beobachtung wohl mit Bangen erfüllt hätte. Auch ihrem Vater hatte sie stets ein kindlich fühlendes Herz bewahrt, obgleich sie niemals die Frage sich vorgelegt, ob der bescheidene, stille Mann auch die gebührende Stellung in der Familie einnahm und von seiten der Hausgenossen die rechte Behandlung erfuhr. Alles Gute, was er ihr zugewandt, hatte sie stillschweigend hingenommen, ohne sich weiter in Unkosten zu stürzen. Jetzt auf einmal, da sich sein Auge für immer geschlossen hatte, empfand sie es tief, wie treu-teilnehmend dieses Auge all' die Jahre hindurch auf ihr geweilt, und wie wenig sie es ihm, streng genommen, gedankt hatte. Ein dumpfes Gefühl, etwas versäumt zu haben, lag ihr bleischwer auf der Brust. Wie sie denn überhaupt eine gräßliche Nacht hinter sich hatte. Beide Unglücksbotschaften waren fast gleichzeitig angekommen. Auch sie hatte sich bei der Kunde von der entsetzlichen That Evas geschämt bis aufs Blut und das Bewußtsein mit sich herumgetragen, unwiderruflich entehrt und befleckt zu sein; ganz abgesehen von dem unendlichen Schmerz, der sie zu Boden drückte. Ihr ehrlicher Hans hatte ihr freilich die Last wenigstens dieser Scham gar bald von der Seele genommen und ihr beteuert, daß sie um dieser verirrten Schwester willen auch nicht das Geringste in seiner Achtung und Liebe einbüße; daß überhaupt nichts auf der Welt, was da von außen komme, ihr Bild jemals in seinen Augen herabsetzen werde. Und dann hatte der frommgläubige Mann sogar ein Wort der Milde und der Versöhnung gehabt für die Beweinenswerte, die so schwer vor Gott und den Menschen gefehlt habe, ein „Richtet nicht!“ das keine Phrase war, sondern aus fühlendem Herzen quoll. Dieses Wort trug mehr dazu bei, die gebeugte Helka wieder mit Kraft und Mut zu erfüllen, als tausend Trostsprüche, die sie aus eigenem Denken sich zuflüsterte.

Am dritten Tage ward Eduard Neythorff zur ewigen Ruhe bestattet. Der greise Droßhaidaer Pfarrherr, der frühere Vorgesetzte Hans Curtmanns, hielt die ergreifende Grabrede. Von Angehörigen war nur das Ehepaar Curtmann zugegen. Frau Neythorff befand sich im Zustand einer Gehirnüberreizung, der das Schlimmste befürchten ließ. Man hatte sie mühsam zu Bett gebracht und den Arzt geholt. Sie schrie fortwährend nach ihrer süßen Eva, nannte sich Diebin, Mörderin, ehr- und pflichtvergessene Mutter und weinte in gräßlichen Modulationen. Der Arzt hatte Bromnatrium und Chloralhydrat verordnet; bis jetzt ohne Wirkung. Die arme Gertrud pflegte die Kranke, ward ausgezankt und gehetzt und geschimpft, und schien so unter den Anforderungen des Augenblicks ihr eigenes Leid halb zu vergessen. Winfried, der jüngste Sohn, den Frank telegraphisch herangeholt hatte, war auf Veranlassung Curtmanns gleichfalls daheimgeblieben. Er sprach kein Wort und war keiner Thräne fähig.

Von den Bekannten der Neythorffs hatte sich nur der Major Schmettau zu der Beerdigung eingefunden. Er wechselte ein paar traurige Worte mit Helka und ihrem Eheherrn und entfernte sich dann, ohne erst in der Villa vorzusprechen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Abendsonne lag rotgleißend über den abgetauten Dächern. Marianne Simonis hatte von drei Uhr ab gelesen; jetzt um fünf warf sie das Buch auf die windschiefe Kommode, gähnte ein wenig und streckte sich.

In diesem Moment schob Frau Senkblei ihren verwitterten Kopf durch den Thürspalt.

„Ist's erlaubt?" fragte sie grinsend.

„Bitte, gewiß! Treten Sie näher!"

Die Alte kam trippelnd herein und setzte sich breit auf den Rohrstuhl, den Marianne ihr hinschob.

„Ich wollte mich nur mal erkundigen, ob's denn wahr ist, was Sie da letzthin der Fanny gesagt haben: daß Sie von Winkelmann fortwollen ...?"

„Ja, das stimmt. Ich gehe zu Rößner und Holst an der Burgstraße."

„Nee? Aber Sie waren doch immer so gut angeschrieben bei Winkelmann?"

„Das bin ich auch noch."

„Ja, wie kommt's denn da ...?"

„Sehr einfach. Bei Rößner und Holst steh' ich mich besser."

„Schau, schau! Noch besser! Na, da werden Sie ja ein gut Stück weiter kommen."

„Weiter — wie so?"

„Nun, mit der Ausstattung."

„Gott sei Dank! Da sind Sie ja wieder glücklich bei Ihrem Lieblingsthema!"

„Weshalb auch nicht? Soll denn das alles nun weggeschmissen und rein umsonst sein? Und Sie hatten ihn doch so über alle Beschreibung gern! Wissen Sie, Kind, die wahre und wirkliche Liebe drückt auch im rechten Moment mal ein Auge zu! Starrsinn und Stolz paßt für die Mannsleute ... Was aber so ein gediegenes weibliches Herz ist ... Guter Gott, davon steht ja doch schon in der Bibel, wo der Apostel Paulus schreibt: Sie duldet alles und sucht nicht das Ihre ..."

Frau Senkblei mühte sich heut nicht zum erstenmal, der gekränkten Marianne auseinanderzusetzen, daß es ihr wohlverstandenes Interesse und gleichzeitig ihre heiligste Pflicht sei, den tiefwurzelnden Groll gegen den treulosen Bräutigam niederzukämpfen. Diesmal jedoch ging sie mit so stürmischer Beredsamkeit ans Werk, daß Marianne Simonis wirklich die größte Not hatte, sich dieser gut gemeinten Aufdringlichkeit zu erwehren.

„Sehn Sie mal," fuhr sie mit einem vertrauenerweckenden Lächeln fort, „Sie müssen doch auch, wie man zu sagen pflegt, ordentlich Rechnung tragen! Was hat Sie mit Konrad Storm auseinandergebracht? Die alberne Liebelei mit der schlechten Person da. Gut. Sonst nichts. Aber nun hat er doch jedenfalls eingesehn, wes Geistes Kind die gewesen ist, und wie er sein bißchen Herz vor die Säue geworfen hat. Natürlich kommt nun der ganz natürliche Rückschlag. Nun sehnt er sich nach der Vergangenheit, und wenn man ihm nur den kleinen Finger reicht ..."

„Das fehlte mir grade!" fiel ihr Marianne ins Wort. „Ihm nachzulaufen, wie so ein schäbiges Gassenfräulein!"

„Davon ist nicht die Rede. Und wenn selbst: da er Sie doch wohl im Grunde noch gern hat ... Ich kenne doch diese Künstler. Früher hatt' ich ja selber zwei in Logis! Die sind all' so ein bißchen verrückt. Sehn sie ein hübsches Gesicht, packt sie's gleich wie der Teufel die arme Seele. Aber das dauert nicht lang, und sie denken auch manchmal gar nichts Böses dabei. Hätten Sie damals die ganze Geschichte leichter genommen und nicht gleich randaliert, ich wette, es wäre mit euch gar nicht so weit gekommen. Na, und wenn er auch wirklich ein bißchen verknallt war? Schadet's was? Die rechte Liebe war es ja doch nicht! Die kommt bloß einmal im Leben, und diese rechte Liebe hat er für Sie gehabt! Das passiert ja so oft. Auch in den Ehen. Und nicht nur bei so begabten Künstlern. Eine gescheite Frau läßt dann fünf gerade sein und denkt sich im stillen: Wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Wenn ich bedenke, was ich mit meinem Gottfried erlebt habe ... Und wir sind doch, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Paar gewesen und haben drei Kinder gehabt, und nicht einmal hat er sich in den siebenundzwanzig Jahren ungut gezeigt oder sich an mir vergriffen."

Das junge Mädchen blickte stirnrunzelnd zum Fenster hinaus und schwieg.

„Nein, Marianne," hub Frau Senkblei nach einer kurzen Pause wiederum an, „Sie müssen da nicht so sein! Sie können einem zu leid thun mit Ihrem Hochmut! Und daß ich's nun grad heraussage: Ich hab' ihn gesprochen! Jawohl! Am Kornmarkt. Er sah so gedrückt und so jämmerlich aus! Wie die Leute so sind, wenn's ihnen klar wird, sie haben was Dummes gethan und sich ins eigene Fleisch geschnitten. Ich dachte mir aber: Halt, den läßt du nicht so vorbei! Er

hat sich ein Unrecht aufgeladen und das muß er jetzt wieder gut machen, oder die alte Senkbleien soll der Teufel holen!"

„Das hätten Sie besser bleiben gelassen!" versetzte Marianne unruhig.

„Ja, das sagen Sie wohl! Sie mit Ihrem bocksbeinigen Trotz! Und Sie kennen die Welt nicht und wissen nicht, was es heißt, einen anständigen Mann glücklich am Seil haben! So ein Mädchen wie Sie ... Na ja, Sie sind hübsch ... Aber, du lieber Gott, einen Handwerksgesellen oder Fabrikarbeiter nehmen Sie auch nicht. Die anderen aber, was so die besseren sind, Gott behüte! Die Sorte kenn' ich nun längst! Und es war eben doch ein ganz kolossales Glück für Sie! Na, kurz, ich kriegte ihn also gleich beim Schlaffittchen und that aber erst, als wüßt' ich von alledem gar nichts, und fragte ihn nur, wie's mit der Arbeit ginge, und er hätte sich ja so lange nicht sehen lassen. Da war er ganz wie vor den Kopf gehauen. Ob ich denn gar nicht wüßte, daß es mit Ihnen und ihm aus wäre. Na, und da gab denn ein Wort das andere, und zuletzt war ich mir klar darüber, daß er Sie immer noch liebt und Sie von Herzen gern heiraten möchte, wenn Sie nur Ja sagten."

„So?" lachte Marianne höhnisch. „Aber ich danke dafür! Wirklich, Frau Senkblei, hören Sie auf! So was könnte mir passen! Erst weggeschüttet wie schlechtes Bier — und dann mit einemmal, weil ihm die Sache da schief ging ... Nein! Lieber sitz' ich zeitlebens bei Wasser und Brot und lasse die Welt Welt sein, eh' ich mich dazu hergebe! Und ich könnt' ihm ja doch nie wieder geradeswegs in die Augen sehn! Bei jedem Bissen, den ich mit ihm verzehrte, kläng' es mir in den Ohren: Erbärmliches Frauenzimmer! Nur ein Hund, den man getreten hat, kriecht wieder heran und wedelt und leckt. Ein Mensch aber ist doch was Besseres als ein mißhandeltes Vieh!"

„Fräulein Mariannchen! Ich muß Ihnen jetzt noch mehr sagen! Gestern nachmittag ist Herr Storm bei mir gewesen. Er hat mich fast unter Thränen angefleht, ihm zu helfen. Sehn Sie, er getraut sich ja nicht, Ihnen gleich selber unter die Augen zu treten. An Sie schreiben, das mag er auch nicht; denn er weiß ja im voraus, daß Sie den Brief nicht annehmen würden. O, er hat eine Meinung von Ihnen, das glauben Sie gar nicht! Und wie er von Ihnen spricht und alles bereut und sich totschießen möchte vor Liebe und Sehnsucht! Wahrhaftig, er ist trotz allem ein prächtiger Mensch — so gut und so offen, ich könnte gleich losheulen. Und, wie soll ich denn sagen, er will ja auch büßen für seine Sünde! Jede Strafe, die Sie ihm auferlegen, soll ihm willkommen sein: Sie dürften ihn peitschen, hat er gesagt. Nun, das nehm' ich ja nicht so wörtlich: aber es steckt doch immer ein heiliger Ernst dahinter. Er weiß ja nicht, wie er sich anstellen soll! Und jetzt hat er auch Aufträge die schwere Menge und könnte weiß Gott eine Reiche und Vornehme heiraten, wenn er nur wollte. Aber er denkt nicht daran. Nur Marianne und immer wieder Marianne!"

„Jawohl! Seitdem die Geschichte da mit der gräßlichen Frau glücklich zu Ende ist."

„Nein. Schon eh' er das wußte. An dem Tag, wie er zum letztenmal dort im Haus war, hat er Sie spät um elf im Café Lucanus mit einem Herrn gesehn. Da hat's ihn gepackt — na, ich sage nichts mehr! Er ist bald umgekommen vor Ärger und Eifersucht!"

Marianne war brennend rot geworden.

„Der alberne Mensch!" sagte sie achselzuckend. „Denkt er vielleicht, ich soll mich vergraben und Trübsal schwitzen, bis es ihm einfällt ... Zu dumm! Ich kann doch wohl in das Café Lucanus gehen, mit wem ich Lust habe. Früher natürlich war das ein anderes Ding ... Als Braut ... Und auch so ... Aber jetzt, wo ich doch auf die ganze Menschheit blase ..."

„Seien Sie nur um Gottes willen nicht gleich so bös!" flehte Frau Senkblei. „Man verliert ja weiß Gott allen Mut. Und daß Sie's nur wissen: der Verkehr mit den vornehmen Leuten hat ihm doch sehr genutzt. Ein Ölbild — so groß — hat er schon fest verkauft und kriegt neunhundert Mark bar dafür ..."

„Meinetwegen das Zehnfache. Mich kümmert's nicht mehr! Ich wünsch' ihm ja alles Gute ..."

Sie wandte sich ab. Die Augen waren ihr plötzlich feucht geworden.

„Liebes Mariannchen! Ich gebe noch immer die Hoffnung nicht auf ... Sie müssen sich's überlegen!"

Marianne seufzte aus tiefster Brust.

„Lassen Sie mich, bei allem, was heilig ist!" bat sie beklommen. „Ich bin mit Herrn Storm fertig. Wenn er sich gleich vor mir in den Staub würfe, ich bliebe dabei. Und ... es ginge ja nicht, wenn ich auch wollte ..."

„Ach? Sie haben sich doch unterdes nicht schon anderweitig verlobt? Vielleicht gar mit dem Herrn da vom Café Lucanus?"

„O nein! Der würde sich schönstens bedanken. Eine Putzmacherin ..."

„So? Und doch gehn Sie mit ihm?"

„Warum nicht? Wenn mein Bräutigam mir den Stuhl vor die Thür setzt ..."

Und abermals wurde sie brandrot.

„Fräulein Marianne! Sie machen mir wirklich angst ... Nein, wie Sie jetzt ausschauen ...!"

Marianne schlug die Hände vors Antlitz. Schwere Thränen quollen ihr langsam zwischen den Fingern hervor.

„Herzchen! Kind! Was haben Sie denn? So reden Sie doch! Sprechen Sie ein vernünftiges Wort! Ja, Kind? Was soll ich ihm sagen?"

„Daß es zu spät ist!" stöhnte Marianne. „Ach, Frau Senkblei! Ich hab' ihn ja immer noch heiß, heiß lieb! Aber ihn heiraten, jetzt, mit einer Lüge im Herzen ...!"

Nun sprang sie auf. Mit einer störrisch-wilden Gebärde strich sie das dunkle Haar aus dem Gesicht. Dann trocknete sie wie traumverloren ihre benetzten Wangen.

„Ich wollte, ich wäre tot!" sagte sie leise.

Frau Senkblei schaute ihr trübselig ins hübsche Gesicht. Sie hatte verstanden.

Nach einer Weile trat Marianne zum Kleiderschrank und nahm ihren Hut heraus.

„Ich muß Sie jetzt fortschicken, gute Frau Senkblei. Ich gehe jetzt aus."

„So spät erst? Wohin denn?"

„Ins Café Lucanus und von dort nach der Oper."

„Wahrhaftig? Wohl gar in Begleitung?"

Marianne, den Abendmantel über den Schultern, blieb noch einen Augenblick stehen. Die Hand auf der Thürklinke, sagte sie gell auflachend:

„Jawohl, in Begleitung! Und wie!"

Dann war sie verschwunden. Müden Schrittes tappte die alte Frau hinüber in ihr einsames Stübchen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Es war März geworden. Im Hausgarten des Antoniusstiftes zu Rockritz blühte der Krokus. Gegen Mittag schien die Sonne so warm, daß in der Stube Roderichs ein Fenster geöffnet werden konnte. Der Wipfel der weißstämmigen Birke, die leise schwankend hereinsah, prangte im jungfräulich zarten Grün ihrer halbwüchsigen Lenzblätter.

Acht Wochen waren jetzt in das Land gegangen seit dem verhängnisvollen Duell im städtischen Buchengehölz. Während der ersten Zeit war es unmöglich gewesen, den Schwerverletzten ohne die größte Lebensgefahr nach der Hennebergstraße überzuführen. Später, als dann die Wunde zu heilen begann, hatte er selber den Wunsch geäußert, hier im Antoniusstifte zu bleiben, bis er völlig genesen wäre. Das prunkvolle Palais mit seinen schauderhaften Erinnerungen flößte ihm ein unsagbares Grausen ein. Hier aber fühlte er sich wie abgetrennt von den Schrecknissen dieser Vergangenheit, die noch vor kurzer Frist sein ganzes Wesen beherrscht und qualvoll zermartert hatte.

Die Heilung der Wunde war zunächst über Erwartung günstig von statten gegangen. Ende Februar hatte Roderich Löhr sein Schmerzenslager für eine Stunde verlassen dürfen. Dann aber machte sich eine unverhoffte Komplikation geltend. Die rechte Lunge, die kaum eben vernarbt war, begann plötzlich zu kränkeln. Alle Symptome deuteten auf ein schweres Brustleiden, das mit ungewöhnlicher Schnelligkeit um sich griff. Seit Anfang März brachte der Kranke zwar den größeren Teil des Tages im Lehnsessel zu; auch fühlte er sich, abgesehen von dem beschwerlichen Husten, vollständig schmerzfrei: aber das Übel selbst steigerte sich von Woche zu Woche.

Als Roderich nach den Delirien des Wundfiebers zum erstenmal bei klarem Bewußtsein emporblickte, sah er in ein mild-freundliches Antlitz, das zwar die unverkennbaren Spuren tiefen Grams, langer Nachtwachen und ängstlicher Sorge trug, aber es

doch verstand, bei diesem Aufschauen gütig zu lächeln. Und Roderich, von allen Schauern der Seligkeit überrieselt, hatte kaum hörbar den Namen Alwine gestammelt, die Augen wie geblendet von dem Glanz einer himmlischen Vision wieder geschlossen und nur ganz leise die Hand gedrückt, die warm und weich in der seinigen lag, so fest und traulich, als habe sie nie im schmerzlichen Krampf der Entsagung und der betrogenen Liebe gezuckt.

Auch heute an diesem herrlichen Märztag saß Alwine neben dem Kranken und hielt seine bleichen, abgezehrten Finger freundlich umklammert. Auch heute sah sie ihn lächelnd an und scherzte sogar, obgleich ihr das Herz voll zum Zerspringen war. Sie wußte jetzt, wie es um Roderich stand. Der Oberarzt hatte ihr gestern auf ihr inständiges Bitten die Wahrheit gesagt. Ja mehr noch: er hatte ihr dringend geraten, den Kranken zur Errichtung eines Testaments zu veranlassen, da sein gesamtes Vermögen sonst an seinen Verwandten Philipp Löhr fallen würde, während es doch, der wahren Gesinnung des Erblassers zufolge, ihr, seiner ehemaligen Frau, gebühre. Der Oberarzt meinte es gut. Er war durch Wernick über die Sachlage genau unterrichtet. Alwine jedoch wies die sehr verständige, aber nach ihrem Gefühl herzlose Zumutung schroff zurück und forderte nur Details über die Krankheit. Mochte Herr Philipp Löhr, wenn es das Unglück wollte, alles einstecken, was da vorhanden war: sie würde doch lieber gestorben sein, eh' sie die Ruhe und Zuversicht Roderichs durch eine einzige derartige Andeutung auch nur vorübergehend gestört hätte.

Wie lang es noch währen konnte? Vielleicht noch monatelang; vielleicht auch nur noch wenige Tage. In derartigen Fällen kam das mitunter ganz überraschend. Und meist ging der entscheidenden Katastrophe ein merkwürdiger Zustand der Euphorie, ein Wohlbefinden voraus, das für hochgradige Phthisis beinahe ebenso charakteristisch war wie für Gehirnerweichung. Seit mehreren Tagen nun fühlte sich Roderich außerordentlich wohl. Er atmete leichter. Sogar der quälende Husten hatte erheblich nachgelassen. Auch machte sich nach all' den trübseligen Stunden der Niedergeschlagenheit und Verzagtheit eine wachsende Elasticität des Geistes geltend. Das Aussehen des Kranken dagegen war trotz dieser vorteilhaften Veränderung schreckenerregend. Ein Glück, daß sich im Zimmer kein Spiegel befand. Roderich Löhr würde beim Anblick seiner verfallenen, leichenhaft-grauen Züge die Hoffnung, die jetzt neu ihre Flügel hob, für allezeit verloren haben.

„Nun wird es Frühling!“ sagte er froh bewegt und strich der treu sorgenden Freundin mit der wachsbleichen Hand über das volle Haar. Da bemerkte er, daß sich in dem glänzenden Schwarz hier und da einige silberne Fäden zeigten — die Folgen des Grams und der Seelenqual. Sein Herz bebte. Ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund. Das war sein Werk!

„Alwine!“ hub er dann wieder an und blickte hinaus auf den leise bewegten Baumwipfel. „Ich kann's noch immer nicht glauben, daß du mir all' das verziehen hast . . .! Ich kann's und kann's nicht!“

Die Thränen traten ihm in die Augen.

„Aber du großes Kind!“ sprach sie mit ihrer guten Stimme, und es klang wirklich, als wenn eine Mutter ihren thörichten Knaben tröstet. „Wie oft soll ich dir sagen, daß diese trübe Vergangenheit für uns beide begraben ist!“

„Wirklich?“

„Aber natürlich! Sieh' mal, du mußt die Sache nicht gar zu schwer nehmen! Wir haben beide gefehlt, und ich vielleicht mehr noch als du. Ich durfte das gar nicht so weit kommen lassen. Hochmut führt immer zum Unheil. Ich war zu hochmütig, zu eingebildet auf meinen Wert ... Nein, nein, laß mich ausreden! Da wir denn doch einmal von der Sache sprechen ... Siehst du, Roderich, eigentlich war's schon ein Unrecht von mir, daß ich dich überhaupt geheiratet habe ... Versteh' mich recht! Ich als das Mädchen, das im gleichen Alter doch zehnmal erfahrener und auch besonnener ist als der Mann, ich hätte Verstand haben müssen für zwei. Du warst damals noch viel zu jung für die Ehe. Du hattest zu wenig vom Leben und von der Welt gesehn ... Ich bin rascher verblüht als du; ich war schon eine betagte Frau, während du noch in der Fülle der Jugend standest.

So kam denn, was kommen mußte. Hätt' ich da rechtzeitig eingegriffen und nicht in meiner Thorheit gedacht: Es ist ja nicht möglich ... Aber das war's ja eben! Ich übersah, daß ich inzwischen gealtert war ... Ach, und dieses Geschöpf hatte ja leider Gottes trotz ihrer Schlechtigkeit so unendlich vieles vor mir voraus!"

„Nein, nein!" beteuerte Roderich Löhr mit Inbrunst. „Nichts hat sie vor dir voraus gehabt! Nichts! Es war nur meine knabenhafte Verblendung! Rein wahnwitzig bin ich gewesen! Ich begreife mich nicht! Beim allmächtigen Gott, ich begreife mich nicht!"

„Das Herz der Männer ist eben ein Rätsel!" versetzte sie ruhig. „Was frommt es, darüber nachzugrübeln? Geschehene Dinge muß der Mensch über Bord werfen. Und nun sind wir ja wieder vereint — für immer!"

„Ist's wahr?" fragte er funkelnden Auges. „Du willst den reuigen Sünder im Ernst wieder annehmen? Du willst dich so tief demütigen vor deinem schlechten Mann, der doch nicht wert ist, dir die Schuhriemen aufzulösen?"

„Was bleibt mir denn übrig?" lächelte sie mit einem gut erkünstelten Anflug von Schalkhaftigkeit.

„Du Engel, sag's noch einmal! Ich kann's ja nicht glauben! Ich kann's ja nicht fassen, daß du mir völlig verziehen hast!"

Statt zu antworten, drückte sie ihm einen zärtlichen Kuß auf die Hand.

„O, ich danke dir! Du bist großmütig, Alwine! Und wie schön du bist! O, so schön, so edelschön! Wo hatt' ich nur meine Augen?"

„Nun hör' aber auf, mein Schatz! Ich und schön! Lieb hab' ich dich von Herzen, und all' die Zeit über hab' ich dich lieb gehabt, auch wie du gar nicht meiner gedacht hast. Und wenn du nun wieder gesund bist, dann will ich dir zeigen, daß treue, hingebende Liebe doch mehr ist als so ein bißchen Hübschheit und Grazie. Das soll ein Fest werden, nicht wahr? Wir ziehen dann wieder nach Gostritz ..."

„Jawohl, nach Gostritz. Von Gehlberg will ich nun nichts mehr wissen. Das ist wie ein Fluch. In Gostritz, dem lieben traulichen Nest, sind wir so glücklich gewesen! Ich will zusehen, daß ich Gehlberg verkaufe oder verpachte; vielleicht geteilt. Die Gehlberger Ziegeleien verkauf' ich dem Freiherrn von Riddaghausen. Und schlimmsten Falls geb' ich dem Oberinspektor noch eine tüchtige Kraft bei. Es bleibt sich gleich, ob das ein bißchen mehr oder weniger trägt: wir brauchen ja nicht den hundertsten Teil! Wir sind uns selber genug, nicht wahr, Alwine? O, und dann soll alles wieder wie einst werden! Wer weiß, wozu diese traurige Zeit dann gut war. Wir sind noch jung, Alwine. Wir können noch manches Jahrzehnt froh miteinander schaffen und walten! Und ich habe ja nun eine wirkliche Lebensaufgabe: dich all' das Leid, das du erfahren hast, treulich vergessen zu machen. Ich schwöre es dir bei allem, was heilig ist: bei unserer Wiederverheiratung bekommst du einen gebesserten, tüchtigen, ehrlichen Mann! Das Schicksal hat mich gehörig in seine Schule genommen. Du sollst selber urteilen, ob ich gelehrig war."

„Rege dich jetzt weiter nicht auf! Es wird alles ja gut werden! Auch ich bin, Gott sei Dank, besser geworden. Ich werde mich nicht mehr so thöricht abschließen, wie ich das früher that, und nicht mehr so still und wortlos für mich leben, sondern dich öfters herausreißen aus der Alltäglichkeit. Jedes Jahr machen wir eine Reise zusammen — nach Italien, nach Griechenland, in die Schweiz. Dort sammeln wir neue Eindrücke, und wenn wir dann wieder daheim sitzen am häuslichen Herd, dann lassen wir die Erinnerungsbilder leuchtend emporsteigen und schmücken damit unsere traulichen Mußestunden. O, ich bin nicht ganz so prosaisch, wie du vielleicht geglaubt hast! Mein Fehler war, ich fühlte mich gar zu glücklich mit dir. Der bloße Gedanke, daß du mein warst, reichte mir aus. So haben wir beide von dieser Prüfung innerlich Vorteil gezogen ..."

„Du Engel, du Engel!"

Es entstand eine Pause.

„Weißt du," hub dann Roderich an, und seine Lippen zuckten ein wenig, „weißt du, woran ich jetzt denken muß?"

„Nein. Sag' mir's!"

„An etwas sehr Trauriges und doch Liebes zugleich."

„Nun?"

„Ich denke an unser Kind."

Sie drückte ihm schweigend die Hand.

„Damals, als unser Kind starb," fuhr Roderich fort, „damals hab' ich so recht empfunden, was ich an dir besaß. Schmach über mich, daß ich's jemals vergessen konnte! Ach, Alwine! Das war eine furchtbare Stunde —! Und doch in all ihrer Furchtbarkeit gab sie mir einen himmlischen Trost. Weißt du noch, wie das war ...? Drei Tage lang hatt' ich das Haus nicht verlassen. Da ging ich dann endlich doch für ein paar Augenblicke hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Nach dem Luisengehölz. Und wie ich zurückkam, sah ich dich droben am Fenster stehen, so bleich, so lieb und so angstvoll ... Nun ahnte mir alles ... Und wie du mir dann die Thür des Vorsaals aufmachtest und mir so bang und beklommen sagtest: ‚Ja, es steht recht schlimm,' — und mir dann auf die Schulter sankst ..."

Alwine hielt nur mit äußerster Mühe die Thränen zurück. Sie war jetzt aufgestanden und schob ihm das Kissen zurecht, in das er für zwei Sekunden das Antlitz drückte.

„Du redest zu viel," sprach sie mit sanftem Vorwurf.

„Laß mich doch!" bat er schmeichlerisch. „Es ist mir, als wenn ich mit diesen Reminiscenzen eine Last von der Brust wälzte. Wahrhaftig, es wird mir so leicht und so wohl wie seit lange nicht. Und es ist mir ein Herzensbedürfnis, dir zu beteuern, daß ich dir's nicht vergessen habe, wie tapfer und treu du damals das furchtbare Unglück ertragen hast, wie du mein Trost und meine Stütze warst mit jedem Zug deines Wesens! Immer höre ich noch das treue Wort, das du mir sagtest, als ich vor Schmerz beinah' vergehn wollte: ‚Weine nicht, Roderich!' Das klang so gut und so lieb, daß meine Thränen schon milder flossen bei dem bloßen Ton deiner Stimme. Ja, laß du mich nur! Ich fühle, daß ich mir so das letzte Weh von der Seele spreche. Mein Gram über das, was ich durchgemacht, schmilzt dahin; meine tiefe Beschämung löst sich in Liebe auf. Ich bin so glücklich, Alwine! Sag' mir noch einmal, daß du mich liebst und daß du mir alles verziehen hast."

„Alles! Und auch ich habe dich lieb von ganzem Herzen!"

Ein seliges Lächeln ging über das aschfahle Gesicht. Er nahm ihre Hand und drückte die Fingerspitzen voll brünstiger Dankbarkeit an seine blutlosen Lippen.

„Du Engel, du Engel!" hauchte er mit verlöschender Kraft. Dann sank er zurück. Ein flüchtiger Schauer ging durch den abgemagerten Leib. Die Augen blickten noch einmal starr auf, um sich für immer zu schließen.

Alwine stand regungslos. Es war so gekommen, wie der Arzt es vorausgesagt. Ein plötzlicher Tod hatte ihn schmerzlos hinübergeholt.





Albrecht Dürer.

Ein Künstlerbildnis
von
Franz Hermann Meißner.

I.

Wer heute vom Centralbahnhof an der Südseite der Stadt her das alte Nürnberg betritt, über den legt sich's bald, hat er nur erst die nüchterne Außenstadt mit ihren Schloten hinter sich, wie ein ganz wundersamer Bann; ob er die Stadt vom Frauenthor bis zur Burg oder vom Spitteler bis zum Maxthor durchquert, oder ob er dem Lauf der Pegnitz folgt, das verschlägt dem Wanderer nichts; denn immer sind in zaubervoller Schönheit und in einer Einheitlichkeit der Wirkung vergangene Jahrhunderte lebendig um ihn, unter deren Wucht man nur schwer die Bemerkung macht, daß Pferdebahnen neben einem läuten, Gaslaternen und elektrische Kandelaber zum Ausweichen zwingen, daß moderne Firmenschilder an den Häusern hängen und ein weltstädtischer Verkehr in den Straßen sich regt. Nürnberg ist dank einer sehr energisch durchgeführten Pietät seines Stadtrats gegen die Vergangenheit und dank sehr strenger Bevormundung bei allen Neubauten etwas Einziges in Deutschland — und man darf es in kunsthistorischer Hinsicht mit Berechtigung sagen: wahrscheinlich etwas Einziges in der civilisierten Welt — geblieben. Alte prachtvoll erhaltene Städte, Ruinen und Vergangenheitsidylle giebt's überall, — in Deutschland sogar nicht wenig. Ich möchte an Lübeck und Danzig erinnern, an Braunschweig und Hildesheim mit ihren köstlichen Dom- und Rathausplätzen, an Augsburg und die entzückenden Flecken in Schwaben und am Rhein, an das reizende Tangermünde in der Altmark, über deren malerischen Architekturen die feinen Fäden der spinnenden Sage langsam dahingleiten, — aber das ist doch etwas anderes als Nürnberg. Es scheint allein so viel völlig erhaltener Reste aus dem vierzehnten bis siebzehnten Jahrhundert zu bergen als alle übrigen Städte insgesamt, — es ist da eine Einheitlichkeit des Ganzen statt der vereinzelten Glanzstellen dieser Städte mit träumender Vergangenheit. Aber das würde nur eine Fremdenführerlippen und Touristenohren angehende Kuriosität bedeuten, von der in einem Aufsatz über unseren größten Künstler nicht viel Aufhebens zu machen ist. Was Nürnberg den eigentlichen Charakter einer grandiosen Stadtsymphonie giebt, das ist der Umstand, daß der Rahmen ihrer Mauern die feinste Blüte unseres zweiten und nächst dem staufischen wertvollsten Kulturaufschwungs in sich schließt. Nürnbergs kirchliche und profane Architektur, seine unvergleichlichen Bildwerke auf Plätzen, Friedhöfen und in den Kirchen, der überall begegnende Malergenius Dürer, — in Hans Sachs und Pirkheimer Litteratur und Gelehrsamkeit, in den Tucher und Imhoffs das kraftvolle patricische Bürgertum, — das ist eine einheitliche, in jedem Zuge vollkommene Kulturblüte, bei der der Merkwürdigkeitswert schließlich doch sehr nebensächlich ist. Für den Historiker auf dem Gebiet deutsch-mittelalterlicher Kultur, Litteratur

und Kunst bedeutet die kleine Nürnberger Welt einen eisernen Bestand der Betrachtung. An keiner anderen Stelle ist das ausgezeichnete Germanische Museum denkbar und berechtigter als in dem uralten und hoch malerischen Kartäuserkloster der Pegnitzstadt, — als hier, wo während gefährlicher socialer Wirren einfache Handwerker eine eigene und ernstliche Litteraturgattung schufen, — wo die Meistersinger die nationale Anschauung in ihrer so unbehilflichen und pedantischen und doch so herzwarmen Kunst nährten.

Was Nürnberg durch drei Jahrhunderte blühender Gotik und edelster Renaissance in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht und beieinander in nahezu ungetrübtem Bilde erhielt, das gehört auf allen Gebieten zu den größten Denkmälern unserer Kultur und bringt damit auf den beschauenden Epigonen jene bezaubernde Wirkung hervor, die einer Symphonie vergleichbar ist. Die märchenhafte Tradition, welche seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts alle folgenden Geschlechter in der Perle Frankens zu immer größeren Leistungen trieb, läßt sich nur mit der gleichen Entwickelung von Florenz vergleichen; und wie die italienische Kultur der Renaissance im Kern nichts anderes ist als die Kultur von Florenz, so ist die deutsche Kultur des Reformationszeitalters wenig mehr als die Kulturblüte von Nürnberg. Die große und vielseitige Begabung des fränkischen Volksstammes, die glückliche Lage der Stadt als Durchgangspunkt von Norden nach Italien und fast als Mitte des deutschen Landes im weitesten Sinne, die Huld eines so genialen Fürsten, als Karl der Vierte war, sind die Grundlagen für das jahrhundertlange Emporblühen gewesen. Der stärkste Halt in diesem Aufstieg aber war die politische Verfassung der Stadt. Unaufhörlich brandet seit mehr als hundert Jahren vor der Reformation die Zunftbewegung im öffentlichen Leben der deutschen Städte von Danzig bis Köln, von Lübeck bis Basel, — immer drängen in unruhigen Wellen und oft in blutigen Auftritten die geschlossenen Handwerker- und Arbeiterverbände gegen die regierenden Patricier ihrer Städte an, — zeitweise nimmt diese Bewegung auf beiden Seiten alle Kräfte und alle Interessen in Anspruch. Beinahe überall bleibt die Masse mit ihrem demokratischen Nützlichkeitsprincip Sieger, nur in Nürnberg nicht. Hier bleiben die alten Stadtgeschlechter, um zugezogene Ritterfamilien verstärkt, unangetastet am Ruder, und im sicheren Besitz von Macht und Reichtum hat das Patriciat Muße, die alte Tradition zu pflegen und sorglos am Ererbten weiter zu bauen. Der vornehme Zug, der durch die Stadterscheinung Nürnbergs, durch seine Kunst und seine Wissenschaft zu allen Zeiten gegangen ist, hat noch für Jahrhunderte des Stillstands und des Verfalls späterhin vorgehalten, — ja, trotz tiefer Flecken auf der vornehmen Gesinnung einzelner Zeitläufte ruht das Parfum des guten und abgeklärten Tons heute noch seltsam frisch über der Pegnitzstadt.

Als der höchste Punkt von Nürnbergs Blüte aber ist jener ungefähr mit der Reformation zusammenfallende Zeitpunkt zu betrachten, in dem Gotik und Renaissance zusammenstoßen. Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß; Jamnitzer; Hans Sachs, Pirkheimer, Stabius heißen die Sterne, die im Verein mit dem größten von ihnen, Albrecht Dürer, die Stadt Nürnberg umkreisen. Mir will für diese Zeit, in der der deutsche Kunststil der nach oben ringenden Gotik abbricht mit seinem geistvollen Spiel und fortab die gekanteten Formen der Renaissance Geltung gewinnen, kein Werk charakteristischer erscheinen als das schöne Sebaldusgrab des Peter Vischer in der Sebalduskirche — der Meistersingerkirche. Ein Gotiker hat es vor 1506 erdacht, aber nach jahrzehntelangem Fleiß ein inzwischen zum Renaissancekünstler gewandelter Gießer 1519 vollendet. In diesem wunderbaren Kreis von humanistischen Gelehrten und zünftlerischen Kunsthandwerkern, im Angesicht dieses einzigen Stadtbildes und umweht von einer größeren Künstlerfreiheit, als irgend eine deutsche Stadt zu jenen Zeiten bot, ist Albrecht Dürer gereift und zu dem geworden, als den die Nachwelt ihn andächtig bewundert.

* *
*

Die Familie Dürer ist deutsch, aber von unbekannter Herstammung. Der Vater des



Albrecht Dürer: Gezeichnetes Selbstbildnis von 1484, aus seinem dreizehnten Lebensjahre. (Wien.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Künstlers war aus Ungarn nach den Niederlanden und von dort 1455 nach Nürnberg gekommen, wo er als Goldschmiedsgehilfe in die Holpersche Werkstatt trat. Zwölf Jahre später freite er die fünfzehnjährige Tochter Barbara seines Meisters und machte sich selbständig. 1471 am 21. Mai entsproß dieser Ehe ein Sohn Albrecht, dessen

Taufpate der berühmte Buchdrucker Koburger ward. Wir wissen nur wenig von Albrechts Jugend, aber zu vermuten ist, daß das Leben im Elternhause trotz einer oft sorgenvollen Lage ein ruhiges und friedliches gewesen, und daß der alte Dürer als ein liebevoller und einsichtiger Vater sich gezeigt hat. Nachdem der Junge sich die für Handwerkersöhne übliche Schulbildung angeeignet hatte, nimmt der Vater ihn als Lehrling in die eigene Werkstatt. Daß diese Unterweisung eine sehr tüchtige gewesen sein muß, verrät ein handwerklich geschicktes Blättchen des Knaben von 1485, ein wohl als Vorlage gedachtes Marienbild von ungemeiner Lieblichkeit der Auffassung. Der junge Albrecht war freilich ein frühreifes Bürschchen, das ungeduldig nach vorwärts drängte; welch ein ergreifendes Zeichen eines von dunklem Instinkt sicher geleiteten Genius ist doch davon jene berühmte Zeichnung des Dreizehnjährigen von 1484, in der er sich durch den Spiegel selbst dargestellt. Hier zeugt keine Falte von Erlerntem, hier ist in der Charakteristik, in der Art des Sehens, in der feinen Individualisierung der Hand eine vorzeitige Selbständigkeit, für die es kein Vorbild rings um den Knaben gab, — jeder Zug ist aus eigenster Naturbeobachtung geschöpft. Und dann muß das Bildnis mit den schönen scharfen Augen von einer frappierenden Ähnlichkeit gewesen sein, denn man sieht seinen Typus durch alle späteren Selbstbildnisse des Künstlers hindurchschimmern, und genau scheint sich verfolgen zu lassen, wie das Gesicht organisch ausgewachsen und geistig gereift, aber in nichts späterhin geändert ist. Solche Arbeiten aber waren gewiß der beste Fürsprecher des Knaben beim Vater, als Albrecht nach einigen Jahren der Goldschmiedslehre erklärte, daß er zum Maler größere Lust habe. Da jammerte der alte Dürer wohl in seiner Kurzsichtigkeit über die verlorene Zeit der Goldschmiedslehre, aber er wehrt sich doch nicht und giebt Albrecht 1486 in die Malerlehre zum Meister Wohlgemut, der als der beste und gesuchteste Maler des vordürerischen Nürnberg in seiner mit Verwandten betriebenen Werkstatt die monumentale Kunst der Stadt nahezu monopolisiert hatte. Die Goldschmiedslehre aber gab dem jungen Adepten das Beste mit: den liebevollen Sinn für die gewissenhafte Durchbildung jedes Werkes, und diese Eigenschaft hat Dürer bis an sein Lebensende begleitet als diejenige des in doppeltem Sinne „goldenen“ Handwerks, — sie hat auch verhütet, daß sein Genie von der fleißigen, aber nüchternen Kunst Wohlgemuts erstickt ward. Er hatte von den Gesellen des Meisters viel zu leiden, wie er später selbst gestand, aber er kämpfte sich tapfer durch, und als er 1489 oder 1490 zum Gesellen gesprochen ward, da wußte sein gefestigter Charakter, was er wollte; denn das ist ein sehr auffälliger Zug in Dürers Werden, daß er zwar in seiner Holzschnittkunst später bei Wohlgemut anknüpfte und dessen Technik lediglich weiter ausbildete, wenn er hier auch einen ganz unvergleichlichen künstlerischen Inhalt zum Ausdruck brachte, — daß er aber als Maler sofort eigene Bahnen einschlug, die kaum in Spuren Zusammenhang mit der Lehrwerkstatt haben. Das ist eine äußerst seltene Erscheinung. — Frei geworden, malt Dürer 1490 in pietätvoller Gesinnung als erstes Werk seinen Vater, — mit einer solchen Andacht vor der Eigenart jedes Zuges in dem faltenreichen Gesicht, daß es staunenswert ist. Zum erstenmal erscheint auch auf diesem Bilde Dürers berühmtes Monogramm, das fortab jedes Werk von ihm trägt: AD

Und jetzt geht Dürer auf die Wanderschaft von 1490 bis 1494, deren Rastorte nur teilweis beglaubigt sind. Es ist ein etwas müßiger Streit darüber. Bekannt ist als erstes Ziel Kolmar im Elsaß, wo Schongauer, der größte deutsche Kupferstecher vor Dürer, lebte. Er hat sicher Blätter von ihm gekannt und wollte wohl mehr von dem verehrten Meister selbst lernen, aber es ging ihm wie später mit Mantegna, — er fand den kurz zuvor gestorbenen Künstler nicht mehr lebend an, ward jedoch von dessen Anverwandten freundlich aufgenommen. Dann zog er nach Süden, war vielleicht einige Zeit in Basel und ist dann durch die Alpen nach Italien gegangen. Daß er mindestens Werke des Mantegna (wie etwa dreißig Jahre später der jüngere Holbein auch) gesehen, beweist seine spätere Entwickelung. Der sogenannte Dresdener Altar ist für mich persönlich ein ausschlaggebender Nachweis dafür. Und

dann muß Dürer nach Venedig gegangen sein. Diese Annahme wird bestritten. Indessen schreibt Dürer am 7. Februar 1506 aus Venedig an Pirkheimer wörtlich: „Und das Ding, das mir vor elf Jahren so wohl hat gefallen, das gefällt mir jetzt nicht mehr, und wenn ich's nicht selber sähe, so hätte ich's keinem anderen geglaubt.“ Im Sinne des erwähnten Briefes kann das unmöglich etwas anderes bedeuten, als daß Dürer auf seinen früheren Aufenthalt in Venedig zurückweist, dessen Einzelheiten Pirkheimer kennt. Und der Umstand, daß elf Jahre rückwärts von 1506 auf 1495 zielen, in welchem Jahre Dürer wieder in Nürnberg war, erscheint geringfügig, denn das kann ein Irrtum bei flüchtiger Korrespondenz eines Mannes sein, dessen Beruf die Ausübung der zeitlosen Kunst ist. Er war also jedenfalls, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit, in Venedig.

Die Ausbeute dieser Wanderjahre liegt in zahlreichen Landschaftsstudien, von denen die leicht aquarellierte, sehr hübsche „Drahtziehmühle“ in einer anmutigen Flußlandschaft am bekanntesten ist; in ihnen kommt schon ein ganz eigentümliches Element Dürers zum Vorschein, nämlich das entzückende Feingefühl für die landschaftlichen Hintergründe, die seine späteren Werke so stimmungsvoll begleiten und für die es in der damaligen Kunst wenig Gleichartiges giebt. Auf der Reise ist dann auch das zweite Selbstbildnis Dürers von 1493 gemalt, das in koketter Festtracht einen noch unausgewachsenen, etwas ungelenk-jugendlichen Menschen mit sprossendem Bart und ungepflegtem langem Haar zeigt.

1494 ist Dürer dann heimgekehrt, wo ihm sein Vater inzwischen in Agnes Frey eine als schön gerühmte Frau ausgesucht, welche er heiratet und nach guter alter Sitte sich dann niederläßt, um fortab selbständig um sein Lebensglück zu ringen. Freilich wurde es ihm sehr schwer gemacht, denn zur Sorge um das eigene Dasein kam bald nach dem 1502 erfolgten Tode seines Vaters diejenige um die betagte Mutter wie noch unmündige Geschwister, und der in Geldsachen wie ein Kind leichtherzige Künstler, dem der goldige Humor freilich nie ausgegangen zu sein scheint, wäre bei dem schweren Durchdringen seiner originellen Kunst vielleicht nicht immer so glatt um die Schwierigkeit seiner engen Verhältnisse herumgekommen, wenn nicht Frau Agnes die schwere Haushaltungskunst mit wenigem meisterhaft verstanden hätte. Zum Dank dafür hat dann später nach Dürers Tod sein ihn um zwei Jahre überlebender Freund Pirkheimer, der ebenso gelehrt als ewig verliebt war und der sittenstrengen Bürgersfrau deshalb unverhohlen verhaßt sein mochte, sie als eine bösartige Xanthippe hingestellt, welche ihrem Manne die letzten Krankheitsjahre arg verbittert haben soll. Aus der Nürnberger Eigentümlichkeit von kleinen Öffnungen in den Fußböden, die (verschließbar) eine Rufverbindung zwischen den einzelnen Stockwerken herstellten, hat dann die Fama, weil sich eine solche in Dürers Werkstattdecke befindet, die Mär geschöpft und verbreitet, daß die eifersüchtige Frau Agnes Dürerin durch dieses Lugloch ihren Gatten beim Modellmalen überwacht habe. Seitdem nun Thausing diese Legende zerstört hat, wird die wandelnde Dürerbiographie im heutigen Nürnberg, nämlich die jetzige Kastellanin des alten Dürerhauses am Tiergärtnerthor, in seltenem weiblichem Corpsgeist nicht müde, Frau Agnes zu rühmen. So oft ich andachtsvoll zur einstigen Wohnstätte von Deutschlands größtem Maler vor 1880 gekommen bin, habe ich von der so freundlichen als gescheiten Frau, die eine seltene Dürerkenntnis besitzt, diese Ehrenrettung zu hören gekriegt, und meine Meinung von der Frau Agnes, geborenen Frey, ist infolgedessen eine immer bessere geworden.

Dürers Leben verläuft in der traulichen Enge seiner schönen Vaterstadt fortab ziemlich still; er wird gegen sein Lebensende einigermaßen wohlhabend; seine freiere Stellung als Kunstmaler (welcher Stand in Nürnberg nicht zünftlerisch war), seine hinreißende Liebenswürdigkeit und seine bezaubernde Erscheinung erleichtern ihm die Beziehungen zur Patricierwelt, in der er liebe Umgangsgenossen und einen intimen Freund in dem berühmten Humanisten Willibald Pirkheimer findet; von diesem Verkehr mit den Weltgeistern mag jener merkwürdig freie Blick kommen, der im Verein mit herzwarmer Grundstimmung sein Werk gleichsam

als einen Vorläufer der Reformation erscheinen läßt. Er wird auch bei seiner künstlerischen Freiheit und Bescheidenheit mit den gesellschaftlich unter ihm stehenden Vischer, Krafft, Stoß, Hans Sachs Verkehr gehabt haben, und es giebt eine Nürnberger Tradition, wonach er mit diesen in dem weitbekannten Bratwurstglöckla hinter St. Sebald oft den Früh- oder Vespertrunk genommen haben soll, — bekannt ist aber darüber nichts, ihre Namen kommen in seinen Briefen nicht vor, und sonderbar ist, daß er sich solche Charakterköpfe, wie den des alten Vischer oder Hans Sachsens mit seiner interessanten Meistersinger-Kumpanei, hat entgehen lassen, — keinen hat er gezeichnet. Vielleicht legte ihm sein Verkehr mit Pirkheimer und Spengler hier eine gewisse Zurückhaltung auf.

Aus dem Dunkel seiner Jugend taucht er verhältnismäßig früh durch sein erstes großes Holzschnittwerk auf, das ihm eine rasche Volksbeliebtheit verschaffte. Nürnberg und der gute Kaiser Max — die phantastische Gestalt des letzten Ritters — nahmen indessen sehr lange gar keine Kenntnis von seinem Vorhandensein. Als sie sich schließlich denn doch nicht mehr gegen des Meisters Berühmtheit verschließen konnten, verbrämen sie ihn mit kärglichen Ehren, die nichts kosteten und Dürers Armut nichts einbrachten, — indessen ist dies ja eine übliche Erscheinung beim undankbarsten aller neueren Völker, nämlich dem der Denker. Um 1500 scheint der Mensch Albrecht Dürer frühzeitig ausgereift zu sein, er ändert sich nicht mehr, der Künstler dagegen erhält auf zwei großen Reisen — 1505 bis 1507 nach Venedig, 1520 und 1521 nach den Niederlanden — starke neue Anregungen, so daß diese Reisen seine drei Schaffensperioden in der natürlichsten Weise gliedern. Die erste nach der tastenden Jugend umfaßt die Zeit von seiner Heirat 1494 bis zum Antritt der venetianischen Reise 1505 — sie trägt die Marke eines vorwiegenden Realismus in der Malerei, die noch herbe Charakteristik bevorzugt und noch überall die gotische Befangenheit durchblicken läßt; — aber gleichzeitig fängt doch seine Denker- und Dichternatur, dieses echte Grundelement jeder großen deutschen Künstlerpersönlichkeit, sich zu entwickeln an und zeitigt sogar ein Werk, das Dürer an Großartigkeit und Tiefsinn kaum mehr überboten hat: die Apokalypse.

* * *

Dürer war sehr eitel, und er hatte Grund dazu; wir besitzen fünf oder sechs Selbstbildnisse von ihm, die eine naive Lust an seinem schönen Lockenhaar und an prunkender Kleidung verraten, und auf dreien seiner Gemälde und mehreren Stichen hat er sich nicht vergessen anzubringen. Das schönste Selbstbildnis ist das Münchener von 1500, dem neunundzwanzigsten Lebensjahre des Malers, das also der Mitte seines ersten Schaffensjahrzehnts entstammt. Bis über die Schulter fallen da die sorgfältig geringelten Locken um die sehr hohe, edle Stirn und rahmen die großen, klaren, diese männlichen und doch so kinderhaft ernst lauschenden Augen ein. Die Nase ist stark und gerade, die Lippen sehr schön und sinnenfrisch aufgeworfen, Schnurrbart und kurzer Kinnbart schließen das wahrhaft vornehme und edle Antlitz ab. Die breit auslaufenden Locken müssen einen etwas langen Hals kleiner erscheinen lassen. Die pelzverbrämte Schaube wird von der rechten Hand gehalten, die eine wahre Gnadenhand und die Perle dieser Mannesschönheit ist; wenn man diese geistvollen Finger betrachtet hat, weiß man auch, warum seine schönsten Werke in Pinsel- und Grabstichelführung einen so einzigen Adel zeigen, und warum ein Schönheitsschimmer über der geringsten Studie schwebt, — man liest aus ihr fast noch schärfer als aus der Physiognomie die seltene Harmonie dieser Individualität, wie sie seine Werke, seine erhaltenen Briefe aus Venedig an Pirkheimer, sein niederländisches Tagebuch überall aus seinen Kontrasten zusammengestellt offenbaren. Da ist das naive große Kind, das in unzähligen Mariendarstellungen und Passionsmotiven die deutsche Frau in ihrem süßen Mutterglück gebildet hat, und ein so erstaunliches Gefühl für die Unschuld des Weibes überall gezeigt — und dem doch die edle und antikische Mannesgestalt so gut gelang als die derbe Bauernfigur; bei dem in seltsamer Parallele eine Gesinnung von idealer Reinheit nicht Dar-



Ill. D. Monatshefte. August 1896. Zu Meißner: Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer: Selbstbildnis von 1500. (Pinakothek, München.)



Albrecht Dürer: Selbstbildnis von 1498. (Madrid.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

stellungen von gelinder Zweideutigkeit ausgeschlossen hat. Die zarte, liebenswürdige Seele spürt man, die jedermann gewinnt und seinem Werk die Volkstümlichkeit lieh, die etwas Frauenhaftes in vielen seiner schriftlichen Äußerungen an sich hat, und doch behauptet sich daneben der tiefe Denker, welcher vier Jahrhunderten tiefsinnige Rätsel aufgab, — nicht minder aber jener kecke, herzfrohe, sinnenfreudige Künstler, der in seinen intimen Briefen an den Frauenjäger Pirkheimer mit Spott und hanebüchenen Derbheiten sich diesem ebenso weisen als üppigen Kunden gewachsen zeigt. Er ist ein mixtum compositum aus den köstlichsten wie stärksten Latwergen.

Sehr schnelle Reife nach allen Seiten und große Verschiedenartigkeit zeigt das ge-



Albrecht Dürer: Linker Flügel vom Paumgärtner-Altar.
(Pinakothek, München.)

samte Werk dieser ersten Periode. So befangen das erste, in Tempera auf Leinwand gemalte Dresdener Altarwerk ist, über dem Mantegna, wie schon gesagt, als Genius schwebt, — so sehr noch der Gotiker und der hölzerne Altdeutsche aus dem fränkisch-schwäbischen Bannkreis in ihm stecken, fällt es doch durch schroffe, häßlichkeitsfrohe Eigenart auf, besonders der Sebastian im rechten Flügel, und dann die Madonna im Feld, welche von einem frommen Buch sich zum schlafenden Bimbo herüberkehrt. Der Einsiedler Antonius dagegen im linken Flügel ist schon in seiner freien Auffassung ein Kompliment des jungen an den älteren Dürer. Kleinlichen Zeitgeistes sind noch die herumfliegenden Engel und die Teufelchen über den Häuptern der drei Hauptpersonen. Das vor 1500 entstandene Werk befand sich ursprünglich in der Wittenberger Schloßkirche. Viel bedeutender dagegen ist der etwa um die gleiche Zeit entstandene Paumgärtnersche Altar (München), dessen Mitteltafel die Geburt schon in der feinen Weise darstellt, die noch oft im Dürerwerk anzutreffen ist. Da die Lokalität dem Altertum angehört, nahm Dürer die Architektur einer alten romanischen, d. h. für ihn also altertümlichen Ruine, und läßt hier Joseph und Maria als ein nürnbergisches Bürgerpaar das von Engelchen umflatterte Kind anbeten, während aus dem landschaftlichen Hintergrund Hirten im Gespräch nahen. Die Lieblichkeit dieses noch etwas tonschweren, aber ungemein feinen Mittelfeldes wird von den Kontrasten der Flügel noch gestei-

gert; hier sieht man mit ihren Rossen am Waldrand die prächtigen Rittergestalten der beiden Stifter, Ludwig und Stephan Paumgärtner, welche schon die Wucht späterer ähnlicher Gebilde zu enthalten scheinen. Anzuführen sind dann unter Beiseitelassung einiger Werke — welche augenscheinlich Schulbilder, also von Dürers Gehilfen ausgeführt sind — das in fast raphaelischer Glätte durchgeführte Bildnis der „Fürlegerin“, das in der Auffassung madonnenhaft ist, von 1497, — das dritte Selbstbildnis von 1498 in der bunten Festtracht, in welchem das Gesicht dem geschilderten Idealtypus von 1500 schon näher gekommen ist, — der prächtige Krell von 1499 und jene Berliner Temperatafel in stumpfer, aber in den Tonwerten gut abgewogener Untermalung, deren sehr häßlicher Dargestellter unbeglaubigt für Kurfürst Friedrich von Sachsen gehalten wird. Es ist ein sehr gutes Frühbild. Von 1500 ist der sehr wenig erfreuliche Herkules, welcher nach den stymphalischen Vögeln schießt, — von 1504 die schönste frühe Altartafel: Anbetung der drei Könige (Freiburg). Auch hier ist in der Architektur der damals schon seit zweihundert Jahren veraltete Rundbogenstil verwendet, um eine altertümliche Färbung der Örtlichkeit zu erzielen. Auf einer offenen Terrasse sieht man da die Madonna in lieblicher Reife und voll sonnigen Mutterglücks sitzen, während die patricisch gekleideten drei Könige ehrfurchtsvoll vor ihr stehen und knien und das Kind in jubelnder Freude nach dem dargereichten glitzernden Kasten des einen von ihnen greift. Im Hintergrunde tum-



Albrecht Dürer: Rechter Flügel vom Paumgärtner-Altar.
(Pinatothek, München.)

melt sich das berittene Gefolge, und weiterhin baut sich eine kühn getürmte Bergstadt auf; alle diese liebevoll durchgeführten Einzelheiten leuchten in jener tonsatten, in der Klangfarbe Dürer so eigentümlichen Malerei, die seine echten und besten Werke in allen drei Jahrzehnten ihres Entstehens auszeichnet.

So sehr sich indessen Dürer in diesem Bild und dem Paumgärtner-Altar, in dem Kurfürsten- und Selbstbildnis über das Können seiner Zeitgenossen schon in dieser ersten Periode erhebt, liegt hier nicht der Schwerpunkt seines Jugendschaffens, wie er überhaupt nicht in seiner Malerei allein späterhin trotz ihrer wundervollen Perlen liegt. Den Maler Dürer schlankweg den Malern Michelangelo, Raphael und Tizian an die Seite stellen zu wollen und damit Dürers Bedeutung zu begründen, würde anmaßender Chauvinismus sein. Die deutsche Kunst hat sich wie die stammverwandte niederländische in ihren Anfängen aus der Illustration mit folgestrenger Einseitigkeit entwickelt. In den Miniaturen, den Bilderfolgen, welche seit dem Zeitalter Karls des Großen die Psalter und Evangelien, die Gebetbücher von Mönchshand schmückten, wurden ihr der Weg und ihre ästhetischen Anschauungen vorgezeichnet. Dagegen die italienische Landschaft, ihre reine und durchsichtige Luft, der prächtig gewachsene Menschenschlag und das angesichts überall vorhandener Reste nie ganz entschlummerte Vorbild der Antike haben jenseit der Alpen jene Malerfreude an der Außenseite der farbenglühenden Welt gezeitigt und erhalten, welche den Grundcharakter der italienischen Kunst ausmacht. Diesseit der Alpen, bei dem rauheren Klima, bei einer davon bestimmten, nicht schönlinigen, sondern gedankenvollen Architektur, bei einem auf die Häuslichkeit hingewiesenen Leben hat die Kunst seit Beginn den Duft der Gelehrtenklause; sie ist im Grunde nur eine farbig gesteigerte Sprachform, in der der Künstler als Dichter seine Weltgedanken, in der er ebensosehr seine schnurrigen wie poetischen Einfälle, seine Traumphantasien ausdrückt. Die graphischen Techniken des Holzschnitts, des Kupferstichs, der Radierung sind die natürlichsten Ausdrucksmittel einer solchen, im monumentalen Sinne illustrativen Kunst, und deshalb sind sie auch nur im Norden zu einer hohen Blüte gelangt. Nimmt man diese graphische Thätigkeit hinzu, so erhält man erst den Schlüssel zu Dürers Persönlichkeit, und dann ergiebt auch der Vergleich, daß er hinter keinem der großen Italiener zurücksteht, sie vielmehr an Größe des Genius übertrifft. Dürers erster Cyklus, der 1498 vollständig in fünfzehn Blättern und in zweiter Ausgabe 1511 erschien, ist ein schwerwiegendes Zeugnis dafür. Die dunklen Gedankengänge der „Offenbarung St. Johannes“ in die Durchsichtigkeit erfordernde Tafeldarstellung zu bringen, konnte nur ein sehr bedeutender Geist wagen. Wo gab es damals Vorbilder für Augen, welche in Flammen leuchten, für ein Schwert, das vom Munde ausgeht, für Sterne, welche in Gottes Hand glitzern? Und so weiter durch alle Geheimnisse der sieben Siegel! Was in der Sprache als eine ganz unplastische Phantasie erscheint, in deren Tiefen nur der mystische Philosoph sich zu versenken vermag, hat für die bildliche Vorstellung etwas Unmögliches, wenn nicht geradezu Lächerliches. Dennoch hat Dürer mit einer Kraft ohnegleichen hier ein bildnerisches Darstellungsmittel für die unglaublichsten Motive gefunden, und er hat diese Bilderfolge zu einer monumentalen Formenvollendung dazu gesteigert, daß sie allein für die Würdigung seines Genies auszureichen scheint.

Derselbe Künstler aber, der uns hier durch einen Stil von grandiosem Ernst und solcher Düsterheit, wie in den vier apokalyptischen Reitern, erschüttert und an Tiefsinn mit jedem mittelalterlichen Mystiker zu wetteifern scheint, tritt uns dann mit einer ganz anderen Welt als idyllischer Poet in der nächsten Holzschnittfolge des „Marienlebens“ entgegen. Seine achtzehn Blätter sind zwischen 1503 und 1511 in größeren Pausen entstanden, auch sie sind wie die „Apokalypse“ und die späteren Folgen wohl unmittelbar auf den Holzstock gezeichnet und dann von fremder, an Können in den Cyklen schwankender Hand geschnitten. Nach dem Übersetzer der Offenbarungswelt lernen wir jetzt den Poeten und den persönlichen Dürer kennen, der vor seinem träumenden Auge das Leben der Maria vorüberziehen



Albrecht Dürer: Die Geburt Christi. Kupferstich von 1504.

läßt und es dann mit glücklicher Hand nachschafft.

Hier wandelt der so feinfühlige und mit kindlicher Innigkeit empfindende Mensch vor uns vorüber, dessen Künstlernatur sich gegen den starren Marien- und Heiligenkult der da-

maligen katholischen Kirche sträubt, wie er ja auch später herbe Worte darüber in sein niederländisches Tagebuch schrieb. Es ist ein ideales Frauenleben aus dem alten Nürnberg, das sich vor uns vom Elternglück her, mit seinem Heranwachsen, seinem stillen Walten, seinem Schmerz bis zum bedeutungsvollen Ende abrollt, ohne Heiligenschein und Tiefsinn als schlichter Naturgang. Welche reinen und vollen Herzenstöne erklingen in dieser Folge, in der fast Blatt an Blatt von lieblichster Schönheit ist; mit welchem Glanz thut sich hier altdeutscher Natursinn und trauliche Häuslichkeit wie ein Märchen auf! Keuscher Adel erfüllt diese handelnden Gestalten, deren Thun und Bewegung von edler Freiheit geleitet erscheint; und hier hat Dürer auch, wie später so oft noch, die weite Landschaft und die dämmerige Waldestiefe als eine bezaubernde Gloriole um seine Vorgänge vielfach gewölbt, und hier sieht man auch, wie sinnenfreudig und doch wie rein seine Frauenverehrung ist. Die Formenbeherrschung vieler dieser Blätter, deren Abschluß ja erst lange nach seiner venetianischen Reise fällt, darf sich getrost neben der der besten Quattrocentisten behaupten.

Um dieselbe Zeit, in der dies „Marienleben“ entstand, begann er auch die erste Behandlung von Christi Leiden. Das tiefe Empfinden seines frommen Gemüts hat ihn immer wieder zu diesem Thema getrieben, dem er eine immer neue Auffassung abgewann, ohne sich jemals zu wiederholen. Wir besitzen nicht weniger als vier solcher „Passionen“, zwei auf Holz, eine in Kupfer, eine als Zeichnung; an der Ausführung einer fünften hinderte ihn der Tod. Als Zeichnung, Stich und Schnitt giebt es daneben eine so große Anzahl von Einzeldarstellungen des Heilandes und der Maria mit dem Kinde, daß man bei der Bezeichnung Äußerlichkeiten wählen muß wie „Maria an der Mauer“, „Maria auf der Bank“, „Maria mit dem Affen daneben“, um sich nur die schönsten damit gegenwärtig zu machen. Diese erste Holzschnittpassion, wegen ihres Formats als die „große“ von den anderen unterschieden, umfaßt zwölf Blätter; sie wird von dem als Schmerzensmann auf einer Steinplatte sitzenden Heiland, dem ein Kriegsknecht das Rohrscepter kniend reicht, eingeleitet und schildert dann in sehr dramatischer Bewegtheit vom Abendmahl bis zur Auferstehung den Leidensgang. Das Werk ist stilistisch ungleich, wie auch der von fremder Hand ausgeführte Holzschnitt, gerade wie bei der späteren „kleinen Passion“, eine gewisse schwere Befangenheit und Ungeschicklichkeit enthält. Daß dieser Ausfall wesentlich Schuld des geistlosen Holzschneiders war, beweist die etwa zur gleichen Zeit mit dem Abschluß dieser Folge um 1510 entstandene „Kupferstichpassion“, sowie die von 1504, welche mittels der Feder und mit Weiß gehöht



Albrecht Dürer: Maria am Baume sitzend. Kupferstich von 1513.

auf grünes Papier gezeichnet ist, wovon diese in Wien befindliche Reihe von Handzeichnungen allgemein die „grüne Passion" genannt wird. Hier und dort hat nur Dürers eigene Hand gearbeitet, er brauchte nicht überall zu erwägen, ob der Tölpel von Holzschneider auch seinen Linienschwung nachempfinden und herausbekommen könne; es ist namentlich in der „grünen Passion" ein Zug, als sei deshalb ein Alp von des Künstlers Brust gefallen; so lyrisch zart, so geistvoll beschwingt, so lebendig ist diese Reihe und der grüne Papierton mit dem Federstrich und der weißen Deckfarbe so fabelhaft geschickt zu einer ernsterfüllten, dämmerigen Farbenwirkung verwendet, daß sie ungleich den Holzschnittpassionen den echten Dürer enthält. So entzückende Blätter wie die Kreuzigung mit ihren schlanken Verhältnissen und die ungemein malerische Kreuzabnahme findet man in jenen nicht.



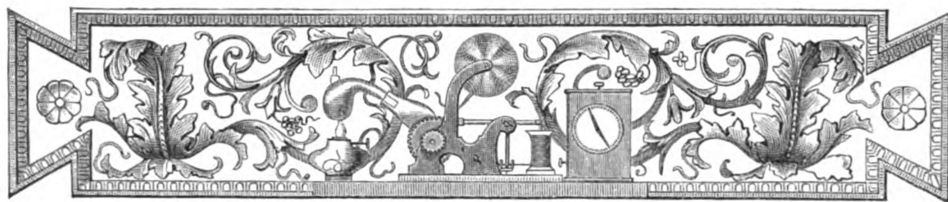
Albrecht Dürer: Die drei Bauern im Gespräch. Kupferstich.

Der große Umfang des Dürerschen Könnens, seine echt künstlerische, in allen Sätteln gerechte Beweglichkeit wird uns aber erst klar, wenn wir uns dem vierten Gebiet seiner Thätigkeit, dem Kupferstich, zuwenden. In der populären Technik des Holzschnittes behandelt er als schlichte, leichtverständliche Gedichte dem Volk naheliegende und ihm liebe Vorstellungen; er sucht nicht die Wirkung großer Kunst, sondern erzählt nur mit herzpochender Andacht, wie er sich die Heilandsgeschichte denkt; er weint ganz unphilosophisch mit dem menschlichen Leiden des Erlösers und haßt dessen Peiniger mit Bitterkeit, und er weidet sein Künstlerauge mit Lust an der lieblichen Gestalt der Gottesmutter; in der gezeichneten Folge spürt man die frei von Fesseln sich fühlende Schwingung einer frommen Malerhand, hier und dort ist er ein noch ganz gotisch empfindender Künstler, dessen bildnerische Absicht wenigstens im Holzschnitt über das nicht hinausgeht, was damals üblich war. Ein ganz anderer ist er auf der Kupfertafel. Schon auf so kleinen genrehaften Blättern wie „die drei Bauern", welche famos charakterisiert sind, oder dem feschen „Landsknecht", welche in der Betonung der Umrißmanier über Schongauer noch wenig hinausstrebt, sehen wir einen klassicistischen Charakter erwachen, der Formenadel, eine runde bildmäßige Modellierung und dann auch die Art der Motive verrät, daß ihm die Renaissance schon in allen Fingern sitzt. Er hat wahrscheinlich schon in Kupferstichen Kenntnis von dem Aufschwung einer neuen Kunst hinter dem Alpenwall gewonnen. Es entsteht 1503 ein so meisterhaftes und im Stil edles Blatt wie „das Wappen des Todes", in dem der Stichel die feinen Abstufungen des Pinsels erreicht, und dann kommt 1504 ein mächtiger Wurf in „Adam und Eva". Hier ist ein volles Bild mit dunklem Waldhintergrund gegeben, hier entspricht der schier köstlichen Poesie der Landschaft ein Adel der Körperform, der aus völliger Kenntnis der anatomischen Verhältnisse gewonnen ist. Man muß sich zur Würdigung der „That" in dieser Platte vergegenwärtigen, daß die gra-

phische Technik damals fast nur im Umriß arbeitete und den Stufungen eines dunklen Hintergrundes ziemlich hilflos gegenüberstand, daß ferner Anatomie und genaue Kenntnis des inneren menschlichen Leibes den Künstlern jener Zeit fremd war. Es ist wohl ganz ausgeschlossen, daß Dürer selbst eine heimliche Gelegenheit zu anatomischen Studien gehabt, und darum um so staunenswerter, mit welcher Richtigkeit er jede Muskel erfaßte, aber schließlich auch mit welchem wahrhaft antikischen Gefühl er in der Darstellung einer nackten Figur die Grundstruktur vom Nebensächlichen zu scheiden wußte. Das zeigt sich auch in dem poetischen Blatte des „Heiligen Eustach", dem ein Hirsch mit einem Kruzifix zwischen den Geweihen erschienen ist, und weiterhin in zwei großen Blättern von 1504 und 1505, dem großen „Satyr" (oder die Eifersucht) und dem „großen Glück" (oder die „Nemesis"). Dort wird ein kosendes Liebespaar von einer bekleideten Frau mit einem schweren Stock bedroht, aber von einem zweiten nackten Satyr mit vorgehaltenem Stock beschützt, — hier wandelt auf Wolken, hoch über einer sehr schönen Gebirgslandschaft, ein geflügelter Genius in der Gestalt eines reifen Weibes und trägt einen Kelch in den Händen. Man sieht schon aus den Gegenständen, daß sie von der Antike inspiriert sind; man entnimmt dem mächtigen Schwung und der sieghaften Vollendung dieser mächtigen Kompositionen, daß die Renaissance begeisternd und ein festes Ziel gebend auf den rastlos nach neuen Wegen und höherer Vollendung strebenden Künstler tief eingewirkt, und doch ist das Beste darin, daß Dürer nie sein Eigenes, nie seine Rasseneigentümlichkeit aufgab, denn der schnurrige, allerlei poetische und rätselhafte Einfälle ersinnende Poet bleibt gerade so wie die echt deutsche Scheu vor der Individualität. Da tritt keine Idealgestalt, kein gemalter Begriff auf, sondern ein bestimmtes Modell, dessen Eigenheiten nur verklärt sind. So ist in dem letzten Blatt der Genius eine korpulente deutsche Bürgerfrau von genau einundvierzig oder zweiundvierzig Jahren, die sehr bildnisähnlich wirkt, — man sieht, daß er keinen Normaltypus sucht, sondern andächtig vor dem Wunder der Natur steht. Von ihm stammt ja das schöne, so recht auf seine wie auf alle große Kunst zugeschnittene Wort, daß die Kunst in der Natur steckt und es Sache des Malers sei, sie „herauszureißen".

(Schluß folgt.)





Die künstlichen Farbstoffe.

Von
Jean Schneider.

Die Sucht, sich zu schmücken, um sich dadurch von anderen zu unterscheiden, hatte die Menschen schon seit den frühesten Anfängen der Civilisation dazu geführt, die zu ihrer Bekleidung hergestellten und von Natur aus düsterfarbigen Gewebe durch verhältnismäßig einfache Prozesse zu färben. Die Natur lieferte ihnen dazu die Farben. Im Altertum war besonders der Purpur, ein aus dem Saft der Purpurschnecke (Purpurea lapillus, P. hæmastoma) durch den Einfluß des Sonnenlichtes gebildeter rotvioletter Farbstoff, als Farbmittel hoch geschätzt. Die weltlichen und geistlichen Herrscher, sowie die Großen und Reichen trugen als Zeichen ihres Ansehens und ihrer Macht die Purpurmäntel. Auch verstand man schon Pflanzen, die in ihren Säften Farbstoffe enthielten, zum Färben zu gebrauchen. Der wichtigste Farbstoff des Mittelalters war die nach der Entdeckung Amerikas nach Europa gebrachte Cochenille, ein scharlachroter Farbstoff, welcher aus den getrockneten Weibchen von Coccus cacti coccinellifera, einer Schildlausart, die in Mexiko und Brasilien auf verschiedenen Kaktusarten lebt, bestand. Die Fortschritte, die man in der Kunst der Färberei seit den Zeiten der alten Griechen und Römer bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts gemacht hat, sind jedoch nicht sehr zahlreich. Außer der Cochenille fanden hauptsächlich einige noch heute wichtige Pflanzenfarbstoffe Verwendung. Es waren dies der Krapp, der Indigo, das Blauholz, Rotholz und Gelbholz. Als man in diesem Jahrhundert die Anilinfarben entdeckte, entstand eine förmliche Revolution in der Färberei, wodurch letztere einer hohen Stufe von Vollkommenheit entgegengeführt werden sollte. Eine neue Industrie erblühte zu gleicher Zeit, nämlich die der künstlichen Farben. Trotz ihrer Jugend ist sie heute eine sehr ausgedehnte und macht einen großen Teil der Gesamtindustrie, besonders der deutschen, aus. Es wird daher gewiß dem Leser willkommen sein, einiges aus diesem Gebiete kennen zu lernen. Gerade über die Herkunft der künstlichen, auch Teerfarben genannt, sind in vielen Kreisen entweder große Unwissenheit oder falsche Vorstellungen vorhanden. Durch die Bezeichnung „Teerfarben“ wird der Ursprung angedeutet. Es mag nun ohne weiteres nicht für jeden erklärlich und glaubhaft erscheinen, daß die in Rot und Blau ꝛc. schillernden Farben aus dem schmutzigen Teer, der auf den Höfen der Gasanstalten lagert, verfertigt werden. Daß dem doch so ist, und auf welche Weise man aus dem Teer der Steinkohlen zu den künstlichen Farben gelangt, soll in der Folge geschildert werden.

Obgleich der Teer das ursprüngliche Ausgangsmaterial ist, so hat er doch noch eine Reihe von Verwandlungen durchzumachen, ehe er Stoffe liefert, die zur Fabrikation der künstlichen Farben geeignet sind.

Die wichtige Steinkohle, die uns ja die Natur in so reichem Maße liefert, ist das Produkt eines Prozesses, bei welchem die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Pflanzensubstanz einen Teil ihres Kohlenstoffes in Form von Kohlensäure und

Kohlenwasserstoff (Sumpfgas), namentlich aber Sauerstoff und Wasserstoff, verliert, so daß ein sehr kohlenstoffreiches Produkt entsteht. Bei Torf und Braunkohle ist diese Umwandlung noch nicht so weit, bei Anthracit aber weiter vorgeschritten als bei der Steinkohle. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fing man nun an, das Verhalten der Steinkohle zu studieren, wenn man dieselbe für sich in geschlossenen Öfen oder Retorten bei Luftabschluß der Hitze aussetzte. Einer der ersten, der derartige Versuche anstellte, war der deutsche Chemiker Becher. Durch die Einwirkung der Hitze bilden sich aus der Steinkohle gasförmige Produkte, die, durch abgekühlte Röhren oder eine Wasserschicht geleitet, eine braune bis schwarze dicke ölige Flüssigkeit abscheiden. Dieses Produkt bezeichnet man als Steinkohlenteer. Die nicht verdichtbaren Gase werden nach wiederholtem Reinigen in Gasometer geleitet. Sie bilden unser Leuchtgas. Als Rückstand bleibt in den Öfen, nachdem alle Gase und Dämpfe entfernt sind, der Gascoaks. Als man im Anfang dieses Jahrhunderts anfing, das Leuchtgas im großen zu fabrizieren, war der Teer ein unangenehmes Nebenprodukt, für das man keine Verwendung wußte. Anfangs wurde er deshalb zum Heizen der eisernen Retorten, in welchen man zum Zwecke der Leuchtgasbereitung die Steinkohlen destillierte, benutzt.

Erst als man lernte, den Teer weiter zu verarbeiten und schätzbare Stoffe aus demselben zu gewinnen, fing er an, ein wertvoller Artikel zu werden. Vor allen Dingen sei hier der Präparate, die in der Medizin als Antiseptika und Fiebermittel, wie Karbolsäure, Salicylsäure, Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin Anwendung gefunden haben, gedacht, dann aber sind es insbesondere jene wichtigen Ausgangsmaterialien, die zur Herstellung der künstlichen Farben dienen. Es ist begreiflich, daß der Wert des Teers bedeutend stieg, und heute verkaufen die Leuchtgasfabriken den Teer zu guten Preisen an die Destillerien, welche sich mit der Zerlegung desselben befassen.

Der Teer, wie er bei der Leuchtgasfabrikation gewonnen wird, ist noch durchtränkt von einer wässerigen Flüssigkeit. Man lagert ihn deshalb längere Zeit in Cisternen. Infolge ihres specifisch kleineren Gewichtes sammelt sich die wässerige Flüssigkeit oben an und kann durch ein Pumpwerk abgehoben werden. Sie enthält hauptsächlich Ammoniakgas gelöst. Das Ammoniakwasser, im Volksmund Salmiak genannt, und seine Salze finden in der Technik, insbesondere ersteres in der Kälte-Industrie zur Erzeugung des künstlichen Eises, starke Verwendung.

Destillation im allgemeinen bedeutet jeder Prozeß, bei welchem aus einem festen oder flüssigen Körper gasförmige Produkte gebildet werden, und die dann durch Abkühlung wieder feste oder flüssige Körper liefern. Oft entstehen daneben auch Gase, die sich nicht mehr verdichten lassen. Wir unterscheiden zwei Arten der Destillation.

1) Die trockene Destillation: Man versteht darunter die Zersetzung organischer Substanzen durch Wärme bei Abschluß der Luft in besonderen Destillationsgefäßen. Als organische Substanzen bezeichnet man im Gegensatze zu den unorganischen, den mineralischen Substanzen, solche Stoffe, die meist aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff bestehen und daher leicht verbrennlich sind.

Gewöhnlich treten hierbei gasförmige, flüssige (wässerige und ölige) und feste Produkte auf. Als Rückstand bleibt in der Regel ein kohlenartiger Körper. Eine solche Destillation ist die der Steinkohlen, als Rückstand bleibt der Coaks.

2) Die Destillation von Flüssigkeiten hat den Zweck, leichter flüchtige Körper von schwerer flüchtigen Körpern zu trennen. In einem geeigneten Apparat wird das der Destillation zu unterwerfende Gemisch erhitzt, so daß sich die flüchtigen Bestandteile in Dampf verwandeln, der in einem anderen Teil des Apparates durch Abkühlung wieder zu einer Flüssigkeit verdichtet wird. Jeder flüssige Körper hat nun einen bestimmten Siedepunkt oder Kochpunkt, bei welchem er sich vollständig in den gasförmigen Zustand verwandelt. Der des Wassers liegt bei 100 Grad Celsius = 80 Grad Reaumur. Es ist daher möglich, wenn man ein Gemisch von verschiedenen Flüssigkeiten hat, dieselben voneinander zu trennen und so einheitliche Produkte zu erhalten, das heißt solche von einer bestimmten chemischen Zusammensetzung.

Man erreicht dies, indem man bei jeder Änderung des Siedepunktes die Gefäße, in denen man die verdichteten Substanzen auffängt, wechselt. Feste organische Körper schmelzen in der Hitze und destillieren ebenfalls bei einer bestimmten Temperatur.

Die Siedepunkte der festen organischen Substanzen sind indes meist höher als die der flüssigen, weil der flüssige Zustand dem gasförmigen näher liegt als der feste dem gasförmigen Zustand.

Der Teer ist ein Gemenge von festen und flüssigen organischen Substanzen, die sich unter dem Einfluß der Hitze (900 bis 1000 Grad), welcher die Steinkohle bei der trockenen Destillation ausgesetzt ist, bilden. Wie wir später sehen werden, enthält er eine Reihe Körper von einer bestimmten chemischen Zusammensetzung. Die Destillation ist eine Trennung und Reinigung. Es ist allerdings nicht möglich, durch eine einmalige Destillation reine Produkte zu erhalten; dieselbe muß vielmehr öfters wiederholt werden. Die einzelnen Teile werden durch ihren Siedepunkt getrennt und dann für sich gereinigt. Die Einzelheiten der Destillation zu beschreiben, würde zu weit führen. Von größerer Wichtigkeit ist es jetzt, die Ausgangsmaterialien für die künstlichen Farben selbst kennen zu lernen. Hauptsächlich sind dies: Benzol, Toluol, Naphthalin, Anthracen und Karbolsäure.

Die beiden ersteren sind farblose, bewegliche, ätherisch riechende Flüssigkeiten, die in Wasser unlöslich sind und auf demselben schwimmen. Die drei letzteren haben feste Form. Das Naphthalin bildet eine weiße glänzende krystallinische Masse von charakteristisch teerartigem Geruch, welche sich bei dem Liegen an der Luft verflüchtigt. Es wirkt wie Karbolsäure antiseptisch. Die meisten der Leser werden es wohl als ein Mittel zur Vertilgung der Motten kennen. Ebenso wird allen das Karbolwasser, die wässerige Lösung der Karbolsäure, bekannt sein. In reinem Zustande stellt dieselbe eine farblose Krystallmasse von eigentümlichem Geruch dar, die gierig Wasser aus der Luft anzieht und sich verflüssigt.

Die Entstehung der künstlichen Farbenindustrie begann mit dem genauen Studium des Anilins und dessen Eigenschaften. Dasselbe gab erst die Möglichkeit einer fabrikmäßigen billigen Darstellung. Denn schon lange, cirka dreißig Jahre vor Beginn dieser Industrie, kannte man das Anilin und wußte, daß dasselbe infolge gewisser Behandlung prächtig gefärbte Substanzen lieferte. Die Herstellungskosten des Ausgangsmaterials waren damals jedoch so kolossale, daß nicht daran gedacht werden konnte, diese Entdeckung industriell zu verwerten. Der deutsche Chemiker Unverdorben erhielt im Jahre 1826 bei der Zersetzung des natürlichen Indigofarbstoffes einen flüssigen Körper, welchen er wegen seiner Fähigkeit, mit Säuren krystallinische Verbindungen einzugehen, „Krystallin“ nannte. Einige Jahre später konstatierte ein anderer deutscher Chemiker das Vorhandensein des gleichen Produktes, jedoch nur in geringer Menge, in dem flüssigen Teile der Teerdestillation und legte ihm dann den Namen „Anilin“ bei. Im Jahre 1842 entdeckte man die Darstellung des Anilins aus dem Benzol. Letzteres wird in großer Menge bei der Destillation des Teeres erhalten und war daher geeignet, größere Quantitäten von Anilin zu liefern.

Man denkt sich die Materie zusammengesetzt aus unmeßbar kleinen, nicht weiter zerlegbaren Massenteilchen. In Wirklichkeit sind wir nicht im stande, die Materie in diese kleinsten Teilchen zu zerlegen, weil uns die mechanischen Hilfsmittel dazu fehlen. Verreiben wir einen Körper, z. B. Schwefel, aufs feinste und betrachten dann dieses Pulver durch ein Mikroskop, so finden wir, daß die einzelnen Teilchen des Pulvers immer noch im stande sind, eine weitere Teilung zu erleiden, uns dagegen nicht die Fähigkeit gegeben ist, eine solche auszuführen. Die kleinsten Teilchen, welche man sich als Ende der Teilung denkt, bezeichnet man als Atome (unteilbar).

Die Chemie kennt nun eine Reihe von Grundstoffen.

Unter solchen versteht man Stoffe, die weder durch Hitze noch durch Einwirkung anderer Mittel zerlegt werden können. Derartige Grundstoffe oder chemische Elemente sind z. B. der Schwefel, Kohlenstoff, dann die Metalle sowie einige gasförmige Körper wie Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Im ganzen existieren deren ungefähr siebzig.

Diese Elemente vermögen sich miteinander zu verbinden, und es entstehen dann chemische Verbindungen. Durch Zusammentritt beispielsweise von Wasserstoff und Sauerstoff wird Wasser gebildet. Von der Bildung der chemischen Verbindungen nimmt man an, daß die kleinsten Teilchen, die Atome, aufeinander einwirken. Die kleinsten Teilchen, aus welchen die chemischen Verbindungen bestehen, bezeichnet man als Moleküle (molecula = kleine Masse), und jedes Molekül ist demnach zusammengesetzt aus zwei oder mehreren Atomen.

Die Atome der einzelnen Elemente sind nicht gleich von Gewicht. Da es durch feine mechanische Hilfsmittel auch möglich ist, gasförmige Körper zu wägen, so hat man berechnet, daß ein Atom Sauerstoff sechzehnmal so schwer ist als ein Atom Wasserstoff.

Das Gewicht von einem Atom Wasserstoff als dem leichtesten der Gase hat man gleich eins gesetzt und nimmt denselben als Einheit an, mithin ist das des Sauerstoffes gleich sechzehn. Im Wasser sind zwei Atome Wasserstoff (gleich zwei Gewichtsteile) und ein Atom Sauerstoff (gleich sechzehn Gewichtsteile) zusammengetreten. Ein Atom Stickstoff ist vierzehnmal so schwer als ein Atom Wasserstoff, und ein Atom Kohlenstoff hat das zwölffache Gewicht desselben.

Benzol ist zusammengesetzt aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar sind zwölf Gewichtsteile Kohlenstoff mit einem Gewichtsteil Wasserstoff vereinigt. Danach könnte man schließen, daß im Benzol ein Atom Kohlenstoff mit einem Atom Wasserstoff verbunden sei. Aus dem chemischen Verhalten des Benzols ergiebt sich jedoch, daß das Molekül desselben nicht aus einem Atom Kohlenstoff und einem Atom Wasserstoff besteht, sondern daß bei der Bildung sechs Atome Kohlenstoff mit sechs Atomen Wasserstoff zusammengetreten sind.

Bezeichnen wir abgekürzt Kohlenstoff mit „C“ (Carbo) und Wasserstoff mit „H“ (Hydrogenium), so enthält das Benzolmolekül sechs solcher „CH“-Gruppen, und um sich eine bessere Vorstellung von der Natur und den Veränderungen, welche dasselbe bei Einwirkung chemischer Mittel erleidet, machen zu können, denkt man sich diese Gruppen in Form eines Sechseckes aneinander angeordnet. Jedes Eck stellt ein Atom Kohlenstoff, welches mit einem Atom Wasserstoff vereinigt ist, dar. Bis jetzt hat diese bildliche Formel immer genügt, um alle Thatsachen zu erklären.

Nachdem man diese theoretische Vorstellung gewonnen hatte, suchte man, von der Theorie ausgehend, Verbindungen des Benzols darzustellen. Dadurch gelangte man zunächst zu einer billigen Dastellungsweise des Anilins.

Man bezeichnet alle Verbindungen, die sich vom Benzol ableiten und aus demselben herstellen lassen, als Abkömmlinge desselben.

Zur Gewinnung des Anilins aus dem Benzol ist zuerst die Bildung eines Zwischenproduktes, des Nitrobenzols, notwendig.

Dasselbe entsteht bei dem Vermischen von Benzol mit Salpetersäure.

Der chemische Vorgang ist folgender:

Salpetersäure besteht aus Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, und zwar aus einem Atom Stickstoff, drei Atomen Sauerstoff und einem Atom Wasserstoff. Bei der Einwirkung derselben auf das Benzol verdrängt ein Teil der Salpetersäure, bestehend aus einem Atom Stickstoff und zwei Atomen Sauerstoff, ein Wasserstoffatom des Benzols. Die Atomgruppe, welche in das Benzol eintritt, bezeichnet man als Nitrogruppe, und Körper, die dieselbe enthalten, als Nitrokörper.

Nitrobenzol ist ein hellgelbes Öl, das täuschend nach bitteren Mandeln riecht. Es wird als Ersatz des natürlichen Bittermandelöles zum Parfümieren der Seife benutzt (Mirbanöl).

Im Nitrobenzol ist die Nitrogruppe direkt mit einem der sechs Kohlenstoffatome verbunden und zwar mit dem, welches seinen Wasserstoff abgespalten hat.

Es ist möglich, auch mehrere Nitrogruppen in das Benzolmolekül einzuführen. Dadurch entstehen Körper, die gelb bis orange gefärbt sind und schon schwach Farbstoffe vorstellen. In der That existieren auch einige gelbe Farbstoffe, die sich durch Einwirkung von Salpetersäure auf Abkömmlinge des Benzols bilden. Die Pikrinsäure, welche durch Einwirkung von Salpetersäure auf Karbolsäure entsteht, ist ein solcher gelber Farbstoff. Sie enthält drei Nitrogruppen.

Man kannte sie schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor man von der Existenz der Karbolsäure selbst etwas wußte.

Damals erhielt man diesen Farbstoff, indem man tierische Abfälle, wie Blut und Häute, mit starker Salpetersäure behandelte. Die Pikrinsäure war lange Zeit ein geschätzter gelber Farbstoff. Derselbe färbt besonders Seide schön goldgelb. Andere Nitrofarbstoffe, die aus dem später zu besprechenden Naphthalin gewonnen werden, sind von größerer Bedeutung und finden heute noch Anwendung in der Färberei. Vielfach werden letztere zum Färben von Nudeln, Maccaroni und ähnlichem benutzt.

Behandelt man das Nitrobenzol mit Eisenfeile und etwas Salzsäure, so wird der Nitrogruppe durch den aus dem Metall und der Säure entwickelten Wasserstoff der Sauerstoff entzogen.

An Stelle der beiden Sauerstoffatome treten zwei Atome Wasserstoff; der Stickstoff bleibt wie vorher mit dem Kohlenstoffatom verbunden.

Die Nitrogruppe ist jetzt umgewandelt in eine neue Gruppe, die sogenannte Amidogruppe, welche aus einem Atom Stickstoff und zwei Atomen Wasserstoff besteht. Den neu entstandenen Körper bezeichnet man als Amidobenzol oder Anilin; den Prozeß, wodurch er entstanden ist, als Reduktionsprozeß, wie man überhaupt von jeder Entziehung von Sauerstoff und Zufuhr von Wasserstoff als von einer Reduktion spricht.

Chemisch reines Anilin, aus reinem Benzol dargestellt, bildet eine farblose ölige Flüssigkeit von schwachem eigentümlichem Geruche und brennendem Geschmack. Es brennt mit rußender Flamme und ist ein starkes Gift. Im Wasser ist es nur wenig löslich.

Das Anilinöl, welches zur Herstellung der Anilinfarben dient, besteht nicht aus reinem Anilin, sondern enthält noch ihm selbst ähnliche Produkte, wie Toluidin, welches aus dem dem Benzol beigemengten Toluol entstanden ist.

* *
*

Wir kommen jetzt zu den ältesten und heute noch wichtigen Farbstoffen. Es ist jedoch nicht möglich, auf die Art der Zusammensetzung dieser meist kompliziert gebauten chemischen Körper hier einzugehen, da das Verständnis derselben ein besonderes Fachstudium mit den nötigen Vorkenntnissen erfordert.

Die Art der Darstellung beruht meist darauf, daß man sauerstoffhaltige Verbindungen auf das Anilinöl einwirken läßt. Man bezeichnet dies als Oxydation desselben. Bei der Oxydation wird dem Anilin und Toluidin Wasserstoff entzogen, und sie verbinden sich untereinander; es vereinigen sich mehrere Moleküle zu einem großen Molekül. Je nachdem man die Oxydation ausführt, entstehen sehr mannigfache Produkte, welche schön rot, violett, blau bis schwarz gefärbt und die im stande sind, ihre Farbe beim Prozeß des Färbens auf die betreffenden Stoffe zu übertragen. So erhält man durch Oxydation des Anilinöls mit Arsenik das Anilinrot oder Fuchsin, den ältesten und früher wichtigsten Farbstoff.

Auf etwas andere Weise bildet sich ein zweiter wichtiger und vielgebrauchter roter Farbstoff, das Safranin oder Anilinrosa.

Ein schöner blauer Farbstoff, das Anilinblau, auch Lyoner oder Pariser Blau genannt, entsteht, wenn man das Fuchsin mit einer bestimmten Menge Anilin erhitzt. Violette Farbstoffe werden auf verschiedene Weise aus dem Anilin gewonnen; die ältesten und bekanntesten sind die nach ihren Entdeckern genannten Farbstoffe: Perkins Violett und Hoffmanns Violett. Auch grüne Farbstoffe liefert das Anilin (Anilingrün, Malachitgrün). Fast alle diese Entdeckungen wurden von deutschen Chemikern gemacht. Die Anilinfarben finden eine große Anwendung in der Färberei; sie zeichnen sich durch Glanz und Schönheit, sowie durch die Leichtigkeit aus, mit welcher sie auf der Faser befestigt werden können.

* *
*

Unter Färberei versteht man die Kunst, verschiedenen Stoffen eine beliebige Färbung zu geben, welche entweder nur an der Oberfläche haftet oder die ganze zu färbende Substanz mehr oder weniger vollständig durchdringt. Uns interessiert nur die letztere Art, weil sie Anwendung auf das Färben der Gespinstfasern findet. Zu den Ge-

spinstfasern rechnet man Baumwolle, Flachs, Jute, Chinagras, dann die Schafwolle und die Seide. Die zu färbenden Faserstoffe in loser oder verwebter Form werden in die wässerigen Lösungen der Farbstoffe gebracht und, damit eine möglichst innige Berührung stattfindet, darin hin und her bewegt. Im großen läßt man die gewebten Stoffe auf Rollen, welche durch Maschinen gedreht werden, durch die Farblösungen laufen. Wenn der Farbstoff nicht gut gelöst ist, werden ungleichmäßige oder fleckige Färbungen erhalten. Es ist deshalb eine gute Löslichkeit des Farbstoffes die Hauptbedingung. Unlösliche Farbstoffe sind in der Färberei nicht anwendbar.

Bei manchen chemischen Prozessen bilden sich jedoch schwer lösliche oder unlösliche Farbstoffe. Der Chemiker hat es nun in der Hand, solche Farbstoffe löslich zu machen oder deren Löslichkeit zu erhöhen, indem er eine oder mehrere Sulfogruppen in das Farbstoffmolekül einführt. Es geschieht dies dadurch, daß man die schwer- oder unlöslichen Farbstoffe mit Schwefelsäure behandelt. Hierbei tritt ein Teil der Schwefelsäure, bestehend aus Schwefel, Sauerstoff und Wasserstoff, in das Farbstoffmolekül ein.

Einen wichtigen Farbstoff, das Anilinschwarz, erzeugt man wegen seiner Unlöslichkeit direkt auf der Baumwollfaser. Man verfährt dabei in der Art, daß man die Baumwolle mit Anilin und etwas Salzsäure tränkt und nach und nach in das Färbebad ein starkes Oxydationsmittel zusetzt. In dem Maße, wie sich der Farbstoff bildet, färbt er dann die Faser schön schwarz.

Am lebhaftesten und schönsten erscheinen die Anilinfarben auf Seide, welche ohne weiteres durch Eintauchen in die Lösung der Farbstoffe gefärbt wird. Zum Färben der Wolle eignen sich am besten die mit Schwefelsäure behandelten sogenannten sulfurierten Farbstoffe.

Die reine Baumwolle wird von den Anilinfarben nur schwach oder gar nicht angefärbt. Man hat jedoch Mittel gefunden, auch die Baumwolle für dieselben empfänglich zu machen. Es geschieht dies durch das Beizen derselben. Dasselbe beruht darauf, daß man zunächst eine ungefärbte Substanz auf der Faser befestigt, welche den Farbstoff, der auf der reinen Faser nicht haften würde, anzieht und so in eigentümlicher Weise als Bindemittel wirkt. Die auf der Faser befindliche Substanz bildet mit dem Farbstoff einen unlöslichen Lack, der fest auf derselben haftet.

Die auf diese Weise zum Färben präparierte Baumwolle bezeichnet man als gebeizte. Zum Beizen dient besonders Gerbsäure (aus den Galläpfeln gewonnen), die mit Metallsalzen auf der Faser zu einer gerbsauren Metallverbindung vereinigt wird. Wir werden später sehen, daß es auch Farbstoffe giebt, welche die Baumwolle direkt ohne vorherige Präparierung färben.

Die bis jetzt erwähnten und noch viele ähnliche, wegen der großen Anzahl hier nicht genannten Farbstoffe sind die ältesten und verdienen mit Recht den Namen „Anilinfarben“. Ihre Entdeckung fällt größtenteils in die sechziger und anfangs der siebziger Jahre.

Bei diesen Entdeckungen blieb jedoch die Wissenschaft nicht stehen; es folgte bald eine neue Ära für die künstlichen Farben, und wieder war es ein deutscher Chemiker, welchem das Verdienst gebührt, neue Wege erschlossen zu haben, um zu künstlichen Farbstoffen zu gelangen. Er war sich damals der Tragweite seiner Entdeckung wohl kaum bewußt. Es ist ihm wie vielen talentvollen Erfindern gegangen; er hatte nur geringen Nutzen von seiner Entdeckung, während andere es verstanden, dieselbe in praktischer Weise zu verwerten und Millionen damit zu verdienen.

Dieser Chemiker hieß Peter Gries. Anfangs in einer Teerdestillation in Offenbach a. M. angestellt, verließ er um das Jahr 1860 sein deutsches Vaterland, um ein vorteilhaftes Engagement in einer englischen Brauerei anzunehmen. Trotzdem durch diesen Wechsel seine Thätigkeit eine andere geworden war, unterließ er es nicht, sich noch nebenbei mit Versuchen über das Anilin und seine Abkömmlinge zu beschäftigen.

Bei diesen Versuchen fand er nun, daß durch die Einwirkung von Salpetrigersäure, einem aus Stickstoff und Sauerstoff bestehenden Gase von ähnlicher Zusammensetzung wie die Salpetersäure, auf Anilin und diesem ähnlichen Produkten neue eigentümliche

Verbindungen entstanden. Diese Körper waren ausgezeichnet durch große Zersetzlichkeit und leichte Explodierbarkeit in trockenem Zustande. Durch Stoß oder Hitze explodierten sie aufs heftigste. Der Grund der Unbeständigkeit dieser Verbindungen liegt in ihrer Zusammensetzung. Bei der Einwirkung von Salpetrigersäure auf das Anilin treten die zwei Wasserstoffatome der Amidogruppe aus, und an ihre Stelle tritt ein Atom Stickstoff, welches sich mit dem vorhandenen Atom Stickstoff verbindet. Man hat deshalb diese Körper wegen der vorhandenen zwei Stickstoffatome als Diazoverbindungen bezeichnet.

Alle Körper, welche nun viel Stickstoff, oder Stickstoff und Sauerstoff, enthalten, sind mehr oder minder Explosivkörper. Die früher erwähnten Nitroverbindungen sind auch hierher zu rechnen. Einfache Nitrokörper, die nur eine Nitrogruppe enthalten, zersetzen sich in der Hitze heftig. Enthält jedoch eine Substanz deren mehr, so hat man es mit wahren Sprengstoffen zu thun. Als Beispiel sei hier Nitroglycerin, Nitrocellulose (Schießbaumwolle) und die Pikrinsäure angeführt. Letztere soll bei der Erzeugung des rauchlosen Pulvers Verwendung finden.

Die Diazoverbindungen, mit welchen man immer in Lösungen arbeitet, haben nun die merkwürdige Eigenschaft, wenn man sie mit gewissen Verbindungen, die sich vom Benzol oder Naphthalin ableiten, zusammenbringt, schöne wertvolle Farbstoffe zu bilden, und merkwürdigerweise haben diese so entstandenen Farbstoffe absolut keinen explosiven Charakter, sondern zeichnen sich im Gegenteil durch große Beständigkeit aus.

Farbstoffe, die auf diese Weise dargestellt sind, bezeichnet man als Azo- oder Diazofarbstoffe. Dieselben haben sich seit dem Tage ihrer Entdeckung an Zahl ins Ungeheure vermehrt und stellen heute das größte Kontingent unter den künstlichen Farben. Man hat Mittel und Wege gefunden, die Diazoverbindungen mit den verschiedensten Substanzen zu vereinigen, sowie darauf gesonnen, zahlreiche neue Produkte zu diesem Zwecke darzustellen. Je nach der Natur und Zusammensetzung der verwendeten Produkte erhält man verschiedene Farbstoffe. Durch die Mannigfaltigkeit der vorhandenen Stoffe ist man in der Lage, nach Belieben alle möglichen und denkbaren Farbnuancen so zu sagen hervorzuzaubern.

Wegen der eminenten Wichtigkeit dieser Farbstoffe darf es hier nicht unterlassen werden, den Leser mit dem Naphthalin etwas näher bekannt zu machen, da es gerade aus demselben dargestellte Körper sind, welche bei der Vereinigung mit Diazoverbindungen die wertvollsten Farbstoffe liefern.

Das schon in der Einleitung als Rohprodukt des Steinkohlenteers erwähnte Naphthalin besteht ebenso wie das Benzol aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar enthält das Molekül zehn Atome Kohlenstoff und acht Atome Wasserstoff. Über seine Zusammensetzung hat man sich, um sich sein Verhalten gegen andere chemische Mittel leichter erklären zu können, eine ähnliche Vorstellung wie über die Zusammensetzung des Benzols gebildet.

Behandelt man Abkömmlinge des Naphthalins von ähnlicher Zusammensetzung wie Anilin und Karbolsäure mit starker Schwefelsäure, so treten Sulfogruppen in das Molekül ein, und es entstehen lösliche Naphthalinverbindungen, welche man als Naphthalinsulfosäuren bezeichnet. Die Verschiedenheit der Ausführung der Versuche und die Temperaturen, bei welchen man arbeitet, bedingen nun in ganz ungewöhnlichem Maße eine Verschiedenheit der entstehenden Verbindungen. Diese Verschiedenheit zeigt sich am deutlichsten bei der Vereinigung mit Diazoverbindungen. Manche Naphthalinsulfosäuren geben hierbei gelbe bis braune, andere blaue bis violette und selbst schwarze bis grüne Farbstoffe. Die meisten dieser Farbstoffe zeichnen sich durch eine klare und lebhafte Nuance auf der Faser aus. Sie eignen sich besonders zum Färben der Wolle.

Man hat in den letzten Jahren dann die Entdeckung gemacht, daß aus komplizierter zusammengesetzten Diazoverbindungen und Naphthalinsulfosäuren Farbstoffe in verschiedenen Nuancen entstehen, die im stande sind, ungebeizte Baumwolle zu färben. Farbstoffe solcher Art kennt man jetzt gleichfalls eine große Menge. Sie sind sehr wertvoll und finden starke Anwendung. Man bezeichnet sie gewöhnlich als direktfärbende Baumwollfarbstoffe.

Die Diazofarbstoffe sind heute sehr verbreitet. Da sich die im Handel befindliche Zahl vielleicht in die Tausend beläuft, so hat es hier keinen Zweck, Beispiele zu nennen. Oft mag es Mühe gemacht haben, für die vielen neu entdeckten Farbstoffe passende und wohlklingende Namen aufzufinden. Dies ist aus der Erscheinung zu ersehen, daß Namen von bedeutenden Männern, Ländern, Städten, Flüssen u. s. w. gewählt wurden, um Farbstoffe danach zu taufen. Es giebt Farbstoffe im Handel wie: Bismarckbraun, Metternichgrün, Russischgrün, Helvetiagrün, Guineagrün, Hessischpurpur, Hessischviolett, Manchesterbraun, Chikagoblau, Kongorot, Zambesibraun, Capriblau, Nilblau u. s. w. Sogar der edle Mikado mußte als Pate zur Taufe stehen (Mikadogelb).

Immer weiter vorwärts strebend, suchte der Chemiker auch das Problem zu lösen, natürliche Farbstoffe auf künstlichem Wege darzustellen.

Diese hohe Aufgabe ist ihm bis heute schon teilweise gelungen.

Der wichtige alte Krappfarbstoff, der früher den Wurzeln einiger Pflanzen, insbesondere Rubia tinctorum, entzogen wurde, wird seit cirka zwanzig Jahren auf künstlichem Wege in weit billigerer Weise gewonnen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die wichtige „Türkischrotfärberei“ ins Leben gerufen, zu welcher der Wurzelfarbstoff in großer Masse gebraucht wurde. Man legte damals in Deutschland sowohl als in Frankreich große Krapppflanzungen an.

Im Jahre 1869 entdeckten nun zwei deutsche Chemiker, daß der natürliche Krappfarbstoff durch Glühen mit Zinkstaub Antracen lieferte.

Das Antracen haben wir bereits früher neben den anderen Rohmaterialien, Benzol und Naphthalin, genannt. Sie folgerten aus dieser Thatsache richtig, daß der Krappfarbstoff ein Abkömmling des Antracens sei, und bemühten sich, denselben aus dem letzteren darzustellen. Dies gelang auch in schönster Weise. Heutzutage werden große Mengen des Farbstoffes aus dem billigen Antracen des Steinkohlenteers gewonnen. Die Krapppflanzungen sind gänzlich verschwunden. Die Franzosen und Türken, die früher ihre roten Hosen mit dem natürlichen Farbstoff färbten, benutzen dazu heute das künstliche Alizarin (der jetzige Name des Farbstoffes).

Einen anderen Farbstoff, den Indigo, der wichtigste unter den Pflanzenfarbstoffen, hat man wohl auf künstlichem Wege auf mannigfache Weise hergestellt, jedoch kann der künstliche Indigo mit dem natürlichen wegen seines zu hohen Preises nicht konkurrieren.

Der Indigo, der aus einer meist in Indien vorkommenden Pflanze (Isatis tinctoria) gewonnen und nach Europa eingeführt wird, ist der wertvollste blaue Farbstoff, welchen wir besitzen. Er konnte bis jetzt durch keinen anderen künstlichen Farbstoff ersetzt werden. Man hat zwar eine Masse ähnlicher blauer Farbstoffe, die jedoch nicht die guten Eigenschaften des Indigos besitzen und besonders nicht die große Echtheit der Färbungen zeigen.

Die Indigofärberei ist äußerst verbreitet. Der Verbrauch an Indigo ist ein ungeheurer. Jährlich wandern allein von Deutschland viele Millionen für Indigo ins Ausland. Es ist heute noch das höchste Ziel der meisten Farbenchemiker, ein billiges Verfahren zur künstlichen Darstellung desselben aufzufinden. Mit großer Wahrscheinlichkeit sieht auch dieses Problem in den nächsten Jahren seiner Lösung entgegen.

Die künstliche Darstellung von anderen wichtigen Pflanzenfarbstoffen, wie Blauholz, Gelbholz und Rotholz, von denen die beiden ersten heute noch in der Wollschwarzfärberei starke Verwendung finden, ist bis jetzt noch nicht gelungen.

Auch sonst scheint es, daß in den letzten Jahren die Entdeckung von neuen künstlichen Farbstoffen ein wenig ins Stocken geraten ist, was auch damit leicht zu erklären ist, daß bei der ungeheuren Konkurrenz der zahllosen Farbstoffe gleicher Nuance untereinander nur der vorzüglichste und billigste einen Erfolg erringen kann. Wenn man aber den Gang der bisherigen Entwickelung der Farbenchemie verfolgt, so muß man zu der Überzeugung gelangen, daß über kurz oder lang, sei es von den Universitäten oder der Industrie ausgehend, eine neue fruchtbringende Idee, etwa wie das Azoprincip, auftaucht, die den forschenden Chemikern neue Bahnen anweist und zu neuen Erfolgen führt.



Frauenheil.

Novellette
von
Luise Hagen.

Die Sonne malte helle, grüne Flecke auf den Rasen. So jung und frisch glänzten sie da, wo er geschoren war, daß die Schatten der Apfelbäume darauf hin und her tanzten und sie vor lauter Vergnügen zu haschen suchten. Meck, der an einem langen Strick auf dem Rasen weidete, wurde durch die spaßige Laune von Sonne und Wind, von Schatten und Apfelbäumen angesteckt. Er senkte und hob die Hörner, wackelte mit dem weißen Bart und sprang, so nahe der Strick es zuließ, an den wilden Kerbel hinan, dessen Kronen sich wohlgefällig unter dem weichen Druck des lauen Windhauches neigten. Hinter den Kerbelstauden spazierte Meucke in ihrem Kleidchen aus rot und weiß gestreiftem Kattun. Sie hatte es von der älteren Schwester geerbt. Die Schwester war groß für ihr Alter, Meucke dagegen hatte noch nicht jene Höhen erreicht, die für das Gewicht ihrer damaligen drei Jahre als maßgebend erachtet werden. So hing denn das Kleid etwas weitläufig um Meucke her. Die Achselbänder, von denen die großen Puffärmel gehalten wurden, fielen beständig von den Schultern herunter, und der Gürtel befand sich in Regionen, die mit der zukünftigen Taillengegend keinerlei Beziehungen unterhielten. Der Saum des Kleides flatterte um Meuckes zierliche Fußgelenke her. Ein kleiner runder Leinenkragen deckte den Nacken gegen Sonnenbrand; lange leinene Ärmelhandschuhe besorgten das gleiche Geschäft auf den Armen.

Meucke sah Meck springen und beschloß, dem lustigen Ziegenbock ihren Morgengruß zu entbieten. Hinter dem Hause lief ein Steindamm hin. Ungefähr in seiner Mitte befand sich die Gosse, durch welche das überflüssige Wasser aus der Küche direkt ins Freie befördert wurde. Bis in die Nähe der Gosse gelangte Meucke unversehrt. Dann fiel sie auf die Nase. Der kleine Fuß war von einem schlüpfrigen Stein abgeglitten. Nur die Spitzen ihrer Finger waren mit dem Inhalt der Gosse in Berührung gekommen. Meucke spazierte ruhigen, ernsten Schrittes rückwärts, ums Haus herum, durch die Hausthür über den Flur in die Küche. Stumm streckte sie Trina die Hände entgegen. Trina brachte Wasser, säuberte die Finger, sagte, Meucke wäre unartig, und ließ sie wieder in den Garten gehen, zum lachenden Sonnenschein und zum lauen Winde, zu dem sie so gut paßte. Diesmal schlug Meucke den Weg durch die Kerbelstauden ein, um zu Meck zu gelangen. Die breiten, weißlichen Kronen der buschigen Pflanzen schlugen über ihrem Kopf zusammen und ließen einen feinen Staubregen von winzigen fallenden Blütenblättern über sie niederrieseln. Dahinter stand Meck und schaute mit der ganzen Neugier seiner Gattung der ungewohnten Bewegung des Kerbels zu. Er stellte sich kampfbereit mit gesenkten Hörnern auf, und ehe noch Meucke auf dem freien Rasenplatz anlangte, fühlte sie sich kräftig zurückgestoßen. Sie flog ins Gras und lag eine Minute lang ausgestreckt da. In der zweiten stand sie schon wieder auf den Füßen.

Sie stellte sich an den Rand des Kerbelfeldes, sah Meck gerade ins Gesicht, ballte das Fäustchen und rief ihm auf Plattdeutsch einen Ausdruck zu, der in keinem Salonlexikon der adligen Tanten und hochadligen Großtanten zu finden war: Shocking!

Meucke war Minna geworden. Klein war sie noch immer, aber doch zu groß und zu alt, um noch Meucke zu heißen. In der Pension wurde sie in allem Guten und Schönen unterrichtet; auch über den Inhalt des Salonlexikons belehrten die Pensionstanten sie. Im Garten zerbrachen Minna und ihre Busenfreundin Doris eine Harke. „Lat't — liggen,“ sagte Minna. In der Laube aber hatte „Tante“ gesessen und den salonwidrigen Ausdruck gehört. Nach vier Wochen war die Geschichte noch lange nicht vergessen, Minna war vielleicht selbst nicht unschuldig daran, daß ihr Erlebnis noch nach zwei Jahren jeder neuen Pensionärin erzählt wurde. Ganz in der Stille behielt sie nämlich die üble Gewohnheit bei, dann und wann einen plattdeutschen Ausdruck zu gebrauchen — mehrere sogar, die nicht ins Salonlexikon gehören. Shocking, sagte die Pension, weil Minna immer noch nicht gelernt hatte, die gebahnten Wege der Kultur zu wandeln.

Die Pensionsjahre waren den Weg alles Zeitlichen gegangen, manches andere war ihnen gefolgt. Nun saß Minna unten im Garten auf der Bank und zeichnete. Sie hatte durchaus etwas lernen wollen — sie könnte nicht ohne festen Beruf leben, erklärte sie, und Mali ließe doch nun einmal niemanden an die Wirtschaft herankommen. Sie erbte noch immer Malis Kleider. Um sich eigene Kleider kaufen zu können, hatte sie Muster zeichnen gelernt. Im Kruge auf dem Tische vor ihr stand ein Bündel reifen Kerbels, denn es war Herbst. Sie zeichnete, verwarf und zeichnete wieder. Mali ging eben mit dem großen Gartenhut auf dem Kopfe und mit einem bunten Kürbis im Arme davon. So eine ältere Schwester, die sich über keine Ornamente, über keine Flächen- und Stillehre den Kopf zerbrechen mußte, hatte es gut. Und wie hübsch sie aussah! So frei und klar wie Herbstsonnenschein!

Meerheimb wäre gekommen, hatte Mali gesagt, und Papa hätte ihn zum Mittagessen eingeladen. Papa machte eben oft Dinge — Dinge, die eigentlich Dummheiten waren. Nur, daß Papa zu gut war und zu klug, als daß man seine Handlungen Dummheiten hätte nennen können. Natürlich würde es nicht lange währen, bis Meerheimb kam, um Minna bei der Arbeit zu stören. Sie war ohnehin schon schlecht genug ausgefallen. Richtig! Er kam schon.

Nach dem Stande ihrer Arbeit fragte er. Sie schloß ihr Skizzenbuch und ordnete alle umherliegenden Blätter so, daß von der Arbeit nichts sichtbar blieb.

„Ich möchte Sie sprechen,“ hub er an.

„Ich Sie auch,“ sagte Minna.

„Sie sind so hart. Minna heißt doch die Liebe.“

Sie fühlte, wie ihre Stirn sich runzelte.

„Mein Name ist weder Ihr Eigentum, noch hab ich ihn mir selbst gegeben.“

Es war abscheulich, so kratzbürstig sein zu müssen. Aber man wird es manchmal, um sich gegen sich selbst zu verteidigen. Sonst packt einen das Mitleid, und Mitleid schließt meistens eine Ungerechtigkeit gegen unbeteiligte Dritte in sich ein. Zuweilen ist man auch selbst dieser unbeteiligte Dritte.

„Soll wirklich alles aus sein zwischen uns?“ forschte er.

„Alles,“ sagte sie trocken und tonlos. Sie sah, wie es schmerzlich um seine Mundwinkel zuckte, sie fühlte, wie es ihr selbst in der Herzgegend bange braunte, aber sie wußte, daß sie fest sein mußte, wenn sie überhaupt ein Mensch bleiben wollte.

„Können Sie nicht vergeben?“ fragte er.

„Es ist gar nichts da, was ich vergeben müßte.“ Sie hörte ihre eigene Stimme wie die einer Fremden, so ganz von fern, so kalt. „Das Vergeben ist so oft eine bequeme Komödie. Man vergiebt sich selbst etwas unter dem Schein, daß man anderen vergiebt.“

„Ich war aber wirklich im Unrecht,“ versicherte er. „Minna, Minna, soll ich denn in der That einen einzigen Handkuß mit dem Verlust meines Lebensglückes bezahlen?“

Sie blieb einen Augenblick stumm. Die ganze Scene wiederholte sich in ihrem Geiste. Ella Gussow ließ wieder ihre Schere fallen, Meerheimb raffte sie diensteifrig auf und

küßte Ellas Hand, als er die Schere zurückreichte. Weiter nichts.

„Der Handkuß war es ja gar nicht," fing sie jetzt an. Meerheimb saß ihr gegenüber auf dem Rasen, der vom Sommerstaub und überreichen Sonnenschein die Farbe verloren hatte.

„Was war es denn?" fragte er.

Sie runzelte einen Augenblick die Stirn, wie um die Gedanken zu klären und Worte zu sammeln. Die kleinen zierlichen Finger spielten unruhig mit einer Kerbelkrone. Die Sonne war hinter den aufsteigenden eintönig grauen Wolkenwänden verschwunden. Grautote, fahle Herbstschatten lagerten sich über das Land und über den Garten.

„Es war nicht der Handkuß. Es war die Erkenntnis, die mir der Tag brachte. Es war —"

„Eifersucht war es, die Ihnen doch nur beweisen müßte, daß Ihr Herz mir unwiderruflich gehört."

Sie schüttelte leise den Kopf. Ihre Brauen hoben sich, wie im Erstaunen, über den schmerzvoll geöffneten großen Augen. Die linke Hand preßte mit festem Druck auf die Herzgegend. Sie setzte die Zähne dicht aufeinander und schloß die Lippen.

Noch einmal schüttelte sie traurig den Kopf.

„Es war die Erkenntnis, daß mein Wille fester ist als der Ihrige."

„Und wäre es denn vom Übel, wenn der festere Wille der Frau den schwächeren des Mannes leitet? Minna — wenn ich es zufrieden bin!"

Wieder schüttelte sie den kleinen runden Kopf, der auf einem schlanken Halse und feingebauten Schultern ruhte.

„Es ist gegen die Ordnung der Natur," sagte sie traurig. „Und die Männer, die ihren Frauen gehorchen, werden grausam gegen Schwache und gegen Kinder."

„Sie sprechen, als hätten Sie hundert Jahre lang gelebt und die Erfahrungen der ganzen Welt in sich aufgenommen."

„Es steckt so in mir. Ich kann es nicht ändern. Und, damit Sie wenigstens eine Erklärung haben — ich hatte einen Onkel, der seiner Frau gehorchte, aber uns Kinder neckte und quälte er. Ich will nicht, daß Sie so werden. Sie sind mir zu gut dazu."

„Aber es muß doch nicht so kommen."

„Es kommt aber immer so. Ich hatte die Beobachtung als Kind gemacht. Später fand ich sie oft bestätigt."

„Und darum heißen Sie mich gehen?"

Sie reichte ihm die Hand hin. „Ja," sagte sie.

Er ging.

Sie sah ihm eine Weile nach. Dann preßte sie beide Hände fest verschlungen aufs Herz. Da unten brannte es so — ein Schmerz wie Feuer, wie glühendes, bohrendes Eisen. Es war der Schmerz der Enttäuschung über eine unerfüllte Hoffnung, die heimlich in verborgenster Tiefe geschlummert hatte. Warum, warum setzte er nicht die Kraft eines überlegenen Willens dem ihrigen entgegen? Warum brach er nicht ihren Widerstand rücksichtslos nieder? Warum konnte er nicht Herr sein?

Am Stamm des Walnußbaumes huschte ein Eichhörnchen in die Höhe. Sein Fell schien so staubig und sonnverbrannt, so farb- und glanzlos wie der Rasen, wie die ganze müde Natur.

Dann und wann raschelten die knusperigen, braunen Blätter, die der Wind schon von den Bäumen gestreift hatte. Sie waren noch eigensinnig und ungebrochen genug, um sich murrend gegen das Schicksal aufzulehnen, weil der Regen sie noch nicht weich gemacht hatte. Minna hörte ihnen zu und meinte, daß auch sie versuchten, sich aufzubäumen und zu wollen — wollen, was nicht in den Kreislauf des Ganzen und in die hergebrachte Ordnung des Lebens hineinpaßt. Aber das All und das Leben, sie sind ja stärker als der eine, der einzige arme Mensch, der schließlich in seiner eigenen Seele so ganz, ganz allein haust und keinen Bundesgenossen hat gegen die vernichtende Ordnung, welcher der eine ein Nichts ist, ein Staubkorn.

Sie strich mit der Hand über die Stirn; sie sprang auf und schritt unruhig auf dem Rasen hin und her; sie bohrte die Füße in das angesammelte Laub und freute sich an dem harten, kaustischen Rascheln der halbtoten Blätter. Sie begann verständig zu werden, rechnete sich vor, wie gut es sei, daß die Entscheidung so fiel — sie war froh, daß sie die eigene, daß sie Meerheimbs Eigenart gerettet, daß sie ihrer Natur, den Anschauungen der Neuzeit treu geblieben war.

Jetzt wurde die Luft still. Das Eichhörnchen, so staubig und sonnenverbrannt in der Pelzfarbe wie die ganze übrige Natur, huschte wieder am Stamm des Walnußbaumes in die Höhe. Dann glitt etwas Schweres durch das dichte breitblättrige Laubwerk des Baumes hin. Es senkte sich schwerfällig abwärts, wie schlecht unterdrücktes Flüstern, und endete mit einem harten Aufplatzen auf dem festgetretenen Kiespfad.

Da lag es.

Still und rosig, von der aufgesprungenen grünen Hülle zackig umrandet, mit feinen weißlichen Netzfäden bespannt, umgürtet mit der Weichheit und Hilflosigkeit alles Jungen, Neugeborenen.

Es war nur eine frisch gefallene Walnuß.

Ihre Weichheit, ihre Jugendfrische, die ahnungsvollen Lebensverheißungen der Natur, von der sie redete, machte, daß Minna sich ins Gras warf und weinte. Sie weinte, weil sie wußte, daß sie dem lebendigen Anteil an der Zukunft, dem lebenswarmen Eingreifen in das Wohlsein des heranwachsenden Geschlechtes entsagt hatte.

Eine Zeit lang raufte sie das Gras und wand sich in rasendem, wildem Schmerz auf der Erde. Dann hielt sie einen Büschel sterbendes Gras in der Hand und besah es lange. Nun knirschte sie mit den Zähnen. Dann öffneten sich ihre Lippen, und ehe sie es wußte oder wollte, war ihnen ein Ausdruck entschlüpft, der in keinem Salonlexikon zu finden ist.

Sie konnte es nicht ändern, sie mußte laut lachen.

Als sie aus dem Grase wieder aufstand, schien ihr die Walnuß eine Thräne der Natur zu sein. Sie scheute sich, sie aufzuheben, denn eine ungeheure Achtung war über sie gekommen vor der großen Geduld und der herrlichen Ordnung der Natur, die Samen ausstreut, endlos und zahllos, in der Hoffnung, daß hier und da das eine oder andere Körnchen keimen werde. Alle Samenkörner können es ja nicht.

Noch einmal weinte sie, ruhig, die befreienden Thränen der Wahrheit, der Erkenntnis. Ihr war's, als erschlössen ihre Thränen ihr den Sinn aller Arbeit, alles Lebens.

Eine geheime Zauberkraft schien von da an ihre flinken Finger zu beseelen. Die Formen der zarten Blumen bauten sich schier von selbst zu zierlichen Ornamenten, zu Bücherleisten, Stickmustern und hundert anderen schönen Dingen — zu Tropfsteinkrystallen, die hier und da den Tempel der Kunst verherrlichen halfen. Tropfen und Staubkörner mochten sie sein, gegenüber dem wachsenden Strom der Kultur, ein Etwas blieben sie doch, das in genau derselben Form so wenig wiederkehrt wie je ein einziges Blatt oder die Frucht eines Baumes. Es waren Blumen, die dem Grabe ihrer Liebe entsprossen.

Im Frühling war Mali Meerheimbs Braut. „Sie paßt auch viel besser zu ihm," dachte Minna, „weil sie sich keine Grübeleien angewöhnt hat und nicht so eigensinnig, so rechthaberisch ist wie ich, die ich mit meiner Meinung nie hinter dem Berge halten kann." Das bißchen Gerede von zerstörtem Lebensglück war eben bei Meerheimb Stimmungssache gewesen. Damals mochte es ihm ernst genug gewesen sein.

„Soll ich das Abonnement auf das Frauenheil für dich erneuern?" fragte Papa bald nach Malis Hochzeit, als Minna nun doch in das Getriebe der häuslichen Wirtschaft eingreifen mußte.

„Nein, danke, Väterchen," antwortete sie. „Es giebt ja gar kein Frauenheil."

„Ganz richtig," sagte Papa und wiegte bedächtig den Kopf. „Frauenheil besteht darin, daß der Rechte kommt."

Minna wurde rot, als er das sagte. Es war recht ärgerlich, daß Papa meistens recht behielt, aber —

Sie seufzte sehr deutlich. Dann nahm sie ihre Arbeit vor und zeichnete ein „recht wunderschönes" Muster, das sogar Papa ausnehmend gut gefiel.





Drei Proben altägyptischer Volkslitteratur.

Von

Theodor Barten.

Das Nilland, d. h. Ägypten selber und sein von altägyptischer Kultur stark beeinflußtes Nachbarland Äthiopien (heute Nubien), war früh schon eine hervorragende Hauptstätte für die volkstümliche Litteratur. Märchen, Fabeln, phantastisch zugestutzte Reiseabenteuer, pädagogische Vorschriften in naivster Nutzanwendung, Liebes- und Trinklieder u. s. w. entstanden dort in großer Menge, zur Freude von groß und klein. Zahllose Abschriften waren davon verbreitet, daneben aber lebten diese Volksdichtungen in mündlicher Überlieferung weiter und überdauerten solchergestalt nicht nur den letzten Zusammenbruch des Altägyptertums, sondern tauchten später, dem Geschmack der arabischen Rasse sich anpassend, in verjüngter Form in der mittelalterlichen Volkslitteratur Ägyptens wieder auf, so daß bei näherer Prüfung manche von den phantastischen Gestalten derselben sich als von uraltem Herkommen erweisen. Wie weit dieser Einfluß gereicht hat, wird die Forschung vielleicht einst feststellen und manch unvorhergesehenes Resultat liefern können; auf dem Gebiet der Tierfabel, die im Nilland die höchste Vollendung* erreichte, ist dies bereits durch Zündel und neuerdings in anschaulichster Weise durch Heinrich Brugsch geschehen.

Und meint man nicht, z. B. das Märchen betreffend, das Urbild der Lorelei und zugleich auch dasjenige des Aschenbrödels in jenem Sagenkreise zu erkennen, der sich schon früh um die blonde Nitokris, die schöne und mutige Königin aus der Zeit der Pyramiden-Erbauer, bildete, um sich später in originellster Weise auf die „rosenwangige" Rhodopis der griechischen Epoche Ägyptens zu übertragen?

Überdies finden sich in den orientalischen Geschichten der Neuzeit viele Reste alter Vorstellungen in oft wunderlicher Weise mit neueren oder ganz modernen Anschauungen verwoben. So war der Skarabäus einst das Symbol des Lebens, und im arabischen Märchen ruft eine Sklavin dem Jüngling, der einen Käfer töten will, angstvoll zu: „Töte ihn nicht, halt inne, denn mein Leben ist in ihm." Er thut es dennoch, und ihr sofortiger Tod ist die Folge davon.

Unter den mehr oder weniger vollständig erhaltenen schriftlichen Erzeugnissen der volkstümlichen Litteratur Ägyptens, um deren wissenschaftliche und auch populäre Bearbeitung sich der in Deutschland so allgemein geschätzte Gaston Maspero ganz hervorragend verdient gemacht hat, befinden sich auch einige zum Teil dem hohen Altertum entstammende Fragmente, die zwar in ihrer traurigen Verstümmelung Bildern gleichen, von denen nur vereinzelte Partien, durch scharfe Streiflichter erleuchtet, aus dem Dunkel hervortreten, die aber trotzdem nicht ausschließlich nur streng wissenschaftlichen Kreisen interessant sein dürften; denn bieten sie auch kein einheitliches Ganzes dar, so spiegelt sich doch in diesen ehrwürdigen Resten uraltes

* Man vergleiche die ungemein interessante Bilder-Tierfabel, welche in der bunten Wandmalerei des historischen Saales im Berliner Ägyptischen Museum wiedergegeben ist.

Empfinden und Anschauen wieder, welches dem unseren zwar nicht immer verwandt ist, aber mit Hilfe der Phantasie im Fehlenden leicht ergänzt werden kann. — Das Nachfolgende stützt sich auf Masperos Bearbeitung des Stoffes.

1. Hirt und Nymphe.

Fragment.

Hier tritt uns, allein schon durch sein Alter hochinteressant, ein geheimnisvolles Bild entgegen, mit wenigen Strichen wirkungsvoll gezeichnet, dessen ursprüngliche Entstehung vermutlich ins alte Reich (um 3000 v. Chr.) zurückgeht, wenn auch die vorgefundenen Kopiereste aus dem mittleren Reich (2200 bis 1900 v. Chr.) datieren. Ein starker Hauch ganz unverfälschten Volksgeistes weht uns warm aus diesen schlichten Linien an, streng ägyptisches Kolorit charakterisiert sie des weiteren und läßt sie uns um so höher schätzen.

Hirten, mit liebevoller Sorgfalt um ihrer Herden Wohl bemüht, Weideplätze, ein Thal, vom steigenden Nil überschwemmt, und eine jener großen Wasserflächen, weder See noch Morast, die von Vögeln, Krokodilen und Nilpferden belebt, von den Jägern aufgesucht, von den Hirten aber gemieden wurden, das ist die Scenerie. Der Held des kleinen Abenteuers ist ebenfalls ein Hirte, der sich in wahnsinniger Leidenschaft zu einem Phantom verzehrt, das ihm in der Gestalt eines göttergleichen Weibes an einem unzugänglichen Ort inmitten der Wasserfläche erschienen ist. Er scheint einen anderen Hirten zum Mitgehen aufgefordert zu haben und ist ungehalten über dessen Weigerung: „Gebt mir, daß ich am Wasser entlang gehe,“ ruft er aus, „nach jener Grotte hin, denn dort habe ich ein Weib gesehen, das kein sterbliches Aussehen hat; mein Haar sträubt sich, wenn ich ihre Flechten zu Gesicht bekomme, die Farbe ihrer Haut kann niemand beschreiben. Niemals spreche ich mit ihr, so sehr durchdringt ihre Kraft alle meine Glieder! — Ich sage euch, die Herde kann das Wasser passieren! Aber die Kälber müssen getragen werden, und am Eingang des Wassers muß das Jungvieh, mit den Hirten hinter sich, erst rasten. So laßt uns also ins Wasser gehen, die Rinder werden es truppweise durchschreiten, hinter ihnen die Hirten, die sich am besten auf die Zauberformeln verstehen, um einen Bann über das Wasser (und seine Gefahren) zu werfen!

Was nun den betrifft, welcher sagt: Danke schön, ihr Hirten, ich gehe nicht mehr aus dem Thal dieses Jahr, denn der Gott Nil hat schon seine Befehle erlassen über die Erde und man kann nicht mehr das Thal vom Flußbett unterscheiden, bleibe ruhig in deinem Hause, indessen die Herden an ihrem Platze verharren.

Bleibe zurück, weil du die Zerstörung fürchtest und dich scheust, mit mir zu gehen, um die Wut der Göttin Wosret (der Mächtigen) zu vernichten, und scheust das Entsetzen vor der Herrin der beiden Länder!

Und am anderen Morgen, als der Tag graute, begab er sich auf den Weg, wie er gesagt hatte, und jenes göttergleiche Weib, als er sich dem Thal gegenüber befand, es kam auf ihn zu, und das wallende Haar bildete ihr einziges Gewand ...“

Hier bricht der Text, denn auch der Anfang fehlt, plötzlich ab; Erman zufolge ist er bereits im Altertum von einem ägyptischen Schreiber, der sich auf billige Weise reines Papier verschaffen wollte, ausgelöscht worden!

Scenen wie die oben geschilderte sieht man besonders häufig in den Gräbern des alten Reiches. Zu jener Zeit stand die Liebe der Ägypter zu ihren schönen Rindern auf der Höhe, und in der dann noch völlig patriarchalischen Art des Volkes bildete die pietätvolle Sorge für die Herde — den Stolz der Grundbesitzer — einen Hauptfaktor des täglichen Lebens. Manches anmutende Bild illustriert die vorstehenden Textworte und giebt getreulich alle Einzelheiten eines Abzuges aus dem Sumpfdistrikt des Nordlandes (Delta) wieder: das beschwerliche Durchwaten vorher sorgsam geprüfter Sümpfe, welche die jüngsten Kälbchen auf den Schultern der Hirten passieren, den Transport auf Fähren, wenn das Wasser zu tief ist und allzu breit, oder das Durchschwimmen der schmäleren Kanäle, wo in der Nähe der Furt das böse Krokodil lauernd im Hintergrunde liegt. Der Oberhirte steht daher am Rande des Wassers still und schleudert dem „Sohn des Set“ sein Ana-

them entgegen, und auch während des Durchganges sprechen einige der Hirten unablässig ihre altbewährten Zaubersprüche.

Regungslos und blind, starr vor Schrekken muß „der Herr der Furcht“ infolgedessen verharren, und die kühle Flut wird ihm zu feuriger Lohe, bis die gesamte Herde seinem lüsternen Rachen glücklich entronnen ist.

Was nun das Liebesabenteuer des Hirten betrifft, so finden sich, wie auch Maspero hervorhebt, merkwürdige Anklänge daran in Murtadis „Wunder Ägyptens“, wo mehrfach anscheinend uralte, von der arabischen Volksphantasie wunderlich zugestutzte Überlieferungen mit großer Harmlosigkeit als ein Stück ägyptischer Geschichte dargeboten werden.

Wir hören da, daß „Totis, der Pharao, dessen Gäste Abraham und Sarah waren“, eine Tochter Namens Charobe hatte, die „aus außergewöhnlicher Güte für ihr Volk“ ihren, von diesem gefürchteten, Vater vergiftete, um dann, von Abrahams Segenswünschen getragen, selber eine große Herrscherin zu werden, welche von Gott gegen alle Feinde geschützt ward. Da gefiel es dem Riesen Gebir, ein Auge auf Ägypten zu werfen, weil es ihm von seinen Ärzten zum Aufenthalt empfohlen war. Er gedachte Charobe zu heiraten und dadurch Pharao zu werden, im Fall ihrer Weigerung jedoch, den Nil abzuleiten und das Land für immer zu verderben.

Die schöne Königin wollte sich, dem Rat einer ihr bediensteten Zauberin folgend, des unliebsamen Anbeters — der seine Mahlzeiten, und danach auch den Wein, aus einem dreißig Ellen langen Troge zu sich nahm — mit List entledigen. Sie beauftragte ihn daher, Alexandrien „wieder aufzubauen“, ehe er ihr Gemahl würde. Gebir war es zufrieden, und ein Heer von Arbeitern machte sich ans Werk, aber nachts kamen „gewisse Leute aus dem Meere“ und zerstörten durch Magie, was tags über geschaffen war. Nun hatte Charobe dem Gebir u. a. auch tausend Milchschafe übersandt, welche die Hirten am Ufer des Meeres weideten. Eines Abends nun sah der Oberhirte, der jung und schön war und von herrlicher Gestalt, ein junges Weib dem Meere entsteigen und mit höflichem Gruß ganz dicht an ihn herantreten. „O Jüngling,“ redete die liebreizende Nymphe ihn an, „möchtest du nicht mit mir kämpfen? Besiegst du mich, so gehöre ich dir als dein Eigentum, unterliegst du aber, so nehme ich mir ein Herdentier zur Beute.“

So geschah es, der Hirt unterlag, das Meerweib nahm ein Schaf mit sich in die salzige Flut und kehrte täglich wieder, um das Spiel zu wiederholen. Inzwischen verzehrt sich der besiegte Mann in wahnsinniger Leidenschaft zu dem Phantom, seine Gesundheit schwindet und seine Herde verringert sich an Zahl und Ansehen. Dies bemerkt Gebir, und als er den Grund davon erfahren, kämpft er selber mit der Nymphe, die er bezwingt. „Du bist nicht mein gewohnter Gegner,“ ruft sie erschreckt und bittet den Riesen, sie dem Hirten zu übergeben, da sie ihn zärtlich liebe, wenngleich sie ihm seit lange das Herz so schwer gemacht habe.

Gebir erfüllt die Bitte, und das dankbare Opfer lehrt ihn die Kunst, sich vor dem Unwesen der Meergeister fortan zu schützen, „denn wisse,“ ruft sie warnend, „daß die ägyptische Erde ein Land der Zauberer ist, und daß selbst das Meer hier von Dämonen beherrscht wird.“

Merkwürdig genug hat diese neuere Fassung des alten Stoffes in ihrer naiven Art dem Liebesabenteuer annähernd dieselbe Zeitepoche angewiesen, aus der die Kopie des altägyptischen Textes stammt, denn der biblischen Chronologie zufolge fällt Abrahams Leben — und demnach auch sein Besuch in Ägypten — in die Zeiten der zwölften ägyptischen Dynastie.

* *
*

Unter den vielen arabischen Sagen, die den noch jetzt mit (salzig-bitterem) Wasser halb angefüllten „heiligen See“ innerhalb des gewaltigen Tempel-Komplexes von Karnak umranken, findet sich eine etwas anders gefärbte Erinnerung an die uralte Geschichte, denn nicht nur wird dort zeitweise der alten Amon-Priester vergoldete Prozessionsbarke wieder sichtbar, in die ein Greis mit langen Silberlocken den nächtlichen Wanderer einzusteigen bittet, sondern auch ein herrliches Weib, mit flatterndem Goldhaar einzig be-

kleidet, entschwebt zuweilen der als grundlos geltenden Tiefe. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, oder auch, wenn Sonne und Mond zusammen am Himmel stehen,* erscheint das Phantom, um nach dem toten Geliebten zu suchen. Es ist Bint-el-Faraûn, die Tochter Pharaos, und wehe dem Hirten oder Jäger, dem sie naht, um ihn anzureden, denn ihr Blick entfesselt wahnsinnige Leidenschaft, ihre Berührung aber giebt den Tod.

In dieser aus dem arabischen Volksmund stammenden Sage könnte man vielleicht sogar eine leise im Volksgedächtnis weiter tönende Erinnerung an die große Göttermutter Isis zu erkennen meinen, die den getöteten Osiris sucht.

2. Der Streit des Königs Apopi mit Rasekenen.

Fragment.

Auch die Freude an Erzählungen mit historischem Hintergrund war zu allen Zeiten groß bei den alten Ägyptern, und wie später in anderen Ländern, so bildeten auch schon bei ihnen hervorragende Herrscher, sowie Ereignisse von bedeutender Tragweite Centren, an die sich ganze Gruppen von mehr oder weniger freien Phantasiegebilden im volkstümlichen Geschmack ankrystallisierten. So war es jedenfalls auch mit der Befreiung Ägyptens vom Joch der Hyksos, um 1700 v. Chr., obwohl bislang nur ein Fragment einer solchen Erzählung auf uns gekommen ist. Leider ist dieselbe da abgebrochen, wo sie beim eigentlichen Kern der Handlung anlangt, aber das wenige davon Erhaltene trägt auch hier wieder ein ganz speciell national-ägyptisches Gepräge.

Der großen Glanzperiode, die das Land den gewaltigen Pharaonen der zwölften Dynastie verdankte, folgten Zeiten schwerer politischer Wirren, in denen schwache Könige und zunehmendes Einwandern mächtiger Semitenstämme diesen letzteren mehr und mehr die Herrschaft im Lande sicherten, infolgedessen die Nachkommen der alten Dynastien immer weiter nilaufwärts getrieben wurden und allem Anschein nach schließlich aus Theben eine Art von Bollwerk der national-ägyptischen Interessen machten.

Daß den Hyksos-Königen die Unabhängigkeit der Thebaïs ein Dorn im Auge war, ist erklärlich genug; unserer Geschichte zufolge ließ sie besonders Apopi, den letzten derselben, nicht ruhen, weshalb er denn beschloß, Rasekenen, dem Fürsten von Theben, eine Falle zu stellen, um so ein scheinbares Anrecht auf das Besitztum desselben zu gewinnen und es sich mühelos anzueignen. Neben der politischen Rivalität tritt aber zugleich auch der zwischen den beiden Gegnern vorhandene religiöse Gegensatz scharf hervor und berührt damit Verhältnisse, die allerdings zu den schlimmsten Reibungen in jenen Tagen Veranlassung geben mußten.

„Und es begab sich," heißt es, „daß das Land Ägypten den Unreinen (d. h. einem nichtägyptischen Volksstamme) zu eigen war. Und da es keinen König L. H. G.* gab zu dieser Zeit, so geschah es, daß der Fürst Rasekenen (von Theben) der Herrscher des südlichen Landes wurde, und daß die Unreinen in der Stadt des Rê (des Sonnengottes) abhängig waren von Rê-Apopi in Hâuâru (Avaris). Und das ganze Land brachte ihm Tribut dar mit seinen Arbeitserzeugnissen und überschüttete ihn auch mit allen guten Dingen des To-miri (Delta). Und der König nahm sich Sutech zum Herrn und diente keinem anderen Gott als ihm und erbaute ihm einen Tempel von köstlicher Arbeit und ewiger Dauer neben dem königlichen Palast (zu Avaris im Delta, dem späteren Tanis).

Und Seine Majestät erhob sich jeden Tag, um dem Gott die täglichen Opfer darzubringen. Und die fürstlichen Vasallen waren mit Blumengewinden dort, ganz genau so, wie es im Tempel des Rê-Harmachis geschah."

Dieser letztere, in der „Stadt des Rê", war das uralte berühmte Heiligtum zu Onu-Heliopolis, der Sonnenstadt, deren stolze und orthodoxe Priesterschaft besonders tief durch den Kult der Hyksos in ihren Empfindungen und Rechten verletzt wurde. Denn Sutech war kein anderer, als der böse Gott

* Zu diesen allen ägyptischen Gespenstern besonders sympathischen Zeiten verläßt auch Nitokris, des Nillandes Lorelei, ihr Pyramidengrab auf dem Totenfelde von Memphis.

* = Leben, Heil, Gesundheit — die Wunschformel, welche sich hinter den Namen der ägyptischen Herrscher zu befinden pflegt.

Set, der allein schon in seiner Eigenschaft als Osirismörder jedem National-Ägypter jener Zeit ein Greuel sein mußte. Auf diese Thatsache nun läßt unsere Geschichte die klugen Ratgeber des asiatischen Usurpators ihren Plan stützen.

Die Fürsten und Heerführer, an deren Weisheit der Herrscher zuerst appellierte, um durch List seinen Rivalen zu stürzen, blieben die Antwort schuldig, man berief daher die gelehrtesten Priester und Magier, und diese entsprachen der Erwartung des Gebieters.

„Und viele Tage später sandte der König Apopi dem Fürsten des Südlandes die Botschaft, die ihm die Magier und Gelehrten gegeben hatten." Der Bote kommt in Theben an, und man führt ihn vor Rasekenen, welcher ihn fragt: „‚Welche Botschaft bringst du dem Südlande? Weshalb hast du diese Reise vollbracht?' Und der Bote sagte zu ihm: ‚Der König Rê-Apopi läßt dir sagen: Die Nilpferde, welche sich auf den Wasserläufen des Landes befinden, sollen auf dem Teich (von Theben) erlegt werden, damit sie den Schlaf zu mir kommen lassen bei Tag und bei Nacht!'"

Rasekenen stand starr vor Staunen und wußte nicht gleich eine Antwort zu geben, doch hieß er den königlichen Boten aufs beste mit Fleisch, Kuchen, Wein und allen guten Dingen versorgen und entließ ihn schließlich mit den Worten: „‚Kehre zurück zu deinem Gebieter, um ihm zu sagen, daß ich alles billige, was er geredet hat.'"

Mit diesem vorläufigen Bescheid suchte Rasekenen Zeit zu gewinnen. Um seinen Schreck ganz zu verstehen, muß man bedenken, daß das Nilpferd eins der heiligen Tiere des „allmächtigen Zerstörers" Set war, und als solches dem Amon von Theben ein Greuel. Überdies fand es sich in so großer Menge im heiligen Strom und in dessen Kanälen, besonders aber im Delta, daß seine plötzliche Vernichtung schon deshalb nicht möglich gewesen wäre. Immerhin entbot der König seine Heerführer und Räte zu sich und trug ihnen die Sache vor; — — „sie schwiegen aber alle (wie) mit einem einzigen Munde während eines langen Augenblicks und wußten weder im Guten noch im Bösen darauf zu antworten."

Diesen Sachverhalt hatten die klugen Ratgeber des Hyksos-Herrschers vorausgesehen und auch im voraus die Aufforderung ausgefertigt, die nun ein zweiter Bote dem bedrängten Fürsten zu überbringen hatte. Sie lautete: „Der König Apopi läßt dir (!) sagen: ‚Wenn der Gebieter des Süddistriktes nichts erwidern kann auf meine Botschaft, so soll er fortan keinem anderen Gott dienen als dem Sutech! Antwortet er aber und thut, was ich von ihm fordere, so will ich ihm nichts nehmen und selber keinem anderen Gott hinfort huldigen, als einzig nur dem Amon-Rê, dem König der Götter!'"

Die fernere Entwickelung der Geschichte wird nur durch Auffindung einer anderen Kopie derselben völlig klar gestellt werden können, doch läßt sich fast bis zur Gewißheit vermuten, daß es Rasekenen gelang, auf listige Weise — durch Wort oder That — die Gefahr zu beschwören und sich so gänzlich zum Herrn der Situation zu machen, daß Apopi in seiner eigenen Falle gefangen war. Natürlich weigerte sich dieser dann, die selber gestellten Bedingungen zu erfüllen, so daß es dennoch zum Kampfe kam, der — in unserer Geschichte zum mindesten — zur Befreiung Ägyptens geführt haben wird.

Den Standpunkt der Erzählung inne haltend, könnte man sich wundern, daß Apopi bei seiner kecken Herausforderung nicht die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Vorgehens aller ägyptischen Machthaber vorgesehen habe? Aber die Gaugrafen und kleinen Fürsten, die den Provinzen vorstanden, hatten sich unter der langen, ihnen viele Freiheiten gewährenden Hyksos-Herrschaft zu einer solchen Machtstellung in ihrem Gebiet emporgeschwungen, daß sie sich nicht sonderlich nach der Befreiung des Landes sehnten. Wußten sie doch, daß sie dem Ehrgeiz und der Sicherheit desjenigen unter ihnen zum Opfer fallen mußten, der sich zum nationalen Helden machen würde. Da nun Rasekenen durch seine immer noch bewahrte Unabhängigkeit die meiste Chance hatte, ein solcher zu werden, so wird er begreiflicherweise bei seinen eifersüchtigen Kollegen in Mißkredit gestanden haben, was dem Hyksosfürsten kein Geheimnis sein konnte. Daß der schließlich ausbrechende Kampf, in dem sich thatsächlich als Führer ein Rasekenen auszeichnete, dennoch so große Dimensionen

annahm und die partikularistischen Gelüste zum Schweigen bringen konnte, muß eine ganz außerordentliche, uns noch völlig unbekannte Veranlassung gehabt haben.

Die Erzählung, im vorliegenden Text etwa dreihundert Jahre nach der Vertreibung der Hyksos niedergeschrieben, gipfelte vermutlich in der Darlegung jenes Ereignisses, und ein geübtes Auge würde unschwer aus der phantastischen Umhüllung den historischen Kern herausgeschält haben.

Unter den berühmten von Maspero selber im Jahre 1886 enthüllten Königsmumien des Dêr-el-Bachri-Fundes ist anscheinend auch die des Rasekenen, welcher dem asiatischen Usurpator den Fehdehandschuh hingeworfen hat, und er wird gewiß mit dem thebaischen Machthaber der vorstehenden Geschichte identisch sein. Der ehrwürdige Leichnam, von seiner Umhüllung befreit, ist im Kairiner Museum ausgestellt, gewährt aber einen grausigen Anblick durch mehrere verunstaltende Kopfwunden, darunter ein klaffender Axthieb an der Stirn. Dieser Umstand, sowie die offenbar sehr flüchtig gemachte Einbalsamierung, lassen Maspero annehmen, daß der König auf dem Schlachtfelde gefallen oder doch mindestens ermordet worden sei. Rasekenens Zeit gehört zu den dunkelsten Epochen der ägyptischen Geschichte! Was alles könnte uns dieser tapfere Fürst nicht erklären, wenn sein charakteristischer, von Schmerz verzogener Mund, der seit sechsunddreißig Jahrhunderten verstummt ist, nur einmal noch zu uns zu reden vermöchte!

3. Der Bauer und sein Esel.

Dieser langatmigen Geschichte, die schon im mittleren Reich sehr beliebt war, liegt eine ganz alltägliche Begebenheit zu Grunde, deren Darstellung aber sehr kennzeichnend ist für das damals in Ägypten schon hoch entwickelte Bureaukratentum.

Fast möchte man meinen, es hier mit einer feinen Satire auf das Schreiber-(Un-)Wesen, das übrigens dann noch fern war von seinen höchsten Triumphen und verderblichsten Auswüchsen, zu thun zu haben, doch lag eher wohl die Absicht vor, der offiziellen Schönrednerei im allgemeinen und der raffinierten Gewandtheit der „Schreiber“ (Verwaltungsbeamten) im besonderen ein litterarisches Denkmal „von ewiger Dauer“ zu errichten. Auf ein etwa viertausendjähriges Bestehen darf die Geschichte nun zwar mit Stolz zurücksehen, doch haftet ihr der Charakter einer Art von Selbstpersiflage an, die schwerlich in des Verfassers Absicht gelegen hat und daher nur um so ergötzlicher ist.

Wir hören zunächst von den Missethaten eines gewissenlosen Jägers des königlichen Ober-Intendanten Merwe-tense an einem armen Bauer, dessen Frau und drei Kinder in Chenense (im Fayum) wohnten, während er selber mit seinem Esel beständig unterwegs war, um die Produkte seines Ortes gegen Früchte, Gemüse und medizinische Substanzen von der Oase Wady Natrûn einzutauschen:

„Eines Tages, als er bereits wieder in seinem heimatlichen Distrikt angekommen war, nahe dem Thal, das von der Stadt Tonu herkommt, begegnete er daselbst dem Jäger Asari, der sich am Rande eines Gewässers befand. Dieser sagte in seinem Herzen, als er des Bauers (vollbepackten) Esel sah: ‚Ei wie herrlich, das Glück ist mir günstig; es hilft mir, die Waren dieses Bauers mir anzueignen!‘ — Es lag aber das Haus des Jägers an der Landstraße, welche schmal und nicht breit war, und man wusch dort Wäsche, denn eine Seite hatte Wasser, die andere aber Fruchtbäume. Und der Jäger sagte zu seinem Diener: ‚Geh und hole mir einen Wäschekoffer aus dem Hause,‘ und der Diener brachte ihn sogleich und setzte ihn nahe der Straße hin. Es ward nun Wäsche mit einem Ende im Wasser, mit dem anderen an den Fruchtbäumen jenseit des Weges befestigt.

Der Bauer kam heran. ‚Bleib gefälligst von meinen Gewändern weg, Bauer!‘ rief der Jäger. ‚Wenn's gefällig ist — mein Weg ist gut!‘ antwortete der Bauer. Als er nun vorübergegangen war (nämlich unter den Fruchtbäumen durch, wie der listige Asari es gewollt, um einen Streit beginnen zu können), sagte der Jäger: ‚Warum hast du von meinen Datteln genommen?‘ — ‚Die Reise war lang, es waren Datteln am Wege, und du hast es so gemacht, daß wir nur über deine Wäsche hinweggehen konnten.

Hättest du sie nicht wegnehmen müssen? Da hat denn mein Esel sein Maul mit Datteln gefüllt!' Es sagte der Jäger: ‚So nehme ich dir den Esel weg, denn er hat von meinen Datteln gefressen und muß Strafe erleiden!' Der Bauer aber rief: ‚Meine Wege sind gut! Du bist ungerecht: Ich habe meinen Esel zurückgehen lassen und von deiner Wäsche entfernt, und du bemächtigst dich seiner, weil er ein Maul voll Datteln genommen hat! Aber ich kenne den Herrn dieser Güter, es ist der große Gouverneur Merwe-tense, und er wird sicherlich jede Gewaltthätigkeit in diesem Gebiet strafen.' Der Jäger rief: ‚Ist denn solches in Wahrheit die Sprache, die ein Mann führen darf, welchen man als einen Elenden zu bezeichnen pflegt? Aber wenn ich es bin, der zu dir spricht, so ist es mein hoher Gebieter, der dich richten wird!'

Und Asari nahm Tamarisken-* und Akazienzweige und schlug den Bauer an allen Gliedern und raubte ihm den Esel und ließ ihn in sein eigenes Feld führen. Der Bauer aber weinte sehr laut vor Jammer über alles, was man ihm anthat.

‚Erhebe nicht deine Stimme so stark, Bauer,' sagte der Jäger, ‚oder du wirst zur Stadt des göttlichen Herrn des Schweigens eingehen' (zu Osiris, dem Totengott). ‚Das zu thun, wäre an mir, den du beraubt und geschlagen hast, und mein Mund wird den göttlichen Herrn des Schweigens bitten! Aber gieb mir mein Eigentum zurück, und ich will mich nicht über deine Härte beschweren.'"

Nachdem der Bauer einen vollen Tag vergeblich lamentiert hat, geht er nach Chenense, um die Hilfe des Merwe-tense zu erflehen, den er antrifft „beim Hinausgehen aus seinem Hause, um in die Barke zu steigen, die zu seiner Administration gehört". Demütig bittet er den hohen Herrn um eine Unterredung mit dessen Geheimsekretär, „dem Intimen seines Herzens", und mit schmeichelhafter Anspielung auf Merwe-tenses Gerechtigkeit, welcher er Gelegenheit geben will, sich zu bethätigen, sagt er: „O, Gebieter, ich will dein Herz mit meinem Gespräch erfreuen!"

* Asari bedeutet, nach Maspero, ebenfalls Tamariske.

Dieser Genuß wird zwar zunächst nur dem Geheimsekretär zu teil, dem der Befehl zugeht, durch die ihn umgebenden jungen Schreiber dem Herrn Bericht über die Sache zu erstatten, aber später geruht Merwe-tense, den Kläger selber zu hören. Diese jungen Unterbeamten des Gouverneurs, denen derartige Beschwerden oft vorkommen mochten, die aber, nach alter Landessitte, bestechlich waren und mit dem Jäger wohl schon ein Übereinkommen getroffen hatten, nahmen die Klage sehr kühl entgegen und suchten sie geringschätzig von der Hand zu weisen. Von dem Esel reden sie gar nicht, nur von „ein wenig Natron und Salz", das der Jäger Auftrag gehabt (von wem wird nicht gesagt) sich zu verschaffen. Daß es den Bauer getroffen, läßt sie kalt; sie legen es im Gegenteil nahe, daß er, der geringe Mann, der sich einem Befehl von administrativer Seite her widersetzt hat, schuldiger sei, als der Jäger! Aber Merwe-tense verharrt ihnen gegenüber in weisem Schweigen und gestattet sogar dem Bauer, seinen Redefluß ganz ungehemmt über ihn zu ergießen. Der geplagte Mann thut dies mit geschicktem Hinweis auf die Gefahr des Ertrinkens, der die Bösen nach ihrem Tode auf dem „Meere des Westens" ausgesetzt sein werden. „,... Mögest du dann mit günstigem Winde segeln, mein Gebieter, Größter der Großen, Führer von dem, der nichts hat!" ruft der Bauer aus, „auf daß dein Segel am Mast nicht zerreiße und kein Wehklagen in deiner Kajüte sei; daß nicht das Unglück hinter dir schreite und daß deine lebenden Werke nicht untergehen! ... Möge die Strömung dich nicht ergreifen, und dir nicht den Schlamm des Stromes zu kosten geben! Mögest du nicht werden zu einem Gegenstand des Entsetzens, an den die Fische heranschwimmen und der die Menschen vom Ufer vertreibt; möchtest du nicht zu einer Unreinlichkeit auf dem Wasser werden!

(Denn) du, du bist der Vater der Elenden, der Gemahl der Witwe, der Bruder der jungen Frau, das Gewand der Waisen: gewähre mir, deinen Namen zu verkünden wie ein Gesetz im Lande! Guter Herr, Gebieter ohne Launen, Großer ohne Kleinlichkeit, der du die Falschheit vernichtest und die Wahrheit bestehen läßt, neige dich

zum Worte meines Mundes — ich rede, höre mich und sprich Recht! O, du Großmütigster der Großmütigen, zerstöre, was mir Kummer macht; hier liege ich, erhebe mich, sprich das Urteil, denn ich bin vor dir und flehe um Hilfe!'

Es geschah dies aber zur Zeit des Königs Nubkara, der da gerecht war."

Falls Merwe-tense wirklich der Reichs-Gouverneur war, so verband er mit dieser hohen Würde zugleich auch die des Oberrichters von Ägypten; vielleicht aber haben wir in ihm einen der Nomarchen (Gaugrafen) zu sehen, und als solcher präsidierte er lediglich der Gerichtsbarkeit der ihm unterstellten Provinz. Wie dem auch gewesen sein mag — die außerordentlich gut geregelte Rechtspflege spielte schon im alten und mittleren Reich eine große Rolle im Pharaonenlande, und wem beides aus unserer Geschichte nicht hervorzugehen scheint, der bedenke, daß es sich hier nur um eine willkürlich gestaltete Erzählung, nicht aber um ein gerichtliches Aktenstück handelt. Inzwischen fährt die Geschichte fort, wie folgt: „Als der große Gouverneur, der Erste neben Seiner Majestät, glücklich angelangt war (vermutlich an des Pharao Hof zu Memphis), sprach er: ‚Mein königlicher Gebieter, ich bin einem Bauer begegnet, welcher darauf besteht, daß man ihm seine Habe gestohlen habe, und der nun zu mir kommt, damit ihm sein Recht werde.' Der König sprach: ‚Willst du einen Beweis meiner Unbestechlichkeit haben, so erwidere nichts auf das, was dir der Bauer (noch) sagen wird; laß vielmehr alles, ob er rede oder schweige, zu Protokoll nehmen und gieb, daß es uns übermittelt werde! Wir werden diesen Berichten unser Ohr leihen!'" Des weiteren verfügt dann der Pharao, nicht nur den in einer Art von Untersuchungshaft befindlichen Bauer, sondern auch dessen Familie, als „Leute ohne Domizil" auf Kosten der Hofküche verpflegen zu lassen, freilich nur mit Brot und Bier, doch viel mehr waren jene auch nicht gewohnt zu genießen.

Die Hauptsache war, daß der einsichtsvolle Herrscher diese „Leute ohne Herrn", das heißt ohne Beschützer, als Hörige seiner Domänen angesehen haben will. Sie verloren nun ihre Unabhängigkeit, waren aber vor Drangsalen der erlittenen Art völlig gesichert.

Man sieht, daß diese Geschichte, obwohl erdichtet, doch deutlich altägyptische Verhältnisse widerspiegelt.

Mit dem königlichen Machtwort tritt die eigentliche Erzählung in den Hintergrund, der Prozeß beginnt nun und spinnt sich bis ins Unendliche aus; in ihm gipfelten ja, so scheint es, Schönheit und Wert dieses litterarischen Produktes, das viele Jahrhunderte lang ungemein populär war und Schülern, sowie jüngeren Beamten als Muster in der offiziellen Ausdrucksweise gegeben wurde.

Immer von neuem wiederholt der geängstete Bauer seine Anklage, immer zierlicher werden seine auswendig gelernten Reden, immer hochtönender seine oft unangebrachten Schmeicheleien, um Merwe-tenses Gunst zu gewinnen; aber über allem Verhandeln und Protokollführen bleibt der Esel in Asaris Händen und sein rechtmäßiger Besitzer in Untersuchungshaft, denn sonst wäre ja dieses Kunstwerk der Schönrednerei um die gewünschte Entwickelung gekommen. Wie der Anfang, so fehlt auch der Schluß der Geschichte, doch meint Maspero dafür einstehen zu können, daß der redselige Bauer schließlich durch königlichen Machtspruch sein Tier wiedererhalten habe. Ob jedoch der Missethäter und die jungen Schreiber die verdiente Strafe empfingen, ist eine andere Frage.





Litterarische Notizen.

Neugriechische Volks- und Liebeslieder, in deutscher Nachdichtung von Herm. Lübke. (Berlin, S. Calvary u. Co.) — Kein Geringerer als Goethe, der Namengeber der Weltlitteratur, hat zum erstenmal aufmerksam gemacht auf den Reichtum und die Eigenart der neugriechischen Volkslyrik. In seinen „Neugriechisch-epirotischen Heldenliedern" und „Neugriechischen Liebe-Skolien" hat er selber einige, freilich sehr frei übertragene Proben uns gegeben. Trotzdem haben seine Anregungen bisher wenig Nachfolge gefunden, wie reichhaltig auch inzwischen das Material angewachsen ist. So werden denn alle Freunde der Goetheschen Weltlitteratur das vorliegende Werk mit Freude begrüßen. Es füllt in der That eine empfindliche Lücke aus und zeigt — was freilich dem Kenner längst kein Geheimnis mehr ist —, daß der griechische Volksgenius noch in vollblühender Kraft steht und er vielleicht noch einmal wie im vorchristlichen Zeitalter eine Hauptrolle im Kunstschaffen der europäischen Zukunft spielen kann. Das vorliegende, äußerst reichhaltige und erschöpfende Sammelwerk bezeugt, daß auch die neugriechische Volkslyrik durchaus originell, gar nicht monoton, sondern in ihren Motiven eine Fülle aufweist wie nur je ein anderes modernes Kulturvolk. Besonders auffallend ist der Reichtum an erotischen Liedern; der Übersetzer hat recht gethan, daß er ihrer nicht wenige gab; er folgte der Mahnung Goethes, „daß man dergleichen Liedchen, die vereinzelt leicht fremdartig wirken, in Masse wirken lassen müsse." Über die Art seiner Übersetzung bemerkt der Verfasser im Vorwort: „Die Übertragung geschah zum Teil in wörtlichem Anschluß an die Vorbilder, zum Teil in freierer Weise, besonders bei den rein lyrischen Gedichten, wobei ... durch Reim- und Strophenteilung unter Aufgabe des eintönigen politischen Verses eine Annäherung an die deutsche Sangesweise versucht wurde." Über die Berechtigung dieses Principes ließe sich vielleicht streiten — wie es denn immer noch sehr viele giebt, welche für reimlose antike Maße in deutschen Reimversen durchaus keinen entsprechenden Ersatz finden; aber man muß dem Verfasser einräumen, daß er von seinem Standpunkte aus seine Aufgabe genial gelöst hat: nirgends die bei Übersetzungen zur Mode gewordenen Unbehilflichkeiten, Satzverrenkungen u. s. w. Die einzelnen Lieder lesen sich wie deutsche Originale, ohne daß darunter der Reiz des fremdländischen Kolorits gelitten hätte. Das Werk kann auch jenen, welche für Lyrik im allgemeinen noch schwärmen, als eine Fundgrube höchsten Genusses empfohlen werden. Zumal Komponisten, die nun einmal mit den tiefsten Erzeugnissen der Kunstlyrik aus leicht begreiflichen Gründen wenig anzufangen wissen, werden in dem Buche gar vieles finden, das zur musikalischen Fassung wie geschaffen erscheint.

Ein gleiches Verdienst hat sich Friedrich Adler dadurch erworben, daß er uns in einer Auswahl **Gedichte von Jaroslav Vrchlicky** übersetzt hat. (Leipzig, Ph. Reclam.) Der tschechische Dichter, mit seinem bürgerlichen Namen Emil Frida, ein Mann von erst dreiundvierzig Jahren, hat eine beispiellos fruchtbare Thätigkeit auf lyrischem Gebiete entwickelt, die nur mit derjenigen Viktor Hugos verglichen werden kann, und nebenbei hat er noch die Hauptwerke fremder Kulturvölker seiner Heimat zugänglich gemacht. Jaroslav Vrchlicky zeigt sich in der hier sorgfältig zusammengestellten Auswahl als lyrisches Genie allerersten Ranges, wenn auch hier und da die Spuren der Meister nicht zu verkennen sind, denen er gefolgt ist, bis er zu künstlerischer Selbständigkeit heranreifte. Sein Gebiet ist ein umfangreiches: vom schlichten Liede und von der Idylle bis zum farbenprächtigsten Geschichtsbilde. Dabei liegt dem Dichter jeder Chauvinismus fern: man lese das schöne Sonett „Goethe" und das folgende „Nach Beendigung der Faust-Übersetzung". Die vorliegende Anthologie, aus sechs Abteilungen bestehend, enthält gleichsam den Extrakt aus nicht weniger als einunddreißig Sammlungen epischen und lyrischen Charakters des tschechischen Meisters, der den besten unserer deutschen Lyriker nach Goethes Tode durchaus ebenbürtig zur Seite steht.

Schon vor vier Jahren gab Julius Grosse in freier Nachbildung die **Gedichte des Großfürsten Konstantin** heraus; dem damals erschienenen

ersten Teile, der an dieser Stelle schon gebührend gewürdigt wurde, läßt er jetzt einen zweiten Teil folgen, der sicherlich bei allen Freunden der Dichtkunst die gleiche Teilnahme finden wird. (Großenhain, H. Ronge.) Besonders hervorheben wollen wir das herrliche Soldatenbild „Entlassen", während die religiös-philosophische Geschichtsfreske „Sebastian" vielleicht nur wenige deutsche Leser befriedigen dürfte, da wir auf diesem Gebiete in Rücksicht auf plastische Kraft und Anschaulichkeit höhere Ansprüche zu machen pflegen. Auch von den „Episteln" hätte einiges fehlen können. Um so größeren Reiz gewähren dafür die rein lyrischen Gedichte, in denen sich eine gewisse Naturfreudigkeit und eine immer wiederkehrende Schwermütigkeit seltsam vereinigen. Voll kräftiger Realistik, aber ohne unschönen Naturalismus, sind die packenden schlichten Bilder „Aus dem Feldleben". Vorangestellt ist dem Buche ein sauber ausgeführtes Bildnis des hohen Dichters, der erst achtunddreißig Jahre zählt und neben hoher militärischer Stellung das Amt des Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg bekleidet.

Am 24. Oktober 1896 werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem der Dichter des „Grab am Busento" zu Ansbach geboren wurde. Sein Traum, dereinst zu unseren Klassikern gezählt zu werden, hat sich erfüllt. Wie viele, die ihn zu Lebzeiten über die Schulter ansahen, sind inzwischen verschollen, völlig vergessen! Die zahlreichen Ausgaben und Auflagen, welche seit dem Tode des Dichters erschienen, beweisen, daß in seinen Werken doch ein Neues sich kund that, etwas Fortwirkendes lebte, daß der Vorwurf der Marmorglätte und Marmorkühle ungerechtfertigt war. Umgekehrt, erst heute empfinden wir, welche gleichsam verhaltene Glut, welches eigenartige Empfinden manche seiner unsterblichen Gedichte durchpulst. Wir erinnern nur an die „Sonette aus Venedig" und an Lieder wie „Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht". So kam sicherlich das Bibliographische Institut in Leipzig einem Bedürfnis entgegen, wenn es in diesem Jubiläumsjahre eine Auswahl in zwei Bänden veranstaltete, in denen nichts fehlt vom Besten, was der gräfliche Dichter geschaffen hat, während vieles Minderwertige mit Recht unterdrückt wurde. Sehr genau ist die biographische Einleitung von Dr. Viktor Schweizer, während in den Anmerkungen vielleicht hier und da zu viel Überflüssiges hervorgehoben wird. Wer seinen Platen mit wirklichem Genuß lesen will, bei dem muß man schon gewisse Allgemeinkenntnisse voraussetzen, der muß zum mindesten mit den Namen antiker Gottheiten und Poeten vertraut sein.

Ebenso vorteilhaft repräsentiert sich in „Meyers Klassiker-Ausgaben" die soeben erschienene achtbändige Auswahl von **Schillers Werken.** Kein Geringerer als Ludwig Bellermann, einer unserer ersten Schillerphilologen, hat die Ausgabe besorgt; auch sind Einleitungen und Anmerkungen erschöpfend, so daß wie Platen auch Schiller in dieser Ausgabe sich vorzüglich zu Geschenken für die reifere Jugend eignet. L.

* * *

Eine seltsame Phantasiegeschichte bietet uns Camille Flammarion in seinem neuesten Romane **Das Ende der Welt.** Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Wenzel. (Pforzheim, Ernst Haug.) Seitdem durch Bellamys Phantasie der Sinn für derartige Werke geweckt ist, dürfte auch des berühmten französischen Astronomen neueste Prosadichtung, in gewissem Sinne eine Folge seiner „Urania", von Erfolg begleitet sein. Einen eigentlichen Roman bietet er nicht, wenn auch der Reiz des Novellistischen, das Liebesthema, nicht fehlt. Der erste Teil spielt im fünfundzwanzigsten Jahrhundert; da wird das ganze Geschütz modernster Wissenschaft aufgefahren, um zu zeigen, wie es zu einem Zusammenstoße mit einem Kometen kommen wird. Jedenfalls wird jeder Leser diese grausigen Bilder mit dem stillen Troste an sich vorüberziehen lassen, daß er dann — nicht mehr lebt. Der zweite Teil betitelt sich: Nach zehn Millionen Jahren. Hier sehen wir, daß unsere Nachkommen allmählich — in Millionen von Jahren — uns gegenüber so erhabene Wesen werden, daß wir im Vergleiche zu einem Mammut oder Ichthyosaurus noch die reinen Urtiere zu nennen sind. Einen Trost giebt nach Schilderung des „letzten Tages", an dem auch der längst für tot gehaltene und zu Staub zerfallene König Cheops noch einmal zu Worte kommt, der Epilog: Nach dem Ende der Erdenwelt. Manchem wird freilich das philosophische Rüstzeug, welches unser moderner Astronom an dieser Stelle vorführt, etwas rostzerfressen vorkommen. Zu bewundern bleibt aber unter allen Umständen die Phantasie und die humane Gesinnung unseres Poeten, und es wäre gar wohl zu wünschen, daß schon um seiner echt modernen Idee willen das Buch die weiteste Verbreitung fände.

Weit in die Märchenzeiten des romantischen Mittelalters führt uns dagegen zurück die von Edmund von Salwürk frei übertragene altfranzösische Novelle: **Aucassin und Nicolette.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Wer zu viel von modernem Naturalismus gekostet hat, dem wird diese reine Poesie ein treffliches Heilmittel bieten. Zum Lobe dieses novellistischen Kleinodes der Weltlitteratur bedarf es keiner besonderen Ausführungen mehr. L.

* * *

Zu Hause, in der Gesellschaft und bei Hofe. Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens von Freiin Helene von Düring-Oetken. Mit Anhang: Die Jagd. Bearbeitet von Friedrich von Dincklage-Campe, General-Lieutenant z. D. — Duell und Ordenswesen. Bearbeitet von Hans von Kretschman, General der Infanterie z. D. Mit Illustrationen von Karl

Nöhling. (Berlin, O. Fritz Pfennigstorff.) — — An Büchern ähnlicher Art hat es bisher nicht gefehlt. Freilich den meisten von ihnen war insofern wenig Rühmliches nachzusagen, als sie trotz ihres schulmeisterlichen Tones etwas lehren wollten, was sich im Grunde genommen nicht lehren läßt. Wenn auch die weltkundige Verfasserin in dem vorliegenden, alle bisherigen Erscheinungen gleicher Tendenz weit übertreffenden Werke ebenfalls ein Nachschlagebuch giebt, das uns über alle Fragen des häuslichen, des gesellschaftlichen und des Hoflebens aufs genaueste unterrichtet, so hat sie doch den Ton pedantischen Belehrens mit Glück vermieden. Sie giebt eben eine in vornehmster Weise gehaltene und geistvoll geschriebene Schilderung der einschlägigen Verhältnisse. Wertvoll und auf gründlichen Fachstudien beruhend, sind die sittengeschichtlichen Betrachtungen, welche jedes Kapitel einleiten. Gerade jetzt, wo eine heimliche Minierarbeit die moderne Gesellschaft zu zersetzen, zu atomisieren droht, dürfte das Buch jeden Freund echter Kultur und wahren Fortschrittes davon überzeugen, daß ein ausgebildetes Gesellschaftsceremoniell immer nur die höchste Blüte einer Kultur bedeutet, daß es unentbehrlich ist und in allen Glanzperioden der Geschichte bestanden hat. Selbst jene, welche in diesen Fragen keine Unterweisung mehr nötig haben, dürften in den vorliegenden Schilderungen eine angenehm unterhaltende Lektüre finden. In dem ersten Anhange giebt Generalmajor z. D. von Dincklage-Campe ein anschauliches Bild vom heutigen Jagdwesen. Dem Thema entsprechend, erzählt der Verfasser in humoristisch belebter Weise. Von nicht geringerer Vertrautheit mit dem behandelten Gegenstande zeugt der zweite Anhang, in welchem der General der Infanterie z. D. von Kretschman Duell und Ordenswesen ausführlich behandelt. Auch hier berührt die objektive Form der Darstellung äußerst sympathisch. Bemerkt sei, daß das Buch auch ohne die beiden letztgenannten Zugaben als sogenannte Damenausgabe erschienen ist, die sich zu Geschenken bei Festgelegenheiten für die Jugend besonders empfiehlt. Nicht unerwähnt mögen zum Schlusse bleiben die zierlichen Titel- und Schlußvignetten sowie die Textillustrationen; sie sind im Rokokokostüm und auch im Rokokostil gehalten und gereichen dem in doppelfarbigem Drucke hergestellten Werke zu besonderem Schmucke. Jedenfalls hat sich die Verfasserin durch Herausgabe dieses Buches den wärmsten Dank erworben und führt damit ihre lieben Landesgenossen ein gut Teil dem Ziele, der Zeit näher, wo man nicht mehr sagen darf wie im zweiten Teile des „Faust“: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist! L.

* * *

Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. Von Dr. Albert Hermann Post. (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Es ist bereits früher mehrfach in dieser Zeitschrift auf den ersten Band dieses Werkes hingewiesen worden. Der zweite Band, der uns heute zur Besprechung vorliegt, schließt sich in allen seinen Vorzügen würdig dem ersten an. Leider zählt der Verfasser nicht mehr zu den Lebenden; er ist kurz nach Vollendung des zweiten Bandes, der den Abschluß des Werkes bildet, gestorben, und es ist ihm daher nicht vergönnt, den Erfolg zu sehen, den sein Gesamtwerk in der Wissenschaft haben wird. Es ist der Tod bei dem vorliegenden Werke um so mehr zu beklagen, als Post gewissermaßen eine neue Wissenschaft oder vielmehr einen neuen Zweig einer Wissenschaft durch sein Werk begründete, und wenn er auch selbst mit Bescheidenheit am Schlusse des Buches erklärt, daß er die vielen Lücken, die es enthalte, sehr wohl kenne, so weiß jeder Unparteiische, daß es eben leichter ist, auf einem bereits beackerten Felde Früchte zu ziehen, als den Grund und Boden überhaupt erst fruchtbar zu machen. Das letztere hat Post, der sich auch durch zahlreiche andere Werke einen guten Namen geschaffen hat, mit seiner ethnologischen Jurisprudenz vollständig erreicht. Er hat in dem ersten Bande die allgemeineren Grundzüge, die sich in dem Rechtsleben verschiedener Völker zeigen, besprochen. In dem vorliegenden Werk hat er seine Aufmerksamkeit mehr einzelnen Fragen zugewendet. Das vorliegende Werk ist nicht nur durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts ausgezeichnet, insofern als Post das bereits vorhandene Material gewissermaßen verarbeitete, sondern auch durch Litteraturangaben, die den künftigen Forschern auf demselben Gebiete die Arbeit wesentlich erleichtern werden. Man braucht nur die unter den Text gestellten Anmerkungen zu lesen, und man wird seine Freude daran haben, daß ein deutscher Richter Zeit fand, in so ausgedehnter Weise wissenschaftlich zu arbeiten. — Der zweite Band betrachtet specielle Kapitel der Jurisprudenz vom ethnologischen Gesichtspunkte aus. Er zerfällt in sechs Bücher. Das erste Buch behandelt das Personenrecht (z. B. das Recht des Kindes auf das Leben, die Geschlechtsunterschiede, die Religionsunterschiede u. s. w., — alles ist hier besprochen). In dem zweiten Buche wird das Familienrecht behandelt, wobei die Ehe, das Elternrecht, die Vormundschaft, das Familiengüterrecht besondere Kapitel bilden. Das dritte Buch betrachtet das Erbrecht, das vierte das Rache-, Buß- und Strafrecht, während im fünften das Prozeßrecht und im sechsten das Vermögensrecht eingehend abgehandelt sind. Wie wichtig eine ethnologische Auffassung der Rechtswissenschaft ist, das wird man bei der Lektüre des Werkes ohne weiteres finden. Da z. B., wo vom Wucher gehandelt ist, weist der Verfasser darauf hin, wie der Wucher zwar in den Rechten vieler Völker unter dem Strafgesetz stehe, wie jedoch der Begriff und die Strafen vielfach schwanken. Interessant ist die Angabe, daß der Koran zwar das Zinsnehmen verbietet; aber, wie sich kein Volk einer geschichtlichen und socialen Notwendigkeit entziehen konnte, so geschah es auch bei den

Türken, für die trotz des Korans im Jahre 1864 ein Gesetz festgesetzt wurde, das als höchsten erlaubten Zinsfuß ein Prozent per Monat anerkannte. Im Gegensatz zu der verschiedenen Auffassung vom Wucher sehen wir, wie andere Handlungen, z. B. die Brandstiftung, bei allen Völkern als schwerer Rechtsbruch betrachtet werden. Mit Rücksicht auf die gegenwärtige Erregung wegen der Zweikämpfe dürfte der Abschnitt, der im Prozeßrecht den Kampfprozeß schildert, von besonderem Interesse sein. Der Kampfprozeß entwickelt sich aus dem primitiven Racherecht. Post betrachtet den Zweikampf nicht etwa, wie viele heute, als einen Rest der mittelalterlichen Gottesurteile; im Gegenteil, er meint, daß der Zweikampf eine Art gerichtliches Verfahren war, das vielfach den Charakter eines Gottesurteils annimmt. Es sei der Zweikampf zweifellos eine der primitivsten Formen des weltlichen, noch gerichtslosen Prozesses. Die älteste Form, Streitigkeiten zu schlichten, scheint die zu sein, so erklärt Post, daß die Parteien so lange aufeinander losschlagen, sei es mit Fäusten oder Prügeln, bis der eine Teil es satt hat und den Rücken wendet. Aber auch bei derartigen Kämpfen fanden sich schon besondere Formen, unter denen sie ausgefochten wurden. Auch der gerichtliche Zweikampf wird ursprünglich noch mit Knütteln ausgefochten. Erst später finden sich Waffen, wobei sich dann im einzelnen wieder verschiedene Variationen zeigen. Früher war bei dem gerichtlichen Zweikampf sogar die Stellvertretung gestattet; ja, es bildete sich diese Stellvertretung zu einem förmlichen Gewerbe aus; der Verfasser weist hierbei auf die oceanischen und auch auf die arischen Völker in Litteraturangaben hin. Zum Schluß bringt Post noch einige Nachträge zum ersten Bande und auch noch einige wenige zum zweiten Bande seines Werkes. Ein sehr gutes Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches, das, wenn es auch des Verfassers einziges Werk wäre, ausreichen würde, ihm in der Wissenschaft einen dauernden Ehrenplatz zu sichern. M.

* * *

Das Buch der Frauen. Von Laura Marholm. (Paris und Leipzig, Albert Langen.) — Die Verfasserin bringt in diesem Werk sechs Typen moderner Weiber, die ein großes Interesse gewähren, und bei denen sie zeigen will, daß bei ihnen allen das Weibempfinden trotz aller Hindernisse durchbricht. Ob es sich um eine Malerin, um eine Gelehrte oder um die Schauspielerin Duse handelt, sei gleich; das Weib, das auf dem gegenwärtigen Wege der Selbständigkeit seine Befreiung sucht, sei eine Flieherin vor den Leiden des Weibes. Alle Frauen sind anziehend geschildert, so daß jeder das Buch mit Vergnügen lesen wird. Schwer zu sagen ist es, welchem Kapitel man den Vorzug geben soll. In dem vierten Abschnitt, wo George Egerton, eine anfangs pseudonyme Schriftstellerin, dargestellt wird, macht die Verfasserin eine kleine Abschweifung. Sie meint, daß die Frauen den Mann durchaus nicht so feierlich nehmen, wie er sich's einbilde; sie fänden ihn komisch. Die Männer wüßten gar nicht, wie komisch sie vielfach gefunden würden. Je zarter und feiner gebaut das Weib sei, desto lächerlicher finde es den Mann, das große komische Tier. Für die jungen Mädchen sei der Mann ein ewiger Lachreiz. Frau Marholm glaubt, die Männer wüßten gar nicht, wenn sie einen Kreis von Frauen so vergnügt sehen, daß sie selbst die Ursache davon sind. Hier kann die Verfasserin aber überzeugt sein, daß auch Frauen keine Ahnung haben, welchen Lachreiz sie oft genug für die Männer abgeben. M.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte. September



Der erste Stein.

Novelle

von

Adolf Stern.

Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — es ist —"

„Zum Donnerwetter, ich will nicht gestört sein!" rief eine verdrießliche Stimme hinter der verriegelten Thür, vor der ein zitternder, bejahrter Diener in dunkelblauer Livree stand, der nach wiederholtem vergeblichem Druck auf die Thürklinke noch einmal drängend anpochte:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul —"

„Der Herr Konsul wird's wohl nicht so eilig haben!" klang es womöglich noch verdrossener von innen heraus — ein zurückgeschobener Riegel knarrte, die Thür flog auf, das rote, zornige Gesicht des Hausherrn sah in das aschfarbige des alten Matthias, und dieser stotterte zum drittenmal mit einer halb erwürgten Stimme:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul haben sich — haben sich — in ihrem Zimmer erschossen!"

Der Kommerzienrat, eine kurze aber kräftige Gestalt, mit breiten Schultern, fuhr bei diesen Worten wie von einem Stoß getroffen zurück und sagte heftig: „Bist du verrückt, Matthias?" Doch die plötzliche Heiserkeit des Tones, die blassen Lippen und die erschrockenen Augen verrieten, daß er von der Wahrheit der Schreckensnachricht schon durchdrungen war. Ging denn die Welt aus den Fugen, verschwor sich alles, ihn niederzuwerfen? Eben hatte er in seinem Zimmer über einer ärgerlichen Enttäuschung gebrütet, der Brief, der sie ihm gebracht, lag noch offen auf dem Schreibtisch. Seit zwei Jahren hatte Kommerzienrat Frehse den Unterhalt einer jungen Dame, die das Konservatorium der Stadt besuchte und die Tochter eines seiner Fabrikaufseher war, freigebig bestritten, seit einem Jahre der Erwartung gelebt, daß sie seine bewundernden Blicke und die wiederholten Bitten, sie in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen, einladender beantworten würde, als mit verlegenem Augenniederschlag und hastigen Versicherungen ihrer ewigen Dankbarkeit. Er war drauf und dran gewesen, die allzu schüchterne junge Sängerin zu fragen, ob sie ihn nicht auf einer demnächst stattfindenden Reise nach Hamburg begleiten wolle — als ihm der Brief überbracht wurde, in dem Fräulein

Fanny Larisch ihrem Wohlthäter freudig erregt mitteilte, daß sie eine bescheidene aber für sie durchaus passende Stellung an einem schweizerischen Pensionat in Yverdun erhalten und angenommen habe. Da der Antritt sogleich gewünscht werde, habe sie ihre Abreise beschleunigen müssen. Die Zuschrift hatte Otto Frehse im ersten Augenblick mit sprachlosem Ingrimm über die listige kleine Person erfüllt, die so gewandt dem für sie gestellten Garn zu entschlüpfen wußte; im nächsten hatte er sich selbst einen Narren gescholten, daß er der Schönen nicht früher, deutlicher und ein wenig brutaler seine wohlberechtigten Wünsche kundgegeben habe. Ein nächstes Mal — so hatte er sich eben gelobt, als der alte Matthias zum erstenmal anpochte — wollte er sich nicht mit luftigen Hoffnungen hinhalten lassen, wollte Opfer und Lohn besser gegeneinander abwägen, was seiner reifen Lebenserfahrung ohnehin ziemte. Und nun stand er, aus so tröstlichen Vorsätzen aufgeschreckt, der selbstbewußten straffen Haltung, die er sonst zur Schau trug, völlig beraubt, mit zitternden Knien und einem halbblöden Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor, neben dem alten Diener, über dessen fahles Gesicht die schweren Thränen unaufhaltsam rannen und in dessen welken Händen er wiederum einen Brief erblickte. Er brauchte die Aufschrift „Meinem Vater!" nicht erst zu lesen — er wußte ohnehin, daß es das letzte Schreiben des Sohnes an ihn sei, und gewaltsam preßte er die Frage hervor:

„Hat der Konsul denn wirklich? — haben wir keine Hoffnung, Matthias? und ist nach Sanitätsrat Bellinger geschickt worden?"

Da der Alte alle drei Fragen mit heftigem Kopfschütteln verneinte und wiederholt krampfhaft schluchzte: „Ach Herr — Herr!" so mußte der Kommerzienrat sich als Mann zeigen. Er herrschte den Diener an: „Laß uns hinübergehen, Matthias!" und riß den Brief auf, um ihn im Hinübergehen zu lesen. Nun war's zuerst, als ob seine Füße an der Schwelle angewurzelt wären, so schwer wurde ihm ein Schritt vorwärts, und dann tanzten die Buchstaben auf dem Papier vor seinen Augen, und er las plötzlich wieder Zeilen aus dem anderen Brief, den er vorhin erhalten hatte, und sah — verdammt! — die zierliche Fanny statt des toten Sohnes vor sich. Über den langen stattlich geräumigen Vorsaal des alten Patricierhauses hinweg, an den fünf Bogenfenstern vorüber, stürmte er keuchend jetzt dem Gange zu, an dem die Zimmer lagen, die sein Sohn, der Konsul, zuletzt bewohnt hatte. Weit offenstehende Thüren und eine Gruppe händeringender weiblicher Gestalten auf dem Gange belehrten ihn, daß der alte Matthias keine Gespenster gesehen habe, wie er während der wenigen Schritte in irgend einem Winkel seines Gehirns noch gehofft hatte.

Die schluchzenden, flennenden Hausmädchen wichen vor dem Kommerzienrat erschrocken-mitleidig zurück, dem Kutscher, der sich drinnen im Zimmer zu schaffen machte, rief er mit der heiseren Stimme, die doch so merkwürdig scharf und vernehmlich klang, zu: „Anspannen, Friedrich! zum Sanitätsrat fahren, er muß gleich mitkommen! Muß! — hören Sie wohl?" und der Angerufene schien froh genug den Ausgang aus dem Gemach und einen Vorwand zu gewinnen, das Unglückshaus zur schlimmsten Stunde zu verlassen. Der Kommerzienrat wollte noch einige Befehle geben, als er auf einmal entdeckte, daß er allein in dem großen, üppig ausgestatteten Zimmer sei. Der alte Matthias war ihm freilich auf dem Fuße gefolgt, doch sah Otto Frehse weder den Kopf des Alten, der hinter dem linken Thürpfosten hereinlugte, noch hörte er das verhaltene Schluchzen des Dieners.

Er hatte im Hereinkommen ein Gesicht gehabt, als säße sein Sohn Franz in der Ecke eines niedrigen Diwans, und hatte gewaltsam von dort hinweg und nach den Lebendigen geblickt, die er auch ohne Wort gebieterisch hinausscheuchte. Wie er sich jetzt allein wähnte, mußte er seine Augen vom Smyrnateppich und der Pistole erheben, die zwischen dem Diwan und den nächsten Lehnsesseln lag. Der Konsul lehnte dort fast aufrecht zwischen den Kissen, den schwarzen Gehrock und die helle Weste weit offen, das weiße Oberhemd zeigte einen mächtigen kreisrunden Blutfleck. Franz Frehse mußte sich durchs Herz geschossen und so sicher getroffen haben, daß er nur um ein weniges tiefer in die Kissen geglitten war, als er gesessen hatte, als er die weißen Vorderzähne auf

die Unterlippe setzte und den Hahn abdrückte. Den Kommerzienrat wandelte es an, den toten Sohn an den Schultern zu fassen und ihn zu rütteln, wie er ihn in mancher schlimmen Stunde und noch vor acht Tagen gerüttelt hatte, damit der Unselige sich auf sich selbst und auf den gesunden Instinkt besinnen möchte, oben zu bleiben, der im Blute der Frehses lag und den Franz geerbt haben mußte, wenn nur ein Tropfen dieses Blutes in seinen Adern rann. Dann besann er sich, daß er vor Toten Scheu trage, daß er keine Leiche berührt habe, seit er vor länger als dreißig Jahren von seiner Mutter im Sarge Abschied genommen hatte, daß es ihm beim Verlust seiner Gattin, die in Nizza gestorben war, eine Erleichterung gewesen war, daß er — ohne seine Schuld natürlich — nach der Bestattung angelangt war und die Tote nicht mehr zu sehen gebraucht hatte. So sah er jetzt regungslos, ohne daß ihm eine wohlthätige Thräne oder nur ein Zorn über den Ungeratenen, Unsinnigen kommen wollte, in die starren Züge des Toten, der ein Vierteljahrhundert jünger als sein Vater und von stattlicherem Wuchse, doch das weiße Haar an den Schläfen und die tiefen verlebten Einschnitte von der Nase bis zum Munde mit ihm gemeinsam hatte. Der Kommerzienrat hatte den Brief, den er beim Hereinkommen in der Hand trug, vor sich auf den Tisch zwischen die eleganten Rauchgerätschaften geschleudert, er brauchte ihn nicht erst zu lesen. Da vor ihm, in der Bronzeschale, lag ein Cigarettenstummel, der von den letzten Gedanken des Davongegangenen mehr wissen mußte als der einfältige Brief, der die ungerechten Vorwürfe noch einmal erneuern würde, daß er sich selbst nicht in den rasenden Lauf des Sohnes zum sicheren Untergang hineinreißen lassen gewollt hatte. Freilich wenn er bei der letzten bösen Unterredung mit Franz gewußt, geahnt hätte, daß dieser dem verzweifelten Ende so nahe stehe, vielleicht daß er doch zu einem Arrangement die Hand geboten, ihn wenigstens nicht so kurz und schnöd auf seinen stattlichen Gehalt als deutscher Konsul in Tripoli verwiesen hätte. Warum hatte der unselige Mensch seine unsinnigen Forderungen so beihin ausgesprochen, nicht gesagt, daß es sich um Leben oder Tod handle!

Dies alles schwirrte in halben Gedanken, die sich stoßweise, schmerzlich drängten, durch sein Hirn, und dabei konnte er jetzt seine Augen so wenig von der Leiche des Sohnes abwenden, als er sich vorhin getraut hatte, nach ihr hinzublicken. Weil er aber sah, daß der große rote Blutfleck immer wachse, und weil ihm war, als ob der Tote in seiner Diwanecke mehr und mehr zusammensinke, stieg mit einemmal ein alles überwallender erlösender Zorn in ihm auf, er herrschte den alten Matthias und den jungen Diener, der sich vor der offenen Thür herumdrückte, an: „Will mir denn keiner von den verfluchten unnützen Kerlen den Herrn Konsul in sein Schlafzimmer bringen helfen?"

Und da war's schon geschehen, Matthias hatte den Toten zwischen den Armen untergefaßt und lehnte vorsichtig das Haupt an seine Brust; Gottfried ergriff die Füße — man hörte die Zähne des langen Burschen dabei aneinanderschlagen — und so trugen sie ihn zwischen den buntgestreiften seidenen Portieren, die er erst vor drei Monaten beim Beginn seines Urlaubes aus Afrika heimgebracht hatte, hinaus in sein Schlafzimmer und streckten ihn auf sein Bett, das er heute morgen eben nur zum Ende verlassen hatte. Der Kommerzienrat blieb in dem Zimmer, in dem ein Schuß den letzten Punkt hinter eine lange Reihe schlimmer Erlebnisse gemacht hatte, und atmete, ohne es selbst zu wissen, freier auf, als die Leiche aus dem Zimmer war. Mechanisch hob er die Pistole auf, legte sie neben den Brief auf den Tisch und sah sich dann weiter um.

Der Schreibtisch des Sohnes war aufgeräumt, wie er ihn niemals erblickt hatte, auf dem grünen Tuch stand nur das große Schreibzeug von Serpentin, das er dem Sohne geschenkt hatte, als dieser zur Universität ging, daneben lag ein vergilbtes Papier, über das sorgfältig ein weißglänzender Papierstreif quer gelegt war. Frehse trat an den Schreibtisch hin, seine Augen senkten sich auf den Streifen, und in der Handschrift des Sohnes starrten ihm ein paar Zeilen entgegen, die er diesmal doch sogleich las. „Dieser Brief von Hildegard Lindner war der erste, der schwerste Stein unter den vielen, die mich zum Tode getroffen haben. Ich wünsche, daß er im Sarge unter meinen

Kopf gelegt werde, vielleicht ist er im Tode ein sanfteres Kissen, als er mir im Leben war. Franz." Die Handschrift des Mädchens, das ehedem die Braut seines Sohnes gewesen war, erkannte der Kommerzienrat auch noch, obschon er sie seit manchem Jahr nicht erblickt hatte. Otto Frehse murmelte etwas Unhörbares vor sich hin und spürte jetzt doch den Drang, Franzens Abschiedsbrief zu lesen. Er überflog ihn rasch — kurz genug war er — und dann langsamer, bedächtiger, um nichts in und zwischen den Zeilen zu übersehen. Dann nickte er und barg den Brief in seiner Brusttasche, zu Matthias aber, der mit einer stillen Handbewegung nach dem Schlafzimmer an ihm vorbeischleichen wollte, sagte er, nachdem er den jüngeren Diener hatte hinausgehen lassen: „Komm mit, Matthias, ich will draußen sehen, wie ihr meinen armen Jungen gelegt habt. Wir Frehses haben Unglück mit Weibern!" und bezwang sich, die Schwelle des Schlafzimmers zu überschreiten. Vor seinen Augen aber flirrte und flimmerte es, er vermeinte weibliche Züge zu unterscheiden — Hildegard Lindner und wiederum diese kleine Fanny, bis, Gott sei Dank, ein Strom dicker Zähren unter den buschigen Brauen hervorbrach und über sein glattrasiertes Gesicht hinrann.

Während all dies im Hause Frehse vorging, ließ Friedrich, der Kutscher, des Kommerzienrats Pferde durch verschiedene Straßen der Stadt rasen. Sanitätsrat Bellinger war nicht daheim und nicht im Fräuleinstift zu finden gewesen, wohin er jeden Morgen seine erste Ausfahrt richtete; jetzt rasselte das elegante leere Coupé an der Schwanenapotheke vor, wo der begehrte Arzt allmorgendlich einen Liqueur trank und seinem Freunde, dem Herrn Apotheker, gelegentliche Belehrungen über kleine notwendige Abweichungen in den Rezepten erteilte. Und, Gott sei Dank, Doktor Bellinger war zwar auch hier schon fort, aber Friedrich erfuhr wenigstens, nach welcher Straße und welchem Hause der Südvorstadt sich der Sanitätsrat zunächst gewendet habe. Der kommerzienrätliche Kutscher begriff zwar nicht, was der Arzt dem toten Konsul noch helfen sollte, aber er kam pflichtgetreu dem erhaltenen Auftrag nach; je länger es dauerte, um so besser konnte man ja dem unheimlichen verstörten Wesen zu Hause entrinnen. Er ließ also getrost die Rappen nach der weiten Südvorstadt hinauslaufen.

In dem Hause der Rheinstraße, dessen Nummer Elf sich der Kutscher in der Schwanenapotheke ordentlich eingeprägt hatte, lag in der That im dritten Stockwerk ein Kranker, dessen Genesung von einer ziemlich bedenklichen Lungenentzündung Sanitätsrat Bellinger nach Kräften gefördert hatte. Dennoch sehnte sich der Bewohner des dritten Stockwerks weder nach seinem Arzt, noch dachte er zu dieser Stunde an ihn. Er hatte in aller Morgenfrühe auf Anordnung Bellingers ein Bad genommen und danach, zum erstenmal seit Wochen, sein Wohnzimmer, das in peinlicher Sauberkeit prangte, wieder betreten. Freilich nach dem Arbeitstisch unmittelbar unter dem hohen breiten Fenster, das das Licht schräg auf seine Platten und Werkzeuge fallen ließ, hatte Professor Herbert Rothe, der berühmte Kupferstecher, heute nur erst einen sehnsüchtigen Blick hinüberschicken dürfen. Aber an den beiden hohen Bücherborden, die eine ausgewählte, in geschmackvollen Einbänden prangende Bibliothek trugen, war er matten Fußes hingegangen und hatte sich im Vorüberstreichen ein paar Bände Raabescher Novellen aus den Reihen genommen und sie auf den kleinen Tisch neben der Ottomane gelegt, auf der er jetzt sorgfältig in eine Decke gehüllt und von Kissen gestützt sich niederlegte. Er wollte lesen, aber er brachte es nur dazu, eines der Bücher aufzublättern. Erst sah er mit befriedigtem Ausdruck im Zimmer umher und erinnerte sich, wie fest überzeugt er während der schlimmsten Fiebertage gewesen war, daß er diese Wände mit ihren Stichen und Gipsen, die alten Schränke mit florentinischen Majoliken nicht wiedersehen werde. Dann verweilten die Augen des Genesenden auf der lustig im Kamine lodernden Flamme und hafteten zuletzt auf einem roten Nelkenstrauß, der seinen Platz neben den Büchern auf dem Tischchen gefunden hatte. Allerlei Traumhaftes schien ihm mit dem Duft der Nelken entgegenzuhauchen, er schloß die Augen und lehnte den Kopf in die Kissen zurück. Aber er sollte jetzt nicht Ruhe finden. Der Krankenwärter, ein hagerer, leis vor sich hin

hüstelnder Mann, der vorhin das Feuer aufgeschürt, die Decke um seinen Pflegebefohlenen gelegt, draußen im Schlafzimmer aufgeräumt und sich zuletzt still im Vorraum zum Lesen des städtischen Morgenblattes zurückgezogen hatte, trat plötzlich wieder ein; auf seinen Zügen hätten auch minder scharfe Augen, als die dunklen des Kupferstechers waren, eine gewisse feierliche Erschütterung wahrgenommen. Er winkte mit drei mageren Fingern seiner Rechten: „Herr Professor erhalten Besuch. Die beiden Damen sind draußen."

Der kranke Künstler richtete sich jäh auf, so hoch es seine liegende Stellung und der Wärter Martin Stühmke, der ihn sanft bei den Schultern wieder niederdrückte, erlauben wollten. „Wer — sagen Sie?"

„Die beiden Damen, die ein paarmal nach dem Herrn Professor gefragt und alle Tage geschickt — und gestern gegen Abend den Blumenstrauß gebracht haben."

„Fräulein Hildegard — die Damen sind selbst draußen und wollen nach mir sehen?" Herbert Rothe schickte einen Blick an seinem Oberleib herab, er trug eine noch leidliche braunsammetne Ärmelweste, unter der das weiße Oberhemd hervorschien — so durfte er wohl einen Krankenbesuch annehmen. In merklicher Aufregung sagte er: „Aber so lassen Sie doch die Damen draußen nicht warten, Stühmke! Und setzen Sie Stühle hierher," und seine Hand wies auf den Teppichrand zwischen Ottomane und Kamin.

Die Augen des Künstlers waren schon sehnsüchtig der Thür zugewandt, der Krankenwärter verstand auch, daß er zuerst die Besuchenden eintreten lassen solle, er ging rasch hinaus und öffnete dann von außen her die Thür noch einmal weit und respektvoll. Über die Schwelle traten zwei Damen, voran eine kleine ältliche, die dem Kranken gleich beide runzelige Hände entgegenstreckte und mit der lautschallenden Stimme, mit der Schwerhörige zu sprechen pflegen, ihn anrief: „Guten Morgen, guten Morgen, lieber Professor, und Gott sei gepriesen, daß es endlich wieder ein guter Morgen für Sie ist! Sie können sich denken, wie Hilda und ich um Sie gesorgt haben." Sie hielt ihm dabei das Mundstück eines Hörrohrs hin, um nichts von seiner Antwort zu verlieren, er aber nahm es zunächst nicht, denn seine Rechte hielt jetzt die Hand der jüngeren Dame umschlossen, die noch auf der Schwelle ihren Schleier über den Hut zurückgeschlagen und aus großen dunkelblauen Augen einen Blick auf ihn gerichtet hatte, der einen freudigen Schein im blassen Gesicht Herberts erweckte. Und dann war sie an sein Lager getreten und hatte ein Veilchensträußchen in seine linke Hand gelegt — „Ich sage wie die Tante, Gott sei Dank, lieber Professor. Aber jetzt legen Sie auf der Stelle den Kopf zurück — wenn Sanitätsrat Bellinger Sie so sähe, würde er die Erlaubnis zum Besuch bei Ihnen bereuen, die er uns gegeben hat."

Der Genesende hielt die feine Hand der Besucherin, die er mit seinen bleichen Lippen zuerst geküßt, noch immer fest, und achtete nicht darauf, daß er die schlanken Finger mit Thränen feuchtete. Die junge Dame zog den Stuhl, den der Krankenwärter für sie hingestellt hatte, ein wenig mehr nach dem Fußende des Sofas, vielleicht um ihre Hand frei zu bekommen, vielleicht auch um den bewegten Mann auf die Tante hinzuweisen, die eine Ansprache erwartete. Rothe besann sich, ergriff endlich das Schallrohr und rief der älteren Dame ein paar begrüßende und dankende Worte durch das Hörnchen zu, das sie an ihr Ohr preßte. Sie nickte befriedigt und sagte: „Alles recht — alles recht, Professor. Kommen Sie rasch zu Kräften, daß wir Sie bald bei uns sehen. Und nun wird Hildegard eine Welt mit Ihnen zu reden haben, was für mich zu beschwerlich wäre. Ich sehe dort auf Ihrem Tisch noch die Raphaelblätter von Amor und Psyche — freue mich, sie einmal ruhig genießen zu können."

Ehe der Kupferstecher etwas einzuwenden vermochte, war sie entschlossen auf den Tisch losgeschritten, schob sich einen Lehnstuhl heran und schlug die braune Leinwandmappe auf, die Rothes Stiche nach dem anmutigen Freskencyklus der Farnesina barg. Herbert Rothe und ihre Nichte blickten ihr nach, ehe sie einander zum zweitenmal ansahen, und Fräulein Hildegard, die bemerkte, daß die Augen ihres Gegenüber noch feucht schimmerten, nahm rasch das Wort: „Wir sind gekommen, lieber Freund, so bald es nur

möglich war Die bösesten Tage liegen ja nun hinter uns -- es waren wirklich ein paar recht böse dabei."

„Das soll Gott wissen!" sagte der genesende Künstler, und ein eigentümlicher Ausdruck trauriger Rückerinnerung ging über sein Gesicht. „Das Ende ist nie willkommen, wenn man sich einbildet, noch viel zu thun zu haben. Aber doch war mir am schlimmsten Tage nicht der Tod das Schmerzlichste! Mitten im Fieber fühlte ich, daß die Sehnsucht nach Ihnen noch brennender war, und der Verzicht auf ein gutes Wort zum Abschied fiel mir gewaltig schwer, Fräulein Hildegard!"

„Warum ließ mich auch Bellinger nicht wissen, daß es so mit Ihnen stand, lieber Professor!" sagte Hildegard befangen vor sich niederblickend. „Sie können doch nicht zweifeln, daß ich zu Ihnen gekommen wäre, wenn ich geahnt hätte, daß Gefahr im Verzug war."

„Wie darf ich zweifeln, da ich Sie heute hier sehe?" entgegnete Rothe und legte jetzt wirklich seinen Kopf auf das Kissen, als wolle er sie die Bewegung nicht sehen lassen, die er niederkämpfte. „Ich bin ja glückselig, Sie wiederzusehen, und so dankbar, daß Sie mit Tante Anna gekommen sind. Aber es bleibt doch wahr, daß ich beinahe gestorben wäre, ohne Ihnen Lebewohl sagen zu können. Seit ich wieder hoffe, habe ich viel nachdenken müssen, wie sich nun unser Nebeneinanderleben gestalten soll."

„Ich denke gut, wie zuvor!" rief Hildegard, die mit mutigem Lächeln eine Art Verlegenheit verdeckte. „Bis Sie wieder ausgehen können, besuche ich Sie mit der Tante noch ein paarmal. Und Ihr erster Ausgang muß zu uns sein. Sie kommen dann wieder wöchentlich dreimal und wenn Sie wollen auch öfter, ich nehme wieder italienische Stunden bei Ihnen — wir lesen wie ehedem und Sie bleiben dann zum Thee oder gehen in den Klub — wie Ihnen gerade zu Mute ist. Ihre Krankheit ist eine Erschütterung für uns alle gewesen, aber nun soll sich unser Leben wieder einrichten, friedlich wie vor Ihrer Erkältung, die sich Ihr Eigensinn geholt hat, als Sie uns durchaus über den Erlensee rudern wollten."

„Gut und friedlich wie zuvor, Fräulein? In der Phantasie eines Genesenden leuchteten bessere Worte. Warum nicht schöner, glücklicher?"

„Weil wir froh sein müssen, wenn das Gute, das wir haben, dauert!" sagte Hildegard. Sie sprach unwillkürlich leiser, aber in ihrer angenehmen Stimme war ein scheltender Klang. „Wir sollen uns nichts mehr wünschen, wenn das, was wir besitzen, uns wirklich etwas ist."

„Sie wissen gut genug, daß es mein Alles ist, Hildegard!" erwiderte Herbert Rothe und richtete sich auf seiner Ottomane wieder empor, um seiner Besucherin fest ins Gesicht zu sehen. „Wie ich fiebernd dort draußen lag" — er zeigte nach seinem Schlafzimmer — „habe ich mir nichts Besseres gewünscht, als noch einen solchen Abend mit Ihnen und Tante Anna, aber mit jeder Stunde, die es besser wurde, stand es mir auch vor Augen, daß noch etwas Besseres in der Welt sei und daß das Leben, was wir uns aufgebaut haben, alsbald zusammenfallen kann, wie ein Kartenhaus."

„Alles Leben ist ein Kartenhaus," unterbrach ihn Hildegard. Sie hatte sich vom Stuhle erhoben, als ob sie vom Lager des Mannes hinwegtreten wolle, doch entweder besann sie sich oder der bescheiden bittende Blick des Künstlers that seine Wirkung, sie setzte sich langsam wieder auf den Rand des Stuhles nieder, indes er fortfuhr: „Es wird doch noch ein Unterschied sein, ob man nur gute Stunden oder gute Jahre miteinander lebt. Und Fräulein Hildegard — Tante Anna wird älter; wenn sie vor der Zeit heimginge, in der wir beide grau werden, dann stehen Sie allein wie ich, und um der Welt willen muß der freundschaftliche Verkehr, der mich so unendlich und auch Sie wohl ein wenig beglückt, aufhören. Ich mag's nicht denken, was dann über uns kommt, und muß denken, daß dies alles nicht zu sein brauchte, wenn Sie mir erlauben wollten, eine Frage noch einmal zu thun, die ich vor anderthalb Jahren an Sie gerichtet habe."

Jetzt erhob sich die junge Dame wiederum von ihrem Sitz und diesmal so ungestüm, daß die schwerhörige Tante nach ihr herübersah und gutmütig sagte: „Streitest du schon wieder mit dem Professor? Schickt sich das

auch für einen Krankenbesuch?“ Hildegard aber that nur einige Schritte im Zimmer hin und her und trat dann doch wieder an das Lager Rothes.

„Sie regen sich unnötig auf, lieber Professor! Und die Tante hat recht, das ist kein Gespräch für einen ersten Besuch. Doch auch für später bitte ich Sie inständig, um meinetwillen wie um Ihretwillen, die Frage nicht zu thun.“

„Um Ihretwillen auch, Hildegard? Um meinetwillen, das verstehe ich, so schmerzlich es ist, daß Sie keinen Glauben daran fassen können, daß ich mich herausarbeite. Aber auch Sie?“

„Um meinetwillen vor allem, mein Freund!“ gab Hildegard zurück, deren Wangen sich leicht gerötet hatten und die mit einem offenen mutigen Blick dem etwas verdüsterten Ausdruck ihres Gegenüber begegnete. „Ich habe niemals davon gesprochen — Sie wissen, daß ich vor zehn Jahren, ich war noch nicht achtzehn, schon verlobt war. Ich denke nur mit Schmerzen an die Zeit, aber ich habe meinen Bräutigam geliebt und bis heute nicht vergessen, was mir die notwendige Losreißung von ihm gekostet hat. Damals habe ich mir gelobt, nie wieder einen Traum von Glück in mir lebendig werden zu lassen!“

„Sie haben sich Ihr Wort gehalten, wahrlich! Und wenn ich freilich an Franz Frehse, den Konsul, denke — er war doch Ihr Verlobter? — nimmt mich's nicht wunder, daß Sie an keinen von uns glauben — obschon wir doch nicht alle ihm gleichen. Je mehr Sie gelitten haben, um so näher läge es freilich einem ehrlichen Herzen, Sie für alles zu entschädigen, was der wüste herzlose Gesell Ihnen angethan hat. Doch Sie wollen nichts davon hören, und ich schweige wieder, wie ich schon Jahre geschwiegen habe.“

„Nicht so, mein Freund, nicht so!“ rief Hildegard, den Empfindlichen beschwichtigend. Aus ihren Augen sprach eine stumme Bitte, ihr nicht weh zu thun, vor der er beschämt die seinen niederschlug. Sie bedachte sich einen Augenblick, ob sie mehr sagen solle, und fuhr dann leise fort: „Wir wollen nicht niederschweigen, was zwischen uns ist, Herbert. Ich will Ihnen Rede stehen, nur eine Stunde dazu abwarten, die sich besser eignet als diese erste Stunde, in der ich nichts wollte, als mich an Ihrer Genesung freuen! Brauche ich Ihnen denn noch zu sagen, daß ich wohl weiß, wie anders, wie ganz anders Sie sind, als der unselige Mensch, der über alles wegstürmend nur sich selbst, ach nicht einmal sich selbst, nur seinem prahlerischen Genuß lebte? Aber ich habe doch einmal die hoffnungsfrohe Jugend an ihn verloren und bin von dem Gifte, das ich damals trinken mußte, nur kümmerlich genesen. Als Sie mir vor zwei Jahren zu Weihnachten Ihre prächtige Radierung, den Eros mit gebrochenem Flügel, schenkten, verstand ich Ihre leise Mahnung ganz gut und wäre froh gewesen, wenn ich mit Ihnen glauben könnte, daß Eros sich auch mit einem Flügel wieder erhebt. Ihr Bild ist köstlich, aber ich weiß leider, daß dem kleinen Gott immer beide Schwingen zugleich geknickt werden. Ich trage keine Schuld, daß mir dies widerfahren ist, und Sie keine, daß Sie vierzig Jahre alt geworden sind, ehe Ihnen der Wunsch erwacht ist, am eigenen Herde zu sitzen.“

Hildegard wollte dem Freunde ihre Hand reichen, er nahm sie nicht und sah mit bitterem Ausdruck in den leidenden Zügen auf die Decke seines Lagers herab. Und dann sagte er vor sich hin, und im Ton seiner Stimme war ein leiser Groll: „Vierzig Jahre alt geworden und mit allen schlimmen Eigenschaften eines hartnäckigen Junggesellen. Er hat Gewohnheiten, die man an einem Freund mildlächelnd erträgt, aber niemals an seinem Manne. Er lebt tiefer in die Nacht hinein, als ihm gut ist, und die Flasche ist, wie Sie fürchten, Herr über ihn. Eine feinfühlende Frau kann sich damit nicht zurecht finden.“

Er hätte wohl noch eine Weile in diesem Ton weiter geredet, wenn er nicht mit einmal gewahrt hätte, daß die schlanke Gestalt seiner Besucherin von einem heftigen Beben durchschüttelt wurde und nun jäh aufblickend in Zügen und Augen des Mädchens schmerzliche Vorwürfe las. Über die Lippen Hildegards kamen nur ein paar schwerwiegende Worte: „Wir müssen abbrechen, lieber Professor! Was doch alle Männer grausam sind gegen sich und gegen Menschen, die sie lieb haben, und am liebsten gegen beide zu-

gleich! Ein andermal — nicht heute mehr — ich bitte Sie wieder um Ihretwillen und meinetwillen!"

Sie hätten ohnehin die seltsame Unterredung nicht fortsetzen können; Tante Anna, die schwer hörte, aber scharf sah, war allmählich doch sehr aufmerksam geworden, und Stühmke, der Krankenwärter, steckte seinen Kopf wieder einmal zur Thür herein: „Der Herr Sanitätsrat kommt eben die Treppe herauf!" Fräulein Hildegard gewann auf der Stelle die Haltung, die sie für den Eintritt des Arztes wünschte, zurück, sie mußte dem erregten Künstler erst noch einmal die Hand reichen, diesmal als stumme Mahnung, sich zu fassen. Ein dünnes Lächeln, über dem die Augen Herberts noch immer fast düster standen, sagte ihr, daß er ihre Mahnung verstehe, und so flüsterte er nur noch: „Haben Sie Dank für Ihren Besuch, Fräulein Hildegard. Ein andermal erlauben Sie mir nur noch eine Frage zu thun — nicht die, die Sie fürchten. Nein, eine andere — aber nicht heute. Heute will ich Ihnen nur danken, Ihnen und Tante Anna, und mich beeilen, daß ich Ihnen den Besuch so bald als möglich zurückgeben kann."

„Aber nicht zu früh, Herr Professor — nicht zu früh!" rief die alte Dame, die jetzt wieder an seinem Lager stand und der er die letzten Worte ins Hörrohr gerufen hatte. „Pflegen Sie mir den Professor gut, Stühmke, und passen Sie wohl auf, wenn der Sanitätsrat den ersten Ausgang erlaubt!"

Man reichte sich noch einmal die Hände, und die Damen beeilten sich, den Ausgang zu gewinnen, ehe der Sanitätsrat, den sie draußen prusten hörten, in das Zimmer eintreten konnte. Auf dem Treppenabsatz vor der Wohnung des Professors trafen sie doch mit Doktor Bellinger zusammen, der die alte Dame und Fräulein Hildegard gleich jovial begrüßte und letztere ansprach: „Guten Morgen, Fräulein Lindner, ich werde Sie auf Störung meiner Praxis verklagen. Ihr Besuch hat sicherlich alles unnötig gemacht, was ich unserem Professor heute verschreiben könnte! Wiederholen Sie nur Ihren Besuch, übermorgen etwa — 's hilft immer der Genesung nach, und Herbert Rothes Geduld als Kranker hat vielleicht am längsten gewährt. Nun will ich sehen, was Sie ausgerichtet, hoffentlich haben Sie nicht zu viel gethan, wie die meisten jungen Ärzte!"

Er konnte die Röte nicht verstehen, die die Wangen der jungen Dame in Erinnerung an die letzte Wendung, die das Gespräch mit dem Künstler genommen hatte, jetzt überflog. Denn Hildegard Lindner stieg an der Seite der Tante so eilig die Treppe hinunter, als halte sie es für möglich, daß der Sanitätsrat sie noch einholen und ihr Vorwürfe machen könne. Verwundert sah die Tante auf die erregte Nichte und wollte sich eben in sanften Vorwürfen ob der unnötigen Hast ergehen, als plötzlich ihre Augen blitzgeschwind denen Hildegards folgen mußten, die durch das offene Hausthor betroffen auf die Straße hinausblickten. Draußen hielt die Privatdroschke des Sanitätsrats Bellinger mit dem melancholischen Braunen, der nach des Arztes oft wiederholtem Bericht aus dem Graditzer Gestüt stammte und sich wahrscheinlich dorthin zurücksehnte. Auf dem Bock hatte Jakob Richter, der Kutscher und Diener in einer Person war, im Halbschlaf gesessen, und plötzlich war das Coupé des Kommerzienrats herangedonnert, Frehses Friedrich hatte die Rappen neben dem Braunen pariert, den auffahrenden Jakob mit dem Ende seiner Peitschenschnur ein wenig um Nase und Schnurrbart gekitzelt und dem Erstaunten zugeherrscht: „Gieb deine Zügel, Jakob, und hole sogleich deinen Alten herunter. Er soll sich eilen — und in unserem Wagen zu uns kommen — du kannst heimfahren, und ich will meinen Schwarzen Beine machen. Bei uns ist der Teufel los, der Junge hat sich erschossen!"

„Hat er sich? Was soll da mein Sanitätsrat noch?" fragte der ärztliche Kutscher, stieg aber doch gehorsam vom Bock herunter und vertraute sein Pferd der Obhut Friedrichs an.

„Gieb nur und geh und bring den Doktor bald — er soll's wohl untersiegeln, daß der Konsul wirklich tot ist!" sagte dieser laut genug, um in jeder Silbe von der drei Schritt vor dem Hausthor stehenden jungen Dame verstanden zu werden. Hildegard Lindner hatte mit der Rechten den Arm ihrer Tante umfaßt, ihr erstes leichtes Erschrecken war rasch von einem heftigeren tieferen abgelöst worden. Sie hatte vorhin den Wagen

des Kommerzienrats Frehse erkannt und besorgt, daß der Bankherr selbst oder gar sein Sohn, der Konsul, heraussteigen und ihr begegnen würde. Und nun war die Schreckensnachricht von der Katastrophe im Hause Frehse an ihr Ohr geschlagen — ein plötzlicher Frostschauer durchschüttelte sie, sie hatte bis zu dieser Minute nicht gewußt, daß die Vergangenheit mit so harter Hand ins Heute des Menschen eingreifen könne. Ohne sich nur Zeit zu lassen, um der schwerhörigen Tante, die nichts begriff und doch die Bestürzung ihrer Nichte wahrnahm, ein Wort der Erklärung zu geben, zog sie Tante Anna auf das Trottoir hinaus und wandte das bleiche Gesicht zu Friedrich empor, der von seinem Bock mit völlig gleichgültigem Gesicht dem ärztlichen Kutscher ins Haus hinein nachgeblickt hatte und jetzt zusammenfahrend die Dame erkannte.

„Sie sind im Dienst von Kommerzienrat Frehse! Habe ich recht verstanden, daß Herr Franz Frehse, der Konsul, plötzlich gestorben ist?“

„Hat sich diesen Morgen erschossen!“ entgegnete Friedrich mit allem Gewicht, das ihm der Besitz der düsteren und erschreckenden Neuigkeit verlieh.

Dabei starrte er das schöne Mädchen an, das mit bebenden Lippen weiter fragte: „Der unglückliche Vater weiß es schon?“

„Hat mich nach dem Sanitätsrat bis hier heraus geschickt,“ versetzte der Kutscher.

Sein Ton brachte es Hildegard zum Bewußtsein, daß sie beobachtet werde, und so bezwang sie sich, nur noch eine einzige Frage zu thun: „Ist Fräulein Riekchen, die alte Wirtschafterin, noch beim Herrn Kommerzienrat im Hause und Matthias noch im Dienste?“

„Zu Befehl, Fräulein Lindner, sind beide noch im Dienst,“ gab der Kutscher zurück, der es sich nicht versagen mochte, die bestürzte Dame wissen zu lassen, daß er sie kenne.

Hildegard aber wandte sich mit kurzem Dank von ihm ab, sie hatte ein Gefühl, als ob eine Thränenflut an ihre Augen poche, und sie hätte um alles in der Welt nicht hier auf der Straße weinen mögen. Sie zog mit fast ungestümer Bewegung Tante Anna noch einige Schritte hinter sich drein, bis sie sich besann, daß sie der alten Dame ganz sinnlos erscheinen müsse, und das Hörrohr zu Hilfe nahm, um ihr zuzurufen, daß sie soeben den Tod des Konsuls Franz Frehse, ihres früheren Verlobten, erfahren habe. Die Folge war, daß Tante Anna auf der Stelle stehen blieb und mit einem tiefen Seufzer in die feuchten Augen ihrer Nichte sah: „Franz Frehse, Kind? Nun, wir danken ihm im Leben wenig Gutes, und wo mir recht ist, ist er wieder zu böser Stunde für uns gestorben.“

Hildegard mochte ihr nicht erwidern, daß sie gerade das Gegenteil denke. Seit wenigen Minuten stürmten dunkle und schlimme Erinnerungen verworren auf sie ein, die Nachricht vom jähen Ende des ehemaligen Bräutigams erschütterte sie um so tiefer, als mit einem Schlage die trostlosen Tage und die schlaflosen Nächte wieder vor sie traten, in denen sie dies Ende vorausgeahnt hatte. Doch dabei war's ihr zu Mut, als ob es eine Warnung für sie selbst sei, daß sie eben zu dieser Stunde und vor diesem Haus von der düsteren Kunde betroffen worden war. Mehr als einmal hatte sie in der Stunde dort oben in der Wohnung Herbert Rothes ein Verlangen überwallt, die Schranke niederzubrechen, die sie so fest zwischen sich und dem Freunde aufgerichtet hatte. Und jetzt, wo sie allen Schmerz, alle Bitterkeit erwachen fühlte, die die Liebe zu Franz Frehse vor Jahren über sie gebracht hatte, jetzt meinte sie zu erkennen, daß es Täuschung und schmeichelnder Selbstbetrug gewesen sei, der sie schon so oft und zumal während der Krankheit des Künstlers weicher gestimmt hatte. Kein Mann war es wert, daß ein Mädchen ihr Leben und ihre Zukunft ihm rückhaltlos vertraute — gewiß, Herbert Rothe war besser als jener Unselige, der sich selbst den Tod gegeben hatte, war treuer und reiner als hundert andere. Am Ende war er doch ein Mann mit Neigungen und Gewöhnungen, die einem schwere Enttäuschung und den kargen Rest Sonnenscheins kosten konnten, der ihrem Leben geblieben war. Das erregte Mädchen bat die alte Verwandte, ihr die wortlose Eile zu verzeihen, mit der sie jetzt nur ihrer Wohnung zustrebte. Daheim sollte Tante Anna alles, alles erfahren.

Doch auch längst nachdem Hildegard Lind-

ner mit ihrer Tante das kleine Gartenhaus, das sie in der Ostvorstadt bewohnte, erreicht hatte und zwischen ihren Blumen, Bildern und Büchern rasten durfte, blieb sie wortkarg genug. Sie erzählte mit plötzlichem krampfhaftem Schluchzen der Tante, was sie über Franz Frehses Tod vernommen hatte, und gab auf das verwunderte Wort der alten Dame: „Du weinst, Hildegard? Du liebst ihn noch?" nur die herbe Antwort: „Ich weine, daß ich ihn je geliebt habe," setzte sich aber dann trockenen Auges und völlig stumm an ihren Schreibtisch, um ein paar kurze Briefe aufs Papier zu werfen. Tante Anna mochte sich das, was in der Seele ihrer Nichte emporgestürmt war, nach ihrer Weise zurecht legen und deuten. Hildegard fühlte mit dumpfer Überraschung, daß sie von Schatten umringt sei, die sie längst, längst hinter sich gewähnt hatte. Wieder einmal mußte sie der trügerischen Glücksschauer denken, die sie damals durchrieselten, als der stattliche, ritterliche Franz um sie geworben und sie zuerst in seinen Armen gehalten hatte. Und wieder der Stunden, wo sie an der Natur ihres Verlobten irr geworden war, sich unter heißen Thränen über die Niedertracht der Welt gegen Warnungen von außen und gegen die erkältende Sorge gewehrt hatte, die wie ein Wurm zu ihrem Herzen emporkroch und, hundertmal abgeschleudert, hundertmal wiedergekommen war. Und wieder endlich der dunklen Tage, da sie klar gesehen hatte, daß Franz Frehse in zügelloser Genußsucht einem Abgrund entgegentreibe, da seine Küsse und Beteuerungen ihre Klagen nicht mehr erstickt, ihre Augen nicht mehr geblendet hatten, alle die Tage bis zu dem letzten, wo sie jeden Buchstaben eines Trennungs- und Abschiedsbriefes sich abgerungen hatte. Und mit den Erinnerungen dieser Tage wirbelten andere herauf, an leere, hoffnungslose, zu Jahren gedehnte Zeiten, in denen Hildegard ihr zuckendes Herz vergeblich zur Ruhe zu sprechen gesucht hatte, in denen ihr schließlich nur die betäubende Arbeit wohlthätig geworden war. Sie hatte sich auferlegt, an einer Frauen-Kunstgewerbeschule der Stadt unentgeltlich Unterricht zu erteilen, Sorge für ihre Schülerinnen zu tragen, sich selbst zu bescheiden, um mit den Zinsen ihres Vermögens anderen beistehen zu können. Und mit alledem, wie schwer war es dennoch geworden, zuerst den Unwürdigen zu vergessen und dann jedes Glückverlangen zu verscheuchen, das ihre noch immer jugendliche Stirn umspielen wollte. Wie lange hatte sie gerungen, ehe sie ruhig geworden war und das Glück gleichmäßig ruhiger Tage über alles schätzen gelernt hatte! Ja, und hatte sie es denn gelernt? Durchschauerte sie nicht eben jetzt die Gewißheit, daß sie im Begriff gewesen sei, alles Errungene für einen neuen trügerischen Traum aufs Spiel zu setzen? Sie wußte seit langem, daß Herbert Rothe mit leidenschaftlicher Neigung an ihr hing und doch nicht wagte, sie zum Weibe zu begehren, und sie hatte seit kurzem gefühlt, daß sie selbst nicht mehr völlig Herrin ihrer Empfindungen sei. Wenn es denn so war, wenn sie den Künstler liebte, so mußte diese Liebe der tief verborgene Untergrund ihrer Freundschaft bleiben. Aber nimmermehr durfte sie einem Manne unabweisliche Rechte über ihr Leben und ihre Person geben — wußte sie doch, daß sie einen zweiten Sturz, gleich jenem ersten, nicht überleben würde. Und die Wucht schmerzlicher Erinnerungen, die so plötzlich auf sie drückte, galt ihr vor allem als ernste Mahnung, auf der Hut zu sein und ihre dunklen Empfindungen erbarmungslos ans Licht zu ziehen und zu überwinden.

Doch während Hildegard mit schmerzendem Kopf, stumm vor sich niederblickend, dies alles bedachte, wühlte zugleich ein dunkles Verlangen in ihrer Seele, das vorhin bei der ersten Kunde von Franz Frehses frühem Tode jäh erwacht war. War es irgend möglich, so wollte sie den Toten noch einmal sehen, ihr war's, als könnte ihr der Blick in sein Gesicht noch irgend etwas offenbaren. Und wenn auch nicht, so hatte sie den Geschiedenen doch ehedem geliebt, geliebt mit aller Kraft eines achtzehnjährigen Herzens; es ziemte sich nicht, daß sie feig vor dem Abschied zurückschrak. Zweifel und bange Bedenken, die sie beschlichen, solange der Tag noch währte, kämpfte sie nieder, und als die Dämmerung hereinbrach, erhob sie sich aus ihren Träumen, ging in ihr Schlafzimmer und kehrte nach einer Viertelstunde, zu einem zweiten Ausgang unscheinbar und dunkel gekleidet, an den Theetisch Tante Annas zurück.

„Du willst ausgehen, Kind?" fragte die alte Dame, die ungefähr erriet, was im Herzen ihrer Nichte vorging und in den letzten Stunden mit tiefer Bekümmernis nicht an den Konsul Frehse, wohl aber an den Kupferstecher gedacht hatte, der ihr lieb wie ein Sohn war. Sie fühlte, daß alles, was auf gutem Weg gewesen, durch diesen erschütternden Zwischenfall gehemmt, vielleicht zerstört sei. Und zum Überfluß beschlich sie, wie sie Hildegard gegenüber saß, die im Schein der Lampe doppelt bleich aussah, die quälende Frage, ob damals, in der bösen Zeit, als Ringe und Briefe zurückgegeben wurden, ihre Nichte unbedingt im Recht gewesen und heute vollkommen ruhig in ihrem Gewissen sei. Nie bis zu dieser Stunde hatte sie daran gezweifelt, und darum klang die Frage: „Du willst ausgehen, Kind?" bekümmerter, als es dem Sinn der Worte angemessen war.

„Nur zu Gärtner Harkort, Tante!" rief Hildegard. „Ich will bei Harkorts einen Palmenzweig bestellen und Riekchen, der Wirtschafterin von Kommerzienrat Frehse, sagen, daß sie den Palmenzweig ohne Karte und Namen zwischen die anderen legen soll."

„Wenn du es für nötig hältst und wenn es dich beruhigt," gab die alte Dame offenbar ein wenig bestürzt zurück.

„Es würde mir unnatürlich erscheinen, wenn es unterbliebe," entgegnete Hildegard. Sie senkte den Kopf auf ihre Theetasse herab, damit Tante Anna den Schimmer nicht sehen sollte, der plötzlich ihre Augen feuchtete. Wie war es widerspruchsvoll, daß sie zugleich mit finsterem Groll an alles denken mußte, was der Tote ihr vor Zeiten zugefügt hatte, und nun doch wehmütige Trauer um ein verwüstetes Menschenleben und um lichte Hoffnungen von ehedem empfand! Gewaltsam raffte sie sich auf. „In einer Stunde bin ich zurück, Tante — ich werde alles so ordnen, daß wir uns nicht wieder darum zu bekümmern brauchen." Wozu hätte es frommen sollen, wenn sie der zaghaften alten Dame durch das Hörrohr kundgegeben hätte, daß sie noch einen ganz anderen Weg vorhabe als den zum Gärtner und zu der alten Wirtschafterin des Frehseschen Hauses. Besser war, sie that zuerst, wozu es sie trieb, seit sie vorhin vom Kutscherbock herab die Kunde vom Tode des Konsuls vernommen hatte, und sagte dann offen, was geschehen war.

Es war völlig dunkel geworden, als Hildegard Lindner ihren Weg antrat. Bis zum Blumenladen des Gärtners ging sie mit ihrem gewöhnlichen Schritt und grüßte ein paar Begegnende, die sie im Licht der eben entzündeten Straßenlaternen erkannten, unbefangen freundlich, wie sie zu grüßen gewohnt war. Doch sobald sie den Palmenzweig bestellt und bezahlt und seine unauffällige Abgabe im Frehseschen Hause angeordnet hatte und nun wieder hinaustrat, zog sie ihren Schleier ins Gesicht und schob den breiten Kragen ihres Regenmantels höher. War es ihr doch schon im Laden gewesen, als ob die Verkäuferin ihr mit Neugier ins Gesicht geschaut hätte, und wünschte sie doch jetzt womöglich von niemand gesehen zu werden. Sie näherte sich durch winkelige und dunkle Gäßchen, die sie sonst kaum je betrat, dem Hause des Kommerzienrats und entschuldigte den wunderlichen Weg bei sich selbst mit den Erinnerungen, daß ja Friederike Weiland, die Wirtschafterin, ihre Zimmer im Hinterhause des großen alten Baues habe. In Wahrheit war es ihr nur um Verborgenheit zu thun. Und ein paarmal unterbrach sie ihren Gang und erinnerte sich, daß nichts in der Welt sie zwinge, den toten Franz Frehse wiederzusehen. Dennoch eilte sie jedesmal weiter und durchschritt, am hinteren Thor des Hauses angelangt, ohne Zögern und Besinnen den Hof bis zu einer rechten Seitentreppe, die, wie sie aus alten Zeiten wußte, zu den Wohnräumen der Dienerschaft führte. Sie traf hier auch schon auf den ersten Stufen ein junges Dienstmädchen, an die sie die Frage richtete, ob Fräulein Weiland zugegen und in ihrem Zimmer sei? Das Mädchen erwiderte ein trockenes: „Jawohl, dort rechts die dritte Thür," sie hatte heute schon zu viel fremde Gesichter im verstörten Hause erblickt, als daß ihr eines mehr aufgefallen wäre. Hildegard, die auch diese Thür von früher her gut genug kannte, stand im nächsten Augenblicke davor und pochte nun doch etwas schüchtern und zaghaft an. Mit um so festerem Schritt trat sie über die Schwelle, sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und ihr prüfender Blick begegnete

dem fragenden, den eine kleine alte Dame, die sich, das Metermaß in der Hand, aus einer Woge schwarzen Stoffes erhob, der Eintretenden entgegenrichtete.

Der Ausruf: „Jesus, Fräulein Lindner!“ gab ihr wenigstens Gewißheit, daß sie auf der Stelle erkannt sei. Mühsam haspelte sich Fräulein Riekchen aus den hoch aufgebauschten Lagen des Stoffes hervor, den sie eben zu Trauerkleidern für die sämtlichen weiblichen Domestiken zuschnitt. Sie selbst war schon in Trauer und trat in ihrem schwarzwollenen Kirchenkleid, aus dessen Ärmel eine kleine vertrocknete Hand sich vorstreckte, der unerwarteten Besucherin gegenüber. Ihre Augen feuchteten sich beim Vergleich zwischen ehedem und heute, den Hildegards Erscheinung erweckte, zaghaft stammelte sie: „Sie wollen hören, ob das Schreckliche wahr ist, gnädiges Fräulein?“

„Ich weiß, daß es wahr ist, und wußte seit langem, daß es einmal so zu Ende gehen mußte!“ gab Hildegard zurück. Ihr Ton klang entschlossener und härter, als ihr zu Mut war, sie wehrte sich gegen die Weichheit, die sie zwischen diesen Mauern und angesichts der vertrockneten Zeugin längst zerstörter Hoffnungen überkommen wollte. Leiser, vertraulicher fuhr sie fort: „Ich bin gekommen, liebes Fräulein Riekchen, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Ich fühle, daß ich — ich möchte, wenn es ungesehen geschehen kann, den unglücklichen Mann, dessen Braut ich doch war, noch einmal im Sarge sehen. Vielleicht sollte ich es nicht thun.“

„Thun Sie es immer, Fräulein Hildegard. Sie glauben gar nicht, wie schön und stolz er wieder im Tode aussieht,“ sagte Fräulein Weiland unter Schluchzen. „Der Herr Konsul ist in seinem Zimmer aufgebahrt — es sind schon viel Palmenzweige und Blumen gekommen.“

„Ein schlichter Palmenzweig wird morgen von Harkorts gebracht werden, den legen Sie still zwischen die anderen, liebes Riekchen. Und Sie verstehen, wenn ich hinübergehe — so muß ich ganz, ganz allein sein und sicher, daß niemand aus dem Hause mich sieht, denn“ — setzte sie mit düsterem Ausdruck hinzu — „Abschied von den anderen habe ich längst genommen!“

„Es schadet gewißlich nichts, wenn man auch zweimal Abschied nimmt,“ entgegnete die alte Wirtschafterin und wischte ein paar Thränen von den runzeligen Wangen. „Ach, Fräulein Hildegard, wenn Sie sich damals doch entschlossen hätten, des jungen Herrn Frau zu werden, wer weiß, ob nicht alles gut geworden wäre.“

Hildegard Lindner hatte das Gefühl, daß eine wunde Stelle in ihrer Seele ungeschickt berührt wurde. Sie wandte ihr Gesicht von der Wirtschafterin ab und sagte rasch, fast hart: „Reden Sie doch nicht so, Fräulein Riekchen. Wer weiß denn besser als Sie, wie schlimm es war! Lieber wäre ich ja gestorben, als daß ich nur ein Jahr neben Franz Frehse auf mich genommen hätte! Ich hätte, ehe ich hierher ging, freilich daran denken sollen. Und ich wollte auch nur —“

Sie sagte nicht, was sie wollte; Fräulein Weiland, die besorgen mochte, daß das schöne Mädchen, die jetzt hoch aufgerichtet neben ihr stand, sich plötzlich eines anderen besinnen könnte, fiel der Zürnenden ins Wort: „Lassen Sie das Alte ruhen, Fräulein Hildegard, gönnen Sie ihm den Frieden und sehen Sie ihn noch einmal! Ich schaue sogleich, ob der Weg frei ist; warten Sie nur einen Augenblick, und dann führe ich Sie hinüber!“

Hildegard Lindner machte eine zustimmende Bewegung, aber in ihren Augen konnte die Wirtschafterin die stumme Bitte lesen, sich zu beeilen. Ihr war, je länger sie unter diesem Dache weilte, immer schwerer zu Mut geworden. Als sie sich jetzt allein im Zimmer von Fräulein Weiland fand, an den Wänden die Miniaturporträts von deren Eltern und Großeltern und ein Bildchen des Pfarrhauses im hessischen Vogelsberg, aus dem sie stammte, über dem Fenstersitz die Korblaube mit dem verkümmerten Epheu, auf dem Lehnsessel den mürben braunen Lederbezug sah, was alles sie kannte, fühlte sie ihren Herzschlag stocken. Dort auf der alten Nußbaumkommode waren die wenigen Bücher der alten Dame aufgereiht, und Hildegard fiel der rote Maroquinband von Klaus Harms' Postille in die Augen, ihr Geschenk an Friederike Weiland an dem einen Weihnachtsfeste, das sie als Braut Franz Frehses in diesem Hause gefeiert hatte. Ein Springquell trüber und

bitterer Erinnerungen schoß mit dem Rückblick auf dies Weihnachtsfest in ihrer Seele empor. Es war der Abend des Tages gewesen, an dessen Morgen sie unwiderleglich erfahren hatte, daß ihr Verlobter, dem sie schon so vieles verzeihen müssen, ein verzweifelter Spieler sei und dem Bruder ihrer Freundin Lotte von Hornemann, einem mäßig begüterten Offizier, zwanzigtausend Mark im Spiel abgewonnen habe. Der Abend, an dem sie als Hauptstück ihrer Bescherung ein kostbares Perlenhalsband gefunden hatte, an dem sie dem Verlobten unter Thränen und mit halb erstickter Stimme erklärt hatte, daß sie dies Geschenk aus seinem Spielgewinn niemals tragen noch auch nur an sich nehmen werde, an dem Franz Frehse ihrem tiefen Schmerz und ihrer jugendlich heißen Entrüstung nur spöttisch überlegenes Gelächter entgegengesetzt, an dem sie beim Abendessen in schmerzlichem Schweigen neben ihrem Bräutigam gesessen hatte, an dem sie endlich, als es zum Aufbruch kam, ihre anderen Geschenke zusammengepackt und das Collier mit stummer Verachtung weit von sich geschoben hatte. Es überlief sie heiß, daß sie jetzt an alles dies zurückdenken mußte, und es war gut, daß Fräulein Riekchen wieder eintrat und mit verweinter Stimme flüsterte: „Wollen Sie jetzt gleich kommen, Fräulein Hildegard? Er schlummert drüben ganz allein — und es ist niemand um den Weg. Besser können Sie's nicht treffen, ich lasse Sie eintreten und warte auf dem Gange vor der Thür, daß niemand Sie stört."

Hildegard raffte sich zusammen, es erschien ihr doch zu kläglich, der geheimen Empfindung zu folgen, die sie jetzt von hier hinwegtrieb. „Es ist nur für wenige Minuten, Riekchen, ich sehe, Sie haben noch viel zu thun!" sagte sie mit einem Blick auf die schwarzen Stoffmassen, denen sich Fräulein Weiland vorhin entwunden hatte.

„Es ist alles so plötzlich, so über Nacht gekommen," wehklagte die Wirtschafterin von der Schwelle her und drückte sich gegen den Pfosten, um Hildegard an sich vorübergehen zu lassen. Diese empfand im Augenblick, wie dünn und dürftig das alte Fräulein aussehe, wie viele Jahre verstrichen seien, seit sie in diesem großen Hause heimisch gewesen und den langen Gang mit seiner Galerie nach der Hofseite öfter hinabgehuscht war. Und dort kam die Zimmerflucht, aus der das Licht der Kerzen herausstrahlte — Gott sei Dank, daß wenigstens diese sie fremd berührte, denn zu ihrer Zeit hatte Franz Frehse andere Räume des Familienhauses innegehabt. Die Thüren, die gegen den Gang hin offen standen, hatten noch vor wenigen Stunden zu einem Gemach geführt, in dem der maurische Diener des Konsuls wohnte. Jetzt war dies Gemach fast leer, nur mit einem Teppich und zwei schwarz bezogenen Gestellen versehen, auf denen zwei große silberne Armleuchter mit je sechs Wachskerzen brannten, und diente als Vorraum zu dem Zimmer, wo man am Vormittag den Toten auf sein Bett gelegt, jetzt aber bereits einen Katafalk zwischen mächtigen grünen Blattpflanzen errichtet hatte, auf dem der kostbare Sarg stand, in dem der Sohn des Hauses in seiner kaiserlichen Konsulatsuniform eng gebettet lag. Auch hier waren der kostbare Teppich und die Thürvorhänge beim Ausräumen belassen worden. Im Halbkreis um den Katafalk erhoben sich sechs Gestelle mit silbernen vielarmigen Leuchtern. Zu Füßen ruhte auf einem kleinen Sessel das Kissen mit den Orden des Konsuls. Am Sarg und an den Wänden überall lehnten riesige Fächerpalmen, große Kreuze und Kränze von kostbaren Blumen, schier die halbe Stadt hatte sich beeilt, ihre Teilnahme an dem Trauerfall des Frehseschen Hauses zu bezeigen.

Hildegard Lindner war lautlos über die Schwelle dieses Zimmers getreten, sie hatte es nicht beachtet, daß Fräulein Riekchen schon im Vorgemach leise von ihr hinwegglitt. Sie näherte sich gesenkten Hauptes dem offenen Sarge, und ein langer, langer Blick aus den klaren blauen Augen ruhte auf den Zügen des Toten. Der Ausdruck tiefen Ernstes und wehmütiger Teilnahme im Gesicht des Mädchens verlor sich nicht, aber ein Zug gespannter Erwartung, der außerdem um ihre Lippen geschwebt hatte, verflüchtigte sich, je länger sie in das kalte, bleiche Gesicht des Konsuls sah. Seit Stunden hatte ihr die Vorstellung keine Ruhe gelassen, daß im Tode das ursprüngliche Antlitz des Mannes wiedergekehrt sein könne, das Gesicht, das

ihr Franz Frehse bei den ersten Begegnungen und am Tage ihrer Verlobung gezeigt, das sie als seine Verlobte in den wenigen glücklichen hoffnungsfrohen Stunden ihres Brautstandes erblickt hatte. Es war ihr zu Mut gewesen, als würde sie sich in späteren Tagen nie verzeihen können, dies Gesicht nicht noch einmal gesehen zu haben. Jetzt stand sie erschüttert und schwer enttäuscht neben dem Sarge und hätte über sich selbst lächeln mögen, wäre sie nicht vor dem bangen Ernst des Todes befangen gewesen. Aber Hildegard fühlte doch, daß eine Last dumpfer Besorgnis von ihrer Seele genommen wurde. Nein, nein — kein geheimes Band verknüpfte sie mehr mit diesem Toten, sie hatte nichts mehr mit ihm gemein! Diese herrischen, trotzigen Züge, diese blassen und doch noch üppig geschürzten Lippen, diese Falte höhnischer Menschenverachtung, die von der stolz geschwungenen Nase des stillen Mannes zum Munde lief, sie forderten nichts mehr von ihr als das dumpfe Mitleid mit einer verwüsteten Natur, die sich selbst zu Grunde gerichtet hatte. Mitten in ihrer Erschütterung atmete Hildegard frei auf, leise sprach sie vor sich hin: „Möge er Frieden und Gnade finden!" Da ihr war, als hörte sie Friederike Weiland draußen auf dem Gange hüsteln, so wollte sie nun in den Vorraum zurückgehen. Sie war vom Duft der tausende von Blumen rings umher, wie vom Eindruck der Stunde halb betäubt, die Lichter, die im Nebengemach nach links brannten, täuschten sie darüber, daß sie durch die Thür rechts eingetreten war, und indem nun ihr Blick in diesem neuen Zimmer auf eine verhüllte Ottomane, auf einen großen Schreibtisch und anderes Hausgerät traf, die sie vorhin nicht wahrgenommen hatte, sah sie doch auch eine Flügelthür, die auf den langen Gang hinaus führen mußte. Sie that eben den ersten Schritt nach der Thür hin, als diese geöffnet wurde, und Hildegard, die erschrocken den Nacken senkte, sah gerade in das gramverstörte und finstere Gesicht des Kommerzienrats Otto Frehse. Hätte sie die Minute unsicherer Bestürzung benutzt, in der der Hausherr ihre völlig unerwartete Erscheinung vom Kopf bis zu den Füßen maß, so würde sie den Ausgang noch leicht gewonnen haben

Da sie aber befangen stehen blieb und nach einem Wort des Grußes, der Erklärung und der Teilnahme umsonst rang, so kam der Eingetretene zur Besinnung. Eine unheimliche Röte stieg in seinem blassen Gesicht auf, ein dumpfer unverständlicher Laut schlug verletzend an das Ohr der jungen Dame, dann klangen Frehses Worte scharf und deutlich: „Eine wunderbare Überraschung in der That, Fräulein Lindner! Haben Sie sich überzeugen wollen, ob mein armer Franz fest und gut genug auf dem Steine schläft, mit dem Sie ihn zuerst ins Schwanken gebracht haben, bis er so — so wie heute geendet hat?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kommerzienrat!" entgegnete Hildegard, die bei dem zürnend feindseligen Blick, dem höhnischen Ton des Hausherrn ihre Fassung wieder gewann. „Ich hatte ein Bedürfnis, den Mann, dem ich vor Zeiten nahe gestanden habe, nicht in die Gruft senken zu lassen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. Ich habe diesem Gefühl gehorcht und wollte still wieder gehen — da ich Ihnen wider meinen Wunsch begegnet bin, spreche ich Ihnen mein herzlichstes Beileid an Ihrem Verlust aus."

„Beileid steht dem schlecht zu Gesicht, meine Gnädigste, der das Seine zu dem traurigen Ende gethan hat," sagte der Kommerzienrat heftig und vertrat dabei sichtlich der nach dem Ausgang strebenden jungen Dame den Weg. „Auf mein Wort: mein unglücklicher Sohn schläft auf dem ersten Stein, der ihn aus Ihrer Hand getroffen hat, es ist sein letzter Wunsch gewesen, ihn mit ins Grab zu nehmen!"

Er deutete dabei auf den Schreibtisch, auf dem der Papierstreif noch immer lag, den er am Vormittag quer über Hildegards altem Abschiedsbrief an seinen Sohn gefunden hatte.

Mechanisch, gleichsam wider Willen folgte das befangene Mädchen dem Fingerzeig des Kommerzienrats. Doch sobald sie die Zeilen des Toten mit der unwahren, pharisäisch selbstgerechten Anklage gelesen hatte, wandte sie sich zu dem Hausherrn zurück: „Sie müssen selbst am besten wissen, Herr Kommerzienrat, daß mein Brief, den Sie Ihrem Sohne mit in den Sarg gegeben haben, die letzte unter bitteren Thränen ergriffene Not-

wehr einer Wehrlosen war. Sie wissen, daß ich tausendfältige Ursache hatte, ein Band zu lösen, das Ihren Sohn nicht beglücken konnte und mich tief unglücklich machen mußte. Doch es ziemt mir nicht, von diesen längst vergangenen Dingen hier neben ihm zu reden, der draußen den letzten Schlaf schläft und mir nichts mehr erwidern kann."

„Ich weiß von allem, wovon Sie sprechen, nichts, oder es ist nichts in meinen Augen!" antwortete Otto Frehse und richtete einen bösen Blick starr auf Hildegard. „Ich weiß bloß, daß bis heute noch kein Frehse je durch eigene Hand gestorben war, obschon wir alle von der Art sind, die etwas von ihrem Leben hat und haben will. Wenn ich mich frage, warum in meinem armen Franz unser Blut gar so unbändig brauste, warum es für ihn kein Maß noch Ziel gab, so muß ich denken: es war, weil er keine pflichttreue Frau gefunden hat, die zur stillen Schranke zwischen ihm und seiner wilden Lebenslust geworden wäre. Fräulein Hildegard Lindner dachte nur an sich selbst!"

Hildegard hörte die erneute Anklage in schmerzlicher Empörung, es war etwas in den Worten des Kommerzienrats, das sie erschauern ließ, so sehr mahnte es sie an dunkle Stunden und manchen herzzerschneidenden Wortwechsel mit dem toten Konsul. Sie bezwang indes ihre Aufwallung und entgegnete ruhig, ja sanft: „Sie sollten nichts zu mir sagen, Herr Frehse, was Ihnen in wenigen Tagen und vielleicht noch heute leid thun wird gesagt zu haben. Ihrem Schmerz muß ich viel verzeihen. Wenn Ihr armer Sohn, wenn Franz wirklich gemeint hat, mein Abschiedsbrief sei der erste Stein von denen gewesen, die ihn niedergeworfen haben, so hat er sich selbst und Sie getäuscht. Die Steine sind wahrhaftig damals, als ich meinen eigenen einsamen Weg suchen mußte, nicht wider ihn, sondern wider mich erhoben worden. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß es ihn nicht gerettet hätte, auch wenn ich seine Frau geworden wäre."

„Das beliebt Ihnen so anzunehmen, mein Fräulein!" rief der Kommerzienrat, dem es wohlthätig war, seine Bitterkeit wider Hildegard zu ergießen, der er seit Jahren gegrollt hatte und seit heute unversöhnlich grollte. „Zu meiner Zeit war das beste und schönste Mädchen unserer Stadt froh, unter diesem Dache als Frau zu wohnen; keine, der ein Frehse die Ehre erwies, sie zur Gattin zu begehren, hätte sich erlaubt, nach dem Vorleben ihres Bräutigams zu forschen und die Partei einer Opernchoristin zu nehmen, mit der Franz in einem flüchtigen Verhältnis gestanden hatte und die mehr als reichlich abgefunden worden war."

„Ich habe nach nichts geforscht, Herr Kommerzienrat!" unterbrach ihn Hildegard jetzt mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen. „Ich war ein unerfahrenes vertrauendes Kind. Aber die Dinge kamen gewaltsam an mich, immer mehr, immer häßlicher, täglich aufs neue. Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn das alles geschehen wäre, nachdem ich meine Hand unwiderruflich in die Ihres Sohnes gelegt hätte."

„Man wird nicht so leicht wahnsinnig, wenn man im reichen und weichen Nest sitzt," erwiderte der Kommerzienrat höhnisch. „Weil Ihnen der gute Wille gebrach, kam es zu jener Trennung. Im Menschenleben geht's eben nicht wie im Hauptbuch, wo alle Zahlen hüben und drüben stimmen müssen. Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich selbst leben will. Hätte Franz eine brave Frau heimgeführt, wäre die Schranke zwischen ihm und dem Verderben da gewesen! Sie — Sie, Fräulein Hildegard, tragen die Hauptschuld, daß er dort draußen liegt und so dort draußen liegt. Ich bin auch mein Lebtag kein Duckmäuser und kein Kandidat für Heiligsprechung gewesen. Aber da ich zum Glück die Frau hatte, die Sie für Franz nicht werden mochten, so hatte ich auch die Schranke, an der ich innehielt und die dem armen Jungen nicht zu teil ward."

Jetzt war es Hildegard, die den heftig und gehässig scheltenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen maß und dann leise aber nachdrücklich sagte: „Danach, wie es Ihrer belobten Frau, als sie lebte, zu Mute gewesen ist, während Sie bis zu der besagten Schranke etwas vom Leben hatten, haben Sie wohl nie gefragt, Herr Kommerzienrat? Ich aber habe es und ich hielt mich allerdings zu gut dafür, die Folge der Dulderinnen in diesem Hause fortzusetzen. Guten

Abend, Herr Kommerzienrat, ich wünsche Ihnen besseren Trost in Ihrem Leid, als ich Ihnen bieten kann!"

Sie schritt jetzt der Thür des großen Zimmers so entschlossen zu, daß Otto Frehse sie nicht zum zweitenmal aufzuhalten versuchte. Auch hatte ihn die letzte schroffe Frage des Mädchens doch so getroffen, daß er noch vergeblich nach einer Antwort suchte, als sie schon längst draußen den Gang durcheilte, neben sich die schluchzende alte Wirtschafterin, aus deren verworrenen Entschuldigungen hervorging, daß sie Fräulein Hildegard beim unerwarteten Herannahen des Hausherrn sogleich abgerufen habe, daß aber die junge Dame ins falsche Zimmer und so dem Herrn Kommerzienrat beinahe in die Arme gelaufen sei.

Hildegard mäßigte ihre Schritte aus Rücksicht auf die trippelnde Alte, lehnte es mit leichtem Kopfschütteln ab, nochmals in Fräulein Weilands Wohnraum einzutreten, und sagte Abschied nehmend nur: „Ich hätte nicht hierher kommen sollen, Fräulein Riekchen! Haben Sie Dank für Ihre Freundlichkeit, schlafen Sie wohl und überstehen Sie diese schweren Tage gut — die Herren Frehse sind es nicht wert, daß ein treues Gemüt viel um sie leidet!"

Sie sah das erschrockene Gesicht nicht mehr, das noch zu ihr auf und ihr über die Treppe hinab nachblickte. Die tief Erschütterte wußte bei diesem Weggang zum erstenmal, was es heiße, den Staub von seinen Füßen schütteln — sie konnte sich keine Möglichkeit denken, die sie jemals wieder zwischen die Mauern dieses Hauses führen würde. Und sie atmete tief und frei, als sie endlich draußen stand und eine laue Vorfrühlingsluft ihr entgegenwehte. Sie schlug auch alsbald den Weg zu den städtischen Promenaden ein. Obwohl es über diese etwas weiter nach der Ostvorstadt und ihrem Hause war, so fühlte Hildegard, daß ihr der Gang und das Mitsichalleinsein wohlthun würde. Der Auftritt mit dem Kommerzienrat hatte eine wundersame Wirkung hinterlassen. Jeder ungerechte Vorwurf, den er ihr entgegengeschleudert hatte, jeder Ausbruch seines egoistischen Familiengefühls, seiner rohen Geringschätzung eines Frauenlebens zitterte in ihrer Seele nach und galt ihr als die letzte Befreiung von manchen Zweifeln. Sie hatte recht, tausendfach recht gehabt, sich nicht zu opfern und die stille Schranke zwischen Franz Frehse und seinem Untergang zu bilden. Der tote Sohn und der lebende Vater hatten sie gleichmäßig freigesprochen. Und dennoch — war etwas in den wilden Reden des alten Kommerzienrats gewesen, das sie jetzt mit stiller Gewalt ergriff und dem sie nachsinnen mußte. „Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich leben will." Sie hörte diese Worte wie einen eintönigen Sang, der von fern immer näher kam, bald stärker, bald wieder leiser wurde, aber nicht verhallen wollte. Und wenn alles, was sie dort in dem Unglückshause gehört hatte, sie nicht mehr berühren durfte, dies Wort ging sie etwas an. Franz Frehse, als er lebte, hatte so wenig ein Recht gehabt, als sein Vater, ihr dies Wort zuzurufen — aber gab es wirklich niemanden in der Welt, der dies Recht hatte?

Hildegard zog den Capuchon ihres Mantels nach den Schultern herauf — der Abend war kühler, als sie gedacht hatte — oder schauerte sie innerlich in Rückerinnerung an die eben verflossene Stunde? Mit einemmal rückten die Erlebnisse dieses Abends und des Morgens zusammen, sie erblickte sich selbst, wie sie Herbert Rothe abweisend, abwehrend gegenübergestanden hatte. Sie besann sich, daß ihr die Nachricht vom Selbstmord des Konsuls lediglich als eine Mahnung gegolten hatte, sich gegen die stumme Werbung dieses treuen Verehrers zu wehren. Ja, sie hatte Herbert in ihren Gedanken neben Franz Frehse gestellt, seine Junggesellengewöhnungen und kleinen Mängel, die ihren Mädchensinn störten, als so schwerwiegend betrachtet wie die wilden Leidenschaften und Laster des früheren Verlobten. Sie hatte den Schatten Franz Frehses zwischen sich und ihren Freund treten lassen und die oft aufsteigende Frage, ob sie ihm nicht mehr schuldig sei als den geselligen Verkehr, der ihr wie ihm selbst unentbehrlich geworden war, jedesmal ungestüm verneint. Herbert Rothe war aber schwer krank — dem Tode nahe gewesen — wie nun, wenn sie diesen Abend an seinem Sarge, statt an dem des Konsuls, gestanden hätte und dann plötzlich eine Stimme er-

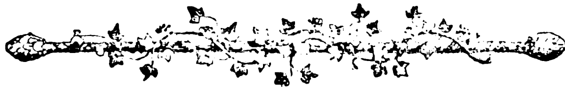
klungen wäre, daß Vertrauen und Wagen zum vollen Leben gehören? Hätte sie dieser Stimme auch antworten können, was sie dem zürnenden Kommerzienrat mit freiem Bewußtsein entgegnet hatte?

Hildegard fühlte ihr Herz höher und unruhiger schlagen, wie diese Vorstellung sie überkam. Glück genug, daß sie vorhin, als sie Otto Frehse abzuwehren und zu besiegen hatte, nur an die Vergangenheit und nicht an das Heute gemahnt worden war. Denn jetzt empfand sie, daß sie dann dem harten Manne gegenüber beschämt, erschüttert, ja zerbrochen gewesen sein würde. Jetzt rannen ihr unaufhaltsam heiße Thränen an den Wangen herab, halb in Trauer über verlorene Jahre, halb im glücklichen Bewußtsein, daß es noch nicht völlig zu spät sei. Sie ließ diesen wohlthätigen Thränen freien Lauf und ging mit immer langsameren Schritten nach ihrem Hause zurück. Tante Anna brauchte heute nichts mehr zu erfahren, morgen war auch noch ein Tag. Sie dachte kaum einmal an den Katafalk mit seinen feierlichen Kerzen, aber fort und fort an das stille Künstlerzimmer in der Rheinstraße. Sie wollte fortan wagen und vertrauen. Einerlei, aus wessen Munde sie das Wort vernommen: es hatte ein Band um ihre Stirn und ihr Herz gesprengt; Hildegard erschrak freudig über sich selbst, als sie an ihrer Gartenpforte stumm verglich, wie sie vorhin ausgegangen war und wie sie jetzt heimkehrte.

Am Morgen nach diesem Abend fand Professor Herbert Rothe, der Genesende, als er sein Lager verließ, auf dem Tisch seines Zimmers eine Blumensendung und einen kurzen Brief von Hildegard Lindner. Die Zeilen lauteten:

„Ich muß in aller Frühe nach Ihrem Befinden fragen, mein Freund. Das traurige Tagesereignis unserer Stadt wird Ihnen schon durch die gestrige Abendzeitung bekannt sein. Ich habe mir nicht versagen wollen, gestern abend das Frehsesche Haus noch einmal zu betreten. In wunderbarem Zusammenhang sind mir aus dem Anblick des Todes Gedanken des Lebens erwachsen. Ich habe begriffen, wie arm unser Dasein werden kann, wenn wir nicht etwas glauben, etwas einem freundlichen Schicksal anheimgeben, alles zu fest in der eigenen Hand behalten wollen! Wenn Doktor Bellinger Sie noch lange auf Ihr Zimmer bannt, so komme ich mit Tante Anna alsbald wieder zu Ihnen. Wenn er Ihnen umgekehrt eine Ausfahrt gestattet, so kommen Sie zuerst zu uns, lieber Freund. Ich habe nichts mehr dagegen, das Gespräch, dessen Abbruch Sie gestern schmerzte, sobald Sie es wollen, wieder aufzunehmen. Ich will vertrauen, will selbst wagen und bin mit treuen Grüßen und Wünschen für Sie Ihre Freundin Hildegard."

Als der Kupferstecher nach Lesung dieses Briefes mit einem Gesicht halb glückselig, halb zweifelnd vom Papier emporsah, fiel sein Blick auf die Blumensendung. In einer Fülle von Veilchen sah er sorgfältig versteckt ein Reislein Myrte. Er starrte die grünen Blättchen an, seine Augen leuchteten auf, er hob den Strauß zu den Lippen, und ihm war's, als ob er mit dem Duft der Veilchen einen vollen Strom von Genesung und neuem Leben trinke.





Rivarol.

Von

Arthur Kleinschmidt.

In einem Salon von Paris stand, umdrängt von einer dichten Schar, die gierig jedes Wort aufgriff, ein Litterat, stolz auf sein Wappen und auf seinen Rang. „Nous autres gentilshommes,“ begann er eben eine Phrase, als ihn der Marquis de Créqui unterbrach: „Voilà un pluriel que je trouve singulier.“ Wer war der Zurechtgewiesene? Es war der größte Witzbold, der ärgste Spötter Frankreichs, Rivarol. Und wie stand es mit der Berechtigung von Créquis Wort? Wir werden es sofort hören.

Die Rivaroli waren eine altadelige Familie Italiens,* der Kaiser Maximilian I. 1496 zu dem Löwen, den sie bisher führte, noch den Adler mit der Devise „Leo meruit aquilam“ ins Wappen gab; sie hatte schon manchen hervorragenden Mann gestellt. In dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts kam Antoine Roch „Riveroli“ auf der Heimkehr aus dem spanischen Erbfolgekriege durch Nimes, verarmt und anspruchslos, heiratete, seiner Vorfahren uneingedenk, 1720 eines Schneidermeisters Tochter daselbst und nannte sich kurzweg Rivarol. Unter seinen Kindern interessiert uns nur Jean als der Vater unseres Helden, er lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen in Bagnols an der Cèze (Depart. Gard), heiratete Katharine Avon, ein Bürgermädchen, schenkte ihr sechzehn Kinder und war deren erster Lehrmeister; eine Zeit lang hielt er eine Wirtschaft „Zu den drei Tauben“, wurde dann Steuereinnehmer, was er bis 1791 blieb, und dichtete in seinen Mußestunden. Somit wenig versprechende Anfänge, eine recht beengte Atmosphäre um Antoine de Rivarols Wiege, als er am 26. Juni 1753 in Bagnols als erstes Kind geboren ward (die Straße führt jetzt seinen Namen).

Die Eltern ließen sich die Erziehung Antoines etwas kosten, doch war das Beste, was sie ihm mitgaben, eine eherne Gesundheit, ein Erbstück der Familie, und Antoine ist nie krank gewesen, obwohl er toll genug darauflos lebte; eigentlichen Einfluß hatten die Eltern niemals auf den Sohn. Seine Lehrer waren die Josephiten in Bagnols, dann die Sulpicianer in Bourg-Saint-Andéol und Sainte-Garde von Avignon, er sollte ja Geistlicher werden, hatte die Tonsur erhalten und nannte sich Abbé Rivarol; plötzlich aber warf er die Soutane weg, kehrte ins Vaterhaus zurück, um es alsbald zu langweilig zu finden und 1777 in Paris sein Glück zu suchen. Mit Frankreich ging es zur Neige, die große Zeit, da Paris der Welt das Gesetz des feinen Tones gab und ihr seine Autorität aufnötigte, war vor Ludwig XV. eingesargt worden; Paris und Versailles waren nicht mehr der Salon, sondern das Café Europas, wie Doumic sagt, die Eleganz war abgelöst durch einen Luxus schlechter Marke; der Cynismus war in der Mode, alles lief hohlem Vergnügen nach, Frivolität und Auflehnung gegen Sitte und

* Eine Genealogie der Rivarol giebt André Le Breton, der Bordelaiser Professor, in seinem jüngst (Paris, bei Hachette, 1895) erschienenen ausführlichen, geistvoll geschriebenen Werke „Rivarol, sa vie, ses idées, son talent“. Demselben ist das hier reproduzierte Porträt Rivarols von Wyrsch aus dem Jahre 1784 entnommen.

Takt stempelten die Lebensführung, und jedermann durfte sich alles erlauben, durfte alles wagen, wenn er nur Geist und Namen besaß. Rivarol wußte wohl, er habe Geist für drei, und um den Namen nicht verlegen, nannte er sich sofort „Graf von Rivarol“; genug ward darüber gespottet, was lag ihm daran? es glitt ab wie an Wachstuch. „Ein ungewöhnlicher Mensch“, wie ihn Baron Krüdener nannte, trat er in Paris auf, sprach und siegte. Mit dem Geiste eines Voltaire, mit der Verwegenheit eines Bravo, mit der Skrupellosigkeit eines Roué vermählten sich die ererbte italienische Nonchalance, der Geschmack am Schlendrian, und doch hatte er bei aller Trägheit das Bedürfnis der Bewegung; körperlich war er überreich ausgestattet, niemand hatte eine so elegante Tournüre, solch runde einschmeichelnde Bewegungen; „schön wie ein Gott“ nennt ihn Paul Bourget, braune Lockenfülle umrahmte eine freie Stirn, die strahlenden großen Augen lockten die Menschen unwiderstehlich an, auf den Lippen saß ein feines Lächeln, und alle Züge des frischen Gesichtes spiegelten Lebensfreude und Sensualität wieder. Waren sie an sich schon beredt, so eignete überdem Rivarol die Gabe der Beredsamkeit in just unerhörtem Grade; die Menschen rundum vergaßen alles, sobald er sprach.

Er machte Carriere mit seiner Causerie wie andere mit ihrem Degen; was er sprach und wie er sprach, war pikant und originell; seine Urteilskraft war lebhaft, zutreffend und klar, ein riesenhaftes Gedächtnis unterstützte ihn, und manchmal staunte man ihn an wie eine wandelnde Encyklopädie. Daß er arm war und daß der Adel seiner Familie herabgesunken, stachelte ihn doppelt an, sich der Gesellschaft zu oktroyieren, alle seine überreichen Geisteskräfte in den Dienst seiner Eigenliebe und seiner Eitelkeit zu stellen und auf der Walstatt der Frivolität Lorbeeren zu suchen; als reicher Herr mit großem Wappenschilde, als einer, der bereits seinen Rang in der Gesellschaft hatte, wäre die Causerie nur ein liebenswürdiger Zusatz seiner Thaten gewesen, jetzt wurde sie das ganze Wesen seines Lebens und seiner Anstrengungen, und so mußte es dahin kommen, daß das, was er leistete, in keinem Verhältnisse zu seinem Genie stand. Rasch fanden sich Freunde, um dem entzückenden Menschen Gelder anzubieten, er nahm sie unbefangen und man war geschmeichelt, wenn er es that; man machte sich ihn streitig, die Verleger überhäuften sich in Anerbietungen, d'Alembert, Diderot, Buffon und Voltaire zeichneten ihn um die Wette aus, und die Frauen boten ihm ihre Gunst geradezu an; ohnehin dazu beanlagt, bildete er sich völlig zum Epikuräer aus, Lebemann und Denker in unlösbarer Verquickung, das verwöhnte Kind einer absterbenden Gesellschaft — und ihr Opfer. An seiner glücklichen Natur schien alle Unbill zu zerstieben und spurlos abzufließen, in seiner vollgerüttelten Frivolität lebte er in den Tag hinein und nahm die Dinge, wie sie eben kamen, auch in der Liebe verfolgte er nie ein Ideal, dessen Erreichung Mühe kostete, griff nur zu, wo es mühelos war, auf Ideale verzichtend; er hatte Freunde, aber Intimität vergönnte er ihnen niemals; er hatte eine zahlreiche Familie und war ihr gut, aber er hielt sich fern von ihr, unabhängig von ihren Interessen, die ihn nichts angingen und ihn nicht ansprachen, und so starb er auch allein. Häuslich war Rivarol nie in seinem Leben. Er lebte am liebsten im Hotel oder bei Freunden und war wenig daheim, obwohl bei ihm alles aufs beste geordnet war und die größte Pünktlichkeit in seinen Finanzen herrschte; einige Zeit hielt er eine Art litterarischen Salons, in den alle Welt strömte, derselbe glich einer Akademie, an der Rivarol als beständiger Redner fungierte. „Man brauchte ihn nur in Zug zu bringen,“ berichtet der General Thiébault, „und er ward ebenso glänzend wie unerschöpflich ... sobald er das Wort ergriffen, ermüdete er nicht, bemächtigte sich der ersten Rolle, und man that nichts weiter, als ihm mit einem Entzücken, das keiner verhehlte, zuzuhören.“ Im Jahre 1780 heiratete Rivarol eine schriftstellernde Schottin, Louise Mather Flint, sie wollte „seine Egeria, seine Thetis“ werden, aber kaum war sein Sohn Raphael noch 1780 geboren, so erlosch die Liebe zu ihr, er empfand die Ehe als eine Fessel; nach wenigen Jahren verließ er Louise, gab sie der Not preis, und sie mußte, im Brumaire des Jahres III gerichtlich geschieden, von Übersetzungen leben;

„der Himmel bewahre dich vor der Liebe einer Engländerin," schrieb er einmal einem Freunde, und nie erwähnte er seiner Frau; nach seinem Tode trat sie hervor und stritt recht unweiblich um die Erbschaft, es war ihr um die Verwertung seiner Manuskripte zu thun, doch hatte er diese seinem Bruder Claude François vermacht, den er trotz alles Verspottens seiner mittelmäßigen Poesien gern hatte. Den Sohn ließ er Louise nicht, anfangs schickte er ihn den Großeltern, dann diesem Onkel, 1796 kam Raphael zu ihm, doch behagte ihm die Maitressenwirtschaft bei dem Vater nicht, er ging in dänische, dann in russische Kriegsdienste, in denen er 1812 starb. Rivarol lebte viele Jahre mit Manette, einer Grisette voll Capricen und ohne Wissen; durchweg ungebildet, verstand sie seinen Geist niemals, doch machte sie ihm das Haus angenehm und repräsentierte neben ihm; von gegenseitiger Treue war keine Rede, keiner von ihnen beanspruchte sie, aber die guten und die bösen Tage verlebten sie Seite an Seite, Manette gehörte zu Rivarols Gewohnheiten, begleitete ihn ins Exil und verließ ihn erst, als er nach Berlin zog.

Die Bewunderung, welche dem Grafen Rivarol seit seinem Auftreten in Paris gezollt ward, stieg mit der Furcht vor seiner bösen Zunge, denn es gab keinen ihm ebenbürtigen und mit solcher Schlagfertigkeit, mit solcher Geistesgegenwart ausgerüsteten Spötter; ein unwiderstehlicher Kitzel trieb ihn stets, den Behauptungen anderer zu widersprechen und ihnen eigene entgegenzuwerfen, die oft bis an die Grenze der Möglichkeit streiften, durch ihr Barockes verblüfften und stutzig machten; seiner Spottlust war nichts heilig, was den Alltagsmenschen und Flachköpfen an die Seele gebunden war, und er ließ sie seine ganze Überlegenheit in offenster Weise fühlen. Meister in der Schmeichelei, war er unerreicht in Bosheiten unter ihrer Maske; doppelsinnige Worte und Wendungen standen ihm unerschöpflich zu Gebote; nahm er einen aufs Korn, so war derselbe verloren, Rivarol hatte ja stets recht, und der Lacher war er gewiß. Die Epigramme sprießen auf seinen Lippen, der Schalk sitzt ihm im Nacken; gnadenlos ist seine Malice, wo er auf Einbildung, Dünkel, Dummheit stößt, und mit der Schadenfreude eines echten Pariser Gamins spielt er ein bißchen den Teufel. In der Einsamkeit kann er ebensowenig leben wie im Volksgewühl, seine Domäne liegt im Salon, er ist der zum Könige des Salons berufene Mann, schreitet wie eine Majestät einher und wird, wie ihn Bourget charakterisiert, „Seine Impertinenz der Graf von Rivarol". Und wie besorgt war er darum, tagtäglich seine Meisterschaft neu zu erhärten; im Bette bearbeitete er morgens seinen Geist für den Abend, notierte gewissenhaft die Bonmots, feilte seine Anekdoten, spitzte seine Epigramme zu und verewigte viele in seinen carnets. Zieht man das in Betracht, so verliert sein Esprit das Spontane und Überwältigende. Er aber mußte gar manchmal, wenn er von einem Salonsiegeszug heimkam und in seinem Inneren Beichte hielt, sich sagen, man nehme ihn nicht ernst und sehe in ihm nur den losen Spottvogel, einen „mondänen Histrionen", einen Zungenhelden — und hierin lag die Züchtigung für seine Oberflächlichkeit, für seinen absoluten Mangel an Tiefe des Gemüts und an innigem Gefühl. Was halfen ihm die geistreichen Gedanken, wenn sie nicht ins Leben traten; was bedeutete es, wenn er wie Graf Tilly stündlich bereit war, mit seinem Kopfe seine Epigramme zu bezahlen, und doch nicht das letzte Wort im Leben behielt, wenn er wie Chamfort der Vorläufer eines neuen Ideals zu sein vorgab und es nie verwirklichen konnte!

Welch eine Fülle von Wissen war in diesem Kopfe, dessen Gehirnthätigkeit nie rastete, vereinigt, nichts war ihm fremd, wie er denn in Rede und Schrift wissenschaftliche, philosophische, sociale Fragen jeder Art erörterte. Klassisch gebildet, bewunderte er die Autoren des Altertums wie die französischen Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts, vor allen machte Pascal dauernden Eindruck auf ihn und wurde in ihm lebendig; auch den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts widmete er seine volle Aufmerksamkeit, er staunte über das Adlerauge und das Genie Montesquieus, beurteilte Buffon kritisch, sah sich vielfach von Rousseau und seinem Enthusiasmus für die Rückkehr zum Naturzustande abgestoßen und wagte sich selbst an Voltaires Omnipotenz heran, indem er ihm vor-

warf, er begünstige so viel mediokre Leute in der Litteratur, weil sie seine Höflinge seien; er verspottete die Académie française in ihrer Veraltung und Stagnation, geißelte mit Wollust Madame de Genlis, Florian, Lebrun, La Harpe und andere, warf sich mit der Keule seiner vernichtenden Kritik auf die wie Pilze aufschießenden Almanachs und verhöhnte, mit Champcenetz, „seinem Mondschein“, verbündet, sie in dem „Petit Almanach de nos Grands Hommes“ (1788): da müssen alle litterarischen Berühmtheiten der Zeit Revue passieren, er reißt ihnen die Verbrämung ab, enthüllt sie als gemeines Federvieh, als mechanische Nachahmer ohne Rückgrat, auch ein Condorcet, ein Joseph Chénier sind unter ihnen. Der Petit Almanach wurde in demselben Jahre mehrfach ausgegeben; die Verspotteten bewarfen den Autor mit Kot, hechelten seine Herkunft, seinen Charakter, sein Leben durch, ohne ihn jedoch aus dem Sattel heben zu können. Mit dem Abbé Delille bisher befreundet, hatte er sich mit ihm überworfen, und da dieser Beleidigungen gegen ihn nicht zurücknahm und als Geistlicher nicht vor die Klinge gefordert werden konnte, so verspottete Rivarol Delilles Lehrgedicht „Les Jardins“ (1782) und erzielte



Antoine de Rivarol.

einen seltenen Erfolg mit seinem Dialog „Le Chou et le Navet“ (1782), welchen Marie Antoinette auswendig lernte und von dem fünfzehntausend Exemplare in weniger als sechs Tagen verkauft wurden; glücklich, Delille noch eins versetzen zu können, schrieb er in der nächsten Woche „Mort de l’abbé Delille d’une indigestion de choux et de navets, et sa réception aux Champs Elysées“, ein Meisterstück grausamster Persiflage, erfindungsreichsten Esprits; Delille aber war so unglücklich, daß er nun alle ge-

wünschte Satisfaktion gab, und Rivarol verbrannte sein Manuskript, von der Publizierung Abstand nehmend. Die Größe eines Châteaubriand hingegen erkannte er neidlos an, obwohl es ihm nur vergönnt war, dessen Anfänge zu erleben. Shakespeare war ihm weniger sympathisch als Dante, mit Dante machte er seine Nation eigentlich erst bekannt, als er im Januar 1785 die Hölle frei übersetzte. Anhaltendes Arbeiten war ihm unmöglich, es fehlte ihm die innere Ruhe; kleinere Sachen flossen ihm aus der Feder, „der traurigen, langschnäbeligen, ausgefranzten und schreienden Hebamme des Geistes", in seine carnets schrieb er gern Notizen, Aperçus 2c. nieder; hatte er Geld, so hielt er sich Sekretäre, diktierte ihnen und machte sich über ihre Unbeholfenheit lustig; gewerbmäßige Arbeit ekelte ihn an; wir sehen dies an den Unternehmungen, bei denen er mitwirkte, an seiner Unregelmäßigkeit; nur zwei größere Werke rückten weiter, die Übersetzung der Hölle und ein sprachwissenschaftliches. Er hatte mit dem Verleger Fauche 1784 ein Werk „De l'Universalité de la langue française" verabredet, nachdem die Berliner Akademie der Wissenschaften 1782 das Thema als Preisaufgabe ausgeschrieben hatte. Von der Erkenntnis ausgehend, daß die Geschichte eines Volkes untrennbar von seiner Sprache sei, wurde er dadurch auf den Gedanken eines neuen Diktionärs der französischen Sprache hingeführt; in dem demselben vorausgeschickten Discours préliminaire spricht er sich im Gegensatze zu der unnationalen kosmopolitischen Denkart seiner Landsleute als Franzose, als Patriot aus, preist Frankreich über alles, nennt es die Königin der civilisierten Nationen und Paris das neue Athen; den Deutschen, denen ja alles Fremde höher galt, hielt er vor, sie selbst lehrten Europa, ihre Sprache gering achten. Obwohl ohne Methode geschrieben, war der Discours eine großartige Leistung, ein Beweis bedeutender Sprachstudien, von denen auch seine carnets Proben genug geben. Ludwig XVI. war entzückt darüber und ließ ihm seit 1785 eine Pension zugehen, ohne daß Rivarol wußte, woher sie kam; Rivarol vermutete, sie komme vom Herzog von Orleans. Sobald die Berliner Akademie die Wettbewerbung ausgeschrieben, bestürmten die Freunde Rivarol, sich zu beteiligen; seine Faulheit aber, eines seiner Hauptlaster, war schwer zu besiegen. Die ihm eng befreundete gräfliche Familie Montlezun schloß ihn ein und erklärte ihm, er komme erst wieder frei, wenn sein Discours fertig sei; Rivarol fügte sich, schrieb die Arbeit auf lauter Zettel und Streifen, die er mit Nummern versah, ließ sie ohne Redaktion kopieren, und so kam sie am Tage, wo der Konkurs geschlossen wurde, nach Berlin. Die Akademie gab den Preis am 6. Mai (publiziert 3. Juni) 1784 dem Stuttgarter Professor Schwab, dem Vater unseres Dichters, aber auf Antreiben des Litteraten Thiébault entschloß sie sich, ihn zu teilen, und Friedrich der Große ernannte Rivarol am 18. Juli 1785 auf sein Ansuchen zum auswärtigen Mitgliede der Akademie; obwohl der Graf später in Berlin lebte, wohnte er nur einer Sitzung bei. Der Discours erschien 1784 bei Decker in Berlin und 1785 in Paris. Fauche zahlte Rivarol monatlich tausend Franken auf den Diktionär voraus, doch lieferte ihm der Autor nichts weiter als das Erschienene, und dies war nur ein Drittel des projektierten Discours; 1797, wo beide in Hamburg lebten, riß schließlich Fauche die Geduld, er sperrte Rivarol ein, stellte Wachen vor seine Thür und ließ ihn abends nur heraus, wenn er ihm etwas ablieferte, doch begnügte sich Rivarol mit einigen Abänderungen, und die dritte Auflage brachte keinen Abschluß;* vor 1800 scheint Rivarol auf den Diktionär ganz verzichtet zu haben, kein Buchstabe desselben war geliefert, er dachte vielmehr an eine Geschichte der Revolution, von der er einige zusammenhanglose Bruchstücke der ersten Monate von 1789 niederschrieb. Niemals that er Schritte, um in die Académie française zu kommen, obwohl d'Alembert ihm die Wege ebnen wollte, und ebensowenig buhlte er je um Hofgunst, um Gehalt und Vorteile, wie tausend andere.

Wollte Rivarol den Zusammenhang einhalten, so konnte er es, aber er war zu bequem dazu; er hätte der Tacitus der Revo-

* 1797 that die französische Regierung auf Anlaß François de Neufchâteaus, des Ministers des Innern, Schritte, um Frankreich dem Discours in seiner dritten Auflage zu verschließen, konfiszierte einige Exemplare, sperrte einen Buchhändler ein und dergleichen.

lution werden können, und wir haben Proben, daß er den größten Stoff bemeistern und ordnen konnte; ihm lag aber nichts an Methode und Ordnung, am Stil desto mehr; sorgsam grübelte er darüber nach, seinen Stil zum Kunstwerke zu machen, und thatsächlich wurde ein Kunstwerk aus allem, was er sagte oder schrieb. Er drechselte und drehte an seinen Phrasen, oft an einer vierzehn Tage, änderte bei neuen Ausgaben häufig ab oder wendete die Worte anders an, und sein Stil gewann ein so eigenartiges Gepräge, daß man den Autor sofort erriet, der meistens anonym schrieb. Le Breton vergleicht seinen Stil mit Damascener Stahl. Daß seine Sprache bilderreich ist, verrät das italienische Blut und den Südfranzosen, für Reize der Natur ist er trotzdem lebenslang unempfänglich geblieben, weil eben seine Seele keine Wärme besaß. Er hatte zu viel Esprit, das Herz konnte demselben nicht Stich halten; aufbauen, schaffen konnte er nicht, desto besser spotten und kritisieren, darum blieb sein Einfluß auf die Seelen gering. Er war Freidenker und sah in der Religion die mächtigste sociale Kraft, der er darum seine Verehrung erwies; seine Religion ist die Erkenntnis des Menschengeistes in seinen großartigen Leistungen, und darum weist er entrüstet Rousseaus Zumutung einer Rückkehr zu ungesitteten Naturzuständen zurück, preist den Fortschritt und das sociale Leben, das uns erst zu vollen Menschen gemacht hat; Utopie und Sentimentalität giebt es für ihn nicht. Die tollste Absurdidät ist ihm wie Napoleon der Atheismus, „Gott erklärt die Welt, und die Welt beweist Gott", dem christlichen Dogma ordnet er sich nicht unter, an die Unsterblichkeit der Seele glaubt er nicht, in der Philosophie sieht er nicht die Gegnerin, sondern die Helferin der Religion; fassen wir alles zusammen: er glaubt an Gott nicht von Grund seines Herzens, sondern seines Verstandes. Wie hat er Neckers vielgepriesene Moral und geistig-religiöse Hohlheit, die sich auf jeder Zeile des Buches „De l'Importance des opinions religieuses" breit machte, in seinen „Lettres à Mr. Necker" (1788) verhöhnt!

Die Revolution brach in Frankreich aus, Rivarol mußte Stellung zu ihr nehmen; er fühlte instinktiv „den Neubeginn Frankreichs", wünschte die notwendigen Reformen ohne Zuthat von Excessen und sah als Bewunderer Montesquieus mit Neid auf Englands freie Verfassung. Er war Aristokrat de pur sang und doch nicht auf der Seite der privilegierten Klassen; er war Monarchist, liberalkonservativ, und hatte keine Begeisterung für Marie Antoinette, keine Verehrung für Ludwig XVI., dessen Regierung er „fünfzehn Jahre Schwäche und einen Tag schlecht angewandter Thatkraft" genannt hat; Ludwigs Mattherzigkeit ließ ihn das Schlimmste befürchten. Rivarol wollte wie Monsieur, der König solle die nötige Revolution von oben vollziehen, und war gegen die Berufung der Reichsstände, weil „die Nationen, wenn ihre Könige sie befragen, mit Wünschen beginnen und mit Kundgebungen ihres Willens schließen"; er mißbilligte, als die Stände in Versailles eingezogen waren, den Modus der Abstimmung und den Zutritt des Volks zu den Sitzungen, und sah mit Verdruß, wie Ludwig, Graf Artois, Breteuil und Broglie seine Ermahnungen ebenso gering achteten, wie Loménie de Brienne es 1788 gethan. Spionen- und Agentendienste verschmähte er, seine Unabhängigkeit wahrte er sich, Einfluß aber gewann er nicht. Anstatt „König zu sein" und die nationale Bewegung zu leiten, solange sie noch leitbar war, beging der König mit seinem Hofe lauter Thorheiten, die das gereizte Volk noch mehr erbosten.

Seit dem Jahre 1779 war Rivarol Mitarbeiter an dem bei Panckoucke erscheinenden „Mercure de France"; jetzt am 12. Juli 1789 erschien der Prospekt seines mit Sabatier unternommenen „Journal politique national", das in drei Serien bis November 1790 herauskam. Rivarol kehrte sich hier offen gegen die Thorheiten der Regierung und gegen die antiroyalistische Haltung der Nationalversammlung; mit der bei der Kapitulation der Bastille verbrieften Ohnmacht erschien ihm die Staatsmaschine zerbrochen, der König war entwürdigt zum Greffier der Versammlung, war ein gekrönter Toter wie seine Ahnen in St. Denis, und Frankreich war nur noch „eine Demokratie mit der Krone im Wappen". Obwohl Rivarol glaubte, Orleans zahle ihm Pension (s. oben), so tadelte er doch seine verdächtige Haltung;

Necker bezichtigte er mit Fug und Recht der Zaghaftigkeit und der Sucht nach Volksgunst um jeden Preis. Für die Praxis angelegt, höhnte er natürlich die Phantasten und Metaphysiker, die in der Revolution ihre abstrakten Ideale verwirklichen wollten, Sieyès u. a., auf Sieyès hebt er gern ab, „Herr von Mirabeau, die Geißel des Geschmacks und der Vernunft, ist neben dem Abbé Sieyès noch eine Sonne". Von der Volkssouveränetät will er nichts hören, „das Volk ist Stärke, die Stärke braucht aber, um zur Macht zu werden, ein Organ, und dies Organ ist die Regierung"; wie wahr spricht er, wenn er der Konstituante vorwirft, sie unterhalte das Volk stets von seinen Rechten, nie von seinen Pflichten, und entfessele seine Leidenschaften! Die Deklaration der Menschenrechte nennt er kurzweg „die kriminelle Vorrede eines unmöglichen Buches", denn damit wird die Gesellschaftsordnung aufgehoben, nicht befestigt. Schon jetzt warnte er vor der Erweckung eines Cromwell, sah eine despotische Gewalt, aus dem Schoße der Zukunft gezeugt, und berührte sich vielfach mit den Anschauungen von Edmund Burke, der 1791 ausrief, Rivarols Journal werde einst neben den Annalen des Tacitus stehen. Das Volk schleppte die Königsfamilie nach Paris, Rivarol wollte aber keinen roi fainéant und keinen Despotismus des Volks, er meinte, auf eine beschimpfte Krone solle Ludwig verzichten. Sehr schlecht ist er auf Robespierre zu sprechen, den er wegen seiner Unbildung zum besten hält. Daß Rivarol bei seinen Angriffen auf die Zeitgenossen gern Alkovengeheimnisse und Klatsch verwertet und sie so beißender macht, thut in unseren Augen seiner Würde Eintrag, damals aber dachte man weniger skrupelhaft. Ihn selbst schimpften ja seine Feinde — und ihrer hatte er sich genug gemacht — bald Söldling des Hofes und Aristokrat, ein zur Zeit gefährliches Wort, bald Verräter an Adel und Klerus, man wollte sogar seinen Namen einer Kloake geben. Mit dem grimmigsten Hasse befeindet er La Fayette und Mirabeau. Er enthüllt den Faselhans La Fayette in seiner Dürftigkeit und beleuchtet seine verdächtige Haltung in der Nacht zum 6. Oktober, nennt ihn „General Morpheus" und „Grandison Cromwell" und greift ihn, nachdem La Fayette aus Frankreich geflüchtet, nicht nur an, sondern fordert geradezu in einer Broschüre (August 1792) seinen Tod, was ein Makel an ihm bleiben wird. In Mirabeau erblickte er die fleischgewordene Revolution, und gewiß erweckte es seinen Neid, daß diese Größe ihn weit überschattete, daß Mirabeau ein Staatsmann, er lediglich ein Journalist war; er wirft Mirabeau in allen Tonarten Käuflichkeit, Laster und Niedertracht vor, verdreht den Namen des gleich ihm auf Italien zurückweisenden Riqueti in Riquet-à-l'Enchère, rät als letzte Erhöhung zum Galgen und bringt „den Keuschen" oft mit Théroigne de Méricourt in Verbindung. Seit Ende Oktober 1789 gab Rivarol mit Mirabeaus feindlichem Bruder „Mirabeau-Tonneau", Peltier, Champcenetz u. a. ein neues Journal „Actes des Apôtres" heraus, ein pêle-mêle, das alles besprach und besang, höhnte und kritisierte, ein Gemisch von Revue des Deux-Mondes und Charivari; auch hier ist Mirabeau der best gehaßte Mann. Die Beteiligung Rivarols an dieser merkwürdigen Zeitung schloß gegen Ende 1790 ab. Auf Dumouriez scheint Rivarol einige Zeit Einfluß gehabt zu haben, seine Schwester Françoise, Baronin Beauvert, war des Generals Maitresse, und bei ihr erfuhr er von dessen Projekten; über diese Beziehungen tobten natürlich die Jakobiner.

Es trieb Rivarol, eine große politische Rolle zu spielen und auf den Hof einzuwirken. Durch den Intendanten der Civilliste, de La Porte, gab er 1791 dem Könige Rat, sein erstes Memoire datiert vom 25. April, sein letzter Brief vom 30. September d. J.; die Vorstellungen hätten aber einen Friedrich den Großen, keinen Ludwig erfordert: Ludwig sollte die Privilegierten aufgeben, das monarchische Princip und den tiers-état verbrüdern und so den politischen Körper neu organisieren. Der König befolgte diese Ratschläge nicht, man fand sie nachher im eisernen Schranke der Tuilerien. Ebensowenig Erfolg hatten des Grafen „Lettre à la noblesse française" und sein höhnender „Dialogue entre Mr. de Limon (Verfasser des Koblenzer Manifestes) et un homme de goût" (August 1792). Die Gesetze dessen, was er stets als corps politique kennzeichnet,

die Principien der Gesellschaft, wollte er in einem Buche sammeln, doch kam es nicht ans Licht, und nur Proben davon sind uns in seinen „Pensées inédites“ (1836) erhalten. Ohne auf den Gang der Revolution Einfluß gewonnen zu haben, sah er sich zur Emigration genötigt; am 10. Juni 1792 verließ er Paris auf ewig, zur rechten Zeit, denn eine Woche später kamen Kerle in sein Haus und riefen: „Wo ist er, der große Mann? wir wollen ihn kürzer machen.“ „Er trug in die Emigration mit sich alle seine Gaben als Meister der Prosa und als unvergleichlicher Kritiker, alle Fehler als unheilbarer Spötter.“ Obschon er manchmal in der Lage gewesen, sich Vermögen zu machen, zumal das Journal politique national sehr viel eingetragen, war er nie reich geworden, denn wenn er Geld hatte, gab er nach allen Seiten. Jetzt kam er mit Manette, einem Haufen Manuskripte und mit Geld genug, um zu leben, nach Brüssel und blieb hier, von den Emigranten trotz all seiner früheren Spöttereien oft aufgesucht, bis April 1794; als aber Pichegrus Armee sich Belgien näherte, ging er nach Holland und im September d. J. nach England. Hier fand es der einstige Gatte der Miß Flint so entsetzlich und so langweilig, daß er 1795 nach Hamburg übersiedelte, wo er bis zum Herbste 1800 verweilte. Aber ohne die gewohnte Gesellschaft und ohne Königsrolle im Salon gefiel es auch dort „Seiner Impertinenz“ nicht, ihm fehlte just wie Chamfort die alte Lebensluft, und unruhig irrte er umher. Die Siege seiner Landsleute, die jedermann anstaunte, ließen ihn kalt, ihn enthusiasmierte kein Bonaparte, kein Moreau, kein Hoche; er ahnte kaum, was diese Männer für Frankreichs Zukunft bedeuteten; erst mit der Zeit erkannte er Bonapartes Rolle, sah in ihm einen Tyrannen, ein Genie und den Kaiser der Zukunft, rief aber wie Kassandra: „Wehe ihm, wenn er nicht immer siegt!“ Nie war er so verblendet wie der exilierte Hof von Mitau, in Bonaparte den zweiten Monck zu erblicken; die herabgekommenen Emigranten hielt er sich vom Leibe, und nur nach langem Zögern gab er auf Bitten „Ludwigs XVIII.“ den Prospekt eines neuen Journals, das niemals erschien, im Herbst 1800 heraus; das Frankreich seiner Ideale sollte er nicht erleben! Seit Ende des englischen Aufenthalts datieren seine carnets, Blätter ohne Folge und Zusammenhang. Unbehaglich, kalt fand er es in Hamburg, die Frauen reizlos, den Verkehr öde; wo war das warme Glück des französischen Lebens? ihn ergriff mächtig das Heimweh, und er schrieb seinem Freunde de Gaste: „Moralisch wie physisch gehe ich in diesen nordischen Landen zu Grunde. Ich bin dieser Leute müde, welche die Sonne quer bescheint ... alle Stimmen des Ruhms und alles Gehätschel der Fürsten ist keinen Spaziergang in euren Weinbergen wert. Silvas amem inglorius!“ Im Herbst 1800 siedelte er ohne Manette nach Berlin über, mit einer geheimen Mission „des Königs“ an Friedrich Wilhelm III. betraut, der ihn jedoch nicht empfing. Er lebte nochmals auf, die Gesellschaft feierte ihn nach Lust seines Herzens, die Frauen, voran die Fürstin Dolgoruki, buhlten um seine Blicke, er scharte ein kleines Athen um sich, und jeder Abend begrüßte ihn an üppiger Tafel; seine Witze, seine Phrasen berauschten alle Welt. Und so starb er, kaum krank gewesen, sein letztes Lächeln, sein letztes Bonmot auf den Lippen, am 11. April 1801; er ging aus der Welt wie aus einem Salon, der Typus koketter Frivolität und unvergleichlicher Eleganz, ein Genie und ein Opfer.*

* 1808 erschienen die sehr unvollständigen „Œuvres complètes“, 1880 gab de Lescure „Œuvres choisies“ heraus.





Albrecht Dürer.

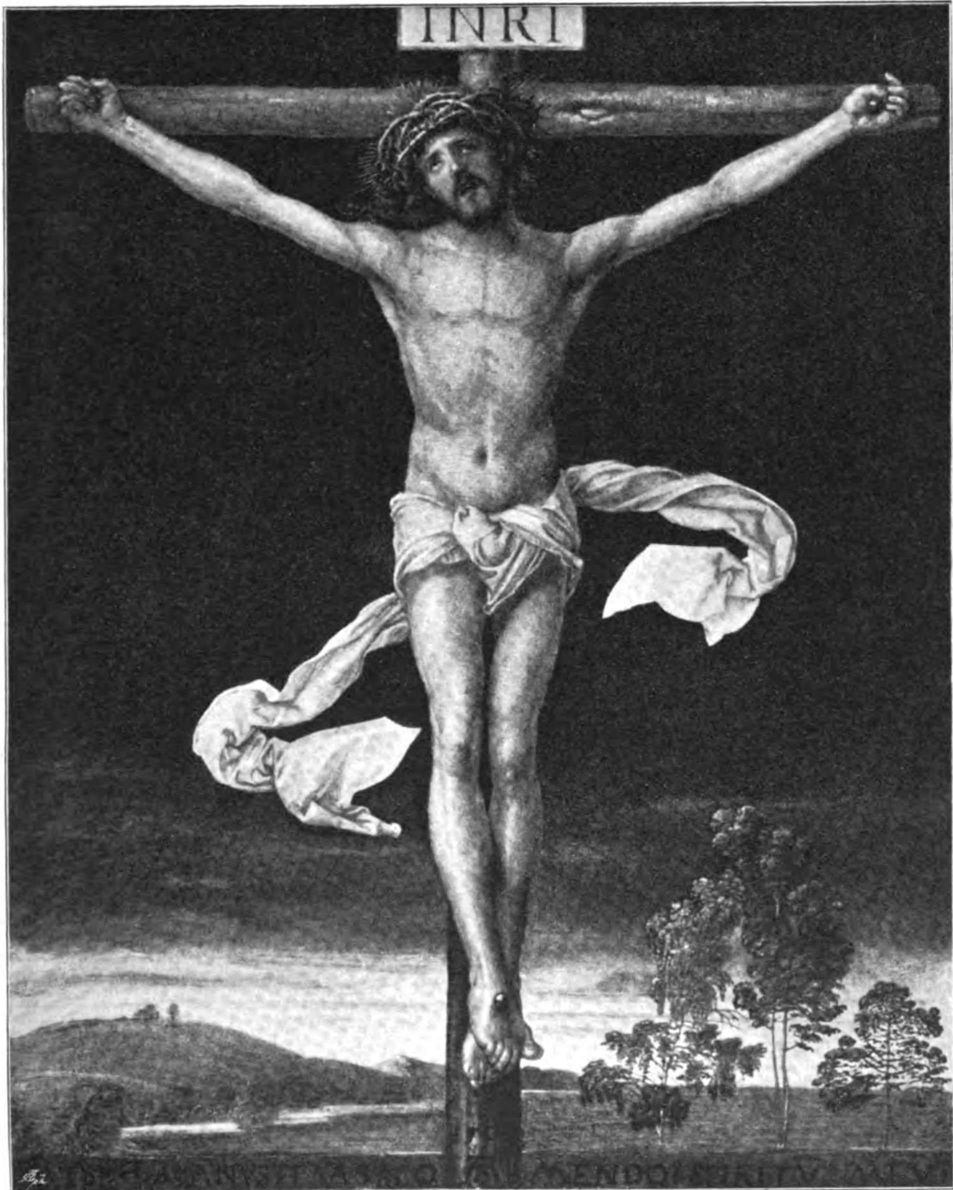
Ein Künstlerbildnis
von
Franz Hermann Meißner.

II.

Albrecht Dürer war vierunddreißig Jahre alt, ein in sich gefestigter und reifer Künstler, und außerhalb Nürnbergs hatte bereits der Nimbus des Ruhms um ihn sich zu breiten begonnen, als er 1505 nach Venedig zog. In Nürnberg wurde er selbst von Pirkheimer und dem weiteren gelehrten Freundeskreis viel mehr als Mensch wegen seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit geliebt, denn als Künstler gewürdigt, und unter solchen Umständen ist die noch immer so große Enge der Lebensverhältnisse erklärlich, daß er das Reisegeld wie den ersten Unterhalt für Frau und Mutter daheim vom Freunde leihen mußte. Welch eine jämmerliche und klägliche Stimmung enthalten die einfachen Zeilen seiner ersten Briefe aus Venedig, in denen er wiederholt baldigste Rückgabe des Geldes verspricht, und wie peinlich berührt uns die ergebene Kleinseligkeit in der schriftlichen Ansprache dem reichen und angesehenen Patricier gegenüber! Von der königlichen Größe eines Michelangelo, der Päpste zum Stehenbleiben in seiner Gegenwart zwang, und von Raphaels vornehmer Grazie im Künstlerselbstgefühl ist da keine Spur. Aber diese Reise selbst sollte hierin doch eine Wandlung hervorbringen. Ihr Zweck war sowohl der Verkauf seiner graphischen Werke als der Urheberschutz derselben durch die venetianische Signorie, denn gerade in Venedig waren Dürers Blätter von Stechern mit feiner Witterung für seine Bedeutung am meisten nachgestochen und sein Erwerb damit geschädigt worden. Freien Schutz geistigen Eigentums gab es damals noch nicht in dem heute bekannten Maße. Vermutlich erst in Venedig, in dem als dem Durchgangsort für den Orienthandel die großen Nürnberger Kaufherren Niederlassungen meist unter der Leitung von Söhnen oder nahen Verwandten hatten, erhielt jetzt Dürer den Auftrag, für die Kirche (S. Bartolommeo) der deutschen Kaufleute das sogenannte „Rosenkranzfest" zu malen. Er erhielt etwa hundert Gulden dafür, und diese Summe muß sich erheblich durch den Verkauf mehrerer anderer Gemälde und Bildnisse vermehrt haben, denn Dürer machte schnell Glück. Bald kann er schreiben, daß er um zweihundert Dukaten Aufträge habe ablehnen müssen, um sein Bild in aller Sorgfalt zu vollenden. Dafür brachte es ihm aber auch einen sehr großen Erfolg. Mit naiver Lust und Genugthuung betont er bald ein Sichgleichfühlen mit Pirkheimers Wert und Ansehen; er erzählt, wie sich die Edelleute und ganz Venedig in seiner Werkstatt gedrängt, daß der Doge und der Patriarch erschienen seien, das Bild zu sehen. Die Maler freilich sahen zum Teil neidisch auf den begünstigten Nebenbuhler, dessen Kunst sie als nicht gut kritisierten, weil sie nicht von „antikischer Art" sei; dabei kopierten sie seine Bilder aber überall. Auch denunzierten sie ihn zweimal bei der Signorie, daß er wegen seiner unbefugten Kunstausübung die Zunftabgabe entrichten

solle, und Dürers deutsche Freunde warnten ihn, bei einem dieser Maler zu essen, denn in jener guten alten Zeit war Gift auch ein Mittel, um sich einen bedrohlichen Eindringling vom Halse zu schaffen. Diesem Neid gegenüber hatte indessen Dürer den Triumph, das Haupt der venetianischen Maler, den alten Giovanni Bellini, bei sich zu begrüßen, welcher ihn sehr lobte und ein Werk seiner Hand für sich zu kaufen begehrte.

Dürers Aufatmen unter diesen freien und würdigen Verhältnissen ist wohl verständlich. Bald schafft er sich reiches Gewand an und bestellt von seinem roten französischen Mantel und seinem prächtigen Wams wiederholt Grüße an seinen Nürnberger Freund; immer freier und fröhlicher und ausgelasse-



Albrecht Dürer: Christus am Kreuz. 1506. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

ner wird sein Briefton; er zapft bald in fast jeder Epistel Pirkheimer an, wie er es daheim wohl nur im Zustande dionysischer Anfeuerung gethan haben mochte; die plebejische Unterordnung bleibt sehr schnell fort. Wir erleben die äußere Wandlung eines gemütstiefen und herzwarmen Menschen, der aus einem geduckten Bürger zum vornehmen Manne wird. Aber zu gleicher Zeit gewinnt auch seine Malkunst den Antrieb zu Neuem. Freilich bleibt er immer noch der innige Deutsche, welcher durch die Kraft und die Tiefe des Ausdrucks wirken will und dem die Farbe in den Bildern mehr ein äußerer Schmuck zur Zeichnung denn eine selbständige, weich modulierende Sprache ist, aber er hat doch gegen eine gewisse frühere Härte jetzt ein reiches Bouquet seltener, tiefer und hell aneinander klingender Farbenwerte; er hat eine frische und gut abgestimmte Art zu malen; seine Kompositionen sind groß und mächtig, seine Linie von rhythmischem Schwung, und eine unvergleichliche Lieblichkeit ruht über den Gebilden. Man sieht, daß er mit scharfem Auge die bunte südliche Welt betrachtet und den Venetianern, namentlich Bellini, manches abgelauscht hat. Er kann am Ende seines Aufenthalts mit Stolz erklären, daß er alle Maler Lügen gestraft, die da behauptet hätten, daß er im Stechen gut sei, aber nicht mit Farben umzugehen wüßte, denn jetzt sage jedermann, sie hätten nie schönere Farben gesehen. 1507 verläßt Dürer Venedig, nachdem er in seinem letzten Brief die klassisch gewordenen Worte an Pirkheimer geschrieben: „Wie wird daheim mich nach der Sonnen frieren, hier bin ich Herr, dort ein Schmarotzer." Ein tiefes Heimweh scheint ihn im voraus nach diesem glücklichen Aufenthalt zu befallen. Er geht über Ferrara nach Bologna, wo er Mantegna nicht mehr lebend antrifft, und bei Paccioli Unterricht in der Geheimperspektive nimmt. Zu jener Zeit befand sich auch Michelangelo in Bologna, aber nichts deutet darauf hin, daß diese beiden größten Kunstvertreter ihrer Rassen sich Aug in Aug gemessen, wie wir ja auch keine Kunde haben, ob Dürer je mit Holbein späterhin zusammengekommen ist, mit dem er doch die persönliche Bekanntschaft des Erasmus, des Astronomen Nik. Kratzer wie auch diejenige Melanchthons teilte. 1507 langt Dürer, bis in die tiefste Seele hinein erfrischt, in Nürnberg wieder an, und dreizehn Jahre fruchtbarsten Schaffens bezeichnen jetzt seine zweite Periode bis zur niederländischen Reise.

Drei Meisterwerke vornehmlich, welche in Venedig selbst entstanden sind, stehen am Beginn dieser zweiten Periode; wer sie unvoreingenommen heute betrachtet, dem wird auch durchsichtig sein, warum die Signorie von Venedig unseren großen Landsmann auf jede Weise an ihre Stadt fesseln wollte und ihm neben Aufträgen deshalb ein Jahrgehalt von hundert Dukaten bot, trotzdem das farbenblühende Venedig an guten Malern keinen Mangel hatte und diese vor Neid gegen den Fremdling mit Zähnen knirschten. Die venetianischen Edelleute von 1506 wußten sehr viel besser als die Deutschen von 1550 bis 1880 etwa, daß in Italien keiner lebte, der mehr konnte und unter reichlichen Verhältnissen eine glänzendere Zukunft hatte als dieser nürnbergische Fremdling. Das eine dieser Bilder ist das „Rosenkranzfest", das, schon genannt, sich heute in sehr schlechtem Zustande im Prämonstratenser-Stift Strahow bei Prag befindet, aber durch eine alte Kopie in Wien glücklich ergänzt wird. Da sieht man die Madonna mit dem Kind in lieblicher Berglandschaft vor einem Teppich thronend und beide, unterstützt vom heiligen Dominikus und schwebenden Engeln, den knienden Kaiser Max wie den Künstlerpapst Julius II. ihm gegenüber und andere Gestalten — Ritter, Mönche, Gelehrte, Frauen — mit Rosenkränzen krönen. Im Hintergrund schauen Pirkheimer und Dürer dem Vorgang zu, und der letztere hält ein Blatt, auf dem das Bild beurkundet ist. Das Bild muß von einer sehr schönen Farbenpracht gewesen sein, wie seine Komposition ihrerseits von einer ausgezeichneten Lebendigkeit und Vollendung ist. — Das zweite, ganz kleine Bildchen hängt jetzt in der Dresdener Galerie neben der Holbeinschen Madonna, auf deren anderer Seite die lieblichste der kleinen Madonnendarstellungen des Jan van Eyck sich befindet. Zwingt dies Werkchen trotz der Nachbarschaft den Beschauer zu sich heran, ja beeinträchtigt es sogar mit seinem aus schwarzer Dunkelheit allmählich in Ultra-



Albrecht Dürer: Ritter, Tod und Teufel. Kupferstich von 1513.

marinblau und den gelben Horizontstreifen übergehenden Hintergrund und mit dem leuchtenden Körper des „Christus am Kreuz“ das im Ton so abgeklungene Holbeinwerk nicht unerheblich, so ist das ein sprechendes Zeichen für die Kraft seiner Schönheit. Man wird in der That in der deutschen Kunst keinen ergreifenderen Christus ermitteln können als diesen mit der edelgebildeten, langgestreckten Gestalt, um welche die Enden des Lendentuches im Winde flattern, und diesem so wunderbar einsamen Antlitz, das in dem letzten Aushauch der Erde bereits nicht mehr angehört. — Ein drittes Werk, das lange verschwunden war und, seit wenigen Jahren aufgetaucht, eine der mehreren Dürerperlen im Berliner Museum ist, heißt die „Madonna mit dem Zeisig“. Auch hier

thront die blonde Maria, über der breitgeflügelte Engelbüsten einen Kranz halten, im lichtblauen Gewand vor einem tiefroten Vorhang, der die Gruppe kräftig gegen das satte Laubgrün einer reizenden Landschaft abhebt. Sie legt die Rechte auf einen Folianten. Das unruhige Kind in dem gelösten Hemdchen auf ihrem Schoß hält in der rechten Hand einen Zuller, und auf seinem linken Ärmchen sitzt ein piepender Zeisig; rechts daneben sieht man den kleinen Johannes und einen holzkreuzhaltenden Engel. Man meint den ganzen Rausch, den die Vorstellung mit dem Namen des meerumrauschten Venedig verknüpft und der sich in der Kunst dieser Stadt funkelnd gespiegelt hat, hier als geniale Übersetzung in einen rhythmisch bewegten oberdeutschen Dialekt von hoher Schönheit wiederzufinden. — Als venetianische Dürerarbeit ist noch von 1506 ein „Zwölfjähriger Jesus im Tempel“ (Rom), eine in fünf Tagen schnell, lediglich auf Hauptaccente hin, gemalte Arbeit, die kein „Auftreten“ hat, sondern in Gebärden, Blicken, prachtvollen Händen, Physiognomien die innere Handlung dieses Vorganges darstellen will, sowie der Kopf eines jungen Mannes von 1507 zu erwähnen.

Wie die Erinnerung an die beiden schönen Jahre in der Lagunenstadt in Dürers Herzen fortab lebendig blieb, so schwebte ihm auch stetig der Adel und der große Zug in ihrer Kunst wie ihre Farbensprache vor; aber so wenig wie in diesen in Venedig selbst gemalten Bildern kann man von einer Nachahmung oder von unmittelbaren Einflüssen auf seine strenge Originalität sprechen, denn man spürt eine Gesamtheit von äußeren Eindrücken auf sein Wesen und seine Anschauung, ohne im einzelnen etwas nachweisen zu können. Eigentümlich für seine Entwickelung wird jetzt, daß er noch mehrere religiöse und allegorische Darstellungen kurz nacheinander schafft und dann in der Malerei sich fast ausschließlich bis an sein Lebensende dem Bildnis zuwendet, und daß die gleiche Wandlung sich ganz allmählich auch in seinem Holzschnitt- und Kupferstichwerk vollzieht.

Das erste, zweimal von seiner eigenen Hand in Madrid und Florenz vorhandene Doppelwerk behandelt mit unwesentlichen Abweichungen „Adam und Eva“ (1507). Hier sind keine reiferen Gestalten wie in dem gleichen Kupferstich von 1504, auch kein poetischer Waldhintergrund begleitet das mythische Weltdrama. Es sind nur zwei herrlich gebildete junge Menschen, über denen der unbeschreibliche Hauch einer noch verschlossenen, aber schon knospenden Blüte liegt. Voll seltsamen Zaubers mischt sich in beider Haltung die Unschuld mit scheuem Verlangen — sie suchen herzzitternd die Stimmen der Liebe zu hehlen, welche ihnen Verworrenes zuflüstern. — Ein figurenreiches Bild von 1508 schildert wenig erfreulich die „Marter der zehntausend persischen Christen“, welche auf dem gut aufgebauten, aber überhäuft wirkenden Werk in mehreren Arten getötet werden. Hier sieht man Dürer wiederum abgebildet, und zwar mitten in den Greueln. — Ein ausgezeichnetes Werk muß dagegen der sogenannte Hellersche Altar gewesen sein, in dessen Mittelbild Dürer von 1508 bis 1509 eine Himmelfahrt Mariä schuf, während die sechs Flügel von seinem Gehilfen stammen. Nach den vorhandenen sehr schönen Studien dazu, die eine Vollendung und Sicherheit der Natur gegenüber zeigen, wie sie erst Menzel in unseren Tagen wieder offenbarte, sowie nach einer alten Kopie in Frankfurt scheint es begründet, daß Dürer das Werk selbst für sein bestes gehalten, und es bleibt danach tief zu bedauern, daß es, später nach München gekommen, 1674 dort beim Brande der Residenz zu Grunde ging.

1509 erhielt Dürer dann auch die erste und einzige Auszeichnung seitens seiner Vaterstadt, — sie machte ihn zum Ratsmitglied. Noch ein großes Bild reiht sich dann 1511 den obigen Werken an, das, für die Kapelle des Landauer Klosters in Nürnberg bestimmt, laut deren Weihe zu Ehren aller Heiligen Thema und Namen als „Allerheiligenbild“ (Wien) erhielt. In dem oberen Halbrund der mäßig großen Tafel thront auf Wolken Gott Vater, und der heilige Geist schwebt als Taube über seinem bekrönten Haupt; in seinen Händen hält er die Kreuzarme, an denen Gott Sohn hängt. Die himmlischen Heerscharen unter Führung der Maria, die biblischen Heroen unter der des Johannes, und dann in einem neuen Kreis zahllose



Albrecht Dürer: Die Melancholie. Kupferstich von 1513/14.

Gestalten im Kaiser-, Bischof-, Papstornat, in der Rüstung und nürnbergischem Bürgerkleid sieht man anbetend auf diesem ebenso herrlich gemalten als gezeichneten Werk in sorgfältigster Detaildarstellung schweben. Der Stifter Math. Landauer befindet sich unter den Heiligen — auf der einsamen Erde unten als eine winzige Figur Dürer, der eine Inschrifttafel hält. Es scheint, als wenn nach diesen vier Werken, von denen der Hellersche Altar und das Allerheiligenbild mit ihrer eingehenden Durchführung sehr lange Zeit erforderten, die malerische Kraft Dürers etwas erschöpft gewesen sei. Beide Werke, an die er seine ganze Kraft gesetzt und durch die er freilich ja auch sehr hohe Ergebnisse erzielt, hatten sich materiell nicht gelohnt für ihn, wie der Briefwechsel mit Heller

nachweist, — dazu kam jetzt die Herausgabe seiner Holzschnittbücher und glänzend gelungener Stiche, — ihn hielten auch die Aufträge seitens des Kaisers ab, und schließlich mochte der 1514 erfolgte Tod seiner Mutter, der er einen rührenden Nachruf in seinen Lebensnotizen gewidmet, eine tiefe Spur hinterlassen haben: ihm ist ersichtlich die Malerei verleidet und er wirft sich mit Gewalt deshalb auf seine graphische Thätigkeit. Die noch zu nennenden Gemälde vor der niederländischen Reise sind ohne Belang, so 1512 die „Madonna mit der Birne“, wie für den Nürnberger Rat „Idealbildnisse“ der Kaiser Karl der Große und Sigismund, welche die Heiltumskammer, d. h. den Tresor der in Nürnberg bekanntlich aufbewahrt gewesenen Reichskleinodien, schmücken sollten. Das des großen Pipiniden ist seitdem ein feststehender Typus geworden, der in zahllosen Nachbildungen noch heute vervielfältigt wird.

Von 1516 ist ein Bildnis von Dürers einstigem Meister, Wohlgemuth, durch herbe Wahrheit frappierend, wie die beiden schönen Florentiner Apostelköpfe. Eine sich eben tötende „Lukretia“ malte er 1518, in welchem Jahre er auch im Augsburger „Stübchen hoch auf der Pfalz“ gelegentlich des Reichstags den Kaiser Max zeichnete und danach 1519 zwei Holzschnitte fertigte und zwei Gemälde malte, wovon das Wiener mit der schwarzen Pelzschaube das schönere ist und das feine Gesicht des greisen Fürsten mit großer Liebe dargestellt erscheinen läßt. Zu gleicher Zeit zeichnet und sticht er auch den Kardinal Albrecht von Brandenburg.

Aber zwischen 1511 und 1520 liegt doch der Schwerpunkt seines Schaffens in der Graphik. Er zeichnet eine neue, die „kleine Passion“ in siebenunddreißig Blättern auf den Holzstock, anscheinend ganz unerschöpflich in der Abwandlung dieses Gegenstandes. Die Entwickelung ist ruhiger und epischer, die Darstellung einfacher, derber, auf das Volk berechnet, und wenige, nur allgemein ausgeführte Figuren müssen jetzt für den Zweck genügen, — kurz, es scheint ein für großen Absatz angelegtes Werk zu sein. Ebenso entstehen von 1509 bis 1511 Einzelschnitte von freilich viel größerem Wert, wie die schöne „Dreifaltigkeit“, die „Messe des heiligen Gregor“, die „Heilige Sippe“, die auch sehr viel besser als die kleine Passion geschnitten sind. Das Hauptwerk, das ihn 1512 bis 1515 beschäftigte, war dann die Ehrenpforte für Kaiser Maximilian, eine jener damals sehr beliebten allegorischen Darstellungen. Die Anordnung wie die Inschriften für den dreimal drei Meter umfassenden Renaissancebau, für den zweiundneunzig Holzstöcke nötig waren, stammte von dem Historiker Joh. Stabius, dem Freunde des Kaisers, und Dürer hatte lediglich die Aufgabe, diesen schwülstigen Gallimathias von Tugenden und Herrlichkeiten, von Lebensepisoden aus dem byzantinischen Sprachstil in ein Bildwerk zu übersetzen. Das war eine trockene und nüchterne Arbeit, mit der sich der Künstler geschickt genug abfand. In der That sind in Einzelbildern, Nischengruppen, in schönen Architekturformen reizende Teile darin, die freilich erst bei näherer Betrachtung aus dem Wust des Ganzen sich erheben. Der Ausfall der Arbeit scheint den fürstlichen Besteller sehr befriedigt zu haben, denn 1518 erhielt Dürer einen neuen Auftrag: in noch größerem Umfang den „Triumphzug Kaiser Maximilians“ in Holzschnitt darzustellen. Hier sollten auch andere Künstler hinzugezogen werden, aber die Arbeit wurde 1519 infolge des Todes Maximilians eingestellt, nachdem die Ausführung des Wagens selbst von Dürer gerade vollendet war.

Je trockener und unergiebiger in dieser Schaffenszeit durch so undankbare Aufträge der Dürersche Holzschnitt scheint, um so mächtiger aber entfaltet sich der Kupferstich jetzt in seiner Hand, der in kühnem Aufschwung eine jähe Vollendung inhaltlich wie technisch gewinnt, so daß vierhundert Jahre dieselbe nicht erreichen konnten und erst in der Gegenwart Max Klinger mit seinen besten Stichen Ähnliches glückte. Ein entzückendes Werk ist hier schon die sogenannte „Kupferstichpassion“ (1508 bis 1512) in siebzehn Blättern, welche in feiner und prächtig ausgeformter Lyrik die reinsten Töne dieses großen Herzensmenschen erklingen läßt. Das Titelblatt zeigt den an die Säule gebundenen Schmerzensmann, zu dem Maria und Johannes schmerzlich aufschauen. Von Blatt zu Blatt weht uns hier, wo die Ausführung



Albrecht Dürer: Das Rosenkranzfest. G



Zu Meißner: Albrecht Dürer.

...mälde von 1506. (Strahow bei Prag.)



Albrecht Dürer: Der heilige Hieronymus. Kupferstich von 1514.

nicht wie beim Holzschnitt von fremder Hand getrübt ist, die urfrische Poesie des Künstlers und seine Empfindungstiefe an, die durch den Adel des Stichs wie die rhythmische Darstellung wunderbar volle Töne geben. Aber das ist trotz aller Schönheit doch nur mehr Vorspiel: die deutsche Kupferstichkunst hat nichts Schöneres hervorgebracht und nirgends hat sich in bestechenderer Form die germanische Phantasiekraft ausgestaltet als in den berühmten drei Stichen von 1413 bis 1414. Der Zahl I auf der „Melancholie" nach scheint eine innerlich zusammenhängende Folge beabsichtigt gewesen zu sein, und man hat versucht, die geheimnisvolle Bedeutung dieser Kompositionen auf die verschiedenste Weise auszulegen. Es ist aber doch schließlich gleich, ob der „Ritter"

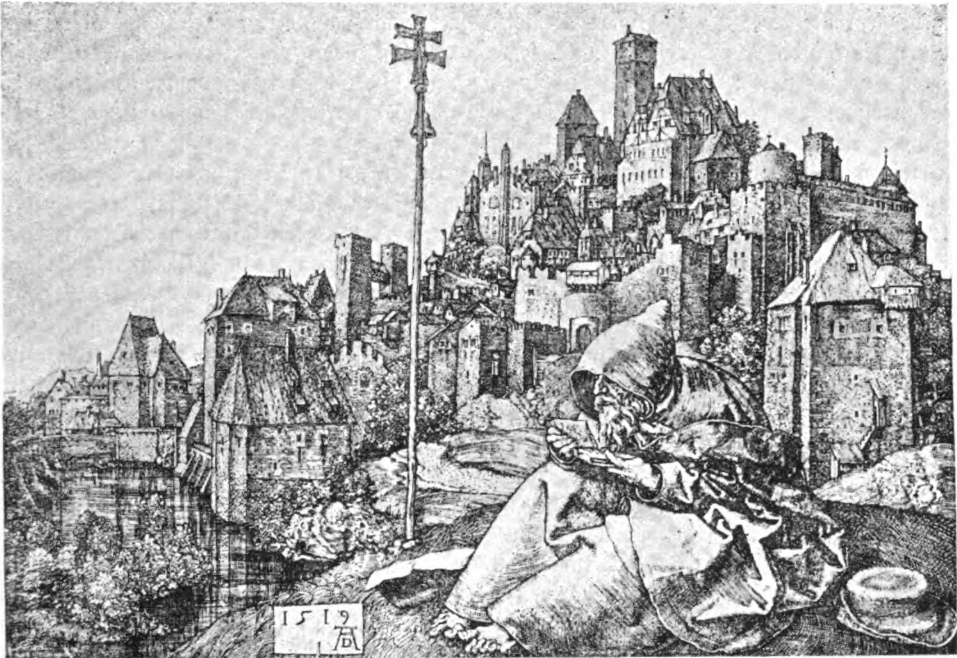
die Thatkraft, die „Melancholie“ die ernste Wissenschaft und der „Hieronymus“ den seelenstillen Glauben, oder ob die drei Blätter das Wesen der drei oberen Stände personifizieren sollen, denn die Platten sind so ideal schön, daß sie einer befriedigenden Bedeutung entbehren können. Da sieht man auf dem einen, „Ritter, Tod und Teufel“, einen gewappneten Reiter unverzagt auf einem Roß, für welches das Colleoni-Denkmal des Verrocchio in Venedig als Modell gedient zu haben scheint, durch eine finstere Schlucht reiten. Ein Abendstrahl hängt auf einer Felsecke, im Hintergrunde sieht man ein hochgetürmtes Schloß. Auf einem Klepper daneben reitet vorn der bärtige Tod und zeigt dem Ritter die Sanduhr, hinten wandert als ein seltsames Tierkonglomerat der Teufel. Aber weder der Ritter noch sein springender Hund bemerken die schlechte Gesellschaft. Das zweite Blatt der „Melancholie“ zeigt einen in Sinnen versunkenen Genius, der als Bürgerfrau gekleidet, mit Schlüsselbund und Pompadour gekennzeichnet, aber geflügelt an einem Turm sitzt. Instrumente der Astronomie, Naturwissenschaft, wie Retorten, Kugel, Vieleck, Wage, ein zusammengekauerter Hund, eine Sanduhr, eine Glocke über einem Zahlenquadrat umgeben ihn, eine Leiter lehnt an dem Turme, ein Mühlstein liegt daneben, auf dem ein kritzelndes Engelchen sitzt; dahinter sieht man das von einem Regenbogen überspannte Meer, über dem eine Fledermaus mit einer Bandrolle: „Melencolia“, fliegt. Statt der Rätselhaftigkeit bietet das dritte Blatt das Idyll einer Gelehrtenklause. Mit einem erstaunlichen Realismus ist da ein altdeutsches Zimmer gebildet, durch dessen Butzenscheiben kringelndes Sonnenlicht fällt. Kissen und Bänke, Folianten und ein Schädel, der ganze Apparat eines friedlichen Denkerheims umgiebt den emsig im Hintergrunde schreibenden „St. Hieronymus im Gehäuse“, um den ein Heiligenschein flammt. Vorn schläft der symbolische Löwe des Heiligen, und neben ihm furchtlos zusammengekauert sein Hündchen; hörbar summt in dem Raum die Poesie des weltabgeschiedenen Friedens, — hier wird nicht mehr gekämpft und nicht mehr gebangt — hier wirkt ein Mann, der in seinem Gottesglauben lächelnde Sicherheit fand. Das sind die drei schönsten Stiche von Dürers Gnadenhand. Daneben giebt es dann aus diesen Jahren noch eine Anzahl Madonnenblätter von hoher Vollkommenheit; von 1513 ist ein Hauptblatt: „Das Schweißtuch der heiligen Veronika“, von zwei Engeln gehalten, auf deren offenäugigen Heilandsgesichtern ein ergreifender Leidenszug sichtbar wird; von 1519 stammt der „Heilige Antonius“, der sich vor einer reizend geschilderten altdeutschen Stadt mit Burg in der Mitte lesend niedergelassen hat. Auch mit Radierung beschäftigt sich seit 1510 Dürer, der als einer der Erfinder dieser Technik gilt; er nimmt indessen statt der später üblichen kupfernen eine eiserne Platte, was eine etwas harte und unruhige Wirkung zur Folge hat, wie z. B. auf dem Blatt der „großen Kanone“; sie ist auf einen Flecken gerichtet und wird mit Besorgnis von etlichen Türken besichtigt.

Ein letztes, den großen Stichen dieses Jahrzehnts völlig ebenbürtiges Werk sind dann fünfundvierzig „Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian“ (München), die 1515 entstanden. Der Kaiser hatte sich für seinen Hausgebrauch ein Gebetbuch in mehreren Exemplaren drucken lassen und die Illustration des einen Dürer übertragen. Der hat etwas Einziges in seiner Art daraus gemacht, das immer zu den Perlen seiner Werke gezählt wird. Denn mit einer unerschöpflichen Phantasie, die ruhelos neue Motive erzeugt, ist in krauser Gotik und barocker Renaissance Ranken- und Schnörkelwerk für diese Blätter erfunden und sind in dasselbe wie in die Vasen allegorische Gestalten ebenso voll frommen Ernstes als voll lustigen Humors hineinkomponiert. Es ist ein schönes und doch wieder so geistreich graziöses Spiel in diesen Linien und Gestalten, an denen man sich nicht satt sehen kann. Ein originelleres Gebetbuch als dieses hat das Mittelalter trotz der reichen Pflege dieses Gebiets und einer namentlich sehr hoch zu Zeiten entwickelt gewesenen Ornamentik gar nicht hervorgebracht.

* *
*

Während dieser zweiten Periode Dürers war von Wittenberg die Reformation durch

die Lande gezogen, der Pirkheimer fanatisch anhing und darin Dürer bei seinem freien Weltblick nachgezogen haben mag. Freilich beweist sein spätestes und größtes Farben- Nürnberg und forderte riesige Opfer; und schließlich mochte der Künstler nach dreizehn Jahren ruhigen Sitzens in der Heimat nach neuen großen Eindrücken dürsten. Er brach



Albrecht Dürer: Der heilige Antonius. Kupferstich von 1519.

werk mit seiner Unterschrift, daß der allem Toben und offenem Bruch abholde Künstler wohl Luther aufs tiefste verehrte und von Herzen zugethan war, aber sich einer auffälligen Zurückhaltung befleißigte; ohnehin war die Scheidung in den ersten Jahren noch keine äußerlich streng überall durchgeführte, und die Wirren des Bildersturms und der Bauernerhebungen mußten auf sein stilles Poetengemüt einen rohen Eindruck hervorrufen. Als Kaiser Max mitten in dieser gärenden Zeit 1519 starb, verweigerte trotz der bereits unterzeichneten Quittung der Nürnberger Rat die Auszahlung der jährlichen kaiserlichen Pension von hundert Gulden an Dürer sowie die Anerkennung einer weiteren kaiserlichen Schuld von zweihundert Gulden; es blieb dem Künstler nichts übrig, als sich an den neuen Kaiser Karl V. zu wenden, der 1520 von Spanien zur Krönung über Antwerpen nach Aachen kommen sollte. Schriftlich schien das ziemlich aussichtslos; dazu kam 1520 die Pest nach deshalb im Sommer 1520, diesmal mit seiner Frau und deren Magd Susanne, nach Antwerpen auf. Er führte zahlreiche Drucke seiner eigenen Werke wie solche von fremder Hand mit, um mit deren Verkauf Einnahmen zu erzielen und sein schmales Reisegeld damit zu ergänzen. Ein als Ausgabebuch begonnenes Heft, das bald zum Tagebuch wird und köstliche Einblicke in diesen herzgewinnenden Menschen gestattet, giebt uns Kunde von der Fahrt, von deren bunten Einzelheiten und den großen Ehren, die vielfach dem jetzt hochberühmten Künstler seitens Privater wie der Lukasgilden, aber auch seitens des dänischen Königs erwiesen werden. Ein Geleitbrief des Bischofs von Bamberg erspart ihm fast überall die Zölle, ja an einer Stelle läßt ihn ein Zöllner sogar aus Ehrfurcht vor seinem Ruhm passieren. Über Frankfurt kommt er nach Antwerpen, besucht von dort aus Brügge, Gent, Mecheln, Brüssel teilweise wiederholt, geht nach Köln und Aachen zur Krönung,

kehrt wieder zurück. Überall macht er Studien und sammelt eine große Zahl vielfach erhaltener Silberstiftbildnisse an; er verkauft Werke, verschenkt in seiner Gutmütigkeit sehr viel mehr, wird fast überall gefeiert, noch mehr geprellt; er kauft von seinem Wenigen Raritäten für die Nürnberger Freunde, seine Frau und sich selbst; er verkehrt mit Quintin Messys, zu dem Holbein sechs Jahre später gleichfalls pilgerte, mit Bernhard von Orley, dem holländischen Romanisten, den er auch malt, mit Joachim de Patinir; auch lernt er den genialen Stecher Lukas von Leyden kennen. Dann wird er mit Erasmus bekannt, und noch nach der Rückkehr verkehrte er mit dem Astronomen Kratzer schriftlich, von dem Holbein ein Dutzend Jahre später in London ein schönes Bildnis fertigte. Immer fröhlich und nur manchmal seine zusammenschmelzende Barschaft sorgenvoll zählend, geht er von Lustbarkeit zu Lustbarkeit; er tauscht das Stecherwerk Leydens gegen das seinige und bestellt sich in derselben Art die Markantonschen Stiche nach Raphael bei einem von dessen Schülern, der in Antwerpen lebt. In Gent beschaut er mit preisender Kritik das berühmte Altarwerk der Gebrüder van Eyck, lernt Tafeln des Jan van Eyck kennen, wie solche des „großen Meisters Rudier“ (Roger van der Weyden) und des Hans Memling, die ihm sehr gefallen. In Köln beschaut er das Dombild des Meisters Stephan, und diese Stelle seines Tagebuchs ist einer der Hauptbeweise für Lochners Urheberschaft vom Dombild. Die Pension von hundert Gulden wird ihm nach vielen Mühen bestätigt, aber auf die Schuld von zweihundert Gulden muß er mißgestimmt verzichten, wie er auch klagt, daß die Tante des Kaisers, die Statthalterin Margarete in den Niederlanden, sich reich mit seinem Werk beschenken läßt, sehr liebenswürdig ist, aber keine Gegengabe giebt und sich in keiner Weise beim Kaiser für ihn verwendet. In dem Tagebuche, das alle diese Einzelheiten persönlicher Art wie die Kaiserfeste mit Malerauge schildert, findet sich auch jene berühmte Stelle, die wie ein Gebet aus kindlichem Herzen wirkt; er bittet für Luthers Heil, als dessen Gefangennahme bei Eisenach auf der Rückkehr vom Reichstag ruchbar wird, deren wahren Verhalt man ja erst viel später erfuhr. Am Ende seines Aufenthalts macht er einen Ausflug nach Seeland, um einen dort gestrandeten, bei seiner Ankunft von der Flut aber schon wieder fortgespülten Walfisch zu sehen; er gerät in große Gefahr durch das Abtreiben des fast schon entleerten Schiffes, kommt aber glücklich heraus; wahrscheinlich hat er auf diesem Abstecher nach dem ungesunden Seeland sich den Todeskeim in einem Wechselfieber geholt. Den schon in der Abreise begriffenen Künstler läßt dann der nach den Niederlanden gekommene, daheim vertriebene König Christian II. von Dänemark, Schweden und Norwegen zum Bildnismalen zu sich holen, beschenkt ihn reich dafür, ladet ihn zum Mahl und dann zu einem Bankett ein, an welchem auch der Kaiser und die Statthalterin teilnehmen. Die Stadt Antwerpen hatte ihn dazu gegen ein Jahrgehalt von zweihundert Gulden, aber so vergeblich wie Venedig zuvor, an sich zu fesseln gesucht.

Hoch erhobenen Hauptes konnte der wie kein Künstler in Deutschland zuvor gefeierte und geehrte Dürer 1521 heimwärts ziehen, um in vollster Schöpferkraft das Werk seiner letzten Jahre zu vollbringen. Die Reise muß sein Selbstvertrauen sehr gesteigert haben, denn ein Hauch von Größe und Vollendung, von Überwindung aller zeitangehöriger Kleinlichkeit verklärt jetzt alles Kommende bis 1526, wo das Leiden ihn zum Aufgeben der Kunst trotz eines ungebrochenen Geistes zwingt. Es ist eine tiefe Wandlung mit ihm vorgegangen. Er plant für Holzschnittausführung bald nach Heimkehr noch eine fünfte Passionsfolge, die den Entwürfen nach wohl seine schönste geworden wäre, aber er führt sie nicht mehr aus; es gehört in diese Zeit auch noch ein Teil jener vielen von ihm gezeichneten, geschnittenen und gestochenen Wappen, Buchzeichen, Buchtitel, Renaissancealphabete, seiner kunstgewerblichen Vorbilder, Pflanzen-, Tier- und Landschaftsstudien, sowie Visierungen von Erd- und Himmelskarten für Stabius, und 1521 entwirft er für den alten Bankettsaal des Nürnberger Rathauses drei Wandbilder: den großen Triumphwagen (von ihm dann geschnitten), eine Allegorie der Verleumdung, den sogenannten Pfeifferstuhl, die von an-



Albrecht Dürer: Willibald Pirkheimer. Kupferstich von 1524.

derer Hand gemalt noch heute vorhanden sind — aber der phantasievolle Erfinder, der tiefsinnige oder herzfröhliche Poet ist tot in ihm, der Maler aber wird immer größer, und als das Herrlichste und der höchsten Anstrengung wert erscheint ihm jetzt das Menschenangesicht.

Noch von der Reise stammt eine Bildniszeichnung nach seiner Frau wie der bekannte Studienkopf eines dreiundneunzigjährigen

Greises mit Kappe, tiefgefurchtem Gesicht und langem geringeltem Bart, den man seinen schönsten Bildnissen beizuzählen hat. Von außerordentlichem Adel der Auffassung wie technischem Können sind auch seine gestochenen Bildnisse, z. B. ein neues Blatt des Kardinals Albrecht von Brandenburg (der sogenannte große Kardinal zum Unterschied vom früheren Stich) 1523, dann Friedrichs des Weisen und Pirkheimers gleich häßliche aber kunstgeadelte Züge von 1524. Der anders als Holbeins Darstellungen den egoistischen Menschen offenbarende Stich nach Erasmus von Rotterdam und Melanchthons geistvoll geschnittener Denkerkopf von 1526 machen den würdigen Beschluß.

In seinen gemalten Bildnissen scheint fortab die Wirklichkeitstreue noch mehr gesteigert, denn jedes Härchen im Haar, am Bart, an der Pelzschaube erhält jetzt seinen eigenen Pinselstrich, und jeder Gesichtszug ist von einer urkundenmäßigen Genauigkeit. Aber der Adel seiner ganz lichten Färbung, ein strenges Zusammenhalten des Wichtigen, dazu eine wunderbare Fähigkeit, in einen Menschencharakter einzudringen und ihm das abzulauschen, was alle seine Handlungen bestimmt, drückt allen diesen Bildnissen eine einfache Großartigkeit auf, die etwas Königliches bei bürgerlichem Gehaben hat. So ist das Madrider Bildnis von 1521, das für Hans Imhoff d. Ä. gehalten wird, so ist von 1526 der als Relief gedachte und in dieser äußeren Form nicht ganz gelungene Kopf von Hans Kleeberger, Pirkheimers Schwiegersohn, welcher durch schnödes Verlassen seiner jungen Frau kurz nach der Hochzeit viel zum frühen Tode des Humanisten beitrug; die Krone dieser Bildnisse aber bilden die beiden Perlen der Berliner Galerie, Holzschuher und Muffel, zwei Ratsherren und ehemalige Bürgermeister von Nürnberg.

Von 1526 ist auch das letzte große Werk von Albrecht Dürer und sein monumentalstes: die vier Apostel auf zwei Tafeln, welche sich jetzt in der Münchener Pinakothek befinden. Es ist Dürers Vermächtnis und in ihm gleichsam jedes Wort von Bedeutung, abgewogen als eine Grundthese, ohne ablenkende Epitheta und ohne sinnlichen Tonfall. Man hat das Werk wegen der schneidend scharf gesonderten vier Charaktere des lesenden jugendlichen Johannes und des greisen Petrus, des manneskräftigen Evangelisten Markus und des auf der Lebenshöhe stehenden Apostels Paulus mit Buch und Schwert auch die vier Temperamente bezeichnet. Es steckt eine ungeheure Kraft der Charakteristik in diesen Köpfen, die ehern zu nennen sind. Daneben wirken dann nicht minder die mit Mänteln bekleideten Gestalten von dem dunklen Hintergrunde durch die einfache Größe des Faltenwurfs, den man also zum ersten- und letztenmal hier bei Dürer sieht. Für Dürers Entwickelungsgang und für sein persönliches Künstlerwesen ist dies Schlußwerk eine übermenschliche That, und gerade dieses zuletzt im Siege über sich selbst erreichte Ziel läßt uns ahnen, was er hätte der Welt bieten können, wenn er in weniger engen Verhältnissen als zu Nürnberg, etwa zu Venedig, Antwerpen oder in Florenz, gelebt hätte. Was Dürer mit diesem Werk sagen wollte, ergeben die Zeitumstände, der damit Beschenkte, die ursprünglich unter den Originalen befindlich gewesene Unterschrift. Nach dem ersten begeisterten Ansturm der Reformation war Haß, Unduldsamkeit, Fanatismus Ursache zur Sektenbildung geworden, und die Geisterverwirrung davon war wie ein Funken in das Pulverfaß der gärenden deutschen Zustände gefallen: die Bilderstürmer und Bauern regten sich. Da mochte das Unwesen der Buchstabenzänker dem frommen Künstlergemüt als antichristisch erscheinen, ihm tauchten im hellen Licht die Säulen des christlichen Glaubens und Quellen des Wortes auf, und es trieb ihn, sie darzustellen und eine Mahnung des Inhalts darunter zu setzen, daß die Obrigkeit in diesen gefährlichen Zeiten achthaben solle, daß sie nicht für das göttliche Wort menschliche Verführung annehme, denn Gott will nichts zu seinem Wort gethan noch davon genommen haben. Dazu führte er Stellen aus den Schriften der Apostel an, welche vor falschen Propheten u. s. w. warnen. Die beiden Gemälde stiftete Dürer dann, um die Mahnung auch hörbar zu machen, in die Sitzungsstube des Rats. Als Dürer 1524 den Rat bat, tausend Gulden in Sicherheit von ihm zu nehmen und dieselben



Albrecht Dürer: Philipp Melanchthon. Kupferstich von 1526.

landesüblich zu verzinsen, da konnte er sich zur Befürwortung seines Gesuchs darauf beziehen, daß zwei große Städte ihm reiche Jahrgehälter geboten und er dennoch aus Liebe zur Vaterstadt abgelehnt, obwohl diese die dreißig Jahre, die er zu Haus gesessen habe, nicht für fünfhundert Gulden von ihm gekauft. Zu ihrer Undankbarkeit gegen ihren größten Sohn bei seinen Lebzeiten fügte Nürnberg die schmutzigere nach seinem Tode: Malerei ist Malerei und Geld bringt Zinsen, dachte hundert Jahre später der wohlehrsame

Nürnberger Rat; er verkaufte das großartige Vermächtnis um schnödes Geld an den kunstsinnigen Kurfürsten Maximilian von Bayern.

1526 schloß Dürer sein Malereiwerk ab, durch sein steigendes Leiden dazu veranlaßt. Nach einer vorhandenen Zeichnung, die als Erläuterung für den Empfänger, einen berühmten Arzt jener Zeit, einen handgroßen Fleck sowie Fingerhinweis darauf enthält, scheint das in Seeland 1520 im Dezember geholte Wechselfieber auf die Leber sich gelegt zu haben. Der schnell abfallende und verfallende Mann beschäftigte sich fortab meist mit schriftlichen Arbeiten. 1525 hatte er schon ein Buch über die Perspektive mit Holzschnitt-Illustrationen in dem Nürnberger Dialekt, den er schrieb, verfaßt, er fügte dazu 1527 einen „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken", den er dem König Ferdinand widmete. Daneben schrieb er Aufsätze verschiedener Art, über Gymnastik, über Musik u. s. w. Nach seinen Plänen wurden dreißig Jahre nach seinem Tode die vier großen Thortürme der Stadt, welche heute noch stehen, erbaut. 1528 schloß Dürer dann zuletzt noch den ersten Band eines auf vier Bände veranschlagten Werkes über Proportionslehre und Malerei ab.

Am 6. April 1528 verschied Albrecht Dürer ziemlich unvermutet in seinem schönen Hause am Tiergärtner Thor dicht unter der Burg. Er hinterließ seiner ihn um mehr als ein Jahrzehnt überlebenden Witwe etwa siebentausend Gulden, ein für damalige Zeit achtbares Vermögen, das ihm nach langem Darben die letzten Jahre gebracht. Viel betrauert, wurde er auf dem durch die Krafftschen Leidensstationen berühmten Johanneskirchhof begraben, wo außer ihm von seinen Zeitgenossen Pirkheimer, Jamnitzer der Goldschmied, Hans Sachs, Veit Stoß, und dann einer der bedeutendsten deutschen Maler unseres Jahrhunderts, Anselm Feuerbach, ruhen. Von Pirkheimer stammt die Inschrift auf dem schlichten Grabstein: „Dem Gedächtnis Albrecht Dürers. Was von Albrecht Dürer sterblich war, wird von diesem Hügel geborgen. Er ist dahingegangen am 6. April 1528." Pirkheimer und Erasmus haben späterhin Dürers Andenken noch in ihren Werken durch hohe Worte geehrt. Einen außerordentlich schönen Nachruf hat ihm auch Camerarius,* der Rektor des Nürnberger Gymnasiums, in der Vorrede zu der von ihm lateinisch herausgegebenen Dürerschen Proportionslehre gewidmet. Er rühmt seine große Kunst, seine Sittlichkeit, sein Geschick, das übrigens stupend gewesen sein muß, denn er konnte aus freier Hand einen zirkelmäßig richtigen Kreis ziehen und eine Figur wie eine Darstellung von mehreren Seiten anfangen, — es kam doch ein richtiger und natürlicher Zusammenhang heraus. Von Dürers menschlicher Erscheinung entwirft Camerarius aber folgendes Bild: „Die Natur hatte ihm in Bau und Wuchs einen ansehnlichen Körper gegeben, passend zu der schönen Seele, die er umschloß. Sein Kopf war scharf geprägt, die Augen leuchtend, die Nase wohlgeformt und kräftig geschnitten, der Hals ein wenig zu lang, der Fuß breit, der Leib schlank, die Schenkel muskulös, die Unterbeine fest. Aber seine Finger, — etwas Schöneres meinte man gar nicht sehen zu können. In seiner Rede lag ein solcher Wohllaut und ein solcher Reiz, daß den Zuhörern nichts unangenehmer war, als wenn er aufhörte zu sprechen. Seine Seele war von glühendem Verlangen nach vollendeter Schönheit der Sitten und der Lebensführung erfüllt, und er zeichnete sich darin so aus, daß er mit Recht ein vollkommener Mann genannt werden konnte."

Fünfzehn Jahre nach Dürer starb Holbein in friedloser Fremde; die deutsche Kunst vergaß bald ihre heiligsten Güter um die Gnade, in den Fußstapfen der italienischen Kunst wandeln zu dürfen. Sie verfiel rasch in dieser zweihundertfünfzigjährigen Knechtschaft, deren Namen vergessen und mißachtet sind.

Erst die Nazarener, vor allem der junge Cornelius, und Goethe wiesen wieder auf den unermeßlichen Nationalschatz des Dürerwerks hin, und Jahrzehnt um Jahrzehnt rangen danach edle Geister, wie die Romantiker aller Grade, die tote Kunstsprache unserer Altvordern wieder zum Leben zu rufen und sie als Wertmesser, nicht als

* cf. Knackfuß.



Ill. D. Monatshefte. September 1896. Zu Meißner: Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer: Hieronymus Holzschuher. 1526. (Berliner Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Albrecht Dürer: Jakob Mussel. 1526. (Berliner Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Schulvorbild, für eine nationale Kunst von alten Schlacken rein hinzustellen. Und nicht das schlechteste Zeichen für das gute Ende unseres Jahrhunderts ist es, daß der Name Dürer in deutschen Landen wieder hochklingt und sein Werk zu kennen längst Sache des guten Tones ist; folgt doch seiner Fahne ein kraftvolles Geschlecht, das Klinger, Thoma, Stuck mit jüngeren Genossen aller Art heißt und das in seinem innersten Wesen erst verstanden werden kann, wenn man Dürer kennt.





Mit der Glückskappe.

Novelle
von
Konrad Telmann.

Ein Sonntagskind und außerdem noch mit der Glückskappe geboren — Nun, natürlich, es gab keinen Zweifel: der würde seinen Weg machen, der war zu etwas ganz Besonderem ausersehen. Jedermann war überzeugt davon, und die Eltern, die schon sechs anderen Kindern vor diesem letzten zur Wonne des Ichseins verholfen hatten, weinten Thränen der Rührung und Dankbarkeit. Die Madonna hatte sich ganz offenkundig ihrer erbarmt und ein Wunder gethan; denn der einzige Reichtum, über den die Tomaselli verfügten, war eben der an Kindern, und von dem Neugeborenen ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß er nicht nur selber zu Ehren und Ansehen gelangen, sondern auch seine alten Eltern daran teilnehmen lassen werde. War der hervorstechendste Charakterzug, der an dem Kinde festgestellt wurde, doch seine Gutmütigkeit. So hätte gar nicht viel gefehlt, daß Carlo und Luigia Tomaselli der lieben Gottesmutter schon im voraus ihre Dankspenden für alles das dargebracht hätten, was sie durch ihren Jüngsten mit unumstößlicher Sicherheit in der Zukunft für sich erwarteten.

Sie hatten ihn Felice getauft, den „Glücklichen", und im ganzen Hause war eitel Freude und Bewunderung. Selbst die Gevattern im Dorfe kamen, um das kleine Wundertier anzuglotzen, wobei sie tiefsinnig ihre Köpfe darüber schüttelten, daß eigentlich gar nichts Auffälliges an ihm zu entdecken war, sondern der siebente seines Stammes den anderen sechs merkwürdig ähnlich und überhaupt so aussah wie Kinder in seinem Alter sonst. Von besonderen Merkzeichen, die auf seine große Zukunft hindeuteten, fanden sie nichts, aber das stimmte sie gerade noch nachdenklicher und andachtsvoller.

Als Felice begreifen lernte, was man ihm vorsprach, erfuhr er alsbald, daß er ein geborener Glücksspilz sei und es einmal weit in der Welt bringen werde, ohne eigen Verdienst und Würdigkeit, und er nahm das geradeso als ein Evangelium hin wie alle anderen und freute sich dessen mit offenem Munde. Als er dann heranwuchs, wartete er fortwährend, daß das Glück nun kommen sollte, und wunderte sich manchmal, daß er nichts davon merkte. Übrigens aber war er

guter Dinge und ging ihm auch nichts ab im Leben, nur sah er nicht recht ein, weshalb er es eigentlich besser haben sollte als die übrigen. Er bekam weder mehr zu essen als die, noch weniger Prügel, sondern alles ganz nach dem üblichen, recht und schlecht. Nur beten mußte er wohl noch mehr als alle anderen, darauf hielten die Alten, und zwar waren es immer Dankgebete an die Madonna dafür, daß sie ihn als Glückskind hatte geboren werden lassen. Das war ihm anfangs etwas wunderlich gewesen, weil er so gar nichts von seiner besonderen Begnadung merkte, aber allmählich gewöhnte er sich daran, und die Vorstellung, er sei ein Glückspilz, ging ihm schließlich in Fleisch und Blut über, und er hätte jedem, der daran gezweifelt, ins Gesicht gelacht. Übrigens zweifelte aber keiner daran, die Sache stand ja fest. Und als Felice erst einmal in den Dorfteich gefallen war und dann von den durch das Geschrei der anderen Rangen herbeigeholten Leuten heil und gesund wieder herausgezogen wurde, hatte man vollends den Beweis in Händen, daß ein eigener Engel vom Himmel dazu bestimmt sei, über ihm zu wachen und ihm Gutes zu spenden; das Glück lag ja jetzt klar vor aller Augen da.

Von nun an verging kaum mehr eine Woche, ohne daß man Ursache fand, Felice wegen seines Glücks zu preisen. Bald war er von einem Baum heruntergefallen, ohne sich die Knochen zu brechen, bald einem wütenden Stier glücklich entlaufen, bald mit ein paar unschuldigen Beulen am Kopfe aus einer allgemeinen Balgerei mit den Altersgenossen davongekommen. Und jedesmal hätte es ihm natürlich das Leben, zum mindesten aber eine schwere Körperschädigung kosten können, wäre er nicht ein Sonntagskind gewesen, auf dem der besondere Segen des Himmels ruhte. Ganz stolz und glücklich waren die Eltern jedesmal bei solchem neuen Zeichen, und demütig mußte der begnadete Sohn sein Dankgebet verrichten. Was auch geschehen mochte, immer schlug es ihm zum Guten aus, und es war kaum zu zählen, wie oft dies Glückskind einer Lebensgefahr entrann oder sonst ihm etwas geschah, was bei einem anderen Gott weiß wie übel hätte enden können. Ja, solch eine Glückskappe wurde nicht umsonst verliehen und wahrlich auch nicht jedem.

Eines schönen Tages sah der Baron Castelfranco den Burschen, den er beinahe übergeritten hätte, als er sich mit dem schwärzlichen Borstenvieh des Dorfs gemeinsam im Sande herumkugelte, und erfuhr von dem ihn begleitenden Verwalter, was es für eine Bewandtnis mit ihm hatte. Die Folge war, daß er ihn aufs Schloß kommen ließ, wo er einen Spielgenossen für seinen kränklichen und verzärtelten Sprößling gebrauchte. Nun war's am Tage, daß Felice Tomasellis Glück keine Grenzen kennen würde. Man hätte sich nun schon nicht mehr darüber gewundert, wenn er eines Tages selber zum Baron avanciert wäre oder eine exotische Völkerschaft ihm die Würde eines Thronerben angetragen hätte. Mit Neid und Staunen blickten die anderen Burschen im Dorfe auf diesen Begnadeten unter ihnen.

Felice selber war ganz kleinlaut vor Glück. Es wuchs ihm über den Kopf. Die Nacht, bevor er aufs Schloß übersiedelte, träumte er von lauter Menschen in goldenen Kleidern, die von goldenen Tellern aßen; mit seinen eigenen Kleidungsstücken und mit dem, was man ihm zu essen gab, hatte es jederzeit etwas gehapert. Sorgen brauchte man ja nicht für ihn, er war eben ein Glückskind, für ihn stand die Madonna selber schon ein. Wenn die älteren Geschwister ihm die besten Bissen wegschnappten, machten sie sich niemals Skrupel dabei; sie hätten ihn ganz leer können ausgehen lassen, es wären doch die Engel vom Himmel gekommen und hätten ihn gespeist. Am Morgen des Tages, wo er aufs Schloß gehen sollte, mußte Felice zur heiligen Jungfrau beten, daß sie ihn vor allem in seinem Glück nicht möge hoffärtig werden lassen.

Baron Castelfranco war erst seit kurzer Zeit auf seinen alten Familiensitz in Toscana gekommen und nicht aus freiem Willen. Für das flotte Leben in Rom hatten die Einkünfte des Podere, von denen immer ein gut Teil in die Taschen der Verwalter und Aufseher floß, schon lange nicht mehr gereicht, und schließlich waren die Gläubiger böswillig geworden und hatten die Heimkehr des Barons auf die verwahrloste väterliche Scholle verlangt, unter der Drohung, sich

anderenfalls nicht gedulden zu wollen mit ihren Forderungen. Dazu kränkelte der einzige Sohn, auf dem die Hoffnungen des alten Namens ruhten, und weder der Baron noch die Baronin hatten also viel Ursache, ihres Aufenthalts in der einsamen und ziemlich reizlosen toscanischen Ebene sonderlich froh zu werden. Da sie weder Naturliebhaber noch Landwirte waren, der Kurat kein einziges Kartenspiel verstand, sondern nur schmierig aussah und nach Knoblauch roch, überall auf dem Landgut die Verkommenheit peinlich in die Erscheinung trat und die nächsten „Standesgenossen" viele Miglien weit entfernt wohnten, sank ihre Laune vielmehr von Tag zu Tage tiefer, und es konnte nicht ausbleiben, daß sie ihre Umgebung das allmählich deutlich spüren ließen.

Keinen mehr als Felice. Denn einmal war er von allen am wenigsten in der Lage, dagegen Einspruch erheben zu können, und dann war ihr Sohn Cesare ein heimtückisches und boshaftes Muttersöhnchen, das im Grunde alle Tage seine Tracht Prügel verdient gehabt hätte, aber ganz genau wußte, daß man es seiner Schwächlichkeit halber auf ärztlichen Rat schonen mußte, weshalb naturgemäß alle üble Laune der Eltern über seine Streiche sich an dem Spielgefährten aus dem Dorfe ausließ. Das Glückskind wurde auf dem Schlosse demzufolge zum Prügelknaben. Nicht nominell, aber die Verhältnisse gaben es mit der Zeit so. Und seit das kleine Barönchen einsah, wem die Schläge zufielen, die es selber verdient hatte, sündigte es erst vollends frank und frisch darauf los, immer mit dem heimlichen Wunsche, dem verhaßten Dorfrüpel eins aufzuhängen, ja, manchmal ganz ausschließlich in dieser Absicht und ohne eigentliche böse Lust an der Sache selbst. Denn der Baronino haßte das Glückskind; er haßte es mit der instinktiven Mißgunst eines vom Schicksal Zurückgesetzten, dem noch ohnedies die traditionelle Verachtung des Plebejers in Fleisch und Blut saß. So kam's, daß eigentlich kein Tag vorüberging, an dem Felice nicht geprügelt worden wäre, und als man auf dem Gutshofe erst begriffen hatte, daß man das ungestraft thun durfte, schloß sich keiner mehr von dieser löblichen Gewohnheit aus, sondern alle wetteiferten darin, ihren Ärger und ihre Mißstimmung — worüber auch immer — auf Felice Tomasellis breitem Rücken zu entladen, womit sie sich zum Überfluß noch die Anerkennung des jungen Gutsherrn errangen.

Und Felice wehrte sich niemals und fragte niemals. Wenn er nicht entwischen konnte, nahm er geduldig hin, was ihm zugedacht war, rieb sich den schmerzenden Rücken und dachte sich im stillen, daß es doch ein wunderlich Ding um das Glück sei und er eigentlich lieber darauf hätte verzichten, als es mit so viel Prügeln erkaufen mögen. Aber er klagte zu niemand und ließ es an den eingelernten Dankgebeten zur heiligen Jungfrau nicht fehlen. Auch war ein so unverwüstlicher Frohsinn in ihm, daß er die schmerzreichen Stunden seines Tages immer bald wieder überwand und an den übrigen trotz harter Arbeit, die man ihm aufbürdete — so wenig das sich auch mit seiner eigentlichen Bestimmung vertrug —, und trotz aller Püffe und Schimpfworte, die sie ihm versüßen sollten, sich in seiner Haut wohl fühlte.

Nur etwas mehr zu essen hätte er sich manchmal gewünscht, denn auch daran ließ man es fehlen, und mit den goldenen Tellern seines Traums war es ebenfalls nichts geworden. Die übertünchte Schäbigkeit, die auf dem alten Baronatssitz zu Hause war, stand sogar in recht schroffem Gegensatz dazu.

Bei alledem war Felice nach wie vor der Gegenstand allgemeinen Neides und großer Bewunderung, wenn er wieder einmal ins Dorf kam, um Eltern und Geschwister zu besuchen. Alle starrten ihn an wie eine Wundererscheinung, stießen sich mit den Ellbogen an und flüsterten hinter ihm her. Seine alten Spielkameraden wagten sich gar nicht mehr in seine Nähe, als ob sie fühlten, daß er jetzt was Höheres und für sie zu schade geworden war. Es war beinahe ehrerbietige Scheu, mit der sie ihm begegneten. Und die Geschwister schielten eifersüchtig auf jeden Bissen, den das Glückskind im Elternhause etwa zu sich nahm. Sie hielten es für eine ausgesuchte Bosheit, wenn dieser verwöhnte Pflegesohn eines Barons ihnen die paar mageren Happen wegschnappte, für die sie sich plagten und um die sie sich balg-

ten. Daß er häufig genug ausgehungert ins Elternhaus geschlichen kam und sich im Schlosse so gut wie nie satt essen durfte, ahnten sie nicht, und weil sie es ihm ja doch nicht geglaubt hätten, sagte er ihnen auch nie etwas davon. Nur seinen Rücken bekamen sie einmal beim Baden zu sehen und wunderten sich über seine grünlich-blaue Färbung und über die vielen Striemen, die kreuz und quer darüber hinliefen. Sie wurden sogar ganz kleinlaut dabei und hinterbrachten den Eltern, das Glückskind geißele sich, wahrscheinlich um sich die Hoffart auszutreiben, welche in seinem schwelgerischen Wohlleben es heimsuche. An die Wahrheit dachte natürlich niemand. Es ging vielmehr seither ein geheimnisvolles Getuschel unter den Leuten um, Felice Tomaselli, das Kind mit der Glückskappe, sei womöglich gar zu einem Heiligen und Märtyrer ausersehen worden und man könne sich noch viel Größeres von ihm versprechen, als man ursprünglich angenommen. Die neidischen Blicke der Dorfbewohner verwandelten sich von da an in ehrfürchtige, wenn sie Felices ansichtig wurden.

Inzwischen hungerte das Wunderkind auf dem Schlosse weiter, ließ sich herumstoßen, schuhriegeln und mißbrauchen und war froh über jeden Tag, der zu Ende war. Daß er sich alles klaglos gefallen ließ, weil er ganz genau wußte, das Klagen würde ihm nichts helfen und an seinem Glücksnimbus, welcher nun einmal sein Verhängnis war, nichts zerstören, diente nur dazu, ihm immer neue Prügel und Mißlichkeiten zuzuziehen. Jedermann rieb sich an ihm. Eines Tages hatte Felice beim Kuraten Klage geführt, denn da hatten ihn die Knechte halb tot geprügelt, weil er dem Verwalter nicht hatte vorlügen wollen, was sie von ihm verlangten. Man konnte ja einmal versuchen, was es fruchten würde, hatte er sich gedacht, denn schlimmer, als es war, konnte es schwerlich mehr werden, also höchstens besser. Aber der Kurat ließ sich gar nicht einfallen, sich in solche unangenehmen Dinge zu mischen, das hätte ihn in seiner Ruhe und Bequemlichkeit gestört. Er ermahnte Felice vielmehr zu Geduld und Ergebung, die ihm himmlischen Lohn eintragen würden, und machte ihm klar, daß er als Äquivalent für das große Glück, welches ihm schon bei seiner Geburt verliehen worden, unweigerlich einiges unverschuldete Ungemach auf sich nehmen müsse, um doch nicht allzu bevorzugt vor allen übrigen Menschen zu erscheinen. Seither machte Felice nie wieder einen Versuch, an seiner Glücksbestimmung zu zweifeln und über etwas, das ihm widerfuhr, zu klagen. Er sah ein, daß alles das so sein müsse, und daß, wenn er kein Glückskind gewesen wäre, die Knechte ihn sicherlich ganz tot geprügelt haben würden.

Von jetzt an hielt er sich immer hieran und sah ein, daß er sich bei solchem Trost, auf dem die Seinigen schon seit seiner Geburt an in ihrem Glücksglauben gefußt hatten, in der That leidlich gut stand. Bei allen blauen und grünen Flecken, die es fortan absetzte, dachte er stets nur noch daran, daß es ja auch leicht ihrer hätten noch mehr sein können und es also ein Glück war, noch so davongekommen zu sein. War das Essen spärlich und schlecht, das für ihn übrig blieb, so freute er sich, daß er doch überhaupt noch etwas zu beißen bekam, während er sich ja nicht hätte wehren können, wenn man ihn kalten Blutes hätte verhungern lassen wollen. Und ein Glück blieb es ja auch immer, daß man ihm nicht mehr Arbeit aufhalste, als er leisten konnte, wenn auch oft unter dem Aufgebot all seiner Kräfte. Das stärkte und schmeidigte seine Glieder, wie der Verwalter ihm manchmal versicherte, und warum hätte er ihm das nicht glauben sollen? Es lag gewiß nur die beste Absicht zu Grunde.

Allmählich geriet der Beweggrund, weshalb man Felice ins Schloß genommen hatte, überhaupt ziemlich in Vergessenheit oder jeder hatte sich doch daran gewöhnt, ihn in seiner Art auszubeuten. Als „Spielgefährte“ für den Baronino konnte das Glückskind sicherlich am allerwenigsten gelten, denn der dachte nicht daran, ihn bei irgendeiner Kurzweil mit heranzuziehen, höchstens daß er sich seine Kurzweil eben dadurch verschaffte, ihn auf alle nur erdenkbare Art zu plagen und andere gegen ihn aufzuhetzen. Insofern war er ihm allerdings nahezu unentbehrlich geworden. Im weiteren aber benutzte das Schloß- und Hofgesinde den Burschen vollzählig, um lästige Arbeit auf ihn abzuwälzen

und ihn vom Morgen bis zur Nacht mit allerlei unbequemen Aufträgen herumzujagen, manchmal auch bloß aus Schikane, weil er nun einmal zum allgemeinen Prügelknaben prädestiniert erschien und keiner dem anderen gönnte, ihn ausschließlich in Anspruch zu nehmen und ihn sich abschinden zu lassen. Jeder stieß ihn, jeder pufft ihn, jeder verlangte etwas von ihm, jeder machte ihn für die eigenen Dummheiten oder die anderer verantwortlich. Immer hatte man über ihn zu klagen und auf ihn zu schimpfen, jedem war er scheinbar im Wege, und doch konnte man wieder nicht ohne ihn fertig werden. Zu was allem er den Leuten schließlich gerade gut genug war, spottete jeder Beschreibung. Der Baronino dressierte sogar seine Hunde auf ihn, nur zum Spiel natürlich, aber ohne etliche Kratz- und Bißwunden ging es dabei nicht ab, und Felice hatte wieder einmal alle Ursache, auf sein Glück stolz zu sein, das ihn mit leidlich heilen Gliedern bei solchem Spiel davonkommen ließ. Ohne die Glückskappe, die ihn feite, würden die ungeschlachten Wolfshunde ihn zweifellos zerrissen haben.

Der Baron selber hatte viel zu viel andere Sorgen, als daß er sich um das Wohl und Wehe seines Schützlings weiter hätte kümmern sollen. Aus selbstlosen Motiven hatte er das Glückskind ja überhaupt nicht ins Schloß genommen, sondern nur in der Eingebung einer Laune und um seines Sohnes willen. Was der mit dem Burschen anfing, war ihm gleichgültig, seinen Zeitvertreib hatte er ja jedenfalls mit ihm, und Klagen über Felice brachte überdies niemand vor den Gutsherrn. So verlor ihn dieser ganz aus dem Gedächtnis. Seine Gläubiger machten ihm den Kopf ohnehin warm genug, und eines schönen Tages hielt er das elende Leben, das er führte, überhaupt nicht mehr des Aus- und Anziehens für wert, sondern machte sich geräuschlos davon. Er „verunglückte“ bei einer Jagdstreife auf Füchse und hinterließ den überschuldeten Stammsitz des alten Geschlechts seinem körperlich und geistig zurückgebliebenen Sohn, der einstweilen noch unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, bis diese es vorzog, in einem adeligen Damenstift mit beschaulicherer Ruhe ihrem Schmerz über ein zerstörtes Leben nachzuhängen, als sie solche unter den dauernden Tagessorgen und den drängenden Rücksichtslosigkeiten der Gläubiger gefunden hätte, die fortwährend bei der Hand waren, auf dem Landgute alles an sich zu reißen, was irgend über das zum Unterhalt Notwendigste und Kärglichste hinaus dort produziert wurde. Der verwahrloste und verwaiste Baronino erhielt demzufolge einen entfernten Onkel zum Vormund und wurde weiter vom Kuraten für seinen künftigen „Beruf“ erzogen, während das Gut nunmehr ganz auf Rechnung und unter Aufsicht der Gläubiger verwaltet wurde. Einer von diesen bezog sogar das Schloß der Barone von Castelfranco und gerierte sich fortan als Herr auf der eigenen Scholle.

Er hieß Cavaliere Leone Toti, war dick und behaglich und gewann jedem Ding auf der Welt anscheinend seine heitere und erfreuliche Seite ab, denn er lächelte immer und war durch nichts aus seiner guten Laune zu bringen. Er hatte auch seine junge Tochter und deren französische Gouvernante mitgebracht, war vom Morgen bis Abend auf den Beinen, sah alles, begriff alles und ordnete alles an, immer freundlich lächelnd, wo er die gröbsten Mißbräuche, Nachlässigkeiten und Betrügereien entdeckte, aber auch mit ruhiger Bestimmtheit Abhilfe schaffend, durch seine Miene der Selbstverständlichkeit alle zwingend und alles regelnd. Ohne daß man sich's versah und ehe noch einer klar darüber geworden, war plötzlich ein ganz neues Regiment eingezogen auf Castelfranco. Ohne alle Härte und Schroffheit, man spürte es gar nicht; aber eines Tages war es da und jeder richtete sich danach. Nur der junge Baron zog ein schiefes Gesicht, als ihm der Cavaliere eines Tages mit der Miene strahlender Bonhommie die Peitsche aus den Händen wand, mit der er das Glückskind Felice Tomaselli bearbeitete, der einem seiner Wolfshunde auf den Schwanz getreten hatte. Aber Widerspruch erhob auch der Baronino nicht; dem Cavaliere gegenüber kam man auf solche Ideen gar nicht. Er mochte sich zudem sagen, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei und man in der Stille dem Glückskind nach wie vor seine unerläßlichen Rationen an Prügel und Knüffen

sowie Plackereien und Schikanen aller Art werde verabfolgen können.

An diesem Grundsatz hielten auch die übrigen fest. Was man vor den Augen des neuen Gebieters nicht wagen durfte — worüber der Instinkt jeden einzelnen rasch aufklärte —, das ließ sich heimlich ohne alle Schwierigkeit nachholen, und man konnte sogar dann seinem Groll über den Zwang, den man sich angethan, und über das neue Regiment überhaupt durch Verdoppelung des früher üblichen Maßes am besten Luft schaffen. Felices Los änderte sich demzufolge nicht merklich, und schließlich wäre es trotz all seiner Philosophie, mit der er sich die Legende von seiner besonderen Begnadung für sich selber mundgerecht machte, früher oder später doch wohl dahin gekommen, daß er davongelaufen wäre — wohl gar in den Dorfteich, wo er am tiefsten war, denn sein Körper hatte für Striemen bald nirgends mehr Platz, und mit aller Arbeit erkaufte er sich immer nur die schmalsten Bissen — wenn nicht die „Signorina“ gewesen wäre. Die Tochter des Cavaliere hieß auf Castelfranco allgemein nicht anders, und Felice, das Glückskind, betete sie an wie eine Heilige. Daß sie nach Castelfranco gekommen war und er in ihrer Nähe weilen, sie fast jeden Tag sehen durfte, erschien ihm nun wirklich als eine besondere Gnade des Himmels. Ganz wie verzückt war er gewesen, als er sie zum erstenmal erblickt hatte, hatte dagestanden und gestarrt und nichts mehr von sich selber gewußt, mit gefalteten Händen und halb offenen Mundes, wie ein Betender. So etwas von Anmut und Liebreiz, wie Elena Toti, die schlanke, blonde Signorina, war ihm noch nie im Leben begegnet, und er hatte nicht geahnt, daß es dergleichen überhaupt geben könne. Die war weit schöner als alle Heiligenbilder, die ihm bis dahin zu Gesicht gekommen, und hatte eigentlich gar nichts Irdisches an sich, sondern sah genau aus, wie man sich in seinen Träumen die Engel vorstellte, licht und verklärt.

Gleich das erste Mal hatte Felice sich so hingebungsvoll in den Anblick dieses jungen Menschenwunders vertieft, daß er allerlei Pflichten darüber versäumte, die ihm zu Recht oder Unrecht aufgebürdet waren, und es nachher förmlich Prügel auf ihn herabhagelte. So gleichmütig hatte er die aber noch niemals hingenommen, er lächelte sogar dabei, schien sie gar nicht zu fühlen und ging überhaupt seit jener Stunde wie ein Schlafwandler umher. Jetzt begriff er erst, was das hieß, glücklich sein, jetzt spürte er gleichsam die Glückskappe, von der er bis dahin immer nur wie von einem Märchen vernommen, auf seinem Kopfe. Und sie feite ihn gegen alles Ungemach, was weiter über ihn kam, machte ihn unempfindlich dagegen, wie wenn ihn ein Schuppenpanzer umhegt hätte. Er ging unter den anderen hin, als ob er in einer Wolke wohnte, die ihm die ganze Welt verhüllte außer der einen, an die er immer dachte, die er immer vor sich sah, auch wenn sie körperlich sich ihm nicht zeigte, und die er in der Stille anbetete, zumal sich alles, was man anbeten mußte, für ihn in ihr verkörperte. Es hätte jetzt noch viel schlimmer für ihn kommen können, er würde doch nicht von der Stelle gewichen sein, selbst nicht wenn man ihm anderswo goldene Berge versprochen hätte. So hatten alle doppelt leichtes Spiel, trotz des neuen Regimes den Eindringling fühlen zu lassen, daß man nicht ungestraft als Glückskind in der Welt durfte gelten wollen, und Felices blutrünstiger Rücken fand keine Gelegenheit zu heilen. Da er wegen seines traumwandlerischen Zustandes, der ihn gleichmütig und vergeßlich gegenüber seinen Obliegenheiten machte, seinen Widersachern jetzt sogar mehr Grund, als früher, zu ihren Züchtigungen bot, hinkte er schließlich nur noch mühsam, wie ein Halbinvalide, auf dem Gutshofe umher.

Aber gerade das schlug ihm zum Segen aus. Die Signorina, die sonst vielleicht nie ihn bemerkt haben würde, wurde eines Tages auf den verkümmert und gedrückt daherschleichenden Burschen aufmerksam, rief ihn an und fragte ihn aus, was ihm fehle. Felice war wie vom Blitz getroffen, als diese junge, vornehme Schönheit in blonden Zöpfen und hellem Kleide, strahlend wie der junge Frühlingsmorgen, plötzlich auf ihn zugeschritten kam und ihn mit mitleidigen Augen und weicher Stimme, die ihm wie Musik klang, anredete, ganz als ob er ihresgleichen wäre. Er meinte in die Erde sinken zu müs-

sen vor Scham und konnte durchaus nicht antworten. Nur immer ansehen mußte er sie, und warm und weich durchrieselte es ihn dabei vom Scheitel bis zur Sohle. Das war der Signorina so komisch, daß sie schließlich hell auflachen mußte trotz all ihres Mitleids; das brach den Bann, der den Burschen gefangen hielt, und er stammelte etwas von Schlägen, die ihn so übel zugerichtet hätten, und von schlechter Behandlung, die er sich gefallen lassen mußte. Unwillkürlich brach ihm etwas in der Seele auf.

Gleich danach that's ihm schon wieder leid, denn er dachte, nun würde sie zornig erwidern, wenn's ihm nicht auf Castelfranco gefalle, möge er doch machen, daß er fortkomme, denn nur aus Gnade und Barmherzigkeit dulde man ihn ja hier, und wirklich sah er auch eine Falte auf der reinen, weißen Stirn des jungen Mädchens. Aber gleichzeitig schimmerte plötzlich etwas Helles an ihrer Wimper auf, und dann fuhr ihre Hand, eine kleine, rosige Kinderhand, ihm über das struppige Haar hin, und eine Stimme, die ihm aus einer Wolke des Himmels zu kommen schien, sagte: „Nun laß nur! Von jetzt an soll dich niemand mehr schlagen, du — Wie heißest du?"

„Felice," stotterte er.

„So ein schöner Name! Nun, du sollst es jetzt besser haben als bisher. Ich bürge dir dafür, ich werde mit Papa reden." Und sie nickte ihm freundlich und ermutigend zu.

Felice hatte Lust, vor ihr jetzt auf die Knie zu sinken, aber er wußte nicht, ob er es wagen durfte. Er murmelte nur unverständliche und zusammenhanglose Worte. Und schließlich reichte die Signorina ihm noch gar die Hand. Die wollte er küssen, aber das litt sie nicht, sondern sagte lachend: „Nein, laß nur! Du hast mir gar nichts zu danken. Auf Wiedersehen!" Damit ging sie und ließ ihn zurück wie in einem Rausch.

Von da an begann ein neues Leben für Felice Tomaselli. Der Cavaliere, mit dem die Signorina gesprochen hatte, behielt den Burschen im Auge, ließ sich über ihn berichten, duldete nicht mehr, daß man ihn heimlich schlug, und nahm sich seiner so entschieden an, daß man sich kaum mehr an ihn wagte. Und die Signorina selber verlor ihn nicht mehr aus dem Gedächtnis, redete ihn an, wo sie ihn traf, fragte nach seinem Ergehen, ließ sich kleine Dienste von ihm erweisen und steckte ihm manchmal sogar zu, was sie etwa Gutes bei sich hatte, Kuchen oder Schokolade, lauter Dinge, die Felice früher nicht gekannt und von denen er nichts gewußt hatte. Sie spielte ganz offenkundig seine Protektorin und hatte ihr Vergnügen daran. Felice lebte dahin wie im Himmel. Manchmal kam er sich ganz beschämt und verschüchtert vor bei all dem Glück. Wieviel besser er's doch hatte als alle anderen! Ja, ihm fiel es wirklich nur so in den Schoß, er war der geborene Glückspilz. Sogar seine Wunden begannen schon zu heilen. Und gar keine Schläge mehr! Nur ganz selten einmal ein verstohlener Rippenstoß oder ein unversehener Hieb aus dem Hinterhalt. Und satt zu essen noch obendrein. Es war ihm manchmal beinahe unheimlich und hätte nicht viel gefehlt, daß er die Knechte oder Aufseher gebeten hätte, sie sollten ihm doch nur wieder eins auswischen, sonst würde er vor allem Glück zu übermütig und es ginge gewiß nicht gut aus.

Im Dorf wunderte man sich übrigens gar nicht, daß es Felice so wohl war. Da er mit der Glückskappe geboren und ein Sonntagskind obendrein war, verstand sich das ja nur von selbst. Und natürlich würde es immer weiter so gehen und sein Glück sich schließlich bis zu schwindelnder Höhe steigern. Nur vor Stolz und Anmaßung hatte er sich zu hüten, sonst vor nichts in der Welt. Wenn Felice jetzt durchs Dorf ging, blickten ihm aller Augen nach wie einem Wundertier. Und alle wichen ihm gleichzeitig aus, wie wenn sie sich in der Nähe solch eines Begnadeten nicht mehr recht wohl und jedenfalls nicht als seinesgleichen fühlten, also lieber nichts mit ihm zu thun haben wollten. Das schmerzte ihn und verstörte ihn, aber er wußte es nicht zu ändern. Er hätte ja so gern allen von seinem Glück abgegeben, wenn er nur gewußt hätte wie? Es quälte ihn förmlich, daß ihn sein Glück so vereinsamte und daß er so darum beneidet wurde. Denn das fühlte er nur allzu deutlich, daß alle hämisch darauf hinschielten und jeder bei sich dachte: wie schön, wenn er selber es doch so gut hätte wie dieser unverschämte Glückspilz Felice! Und das alles, weil er



Albrecht Dürer: Porträtzeichnung eines alten Mannes. 1521.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

nicht mehr zu Schanden geprügelt wurde, meist satt zu essen bekam und sich im übrigen vom Morgen bis zum Abend abrackerte, um nebenbei hin und wieder einen wohlwollenden Blick des Cavaliere und ein gütiges Wort der Signorina einzuheimsen oder von letzterer gar einen Brocken, wie sie von des Reichen Tische fielen und wie man sie auch wohl einem wohlgelittenen Hunde aufhebt und zuwirft! Denn in weiterem bestand sein „Glück" nicht. Und daß er sich innerlich so glücklich fühlte, wußte ja niemand außer ihm selbst. Wie hätte er auch von der Anbetung, die er der Signorina zollte und die sein innerstes Wesen ausmachte, zu einem reden können!

Im Grunde hatte er ja Tag und Nacht keinen anderen Gedanken mehr, als sie und immer nur sie. Wo er konnte, war er auf der Lauer, um einen Blick von ihr zu erhaschen, und immer darauf aus, ihr einen Dienst zu erweisen oder auch bloß in ihrer Nähe zu verweilen, als ob er über sie wachen müßte. Und wenn er nur ihr Kleid irgendwo fern zwischen den Feldern aufschimmern sah oder ihre Stimme hörte, ging ein seliges Leuchten über sein braunes Gesicht, das in der letzten Zeit voller und hübscher geworden war. Er begann überhaupt etwas auf sich zu halten, und seine Gestalt reckte sich. Die ersten schwarzen Haarspitzen zeigten sich auf seiner Oberlippe. Wie ein lange Zeit mit Füßen getretener, zerprügelter und in die Ecke gestoßener junger Hund war er, an den sich keiner mehr wagt, wenn er groß geworden ist, und der dann, immer noch scheu und mit gesenktem Kopf, aber unangefochten seines Weges trottet und sich allmählich zu einem respektablen Tier auswächst.

Als eines Tages die Signorina zum Entsetzen der Französin, die immer nahe bei ihr weilte, die Lust anwandelte, reiten zu lernen, bestimmte der Cavaliere auf den Wunsch seiner Tochter, der er so leicht nichts abschlug, Felice Tomaselli zu ihrem Lehrer. Nun kannte das Glücksgefühl des Burschen keine Grenzen mehr und die hämische Mißgunst der anderen auch nicht. Sie brachten das Gerede auf, Felice Tomaselli werde die Signorina heiraten und, da der Cavaliere keinen Sohn habe, einmal Herr von Castelfranco werden. Und das Merkwürdige war, daß es eigentlich alle Welt glaubte. Wenn einer mit der Glückskappe geboren war, fiel ihm eben nichts unmöglich. Felices Angehörige waren sogar so fest von der Erfüllung dieser Zukunftsideen überzeugt, daß sie sich schon allerlei Versprechungen von dem künftigen Gutsherrn geben lassen wollten, der sie nur stumpf und teilnahmlos anblickte, als sie auf ihn einredeten, und sie alle für toll hielt. Der nergelnden Sticheleien war aber kein Ende, und sie hätten ihm das Herz schwer gemacht und das Leben ein gut Teil verleidet, wenn nicht das unausrottbare Glücksgefühl in ihm gewesen wäre, das aus dem täglichen Zusammensein mit der Signorina sich nährte.

Ein Segen war's dabei für ihn, daß der Baronino nicht mehr auf Castelfranco weilte. Der hätte sicherlich weder jetzt noch vorher die günstige Wendung in seinem Schicksal geduldet oder ihm überhaupt Ruhe gegönnt. Er war aber schon seit geraumer Zeit von seinem Oheim und Vormund nach Florenz geholt worden, um doch ein weniges mehr zu lernen, als ihm unter der Leitung des Kuraten angeflogen war — denn das reichte selbst für einen künftigen Landjunker nicht aus, wie der Vormund sich überzeugt hatte. Und daneben wollte man in einer orthopädischen Anstalt versuchen, ihm die verkrümmten Glieder gerade zu biegen und überhaupt ein reputierlicheres Stück Mensch aus ihm zu machen, um was es dem besorgten Oheim aus besonderen Gründen zu thun sein mußte. Cesare Castelfrancos letzte That auf dem väterlichen Stammgut war gewesen, daß er noch vom Wagen aus seinen Wolfshund auf Felice hetzte, der in einer Stallthür stand und — allerdings nicht ohne eine Miene der Erleichterung — ihn abreisen sah. Seither war der Baronino auf Castelfranco so gut wie verschollen.

Die Signorina lernte übrigens so rasch und leicht reiten, daß da von einem Lehrer nicht lange und viel die Rede sein konnte. Felice war nur ihr Begleiter und ihr Stallknecht, aber auch in diesen Rollen der glücklichste Mensch unter der Sonne. Keiner als er durfte Elenas Pferd satteln, keiner sonst ihr in den Bügel helfen. Und wenn er — immer in respektvoller Entfernung — hinter ihr herritt, kein Auge von ihr verwendend,

wie sie schlank und stolz im Sattel saß, als wären sie und das Pferd nur eins, hätt er sicherlich mit keinem Fürsten getauscht. Auf solchen Ritten, zumal wenn sie hin und wieder über die Schulter ihm ein Wort zuwarf und sie in gestrecktem Galopp, den sie am liebsten hatte, über die Sturzäcker gegen den lichtgrünen Eichwald auf den Hügeln ansprengten, war's ihm förmlich, als spürte er die Glückskappe auf seinem Schädel wie eine Krone. Was konnte er nach solchen Stunden nicht alles an Schwerem und Häßlichem im Leben ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken! Ja, er war wirklich ein begnadetes Menschenkind.

Leider ließ sich die Signorina durch ihr angeborenes Talent zum Reiten alsbald zu allerlei Kunststücken und Experimenten verführen, die Felice viel Sorge bereiteten. Sie spielte förmlich mit der Gefahr und schien zu glauben, daß sie gegen alles Unglück geschützt sei. Bald hatte er keine ruhige Minute mehr, wenn es hieß, die Signorina wolle ausreiten. Denn es gab da immer jetzt allerlei Gefahren zu bestehen, die sie reizten, und kein Pferd war ihr mehr wild und ungebärdig genug. Die schlimmsten Wege suchte sie sich aus und das tollste Wetter. Und sie lachte über seine Vorhaltungen, die er in aller Ehrerbietigkeit manchmal wagte. „Gott, was Ihr für ein Hasenfuß seid, Felice!“ — seit er mit ihr ritt, nannte sie ihn nicht mehr ‚du‘ — „laßt mich allein reiten, wenn Ihr Angst habt!“ Nun, eher hätte er sich natürlich in Stücke reißen lassen.

Aber einmal, als sie ihre Tollkühnheit auf die Spitze trieb, drohte er ihr damit, er werde alles dem Cavaliere sagen. So weit hatte er sich noch nie fortreißen lassen, und sie sah ihm mit einem so kalt-gebieterischen Blicke stumm ins Gesicht, daß er sich auf die Zunge biß, fortan kein Wort mehr wagte und sich im stillen vornahm, eher mit ihr zu Grunde zu gehen, als sich solch einen Blick von ihr noch einmal zuzuziehen. Dagegen versuchte er's jetzt oft mit List, sie von ihrem waghalsigen Vorhaben abzubringen, führte ihr wohl gar ein anderes Pferd vor, als sie verlangt hatte, und verschwor seine ewige Seligkeit, es sei dasjenige, das sie habe reiten wollen. Aus der Angst um sie kam er aber bei dem allen nicht mehr heraus, und ob die Madonna seine heißen Gebete erhören und die Signorina wirklich immer unter ihren Schutz nehmen werde, da diese doch offenbar mit ihren tollen Ritten Gott versuchte, war ihm sehr zweifelhaft.

Und eines Tages geschah wirklich ein Unglück. Das Pferd, von einem aufschwirrenden Vogel scheu geworden, ging mit der Signorina durch, und er, der auf seinem Tier in voller Carriere hinterdreinsetzte, sie erreichte und, vom Sattel springend, sich schleifen ließ, um es zum Stehen zu bringen, gab ihr zwar hierdurch Gelegenheit, sich durch einen kühnen Sprung zu retten, wurde aber selber gegen Bäume geschleudert, zu Boden getreten und kam schließlich, schon halbtot, mit dem einen Schenkel unter das gleichfalls stürzende Pferd zu liegen, so daß man ihn bewußtlos und wie einen Sterbenden nachher hervorzog, auch nicht mehr für nötig hielt, einen Arzt zu rufen, sondern ihm nur noch die letzte Ölung angedeihen ließ. Erst die Signorina mußte darauf bestehen, daß für ihren Lebensretter ärztliche Hilfe herbeigeholt wurde, und der Cavaliere konnte ihrem Drängen nur achselzuckend nachgeben. War sie selber doch in einer Aufregung und in einem Zustande der Verstörtheit, die das Schlimmste für sie befürchten ließen. Der Arzt hatte bei seinem Erscheinen auf Castelfranco denn auch alle Ursache, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen und eher als mit dem Burschen, von dem er nach dem ersten flüchtigen Blick schon erklärte, daß der doch wohl verloren sein werde. Elena hatte zwar keine inneren Verletzungen erlitten, aber ein heftiges Nervenfieber war bei ihr im Anzuge, das sie auf Wochen niederwarf und eine Zeit lang trotz der sorglichsten Pflege, die ihr zu teil wurde, dem Tode nahe brachte.

Um Felice kümmerte man sich sehr wenig, aber er kam zu aller Erstaunen trotzdem mit dem Leben davon. Er war eben ein Glückspilz, niemals war das aller Welt deutlicher geworden als jetzt. Der Hundertste hätte es nicht überstanden. Und dieser Bursche, der keine unverwundete Stelle am ganzen Körper gehabt hatte, als man ihn blutüberströmt und leblos, wie ein Bündel Flicken, nach Hause gekarrt hatte, dem die Haut in

Fetzen vom Leibe hing und der rechte Oberschenkel zweimal gebrochen war, schlug nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit, in der kein Mensch sich nach ihm umgesehen hatte, die Augen wieder auf und bat, man möge ihm etwas zu trinken geben. Es war unerhört. Der Arzt, der kaum vom Krankenbett der Signorina wich, wollte es selber nicht glauben. Dieser Mensch mußte einen Schädel von Eisen haben. Solch ein Glück! Und der wollte noch über Schmerzen klagen, die er ausgehalten hatte, und nahm sich heraus, die halben Nächte zu stöhnen und zu wimmern, statt daß er von Rechts wegen nichts hätte thun sollen, als immer nur Gott und allen Heiligen danken, daß sie ein Wunder an ihm gethan und ihn heil hatten aus einer Gefahr entwischen lassen, in der jeder andere das Zeitliche gesegnet haben würde. Hymnen und Dankpsalmen hätte er in seiner Unwürdigkeit unablässig singen müssen, statt zu ächzen und dadurch den Himmel gleichsam noch anzuklagen und zu beleidigen. Dieser Bursche wußte gar nicht mehr in seinem Übermut, sich zu lassen, wie es schien. Alle betrachteten sein Wehklagen wie schnöde Undankbarkeit.

Auch gab sich der Arzt nicht sonderlich viel Mühe mit ihm. Der stand ja in der besonderen Gunst der heiligen Jungfrau, die ihn schon ohne menschliches Zuthun wieder zurechtflicken und genesen lassen würde, wenn sie wollte. Der ins Handwerk zu pfuschen, fiel ihm gar nicht ein, zumal die Dinge ja bei der Signorina viel ernster lagen, da sie nicht mit der Glückskappe geboren war und auf die Erhaltung ihres Lebens doch recht viel mehr ankam. Übrigens trug der Arzt einen geheimen Groll gegen Felice, weil die Signorina in ihren Fieberdelirien fortwährend seinen Namen nannte und sich mit ihm und der Todesgefahr, aus der er sie gerettet, fortwährend beschäftigte. Kein Zweifel, daß ihr Fieber eher nachgelassen und die Krankheit rascher einen günstigen Verlauf genommen hätte, wenn sich die Kranke nicht um den Burschen, den sie zuletzt gesehen, wie man ihn leblos unter dem gestürzten Pferde hervorzog, ernstlich gesorgt hätte, wohl gar sich um seinetwillen Vorwürfe machte, was keine Ruhe bei ihr aufkommen ließ und die Bluthitze immer wieder steigerte. Womöglich würde der Bursche noch gar durchkommen und die Signorina daran glauben müssen. Und der klagte noch um ein zerschmettertes Bein und ein paar Kopfwunden! Es war unglaublich.

Glücklicherweise wandte sich's mit Elena zum Guten; wahrscheinlich hätte man sonst den Burschen langsam verhungern lassen oder der Brand wäre zu seinen Wunden getreten, die ganz ungenügend gepflegt wurden. Die erste Frage der Signorina, als sie ihre klare Besinnung wieder hatte, war aber nach Felice, und der Doktor mußte ihr feierlich versprechen, all seine Kunst aufzubieten, um ihn wieder heil und gesund zu machen. „Sie begreifen, Doktor, ich kann sonst nicht weiterleben. Ich bin ja an allem Unglück schuld. Er hat mich genug gewarnt." Und ihr erster Gang, wenn sie nur erst wieder auf ihren Füßen stand, würde sie an sein Leidensbett führen; sie wollte ihn um Verzeihung bitten und sie wollte ihn pflegen. Ihr Leben verdankte sie ja einzig und allein ihm; was war natürlicher, als daß sie es nun auch ihm widmete?

Der Arzt hatte alle Mühe, sie zu beruhigen, und nahm sich von nun an ernstlich des Burschen an, um den es infolge der ihm widerfahrenen Vernachlässigung schlimm stand. Er war bis zum Skelett abgemagert, und die schlecht gepflegten Wunden eiterten stark. Dazu war an eine radikale Verheilung der Beinbrüche, die anfänglich noch möglich erschienen war, jetzt nicht mehr zu denken. Die hatte die Madonna also nicht gewollt, wahrscheinlich weil der Bursche in all seinem Glück zu hoffärtig und zu undankbar gewesen war. In allem übrigen war noch Hilfe zu bringen, und da man sie jetzt sich angelegen sein ließ, kam Felice ziemlich rasch in die Höhe. Als die Signorina ihren Vorsatz ausführte und, kaum wieder genesen, sich an sein Bett führen ließ, fand sie ihn in leidlicherer Verfassung, als sie gefürchtet hatte, und streckte ihm nun mit Thränen in den Augen bittend und stumm ihre Hände entgegen, die er, laut aufweinend, an seine Lippen zog. Es war ein sehr bewegliches Wiedersehen, bei dem kaum zehn Worte gesprochen wurden. Beide hatten sich sehr verändert, obgleich man bei Felice, der noch nicht hatte aufstehen dürfen, das Hauptge-

brechen, das er nun für Lebenszeit behalten mußte, noch nicht einmal sah.

Elena war während ihres Krankenlagers anscheinend noch gewachsen, sie sah hager und schlank aus. Dazu war ihr Blondhaar von einem silberigen Schimmer überhaucht, der ganz eigentümlich zu den dunklen Augen und den lang gewordenen Zügen stand. Sie erschien viel älter und hatte einen sinnenden, verklärten Ausdruck bekommen. Auch in ihrem Lächeln war etwas Abwesendes und Versonnenes, und ihr Übermut war einem stillen Träumen gewichen. Sie war jetzt sehr fromm und betete viel. Ein Pferd bestieg sie nicht wieder. Eine Zeit lang hatte der Arzt ernstliche Befürchtungen wegen ihrer Verstandeskräfte gehabt, aber sie war ganz klar, nur seltsam starr, wie von einem einzigen Gedanken beherrscht und befangen.

„Wenn sie nur nicht ins Kloster wird gehen wollen!“ meinte der Arzt bedenklich.

Aber der Cavaliere lachte: „Dafür lassen Sie nur mich sorgen, caro dottore!“

Jeden Tag kam Elena zu Felice. Sie sprach ihm Trost ein, sie ließ sich immer aufs neue von ihm bestätigen, daß er ihr nicht grollte, sie bat ihn immer aufs neue um Verzeihung. Und dann las sie ihm vor — lauter Legenden und Erbauungsgeschichten, und er lag mit über der Decke gefalteten Händen da und hörte schweigend zu. Für seine Pflege sorgte sie so, daß es allgemeinen Neid erregte und selbst der Cavaliere, der sie sonst in allem gewähren ließ, den Kopf schüttelte, weil er es übertrieben fand. Ja, natürlich: dieser Glückspilz hatte es gut, unter solchen Umständen konnte man schon den Patienten spielen. Auf Castelfranco waren viele, die sich verpflichten wollten, gleichfalls sich von einem Pferde treten zu lassen, wenn sie nachher in solch eine Pflege kamen wie Felice Tomaselli. Und dabei stöhnte er immer noch manchmal vor angeblichen Schmerzen; dem konnte es nie gut genug werden im Leben!

Dann war es endlich so weit, daß Felice eines Tages sein Leidenslager verlassen konnte und die ersten Schritte an einem Stocke zu machen versuchte. Das Resultat war nur kläglich, und es stellte sich schon jetzt heraus, daß er lebenslang das eine Bein, das noch dazu gekrümmt blieb, hinter sich werde herschleifen müssen, ohne es gebrauchen zu können. Aber welch ein Glück, daß er es überhaupt noch hatte und daß er überhaupt gehen konnte! Es war gar nicht genug zu preisen. Welch ein Wunder hatte da wieder die Madonna an diesem Begnadeten geübt! Die meisten stimmten dafür, er müsse auf seinen Krücken jetzt eine Wallfahrt zur heiligen Gottesmutter nach Loreto oder sonst nach einem möglichst entfernten und schwer zu erreichenden Wunderheiligtum machen, um für das, was ihm widerfahren, zu danken, zu preisen und zu loben. Während er, vor Schmerzen leise wimmernd und, trotzdem er die Zähne zusammenbiß, schweißbedeckt und an allen Gliedern zitternd nur sich fortbewegte, klatschten die anderen, die in hellen Haufen auf dem Gutshof zusammengeströmt waren, um das Wunder zu schauen, laut Beifall, lachten, lärmten und gebärdeten sich wie toll über das Unerhörte, was hier geschehen. Wie tot aufgehoben worden unter einem Gaul und lief nun umher, als wäre nichts vorgefallen, nachdem sie ihn wochenlang gefüttert hatten auf seinem Lotterbett wie einen Prinzen! Nein, dieser Glückspilz! Und er sah es wohl noch gar nicht einmal recht ein, wie er von der lieben Gottesmutter verhätschelt wurde. Es war betrübend.

Nach Wochen voller Qualen und nach verschiedenen, sehr schmerzhaften Operationen, die Felice an sich vollziehen lassen mußte, gelangte er dahin, ohne Krücke gehen zu können. Anfangs war es freilich bloß ein mühevolles Humpeln, aber allmählich konnte er, das rechte Bein nachziehend, sich langsam und schwerfällig, jedoch ohne jede Anstrengung, fortbewegen — zum Staunen und zur Bewunderung aller. Da hatte man's: als ob gar nichts geschehen wäre, so trottete der einher! Nein, solch ein Glück! Denn was wollte das bißchen Nachschleppen des Beines im Grunde bedeuten? Lieber Gott, Pietro Landi war ganz lahm und mußte doch das Brot für eine Familie von fünf Köpfen verdienen, was dieser Glückspilz von Felice, dem man nur alles so auf dem Präsentierbrett herantrug, gar nicht nötig hatte. Und wahrscheinlich verlor sich das Hinken wohl gar noch bei ihm; bei dem war alles möglich. Und er machte gar keine Anstalten, sich

so recht dankbar und demütig zu zeigen, wie sich's doch wahrhaftig gehört hätte, sondern ging kopfhängerisch und verstockt umher, als ob ihm Gott weiß was für ein Unrecht widerfahren sei oder die Gottesmutter, die ihn doch so sichtbarlich vor allen Menschen auszeichnete, ihm hätte seine Felder verhageln lassen. Das war wieder einmal einer, der gar nicht verdiente, Glück zu haben, und nun schon solch ein Glück! Er sollte sich nur vorsehen, daß seine Undankbarkeit nicht schließlich doch die Langmut der heiligen Jungfrau zu Schanden machte.

Felice war wirklich sonderbar still bei all den Vorgängen der letzten Zeit gewesen, aber von Undankbarkeit konnte wahrlich nicht bei ihm die Rede sein. Er empfand das, was ihm geworden war, wirklich gerade so als ein Glück, wie die anderen es ihm aufreden wollten, und es stimmte ihn demütig und ergebungsvoll, daß er nun nach der langen Leidenszeit wieder einhergehen sollte, fast wie ein Gesunder. Auch die jeweiligen Schmerzen und mannigfachen Beschwerden, die sein Zustand noch immer mit sich brachte, machten ihn nicht irre, obgleich daran niemand glaubte und er zu niemand davon hätte reden dürfen. Er fühlte sich wirklich als ein Begnadeter. Aber er konnte sich nicht fröhlich zeigen, sondern wandelte wie einer umher, der nicht recht heimisch auf Erden ist oder den ein ungeheures Glück stumm und ängstlich macht. Auch er betete viel, gerade wie die Signorina, und war verträumt und geistesabwesend, gleich dieser. Obgleich von gemeinsamem Ausreiten jetzt keine Rede mehr war, sah man die beiden doch immerfort beisammen, und es konnte nicht ausbleiben, daß viel über sie getuschelt wurde und von den hämischen Reden, die umgingen, zuletzt auch etwas bis zum Cavaliere drang.

Was dann geschah, wurde niemandem ganz klar. Der Cavaliere war kein Freund von vielen Worten und liebte weder Vertraute noch Zeugen bei dem, was er that. Er verlor auch sein liebenswürdiges und sieghaftes Lächeln keinen Augenblick. Wogegen die Signorina ein paar Tage mit verweinten Augen herumging, noch mehr betete als sonst und mit niemand sprach oder ihm auch nur in die Augen sah. Dann verschwand sie ganz. Die einen sagten, sie wäre zu Verwandten gereist, um sich in anderer Luft nach ihrer schweren Krankheit zu erholen, die anderen behaupteten ganz fest, sie sei ins Kloster gegangen, werde nach Jahresfrist den Schleier nehmen und nie wieder nach Castelfranco zurückkehren. Daß sie nicht gerade in bestem Einvernehmen von ihrem Vater geschieden war und etwas Ernstes und Trauriges ihrer Abreise zu Grunde lag, konnte man nach allem kaum bezweifeln, die Wahrheit aber erfuhr niemand.

Auch Felice mußte sie wohl nicht kennen. Die Signorina war davongefahren, ohne ihm nur lebewohl zu sagen, zu einer Stunde, wo sie ihn fern wußte, und er ging mit hängendem Kopfe einher, unempfindlich gegen alle Stichelreden, die ihn verfolgten, wie ein halb gebrochener Mann. Zur Arbeit war er ohnehin nicht mehr sonderlich tauglich. Es stellte sich allmählich doch heraus, daß ein Schaden in seiner Brust zurückgeblieben war und das Atmen ihm schwer wurde, auch blieb sein Gang behindert, und die frühere Kraft und Frische kehrte nicht wieder. Eine Zeit lang hatte die wunderbare Genesung, an die überhaupt keiner geglaubt, darüber forttäuschen können, aber jetzt sah man, daß Felice doch mehr oder weniger als Krüppel aus der Katastrophe hervorgegangen war. Das that natürlich der Verwunderung über sein Glück keinen Abbruch, denn er war doch mit dem Leben davongekommen. Nur als voll konnte er nicht mehr mitzählen, und auf Castelfranco mußte er eigentlich als überflüssig gelten. Daß der Cavaliere ihn dort immer noch litt, obschon er durch seine Leistungen sich kaum sein Essen und Trinken mehr verdiente, war wieder einmal ein Glück, das eben nur ihm widerfahren konnte.

Übrigens mußte der Cavaliere wohl selber einsehen, daß es so nicht weiter ging, denn nicht lange nach der Abreise der Signorina ließ er Felice zu sich rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Die Folge derselben war, daß man Felice das Amt eines Aufsehers über die Viehherden des Gutes übertrug, das gerade frei geworden war und zu dem er sich trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit eignete. Denn da konnte er zu Pferde sitzen und hatte keine anstrengenden körperlichen Leistungen zu verrichten,

vielmehr waren die Hauptererfordernisse seiner Thätigkeit Treue und Gewissenhaftigkeit, und auf die durfte man bei ihm zählen. Er bekam seine eigene Hütte draußen bei den Hürden und hatte ein Dutzend Hirten unter sich. Es war eine Stelle, wie für ihn geschaffen. Natürlich war des Staunens überall kein Ende. Das Glück dieses Burschen kannte ja wirklich keine Grenzen. Statt wegen seiner Leistungsunfähigkeit weggejagt zu werden, wie jedem anderen unzweifelhaft geschehen wäre, ließ man ihn im Gegenteil noch aufsteigen und sein Los sich verbessern. Nach der Stelle, die Felice nun übertragen wurde, hatten zahlreiche andere, ältere und verdiente Männer, verlangend ausgeschaut und sich durch lange Arbeitsjahre die Anwartschaft darauf erkauft zu haben geglaubt. Nun fiel sie diesem jugendlichen Glückspilz in den Schoß, als ob sich das von selbst verstände. Bloß, weil er das Glück gehabt hatte, die Signorina bei einem Ausritt begleiten zu dürfen und dabei zu Schaden zu kommen. Den Teufel auch! Das hätten andere ebenfalls gekonnt und gewollt, wenn man sie nur dazu ausgesucht hätte. Diesem Kerl mit der Glückskappe aber schlug das Unglück sogar noch zum Glück aus. So war Felice noch kaum vorher beneidet worden, wie jetzt um seine Versorgung.

Und es blieb nicht einmal dabei. Dieser Krüppel, der nur noch um Gottes willen hätte geduldet werden sollen und nach dem sich wahrhaftig keine gerade gewachsene Dirne umsah, mußte plötzlich auf den Gedanken verfallen sein, auf ganz Castelfranco gäb es keinen geeigneteren und willkommneren Heiratskandidaten als ihn. Denn kaum hatte er sein neues, verantwortungsvolles Amt angetreten, so nahm er sich eine Frau. Wahr und wahrhaftig: dieser Krüppel, den sie von einer Ecke in die andere gestoßen hatten, weil sie ihn nirgends gebrauchen konnten, und dem jeder andere den Laufpaß gegeben hätte, heiratete, wollte Frau und Kinder haben wie jeder andere. Und hatte es bei dem allem so eilig, als käme Gott weiß was darauf an, daß er eine Familie begründete, oder als drängten sich die Weiber förmlich dazu, ihm anzugehören. Der Kurat mußte ihm noch gar Dispens erwirkt haben, denn so rasch hatte noch nie ein Mensch geheiratet wie Felice Tomaselli. Der setzte natürlich alles durch, dem gelang alles; der Kurat und der Bischof und der heilige Vater in Rom waren dem zu Willen, wenn er's darauf anlegte. Bloß weil er sich in seiner Hütte da draußen einsam fühlte; denn was konnte ihn sonst bewogen haben, die Sache so zu überstürzen, wo er doch kaum zwanzig Jahre zählte? Es hieß zwar, der Cavaliere hätte seine Hand da mit im Spiel, und in der Stellung, die er Felice übertragen, wolle der nur einen verheirateten Mann haben. Der Gutsherr selber sollte ihm auch die Frau ausgesucht haben. Solch ein Glück widerfuhr ebenfalls nicht jedem, zumal dann keine Nein sagen konnte, was freilich gegenüber einem so wohlgestellten Manne wie Felice ohnehin kaum geschehen wäre, trotzdem er ein Krüppel war.

Die Jüngste und Schönste war es nun freilich nicht gerade, die Felice heimführte, aber darauf hatte dieser hinkende, brustschwache Mensch doch auch wahrhaftig keinen Anspruch. Vielmehr war's ein gealtertes Mädchen, das Unglück gehabt hatte und mit einem Kinde sitzen geblieben war, während ihr Bräutigam sich einem Auswandererzuge nach Brasilien angeschlossen hatte, von dem er weder zurückgekommen war, noch je wieder etwas hatte hören lassen. Es war das Gerücht umgegangen, da drüben gehe es ihm vortrefflich, aber er denke gar nicht daran, seine frühere Geliebte zu sich hinüberzurufen, sondern habe sich längst eine andere ausgesucht und sei froh, sie auf so gute Art losgeworden zu sein. Das hatte das Mädchen verbittert, zumal es an Spott und Stachelreden ihr demzufolge nicht fehlte, und sie war weder sonderlich beliebt, noch hatte sie je ein anderer mehr begehrt, vielmehr galt sie als zänkisch und giftig, und man war ihr immer gern aus dem Wege gegangen. Auch ihr vaterloses Kind hatte sich zu einer boshaften Range ausgewachsen, die jedermann gern einen Schabernack spielte und der es wahrlich zu gönnen war, daß sie endlich unter eine männliche Fuchtel kam. Dieser Glückspilz von Felice bekam also gleich Frau und Kind auf einmal ins Haus und konnte obendrein den Erzieher spielen und ein gutes Werk thun: ihm schlug alles zum Besten aus.

Die Hochzeit wollte der Cavaliere selber für ihn ausrichten, aber Felice hatte gebeten, man möge ihm erlauben, ganz in der Stille zu heiraten. Kein Mensch begriff, warum? und es gab den ersten Konflikt dieserhalb zwischen den Brautleuten. Aber Felice blieb fest, und da es sich um ein gefallenes Mädchen handelte, das er heimführte, stellte sich auch der Kurat auf seine Seite und war der Meinung, ein lärmendes Hochzeitsfest sei hier nicht am Platze. So ging es nach Felices Willen, trotzdem alle Gutsangehörigen entrüstet waren, und die Braut selber, die den Beinamen „Peppina la Brusca" führte, schwor, sie wolle es ihm gedenken, daß er sie nicht für würdig gehalten, mit ihr eine Hochzeit nach Fug und Brauch zu feiern. Nun, darauf konnt es Felice schon ankommen lassen, an diesen Gefeiten durfte doch niemand heran, ohne sich selber die Finger zu verbrennen.

Die Ehe schien sich denn auch wirklich so glücklich zu gestalten, wie Felice Tomaselli eben alles im Leben ausschlug, er mochte beginnen, was und wie er's wollte. Man hörte wenigstens nichts von Unfrieden und Streit, und wenn zuweilen von Vorüberkommenden abends aus der Hütte Felices die keifende Stimme der jungen Ehefrau vernommen wurde, so durfte man keinerlei nachteilige Schlüsse daraus ziehen, denn Peppina la Brusca war mit einer lauten und schrillen Stimme begabt, und sie pflegte auch die gleichgültigsten und die teilnahmvollsten Dinge in etwas aufgeregtem Ton vorzubringen, der den Uneingeweihten leicht über ihre Gesinnung täuschen konnte. Ein Glückskind, wie Felice, hätte übrigens auch die böseste Sieben sicherlich ohne jede Schwierigkeit gezähmt.

Nicht lange nach Felices Vermählung war auch zu aller Erstaunen die Signorina wieder da. Gerade, als ob sie nur darauf gewartet hätte. Nun, die würde Augen machen! Jeder hatte schon seine stille Schadenfreude dabei. Denn daß die Signorina in allem Ernst ein Auge auf den Burschen geworfen gehabt hatte, stand außer Zweifel, und was geschehen wäre, wenn Felice es nicht gar so eilig gehabt hätte, die Peppina zu heiraten, wohl in der Meinung, die Signorina komme gar nicht wieder, war nicht zu wissen. So einem Sonntagskind, wie dem, wäre selbst das Unglaublichste möglich geworden.

Es fiel übrigens allen auf, daß die Signorina blaß und schmal aussah und ihre ehemalige Lustigkeit ihr auch draußen nicht zurückgekehrt war. Sie war nur noch stiller geworden, als da sie wegging, und zeigte sich fast gar nicht unter den Leuten. Es fiel auch allgemein auf, daß sie nicht zu Felice Tomaselli ging und dieser nicht kam, um sie auf dem Gutshofe zu begrüßen. Das mochte wohl die Peppina nicht leiden, die sehr eifersüchtig sein sollte, und da Felice durch sein Amt immer weit draußen auf dem Weideland festgehalten wurde und die Signorina aus dem verwilderten Schloßgarten nicht herauskam, sahen sich die beiden überhaupt nicht. Nur daß die Signorina so traurig dreinsah, begriff man nicht, zumal man eines schönen Tages erfuhr, daß sie Braut sei und alsbald heiraten werde. Und ihr Bräutigam war kein anderer als Cesare Castelfranco, der Baronino.

Der kam aus Florenz als ein leidlich gerade gereckter, lang aufgeschossener und hagerer junger Mensch nach Castelfranco zurück. Schön war er gerade nicht geworden, die Sommersprossen hatte man ihm aus dem faltigen, sonderbar greisenhaften Gesicht auch nicht fortbringen können, und die knochige rechte Schulter stand immer noch etwas in die Höhe, aber alle Leute hielten die Verbindung für sehr passend und eigentlich selbstverständlich und wunderten sich nur, daß man sie nicht immer schon vorausgesehen hatte. Der Cavaliere war in seiner lächelnden Bonhommie wieder einmal ein schlauer Rechner gewesen. Denn die Einnahmen des Gutes, auf das er allmählich durch Auszahlung der übrigen Gläubiger den alleinigen Anspruch erworben hatte, gehörten ihm, aber das Gut selber konnte er nach dem Gesetz niemals in die Hände bekommen, solange ein Castelfranco noch lebte, er war vielmehr verpflichtet, diesen als den eigentlichen Herrn auf demselben anzuerkennen und standesgemäß zu erhalten. Was konnte also näher liegen, als daß er den berechtigten Erben mit seiner einzigen Tochter vermählte und so diesen unhaltbaren Zwitterzuständen mit einem Schlage ein Ende machte? Offen-

bar war von vornherein alles hierauf angelegt und der Oheim und Vormund des Baronino in das gern gebilligte Projekt eingeweiht gewesen. Auch die jungen Leute erhoben keinerlei Widerspruch. Von seiten des Baronino wäre der freilich auch komisch gewesen, und die Signorina war viel zu fromm und gut erzogen, als daß sie nicht hätte eine gehorsame Tochter sein sollen. Früher, als Kinder, hatten die beiden sich nicht ausstehen können, aber man wußte ja, wie oft solche Kinderfeindschaften in ihr Gegenteil umschlugen. Wenn nur die Signorina nicht gar so ernst und still geblieben wäre und einen so bitteren Zug um die Mundwinkel gehabt hätte, den man früher gar nicht an ihr gekannt!

Seit sie Cesare Castelfrancos Braut war, ritt sie auch wieder. Von der ehemaligen Waghalsigkeit dabei war freilich nichts mehr zu spüren, es war eher, als wollte sie nur einen Zeitvertreib haben, weil ihr die Stunden gar so langsam hinstrichen. Bei einem solchen Ausritt begegnete sie auch einmal Felice Tomaselli — ganz durch Zufall, denn es war weitab von seinem Bezirk. Er war gleichfalls zu Pferde und kam todmüde von einem Weg in den zwanzig Miglien entfernten Marktflecken heim, wo es einen Schafhandel gegeben hatte; schwerfällig hing er im Sattel. Als Elena ihn gewahr wurde, machte sie Miene, ihrem Tier die Peitsche zu geben und davonzusprengen. Aber es lag ein solcher Ausdruck wehmütiger Freude in seinen Zügen, daß sie es nicht über sich brachte, zumal er krank und abgehärmt aussah zum Gotterbarmen. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen und brannten wie im Fieber. So ließ sie ihn herankommen und litt es, daß er sich über ihre Hand beugte und sie lange küßte. Er war sehr bewegt, und seine eingesunkene Brust hob sich unter einem wilden Schluchzen. Da veränderte sich allmählich Elenas Gesichtsausdruck, der bis dahin immer starr und finster gewesen war, und ein heißes Mitleid schien in ihrer Brust aufzuquellen.

„Felice,“ sagte sie leise, „seid Ihr nicht glücklich?“

„Jetzt bin ich glücklich, Signorina,“ erwiderte er mit einem Strahl, der aus seinen düster glimmenden Augen brach.

Und dann hielten sie eine geraume Zeit nebeneinander auf dem öden Blachfelde, über dem die Herbstsonne langsam zur Rüste ging, sahen sich an und sprachen kein Wort. Die Pferde beschnupperten sich gegenseitig, bis endlich das eine seinen Kopf über den Hals des anderen legte. Dann fragte Elena plötzlich: „Warum habt Ihr das gethan, Felice?“

Und er antwortete mit trauriger Stimme: „Der Cavaliere hat es so gewollt, Signorina. Wenn ich es nicht that, sollte ich fort von Castelfranco, und ich wollte nicht fort, weil ich dann Sie nie wiedergesehen hätte. Er hat mir die Frau ausgesucht und alles geordnet, daß es rasch zu Ende kam. Ich hatte keine Wahl.“

Elenas Lippen hatten sich finster aufeinandergepreßt, und ein zorniger Blitz schoß aus ihren Augen. Aber sie sprach kein Wort. Nur die Farbe ihres Gesichts wurde noch bleicher als zuvor, und eine Falte stand über ihrer Nasenwurzel auf der Stirn.

„Es ist ja auch gut so,“ sagte Felice leise.

Daraufhin nickte sie nur noch, halb zur Bestätigung, halb zum Abschied; ein sausender Gertenhieb traf den Hals ihres Pferdes, und sie jagte davon. Geradeswegs nach Hause und geradeswegs vor den Cavaliere.

„Vater,“ sagte sie ihm, und ihre Augen blickten ihn so feindselig an, daß er fast sein übliches Lächeln dabei verloren hätte, „du hast ein falsches Spiel mit mir gespielt. Mich hast du fortgeschickt, als ich dir sagte, ich könne nur Felice Tomasellis Frau werden oder ins Kloster gehen, damit ich mich draußen prüfen und ihm selber Zeit lassen sollte, sich zu besinnen, ob er nicht eine andere vorziehen würde, wenn ich fern sei. Und dann hast du ihn gezwungen, eine andere zu heiraten, und mich überrumpelt. Das war unehrlich gehandelt, Vater.“

Der Cavaliere war einen Augenblick bleich geworden, aber dann lächelte er wieder, wenn es auch kein hübsches Lächeln war. „Liebes Kind,“ sagte er munter und zeigte alle seine gesunden Zähne, „lieber, als meine Tochter dem Wahnsinn in die Arme laufen zu sehen, begehe ich doch einen kleinen Betrug, verstehst du? In solchem Kampf wären noch ganz andere Mittel erlaubt gewesen. Und er ist ja jetzt ganz glücklich und zufrieden, dein lahmer Lebensretter. Er und du, denk ich.

Er bei seinen Schafen und du bei deinem Baron."

Da wandte Elena ihm den Rücken und ging.

Drei Tage lang schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und ließ sich vor keinem Menschen sehen. Dann aber ging sie nicht ins Kloster, wie der Cavaliere eine Weile gefürchtet hatte, sondern erklärte sich bereit, Cesare Castelfrancos Frau zu werden. Von da an ritt sie alle Tage zu Felices Hütte bei den Pferchen hinüber. Sie überzeugte sich nun mit eigenen Augen davon, wie es um sein Glück stand, von dem die Leute, wie immer, fabelten und um das sie ihn beneideten. Peppina la Brusca machte ihrem Manne das Leben zur Hölle. Seit sie sich klar darüber geworden war, daß er sich nichts aus ihr machte, hatte er keinen friedlichen Augenblick mehr in seinem eigenen Hause. Sie keifte vom Morgen bis zum Abend, war von einem schmutzigen Geiz und pflegte ihn schlecht. Den Sohn hetzte sie gegen seinen Stiefvater auf und verleidete diesem den Aufenthalt in der Hütte so, daß er es oft vorzog, draußen bei den Pferchen zu schlafen, nur mit ein paar Schaffellen zugedeckt. Unter dem Mangel an Pflege und den kalten Nächten aber litt seine schwache Brust, und er war allmählich sehr herabgekommen. Auch trugen das Unfreudige seiner Existenz und der geheime Kummer, der an ihm fraß, nicht dazu bei, ihn in die Höhe zu bringen. Erst seit die Signorina wieder zu ihm kam und kaum ein Tag verging, daß er sie nicht sah, lernte er wieder fröhlich aussehen wie früher, und war gerade so guter Dinge wie damals, trotz allem Ungemach und aller Plage, so daß die Leute am letzten Ende doch wieder recht damit behielten, Felice Tomaselli sei ein Glückskind, und alles, was er anfinge, so wunderlich es auch manchmal erscheinen möge, schlage ihm zum Guten aus.

Allmählich redete man freilich mancherlei, wozu die Leute boshaft grinsten, und es fehlte nicht an solchen, die schließlich Peppina la Brusca aufstachelten und ihr allerlei einflüsterten. Da kamen böse Stunden für Felice, der sich kaum mehr zu Hause sehen lassen konnte und dem sein Weib mit dem Brigadier drohte, wenn er seinem Schandtreiben nicht bald ein Ende mache. Eine Weile ertrug er das in stummer Gelassenheit; dann aber sagte er eines Tages zu Elena, als sie wieder zu ihm geritten kam: „Es ist besser, wenn Sie nicht mehr kommen, Signorina." Und traurig blickte er dabei vor sich nieder.

„Weshalb?" fragte sie.

„Die Leute reden Infames darüber."

Da schlug sie lachend mit ihrer Gerte in die Luft. „Was kümmert das mich?"

Darauf sagte er nichts mehr, und Elena grub eine Zeit lang ihre Zähne in die Unterlippe. In ihren Augen war ein irres Funkeln. Dann stahl sich's über ihre Lippen: „Und wenn das wahr würde, was die Leute reden, Felice?"

Da hob er voller Entsetzen abwehrend seine beiden Hände auf. „Signorina!"

„Man hat Euch und mich betrogen, Felice," murmelte sie. „So mögen sie's nun haben."

Er hatte sie nie im Leben so sprechen hören, es war gar nicht mehr ihre Stimme. Und auch als er sie nun in heißem Erschrecken anblickte, erschien sie ihm wie eine andere. Ihr Ausdruck, ihr Blick, die Färbung ihrer Haut — alles war plötzlich verändert. Er verlor ganz die Fassung. Etwas Bohrendes und Gärendes war in ihm. Es war, als sauste das Blut in den Ohren ihm vernehmlich zu: „Greif zu! Das ist nun einmal wirklich das Glück. Und du bist ja ein Sonntagskind!" Und das Herz hämmerte ihm wild.

Aber dann griff er sich an die Stirn und schloß die Augen. Es drückte auf ihn, als ob es ihn erdrücken wollte. Lauter goldene Sonnen tanzten vor seinen geschlossenen Lidern auf und nieder. Und es war ihm, als ob er wieder die fremde Stimme von vorher sagen hörte: „Wir gehen in die weite Welt zusammen. Willst du?" Und es durchrüttelte ihn wie eine unbekannte Gewalt. War denn das wirklich gesprochen worden? Und — von ihr? Und sie hatte doch in all der Zeit, wo er an sein Siechbett gefesselt gewesen, und auch nachher ihm immer die frommen Schriften vorgelesen, in denen man ermahnt wurde, seine einzige Sehnsucht und Hoffnung auf die heilige Jungfrau zu richten und jeder irdischen Versuchung tapfer

zu widerstehen. Wie eine Heilige hatte er sie selber verehrt. Und nun — Ein Grauen durchrieselte ihn. Ganz langsam schlug er die Augen auf und schüttelte den Kopf. In stummem Flehen blickte er sie an.

Da brach ihr ein hartes Lachen vom Munde. „Narr!“ rief sie, gab dem Pferde die Gerte und sauste in wilder Carriere über die Felder hin. —

Von diesem Tage an hatten die Leute über ein Zusammensein der Signorina mit Felice Tomaselli nicht mehr zu sticheln. Elena kam nicht mehr, sondern sorgte dafür, daß ihre Hochzeit beschleunigt wurde. Auch verlangte sie jetzt, im Widerspruch zu ihren früheren Wünschen, daß man eine lustige Feier beging, zu der alle Welt geladen werden sollte und bei welcher der Cavaliere seiner Neigung, sich etwas sehen zu lassen, zu prunken und zu prahlen, voll Genüge leisten konnte. Sie war überhaupt mit einemmal verändert, aufgeräumt und festfreudig, und die Vorschläge des Baronino, die erste Zeit nach der Hochzeit in Florenz oder Rom zu verleben, fanden bei ihr ein williges Gehör. Es konnte ihr plötzlich nicht fröhlich genug zugehen auf Castelfranco, und das Landleben erschien ihr öde und eintönig. Cesare mußte junge Cavaliere aus Florenz kommen lassen, man jagte, ritt und spielte zusammen, damit die Zeit nicht so hinschlich. Die Hochzeit wurde dann mit einem Pomp gefeiert, wie man einen ähnlichen nie in der Gegend gesehen und erlebt hatte. Eine ganze Woche hindurch jagten die Feste einander, und die alte Glanzzeit von Castelfranco schien wieder aufleben zu wollen. Von nah und fern waren vornehme Gäste herbeigeströmt. Dann reiste das jungvermählte Paar unter riesigem Geleite ab, und es wurde wieder still auf dem Hofe. Der Cavaliere selber, der von Stund an nicht mehr als Herr auf Castelfranco zu schalten hatte, verließ das Gut, das in den Händen der bewährten Verwalter zurückblieb, bis der Baron Cesare heimkam. Man sagte, daß er nun abermals ein verschuldetes adeliges Besitztum anderwärts auf Rechnung der Gläubiger verwalten werde, um es allmählich gleichfalls an sich zu bringen, und daß dies sein Gewerbe bilde.

Felice hatte von all den Festen, die auf Castelfranco gefeiert worden waren, nichts gesehen oder gehört, nicht einmal aus der Ferne, wie die anderen, die das Schloß umlagert hatten, um wenigstens durch die Fenster einmal einen Blick in das Innere zu thun und etwas von all den Herrlichkeiten zu erspähen, die dort vor sich gingen. Stumm und ruhig hatte er seinem Tagewerk obgelegen, als geschähe nichts Sonderliches, und die Leute wurden aus seinem verschlossenen, in sich gekehrten Wesen nicht klug. Nur Peppina erging sich unablässig in wüsten Stachelreden gegen ihn, und gerade die Gelassenheit, mit der er diese ertrug, reizte sie nur noch mehr. Sie schien es förmlich darauf anlegen zu wollen, daß er einmal die Hand gegen sie aufheben sollte, aber er sah sie bei all ihrem Gezeter nur immer mit einem traurigen Blick an und schwieg. Man hätte an ein Schuldbewußtsein bei ihm glauben können und daß er das trübe Leben, welches Frau und Stiefsohn ihm schufen, als eine verdiente Strafe hinnahm für etwas, was er begangen. Bei seinem wortlosen Dulden ahnte aber keiner etwas von seinem Märtyrertum, vielmehr hieß es nach wie vor von ihm: „Der Glückspilz hat's gut, der sitzt warm in der Wolle.“ Und wenn wirklich einmal einer fand, daß Felice Tomaselli schlecht aussähe, gab man ihm sicher zur Antwort, der habe ja von Rechts wegen schon hundertmal sterben müssen und sei doch ein ausgemachter Glückspilz, überhaupt noch zu leben.

Auch drängte man sich vielfach mit allerlei Anliegen an ihn; er, dem es jetzt so gut erging, konnte schon anderen etwas abgeben. Besonders die zahlreichen Verwandten aus dem Dorfe nahmen ihn in Anspruch und betrachteten es geradezu als seine Pflicht, ihnen zu helfen. Sie stellten ihm sogar vor, daß er nur so sich der heiligen Jungfrau wirklich erkenntlich zeigen könne für die Überfülle an guten Gaben, die sie ihm verliehen, und anderenfalls sie durch seine Hartherzigkeit kopfscheu und minder freigebig machen werde. Beinahe erschien es wie ein gutes Werk, das sie an ihm thaten, wenn sie ihn veranlaßten, von seinem Überfluß abzugeben, da das allein die Madonna bei guter Laune erhalten konnte. Übrigens hätte Felice auch gern jedem gegeben, soviel in seiner Macht

stand, wenn es Peppina nur gelitten hätte. Die aber hielt genau zusammen, was ins Haus kam, und Felice war der letzte, der darüber hätte verfügen dürfen. Bei jeder geringsten Spende gab es heftige Auftritte, und um des Friedens willen mußte er sich fügen, um manchmal nur in aller Heimlichkeit seine Wohlthaten zu üben. Er bestahl gleichsam sich selber, um anderen helfen zu können, ohne daß Peppina es merkte. Kam es einmal heraus, so war die Hölle los, und er konnte von Glück sagen, wenn er lebendigen Leibes wieder davon kam. Bei alledem geriet er in den Ruf eines selbstsüchtigen und eigennützigen Geizhalses, der nicht einmal seinen nächsten Verwandten etwas abgeben wollte und seine Glückskappe trug, als hätte er sie verdient und es könne gar nicht anders sein. Hätte er übrigens allen Forderungen gerecht werden wollen, die an ihn herantraten, so wäre er innerhalb weniger Monate ausgebeutelt gewesen und hätte noch Schulden über Schulden machen können. So, wie es nun stand, war keiner zufrieden, noch weniger dankbar. Was er gab, nahm man als schuldigen Tribut hin, und keinem war es genug. Der Glückspilz wurde als hartherzig verschrien. Aber er sollte sich nur in acht nehmen! Hochmut kam vor dem Fall. Baron Cesare war ihm nie gewogen gewesen, und ob die Baronin jetzt noch seine Partei nehmen würde, war doch mehr als fraglich; die letzte Zeit vor ihrer Vermählung hatte sie ihn schon gar nicht mehr angesehen. Und außer dem Baron hatte jetzt niemand mehr etwas auf Castelfranco zu sagen. Felice pochte ja geradezu auf sein Glück! Wenn die Herrlichkeit nur nicht einmal ein Ende nahm!

Und die wohlmeinenden Propheten schienen bald genug recht zu bekommen. Wider Erwarten früh kam das junge Ehepaar nach Castelfranco zurück. Sie hatten draußen sehr flott gelebt, und das verfügbare Geld reichte nicht weiter, man mußte sich vorerst wieder in die ländliche Einsamkeit zurückziehen. Das geschah aber nicht bei bester Laune, und von Glück konnte man den beiden überhaupt nicht viel anmerken. Der Baron sah übel aus, wie einer, der des Guten zu viel gethan hat, er war matt und übernächtig und ließ seine Verstimmung an jedem aus, der ihm in den Weg kam. Vor allem langweilte er sich, er hüstelte auch wieder und wußte seine Zeit nicht totzuschlagen, weil der Arzt ihm in jeder Beziehung Schonung anbefohlen hatte.

Die Baronin ging ihre eigenen Wege. Sie war oft fort von Castelfranco. Dann hieß es, sie besuche ihren Vater, der ein paar Eisenbahnstunden entfernt ein anderes Gut verwaltete. Aber allmählich glaubte man nicht mehr recht daran. Man tuschelte sich allerlei zu. Der Baron sei kränklich und unlustig, glücklich lebten die beiden sicherlich nicht zusammen, und die junge Frau suche sich außerhalb ihre Zerstreuungen. Übrigens zuckte man nur die Achseln dazu, das war einmal so unter den Vornehmen, die machten es alle nicht anders. Der Baron selber nahm es sicher mit der ehelichen Treue auch nicht allzu genau. Die jungen Weiber auf dem Gutshofe und unten im Dorfe liefen zum wenigsten vor ihm davon, wo sie nur konnten, ohne daß man wissen mochte, was in der Stille trotzdem geschah.

Manchmal gab es auch Feste auf Castelfranco. Dann kamen die adeligen Grundherren von weit her, um im Schlosse zu tafeln und zu trinken und der schönen Schloßfrau zu huldigen, die immer die lustigste unter allen war. Im allgemeinen aber ging es still her, viel zu still für junge, lebensfrohe Leute, die ihr Dasein hätten genießen mögen und sich nun an allen Enden gehemmt sahen, weil ihre Ansprüche mit den Einnahmen nicht gleichen Schritt hielten. So empfand wenigstens, seiner Laune nach zu schließen, der Baron, und es war nicht gerade geraten, ihm zu begegnen.

Mit Felice stieß er erst ziemlich spät zusammen, weil er da draußen in den Pferchen nichts zu suchen hatte. Das Glückskind, das er einstmals mit seinem neidischen Hasse verfolgt hatte, war ihm ganz aus dem Gedächtnis gekommen. Vielleicht hätte er ihn gar nicht wieder erkannt, wenn nicht der Verwalter, bei dem Baron Cesare ihn eines Tages antraf und dem Felice Bericht abstattete, bei der Nachricht von einer ohne erhebliche Verluste verlaufenen Seuche, die unter dem Jungvieh ausgebrochen war, gerufen hätte: „Das muß man sagen, Ihr habt wieder Glück gehabt — solch Glück

hätte kein zweiter." Das machte ihn aufmerksam, er faßte Felice ins Auge und zog Erkundigungen über ihn ein. „Er ist ein unverwüstlicher Glückspilz," wurde ihm gesagt, „hat es vom Hofjungen, der allen im Wege war, bis zu einem gut bezahlten Aufseher gebracht und lebt mit Frau und Kind in den angenehmsten Verhältnissen. Alles schlägt ihm gut aus im Leben, und immer kommt er wieder obenauf. Ein anderer lebte gar nicht mehr. Übrigens ist er hoffärtig und hartherzig, er pocht auf sein Glück, die Madonna meint es gar zu gut mit ihm. Bei dieser Seuche wären jedem anderen mindestens ein Dutzend Kälber gefallen, aber nun bildet er sich ein, durch seine Sorgfalt und Umsicht wären sie gerettet worden." „Es ist gut," dachte Baron Cesare, „wir wollen sehen, wie lange dieser Hochmut vorhält. Endlich doch einmal ein Zeitvertreib! Mit der Peitsche kann ich ihn nicht mehr traktieren und meine Hunde auf ihn hetzen auch nicht. Aber es giebt ja noch andere Mittel, um den Prahlhans klein zu machen."

Von da an kam Baron Cesare häufig zu den Pferchen hinaus, es war, als ob er plötzlich für das Gedeihen seines Viehstandes das lebhafteste Interesse empfand. Und immer gab es dann etwas zu nergeln und zu rügen, fortwährend hielt er Felice in Atem, tadelte seine Anordnungen, mischte sich in die getroffenen Maßregeln, änderte willkürlich und schob Felice die Schuld zu, wenn es schlecht ablief. Besonders gern stellte er ihn vor allen Knechten in harten Ausdrücken zur Rede und stachelte diese, die Felice ohnehin wegen seiner strengen Zucht nicht sonderlich gewogen waren, dadurch gegen ihn auf. Er verleitete sie geradezu zum Ungehorsam, so daß sie manchmal mit höhnischem Lachen Felices Befehle in den Wind schlugen und diesen dann die Verantwortung für das traf, was sie verabsäumt hatten. Kurz: Baron Cesare verstand es, binnen kurzem Unfrieden und Unordnung mit vollen Händen auszusäen, wo bis dahin alles in musterhaftem Zustande sich befunden und regelrecht abgespielt hatte, so daß er jetzt in der That Grund genug fand, über die heillose Wirtschaft in den Pferchen draußen zu wettern und zu schelten. Alles ging dort drunter und drüber, seit er seine Hand im Spiel hatte. Und immer schien's ihm noch nicht genug zu sein. Er hatte es sichtlich darauf angelegt, Felice aus seiner Ruhe endlich doch emporzurütteln und ihn zu einem Gewaltstreich zu reizen. Er begriff nicht, daß ihm das so schwer gelang. Wenn er an Stelle dieses Menschen gewesen wäre, würde er seinem Peiniger mit beiden Fäusten schon längst ins Gesicht gesprungen sein und ihn gewürgt haben. Diese Lammsgeduld des Glückskindes regte ihn nur immer mehr auf. Hatte der Mensch denn gar kein Blut in den Adern? Der mußte in seinen jungen Jahren durch die Peitsche, die er so oft zu schmecken bekommen, um alle Selbstachtung und Menschenwürde geprügelt worden sein.

Felice hatte eine Zeit lang gar nicht begriffen, was der Baron von ihm wollte. Er war hier der Untergebene, also gehorchte er einfach, auch wenn er den widersinnigen Anordnungen gegenüber die Zähne zusammenbeißen mußte. Widerspruch war nicht seines Amtes. Allmählich mußte er freilich einsehen, worauf das alles hinauswollte, daß hier nicht Willkür und Eigenmächtigkeit allein das Wort hatten, sondern die Peitschenhiebe von ehemals nur in anderer Form wieder aufgelebt waren. Aber auch nun schwieg er und ließ sich geduldig mißhandeln, wie damals. Sein Blick wurde immer düsterer, aber seine Lippen blieben fest übereinander gepreßt. Manchmal überlegte er ganz in der Stille, was er thun sollte. Wenn er allein in der Welt gestanden hätte, wie früher, hätte er es gewußt. Aber jetzt hatte er Weib und Kind, für die er sorgen mußte. Wenn er hier brotlos wurde, wohin sollte er gehen? Überall herrschte Überfluß an Arbeitskräften, nirgends würde man einen siechen Mann haben wollen wie ihn. Und dann: fort von Castelfranco? Er wußte nicht, ob er es über sich gebracht hätte. Hier hatte er sein festes Brot, hier mußte er um der Seinigen willen bleiben trotz allem.

Aber Verdruß und Kummer über alle die Widrigkeiten, die ihm das Eingreifen Baron Cesares bereitete, brachten es dahin, daß er körperlich immer mehr verfiel. Weil er all seine Empörung schweigend in sich hineinfraß, hatte er keine Nachtruhe mehr, und die stumm getragene Erbitterung zehrte an ihm wie ein schleichendes Fieber. Er sah ganz

braungelb im Gesicht aus, die Schläfen eingefallen und auf den Backenknochen brannten rote Flecke. Sein Atem ging röchelnd, immer stand ihm die Stirn voll Schweiß, und sein Gang war so schwerfällig geworden, daß er manchmal sich kaum fortbewegen konnte. Dazu keifte Peppina, die von der Unzufriedenheit des Barons mit ihrem Manne genug reden hörte und für ihr gutes Brot fürchtete, wütender als je, und um im voraus für die mageren Zeiten zu sparen, die zu besorgen standen, knauserte sie mit dem Essen wie niemals.

Inzwischen trieb es der Baron weiter so arg, daß er Felice einmal sogar mit seiner Reitpeitsche bedrohte und ihm Schimpfworte zurief, die kein Mann ertragen konnte. Irgendwer hatte ihm zugesteckt, daß die Baronin es früher und noch bis kurz vor ihrer Vermählung mit dem Glückskinde gehalten habe, und seine eifersüchtige Wut kannte seither keine Grenzen mehr. Zugeschlagen hatte er zwar nicht, denn Felice hatte ihm, als er die Gerte sausend durch die Luft geschwenkt, von unten herauf einen so düster glühenden Blick zugeworfen, daß er ihm die Hand damit gelähmt hatte. Es war der Blick eines bis zum Übermaß gemarterten Tieres gewesen, das in der Verzweiflung auf Tod und Leben mit seinem Peiniger zu ringen entschlossen ist; aber dann war es zischend aus Cesares Munde gefahren: „Vieh, das du bist!“ Dann eine Weile dumpfes Schweigen. Felices Brust war keuchend auf und nieder gegangen, aber seine Lippen preßten sich fest zusammen. Endlich, mit dem Jackenärmel sich die perlende Stirn trocknend, brachte er stockend, als wenn er an jedem Worte würgen müßte, hervor: „Wenn Herr Baron meinen, daß ich mein Amt nicht mehr versehen kann — Ich bin freilich nicht der Kräftigste —“

Cesares Augen hatten listig aufgefunkelt. „Nun, wenn du das endlich selbst einsiehst,“ sagte er gedehnt, scheinbar gutmütigen Tons, „— ich wollte es dir nicht sagen, — es thut mir ja leid — Aber dein Amt will ich in der That einem Stärkeren geben, du bist ihm nicht gewachsen. Es geht heillos her bei dir.“

„Ich hab eine Familie, Herr Baron,“ murmelte Felice, der weiß wie Kalk im Gesicht geworden war.

Cesare hatte sich schon abgedreht, als ob die Sache für ihn erledigt sei. Jetzt wandte er sich halb um, nickte gelangweilt und warf hin: „Nun, man wird schon für euch sorgen. Versteht sich.“ Dann schlenderte er davon.

Am nächsten Tage wußte es das ganze Gut, und unten im Dorf riefen's die Leute sich zu: „Felice Tomaselli hat dem Baron aufgekündigt, weil ihm die Arbeit zu schwer gefallen ist.“ Natürlich: dem war's einmal wieder zu wohl ergangen, und abmühen wollte er sich nicht. Eine Stellung wie die! Um die alle Welt ihn beneidet, nach der alle Welt gegiert hatte! Und er in seinem Übermut hatte sie dem Baron nur so vor die Füße geworfen wie ein wertloses Kleidungsstück. Weil sie ihm zuviel Arbeit brachte! Der brauchte ja nicht zu arbeiten wie die anderen, dem mußte eben alles in den Schoß fallen. Und der Baron, dem man sonst wahrlich nicht nachsagen konnte, daß er sich etwas bieten ließ, hatte sich das gefallen lassen und war nachsichtig genug gewesen, dem frechen Gesellen auch noch einen anderen Posten zu übertragen, der ihn und seine Familie reichlich ernährte und keine Arbeit machte — so gut wie keine Arbeit. Jeder andere hätte sich durch seinen Übermut brotlos gemacht, diesem Glückskind aber schlug's auch nun wieder zum Vorteil aus.

In Wahrheit hatte man Felice auf das Bitten und Betteln Peppinas hin, die sich mitsamt ihrem Sohn dem Baron wimmernd zu Füßen geworfen hatte — denn er selber hätte die Lippen nicht mehr dazu geöffnet —, den Posten des reitenden Boten übertragen, der von Castelfranco aus die Verbindung mit dem Marktflecken unterhielt, die Postsachen abholen und befördern, sowie alle Kommissionen ausrichten mußte, die der Wirtschaftsbetrieb mit sich brachte. Dieser reitende Bote war der Packesel für alle Welt, jeder trug ihm etwas auf, jeder beanspruchte Gefälligkeiten von ihm, jeder machte ihn zum Vertrauten seiner Angelegenheiten, für die er sich ganz allein oder doch ganz vorzugsweise interessieren sollte, und jeder war mit dem unzufrieden, was er ausrichtete oder besorgte. Besonders wenn es an die Erstattung der gehabten Auslagen ging, wobei dann der Bote häufig überhaupt das Nachsehen hatte. Dank erntete er sicher-

lich niemals, und je gutmütiger er war, desto mehr hatte er einzubüßen.

Dennoch klagte Felice nicht. Alle Aufträge fanden bei ihm williges Gehör, und für alle Welt mühte er sich ab. Er war auch nie eifrig im Eintreiben des Geldes, und so einem gegenüber, der sein Schäfchen doch sicherlich längst ins Trockene gebracht hatte, machte man sich auch kein Gewissen daraus, hartnäckig etwas schuldig zu bleiben. Wenn Peppina nicht gewesen wäre, hätte die Familie bald genug Hunger gelitten. Denn der Botenposten war schlecht besoldet, gerade weil darauf gerechnet war, der Bote würde sich durch seine kleinen Nebenverdienste ein Einkommen schaffen. Peppina mußte alle Tage wenigstens von den Hauptschuldnern etwas eintreiben, wobei sie nicht immer ganz glimpflich verfuhr, und all ihre groben Rücksichtslosigkeiten führte man auf Felice zurück, dem sie zur Last fielen, während er seinerseits daneben noch Peppinas Gekeife über seine unpraktische Gutmütigkeit und Nachsicht auszustehen hatte, also immer zwischen zwei Feuern lebte.

Und bei alledem antwortete er immer auf die Frage, wie es ihm gehe: „Gut, sehr gut," worüber sich freilich niemand wunderte, sondern was jeder vielmehr für selbstverständlich hielt. Er war auch wirklich zufrieden. Was hätte er nach allem noch Besseres verlangen können? Er war viel mit sich allein auf dem langen Wege, hatte Gelegenheit, anderen sich gefällig zu zeigen, und konnte langsam dahinreiten, so daß seine kranke Brust nicht schwer dabei litt. Ärgernis gab es freilich viel, der Baron hatte auch jetzt alle Tage zu mäkeln, weil ihm keine Besorgung recht war und der Bote immer zu lange ausblieb; auch war der Ritt bei Regen und Sturm oft peinlich, sogar gefährlich, aber Felice war doch nicht völlig brotlos, sondern konnte trotz seines siechen Leibes noch für Weib und Kind sorgen. So that er denn nichts, um der Volksmeinung Abbruch zu thun, daß er auch jetzt wieder das große Los gezogen habe, sondern spürte manchmal selber noch etwas wie die Glückskappe auf seiner Stirn.

Bei seinen langen, einsamen Ritten durch die hügelige Ebene hatte er viel Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, fast zu viel, denn allmählich verfiel er darauf, zum Zeitvertreib die Aufschriften der Briefe zu lesen, die er zu befördern hatte oder einholte — lesen gelernt hatte er unter dem Kuraten, als der alte Baron noch gelebt hatte. Dabei fiel ihm mit der Zeit auf, daß so häufig Briefe an die Kammerjungfer der Baronin einliefen, und zwar mit einer so vornehmen, männlichen Handschrift, wie sie unmöglich von einem Freunde oder Verwandten derselben herrühren konnte. Auch gingen ebenso häufig Briefe des Mädchens ab, deren Handschrift er bald herauskannte, alle an denselben Adressaten, den Kammerdiener eines Marchese Muccioli, der in der gleichen Provinz begütert war, zumeist aber in Florenz lebte. Es war also klar, daß das Mädchen unter der Deckadresse des Kammerdieners an den Marchese selber schrieb, da nur von diesem die Handschrift herrühren konnte, welche die an sie gerichteten Briefe trugen, nicht aber von dem Kammerdiener, mit dem sie angeblich korrespondierte. Die braune Giustina, die Felice für ebenso keusch und sittsam gehalten hatte, wie ihre noch immer in der Stille von ihm angebetete Herrin, hatte also ein Liebesverhältnis mit dem Marchese, der für einen großen Lebemann und gefährlichen Frauenjäger im ganzen Lande galt. Das kümmerte nun freilich Felice nichts, obgleich es ihn wunder nahm, denn er hatte von einer geplanten Verbindung des Mädchens mit dem Gutsverwalter von Castelfranco sprechen hören und es kam ihm auch seltsam vor, daß der Marchese, selbst wenn er seine Augen auf das Mädchen geworfen hatte, noch einen so regen Briefwechsel mit ihr führen sollte. Der pflegte sonst kurzer Hand auf sein Ziel loszugehen, und wenn es sich gar um eine Kammerzofe handelte, ließ er sich's schwerlich so viele Briefe kosten. Das machte Felice stutzig. Ein unbestimmter Verdacht, eine unruhige Angst stieg in ihm auf. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an diese Briefe, die stetig hin und her gingen. Und dann machte er die Entdeckung, daß der Briefwechsel plötzlich aufhörte, als die Baronin für ein paar Tage wieder Castelfranco verließ, um ihren Vater zu besuchen, während Giustina zurückblieb. Von da an hatte Felice keine friedliche Stunde mehr.

Seit das junge Paar nach Castelfranco zurückgekommen war, hatte er die Baronin noch nicht wiedergesehen. Er hatte es auch nicht gewollt. Und sie selber, die im Zorn seinerzeit von ihm geschieden war, war niemals in seine Nähe geraten. Was war er ihr auch? Seine „Lebensrettung" hatte sie ihm längst tausendfältig vergolten, und jetzt mochte sie ihn vergessen haben. Daß er selbst nach wie vor in zäher Anbetung an ihr hing und zu ihr wie zu seiner Schutzheiligen emporblickte, kümmerte sie nichts. Was wußte sie von ihm und davon, daß der Gedanke an sie immer und immer die Wärme und Helle seines Lebens ausmachte und daß er durch ihn allein stark und duldsam wurde und sich nicht verbittern ließ? Er trug die anbetende Liebe, die er ihr zollte, wie einen still gehüteten Schatz mit sich herum und ließ sich daran nicht rühren. Um deswillen hatte er auch trotz aller Widrigkeiten und Plagen seines verquälten Lebens sonst nichts dawider, wenn die Leute ihn ein Sonntagskind nannten und über sein unverwüstliches Glück die Hände zusammenschlugen. Er war glücklich. Nur einmal, in einer schwachen Stunde, hatte das Götterbild sich mit irdischen, sündigen Wünschen zu ihm herabgeneigt. Und diese Stunde wollte er vergessen. Deshalb wollte er die Baronin nicht wiedersehen. Und nun diese unglückseligen Briefe, die er nicht mehr aus den Gedanken verlor, wo er ging und stand! Weshalb waren sie verstummt, seit die Baronin fort war?

In seinem Grübeln und Sinnen hatte er nie auf das Gerede der Leute gehört, und daß sie lieber Schlechtes als Gutes von der Herrschaft redeten, war ihm zudem nichts Neues oder Auffälliges. Warum zuckte er gerade jetzt zusammen, als er sie wieder von der Baronin tuscheln hörte, die früher mit ihrem Vater so schlecht gestanden habe und jetzt es alle paar Wochen vor Sehnsucht nach ihm plötzlich nicht mehr aushalten könne, sondern immer zu ihm müsse? Er hätte sie alle, die mit listigem Grinsen und vieldeutigem Augenzwinkern davon wisperten, zu Boden schlagen mögen, er hätte sie anspeien, sie mit Füßen treten mögen, diese Elenden, denen nichts auf Erden heilig war. Warum that er's nicht? Warum konnte er's nicht? Eine ungeheure Angst war in ihm. Er ging tagelang umher wie ein Verstörter. Er betete viel, er sah aus wie einer, der in einer anderen Welt lebt, ein fieberisches Glühen war in seinen tiefliegenden Augen. Unabläßig wälzte er große Entschlüsse in seiner Seele hin und her. Einmal, als er zufällig auf die braune Giustina stieß, streckte er die Hände mit krallenartig gekrümmten Fingern nach ihr aus, als ob er sie würgen wollte, um die Wahrheit von ihr zu erpressen. Denn die wußte ja die Wahrheit. Und auch er mußte sie erfahren — mußte, mußte. Er duldete keinen Flecken auf seinem Heiligenbilde. Erst Gewißheit haben, dann wollte er handeln. Solange die Baronin fernblieb, wich das Fieber nicht aus seinen Adern. Kaum eine Stunde schlief er nachts, und die Leute, die an ihm vorüberkamen, schüttelten die Köpfe. Er kam ihnen wie ein Nachtwandler vor.

Dann war die Baronin eines Tages wieder da. Felice selber sah sie in den Schloßhof einfahren. Er saß am Fenster und stierte, stierte zu ihr hinüber. Ihn gewahrte sie nicht, sie war lebhaft und heiter, ihre Wangen glühten, als ob sie von einem Fest käme, sie war schöner als je, ein üppiges, blühendes Weib. Es gab dem siechen Manne, der sie mit seinen Blicken schier verschlang, einen Stich durchs Herz. So strahlend hatte er sie kaum in der Erinnerung gehabt. Aber er dachte nichts weiter, als das eine: Wenn jetzt nur die Briefe weiter ausblieben!

Doch sie blieben nicht aus. Zwei Tage lang war Felice in herzklopfender Hoffnung umhergegangen. Mit gierigen Augen hatte er die Posteingänge gemustert, erwartungsvoll, mit zitternden Händen Brief um Brief betrachtet und dann aufgeatmet. Er redete sich zur Ruhe, er fing wieder an, nachts zu schlafen, er sah und hörte wieder etwas von dem Leben um sich her. Am dritten Tage aber kam wieder einer jener geheimnisvollen Briefe an Giustina mit dem Poststempel Florenz. Felice hätte laut aufschreien mögen, als er ihn sah, wie Feuer brannte er ihm in den Fingern. Während des ganzen Heimritts überlegte er sich, ob er ihn nicht vernichten sollte, diesen Brief. Aber wozu hätte das gedient? Morgen, übermorgen wäre

ein zweiter gekommen. Bevor er überhaupt etwas that, mußte er wissen, was in diesen Briefen stand, ob er sich nicht täuschte, wenn er etwas Furchtbares darin vermutete, etwas, was er kaum hätte in Worte kleiden können, was ihn nur mit Angst und mit Wut zugleich erfüllte, was ihn hätte zum Verbrecher machen können. Er konnte sich ja täuschen, er hätte sein Leben dafür hingegeben, daß er sich täuschte.

Anderen Tages hatte er unter den Postsachen, die er von Castelfranco zur Einlieferung mitnahm, einen Brief an den Kammerdiener des Marchese Muccioli, die Adresse von Giustinas Hand. Er hielt unterwegs den Brief gegen die Sonne, er wollte die Schriftzüge unter dem Umschlag auf dem gefalteten Briefblatt erkennen. Waren es die gleichen wie auf der Adresse? Er war nicht im stande, es festzustellen. Nur eins erkannte er deutlich: das Briefblatt trug am Kopf ein Wappen-Monogramm. Er fühlte das auch mit den Fingern durch den Umschlag. Dies Wappen-Monogramm, das alle Briefe und Umschläge trugen, die aus der Hand des Barons oder der Baronin kamen, kannte er, er hatte es täglich unter Augen. Aber Giustina konnte für ihre Korrespondenz einen Briefbogen ihrer Herrin gestohlen haben, dabei war nichts Ungewöhnliches. Nur Gewißheit — Gewißheit!

Als am nächsten Tage wieder ein Brief des Marchese an Giustina einlief, war Felice endlich entschlossen. Er öffnete diesen Brief. Schon längst hatte er sich ausgedacht, wie er das am unauffälligsten würde thun können, sogar nachts hatte er darüber gegrübelt. Von Anfang an hatte alles in ihm hierauf hingedrängt, aber er hatte bis zuletzt davor zurückgeschreckt wie vor einem Verbrechen. Jetzt konnte er nicht mehr anders. Er ging sehr vorsichtig zu Werke, als ob er etwas Brennendes in Händen hätte, seine Finger zitterten nicht mehr. Und dann las er: „Meine süße Elena!“ Nichts weiter. Er brauchte nichts weiter zu lesen. Er schloß den Brief wieder. Auch jetzt zitterten seine Finger nicht. Dann ritt er nach Castelfranco, und seine Stirn war minder umwölkt als alle die Zeit vorher. Ganz ruhig, wenn auch starr, blickten seine Augen.

Dann kam ihm während der Nacht plötzlich der Gedanke, daß er ja noch immer keine Gewißheit habe. Der Marchese schrieb unter der Deckadresse Giustinas Liebesbriefe an die Baronin, das stand nun fest. Aber was that Elena? Antwortete sie ihm? Waren die Briefe, die Giustina adressierte, wirklich von ihr? Auch das mußte er erst wissen.

Und am Tage danach wußte er's. Er hatte ihre Schrift gesehen, er hatte den ehebrecherischen Brief, den sie an den Marchese geschrieben, gelesen, und sein Herz hatte einen Augenblick in krampfendem Weh stillgestanden. Er wußte aus diesem Briefe auch, daß das verbrecherische Spiel zwischen den beiden schon eine Weile so fortging und daß sie sich jedesmal in Florenz gesehen und getroffen hatten, wenn die Baronin von Castelfranco fortging, um ihren Vater zu besuchen. Das war aber noch nicht alles. Noch etwas anderes schwebte da in der Luft, was zwischen den Zeilen stand, was nicht ausgesprochen wurde, aber doch da war, etwas, was man sich auszusprechen scheute, weil es ungeheuerlich sein mußte, womit die beiden aber doch spielten. Eine gemeinsame Flucht, die der Marchese vorgeschlagen hatte? Ein Verbrechen gegen den Baron? Felice verstand es nicht. Nur das eine verstand er: daß hier nicht zu zaudern war. Wenn er handeln wollte, mußte er gleich handeln. Sein Heiligenbild wollte man ihm in den Staub zerren, es mit Schmutz besudeln. Felice würde das nicht dulden. Sein Heiligenbild sollte rein bleiben. Weiter dachte er nichts mehr.

Als die Baronin an diesem Tage gegen Abend ausritt, hörte sie draußen auf der überdämmerten Ebene die Hufschläge eines galoppierenden Pferdes hinter sich. Als sie sich wandte, sah sie Felice. Sie hätte ihn kaum wiedererkannt. Er sah ganz anders aus als der, von dem sie damals in heißem Zorn und Hohn fortgeritten war. Wie ein alter Mann kam er ihr vor, die Brust eingesunken, hager und gebeugt. Dazu glühten unter der kantig vortretenden Stirn, wie düsteres Feuer, seine Augen, und seine scharf gewordenen Gesichtszüge hatten etwas Ehernes angenommen. Sie erschrak vor dem Fanatismus, der daraus ihr entgegenschlug, gleich einer Flamme.

Und er spürte das. Es that ihm leid.

Er wußte eigentlich gar nicht, was er von ihr wollte. Er hatte nur auf der Lauer gelegen, bis er sie ausreiten sah, ganz allein, nicht einmal einen Reitknecht hinter sich, und dann hatte er sich auf sein Pferd geworfen, das noch gesattelt im Stalle stand, und war ihr nachgejagt. Nun sagte er, sein dampfendes Tier dicht neben dem ihren parierend: „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Frau Baronin."

Elena war bleich geworden, ihre Unterlippe bebte vor Erregung. Es war ihr, als ob etwas Unheimliches plötzlich sie anwehte. Sie warf einen suchenden Blick um sich über die Ebene, die ganz einsam dalag und auf welche sich die weichen Dämmerungsnebel niederließen. Allein mit diesem hier! Wie oft war sie es früher gewesen! Aber das war der Felice von damals nicht mehr. War's ihr Gewissen, das sich diesen Blicken gegenüber plötzlich zu regen begann? Die Erinnerung, die sie mit heißem Zorn über das erfüllte, was seither geworden war? Die peinigende Sehnsucht nach dem unwiederbringlich Verlorenen? Eine irre Angst, ein wilder Trotz bäumte sich in ihr empor. Wer war an dem allem schuld, wie es nun gekommen war, wenn nicht dieser hier?

„Was willst du?" schrie sie ihn an, ihre herzklopfende Furcht hinter dem herrischen Ton versteckend, mit dem sie auffuhr. Ihre Brauen hatten sich drohend gerunzelt.

„Ein Versprechen, Frau Baronin." Es klang ganz ruhig, seine Augen ließen aber nicht von ihr. Sie warf den Kopf in die Höhe, aber sie konnte seinen Blick nicht ertragen. Sie wollte wortlos ihr Pferd wenden. Da griff er ihm in die Zügel und riß es wieder herum. „Sie müssen mir dies Versprechen geben, Frau Baronin." Seine Finger umkrallten fest die Trense des Pferdes, sein Gesicht war dicht vor dem ihrigen. Seine Augen bohrten sich förmlich in dasselbe hinein. Und es war ein so fanatisches Funkeln darin, daß es sie durchgraufte. Er ist wahnsinnig, mußte sie denken, und ein Zittern flog sie an. Sie fühlte, daß sie schwach wurde.

Dann stammelte sie: „Was für ein Versprechen?"

„Daß Sie den anderen nicht wiedersehen wollen — daß Sie ihm nicht mehr schreiben wollen —"

Sie sah ihn halb offenen Mundes, wie entgeistert, an. Ein heißes Rot brach an ihren Schläfen auf und wich gleich wieder einer kalkigen Blässe. „Woher —?" wollte sie stottern. „Welchen anderen —?" aber seine Augen hielten sie. Sie fühlte eine Ohnmacht gegen sich herankriechen, die kalten Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Noch einmal wollte sie sich aufbäumen, aber sie vermochte es nicht. Sie wollte um Hilfe rufen gegen diesen Rasenden, aber der Schrei erstarb ihr auf der Zunge. Eine abergläubische Angst wandelte sie an und ließ ihre Zähne aufeinander schlagen. Mit zitternden Fingern mühte sie sich, das Kreuzeszeichen zu machen. Und immer noch klammerten sich die unheimlichen Blicke dieses Wahnsinnigen an ihr fest. Da schrie sie mit einemmal hinaus: „Ja, ja, ich verspreche es!"

Nun ging es wie eine Verklärung über seine Züge. Aber noch immer ließ seine eine Hand die Trense des jetzt ungeduldig scharrenden Tieres nicht los und die andere zog aus seinem Wams ein metallenes Kruzifix hervor, das er an einer Schnur auf der Brust über dem Hemde trug. Elena kannte es, denn sie selber hatte es ihm geschenkt, als er todkrank, mit gebrochenem Schenkel, auf seinem Siechbett gelegen hatte, um ihn auf den Trost zu verweisen, der jedem, auch dem Ärmsten und Elendesten, verblieb. Sie erblaßte wiederum, als er es ihr schweigend vorhielt. Sie verstand ihn, legte ihre Finger auf das Kruzifix und wiederholte bebend: „Ich versprech es."

Da gab er sie frei, ein Leuchten war in seinen Augen. Das Pferd Elenas bäumte sich unter einem Peitschenschlage, in der nächsten Sekunde jagte es in wilden, weit ausholenden Sätzen über die umdunkelte Ebene hin. In langsamem Schritt ritt Felice nach Hause. Er hing vornübergebeugt im Sattel, als drohte er jeden Augenblick hinabzustürzen. Aber als er in Castelfranco aus dem Bügel glitt, sah er aus wie der glücklichste Mensch unter der Sonne. Und mit einem stillen Glänzen in den Zügen, ein Lächeln um die Lippen, ging er einher. —

Als er am folgenden Tage seinen Botenritt wieder antrat, war er so schwach, daß

er kaum mehr die Zügel seines Gauls halten konnte. Aber er sah sehr zufrieden aus. In seiner Posttasche befand sich kein Brief Elenas an den Marchese. Von ihm selber brachte er zwar wieder einen an sie mit, als er heimritt, aber der ängstigte ihn nicht mehr. Drei, vier Tage hintereinander kam immer wieder noch einer, doch niemals mehr eine Antwort von Elena. Alle Tage sah Felice glücklicher aus, wenn er das feststellte, alle Tage wurde er schwächer. Er glich nur noch einem Schatten. Aber er war so heiter gestimmt, daß er manchmal versuchte, vor sich hin zu singen, was aber klang, als käme der Ton aus einem zerbrochenen Instrument. Die Leute sahen ihn neidisch an. „Gott, wie dieser Felice wieder glücklich ist! Wie es dem wohl ergeht!“ Und nachts schlugen ihm die Zähne vor Fieberfrost zusammen.

Aber er war glücklich. „Es hätte ja dahin kommen können, daß ich sie töten mußte,“ sagte er sich, „oder ihn oder alle beide. Gott hat das nicht gewollt, Gott hat mir Kraft gegeben.“ Und seine Augen leuchteten in Verklärung.

Elena hatte er nicht wiedergesehen. Die Leute erzählten sich, sie sei krank und käme gar nicht aus ihren Gemächern. Felice machte seine Botenritte, war guter Dinge und hustete des Nachts so heftig, daß Peppina sich ihr Bett in der Küche aufschlagen mußte, weil es sie nicht schlafen ließ. Morgens mußte sie ihn schimpfend und zeternd stützen, daß er nur aufs Pferd kam, so schwach war er. Aber auch bei Wind und Regen trat er seinen Ritt an und schwenkte die Posttasche wie im Triumph, weil kein Brief Elenas an den Marchese je mehr darin war.

Dagegen begab sich alsbald das Seltsame, daß die Schloßfrau in die Wohnungen der Feldarbeiter und Taglöhner kam, um überall nach dem Rechten zu sehen und sich zu überzeugen, daß nirgends Mangel und Not herrschten. Wo sie diese fand, griff sie sofort thatkräftig ein, half, linderte, versprach und tröstete. Wie ein guter Engel erschien sie in den armseligen Behausungen, und die Leute, die sie anfangs mit scheuem Mißtrauen angestarrt hatten, wurden bald bei der Milde ihres Wesens zutraulich, klagten ihr alle ihre kleinen Leiden und trugen ihr ihre Wünsche vor. Sie sah rasch ein, daß hier vieles im argen lag und vieles zu thun sein würde, wenn man wahrhaft Hilfe bringen wollte. Aber das schien sie nicht zu schrecken, sondern ihr gerade recht zu sein, und ihr Wille war offenbar ebenso ehrlich, wie ihr Handeln ruhig und klar bei aller Sanftmut und Geduld. Auch zu den Häuslern unten im Dorfe ging sie, um sich dort mit eigenen Augen davon zu überzeugen, wie es stand. Dort flößte ihr das vorherrschende Elend nahezu Entsetzen ein, und mit Thränen an den Wimpern war sie wieder gegangen, um mit Geld, Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken, die man ihr in großen Körben nachtragen mußte, zurückzukehren. Von da an warteten die Leute auf sie an allen Thüren, wie auf den Genius der Barmherzigkeit, der bei ihnen einkehren sollte. Sie küßten ihre Hände und ihren Kleidsaum wie einer Heiligen.

Und wie von einer Heiligen redete man von ihr auch zu Felice Tomaselli. Der aber lächelte nur in stiller Seligkeit vor sich hin. „Zu dir braucht sie natürlich nicht zu kommen,“ sagten ihm die anderen, „du hast alles, was du willst, du Glückspilz; aber wir — wir wären ohne die Baronin allmählich in unserem Elend erstickt. Das hat die heilige Jungfrau gewußt und hat ein Wunder an uns gethan und sie erleuchtet.“

Darauf erwiderte er: „Ja, ich habe nun alles, was ich will.“

Von diesem Tage an wurde die Schwäche bei ihm so groß, daß er zum erstenmal nicht mehr aufs Pferd steigen konnte, um seinen Botenritt zu thun. Er versuchte es mit aller Anstrengung, aber als er glücklich in den Sattel gelangt war, glitt er auf der anderen Seite alsbald kraftlos wieder herab. Eine Ohnmacht beschattete seine Sinne, und seine Brust ächzte nach Luft. Sie mußten ihn zu Bett bringen. Als er dort lag, ganz still und mit seinem zufriedenen Lächeln in dem eingefallenen und zusammengeschrumpften Gesicht, das gar nicht mehr das eines jungen Mannes, sondern das eines Greises zu sein schien, und auf alle Fragen, ob er Schmerzen habe oder etwas wolle, nur mit einem freundlichen Kopfschütteln antwortete, meinten die Leute: „Er will sich nur einmal ausruhen. So einer darf sich das erlauben. Uns

würde es unser Brot kosten.“ Und man ließ ihn liegen.

Den ganzen Tag sah sich niemand nach ihm um, und er rief auch keinen. Aber gegen Abend hieß es plötzlich: „Die Baronin kommt!“ Die hatte, weil man ihr jetzt von allem genau Bericht erstatten mußte, was in Castelfranco vorging, und sie alles sehen und beobachten wollte, was vielleicht ihr Eingreifen erfordern konnte, auch davon erfahren, daß Felice Tomaselli heute seinen Botenritt nicht angetreten hatte. So kam sie, zu fragen, ob er krank sei und was ihm fehle. Und obgleich Peppina, die sie mit zahllosen Knixen an der Schwelle empfing und gleichzeitig ihrem an ihren Röcken hängenden Buben einen Fußtritt versetzte, ihr versicherte, es sei gar nichts und morgen werde der träge Mensch wieder seine Pflicht thun, sie verbürge sich dafür, die Frau Baronin solle nur ja nichts Schlimmes denken und sich nicht weiter bemühen, bestand Elena dennoch darauf, Felice selber zu sehen und zu sprechen.

Als sie dann an sein Bett trat und ihn eine kleine Weile schweigend betrachtete, während er mit geschlossenen Lidern dalag und nur das hastige Auf- und Niedergehen seiner Brust bewies, daß Leben in ihm sei, stürzten ihr, ohne daß sie es wußte, die Thränen aus den Augen. Was war aus Felice Tomaselli geworden, den sie immer das Glückskind genannt hatten, um desto ungestörter auf ihn einhauen zu können, weil ihm ja doch im Leben alles zum Guten ausschlug! Dieser hier war ein Sterbender. Und wie müde, wie verarbeitet, wie verbraucht vom Leben sah er aus! Sie winkte Peppina mit der Hand, zu gehen. Sie wollte mit ihm allein sein. Reue und Mitleid brannten in ihr. Ihr war's, als müsse sie sich auf ihre Knie vor ihm niederlassen.

Da schlug er plötzlich seine Augen auf, feucht-verklärte Augen eines, der schon halb in anderen Regionen weilt, und ein seliges Glänzen breitete sich über seine verfallenen Züge aus. „Die Signorina!“ murmelte er, als ob er ganz vergessen hätte, daß sie Baron Cesares Gattin war.

Sie konnte lange nicht sprechen. Als sie es konnte, fragte sie nichts als: „Wie geht dir's, Felice?“

„Gut, sehr gut,“ flüsterte er tonlos und lächelte.

„Du bist krank. Ich will den Arzt schicken. Und was kann ich sonst für dich thun?“

„Nichts. Ich danke Ihnen, Signorina. Ich brauche keinen Arzt. Mir ist sehr wohl.“ Und er lächelte immer noch.

Da hielt sie sich nicht länger, sie kniete an seinem Bett auf den Ziegelboden hin und weinte.

„Warum weinen Sie, Signorina?“ fragte er sie.

„Weil ich dir nicht vergelten kann, was du an mir gethan hast, Felice. Ich bin schlecht gewesen und ich wäre ohne dich noch schlechter geworden. Aber die heilige Jungfrau hat dich zum Werkzeug erwählt, um mich zu retten. Jetzt will ich gut werden, Felice. Ich habe meinen Weg gefunden. Aber du, Felice, du —“

„Ich?“ Und es strahlte alles in seinem Gesicht. „Ich bin sehr glücklich, Signorina.“

Er konnte nicht mehr sprechen, die Lider fielen ihm zu vor Schwäche. Seine Brust röchelte dumpf. Da eilte Elena hinaus, um nach dem Arzt und dem Kuraten zu schicken. Aber der Kurat war nicht zu finden, und bis der Arzt kam, konnten Stunden vergehen. Als sie an das Bett des Sterbenden zurückkam, hatte die Agonie bereits begonnen. Und sie währte kurz bei diesem erschöpften und abgezehrten Körper, aus dem sich die Seele frei rang. Peppina war noch nicht an das Sterbebett ihres Mannes zurückgekommen, als dessen Atem schon leiser und leiser wurde. So war, als er starb, keiner bei ihm als Elena. Ihr Arm hatte sich unter seinen Nacken geschoben, ihr Haupt beugte sich liebevoll, mitleidig über ihn herab. „Felice!“ rief sie in angstvollem Flehen, als ob sie ihn halten, seine fliehende Seele zurückrufen wollte.

Da ging's noch einmal wie ein leuchtendes Verstehen über sein Gesicht, und seine blutlosen Lippen murmelten tonlos: „Jetzt bin ich glücklich —“ Dann sank Felice Tomaselli zurück und war tot.

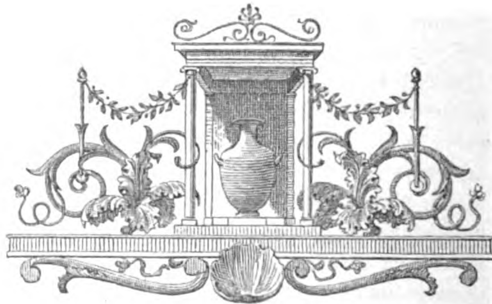
Als Peppina kam, konnte Elena ihr nur noch den entseelten Körper weisen. Sie selber ging stumm hinaus und schloß sich in ihrem Zimmer ein.

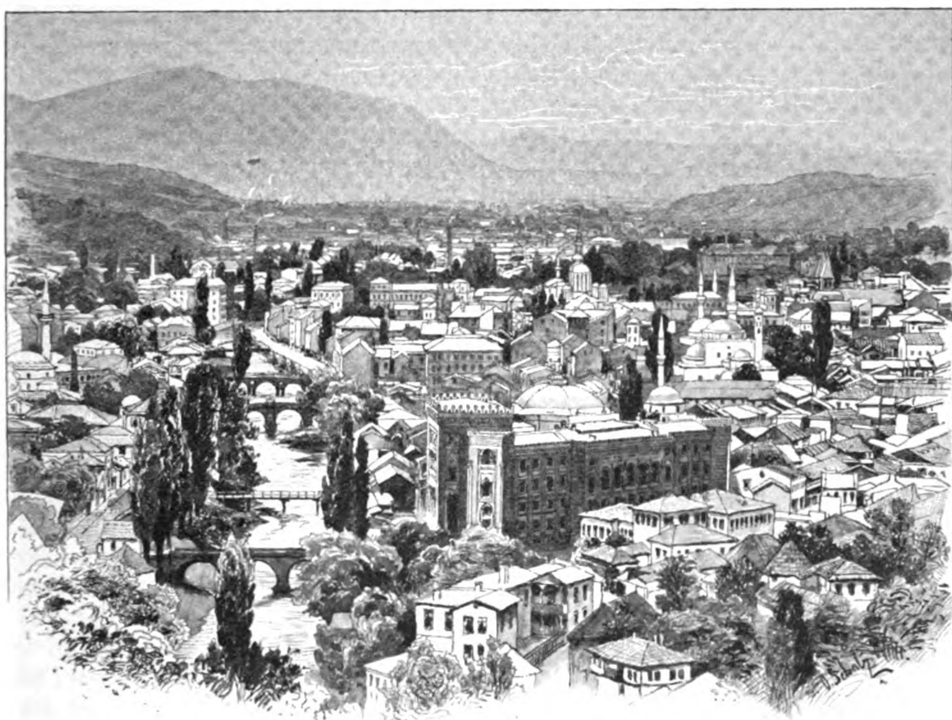
In dem lauten Klagegeheul, das Peppina nunmehr aufschlug, schrie sie den herbeiströmenden Leuten zu: „Aber denkt euch, was für Glück er noch bis zum letzten Augenblick gehabt hat: in den Armen unserer Baronin ist er gestorben — nein, dies Glück!" Und sie heulte noch lauter als bisher.

Auch die anderen kamen nach kurzem Stutzen schließlich alle darin überein, daß Felice Tomaselli bis zu seinem Tode ein echtes und rechtes Glückskind gewesen sei. Solch ein kurzes Krankenlager! Kaum einen Tag hatte er gelegen, da war's auch schon vorüber gewesen. Wem wurde es denn so gut? Gelitten hatte er ja gar nicht, wie man gesehen, er war ganz zufrieden gewesen und hatte nicht geahnt, daß die Erlösung ihm so nahe sei. Friedlich war er eingeschlummert und in der Blüte seiner Kraft, ehe er noch etwas von den Gebrechen des Alters gespürt, auf der Höhe des Lebens, das ihm immer nur Gutes gebracht, aber am Ende doch nicht bis zu seinem achtzigsten Jahre weiter immer nur Gutes hätte bringen können. Dieser da war wahrhaftig ein Begnadeter gewesen.

Und auf diese Tonart war auch die Leichenrede gestimmt, die der Kurat am frisch aufgeworfenen Grabe Felice Tomasellis hielt. Auf Geheiß der Baronin war sein Sarg mit den herrlichsten Blumen geschmückt worden, und auch noch seinen Sarg beneideten sie um deswillen. Der Kurat pries den frühe Vollendeten, der immer ungewöhnlich vom Schicksal begünstigt worden sei, seiner armseligen Umgebung durch die Gnade des verstorbenen Barons entrissen, weit über seine Sphäre hinaus gebildet, und dann vor allen anderen durch Stellung und Berechtigungen bevorzugt. Er erzählte von seinem Leben, wie von einer Kette sich ununterbrochen folgender freudiger Ereignisse und dann von seinem bewundernswert jähen und frühen Ende in den Armen der Baronin, die wie ein Engel gütig bei ihm erschienen sei. Er wußte auch davon zu berichten, daß die letzten Worte dieses Begnadeten gelautet hatten: „Ich bin sehr glücklich." Jawohl: er war lebenslang sehr glücklich gewesen, er war es bis zu seinem Tode geblieben, Gott selber hatte ihn bei seiner Geburt schon gezeichnet und auf seine Bestimmung hingewiesen. Wohl ihm, daß er, wie seine Abschiedsworte bezeugten, wenigstens dankbar das anerkannt hatte. Und so mochte er denn in Frieden ruhen und die Überlebenden alle sich mühen, ihn nicht zu beneiden, sondern nur ihn selig zu preisen.

Mit diesem Entschlusse verließ denn auch die ergriffene Trauerversammlung den Friedhof. Es war aber doch etwas Großes, mit der Glückskappe geboren zu sein. Und nun gar ein Sonntagskind dazu!





Sarajewo: Blick vom Kastell.

Zwischen zwei Kulturen.

Bilder aus Bosnien und der Herzegowina

von

Ulrich Frank.

Sonnige Herbsttage geben der Reiselust neue Impulse — aber auch etwas Neues wollte ich sehen und kennen lernen: Gegenden, Menschen, eine Kultur, abseits von den großen Touristenstraßen, auf denen der Strom der Neugierigen, Vergnügungslustigen, Wißbegierigen einherzieht. Das gab keine leichte Wahl, aber es war eine glückliche, die mich nach Bosnien und der Herzegowina führte. Eigenartig, reizvoll, in starken Eindrücken und abwechselungsreichen Stimmungen wirkt dieses merkwürdige Stück Erde auf den Wanderer. Inmitten der sich andrängenden europäischen Civilisation, eine orientalische Enklave, unantastbar, unveränderlich, die, obwohl losgelöst von dem eigentlichen Türkenreich, in monumentaler Ruhe, in fatalistischer Starrheit, in vier Jahrhunderten alles von sich abprallen ließ, was ihrer Physiognomie den Stempel der Wandelbarkeit hätte aufdrücken können. Fremdlinge auf diesem Boden, den sie erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eroberten, haben ihn die Türken so ganz zu ihrem eigenen gemacht, daß es der wahre Orient ist, den man dort findet. Der Orient des Propheten in Sitten und Gebräuchen, im Glauben und Wandel, in seinen Trachten und Daseinsbedingungen. Die Bevölkerung ist zum weitaus größten Teil mohammedanisch, und dadurch, daß die zur Zeit der türkischen Eroberung der serbisch-orthodoxen

Kirche angehörigen Bosniaken dem Islam beitraten, sind die ursprünglichen nationalen Eigentümlichkeiten des autochthonen Volkes fast ganz verwischt. Besonders war es der bosnische Adel, der trotz des Widerstandes der orthodoxen Kirche zu Allah und seinem Propheten schwur, um sich dadurch die durch die Eroberung gefährdeten Adelsvorrechte zu wahren. Das mußte naturgemäß auf die ganze Bevölkerung von starkem Einfluß sein und das Aufgehen der eigenen Nationalität in eine fremde beschleunigen. Was aber von den eigentlich bosniakisch-serbischen Element sich trotzdem dort erhalten, bewirkt das Ineinanderranken verschiedener Kulturen, zu denen auch, noch völlig intakt in Sitten und Gebräuchen und die ihnen heilige Sprache redend, die im Jahre 1492 eingewanderten portugiesischen Juden einen Beitrag liefern. Das Gesamtbild dieser Vielgestaltigkeit aber trägt hauptsächlich türkische Prägung. Die Bauten haben allenthalben den unverfälschten türkischen Charakter, die Ortschaften gruppieren sich malerisch in den Hügelgeländen und an den Flußufern, amphitheatralisch an dem Felsgestein emporsteigend. Die schmalen Straßen, mit runden Steinen primitiv gepflastert, bilden auch heute in den Türkenvierteln die Verkehrswege, trotzdem die moderne Kultur die wunderbarsten Kunststraßen, Eisenbahnen und selbst elektrische Straßenbahnen schon dorthin verpflanzt hat. Diese Errungenschaften, die erst nach der Occupation des Landes durch die Österreicher, im Jahre 1878, in Bosnien und der Herzegowina Boden gewannen, kommen den seit dieser Zeit Eingewanderten zu gute, erleichtern den Touristen den Verkehr, aber das orientalische Leben, die morgenländische Beharrungsnatur ist wenig berührt worden von den Evolutionen moderner Kulturarbeit. Wie im Zauberschlaf vergangener Jahrhunderte scheint dort die Bevölkerung zu schlummern und sich abzuschließen von dem blendenden Licht der Neuerungen, das ihrer fatalistischen Weltanschauung, ihrer freiwilligen Ohnmacht die Gefahr der Aufklärung bringen könnte. Und doch, wer würde daran zweifeln, daß in näherer oder fernerer Zeit der allgewaltige Geist der Civilisation sieghaft die Dornenhecken der Vorurteile durchbrechen werde und die orientalische Märchenprinzessin erwecken zu jungem Leben? Freilich überaus schwer wird es sein, und Geduld und Ausdauer wird dieser Kampf erfordern; denn Glauben und Gesittung sind so eng verknüpft, beruhen so völlig ineinander, daß eine Veränderung der Lebenshaltung gleichsam an den geheiligten Traditionen des Glaubens rüttelt und die Satzungen des Korans profaniert. Jedes Merkmal des Verkehrs, jede Äußerung des Lebens wurzelt in den Lehren des Propheten. Einen individualistischen Zug wird man vergebens suchen unter diesen Menschen — wie soll man sie nun der Wohlthaten teilhaftig machen, die ihnen wie Angriffe erscheinen auf den Quietismus, der ihnen gottgefällig scheint, auf den stoischen Gleichmut ihrer Seele, der ihnen die prophetische Verheißung des Paradieses gewährleistet? Aber trotzdem die Landesverwaltung der ganzen Schwierigkeit dieser Aufgabe sich voll bewußt ist, ist man unermüdlich am Werk, und Schritt für Schritt, jedes einzelne Steinchen des Anstoßes mühselig und vorsichtig aus dem Wege räumend, gewinnt die österreichische Regierung das Terrain für ihre großartige Mission, der Kultur die Pfade zu ebnen und neue Heimstätten zu bauen. Die der orthodoxen Kirche angehörigen Bosniaken erleichtern diese Aufgabe insofern, als sie, wenn auch starr im Glauben, dem allgemeinen Verkehr weniger Schwierigkeiten bereiten wie die noch völlig ihre Sonderart bewahrenden Moslims. Aber der österreichische Reichsfinanzminister, Herr Benjamin von Kallay, dem die gesamte bosnische Verwaltung unterstellt ist und der diesen friedlichen Eroberungszug inspiriert und leitet, äußerte sich, daß es nur einer ganz allmählichen Einwirkung möglich sein könnte, die mißtrauische, in einem passiven Widerstand verharrende türkische Bevölkerung der occupierten Länder sich geneigt zu machen, daß ein scharfes, diktatorisches Vorgehen der Regierung jeden Erfolg illusorisch gemacht hätte und es nur dem liebevollsten Eingehen auf die Eigentümlichkeiten des Volkes möglich werde, dieses zu gewinnen. Die Regierung ist daher mit echt diplomatischer Klugheit und feinem Takt bemüht, ein intimes Verständnis für die Gefühle ihrer türkischen Unterthanen zu finden, und läßt ihren eigen-

artigen Lebensbedingungen und besonders ihren religiösen Bedürfnissen die höchste Schonung zu teil werden; mehr als das: sie gewährt ihrem Kultus Förderung und reichste Unterstützung. Auch in Bezug auf Recht und Gesetz sind für die Mohammedaner nur die Bestimmungen des Korans geltend, und: „nur der eigenen Erkenntnis, daß wir ihnen das Gute bringen" — meinte Herr von Kallay — „wird ihre Annäherung zu danken sein. Allgemach werden sie sehen und begreifen, nach und nach die Segnungen verstehen lernen, die eine moderne Verwaltung, eine occidentale Civilisation ihnen nicht aufdrängt, aber sie nachzufühlen zwingt. Sie kommen zu uns, wenn auch anfänglich zögernd und mit Zweifeln, dann aber mit der Zuversicht, daß wir es gut mit ihnen meinen. Aus der Verwunderung und dem Zweifel wird die Überzeugung, und aus der Dämmerung ihrer Anschauungen tasten sie nach dem Lichte, das wir ihnen entzünden." So wird es sein. Die Schatten werden sinken. Seit der sechzehn Jahre der Occupation hat Bosnien und die Herzegowina angefangen, aus dem vierzehnten Jahrhundert hinauszuwachsen. Ich war erstaunt, in dem Foyer und den Wartesälen im Regierungspalast, wohin ich von Herrn von Kallay zu einem Besuch eingeladen war, eine Menge türkischer Frauen zu sehen, die ihre Bittschriften überreichen wollten und darum baten, von dem Civil-Adlatus, Freiherrn von Kutschera, dem Leiter der Landesverwaltung, empfangen zu werden. Sie waren allerdings tief verhüllt mit der Feredja, dem türkischen Schleier — aber daß sie überhaupt kamen, den Europäern ihre Wünsche vorzutragen, ist schon eine Konzession, deren Folgen gar nicht zu berechnen sind. Und besonders daß die Türken ihre Kranken in dem großartig angelegten und mit allen Vervollkommnungen und neuesten Errungenschaften und Erfahrungen der Wissenschaft ausgestatteten Landeskran-



Bosnisches Bauern-Ehepaar.

kenhaus unterbringen, ist ein Fortschritt, der die Wurzel geheiligter Überlieferungen angräbt. Denn man hat es bisher der Prädestination überlassen und es demütig hingenommen, was Allah beschließt über Wohl und Wehe, über Leben und Sterben. Natürlich wird in dem Krankenhaus die sorgsamste Rücksicht beobachtet auf die Gebräuche und Vorschriften ihres Glaubens. In einer besonderen Küche bereiten mohammedanische Köche die Speisen nach ritualen Anordnungen, und für den absonderlichen Verkehr mit den Frauen werden die strengsten Observanzen geübt. Aber über die engen Mauern, mit denen sie sich umgeben, huschen doch schon vereinzelte Lichtstrahlen, die Dunkelheit klärend, die Stumpfheit belebend — und die Wälle werden fallen! Der Landeschef von Bosnien hat recht, wenn er zuversichtlich und ein wenig souverän sagt: „Wir werden sie schon gewinnen, wir geben ihnen Schulen, in denen der Koran die Grundlage des Unterrichts ist und doch — auch manches andere gelehrt wird, wir bilden sie zu Richtern aus, deren Weisheit und Recht wiederum auf den ihnen heiligen Satzungen beruht, aber diese werden mit unserem Recht verschmolzen, wir bringen ihnen die Industrie, das Kunstgewerbe und das geistige Interesse für die Eigenart und die prähistorische Bedeutung des Landes, und indem wir ihnen alles gewähren, machen wir sie zu den Unseren. Die Männer, einige der Begs, verkehren schon jetzt mit uns, nehmen an der Geselligkeit teil, sitzen an unseren Tafeln und speisen nach europäischer Sitte mit uns, und auch an die Frau hat eine Annäherung stattgefunden, natürlich nur von unseren Damen."

Ich hatte dann vielfach Gelegenheit, dies selbst zu beobachten und mich zu überzeugen, was eine zielbewußte, rastlos vorwärts schreitende Verwaltung zu erreichen vermag, selbst unter einer Bevölkerung, auf welcher noch der Druck Jahrhunderte alter Vorurteile lastet, und deren Dogma die Apathie und Willensunfreiheit zu verdienstlicher, gottgefälliger Handlung stigmatisiert. Aber das Hereindringen der Kultur, das politisch und civilisatorisch gewiß von höchster Bedeutung ist, wird diesem merkwürdigen Lande ebenso gewiß das rauben, was es so besonders interessant und sehenswert macht: den unverfälschten Orientalismus, das intensive Lokalkolorit, die Unberührtheit der Sitten und Gebräuche, die Naivetät der Anschauungen. Je mehr Orient und Occident ineinander wachsen, desto undeutlicher werden die Merkmale der bis jetzt erhaltenen Gesittung und Lebensführung des Volkes werden. Der orientalische Erdgeruch wird sich verflüchtigen. Dampfkraft und Elektricität sind die unerbittlichen Feinde aller mittelalterlichen Überbleibsel. Heute aber halten sie dort noch stand, und für den Fremden, für den Beobachter ist es von ganz außerordentlichem Interesse, den Kampf zu sehen, den die gewaltsam andrängende moderne Kultur mit dem Indifferentismus und dem latenten Widerstand der im Herkömmlichen noch verharrenden Bevölkerung auf jenen Stätten führt. Das giebt den Studien einen ganz eigenartigen Reiz, und an anregenden und abwechselungsvollen Eindrücken reich sind diese Fahrten durch Bosnien und die Herzegowina.

Ich hatte meinen Weg von Wien aus über den Semmering und Dalmatien genommen. Die Fahrt ist wohl länger als die über Budapest, gewährt aber dafür die herrlichsten Ausblicke auf das österreichische Hochgebirge und von Agram aus, einer sehr hübschen modernen deutschen Stadt, der Landeshauptstadt von Kroatien, auf der Eisenbahnfahrt über Sunja-Brod schon die richtige Hinüberleitung in die landschaftliche Stimmung des Orients.

Es war gegen Abend, als ich das weite Gebiet durchfuhr. Die Strecke dort ist elementaren Ereignissen leicht ausgesetzt, und erst vor einigen Jahren hat bei Sunja ein plötzlich eintretender Cyklon einen ganzen Eisenbahnzug aus dem Geleise gehoben und ihn mit allen Passagieren in der Luft herumgewirbelt wie einen Spielball. Natürlich gab das schweres Unglück; aber dem scheinbar unendlichen Frieden in dieser Natur würde niemand anmerken, zu welchen gewaltsamen Excessen sie neigt. Wie matte, süße Wehmut ruht es über den weit sich hindehnenden Gefilden. Am fernen Horizont, wo Himmel und Erde sich bräutlich zu vermählen scheinen, sanfte Farben des sinkenden Lichtes, orange, rosa und lila in

weichen Linien hingemalt, sich ineinander abtönend in wundervoller Harmonie, und dazwischen jäh und wild schwarzes, phantastisches Gewölk. — So verdämmert der Tag allgemach, kaum daß man es gewahr wird in schwermütigen Träumen, und die Nacht zieht herauf mit großen, tiefen, glänzenden Sternenaugen. Lautlose Stille rings umher. In ganz langsamem Tempo fährt man dahin. Eine Eisenbahnfahrt so ganz verschieden von der unruhevollen Eile sonst. Nur sehr wenige Passagiere in dem Zug, der nur einmal täglich diesen langen Weg macht. Gemächlich und sachte, nicht gehetzt und gejagt durch den Verkehr entgegenkommender oder nachhastender Züge. An den



Bosnische Bauern.

in meilenweiten Entfernungen liegenden Stationen sehr ausgedehnter Aufenthalt, fast wie der freiwillige bei einer Wagenfahrt.

Das hat seine großen Vorzüge, wenn man durch neue, unbekannte Gegenden reist. Ich hatte durchaus keine Eile, und langsam kommt man auch ans Ziel! Dahin gelangte ich nach Mitternacht. Bosnischer Boden! Brod, der Kreuzungspunkt der ungarischen und bosnischen Eisenbahnlinien. In dem kleinen, verqualmten Wartesaal des Stations-Gebäudes zeigte sich zum erstenmal etwas von der Vielgestaltigkeit und Buntheit des orientalischen Lebens. Im trüben Licht dunstender Petroleumlampen schien alles ineinandergewirrt. Türken, Ungarn, Juden, Soldaten der Occupationsarmee und einige wenige Touristen, Deutsche und Engländer. Man mußte drei Stunden auf das Eintreffen eines anderen Zuges warten, bevor alle hier vereint waren zur Weiterfahrt. Endlich kam auch dieser Zeitpunkt heran, obwohl ich, etwas müde und abgespannt, es bald aufgegeben hatte, in diesem Chaos der Gestalten besonders bemerkenswerte herauszufinden. Und dann wieder hinaus in die Nacht, aber mit der angenehmen Gewißheit, in dem vortrefflichen, außerordentlich bequemen Schlafwagen ausruhen zu können und dem Orient in stärkendem Schlummer entgegenzufahren. Wundersam still und einsam ist diese Fahrt. Und als der erwachende Tag mich weckte, glaubte ich, eine Fortsetzung meines Traumes zaubere mir morgenländische Bilder vor das Auge! Wahrheit war es, Wirklichkeit! Der wache Blick ruhte auf Gegenden von südlicher Schönheit. Wir waren schon weit ins Land hineingereist. In köstlichem Farbengemisch zog der junge Morgen auf und breitete sein Licht über die Ebene, die noch wie in traumhafter Ruhe dalag, wie in müder Wollust — ganz im Charakter des Orients. Einzelne Gestalten tauchten auf. In weißen Kaftans, den Turban auf dem Haupte, hockten Hirten im Grase, den langen Hirtenstab in der Hand, vor den Herden wolliger Schafe, farbig gesprenkelt. Biblische Scenerien, an Jakob und Laban gemahnend, wie auf alttestamentarischem Boden. Dazwischen zur Feldarbeit ausziehende bosnische und serbische Bauern in ihren bunten, charakteristischen Trachten und in flachen Booten auf dem längs der Eisenbahn sich hinziehenden, breiten und schönen Fluß: die Save, Türken beim Fischfang, den sie aber auch vielfach so bewerkstelligen, daß sie, vollständig angekleidet, die reißenden Bäche, bis über die Hüften im Wasser, durchwaten. Drüben auf der Straße zieht eine Karawane vorüber. Die Art der Belastung der bosnischen kräftigen und hochbeinigen Pferde entspricht vollständig der der Kamele. Über steilen Holzsatteln wird zu beiden Seiten herabhängend die Bürde aufgepackt. Die Pferde gehen zu fünf oder sieben hintereinander, neben dem vordersten der Führer zu Fuß, das letzte Pferd mit der Glocke ausgerüstet, deren Klang die Vollzähligkeit der Karawane bekundet. So ziehen sie bedächtig ihres Weges, befördern die schwersten Lasten, Holz, Baumstämme, Eisen &c. und führen die Lebensmittel in solchen Zügen hinein in die Städte und mitten in das Gewühl der Märkte. Während aber hier noch alles unverändert beim alten blieb, führt mich das moderne Verkehrsmittel, die Lokomotive, immer weiter hinein in das Land. Vorüber an türkischen Landhäusern, die in weiten Gärten, von großen Feldstrecken umgeben, vereinzelt daliegen. Ihre eigentümliche Bauart vermehrt den Charakter des Abgeschlossenen, Isolierten, den die Wohnstätten der Orientalen aufweisen. Wie ausgestorben scheinen diese Häuser, und die schmal vergitterten Fenster des vorspringenden Stockwerks, in dem die Haremsräume liegen, erwecken die Vorstellung eines Gefängnisses. Nicht viel anders als eine Gefangenschaft ist auch das Leben der Frauen dort, und wenn man die eine oder die andere in den Gärten bemerkt, wohl um die herbstliche Obsternte zu betrachten, dann war sie vollständig vermummt in den Jaschinak — das Hülltuch — und die Feredja, vor jedem spähenden neugierigen Blick geborgen. Inzwischen hat die Eisenbahn uns an verschiedenen Städten vorübergeführt. Bahnstationen, an denen europäisches Verkehrsleben sich stark ausprägt; aber die Ortschaften, die dahinter liegen, haben ihre orientalische Physiognomie bewahrt, und mit so viel Anerkennung und Bewunderung man auch die Errungenschaften der bosnischen Regierung betrachtet, so dankbar man von

dem Komfort und den Einrichtungen auch profitiert, die sie dahin verpflanzt hat, das Interesse gehört doch mehr dem wohlerhaltenen Alten und gar dem romantischen Verfall, als der Modernität. Und an den schlanken Türmen der Minarets, die aus den Hügeln aufragen, haftet das Auge mit lebhafterer Freude als an den modernen Neubauten. Die Gegend, durch die uns die Bahn führt, ist sehr anmutig. Die Niederungen fruchtbar und üppig, das angrenzende Hügelland gut bewaldet. Die Bahnlinie führt aufwärts eine Bergstrecke, bei der man, um Tunnels zu vermeiden, zu Kurven seine Zuflucht nehmen mußte, so daß die Fahrt vollständig wie in Schlangenlinien sich vollzieht, und man bald links, bald rechts an den Hügelgeländen vorüberkommt, so langsam, daß man die Landschaft ganz genau in sich aufnehmen kann. Bäche und Flüsse beleben die Gegend, zwischen dem Thal der Ukrina und dem der Bosna, das die Bahn nach ihrem Abstieg nicht wieder verläßt, bis zur Einfahrt in die Landeshauptstadt Sarajewo. Die Stationen, die man bis dahin passiert, haben schon verschiedene industrielle Unternehmungen aufzuweisen, die teils von der Regierung angelegt sind, teils von spekulativen Unternehmern, die nach der Occupation ins Land kamen. Und sehr beachtenswert ist es, wie die mohammedanische Bevölkerung sich an diesen Arbeiten beteiligt, intelligent und fleißiger, als man nach der Psychologie ihrer Volksseele anzunehmen geneigt wäre. Es giebt eben zwei unwiderstehliche Zauberschlüssel, die selbst die Thore des Aberglaubens öffnen und der eingeborenen Trägheit: die fortschreitende Zeit und das allgewaltige Geld! Dabei ist das Volk von einer Anspruchslosigkeit, die geradezu staunenswert ist, besonders in Bezug auf seine leiblichen Bedürfnisse. Der Hang zu äußerlichem Prunk dagegen ist ziemlich stark entwickelt. Die Farbenfreudigkeit, die ihnen angeboren ist und in der Buntheit und Grelle der Stoffe sich äußert, die Mannigfaltigkeit ihrer Trachten und Kostüme, die Vorliebe für Schmuck und Waffen bringen das mit sich. Und selbst die Ärmsten gewähren in ihren malerischen Lumpen noch immer einen reizvollen Anblick. Erst mit der Ankunft in Sarajewo, wo ich ganz mittelbar das Leben und Treiben der Bevölkerung beobachten konnte, wurden diese Momentbilder der Fahrt zu festen und bestimmten Eindrücken.

* * *

Sonnabend nachts war ich von Wien abgereist, und am Dienstag-Nachmittag traf ich in Sarajewo ein. Die Stadt präsentiert sich zunächst als eine moderne Mittelstadt, der Verkehr am Bahnhof wäre ganz europäisch, wenn nicht die farbigen Kostüme der den Fremdendienst ausführenden Leute dem Bilde etwas Originelles gäben. Die Einfahrt in die Stadt aber, mit Hotelomnibussen, Fiakern oder Komfortabeln, an der elektrischen Straßenbahn vorbei, ist so ganz unserem Städteleben entsprechend, daß man es beinahe wie eine Enttäuschung empfindet. Aber dann ein Ausblick auf die sich allmählich ausbreitende Hauptstadt mit ihren unzähligen Moscheen und Minarets, die Gebäude in maurischem Stil, die Gräberstätten inmitten der Straßen, die der Wagen passiert, hier eine dicht verhüllte Türkin, gefolgt von ihrem baumlangen Diener, dort eine junge Serbin am Brunnen, Gruppen bosnischer Bauern und Musikanten geben mir die Gewißheit, daß ich im Orient bin. Und nun empfinde ich es als Annehmlichkeit, vor einem großen, eleganten Hotel vorzufahren, von deutschen Wirten begrüßt zu werden und in dem Hause jeden Komfort zu finden, auf den der verwöhnte Reisende Anspruch erheben kann. Von den ausgezeichneten Betten, der elektrischen Beleuchtung des ganzen Hauses, der vortrefflichen Küche bis zum stark besuchten Wiener Café entsprach alles den Voraussetzungen, die ein Hotel verheißt, das den stolzen Namen führt: de l'Europe! Man fühlt sich sofort behaglich in dem gut geleiteten Gasthause, das bei längerem Aufenthalte mir zu einer Art deutscher Heimat in der Fremde wurde. Aber auch wo ich sonst hinkam, begegnete ich einer Bereitwilligkeit, meine Studien zu fördern und zu erleichtern, jede Strapaze zu beseitigen und natürliche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die es zu einem wahren Vergnügen machten, das Land zu durchreisen.

Sarajewo ist eine hochinteressante Stadt, die, nach vorhandenen römischen Baudenk-

mälern zu urteilen, auf eine antike Niederlassung zurückzuführen ist, dann durch die türkische Eroberung im vierzehnten Jahrhundert erst zu politischer Bedeutung gelangte und zu dem stolzen Namen Bosna Saraj (Palaststadt), woraus dann die slavische Benennung Sarajewo entstand. Erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat sie die Verschönerung und Erweiterung erhalten, die ihr noch heute einen so eigenartigen Reiz verleiht. Der Pascha Usrew-Beg hat dort bedeutende maurische Bauten errichten lassen, eine berühmte Moschee, ein Kaufhaus (Bezetan), den Bazar, die Carsia ([spr. Tscharsia] Marktplatz), die Medresse (Priesterschule), denen dann im erweiterten Stadtgebiet zahlreiche andere Gebäude folgten. Sarajewo hat allein hundert Moscheen, die mit den graziös emporsteigenden Minarets einen entzückenden Anblick darbieten. Verschiedene Eroberungszüge, die von den Österreichern 1697 unter Prinz Eugen und später von den Serben gegen die Stadt unternommen wurden, konnten ihre Entwickelung nur vorübergehend beeinträchtigen. In die dritte Phase ihres Aufblühens gelangte sie nach der Occupation im Jahre 1878. Sarajewo hat heute 30000 Einwohner, von denen die überwiegende Zahl noch mohammedanischen Glaubens ist. Die Stadt liegt in einer Thalweite von den Berghängen des Hum und Grabanj und anderer Hügelketten ganz eingeschlossen und öffnet sich nur westlich gegen das Sarajewsko-Polje-Thal. Hinter den südwärts liegenden Geländen erhebt sich hoch und scharf aufragend der Grat des Trebevic, eines der mächtigsten Berge des bosnischen Gebirges. Ein Fluß durchzieht die Stadt, an dessen Ufern sie lieblich angebaut ist, rechts in dem Felsgestein und grün umbuschten Hügelland sich auftürmend bis zu der Höhe des Kastells und links flach sich ausbreitend in schmalen Straßenzügen. Die Miljacka, zu deutsch: die Anmutige, wird von sieben Brücken überspannt — darunter die sehr bemerkenswerte Lateinerbrücke, ein Bau altrömischer Provenienz —, die den Verkehr zwischen den an beiden Flußufern gelegenen Stadtteilen vermitteln. Der Anblick der Stadt, vom Kastell aus gesehen, gehört mit zu dem Reizvollsten, was ich an Städtebildern kenne. Wie eingebettet in das grüne Laubwerk und das zackige Gestein liegen die Bauwerke da, übereinander hervorragend, die hügeligen, steilen Türkenstraßen hinauf. Die Neubauten, größer und umfangreicher als die alten Gebäude, weisen in der Architektur zumeist den orientalischen Stil auf und stören deshalb nicht, sondern vervollkommnen den Gesamteindruck. Ganz besonders bemerkenswert sind nach dieser Hinsicht der hohe Kuppelbau der orthodoxen Metropolitan-Kirche, die neue sehr schöne Scheriatschule, die eine der hochgelegenen Türkenstraßen krönt, und in der die jungen



Das Rathaus in Sarajewo.

Mohammedaner seminaristisch Recht und Gesetz studieren, endlich das eben der Vollendung entgegengehende Rathaus. In ihnen tritt die Einwirkung maurischer Vorbilder ganz deutlich zu Tage, während die übrigen Regierungsbauten, allen voran der imposante Regierungspalast, das Theater, der Pensionsfond, die neue katholische Kirche, das Landesmuseum, das Landeshospital, die Tabakfabrik, das Eisenbahn-Direktions-Gebäude und andere moderne Bauten, sich als sehr opulent und geschmackvoll präsentieren, aber ganz unabhängig von den Einflüssen orientalischen Stils sind. Der Regierungspalast besonders ist in Renaissance erbaut, und nur die dekorative Ausstattung des sehr prächtigen Treppenhauses deutet in Emblemen und Verzierungen auf die Lage des Landes hin, das von hier aus der Segnungen eines wohl und weise geleiteten Staatswesens teilhaftig wird.

Ich habe möglichst kurz zusammenfassend hier das europäische Sarajewo vorgeführt, um das orientalische desto besser im Auge zu behalten. Da ist es zunächst die Ali-Pascha-Moschee, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ein kleines türkisches Heiligtum, von hochragenden Linden und Buchen umstanden und von den Gläubigen besonders verehrt. Ein schönes Bauwerk mit hübschem Vorhof und Brunnen, welches von dem ganzen Stimmungszauber des Morgenlandes umflossen scheint. Die dort zum Gebet, zu trägem Ausruhen oder wortkargem Meinungsaustausch versammelten Mohammedaner erhöhen diese Wirkung. Und überall in den Vorhöfen der Gotteshäuser findet man sie so beieinander, auf niederen Bänken hockend oder zusammengekauert in der Kniebeugung, kaum zwei Centimeter vom Erdboden, stundenlang vor sich hinstarrend und aus dumpfem Brüten nur sich aufraffend, um zum Gebete in das Heiligtum zu treten, in grenzenloser Demut. So viele Vorräume von Moscheen ich während meines Aufenthaltes auch betrat, und zu welcher Zeit und in welchen Städten — überall empfing ich denselben Eindruck eines stumpfen Willensmangels, völliger Apathie und Daseinsgleichgültigkeit, die nur im Gebete einen höheren Aufschwung zu nehmen scheint. Fünfmal am Tage rufen die Muezzin von der Höhe der Minarets, deren schmale Galerie sie durch eine enge Öffnung



Die Begowa-Dzamija-Moschee in Sarajewo.

betreten, zum Gebete, und stets willig folgen die Männer dem Rufe. Es berührt überaus eigentümlich, wenn von den hundert Minarets gleichzeitig der nach allen vier Himmelsrichtungen ausgeschickte Ruf ertönt: Allah il Allah! Il Allah! Ein gleichmäßiger Singsang, der hinabdringt zu den Arbeitsstätten der Menschen und sie aus dem Werktagstreiben fort, emporführen soll zu Gott! Und willig und andächtig folgen sie der Mahnung, legen ihre Fußbekleidung ab, waschen ihre Hände und nehmen ihre Andachtsübungen vor. Fünfmal täglich! Niemals müde, unverdrossen, des Glaubens voll, der selig macht. Während des Gottesdienstes darf der Fremde den Tempel nicht betreten, und Frauen besonders ist der Zutritt nur während des Ramazans und zu ganz bestimmten Stunden gestattet. Aber dem offiziellen Sesam einer wohlwollenden Regierung erschließen sich manche fest geschlossene, streng bewachte Pforten, und so gelangte auch ich in die berühmte Begowa-Dzamija-Moschee in Begleitung eines jungen Diplomaten, der, als geborener Türke in Sprache und Gebräuchen wohl bewandert, den Mohammedanern Vertrauen einflößte. Schon in dem geräumigen, mit Säulengängen umstandenen Vorhof empfindet man eine stille, schwermütige Ruhe, die durch das leise Plätschern des Brunnens, der für die rituellen Waschungen bestimmt ist, nur noch eindrucksvoller erscheint. Zwischen den Pflastersteinen sprießt das Gras, und eine weitschattende alte Linde breitet ihr Blätterdach über den monumentalen Brunnen. Nachdem wir das Schuhwerk abgelegt hatten, durften wir die Moschee betreten. Ein wunderschöner Kuppelbau, in den das Tageslicht hell einfällt. Die weiten Wandflächen sind mit byzantinischer Ornamentik geschmückt, Koransprüche umgeben den vorspringenden Rand des quadratischen Unterbaues, der die Kuppel trägt. Die Moschee ist eines der größten und schönsten mohammedanischen Gotteshäuser auf der Balkanhalbinsel und rangiert als Sehenswürdigkeit neben der Haggia Sophia in Konstantinopel und der Selimmie-Moschee in Adrianopel. Das grelle, kreischende Farbengepränge, dem man im Orient so oft begegnet, und das einen so scharfen Kontrast bildet zu seiner Lethargie und Widerstandsunlust, ist bei der Ausschmückung dieser Moschee glücklich vermieden. Das Auge wird angenehm berührt durch die krausen bunten Linien der Arabesken, in denen dem Kundigen heilige Wahrzeichen und bedeutungsvolle Symbole sich offenbaren. Ein großer Gebetteppich bedeckt den Boden, auf dem stehend oder kauernd die Andacht verrichtet wird. Sitze giebt es nirgend. Einem gefälligen Muezzin war es zu danken, daß ich eine Reliquie zu sehen bekam, die in der Begowa-Dzamijah aufbewahrt wird: einen alten kostbaren Teppich, der das Grab Mohammeds bedeckte und von den Muselmännern wie ein Heiligtum verehrt wird. Die türkische Regierung hatte diesen Teppich ihnen zugesendet, um ihre Ausdauer zu stärken und ihren Mut, als sie im Jahre 1877 dem Feinde gegenüber standen. Dem Erbauer dieser Moschee, Usrew-Beg, nach dem sie auch vielfach Usrew-Beg-Moschee genannt wird, ist ein Mausoleum — Turbé — dicht neben dieser errichtet, und dort ruht er in einem mit prächtigen Teppichen bedeckten Sarge. Die Kursum-Medresse (Priesterschule) liegt gegenüber der Moschee, und dem hübschen Säulenhof, in dem das Gebäude steht, entspricht seine mehr als primitive Einrichtung durchaus nicht, vielleicht aber ist sie dagegen der asketischen und fanatischen Ausbildung der Hodschas (Priester) um so angemessener. In diesen kahlen Räumen wird die Seele durch nichts von Gott abgelenkt, und der betende Hodscha gehört nur seinem Glauben und verlangt keinen Anteil an den Gütern dieser Erde. Aus dieser Sphäre reinster Gottgefälligkeit tritt man hinaus in das Gewühl des Lebens, hinaus in das laute Treiben der profanen Welt zu Tausch und Handel, zu Gewerbe und Handwerk.

* *
*

In der Carsia, dem Mittelpunkt des gesamten geschäftlichen Verkehrs, findet sich alles vereint, was zum Dasein erforderlich ist; sie ist der eigentliche Schauplatz des orientalischen Lebens. Es ist in den Vormittagsstunden. Ein lebhaftes Gewühl in den engen holprigen Straßen, auf denen sich die Landbevölkerung mit ihren belasteten Pferden zusammendrängt, um die Produkte

des Bodens zum Verkauf zu bringen. Obst, Gemüse, Erdgewächse in solcher Mannigfaltigkeit und Gedeihlichkeit, daß ein Europäer gar nicht alle Fruchtsorten kennt, die hier zur Ernährung verwendet werden. Manche sehr verlockend und appetiterregend, andere wieder so, daß man an der Möglichkeit zweifelt, sie genießen zu können. Dazwischen, zu hohen Bergen aufgeschichtet, die Wasser- und Zuckermelonen, die Kürbisse, Gurken und Zwiebeln, und endlich die Landesdelikatesse, der Kukuruz (türkischer Weizen). Alles sehr billig, zu Preisen, die man bei uns nicht für möglich hielte. Maße und Gewichte sind meist noch türkisch, doch findet eine Umwertung nach österreichischen Maßen auf Wunsch statt, und der Geldverkehr beschränkt sich fast ausschließlich auf österreichische Münze. Die Carsia ist nach allen Richtungen von den Arbeiterstraßen durchschnitten und jedem Handwerk eine besondere eingeräumt. Die Arbeitsstätten sind dicht aneinander gereihte offene Buden, die zugleich als Verkaufsläden dienen. Das ganze Getriebe ist öffentlich und wird vor aller Augen verrichtet. Wenn man, die Zeile der Schmiede durchwandernd, von ihrer dröhnenden Thätigkeit nervös geworden sein sollte, so kann man nebenan bei der lautlosen Beschäftigung der Kürschner sich erholen. Und da die Schuster, dort die Klempner, hier die Teppichweber und daneben die Drechsler, um jene Ecke die Schlächter und um die andere die Schlosser oder Sattler. Dazwischen kunstgewerbliche Arbeitszweige, die Waffen- und Messerschmiede, die Ciseleure, Zinngießer, Kupferarbeiter — jedes Gewerbe zünftig beisammen. Ein buntes, interessantes Bild. Die Männer in der Landestracht, den Turban oder Fes auf dem Haupte, ebenso die jugendlichen Arbeiter hocken bei ihren Verrichtungen auf dem Fußboden der auf einem kleinen niedrigen Unterbau aufgerichteten Buden. In ihrer Nähe, ebenfalls auf der Erde, stehen Findscham (kleines Kaffeetäßchen) und Dscheswa (Kaffeekännchen), aus dem sie ihren beliebten türkischen Kaffee trinken. Beim Verkehr mit dem Publikum bleiben sie ruhig sitzen, man steht vor ihren Arbeitskiosken und verhandelt mit ihnen, ohne daß sie auch nur einmal den Platz verließen, auf dem sie mit gekreuzten Beinen kauern. Und auch um etwas zu erreichen, was sie zu ihrer Beschäftigung brauchen, beugen sie nur den Oberkörper nach der Richtung hin, wo der betreffende Gegenstand etwa liegt, und langen sich ihn herbei. Der Raum, auf den sie beschränkt sind, ist allerdings klein genug, um alles im Bereich der Hand zu haben. Und so verlassen sie ihre Stellungen wirklich nur, wenn der Muezzin sie zum Gebet ruft, und des Abends, wenn sie zwischen fünf und sechs Uhr in ihre Behausungen heimkehren. Dort nehmen sie dann erst die Mahlzeit ein, die nur einmal täglich stattfindet und überaus einfach, meist nur aus Reis und Früchten besteht. Den ganzen Tag über genügt ihnen der Kaffee und die Pfeife oder Cigaretten. Bei dieser außerordentlichen Bedürfnislosigkeit haben sie es wohl auch nicht nötig, besondere Anstrengungen für den Erwerb zu machen. Der Konkurrenzeifer und Neid ist bei ihnen keinesfalls groß, und von unlauterem Wettbewerb ist ihnen sicher nichts bekannt. Man kann ruhig bei Meister Schuster um ein paar Opanken (eine eigenartige Beschuhung der Landbevölkerung) feilschen und, falls man nicht handelseins geworden, an die dicht angrenzende Verkaufsstätte treten, ohne irgend welche Mißbilligung zu erregen, oder einer anpreisenden Überredung zum Kauf ausgesetzt zu sein. Kaum daß ein Blick den Kaufenden hinüber begleitet zum Nachbar Schuster. Auch keine Neugier giebt sich zu erkennen, wie der Einkauf nebenan sich vollzieht, obwohl jedes Wort zu hören ist, das bei der Verhandlung gewechselt wird. Nichts rüttelt an diesem Gleichmut. Verkauft der andere, dann hat er eben Glück, einer muß es doch haben. Und heute der, morgen jener, das ist Kismet! So kann man von einem zum anderen wandern, durch die lange, ganz schmale Gasse, hüben und drüben, ohne einer Zudringlichkeit ausgesetzt zu sein.

Allerdings fehlt diesen Straßenbildern auch jene Geschäftigkeit und Lebendigkeit, die sonst überall dem Marktgetriebe eigen ist, besonders im Süden, wo alle möglichen Geräusche und Gestikulationen dem Verkehr das Gepräge der Hast und der Unruhe geben. Hier aber hat trotz des starken Menschengewühls alles ein ruhevolles An-

sehen, wie unter den Einwirkungen eines Gedankenlebens, das sie weit fortführt von diesen Alltagsinteressen, diesen irdischen Dingen, in einen ewigen Feiertag himmlischer Erwartungen. In den kleinen engen Cafés sitzen die Männer nebeneinander auf dem Teppich, spielen Schach und Domino oder brüten vor sich hin. Über den scharfgeschnittenen, verwitterten Zügen ruht ein so großer Indifferentismus, daß es unmöglich erscheint, Schlüsse zu ziehen auf das Innenleben, die Geistesthätigkeit dieser Menschen. Betritt man den ebenfalls in der Carsia gelegenen Kiraet-Han, das Klublokal der vornehmen und reichen Mohammedaner, so herrscht dort der gleiche Verkehrston wie bei den armen in den offenen Kaffeeschenken. Schweigsam und gemächlich ruhen sie auf den niedrigen breiten Diwans, rauchen ihre Pfeife oder Cigarette und trinken ihren Kaffee, auf türkische Weise zubereitet, süß und stark, das feingemahlene Kaffeemehl mit ausschlürfend. Diese Stimmung verändert sich auch nicht in den Kaffeehausgärten, in denen Volkssänger und Bajaderen sich gelegentlich produzieren, namentlich zur Ramazanzeit. Auch auf ihrer Lustigkeit ruht der Ernst ihrer Weltanschauung und die Schwerfälligkeit ihrer Natur. Vielleicht wird die Monotonie des Verkehrs auch dadurch erhöht, daß sich ausschließlich nur Männer daran beteiligen. Türkische Frauen, besonders die vornehmen, sieht man nie außerhalb ihrer Häuser, und die den niedrigeren Klassen angehörigen huschen eiligst und tief verhüllt über die Straßen, ohne Augenmerk für die Umgebung, fast gespenstig. Und selbst diejenigen, die auf dem Markt oder in dem Bazar Waren feil halten, sitzen stumm und unbeweglich auf der Erde, ohne daß es möglich wäre, unter dem dichten Hülltuch und Schleier ihre Züge zu erspähen, und murmeln kaum verständlich den Preis der Verkaufsgegenstände.



Serbisches Mädchen.

Überaus interessant sind die Koranvorleser in ihren Kiosken. Dort sind die Äußerungen lebensvoller, stärker, der Kontakt zwischen den verkehrenden Personen augenscheinlich intimer. Ein alter Türke, mit wundervollem Kopf und echter Denkermiene, sitzt auf dem Boden des Zeltes, vor sich ein Lesepult, auf dem das heilige Buch ruht, aus welchem er vorliest. Zwei jüngere Männer auf etwas erhöhten Sitzen lauschen mit gespanntem Gesichtsausdruck eifrigst seinem Vortrage. Die sprechenden Bewegungen, mit denen der Vorleser seine Worte begleitet, der bald nachdenkliche, bald wie von einer Inspiration erleuchtete Blick des dunklen Auges illustrieren lebendig seine Deutung der weisheitstiefen Lehren des Propheten. Stundenlang sitzen der Lehrende

und die Lernenden sich gegenüber. Nicht ein einziges Mal verändern sie ihre Stellungen oder lassen ihre Aufmerksamkeit ablenken durch die Vorübergehenden und Zuschauenden. Die Scene vollzieht sich wie alles sonst am offenen Markt, aber die Fähigkeit des Ausharrens, die Beschaulichkeit und Ruhe verläßt sie auch inmitten der äußerlichen Einwirkungen des Straßengetriebes keinen Augenblick. Und dieses Insichberuhen prägt sich auch in ihrem Zusammenhang mit dem Tode aus. Sie wohnen unter ihren Toten, die sie nicht wie wir weitab vor den Thoren der Stadt begraben, sondern in ihrer Nähe, überall wo es anging. Die heutige Regierung hat wohl da schon Wandel geschaffen, aber auch hier muß sie pietätvoll Gebrauch und Sitte schonen, und so findet man allenthalben, zwischen den Häusern, in den Gäßchen und auf den Plätzen Gräberfelder. In den Gärten und den zu den Wohnhäusern gehörigen Höfen, am Wegsaum der aufsteigenden Gelände, mitten in den lebhaftesten Straßen sind Grabstätten angelegt. Nicht umzäunt oder eingefriedet, sondern ganz frei, innerhalb des unausgesetzten Verkehrs. Nicht Kirchhöfe, wie bei uns, in düsterem Frieden, nicht laubumsponnene Grabhügel in einsamer Stille, sondern primitive Steinfelder an der Heerstraße des vollen Lebens. Die mit rundem Knauf versehenen Leichensteine bezeichnen das Grab eines Mannes, die ganz glatten das einer Frau.

Der Tod erweckt bei den Orientalen keinen Schreck und keine Trauer, denn ihr ganzes Dasein ist nur die sehnsuchtsvolle Erwartung eines seligen Endes. Es scheint, als hätte die Civilisation erst die Todesfurcht geboren. Unser Lebensdrang ist zu gewaltsam, darum fürchten wir den Tod. Das Verlangen nach Sensationen, welches uns beherrscht, macht uns unruhig und erregbar, und das Begehren nach stets wechselnden Eindrücken, unerschöpflichen Genüssen bewirkt den scharfen Kontrast in der Weltanschauung der Orientalen und Occi-



Bosnische Musikanten.

dentalen. Aber wenn unsere Seele dadurch auch reicher wird, ist ihre Seele darum ärmer?

* * *

Selbst wenn es gelungen, einen Blick in diese Abgeschlossenheit zu werfen und gastliche Aufnahme zu finden in diesen wie ein Heiligtum gehüteten, vor jedem uneingeweihten Blick geschützten Häuslichkeiten der Orientalen, giebt das nur schwache Anhaltepunkte für ihre Wesenheit und ihr Familienleben. Patriarchalisch in seinen Ehegesetzen und Vorschriften, scheint der Mann Herr über Leben und Tod seines Weibes oder seiner Weiber und mit ganz souveränen Rechten ausgestattet. Und doch, wenn man in einem Harem verweilte, seine merkwürdigen Einrichtungen und Formen kennen gelernt hat, muß man sich sagen, daß trotz aller äußerlichen Vorrechte des Mannes die Frau die Herrschende und Bevorzugte im orientalischen Eheleben sei. Ihre freiwillige Gefangenschaft trennt sie wohl von der Außenwelt, aber um so größere Macht mag sie dadurch in der engen Welt ihres Hauses erlangen. In dieser Atmosphäre können nur Frauen herrschen, denn nur mit ihren Interessen, mit ihren Angelegenheiten ist alles erfüllt. Nichts bewegt und erregt sie, was nicht mit ihrer Persönlichkeit zusammenhängt. Die Ereignisse des großen Lebens pochen niemals an die verschlossenen Pforten ihrer Häuser, nur was sie selbst betrifft, wird dort zum Ereignis, und ihr geschäftiges Nichtsthun umfaßt für sie das Weltall. Die Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit fängt bei ihnen an und hört bei ihnen auf, — was vor den Thoren ihrer hermetisch geschlossenen Häuser sich abspielt, erweckt ihre Teilnahme nur, wenn es eine Rückwirkung auf sie hat. Das Leben im Harem erschien mir daher monoton, schlaff, reizlos. Von dem geheimnisvollen Zauber, mit dem es die Märchen aus Tausend und einer Nacht umspinnen, ist nichts zu merken, und Fatima und Suleika haben in der Phantasie ein ganz anderes Aussehen als in Wirklichkeit. Sehr bemerkenswert ist aber auch diese Wirklichkeit und bietet kulturhistorischen Studien reichstes Material. Frau Baronin von Kutschera, die Gattin des Civilgouverneurs, führte mich bei Frau Capitanowicz-Beg ein, die uns auf das zuvorkommendste empfing, bewirtete und alle Einrichtungen des Hauses zeigte. Wir besuchten sie im Harem ihres Landhauses. Die Einteilung der Räume, die ganze Anlage dieser türkischen Behausungen ist die gleiche in der Stadt- und Sommerwohnung. Nur sind die Ottomanen, Decken und Diwans in der Stadt von schweren, prunkenden Stoffen, während die sommerliche Hitze auf dem Lande leichte, luftige Gewebe notwendig macht. Ebenso für die Kleidung, wie für die Ausstattung des Hauses. El Masa (der Diamant), dies der Vorname unserer Gastfreundin, empfing uns auf der Schwelle ihres Heims. Der Eingang dieses Hauses, wie alle Zugänge der Straße abgewendet, liegt in einem Vorhofe, welcher, mit Fontänen und Blumenparterres geschmückt, einen freundlichen Eindruck erweckt. El Masa war von Freundinnen und Verwandten umgeben, die sie uns zu Ehren ebenfalls eingeladen hatte. Die Damen waren in leichten, hellen Dimijas (Beinkleiderrock), unter denen die gestickten Nanule (Pantoffeln) hervorlugten. Um Hals und Arme trugen sie reichen Schmuck, der wahrhaft pompös auf den Kopfbedeckungen zur Geltung kam. Hülltuch und Schleier kamen beim Besuch von Damen in Wegfall, dagegen aber waren ihre Taillen in einer Weise dekolletiert, vor der die kühnste Modedame bei uns schämig ihr Haupt oder richtiger ihren Nacken verhüllen würde. Daß bei dieser Tracht Männer den Harem nicht betreten dürfen, ist mehr als begreiflich. El Masa stammt aus sehr vornehmem Geschlecht, ist eines Paschas Tochter und eines Großveziers Witwe, jetzt in zweiter Ehe mit Capitanowicz-Beg verheiratet. Sie fühlt sich durchaus Aristokratin und begrüßte die Baronin mit Umarmungen und Küssen. In ihrem Ceremoniell und Umgangsformen ließen die Orientalinnen von europäischer Gesittung nichts vermissen. Sie geleiteten uns durch mit Teppichen belegte Vorzimmer in den eigentlichen Empfangsraum, wo wir auf ganz niedrigen, sehr breiten Diwans, die sich an den Wänden entlang ziehen und unter den dicht vergitterten Fenstern, uns niederließen. Die Frau des Hauses führte eine ungewöhnlich lebhafte und temperamentvolle Unterhaltung,

die mir Frau von Kutschera verdolmetschte. Sie plauderte über die Chronik der Stadt, erkundigte sich sehr eingehend über Zweck und Ziel meiner Reise, interessierte sich für Wien und Berlin und machte mit wirklicher Gewandtheit die Honneurs. In ihrer Art sich zu geben lag so viel vornehme Haltung



Das Narenta-Defilee.

und Eigenart, daß man ihre außerordentliche Häßlichkeit darüber vergaß und von ihrer kolossalen Erscheinung sich beinahe angenehm berührt fühlte. Dabei ist die Dame Analphabetin, wie fast alle Türkinnen, und hat die absonderlichsten Vorstellungen von unseren Verhältnissen. Berlin besonders schien ihr etwas ganz Unaufgeklärtes, und daß die Frauen und Mädchen in unseren Kulturstaaten arbeiten, oder sonst sich in irgend einer Weise bethätigen, schien den türkischen Damen so ungeheuerlich und plebejisch, daß sie selbst um den Preis der Freiheit nicht mit uns tauschen möchten. Alle bei dieser Haremsvisite anwesenden Orientalinnen stimmten darin überein, daß sie das Los der Europäerinnen nicht beneidenswert fänden und das ihre bei weitem angenehmer und behaglicher. Wie sie da mit gekreuzten Beinen auf den Kissen saßen, oder weit zurückgeschoben auf den Diwans Süßigkeiten naschten, Cigaretten rauchten und Kaffee tranken, bot das Bild dieser Kaffeegesellschaft wirklich einen recht gemütlichen Anblick — aber toujours perdrix?! Stets eingemachte Früchte und Konfekts und Kaffee und Tabak, und darüber hinaus — nichts! Ich glaube, unsere Frauen werden ihnen diese Lebenshaltung gönnen, selbst um den Preis, im unerbittlichsten Daseinskampfe sich heute als Lebenshelden bewähren zu müssen wie die Männer. Frau Gheza und Frau Fatme und die stolze Masa werden ihr Glück darin finden, ihre Nägel im schönsten Mahagonirot zu färben, die Flächen ihrer Hände zu bemalen und in leichten Strichen die Stirn über den Augenbrauen zu verschönen, und sie werden uns bemitleiden, daß wir für so nützliche Dinge keine Zeit und kein Verständnis besitzen, aber wir blicken trotzdem auf ihre Existenz wie auf die Überreste erstorbener Welten. Was in diesen Mauern sich birgt, scheint uns nicht mehr als lebendig begraben zu sein! Und dabei sah ich alles doch im besten Licht einer Gastfreundschaft, die Fremden wohl nur sehr selten zu teil wird, und die unter der Einwirkung unserer gesellschaftlichen Formen steht. Wie aber mag der Tag dort hingehen, den sie ganz nach ihren Gewohnheiten und Sitten verbringen, der Tag und ein Tag um den anderen?

Wir rauchten mit ihnen, selbst die Nargileh (Wasserpfeife) wurde vorgeführt, wir versuchten die eingesottenen Rosen und andere Konfekts, wir tranken Kaffee und aßen herrliches Obst. Mit wahrem Heroismus, denn

man darf nichts von dem Angebotenen refüsieren. Eine Zurückweisung auch in der höflichsten Form gilt als Beleidigung, und das valah (danke) hat seine Berechtigung nur als Zeichen des Annehmens, niemals der Ablehnung. El Masa zeigte uns dann auch ihre Gewänder, die aus sehr kostbaren Stoffen mit orientalischen Stickereien angefertigt sind. Dann führte sie uns durch das ganze Haus, und auch die Kinder ihrer Schwiegertochter Gheza Begowicza, die seit ihrem zwölften Jahre verheiratet ist, stellte sie uns vor. Die Kinder sahen in ihren prunkvollen Kleidchen, mit kleinem, weißem, goldgesticktem Fes auf dem Köpfchen, sehr blaß und elend aus. Angeblich waren sie krank gewesen, ich möchte aber eher an eine chronische Verwahrlosung dieser kleinen Wesen glauben. Die Türkin befaßt sich nicht viel mit ihren Kindern, weil das unter ihrer Würde ist, und über das Wachsen und Gedeihen der türkischen Jugend entscheidet eben, wie über alles, ihr Kismet!



Bosnischer Bauer.

Die Einteilung und Einrichtung des bosnischen Wohnhauses ist primitiv nach unseren Begriffen. Die Räume für den Mann liegen völlig getrennt, und damit auch, wenn er Besuch empfängt, keinerlei Kontakt mit den Weibergelassen möglich wird, befindet sich die unentbehrliche Kaffeeküche neben seinem Empfangszimmer, wo der Diener das nationale Lieblingsgetränk bereitet. Im Erdgeschoß liegen die Wirtschaftsräume und die Herrenzimmer, der Harem befindet sich stets im ersten Stockwerk. Die Wände des weiten, hellen Raumes sind weiß getüncht und mit schmalen Holzleisten durchstreift, ein unbedingtes, charakteristisches Merkmal des Harems, die Fenster sind mit Vorhängen und Decken dekoriert. Der Boden ist mit weichen Teppichen bedeckt, auf dem große Sitzkissen umherliegen für diejenigen, die es vorziehen, statt auf den Ottomanen zu ruhen, auf dem Fußboden Platz zu nehmen. In der dem Fenster gegenüber befindlichen Wand sind eingemauerte Verschläge angebracht, in denen Betten und Decken aufbewahrt werden, die für die Nacht auf dem Fußboden zu Schlafstätten hergerichtet werden. Auch die Waschgeräte und Toilettenutensilien sind in diesen Verschlägen untergebracht. Für die vielfachen täglichen Waschungen der Männer sind in den unteren Räumen die erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Dort liegt auch die Küche, in der bei offenem Herdfeuer die Mahlzeit bereitet wird. Teller und Schüsseln waren bei Abwesenheit jeglichen Eßbestecks das einzige Hausgerät, das dort zu bemerken war.

Dagegen ist der Luxus der Findscham (Täßchen) und Djezwas (Kännchen) sehr groß, weil sie zum Kaffeegenuß gehören. An sonstigen Möbelstücken weist das bosnische Haus nichts auf, außer große Toilettenspiegel im Harem und Kommoden und Kasten, auf denen alte Gerätschaften stehen, die meistens einen historischen Wert haben und von Sultanen, Großvezieren, zum mindesten aber von Paschas herrühren. In dieser engen Welt spinnt sich das Leben der orientalischen Frauen ab. Nur während der Feste des Ramazans wird es etwas bewegter, heiterer um sie her. Da macht und empfängt die Türkin Besuche, da wagt sie in Begleitung eines Dieners, der mit der Laterne ihr zur Seite geht, sich sogar tief verhüllt auf die Straße. Ich erwähne die Laterne besonders, weil sie selbst in dem elektrisch beleuchteten Sarajewo nicht fehlen darf, wenn eine Orientalin nach Sonnenuntergang ausgeht. Während der ganzen übrigen Zeit verbringt sie ihre Tage in dieser stumpfen Gleichmäßigkeit; aber Leidenschaften und Kämpfe mögen wohl auch dort ihren Boden finden, sie wurzeln zu tief in der Seele der Menschennatur, als daß sie nicht in jedem Milieu sich ausprägen sollten. In der Stimmung des Haremslebens ist kein wesentlicher Unterschied bemerkbar, ob man bei reicheren oder minder begüterten Orientalen verkehrt. Nur in Äußerlichkeiten giebt er sich kund; aber mit derselben Würde empfing mich einige Tage später Frau Handschids-Beg bei sich, die ganz junge Frau eines siebzigjährigen Handwerkers, seit wenigen Monaten seine dritte Gattin. Im Ceremoniell war keinerlei Abweichung, nur viel einfacher und bescheidener war alles im Hause dieses Mannes, der noch die Polygamie kannte, die heutzutage, obwohl von der Regierung nicht verboten, aus praktischen Gründen in den Städten sehr abgenommen hat. Dagegen erhält sie sich auf dem Lande noch in vollem Umfang. Dort ersetzen die bei der Landwirtschaft thätigen Frauen die Stelle von Dienstboten und gewähren ihrem Gatten mit ihrem Besitz zugleich auch nützliche und billige Arbeitskräfte, was dem Haremsleben allerdings den letzten Schimmer von morgenländischer Romantik geraubt hat.


Bosnische Serbin.

Neben dem Familienleben verdienen in diesem europäischer Civilisation erschlossenen Lande gewisse fanatische Religionsübungen besondere Aufmerksamkeit, weil in ihnen der Zusammenhang mit der versinkenden Kultur des Ostens am stärksten noch gewahrt ist. Wir waren am Donnerstag nach dem Neumond, wo außergewöhnliche Gebetsceremonien stattfinden, nach der Sinan-tekki-Moschee hinaufgestiegen. Eine steile, enge, holprige Fahrstraße, die zum Kloster führte. Siebzig Derwische waren in dem kleinen Gotteshause versammelt, in einem Kreis auf dem Gebetteppich kauernd, den Scheich in einer etwas erhöhten Gebetnische in ihrer Mitte. Die düstere Kerzenbeleuchtung eines großen Hängeleuchters, der einen Drudenfuß bildet,

erhellte den Raum nur spärlich. Magische Zeichen, unter denen der Schild Davids vielfach verschnörkelt immer wiederkehrt, decken die Wände. Der Rosenkranz gleitet von Hand zu Hand. Er besteht aus walnußgroßen Kugeln, bei deren Berührung allah il allah gemurmelt wird. Erst leise und gemäßigt in monotoner Melodie, dann allmählich crescendo. Dabei wird der Kopf in gleichmäßiger Bewegung von links nach rechts gedreht. Diese Bewegungen werden lebhafter, die Gebetformel wird hastiger wiederholt, und zu dem allah il allah kommt noch die Silbe hu hinzu, und nun steigert sich das zu einer Ekstase, zu einem wilden Rausch, der grauenvoll wirkt. Ohne den Platz zu verlassen, winden sie sich in rasenden Drehungen, in gräßlichen Zuckungen. Bis zu Krampfanfällen und wirren Delirien peitschen sie ihren Fanatismus empor und versetzen sich in ekstatische Verzückungen, aus denen heulend und ächzend das allah il allah hu emporsteigt — Zum Himmel? Welchem Himmel könnten solche Greuel wohlgefällig sein? Wie sie mit dem Schaum vor dem Mund in Krämpfen sich zerren, ohne den Kreis zu stören, ihr Wutgeheul ausstoßen. Verworren, immer wilder und greller werden die Laute, und obwohl es unveränderlich vorschriftsmäßige Worte sind, arten sie endlich alle in ein unartikuliertes wildes Geheul aus. Und in den Kreis dieser scheinbar Irrsinnigen trat dann noch ein Derwisch aus Bagdad, dem als Gast die Geißelung gestattet war, die den einheimischen verboten ist. Mit Stachelruten peitschte er den nur mit einem Hemde verhüllten Leib, während die übrigen ihr scheußliches Gewinsel fortsetzten, — dann aber wird es schwächer und schwächer und verstummt allgemach. Sie treten in der Mitte zusammen, beten leise und andächtig noch zwei bis drei Minuten, rollen ihre Gebetteppiche zusammen, ziehen ihre Schuhe an und verlassen ruhig und friedlich die Moschee. Stille fleißige Arbeiter, ernste, würdevoll aussehende Männer, die am nächsten Morgen vernünftig an ihr Tagwerk gehen werden, nachdem sie soeben sich wie die Tobsüchtigen gebärdet hatten! Welch dunkle Rätsel eines Glaubens, dem noch Millionen Menschen angehören! Als ich mit meinen Begleitern in den Klosterhof hinaustrat, in die wunderbare Sternennacht, da schien es mir, als hätte ein wüstes Traumbild mich geäfft. Aber dort standen „die Weber“, so heißt die Sekte, bescheiden und still beieinander, als wäre nichts gewesen. Ist das der Ausdruck gläubiger Gemüter, eines frommen Gefühls? Man wird der Aufklärung doppelt froh, die auch diesen Boden erobern und vielleicht eines Tages sogar den Aberglauben besiegen wird!

* * *

Wer diese Bosniaken bei ihrer Arbeit, bei ihrem Gottesdienst, bei ihrem Verkehr belauscht hat, der erkennt sie kaum wieder, wenn er ihnen eines Tages im Landesmuseum begegnet. Und doch sind sie da, erst wohl nur von der Neugier hergeführt, dann von einem sie allmählich erfassenden Wissensdrang. Es war sehr klug und verdienstvoll von der bosnischen Regierung, dieses Landesmuseum zu errichten. Die eingeborene Bevölkerung empfindet es heute mit Stolz und Interesse, daß der Boden, dem sie entstammen, in historischer Hinsicht von so großer Bedeutung ist, und daß er Funde birgt, die Aufschluß geben über vergangene Zeiten und alte Kulturen. Herrliche, wohlerhaltene Fundobjekte, die von den mit der Occupation ins Land gekommenen Offizieren und Ingenieuren gemacht wurden, erregten zunächst die wissenschaftliche Teilnahme der Archäologen und wurden nach Wien, Agram, Budapest befördert, um dort in den Museen Aufstellung zu finden. Da hatte der Reichsfinanzminister und Landeschef von Bosnien und der Herzegowina, Herr von Kallay, den wahrhaft ingeniösen Einfall, einen Museumsverein zu gründen, der zunächst auf Wert und Bedeutung der Funde hinweisen sollte und die Bevölkerung für diese Ausgrabungen interessieren. Das gelang über Erwarten, so daß schon nach einigen Jahren zur Errichtung eines Museums geschritten werden konnte, in dem alles, was von kulturhistorischer und archäologischer Bedeutung war, Aufnahme fand, Erforschung und Deutung. Ebenso was sonst an charakteristischen Erscheinungen sich der Beobachtung der sachverständigen, mit wissenschaftlichem Blick ausgerüsteten Leitung des Museums aufdrängte.

Der Museums-Direktor, Geheimer Regierungsrat Hörmann, sorgt unausgesetzt für die Bereicherung dieser Sammlungen. Was heute in Bosnien und der Herzegowina entdeckt wird, wird dem Lande nicht mehr entfremdet. Mit liebevollem Eifer und intimer Gründlichkeit prüft und durchdringt Direktor Hörmann, dem noch andere tüchtige Männer zur Seite stehen, alles, was an prähistorischen Funden und sonstigen Merkwürdigkeiten sich darbietet. Mit außerordentlicher Übersichtlichkeit sind die Sammlungen geordnet. Das lebhafteste Interesse wendet sich der prähistorischen Sammlung aus der Bronzezeit zu. Es sind Funde, die in Maglaj, im Ramathal und Tesanj gemacht wurden und in der wissenschaftlichen Welt bekannt und anerkannt sind. Ebenso die Ausgrabungen der Hallstädter Periode. Gerätschaften aus Stein und Thon, gut erhalten und rekonstruiert, wo es not that, außerdem Bronzegegenstände, die, in Grabstätten neben Schädelknochen und Gebein gefunden, zu den weitgehendsten Voraussetzungen Veranlassung gaben. Die bemerkenswertesten und wichtigsten Ausgrabungen sind die von Glasinac, eine wahre Fundgrube archäologischer und anthropologischer Forschung. Über fünfzehnhundert Gegenstände sind auf dieser Totenstätte bereits ausgebeutet, und ein weites Feld scheint der dort äußerst sorgfältig und systematisch betriebenen Durchforschung sich noch darzubieten. Die Glasinacer Funde haben auch die höchste Teilnahme und Bewunderung der archäologischen Gesellschaft gefunden, welche im letzten Herbst unter Leitung von Professor Virchow die Stätten besuchte. Es sind sehr gut erhaltene und hübsche Gegenstände, die man gefunden: Schmucksachen aus Bronze, Perlen, Bernstein und Email, Waffen, Geräte und Wehrgehänge, die insgesamt schon auf einen verfeinerten künstlerischen Geschmack und auf eine größere technische Fertigkeit hinweisen. Überaus zierlich präsentiert sich die Fibula, eine Art zweimal gewundener Nadel.



Betender Hodscha.

Auch an römischen Altertümern weist das Museum ganz beachtenswerte Gegenstände auf. In richtiger Folge hat dann auch das Mittelalter eine reiche Sammlung von Waffen, Ringen, Schmuckgegenständen und Gerätschaften dem Museum geliefert, die aus den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung des Landes durch die Türken stammen. Eine besondere Freude merkt man den in ihren bunten Trachten sich durch die Räume Drängenden an, wenn sie in der naturhistorischen Abteilung vor den Wundern der Fauna


Ansicht von Mostar.

und Flora stehen, welche dieses Land birgt. Es giebt Vögel- und Schlangenarten, die nirgends fast mehr anzutreffen sind als in Bosnien und der Herzegowina, und auch Pflanzenexemplare von exotischen Eigentümlichkeiten und großer Schönheit. Daß wilde Tiere auch heute noch in den Bergwäldern hausen, ist vielleicht weniger ermutigend als interessant, aber thatsächlich trifft man auf Bergpartien die Wölfe noch in Rudeln, die aber, feig und ängstlich, die Menschen niemals anfallen. Und für das Erlegen eines Bären ist eine Belohnung von fünfzehn Gulden ausgesetzt, ein Preis, der wohl noch siebzigmal im Jahre ausbezahlt wird. Das aber ist durchaus nicht schreckhaft und erhöht den Reiz des Abenteuerlichen im Gegensatz zu den Annehmlichkeiten einer geordneten Administration, die man überall in den Städten antrifft. Was ich sonst in Sarajewo sah, bewegt sich nur auf diesen breiten gebahnten Pfaden. Ganz nach europäischem Muster sind die kunstgewerblichen Anstalten und die Teppichweberei eingerichtet. Europäisch, meine ich, in Bezug auf treffliche Organisation, straffe Disciplin und korrekte Verwaltung. Die einheimische Kunstfertigkeit gedeiht darunter ausgezeichnet. Wunderhübsche, geschmackvolle und künstlerisch wertvolle Gegenstände werden in den Ateliers hergestellt. Inkrustationsarbeiten aus Edelmetall auf Holz, feine Ciselierungen, Gravier-Treibarbeiten aus Kupfer und Silber und geschmackvolle Erzeugnisse der Tauschierkunst. In den Webereien werden die bunten Kelims und Decken gewebt, die echt bosnischen Genres sind und auch als bosnische Gewebe in den Handel kommen und ihrer Eigenart und Dauerhaftigkeit wegen sehr beliebt sind. Aber auch die dicken, schweren Teppiche, die als türkische Teppiche — besonders Smyrnaer und persische Arbeit — weltbekannt und berühmt sind, werden dort hergestellt, in den prangendsten Farben und reichsten Dessins. Die Arbeiter in den Ateliers sind ausschließlich Mohammedaner, die sehr viel Fleiß und Kunstfertigkeit beweisen, vor allem aber die endlose Geduld, die ihnen angeboren ist und für diese Art von Handarbeit die Grundbedingung des Gelingens. Auch alle Werkführer und Meister sind Mo-

hammedaner, ebenso wie die jungen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Lehrlinge. In den Webereien werden hauptsächlich Mädchen beschäftigt. Über allem aber schwebt der Geist der tüchtigen energischen Gewalten, die dort alle diese Dinge schufen, pflegten, entwickelten. Die Ateliers und Weberei sind von der österreichisch-bosnischen Regierung eingerichtet, und thatkräftige Beamte fördern das Werk, machen es zu einer Quelle des Erwerbes für Hunderte fleißiger Hände und regulieren den Handelsverkehr dieser kunstgewerblichen Erzeugnisse des Landes mit dem Ausland.

* * *

Die mit der Occupation eingewanderten Österreicher, das große Beamtentum, die Offiziere der Besatzungstruppen bilden natürlich in Sarajewo die moderne Welt im Orient. Der Verkehr im Hotel und im Wiener Kaffeehaus, die Geselligkeit in den Familien, ist ganz wie bei uns. Lebhaft mischen sich dort die Fremden unter die kontemplativen Eingeborenen, doch haben sie von Wien und Pest und Agram und von überall sonst her aus österreichischen Landen ihr geselliges Leben hierher verpflanzt. Im Klub, im Kasino, im Café und Restaurant unterhält man sich ausgezeichnet. Man tanzt und spielt, man macht Ausflüge im Sommer und giebt Bälle und Empfänge im Winter. Man pflegt jeden Sport, geht auf die Jagd und arrangiert Konzerte und Theatervorstellungen, enfin Sarajewo weiß, was es sich schuldig ist. Natürlich geht die Anregung und Inspiration solcher Dinge von oben aus. Die Damen der Regierungskreise und hohen Beamten geben den Ton an, und die anderen wissen es sehr geschickt nachzuahmen. Man macht hübsche Toilette auf der Straße, auf dem Miljadckaquai und im Salon, wobei die Kostüme der Europäerinnen allerdings verlieren den reichen eigentümlichen Nationaltrachten gegenüber, die bei solchen Anlässen die Einheimischen tragen. Ganz besonders bemüht um die Geselligkeit



Die Narenta-Brücke in Mostar.

in Sarajewo ist zur Zeit Frau von Kallay, die Gattin des Ministers, die mit ihrer Familie den ganzen Sommer in dem reizenden kleinen Badeorte Illidze lebt. Dort sammelt sich eine überaus heitere, anregende Gesellschaft um die geistvolle Frau von nah und fern, und sie giebt die Impulse zu einem amüsanten, fröhlichen Badeleben, in ihren Bemühungen auf das beste unterstützt durch Herrn Eduard von Horowitz, Sektionschef im Reichsfinanzministerium. Dieser nimmt die freie Zeit, die ihm seine amtlichen Obliegenheiten lassen, gern wahr, die Geselligkeit in Illidze zu fördern, und giebt dem Verkehr dort durch seine temperamentvolle, ritterliche Persönlichkeit eine besondere Prägung, während dem Civilgouverneur Baron von Kutschera und seiner Gattin im Winter die repräsentativen Anregungen der Gesellschaft obliegen. Ich kenne diese nur aus Erzählungen der liebenswürdigen Frau, denke mir aber die Bälle, Diners und jours fixes europäischen Stils im Orient sehr unterhaltend und eigenartig. Von dem Sommerleben in Illidze aber kann ich meine eigenen Eindrücke wiedergeben. Vorher aber möchte ich noch von den sommerlichen Amüsements der Bosniakinnen etwas erzählen, bei denen die Landpartie eine bedeutende Rolle spielt, und die eine ebenso große Neigung haben, „ins Grüne zu gehen", wie bei uns die hinter hohen Häusermauern lebenden Großstädter. Das Eigentümliche dabei ist, daß man dort eigentlich überall wie auf dem Lande lebt, selbst in den größeren Ortschaften, die ja frei und weitläufig in die Thäler und Mulden eingebaut sind. Trotzdem: der Tefferetsch (die Landpartie) gehört zum Sommerleben. Originell genug ist er auch. Auf offenem Leiterwagen vereint sich eine Anzahl Frauen und Kinder und fährt hinaus ins Freie, am frühen Morgen, um den ganzen Tag draußen zu verbringen. An den Ufern eines Baches, am Feldrain, sind sie in der schattenlosen Ebene gelagert und hocken mit gekreuzten Beinen auf der dürren Erde. Die mitgebrachten Mundvorräte und Näschereien werden dabei verzehrt, und in einiger Entfernung hält der Diener Wacht, daß niemand dem Tefferetsch sich nähere und die Frauen, die sich entschleiert haben, beobachte oder störe in ihrem Vergnügen. Mäßig genug muß es sein. Für sie aber mag wohl der hauptsächlichste Reiz darin liegen, daß sie einen Tag außer den Mauern des Hauses verbringen, und befriedigt kehren sie dann nach Sonnenuntergang wieder heim. Wenn man durchs Land fährt, so sieht man abseits von der Straße überall solche Tefferetschgruppen, und auf den Fahrten nach Illidze hatte ich wiederholt Gelegenheit, sie genauer zu beobachten. Illidze ist in einer Viertelstunde von Sarajewo mit der Bahn zu erreichen, in fünfunddreißig Minuten zu Wagen. Es liegt am Fuße des Igman lieblich und anmutig ausgebreitet und hat sich zu einem ganz modernen, komfortablen Badeort entwickelt. Drei elegante Kurhotels, im vortrefflich gepflegten Park hübsch gelegen, bieten den Gästen gute Unterkunft. Die Konzerte der Militärkapelle und einer Zigeuner-Musikbande, die Promenadenwege, die Lawntennisplätze geben Gelegenheit zu geselligen Begegnungen. Man trifft sich in den Speisesalons zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten, in den Lese- und Musikzimmern, in den Spielsälen. Man macht dreimal täglich Toilette, man flirtet, man plaudert und lacht, — kurz man lebt ein deutsches, schweizerisches oder französisches Badeleben in Bosnien. Der letzte Sommer vereinte dort einen ganz internationalen Kreis. Man veranstaltete ganz bemerkenswerte Rennen, den bei uns in Deutschland nicht bekannten Sport des Taubenschießens und endlich gar Falkenjagden. Dieser ritterliche Vogel hat sich in den Bergen und Wäldern des Landes noch ganz intakt erhalten. Französische, englische, belgische, holländische, italienische und amerikanische Sportsmen hatten sich zu diesen high-life-Amüsements eingefunden, auch einige deutsche Aristokraten und ungarischer und österreichischer Adel. Illidze verdient neben seinen natürlichen Reizen und geselligen Abwechselungen übrigens auch schon um seiner heilkräftigen Thermen willen Beachtung. Die Thermalquelle von Illidze war schon zur Zeit der Römer bekannt, und die neueren Feststellungen ihrer Heilwirkungen, die Analyse ihrer chemischen Bestandteile und die Messungen ihrer Stärke und Wärme ergaben, daß sie eine der ausgezeichnetsten heißen Quellen ist, die bekannt sind.

Die Einrichtung der Badehäuser ist eine

ganz komfortable, den modernsten Anforderungen entsprechend. Man ist gut aufgehoben in Illidze, sowohl als Erholungsbedürftiger wie als Patient, da auch vorzügliche ärztliche Obhut und Hilfe dort zu teil werden. Weitere Ausflüge von Illidze in die Berge bieten den Naturfreunden und Bergsteigern ungewöhnlich lohnende Touren. Es ist vielleicht etwas mühseliger als die Salontirolerei bei uns, die Aufstiege nach dem Trebevic, Igman und der Bjelasnica zu unternehmen, aber dafür auch um vieles merkwürdiger und überraschender. Man hat von diesen Höhen einen unvergleichlichen Fernblick, und das großartige Panorama der Balkanhalbinsel erschließt sich dem Auge. Die wuchtigen Gebirgszüge von Bosnien und der Herzegowina bis zu den schwarzen Bergen von Montenegro breiten sich vor dem Wanderer aus, überraschend und gewaltig. Natürlich darf man die Anstrengung nicht scheuen, auch nicht beschwerliche Ritte zu Pferde und sonstige Strapazen, denn der Reisekomfort in den Bergen läßt an Ursprünglichkeit nichts, an Bequemlichkeit noch alles vermissen. Das aber reizt ja oft die hypersensitiven Nerven, und man kann den Pfadfindern die beruhigende Gewißheit geben, daß von eigentlichen Gefahren bei diesen Exkursionen nichts zu fürchten ist. Der Verkehr mit diesen noch unkultivierten Bergbewohnern und mit dem wilden, scheuen Getier ist ganz ungefährlich. Doch bietet die Wanderung durch dieses Land auf bequemen, angenehmen Wegen, zu Wagen und mittels Eisenbahnrouten schon so viel Interessantes, Reizvolles und im Landschaftlichen ganz Besonderes, daß man die einsamen, von gebahnten Pfaden abseits gelegenen Gebirgspartien ruhig den kühnen, wagemutigen Bergfexen überlassen kann. Eine der entzückendsten Partien, die ich gemacht habe, ist die durch das Narentathal, von Sarajewo nach Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina. Zunächst führt die Eisenbahn mit einem prächtigen Ausblick auf die Höhenzüge der Bjelasnica durch eine fruchtbare Ebene, an freundlichen, meist nur aus wenigen Gebäuden bestehenden Ortschaften vorbei, in allmählichem Aufstieg bis zur Höhe des Ivan. Schon an dieser Station fängt die Natur an, sich in südlicher Pracht zu zeigen. Wenn man den langen Tunnel passiert hat, der unmittelbar hinter dem Bahnhof seinen Anfang nimmt und hinüberleitet in die Herzegowina, glaubt man in einer anderen Welt zu sein. Die Landschaft prangt in wunderbarem Grün, tiefe Bläue breitet sich über ihr aus, Sonne, Licht und Farben in schwelgerischer Pracht. Aber so reich geschmückt, von so üppiger Vegetation auch diese Thäler sind, es liegt etwas Stilles, Schwermütiges über ihnen. Das alles wächst und grünt und blüht dort



Türkische Frau aus Konjica.

durcheinander, wirr und wild. Neben üppig reifen fruchtbeladenen Bäumen und Sträuchern verdorrtes Gestrüpp, vermorschtes Gehölz. Alles vom Zufall erzeugt, von heißen Instinkten und phantastischen Launen — eine wahre Kismetlandschaft! Was da alles wuchert und wächst, ist gar nicht zu bezeichnen: Bananen, Feigen, Granatäpfel, Kastanien und Nüsse gedeihen in reichster Fülle, dazwischen fruchttragende Sträucher, förmlich zusammengeballt und ineinander gewachsen, eine grünende Wildnis. Und über dieser blühenden Thalsohle erhebt sich schroff und starr das Karstgerölle. Das zackige Gestein umschließt das bunte Thal, das in der Ferne überragt wird von den schneebedeckten Gipfeln der Prenjgruppe, einem Hochgebirgszug, der in den weitesten Ausläufern diese sonnigen Thäler beherrscht. Und in den wechselnden Bildern, in den herben Gegensätzen beruht diese einzige Schönheit der Gegend. In den wunderbarsten Formationen erhebt sich das Gestein. Gruppen, Tier- und Menschengestalten, bildnerische Erscheinungen, wie von Künstlerhand modelliert, ziehen an dem bewundernden Blick vorüber. Man hält es kaum für möglich, daß im freien Schalten natürlicher Mächte so vollendete, künstlerische Gebilde entstehen können. Ein Formenreichtum der Steinmassen, die bald in wilder Schönheit, bald in weichen Linien sich dem entzückten Blick darbieten, so daß man in ein Zauberreich sich versetzt wähnt. Und am Fuße dieser meilenweit sich hinziehenden Steinbilder prangende Landschaften, lebhafte Farben, rauschende, tosende Gewässer, stille Seen. Ich habe diese Gegenden unter glühender Mittagssonne gesehen und im bleichen Licht des Mondes. Der höchste Märchenzauber, die blühendste Romantik umspinnt sie in jeder Beleuchtung, der Phantasie befruchtenden Schwung und schöpferische Kraft verleihend. Wer aber wollte nach Ausdrücken und Worten suchen, um das wiederzugeben, was die Natur hier geschaffen hat? Eine Dichtung von höchster Poesie, erhabener Schönheit und grandioser Plastik! Aber auch der menschliche Geist hat viel gethan für diese Wunderwelt. Die Eisenbahn, die das Narentathal durchzieht, ist von merkwürdigster Konstruktion und eine der eigenartigsten Gebirgsbahnen, die existieren. Vollständige große Schleifen bildet der Schienenstrang, der in allen seinen Linien sich immer dem Auge präsentiert, wie er seine weiten Wendungen macht, um steile Abhänge, die hoch aufragen, über Steinwälle, Felsspalten und Schluchten. Bald so dicht an die Felsen sich heranschiebend, daß man diese mit der Hand streifen kann, bald wieder hart am Ufer der Narenta entlang, die Kaskaden bildet und anmutig über das Gestein ihres Flußbettes hüpft. Auf Brücken von wunderbarer Konstruktion überschreitet die Bahn Flüsse und Schluchten, zwängt sich durch fünf Tunnel immer aufwärts zur Höhe. Zur Seite der Eisenbahn zieht sich die Kunststraße, die aber in einigen der Thäler um die Felsen herumgebaut werden mußte, weil diese wie das Tresanica- und Narentathal zu eng sind, um der Eisenbahnlinie und Fahrstraße nebeneinander Raum zu gewähren. Bei der Übersetzung der Tresanica führt eine Brücke von hochinteressanter Bauart über die Lukasschlucht. So geht es weiter in ununterbrochenem Wechsel, entzückende Ausblicke auf das Gebirge und auf malerische, kleine bosnische Ortschaften, zwischen dem Felsgestein, über tosende Gebirgsströme und phantastische Wasserfälle. Unter diesen kleinen Ortschaften lohnt es in den Stationen Konjica und Jablanica Aufenthalt zu nehmen. Die kleine Stadt Konjica ist ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, hat einige hübsche Moscheen und eine Brücke, deren Erbauung bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückgeführt wird, und die die beiden Flußufer der Narenta verbindet. Was aber diesem Städtchen besonderes Interesse verleiht, ist die Einwanderung der Bogumilen im fünfzehnten Jahrhundert, die dort Schutz und Duldung ihres religiösen Bekenntnisses fanden. Man erzählt, daß Anhänger dieser Sekte bis in die neueste Zeit sich in Konjica erhalten haben und ihre den albigensischen Glaubenslehren verwandten Satzungen erst abschworen, als die letzten dieses Bogumilenstammes bis auf eine einzige Familie zusammengeschmolzen waren. Was Wahrheit, was Dichtung ist an diesen interessanten Überlieferungen, läßt sich heute kaum feststellen, gewiß jedoch ist, daß die Einwohner von Konjica sich in Sitten, Ge-

bräuchen und Trachten eine Sonderart bewahrt haben. In landschaftlicher Beziehung bietet der in der Nähe gelegene Gorkesee einen höchst lohnenden Ausflug. Er liegt hoch in den Bergen, in schweigender Wildnis, romantisch und stimmungsvoll, und gewährt einen wirklich überraschenden Anblick. Nach der Station Konjica tritt man in das eigentliche Narentathal ein, das in seiner ganzen Eigentümlichkeit sich auf dem Wege bis Jablanica ausbreitet. Das nur aus einigen Häusern, dem Stationsgebäude und einem guten Hotel bestehende Dörfchen gewährt dem Reisenden vortreffliche Unterkunft. Von diesem Örtchen hat man die köstlichsten Aussichten in das Hochgebirge der Herzegowina, besonders auf die imposante Prenj-Planina und die 2227 Meter hohe Velica Curstnica. Von Jablanica aus passiert man noch zwei Stationen, um dann in das Narenta-Defilee zu gelangen, dieser verblüffendsten und unfaßlichsten Laune der Schöpfung. Hier hört jede ruhige Beobachtung der Einzelheiten auf, und nur eines findet in der Seele des Menschen Platz: das Staunen. Es wäre ein vergeblicher Versuch, beschreiben zu wollen, wie dem Felsgestein, das weich und porös erscheint, der schmale Bahnkörper abgerungen ist, der durch diesen Felsenengpaß sich zwängt. Ganz



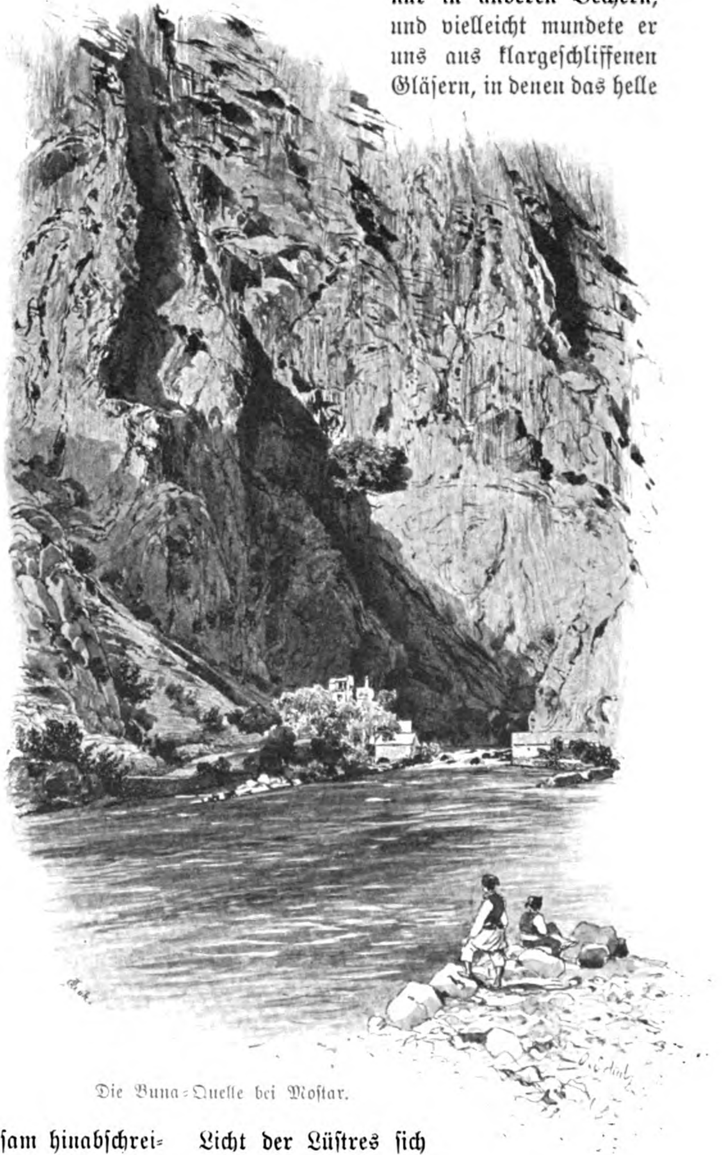
Ein mohammedanischer Beg aus der Gegend von Konjica.

sonderbar wirkt dieses Konglomeratgestein, das im Flußbett der Narenta wie gewaltige, vollgesogene Schwämme aussieht, über die der muntere Strom hinweghuscht, während die Felswände am Ufer senkrecht aufsteigen. Wie ein steinernes Meer umwogt uns das Geröll, auf dem vereinzelt ein Baum aufragt, ein Gebüsch sich wurzellos rankt. Vor dem Eintritt in das Defilee ergießt noch in starkem Wasserfall die Komandina-Quelle, die dort unter der Fahrstraße entspringt, sich in den Fluß. Ein prächtiges Bild, das entsprechend den Eindruck vorbereitet, den die Wunder des Narenta-Defilee hervorrufen. Und noch ganz in der Stimmung dieser überwältigenden Erscheinungen kommt man dann beinah achtlos vorüber an Bauten und Befestigungen, die dort Menschenfleiß und Geschicklichkeit errichtet haben. Kinderspielzeug allerdings neben den mächtigen Wällen, mit denen die Natur diese Thäler geschützt hat, — endlich die Hauptstadt des Landes: Mostar.

* *
*

In das Felsgewimmel hineingebaut ist die merkwürdige Stadt. Kapriziös und abwechselungsreich, mehr als überall das Bild zweier Kulturen. Östliche und westliche Baustile in widerspruchsvollem Nebeneinander, dazwischen Überreste altrömischer Bauwerke, — und doch alles vereint zu einem harmonischen Gesamteindruck. Ruhe im Wechsel. Die schroffen, wilden Formationen der Felswände des Hum und Podvelez, zwischen die Mostar eingeklemmt ist, scheinen nur Teile des Ganzen, wie zur Bauart der Stadt notwendig. Die großen, überhängenden Blöcke, die weite Hallen und Kavernen bilden, sind auch thatsächlich mit einbezogen in die baulichen Anlagen und so, wie sie die Natur hergestellt hat, zu Bauzwecken verwendet. Über Arkaden und Lauben, die von dem einzigen, aber berühmtesten weiblichen Baumeister: Frau Schöpfung, errichtet wurden, in höchster Vollendung und den außerordentlichsten Raumverhältnissen erheben sich die Gebäude. Die große Freitreppe z. B., die zur orthodoxen Kirche emporführt, hat die Natur angelegt, und das wuchtige Bauwerk erscheint in seiner klar konstruierten, wohlerwogenen Herrlichkeit klein neben der genialen Willkür des Ursprünglichen. Trotzdem hatte gerade in Mostar die Kunst der Menschen in der weltberühmten Narentabrücke ein Denkmal von höchstem, unvergänglichem Wert geschaffen. Einzelne Merkmale dieser Brücke deuten auf römischen Ursprung, doch sind die Anzeichen, daß sie dem türkischen Zeitalter angehört, viel deutlicher und der historischen Überlieferung entsprechend. Die Brücke, die in einem einzigen Bogen sich über die Narenta spannt, weist Inschriften und Symbole auf, die zweifellos auf ihre Entstehung in der Zeit der Sultane hinweisen. Die Brückentürme, die an beiden Seiten in das Flußbett hineinragen, und die Unterbauten sind allerdings mit dem orientalischen Stil nicht in Einklang zu bringen und scheinen einer früheren Epoche zu entstammen. Die Gesamtansicht dieses merkwürdigen Bauwerks in seinen Gegensätzen und Eigentümlichkeiten aber giebt wohl der Annahme recht, daß es unter Sultan Suleiman II. etwa im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sei. Was nun aber auch Forschung und Gelahrtheit darüber feststellen mögen, die Freude und der künstlerische Geschmack des unbefangenen Beschauers werden ihnen darin zustimmen, daß die Narentabrücke eines der prächtigsten, originellsten und sehenswertesten Werke ist. Wie diese Thortürme — die sicherlich in früheren Zeiten grausame Kerker bargen — sich hüben und drüben auf die Flußufer von der Höhe des Brückenbogens hinabsenken, ist unvergleichlich schön. Die Brücke verbindet die beiden Stadtteile, die an den Uferrändern sich ausdehnen. Nur Fußgänger dürfen sie benutzen; sie soll, um erhalten zu bleiben, nicht befahren werden. In die engen Gassen des Türkenviertels leitet sie hinüber, nach der Carsia, den abgeschlossenen Wohnhäusern, den Arbeitsstätten, die dieselbe Physiognomie haben wie allerorten. Nur in den Trachten findet man mancherlei Abwechselung. Aber noch kontemplativer erscheint Mostar und die Lebenshaltung der Bevölkerung; erst des Abends beginnt ein phantastisches Treiben. Da sitzen in den Felsenhöhlen romantische Gestalten, bei süßem Mostarwein, volkstümlichen Liedern lauschend, im Fackelschein. Sonderbare Gesellen,

unheimlich und verwegen aussehend und dabei völlig harmlos, mit bunten Fetzen, malerisch drapiert. Schwermütig klingt, was sie in eintöniger Melodie singen, von den wimmernden Lauten der Gusla begleitet. Aus den Höhlen und Felsenritzen schwärmt das Gevögel auf, das in den vielfältigsten Gattungen und Arten im Narentathal haust. In den geschützten Gesteinbildungen findet es Schutz und Brutstätten zu unendlichem Gedeihen. Und vom Adler, der auf den höchsten Schroffen horstet, bis zum zierlichsten, farbenprangenden Vögelchen fleucht und schwirrt es zwischen den Felsennadeln und Spitzen umher, kreist um die Höhlen und Tiefen, ein gespenstisches Leben. Über allem in ruhevoller Majestät, ironisch oder weltweise lächelnd, ein goldener Riesenmond, blendendes Sterngefunkel. Ein nächtliches Landschaftsbild von eindrucksvoller, ergreifender Schönheit. Wie benommen, in wachen Träumen trat ich den Rückweg an. Auf der Scheitelhöhe der Brücke stehend, suchte mein entzücktes Auge noch einmal alles zu umfassen, und langsam hinabschreitend fand ich aus dieser Märchenstimmung mich zur Alltäglichkeit zurück, und wahrhaftig, wenn man das andere Flußufer betritt, löst die höchste Modernität den geheimnisvollen Zauber aus. Ein elegantes, komfortables Hotel, mit reizendem Park, Militärmusik und plaudernde, lachende Menschen. Offiziere, Beamte, Touristen. Eine heitere Geselligkeit bei vortrefflicher Küche und Pilsener Bier! Wo fände man dieses Jahrhundertsgetränk nicht? Glücklicherweise! Man ist bei dem schäumenden Trank sofort daheim. Auch hier gab es süßen Mostarwein, nur in anderen Bechern, und vielleicht mundete er uns aus klargeschliffenen Gläsern, in denen das helle



Die Buna-Quelle bei Mostar.

Licht der Lüstres sich spiegelte, doch besser als dort in den unheimlichen, vom unruhig aufflammenden Schein dunkelrot angestrahlten Kavernen. Wir sind nun einmal ein kulturverwöhntes Volk, das vom Fremdartigen gepackt wird, ohne daß wir es mit unseren Lebensgewohnheiten in Einklang zu bringen vermöchten. Deshalb freut uns auch das saubere, gute Bett, das im Narentahotel des müden Wanderers harrt, und die luftigen Vorhänge, die das Lager umgeben,

um den Schlummernden vor den giftigen Stichen der Moskitos, Papadatschi genannt, zu schützen. Nun kann er ruhig träumen, von den selbstgepflückten deliciösen Feigen, die er gegessen, und von den großen Mostartrauben und anderen köstlichen Früchten. Hier im Schutze der Regierung, die das Hotel erbauen ließ, ist er



Jajce: Wasserfall und Königsburg.

wohl geborgen und kann friedlich dem frischen Morgen entgegenschlummern.

Dieser Morgen war allerdings sehr frisch! Es gab eine eisige Bora, nachdem man am Abend vorher im Freien gesessen hatte. In leichter Sommerkleidung bei südlicher Temperatur, Anfang Oktober. Diese Kontraste bergen immerwährende Überraschungen, das ewig Unerwartete. Die Bora war zahm und hielt nicht lange vor, obwohl sie drei-, sieben- und elftägige Perioden hat, die sehr unangenehm sein können. Es war vielleicht nur so eine kleine adriatische Wetterlaune, um die Wirkung des Sonnenscheins nachher und der Wärme zu erhöhen. Das Reisewetter blieb goldig. Tiefblau der Himmel, rein die Luft, leuchtend die Farben. In köstlichster Wanderstimmung erreichte ich einen der schönsten und wunderbarsten Punkte der Herzegowina: die Buna-Quelle. Mein kleiner Führer, ein intelligenter Türkenbub, welcher sehr drollig deutsch radebrechte, versuchte mich zu unterhalten, und ich ging auch zuerst auf seine Führerweisheit ein, solange der Weg auf der bequemen Fahrstraße dahinführte, aber sobald man diese verläßt, macht die überwältigende Schönheit der Natur jede Mitteilung überflüssig. Das alles spricht für sich selbst und preist jubelnd die Wunderkraft und Phantasie der Schöpfung. Es bedarf keiner Worte, dem staunenden Auge, der empfänglichen Seele erschließen diese landschaftlichen Reize sich auch ohne viele Hinweise. Mein Führer verstummte, als er herausfand, daß ich nicht weiter auf sein Geplauder einging, und schweigend betraten wir die romantische Wildnis. Ein schmaler Pfad, zwischen dem Flusse und dem zackigen Felsgestein sich durchzwängend, von Ginster und Gebüsch eingefaßt und üppigen Granat-

gesträuchen. Das sproß und wuchs und blühte wie in leidenschaftlicher Hast und heftigem Schaffensdrang, um dann plötzlich die Grenze seiner Kraft zu finden vor der Sterilität der übereinander aufgetürmten Felsenmassen, dem schroffen Gestein. Hier legt es sich um das fröhliche, blühende Pflanzenleben wie starre Fesseln, und die dämonischen Gewalten unterirdischer Mächte beginnen ihr unheimlich Spiel. Von schauerlicher, grotesker Schönheit sind diese Tropfsteingebilde, die wie auf einer überhängenden, gewaltigen Felswand aufgerichtet scheinen. Drohend lagern herabgestürzte Felsblöcke vor der Quelle, als wollten sie sie vor profanen Blicken schützen. Aber dessen bedurfte es nicht, denn der Glaube hat diesem Platze ohnedies die Weihe gegeben: er ist ein Wallfahrtsort der Mohammedaner geworden. Auch wer anderen Bekenntnisses oder gar ungläubig diese Stelle betritt, den erfassen demutsvolle Schauer vor der allmächtigen Größe unerforschter, unverstandener Kräfte, und ein Heiligkeitsahnen webt um diese Stätte. Die Legende hat sich natürlich dieses Bodens bemächtigt. Ein islamitischer Heiliger und sein Diener sollen dort ruhen, und über der Grabstätte ist ein Häuschen erbaut, dessen Wächter erzählt: dieser tote Heilige verrichte noch jetzt allnächtlich die ritualen Waschungen, und um ihm das zu ermöglichen, wird ihm ein Krug mit Wasser und ein Handtuch neben den Sarg gestellt. Der Krug ist am nächsten Morgen stets zur Hälfte geleert, das Handtuch feucht — „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," und wahrlich, man kann fromm und gläubig werden, wenn man die Wundergrotte betritt — dicht neben der Krypta gelegen —, aus der die Buna entspringt. Ein bläuliches, silberiges Licht durchschimmert das Höhlengestein und die Stalaktitenformen, die in merkwürdigen Bildungen herabhängen. Die Grotte liegt in einer mächtigen Felswand. Ein blauer, stiller Wasserspiegel, an die blaue Grotte bei Capri gemahnend, füllt diese Tropfsteinhöhle, und hier entspringt die Buna mit ihren starken Fluten. Auch an die Entstehung dieser Quelle knüpft die Sage an, aber wenn selbst Dichtung und nachschaffende Phantasie sie nicht verherrlichte, wirkte sie doch wie ein Wunder. Viele solcher entzückenden und interessanten Punkte soll das Land noch bergen, besonders in der Nähe der Ortschaft Jajce, mit gewaltigen Wasserfällen und Seen, aber ich mußte an die Heimkehr denken, froh des bis jetzt Erschauten. Von Mostar empfiehlt es sich über Metkowic zurückzureisen, einem kleinen Hafenort am Adriatischen Meere. Dort landen die Dampfschiffe des österreichischen Lloyds, mit denen man, die dalmatinischen Häfen berührend, bis Triest fährt. Für Abstecher in die montenegrinischen „schwarzen" Berge und nach der Hauptstadt Cettinje, sowie für andere Touren ist die Zeit des Aufenthaltes an den Hafenplätzen reichlich bemessen. Aber auch die Heimreise von Sarajewo durch die ungarischen Pußten ist interessant und führt in kürzerer Zeit zurück und in das elegante Getriebe einer modernen Großstadt: Budapest.





Himmel und Erde bei den Indogermanen.

Von

Ernst Eckstein.

Es ist das gemeinsame Los aller Dingwörter, daß der sprechende Mensch sie gewissermaßen mit den bezeichneten Gegenständen identifiziert, sie gleichsam für erschöpfende Abbilder hält und im Lauf der Jahrhunderte vollständig vergißt, welche bestimmte Eigenschaft des bezeichneten Gegenstandes bei der Wahl des ihn benennenden Ausdrucks maßgebend war. Die Sprachforschung lüftet dann später den Schleier und weist diese maßgebende Specialeigenschaft nach. Die einzelnen Völker haben natürlich die Gegenstände aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und immer diejenige Eigenschaft, die ihnen besonders charakteristisch vorkam, herausgegriffen, um das Ding nach ihr zu etikettieren.

Der Vorgang bei dieser Eigenschaftswahl läßt sich am besten durch nachfolgende Beispiele anschaulich machen.

Nehmen wir an, der Zucker tauche zum erstenmal als Genußmittel auf und habe noch keinen Namen. Ein Volk, das sich bis dahin lediglich von weichen Baumfrüchten genährt hätte, dürfte geneigt sein, den Zucker im Gegensatz zu den ihm bekannten Nahrungsmitteln „das Harte“ zu nennen. Die Bezeichnung „das Süße“ würde ihm fern liegen, da ja die Feigen, Datteln, Orangen ꝛc. gleichfalls den Eindruck „süß“ machen. Wohl aber möchte ein Jägervolk, das nur gebratenes Wild verzehrt, den Zucker „das Süße“ nennen; vielleicht auch „das Weiße“; während die Bezeichnung „das Weiße“ einem ackerbautreibenden Volke, das sein Getreide zu Mehl verarbeitet, kaum in den Sinn kommen dürfte. Auf diese Art könnten bei drei sprachverwandten Völkern drei verschiedene Bezeichnungen für das nämliche Ding entstehen. Und wenn nun im Lauf größerer Zeitepochen die Form dieser verschiedenen Bezeichnungen stark abgeschliffen, zusammengezogen oder sonstwie verändert würde, so daß die Herkunft der betreffenden Vokabeln verdunkelt erschiene, so wäre die Hilfe der Sprachwissenschaft nötig, um die ursprüngliche Einfachheit des Sachverhaltes aus der späteren Verdunkelung glücklich herauszuschälen.

Ein anderes Beispiel zur Klarlegung dieser Vorgänge. Ein Berliner Professor hält in verschiedenen Städten Deutschlands populär-wissenschaftliche Vorträge. Den Bewohnern von Chemnitz fällt in erster Linie das brandrote Haar des Mannes als merkwürdig auf: er bekommt daher bei den Mitgliedern des Kaufmännischen Vereins zu Chemnitz den Beinamen „der Rote“. Den Heidelbergern dagegen kommt seine Beleibtheit exorbitant vor; er heißt also in Heidelberg „der Dicke“ oder „der Feiste“. In Elberfeld, wo man vielleicht seit Jahren keinen so ausgezeichneten Sprecher genossen hat, giebt man ihm dankerfüllt das Epitheton „der Beredte“. In Köln findet man seinen Vortrag zu reserveleutenantsmäßig und nennt ihn „den Schnarrenden“. Wenn die Chemnitzer also „der Rote“ sagen, meinen sie dieselbe Persönlichkeit wie die Heidelberger, wenn sie „der Dicke“ oder „der Feiste“ sagen. Und beide Städte bilden sich ein, den Mann besonders glücklich und er-

schöpfend zu charakterisieren; und das Nämliche glauben von ihrem Standpunkt die Elberfelder und die Kölner.

Genau wie mit den hier unterstellten Beinamen des Berliner Wanderprofessors verhält es sich mit den Bezeichnungen der Dinge bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen.

Wer auf der jetzigen Stufe unserer Sprachentwickelung das Wort „Himmel" ausspricht, hat das instinktive Gefühl, als gebe er gleichsam das sprachliche Äquivalent der Sache, als umfasse dies Wort auf geheimnisvolle Art sämtliche Eigenschaften des Gegenstandes, die in unser Bewußtsein treten: das Blaue, das Luftige, das Unendliche, das Gewölbte, das Feierlich-Strahlende und was sich sonst noch etwa vom Himmel aussagen läßt. Und wenn wir nun das französische Wort für den nämlichen Gegenstand — ciel — kennen lernen und in dem französischen Lehrbuche die praktisch vollkommen berechtigte Gegenüberstellung finden: „le ciel, der Himmel", so glauben wir, das französische Wort decke vollständig das deutsche, da es ja in der That den nämlichen Gegenstand und zwar ganz in der nämlichen Ausdehnung des Begriffes bezeichnet, — auch in der uneigentlichen, übertragenen Bedeutung, die sich mit dem Jenseits und der Gottheit berührt. Streng genommen jedoch sind die Wörter „ciel" und „Himmel" dem Gegenstand selbst nur ungefähr so angepaßt, wie die oben erwähnte Bezeichnung „der Rote" und „der Dicke" der Persönlichkeit jenes Professors angepaßt sind. Das heißt: die Sache ist ja damit gemeint und die Vorstellung der ganzen Sache wird durch die Nennung der Wörter „ciel" und „Himmel" ja allerdings wachgerufen: thatsächlich aber wird in jedem der beiden Fälle nur eine einzige Eigenschaft aus dem großen Eigenschaftskomplex herausgegriffen und zwar bei „ciel" eine andere Eigenschaft als bei „Himmel".

Die große Verschiedenheit der Gesichtspunkte, aus denen die verschiedenen Kulturnationen die beiden Hauptgegenstände sinnlicher Wahrnehmung, den Himmel und die Erde, betrachtet haben, ist in der That so überraschend, daß ein kurzes Verweilen bei diesem Thema sich lohnen dürfte. Niemand wird sich der Erkenntnis verschließen, wie charakteristisch die jedesmalige Art der Auffassung für das Naturgefühl und die gesamte Weltanschauung der betreffenden Völkerschaft sein kann, wenn sich auch im einzelnen Falle nicht immer eine frappierende Schlußfolgerung ziehen läßt.

Unser „Himmel", gotisch himins, bedeutet ursprünglich „die Decke". Das Wort gehört zu einem verloren gegangenen Zeitwort himan, wovon auch das althochdeutsche hemidi, neuhochdeutsch „Hemd" (das Bedeckende, die Umhüllung). Ein gotisches Zeitwort hamon (bedecken) kommt in Zusammensetzungen vor. Den Leser berührt es vielleicht sonderbar, den Himmel, das Höchste und Herrlichste, so mit dem unscheinbaren Gewand, dessen Erwähnung im Salon der guten Gesellschaft vielfach beanstandet wird, in engste und unmittelbarste Verbindung gebracht zu sehen. Aber die Sprache kennt in dieser Beziehung kein Feingefühl. Ihr ist alles gleich wichtig und gleich wertvoll, und dabei wieder gleich unbedeutend und vogelfrei. Aus dem nämlichen Stoff, aus dem sie den edlen deutschen „Knaben" heranbildet, knetet sie den englischen knave, der bekanntlich so viel wie „Schuft" bedeutet.

Im Germanischen war also der Himmel weder das Hohe, noch das Leuchtende oder was Ähnliches, sondern einfach das „Alles-Überdeckende", das gewaltige Dach, von dem noch heute der Volksmund behauptet: „Wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen gefangen." Freilich hat das gotische himins schon die transscendente Bedeutung: Jenseits, Aufenthalt der Gottheit; und wenn das gotische Vaterunser mit den Worten anhebt: „Atta unsar, thu in himinam" (wörtlich: du in den Himmeln), so mußte das Sprachbewußtsein des Ulfilas den Begriff „Decke" nicht mehr herausfühlen; sonst hätte er gesagt „du über den himinam", so wie wir etwa sagen: „Vater du über den Sternen." Sehr frühzeitig also war der Ursprung des Wortes himins und sein Zusammenhang mit dem Zeitworte hamon vergessen worden; himins bezeichnete nicht mehr den Himmel aus irgend einem speciellen Gesichtspunkt, sondern den Himmel schlechthin, und erweckte im Gemüte des alten Goten ganz die nämliche Fülle von Vorstellungen wie Himmel im Gemüte des Deutschen. Wäre statt der

Wurzel HIM die Wurzel DECK zur Bildung des himmelbezeichnenden germanischen Wortes gebraucht worden, was doch ebensogut möglich gewesen wäre, so würde der Himmel jetzt neuhochdeutsch „Deckel“ und das Eigenschaftswort „himmlisch“, das eine so große Rolle in der lyrischen Poesie spielt, „decklisch“ heißen. Man würde sein „decklisches“ Mädchen in allen Tonarten „andeckeln“, und die Astronomie würde als „Deckelskunde“ verdeutscht werden. Nun hat es der Zufall gewollt, daß der Sprachgenius die Wurzel HIM bevorzugte und daß uns die innerlich gleichberechtigten Formen, die aus der Wurzel DECK wachsen, komisch berühren, weil der Sprachgenius ihnen eine minder bedeutsame Funktion angewiesen hat. Beiläufig gesagt, kommt es vor, daß zwei nahe verwandte Mundarten, wie das Holländische und das Deutsche, auf solchen Gebieten sich trennen, indem die eine Sprache sich für die nämliche Wurzel zur Bezeichnung des erhabenen Gegenstandes entscheidet, die sich die andere Sprache zur Bezeichnung des niedrigen wählt, und umgekehrt. Daraus ergeben sich dann die drolligsten Mißwirkungen auf beiden Seiten, die erst dann aufhören, wenn der Angehörige der eine Komik herausfühlenden Nation sich mit der als komisch empfundenen Sprache vollständig vertraut gemacht hat.

Im Neuenglischen übernimmt das Wort sky, das noch in der alten Sprache, wie heute im Dänischen „Wolke“ bedeutet, die Bezeichnung des Himmels im eigentlichen Sinn, während das Wort heaven (angelsächsisch heofon) mehr im übertragenen Sinne gebraucht wird. Sky gehört zu der nämlichen Wurzel, von der das dänische Skygge, der Schatten, kommt, und hängt sogar mit dem deutschen Wort „Schatten“ zusammen. Dem Engländer hat sich also der Himmel vorwiegend als das Bewölkte, als die große, alles verschattende Wolke dargestellt, seinem feuchtnebligen Klima entsprechend. Dieser Ursprung jedoch ist dergestalt schon verwischt, daß sky sogar zur Bezeichnung der Farbe geworden ist, wie sie nur das unbewölkte Firmament zeigt: skyblue = himmelblau.

Das Lateinische und die von ihm abstammenden romanischen Sprachen bezeichnen den Himmel gleichsam als die krystallene Hohlglocke, die sich über die Erde stülpt. Das Wort cœlum nämlich — französisch ciel, italienisch cielo, spanisch cielo — ist gleichen Stammes mit dem griechischen κοῖλον (koilon, hohl) und dem althochdeutschen hol, unserem neuhochdeutschen „hohl“, und giebt also den sinnfälligen Eindruck der Himmelshalbkugel wieder, an deren innerer Wölbung scheinbar die Gestirne befestigt sind.

Im Deutschen sowohl wie in den romanischen Sprachen wird das himmelbezeichnende Wort auch auf himmelähnliche Überdachungen angewandt; z. B. Thronhimmel, Betthimmel. Schwenck meint, das Wort „Himmel“ stehe hier in seiner ursprünglichen Bedeutung von „Decke“. Ich halte jedoch die Übertragung von dem Himmelszelt auf den irdischen Gegenstand für wahrscheinlicher; denn französisch ciel, spanisch cielo ꝛc., bei denen doch der Begriff der Decke nicht im Wort liegt, werden genau ebenso von Thron- und Bettüberdachungen gebraucht wie das deutsche „Himmel“.

Der Grieche nannte den Himmel οὐρανος (uranos). Dieser uranos ist buchstäblich das Sanskritwort Varunas = der Gott des Wassers, und bezeichnet also den Luftraum, aus dessen verborgenen Tiefen der Regen kommt. Der Regen als etwas Göttliches, Segenspendendes spielt überhaupt bei den Griechen eine hervorragende Rolle. Zeus selber ist es, der da über die durstenden Felder die Labung schüttet. „Hyiei men ho Zeus“ (Der Zeus regnet) — so beginnt eine sehr berühmte altgriechische Ode, und „der Regen Kronions“ gehört zu den stehenden Ausdrücken Homers. Also nicht die Bläue, nicht die Erhabenheit, nicht das Strahlende bei Tag und bei Nacht, sondern die Eigenschaft als eines Reservoirs für die Wassermassen, aus denen der Wolkensammler sein Material bildete, war für die Griechen bei der Betrachtung des Himmels der springende Punkt. Begreiflich bei einem Volke, das so frühzeitig Ackerbau trieb, das die Körnerfrucht, insbesondere Gerste und Hafer, als das „Mark der Männer“ bezeichnete, das noch zu Zeiten des Aristophanes kein beliebteres Nationalgericht kannte als den mit Honig gewürzten Mehlbrei.*

* Das griechische Zeitwort hurein und das lateinische urinare kommen von der nämlichen Wurzel wie

Im Sanskrit, der Sprache der alten Inder, heißt der Himmel div; das ist verdolmetscht: das Leuchtende, Glänzende. Hier zeigt sich also, dem tropischen Klima Hindostans entsprechend, eine Auffassung, die der englischen (sky, ursprünglich Wolke, Schatten) diametral gegenübersteht. Das sanskritische Wort div gehört der nämlichen Wurzel, von der die Sanskritwörter dina und divasa, die beide „Tag" bedeuten, und die Lateinwörter deus (Gott) und divus (göttlich) abstammen. Vielleicht gehört auch hierher das altindische dîpta (strahlend, aufflammend) und jedenfalls das altindische dêva (Gott).

Steigen wir nun vom Himmel auf die Erde hinab.

„Erde", gotisch airtha, angelsächsisch eorthe, englisch earth, dänisch und schwedisch jord, gehört zu der Wurzel AR, wovon lateinisch arare (ackern), ar-m (das Arbeitsglied), griechisch ἄρουρα (arura), lateinisch arvum (die Flur, der Acker), und bedeutet sonach „der bebaute, fruchtbringende Boden". Von dieser Specialbedeutung ist der umfassendere und schließlich der kosmische erst abgeleitet. Wenn Luther sonach übersetzt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer —", so bezeugt er dadurch für alle späteren Geschlechter unwiderleglich, daß zu seiner Zeit der Zusammenhang des Wortes „Erde" mit der Wurzel AR, die ackern bedeutet, längst vergessen war; denn, streng logisch genommen, ist eine Erde, die wüst und leer ist, ebenso undenkbar wie eine „elektrische Pferdebahn" oder ein „silbernes Hufeisen".

Der Grieche nannte die Erde γῆ (gê), zusammengezogen aus γέα (gea), wahrscheinlich verwandt mit dem Stamm *ΓΕΝ* (GEN) in dem griechischen γενος (genos), lateinisch genus, Geschlecht, der so viel wie „erzeugen" bedeutet. Die Erde war also dem Hellenen die große Mutter, die Hervorbringerin aller Feldfrüchte und Nahrungsmittel oder, aus einem höheren Gesichtspunkt betrachtet, aller Erscheinungswesen. Wenn wir jetzt „Geographie" sagen, kommt uns — selbst bei vollkommener Kenntnis des Griechischen — auch nicht der leiseste Anklang an dieses GEN mehr in das Bewußtsein. Das Ge- in „Geographie" ist uns höchstens der Weltkörper, oder genauer: die Konfiguration seiner Oberfläche. Buchstäblich übersetzt, würde „Geographie" nicht „Erdbeschreibung", sondern „Zeugerinbeschreibung" zu lauten haben.

Das Lateinische hat zwei Wörter für Erde: terra und tellus, von denen nur das erstere in die romanischen Sprachen übergegangen ist: französisch la terre, italienisch la terra, spanisch la tierra. Die beiden Ausdrücke sind keineswegs vollständig gleichwertig: tellus ist ausschließlich der Weltkörper, terra die Erde in allen übrigen Bedeutungen. Es scheint, daß terra sowohl wie tellus auf eine Wurzel TER zurückweisen, die soviel wie zerreiben, zerackern bedeutet, so daß also terra ursprünglich soviel besagte, wie die zerriebene, zermalmte Scholle. Hier würde also, ganz ähnlich wie bei den germanischen Wörtern für Erde, ein landwirtschaftlicher Begriff das Erste gewesen sein, alle übrigen Begriffe das Sekundäre.

Ein Sanskritwort zur Bezeichnung der Erde lautet mahî. Dies Wort scheint zu dem Adjektivum mahânt, groß, zu gehören und würde also das Große, Ausgedehnte, Langhingestreckte bedeuten. Die Wurzel MAH lautet im Griechischen *ΜΕΓ* (MEG), wovon μεγας (megas), groß; im Lateinischen MAG, wovon magnus (in gleicher Bedeutung); im Gotischen MIK, wovon mikils; im Althochdeutschen MICH, wovon michil. Das Wort lebt noch heute in Eigennamen wie „Michelstadt" (Großenstadt), „Mecklenburg" (Großenburg) fort.

Ein anderes Sanskritwort für Erde heißt bhûmi. Es gehört zu der Wurzel BHU, werden, entstehen, erzeugt werden, lateinisch FU (noch unverändert erhalten in dem französischen je fus), und bedeutet also, ähnlich wie das griechische γῆ (gê), den Urgrund alles Lebens und Daseins. Sanskrit bhava heißt „Ursprung", „Geburt", und bhâva bedeutet „Dasein", „Wesen".

Übrigens giebt es auch ein Erde-bedeutendes Sanskritwort gô, das dem griechischen γῆ (gê) und dem neuhochdeutschen

---

uranos und liefern so den Beweis der Thatsache, daß in der Sprache das Niedrigste mit dem Höchsten eng verknüpft ist, ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeit überpoetisch veranlagter Seelen.

„Kuh" entspricht und außer „Erde" auch „Rind" heißt. Daß die Kuh ebenso wie die Erde nach der Fruchtbarkeit genannt ist, darf nicht wunder nehmen. Die Wurzeln, die „Zeugen", „Erzeugen" bedeuten, werden mit Vorliebe auf alle erdenklichen Dinge verwandt, die irgend damit zusammenhängen. So ist „Kind" (von derselben Wurzel wie gê und „Kuh") nur das Erzeugte schlechthin; desgleichen „Magd" und „Tochter" (zu ver„mögen" und „taugen", „tüchtig sein"); desgleichen „Knabe" und „Degen" als Bezeichnung eines Ritters und Helden; desgleichen „Knecht" u. s. w.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das Wort, das Himmel und Erde zusammenfaßt, auf die Vokabel, die „Welt" bedeutet.

Eine dilettantische Etymologie, der man noch jetzt vielfach in den Volksschulen begegnet, leitet unser neuhochdeutsches „Welt" von „walten" ab, so daß also „Welt" das „Gutverwaltete" wäre, die Schöpfung, an der man das „Walten" des Schöpfers erkennte. Die flüchtigste Kenntnis des Mittelhochdeutschen würde ausreichen, um die Unhaltbarkeit dieser Ableitung darzuthun. Mittelhochdeutsch heißt das Wort werlt (Walter von der Vogelweide: „all diu werlt, ich han mîn lehen!), althochdeutsch worold, werolt, angelsächsisch verold, voold, englisch world.

„Welt" gehört zu dem gotischen „vair" (angelsächsisch ver, lateinisch vir, der Mann) und bedeutet: das Männerreich, das Reich, das dem Menschen gehört. Gewiß eine stolze und starknervige Weltanschauung, dem allbekannten Satze entsprechend: Der Menschheit höchstes Studium ist der Mensch.

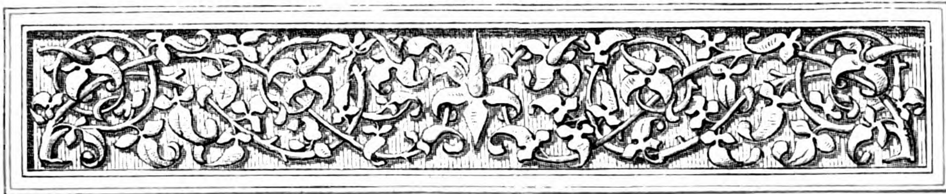
Das griechische Wort ist κόσμος (kosmos), das lateinische mundus, wovon sämtliche romanische Bezeichnungen, wie französisch monde, spanisch mundo, italienisch mondo.*

Das griechische kosmos bedeutet „das Geordnete"; der Hellene bezeichnete mit dem nämlichen Wort den Begriff des Schmuckes.

Das lateinische mundus heißt in ganz ähnlicher Weise ursprünglich so viel wie „Inbegriff der Dinge, die zur Sauberkeit oder zum Putzen, zum Schmuck gehören". Hiervon leitet sich dann ab: „die geordnete Welt, das Weltall." Hier also, auf dem Gebiete des griechisch-lateinischen Sprachzweiges, findet sich jene Anschauung, die der etymologische Dilettantismus fälschlich dem deutschen „Welt" aufschwatzen möchte.

* Die spanische Form mondo ist Eigenschaftswort und heißt „sauber".





Aus Düsseldorfs Glanzzeit.

Eine Skizze
von
Elise Polko.

„Mein Herz ist am Rheine im heimischen Land."
Wolfgang Müller.

Ein deutsches Dichterleben im Sonnenschein, das noch in unsere Tage hineinstrahlt und mit einem sanft verklingenden harmonischen Accord schließt, ist so selten, daß es uns anmutet wie ein Märchen mit dem magischen: „Es war einmal."

Von ferne rauschen die Wellen des Rheinstroms, und der Zaubersang der Lorelei klingt traumhaft herüber. Und an alle diese Herrlichkeit und an den Dichter, der sie aus vollem, warmem Herzen gepriesen, dachte wohl auch ein Bildner, der Meister Otto Lessing in Berlin, der die Kolossalbüste Wolfgang Müllers schuf und den Heimgegangenen wieder auferstehen ließ, nach eigener liebevoller Erinnerung und mit Hilfe lebensvoller Bildnisse der Malerfreunde Jakob Becker und anderer aus jener heiteren Vergangenheit. In Königswinter, in jenen reizenden Anlagen, die sich am Rhein hinziehen, hat man das Denkmal aufgerichtet, das den Poeten darstellt, wie ihn die jüngere zärtliche Schwester, die verwitwete Frau Professor Becker in der alten Kaiserstadt am Main, aus der Jugendzeit so warm schildert: „Wolfgang war damals, etwa 1832, ein herrlicher Jüngling," schreibt sie, „talentvoll und von großer Liebenswürdigkeit des Charakters. Seine bedeutenden Eigenschaften, verbunden mit einem ausdrucksvollen Antlitz, mit seelenvollen blauen Augen und einer schlanken elastischen Gestalt, machten ihn überall zu einer hervorragenden Erscheinung und begreiflicherweise zu einem Liebling der Gesellschaft. Ich habe," so erzählt sie weiter, „ein schönes Aquarellbild von ihm aus jener Zeit, zu dem er einem Malerfreunde, Jakob Becker, meinem späteren Manne, gesessen hatte. Porträtähnlich, wie dasselbe ist, giebt es doch zugleich auch ein ideales Bild der damaligen schwärmerischen Jugend voll edler, hochgespannter Gesinnung, von ihrer Art und Weise, ihrer Haltung und ihrem Auftreten."

Ja, diese schwärmerische Jugend der damaligen Zeit, die man heute meist spöttisch belächelt, welch ein Stück köstlicher Poesie und Begeisterungsfähigkeit repräsentiert sie doch! Wie alt erscheinen diesem echten Enthusiasmus, diesem warmen Glauben, Hoffen und Lieben gegenüber doch die Repräsentanten der Jugend des fin de siècle, am Schreibtisch sowohl wie in der Ausübung der schönen Künste, mit so wenigen Ausnahmen — wie herbstlich welk und freudlos! Wohin ist sie geraten, die frische Lenzesstimmung — die sorglose „bunte Lust", in jener reichen Welt des künstlerischen und poetischen Schaffens, in der auch der rheinische Poet Wolfgang Müller aufwuchs? — Das Heute erscheint im Vergleich zu der Schilderung jener Tage fast wie eine Luft ohne Schwalbengezwitscher — wohl hell und klar — „aber ach — wie kalt!" — wie ein Wald ohne Vogelgesang — es ist so selten mehr eine Arbeit, die „auf Schönheit

geht", wie Immermann das künstlerische Schaffen bezeichnet, und wie sie die Aufgabe aller derer gewesen, die sich um ihn gruppierten. Die Jugend des Sängers vom Rhein erscheint uns wie ein kostbares Bilderbuch, in dem wir zu blättern nimmer müde werden, eine Galerie von interessanten Porträtköpfen, zu denen zahllose Geschichten gehören, frohe wie traurige, aber die frohen überwiegen. Sie klingen wie die Mendelssohnsche Musik zum Sommernachtstraum, oder die Ouverture zur schönen Melusine, und wenn wir zuhören, beim Glase funkelnden Rheinweins oder bei einer duftenden Maibowle, so sehen wir, wie der Nibelungenhort geheimnisvoll aus den grünen Wellen steigt.

Wie zu jedem Porträtbild, gleichviel ob es in Farben oder mit Silberstift oder sonst welchem Material ausgeführt wurde, ein fester Rahmen gehört, der den Kopf, die Gestalt des Bildes erst plastisch hervortreten läßt, so auch zu einer mit der Schriftstellerfeder gezeichneten, vorübergegangenen Menschenerscheinung, die wir lebensvoll wiederzugeben versuchen möchten. Der Rahmen einer derartigen Porträtstudie ist jenes allgemeine Leben, wie es auf und ab wogte in der unmittelbaren Umgebung des Originals, zur Zeit seiner eigentlichen geistigen Entwickelung. Aus einer bunten Welt der verschiedensten Erscheinungen muß dann die eine Gestalt hervortreten, sich loslösen und zu unserem Herzen sprechen. Und es war eben ein köstlich reiches, vielbewegtes Künstlerleben, das damals in Düsseldorf jenen echten Poeten umrauschte, den Sänger des Rheines, Wolfgang Müller von Königswinter — ein Zusammentreffen und Zusammenwirken der bedeutendsten Persönlichkeiten verschiedenster Art. Heinrich Heine in seinen Reisebildern sagte damals von seiner Vaterstadt: „Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, da leben sechzehntausend Menschen und viele hunderttausend liegen da begraben. Sie ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, wird einem wunderlich zu Mute."

Als Felix Mendelssohn dort eintraf, jener jugendliche Meister, der wie kaum ein anderer zu unserem rheinischen Poeten gehört — war er doch der poetische „Volker" jenes Kreises, der echte „Spielmann" —, waren wohl schon viel mehr als „sechzehntausend" Lebende allda versammelt. Die Stadt zeigte überhaupt eine ganz andere Physiognomie als eben zu jener Zeit, wo der „ungezogene", aber zugleich unwiderstehliche „Liebling der Grazien und Musen" noch ein Schüler des Franziskanerklosters war und sich an der Theaterecke, unweit des mächtigen Kurfürstenstandbildes, wie er erzählt, mit besonderem Behagen warme Apfeltörtchen kaufte. Das künstlerische Düsseldorf hatte einen gewaltigen Aufschwung genommen, seit Wilhelm von Schadow dort eingezogen mit dem glänzenden Gefolge der jüngeren Maler: Lessing, Hildebrandt, Sohn, Mücke, Hübner, Schirmer, denen bald Bendemann, Jordan und Steinbrück gefolgt waren. In jenen so lange verödeten Räumen des alten Schlosses, von denen Heine behauptete, daß dort zu nächtlicher Weile eine „schwarzseidene" Dame ohne Kopf mit rauschender Schleppe umgehe, standen Staffeleien — jene frohe „Arbeit, die eben auf Schönheit geht", begann, und farbenprächtige Bilder trugen den Ruhm der Düsseldorfer Schule in alle Welt. Lessing malte sein edles „Königspaar", Hildebrandt die „Judith", Bendemann jene „Trauernden", die an den „Wassern Babylons" saßen, Sohn seinen schönen „Hylas" und Schirmer seine wunderbar poetischen Landschaften.

Den zweiten, kaum minder glänzenden Hofhalt dort bildete damals Karl Immermann, der geniale Dichter, der eben sein „Tulifäntchen", diesen epischen Kolibri, wie Heine so reizend sagt, in die Welt flattern ließ, mit seinem Kreise. In ihm leuchteten die Gestalten der zarten Gräfin Ahlefeldt mit ihrem hocharistokratischen Wesen, der liebenswürdigen Dichter von Üchtritz und Zedlitz, des feinen Kunstforschers Schnaase und des wunderlichen Grabbe besonders hervor, und neben ihnen, zu beiden Gruppen gehörend, sich beiden enthusiastisch anschließend, der jugendliche Wolfgang Müller.

In einer abgelegenen Zelle der Akademie, deren Wände bedeckt waren mit genialen Skizzen, versammelten sich damals zu bestimmten Stunden die Poeten; da las man den „Hamlet", „Wallenstein", „Egmont", „Romeo", den „Standhaften Prinzen", die „Opfer des Schweigens", den „Gestiefelten Kater", den „König Ödipus" und vieles

andere und hielt auch die ersten Redeproben ab zu jenen berühmten „Mustervorstellungen“, die damals so viel Aufsehen erregten und in denen sogar ein Seydelmann als Gast auftrat. Immermann selber erzählt von jenen köstlichen fördernden Stunden in der Zelle: „Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände rötete die Frühlingssonne. Bei dem Klange der Wellen, in dem rosigen Schein, wurden die Silben gemessen, Accente festgestellt, die Schattierungen der Rede ausgearbeitet.“

Und neben diesen beiden Vereinigungen der Maler und Dichter erschien nun eine dritte, musikalische, mit ihrem leuchtenden Mittelpunkt: Felix Mendelssohn.

Seit 1818 existierten auch bereits die fröhlichen Pfingstmusikfeste am Rhein, die eine Anzahl von Musikfreunden gestiftet hatte, und die man damals in Düsseldorf, Köln, Aachen und Elberfeld abwechselnd feierte — und zu Pfingsten 1834 dirigierte Mendelssohn zum erstenmal in der Malerstadt. Das Konzertprogramm jenes denkwürdigen Düsseldorfer Musikfestes bestand aus folgenden Nummern: Ouverture in C-dur von Mendelssohn; Händels „Israel in Ägypten“; die große Leonoren-Ouverture in C; Beethovens Pastoral-Symphonie; Osterkantate von Wolf; die Macht der Töne von Winter. Außerdem spielte Mendelssohn ein Webersches Konzert. Die Sopransoli sang damals der Liebling Berlins, die gefeierte Pauline von Schätzel-Decker, die Freundin des Mendelssohnschen Hauses. Ihre süße Stimme und ihr seelenvoller Vortrag waren, nach allen Berichten, von hinreißender Wirkung.



Wolfgang Müller.

Mendelssohns Erscheinung erregte begreiflicherweise in den Proben schon das lebhafteste Interesse. Wie neugierig hefteten sich schöne und nichtschöne Augen auf jenen feingebauten Mann mittlerer Größe, mit dem dunklen, leichtgelockten Haar, der gedanken-

vollen Stirn und dem vornehmen Munde. Und diese schlanke, fast mädchenhaft zarte Hand, die den Taktstab ergriff, sollte wirklich all diese Ton- und Menschenmassen bändigen? Man wartete voll Spannung. Aber schon die ersten ruhig bescheidenen Worte, mit denen er sich einführte, die Art seiner Ansprache an die Sänger und Sängerinnen, in ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, erregten das günstigste Vorurteil für den „Berliner“. Eine Stunde später — und das Orchester spielte mit einem Feuer und Schwung wie noch nie, die alten Musikanten warfen ihrem jungen Dirigenten heimlich geradezu Liebesblicke zu und murmelten untereinander: „Der versteht's!“ Die Sänger fanden, daß man's mit ihm wohl wagen könnte — und die Damen?! — Den Finger auf die Lippen: tace .... Die Aufführung selbst war offenbar ein Ereignis in der Düsseldorfer Musikgeschichte. Das warmherzige, empfängliche Völkchen der Rheinländer erschien wie berauscht. Jubel, Tusch, Blumen, Lorbeerkränze, leuchtende Augen, glühende Wangen. Man wollte sie festhalten um jeden Preis, diese schlanke Dirigentenhand — einstimmig wurde Mendelssohn zum städtischen Musikdirektor erwählt, eine Stellung, die man erst für ihn schuf, und zu allgemeiner Freude nahm er diese ehrenvolle Wahl für einige Jahre an.

Daß Felix Mendelssohn in den damaligen Düsseldorfer Kreisen sich rasch heimisch fühlen und Sympathien erwerben mußte, war wohl natürlich. Niemand trat, bei aller Hingebung an seine geliebte Kunst, weniger als einseitiger Musiker auf, als eben er. Sein glänzender und elastischer Geist streckte die Fühlfäden nach allen Seiten hin aus, alles Schöne, Große, Edle, in welcher Form es ihm entgegentreten mochte, zog ihn an und beschäftigte ihn lebhaft. Hatte man ihn doch im Elternhause daran gewöhnt, nicht allein zu hören, sondern auch zu sehen — und Augen wie die seinen konnten eben nur „schön“ sehen. Von frühester Jugend auf waren Lessing, Schiller, Shakespeare seine Freunde gewesen, und sein bedeutendes Zeichnertalent zu üben, hatte er, bei seinem regen Eifer, sich nach allen Richtungen hin auszubilden, immer und überall Zeit gefunden. Gumprecht sagt von seinem Wesen: „Eine fast weibliche Weichheit des Gefühls und eine vielbewegliche, jeden äußeren Eindruck rasch und feurig auffassende Phantasie sind hervortretende Eigentümlichkeiten in Mendelssohns Individualität. Zu diesen an sich zweideutigen Geschenken der Götter trat indessen läuternd und kräftigend ein unbestechlicher Verstand und, was das Wichtigste ist, ein fest auf sich beruhender Charakter.“

Wie fein sein Kunstsinn, beweisen zahllose Stellen in seinen köstlichen Briefen, und wie voll von Poesie seine Seele, zeigt jeder Takt seiner Schöpfungen. Die Maler empfingen ihn damals sofort wie einen von ihrer Zunft, und sogar der etwas exklusive Dichterkreis nahm ihn als ebenbürtig freudig auf. Mit besonderer Lust fing der junge Musikdirektor hier wieder an zu zeichnen und zu malen, und viele reizende Albumblätter, Arabesken und Entwürfe, die sich noch in den Händen der Familien seiner verschiedenen Freunde befinden, zeigen, wie groß sein Talent, wie sicher sein Auge, wie reich seine Phantasie und wie graziös seine Hand gewesen. Auch eine allerliebste kleine Federzeichnung in einem Briefe an Moscheles fällt in jene Düsseldorfer Zeit. Ein Patenbrief war nämlich von London nach Düsseldorf geflogen; Moscheles bat den jungen Freund zu Gevatter zu einem Sohn, der ihm geboren worden war. Das Bild des ganzen Orchesters, einen Tusch ausführend, prangt über dem jubelvollen Antwortschreiben, und wenige Tage später flog auch die Abschrift des lieblichen Wiegenliedes: „Schlummre und träume von künftiger Zeit“ über den Kanal zu der schönen jungen Mutter und dem Patenkinde Felix Moscheles.

Es liegen mir — aus brieflicher und mündlicher freundlicher Überlieferung — viele anmutige Züge und Details aus Mendelssohns damaligem Leben in der Rheinstadt vor. Wie sich seine Stellung als Künstler in jener Epoche gestaltete, was er dort als Dirigent geleistet, erzählen uns wohl verschiedene Biographien des Musikers; aus seinem Privatleben aber konnte doch nur Freundesmund berichten. Man weiß, wie wunderbar schön sich anfangs das Verhältnis des Dichters Immermann zu dem Musiker gestaltete, welche Hoffnungen man aus

diesem seltenen Zusammenwirken für die Bühne schöpfte. Es wäre eben wieder einmal, wie so oft im Leben, „zu schön“ gewesen, und deshalb konnte und „durfte es wohl nicht sein“! Immermann sollte das Drama, Mendelssohn die Oper leiten, so war es geplant. Am 28. Oktober 1834 wurde das Düsseldorfer Theater mit Kleists „Prinzen von Homburg“ und einem Festspiel Immermanns feierlich eröffnet. Das überfüllte Haus strahlte im reichsten Schmuck schöner Frauen. Raphaels Parnaß, von den Malern in höchster Vollendung gestellt, erschien auf der Bühne unter ergreifender Musikbegleitung, die Mendelssohn komponiert hatte. In sichtlicher Erregung folgte an jenem Abend auch die zärtliche Freundin des Dichters, die Gräfin Ahlefeldt, deren feiner Kopf, mit dem Leidenszug um die Lippen, in der Loge zunächst der Bühne auftauchte, der Dichtung, und am Schlusse gab der Lorbeerkranz, welchen ihre schlanke Hand auf die Bühne warf, das Signal zu einem allgemeinen Blumenregen. Mit fast noch größerer Begeisterung wurden aber die ersten Opernaufführungen unter der Leitung Mendelssohns: Mozarts „Don Juan“ und Cherubinis „Wasserträger“, sowie Goethes „Egmont“ mit Beethovens Musik, aufgenommen. Eine neue Ära zog herauf. Das waren Blumen, welche sich gleichsam aus einer Decke von Schutt emporgearbeitet hatten, Rosen, die in einem wilden Garten emporwuchsen; eine Riesenkraft und Riesenenergie, wie sie nur die göttliche Begeisterung für die Kunst zu geben vermag, hatte dazu gehört, alles, was damals zerstreut umherlag, zu einem harmonischen Ganzen zu sammeln und zu vereinigen. Die Menge freilich sah nur das vollendete und herrliche Werk und freute sich daran, niemand wußte, wie viel Geduld, Mühe, Arbeit, Ärger und Streit vorhergegangen. Vielleicht war es eben der überaus glänzende Erfolg jener Opernvorstellungen, der mächtige Eindruck, den die Musik nun einmal allezeit auf das große Publikum hervorzubringen pflegt, jener unwiderstehliche Zauber, den sie auf das Volk überhaupt ausübt, welche Immermann um das Schicksal und die Zukunft seiner dramatischen Vorstellungen besorgt werden ließ und ihn zu jenen vielbesprochenen und beklagten Bestrebungen verleitete, die Oper um jeden Preis in den Hintergrund zu drängen. Vielleicht waren es aber auch die unverhohlenen Bemühungen des jungen feurigen Musikers, seiner geliebten Kunst den ersten Platz zu sichern, die so früh schon den Repräsentanten des „reizbaren Geschlechts der Dichter“ ungeduldig machten — genug, es kam leider nur zu bald zu kleineren und größeren Reibungen zwischen beiden. Keiner gab nur eines Fingers Breite nach — keiner wich von seiner Stelle, und so nahm denn die Entfremdung der anfangs so innig Befreundeten, trotz der Vermittelung anderer, von Tag zu Tag zu, ging in wirkliche Spannung über und endete, zu allgemeinem Leidwesen, mit einem offenbaren Bruche des für das Düsseldorfer Kunstleben so vielversprechenden Verhältnisses. Es läßt sich über jene damaligen komplizierten Düsseldorfer Konflikte auch heute wohl noch kein bestimmtes Urteil fällen und viel weniger ausführlich darüber reden, es liegen doch zu frische Gräber rings umher, über die noch kein „dichtes Moos“ gewachsen — wer hätte den Mut, diese heiligen Ruhestätten zu berühren?

Und dennoch erwuchs eben in jener Düsseldorfer Zeit, trotz dieser unfreundlichen Lüftchen, trotz des bald heiteren, bald bewölkten Himmels, die königliche Palme des Mendelssohnschen „Paulus“ ruhig und ungestört hoch und höher empor.

Eine geist- und seelenvolle Freundin Mendelssohns aus jener Zeit, die damals eine wunderschöne, junge, glückliche Frau und jetzt noch eine glückliche Großmutter, Malwine B. S., erzählt so manches aus dem damaligen Privatleben Mendelssohns, das eben ein so wohlthätiges Gegengewicht bildete zu dem Wust von unerquicklichen Geschäften und mannigfachen Kränkungen seines dortigen Künstlerlebens, daß ich einiges gern nacherzählen möchte, wie sie selber es einst mündlich mitgeteilt. Ihre erste Bekanntschaft mit ihm entspann sich folgendermaßen.

Vater, Mutter und Schwester Rebekka besuchten eines Tages aus Berlin den geliebten Sohn und Bruder in seiner neuen Heimat. Sie wohnten damals im Breidenbacher Hof, jenem jungen Ehepaar, einem ausge-

zeichneten Arzt mit seiner Frau, gerade gegenüber. Wie oft mögen die glänzenden Frauenaugen, hinter Blumen hervorlauschend, auf jene glückliche Familiengruppe geschaut haben, die sich dort drüben häufig am Fenster zeigte und deren Mittelpunkt der gefeierte junge Musikdirektor bildete.

Und eines Abends, nach dem Thee, als „Doktors“ eben plaudernd über solch selten interessantes Gegenüber beisammen saßen, hörte man rasche Tritte auf der Treppe, ein hastiges Klopfen an der Thür, und Felix Mendelssohn selber, von dem man eben gesprochen, stürzte herein, ohne Hut, in höchster Aufregung, und bat den jungen Arzt in hastigen Worten inständig, auf der Stelle mit herüberzukommen, die Mutter sei plötzlich erkrankt.

Sofort eilte Doktor B. mit ihm zur Kranken. Frau Mendelssohn hatte anscheinend eine Art Schlaganfall bekommen und war bewußtlos, die Familie drängte sich in größter Bestürzung um die Geliebte. Die nötigen Mittel wurden nun zur Stelle angewandt, und nach einer gemeinsam durchwachten Nacht hatte der junge Arzt denn auch die Freude, die teure Kranke außer Gefahr erklären zu können.

Zwei Tage später kam der alte Herr mit Felix und Rebekka herüber, um dem neuen Freunde zu danken und zugleich die Bitte auszusprechen, am Nachmittage, mit seiner jungen Frau, die vielgeliebte und verehrte Mutter zu besuchen. Das junge Paar folgte nur allzu gern der dringenden Einladung und ging hinüber. Als sie ins Zimmer traten, saß die Genesene in der Sofaecke und empfing ihren liebenswürdigen Arzt und seine reizende Gefährtin mit einem strahlenden Lächeln. Neben ihr aber lag, von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage total erschöpft, mit der Hand die Hand der Mutter fest umfassend, Felix, mit dem Kopf in die Sofaecke gelehnt, und war eingeschlafen. Die Mutter zeigte mit bittendem Blick auf den Liebling und streckte die freigebliebene Hand aus, zum Gruße. Der Sohn schlief so fest, daß er von all den kleinen Präliminarien einer ersten Einführung nicht das Geringste vernahm. Die schöne Stirn gesenkt, die dunklen Wimpern fest auf den Wangen ruhend, die feinen Lippen sanft geschlossen, blaß, und nur leise atmend, so ruhte er — das anmutigste Bild. Rebekka aber, das liebliche junge Mädchen, in einer Anwandlung jenes übermütigen Glücksgefühls, wie es eine überstandene Gefahr so leicht bringt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Schlummernden mit den Rockschößen an das Sofa festzunähen. Leise, mit Augen und Lippen protestierte zwar die Mutter gegen diesen Schelmenstreich — vergebens, Rebekka ließ sich nicht stören. „Nie vergesse ich das halb verlegene, halb lachende Gesicht des Erwachenden, als er endlich, zur Verbeugung, vergeblich zu erheben sich mühte und gefesselt fühlte,“ erzählte die alte Freundin. „Das waren unvergeßliche Stunden, die uns in ihrem Ernst und unwillkürlichen Humor einander näher brachten, als es ein monatelanger Verkehr gewöhnlicher Geselligkeit vermocht hätte,“ versicherte sie. Die Unterhaltung war sofort nach diesem lustigen Intermezzo wundervoll frisch und lebendig, wie zwischen alten Freunden. Man gab sich dermaßen unbefangen und offen, als ob man sich schon jahrelang gekannt. Und so konnte es denn auch geschehen, daß die junge Frau in ihrer heiteren Liebenswürdigkeit im Laufe des Gesprächs gewisse kleine Seltsamkeiten dortiger Kreise in harmloser Weise persiflierte. Da sprang Felix wie elektrisiert auf, und lachend der reizenden Sprecherin die Hand reichend, sagte er: „Das ist alles wahr und richtig, und genau so finde ich's auch, aber — eine schöne Frau darf's sagen und ich nicht — das ist der Unterschied!“ Ehe Mendelssohns von Düsseldorf wieder abreisten, führten sie aber ihre jungen neuen Freunde in jenes Haus ein, das sie ihr „liebstes Asyl“ nannten und als Ruhepunkt oder eine Art von Heimat bezeichneten: nämlich in das gastfreie, kunstliebende Haus der Familie von Woringen.

Die Familie von Woringen wurde damals repräsentiert durch den Vater, einen herrlichen, frischen Greis, drei Söhne und zwei hochbegabte, liebenswürdige Töchter. Alle waren eminent musikalisch, die Mädchen sangen bezaubernd, und Ferdinand, der älteste Sohn, hatte einen Tenor, wie er schöner vielleicht nie in Deutschland erklang. Für alle Künstler und Poeten von fern und nah

galt das Worringensche Haus als eine Art von Sammelplatz, als eine frische, schöne Oase in der heißen Weltwüste, für die Mendelssohnsche Familie aber war es ein Lieblingsplätzchen, eine Station, an der man eben aussteigen mußte und die Paul Mendelssohn sogar sehr bezeichnend einstmals die „große Fermate“ genannt hat. Felix hat den Schwestern Worringen mehrere Liederhefte gewidmet, sie waren es auch, die ihn damals unbewußt zur Liederkomposition drängten. Wie oft kam er mit einem eben beschriebenen Blatt in den Händen, einem neuen Liede, zu ihnen, um sich's vorsingen zu lassen. Wenn dann eine oder die andere der süßen Mädchenstimmen neben ihm seine musikalischen Gedanken so klar und warm wiedergab und das Tiefempfundene gleichsam greifbare Gestalt gewann und von dem fremden Herzen tief empfunden wie ein Echo zurückklang, da sprang der junge Komponist wohl in überwallender Erregung auf, erfaßte die kleinen weißen Mädchenhände und rief: „Das ist Herzensfreude! So muß man deutsche Lieder singen!“

Jene Abende im Worringenschen Hause, wenn Ferdinand und die Mädchen sangen, Felix mit dem ausgezeichneten Cellisten Rietz spielte, oder auch über eben Gehörtes vor dem auserlesenen Kreise phantasierte, so schön, daß er sie alle bezauberte, jung und alt, wo man nachher voll Kinderheiterkeit um Pfänder spielte und Mendelssohn als der Heiterste, Kindlichste unter allen erschien, waren so recht seine Erholung und Erquickung. Wer ihn als flotten Tänzer umherfliegen sah im Kreise junger Mädchen und Frauen, oder wenn er mit verbundenen Augen, von kleinen Händen gezupft, umhertappte und lachte, in all dem Gewirr fröhlicher Stimmen, der konnte schwerlich ahnen, daß wenige Stunden später derselbe Mann — so fern mit seinen Gedanken von dem Schauplatz des heiteren Treibens wie der Himmel von der Erde — die Stirn über den Text des „Paulus“ geneigt, wie er ihn aus den Händen seines Freundes, des Predigers Schubring, empfangen, jene erhabenen Melodien niederschrieb, die über die Welt ziehen sollten wie Lichtstrahlen. Oft kam er auch am Tage herüber in das Haus jener jungen Frau seines Arztes, um an ihrem Flügel die eine oder andere Melodie zu probieren und dann scherzend zu fragen: „Nicht wahr, das klingt?!“ Die Freunde verwöhnten ihn übrigens dort nicht etwa allezeit nur mit Lob, man fütterte ihn zu seinem Glück keineswegs mit dem Zuckerwerk der Schmeichelei. Man tadelte ihn vielmehr ohne allen Rückhalt, wenn er irgend etwas brachte, das dem einen oder dem anderen nicht behagte. Wie manchmal saß er unter ihnen, den Kopf auf die Hand gestützt, die Notenblätter vor sich, und seufzte: „Aber ich meine es eben so am besten ausgedrückt zu haben, es stand mir gerade so vor der Seele, und nun ist mir's so leid, daß ihr's anders hört! Ich denke, ihr werdet's eines Tages schon einsehen, daß ich doch recht hatte — es wird die Stunde kommen, wo es euch besser klingt!“

Und sie sahen es auch meist wirklich ein — und jene Stunde kam dann sicher. Eines Ausspruchs über Vater Haydn erinnerte sich der Maler Hildebrandt von Felix, den auch ich als besonders charakteristisch hier citieren möchte.

Die Freundesschar tadelte nämlich einmal bei Gelegenheit eines kleinen fröhlichen Gelages, den Becher in der Hand, den „matten“ Chor zum Lobe des Weins in den „Jahreszeiten“. „Da wollten wir doch ein anderes brausendes Lied singen,“ hieß es, „der Alte muß damals gewaltig schlechten Wein getrunken haben, um so wenig ins Feuer über ihn zu geraten,“ rief man übermütig.

Mendelssohn lächelte. „Vater Haydn wird euch die Lästerung wohl vergeben,“ sagte er, „und geduldig warten, bis ihr zur Besinnung gekommen seid. Laßt die schäumende Jugendzeit einmal vorübergegangen sein und singt dann seinen Chor beim Glase Wein und erzählt mir wieder, ob er euch noch matt erscheint. Jetzt ist euch das Glas von eurem Rheinwein noch eine Hauptsache, Haydn aber, als er jenen Chor schrieb, trank den Wein nicht wie ihr, um ihn zu genießen, sondern um sich zu neuer Arbeit zu stärken und dieser Stärkung sich zu freuen. Ich sage also: Wartet!“ Und da war es der junge Wolfgang Müller, der begeistert dem Redner die Hand herüberreichte und rief: „Unser Mendelssohn hat recht — warten wir! Und mag uns der Vater Haydn verzeihen!“ —

„Wir wunderten uns oft über so viel Weisheit in diesem jungen Kopfe," sagt Hildebrandt, „wir fühlten den Felix oft so hoch über uns, und dann wieder war er doch so kindlich fröhlich, so übermütig, wie der Jüngsten einer."

Die Begeisterung, mit welcher der „Paulus" noch vor seiner Vollendung in seinen einzelnen Teilen in dem dortigen Kreise einstudiert und aufgenommen wurde, muß unbeschreiblich gewesen sein. Wenn Mendelssohn einen oder den anderen der Chöre probieren ließ, sammelten sich die Zuhörer in Massen und brachen oft in lauten Jubelruf aus. Ein köstlich heiteres Intermezzo erlebte die liebenswürdige Freundin Frau Doktor B. in ebensolcher Probe. Mendelssohn hatte nämlich seinen Freund Ferdinand von Woringen gebeten, verschiedene Recitative zu singen, die er selber immer erst mitbrachte, wie er sie eben niedergeschrieben, — auch die eben skizzierten verbindenden Stellen im Heidenchor sollte er singen. Allzu deutlich waren nun die Textworte dieser Blätter freilich nicht aufgezeichnet, und als die Stelle kam: „Als das die Heiden hörten, wurden sie froh," — da geschah es, daß die herrliche Tenorstimme mit lebhaftem Ausdruck in eben jener Probe sang: „Als das die Heiden hörten, wurden sie frech!" — Dieser specifisch rheinische Ausdruck rief, trotz der Feierlichkeit der Stimmung, ein wahrhaft homerisches Gelächter hervor. Der Sänger stutzte, warf einen Blick in das Notenblatt — dann zuckte es über sein Gesicht, und er sah zu Mendelssohn herüber. Der aber lag mit beiden Armen über den Flügel hingeworfen und schüttelte sich vor Lachen. Nun lachte der Sänger auch, und es währte geraume Zeit, ehe er selber, sowie der Dirigent und alle Anwesenden sich hinlänglich gefaßt, um die verfängliche Stelle in ihrer ursprünglichen Lesart wiederholen und hören zu können.

Auch die Beethovenschen Sonaten, in einer neuen Gestalt, bildeten damals einen wunderschönen Schmuck der verschiedenen Düsseldorfer Feste. Mendelssohn hatte mehrere von ihnen instrumentiert, und man führte nun einzelne Sätze von ihnen zu lebenden Bildern auf, die in seltener Vollendung gestellt wurden, und erreichte so, mit Hilfe schöner Frauen und charaktervoller Männerköpfe, die glänzendsten Effekte. Es war ein selten harmonisches Zusammenwirken der Farben, Töne und — genialen Menschen. Der Trauermarsch aus der As-dur-Sonate begleitete aber auch gar manchen aus dem damaligen Kreise auf seinem letzten Gange; nur als man im Spätherbst des Jahres 1836 den genialen jungen Musiker Robert Burgmüller zu Grabe trug, da hatte Mendelssohn, tief erschüttert, einen eigenen Trauergesang komponiert, der von unbeschreiblicher Wirkung gewesen sein soll. — Kein großer Sänger- und Orchesterkreis nach unseren heutigen Begriffen umstand damals den jugendlichen Felix Mendelssohn in seinen Proben und Konzerten, aber in einem seiner Briefe an einen fernen Freund findet sich die Stelle: „Wenn Sie in einer Kirchenmusik einmal den Baß eines Chores ansehen, so lacht Ihnen das Herz im Leibe, weil da ein guter Maler neben dem anderen steht und brüllen alle wie nichts Gutes."

Und mitten dazwischen standen auch allerlei Poeten und der junge Wolfgang Müller neben seinem künftigen Schwager, dem genialen Maler Jakob Becker, und da war sicher keiner, der es ernster meinte als eben diese beiden Freunde, und respektvoller aufschaute zu dem Dirigenten. Daß außerhalb solcher Proben der Respekt aber zuweilen eine sichtbare Verminderung erfuhr, geht aus einem Briefe Mendelssohns an die geliebte Schwester und Kunstgenossin Fanny Hensel hervor:

„Neulich kam ich nach Hause, da standen auf dem Schreibtisch zwei Stühle, der Ofenschirm lag unter dem Klavier, im Bette lagen ein Paar Stiefel und Kamm und Bürste u. s. w. Bendemann und Jordan hatten mir das als Visitenkarte hinterlassen!"

In wahrhaft glanzvollen Farben stellt sich, nach den verschiedenen Aufzeichnungen der Augen- und Ohrenzeugen, der erste Versuch eines öffentlichen Zusammenwirkens der Schwesterkünste Musik und Malerei dar, bei Gelegenheit eines Festes, welches die Stadt Düsseldorf dem kunstsinnigen preußischen Kronprinzen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. gab. Mendelssohn dirigierte Händels „Israel in Ägypten", und die Maler stellten dazu lebende Bilder, die Bendemann

und Hübner für diesen Zweck komponiert hatten und nun selber vorführten. Bei der wuchtigen Stelle, wo der Chor intoniert: „Sie schrien, schrien, ob ihrer harten Knechtschaft!" teilte sich der verhüllende Vorhang der Bühne und zeigte in ergreifender Gruppe die Kinder Israels in „Knechtschaft und Schmach", im Vordergrunde die Prachtgestalt des trauernden, gebeugten Moses. Das zweite Bild erschien, als der Chor verhallt war und die Stelle erklang: „Aber mit seinem Volke zog er hindurch gleichwie ein Hirt!"

In blendender Pracht der Gewandung, von feinster Farbenstimmung, zogen die Trauernden vom ersten Bilde, mit goldenen und silbernen Geräten beladen, stolz und freudig dahin, in buntem Gedränge ihrem Führer Moses folgend, der majestätisch, mit hoch erhobenem Stabe, ihnen voranschritt. Und das letzte Hübnersche Bild brachte den entzückenden Beweis rheinischer Frauenschöne, Mirjam, die Prophetin, umgeben von Scharen üppig blühender Frauen und Mädchen, Harfen und Cymbeln in den Händen und geleitet von ernsten Männergestalten mit Posaunen. Unendlichen Jubel erregte diese gemeinsame Aufführung, und der hohe Gast war entzückt.

Wie eine ununterbrochene „Reihe von schönen Tagen" erscheint das damalige Düsseldorfer Künstlerleben, aber nirgends steht geschrieben, daß sie „schwer zu ertragen" gewesen seien, wie doch Goethe von derartigen Zeiten behauptet. Das junge enthusiastische Dichterherz Wolfgang Müllers hat sie damals wenigstens, in Freundeskreisen, voll und ganz genossen, ohne jedwede Ermüdung. Im Vaterhause verkehrten ja die Maler, Musiker und Poeten in zwangloser Weise, der vielbeschäftigte Arzt, der in diesem seinem Sohne seinen einstigen Nachfolger sah, und seine lebenslustige, liebenswürdige Frau, von der Wolfgang Müller sicher die „Frohnatur und Lust zu fabulieren" ererbte, übten die größte Gastfreundschaft.

Freilich erleichterten die damaligen bescheidenen geselligen Ansprüche alle diese häufigen Zusammenkünfte von jung und alt wesentlich. Man brachte frohe Herzen mit und jene Augen, die „schön sahen". Niemand spendete und empfing irgend welchen Luxus, wie er doch in unserer Zeit bei jeder Gelegenheit erwartet und als durchaus notwendig hingenommen wird. Die jungen Künstler betrachteten es einfach als einen Vorzug, sich an bestimmten Tagen, nach den Arbeitsstunden, in den verschiedenen befreundeten Häusern zusammenfinden zu dürfen, in erster Linie öffneten ihnen das Schadowsche und Müllersche Haus Thor und Thüren. Allerliebste Mädchen waren als besonderer Schmuck überall in reicher Fülle zu finden. Wie strahlten die jungen Augen, wie silbern klang das helle Lachen! Bei der charakteristischen Lebhaftigkeit und Lebensfreudigkeit der Rheinländer war man selbstverständlich auch zu allen Stunden zu einem improvisierten Tänzchen bereit, wenn man auch keine Ballschuhe und kunstvoll „gebaute" Stiefel trug. Es gab keine kostbaren Teppiche zusammenzurollen und keinerlei Parkettböden, die geschont zu werden brauchten, ebensowenig die vielfachen, eine Hausfrau so sehr beunruhigenden oder ermüdenden Vorbereitungen in Bezug auf Speise und Trank: man gab mit Freuden jederzeit, was man eben hatte, und empfing das Gebotene mit Dank. Und mit gleicher Ausdauer tanzte bei dergleichen Gelegenheiten der ernste, berühmte Alfred Rethel wie der glückliche Wolfgang, der blasse, schwermütige Robert Burgmüller wie der schöne Jakob Becker. Und die Musik! — Man sang gemischte Quartette, zu denen der junge Poet den Text schrieb und Felix Mendelssohn die Musik, und seine ersten anmutsvollen Lieder trug der Komponist Robert Burgmüller in das Müllersche Haus, und die liebliche, lerchenfrische Stimme Wallys sang sie ihm.

In der schönen Jahreszeit aber da fand man sich in den verschiedenen Gärten — der berühmte Jacobische blühte damals vor allen — und auf den bescheidenen Weingütern der Familien zusammen, und stets und überall lautete dann das Motto:

O Jugend, o schöne Rosenzeit,
Die Wege, die Stege sind mit Blumen bestreut,
Der Himmel steht offen, man sieht die Engelein!

aber diese „Engelein" waren ungeflügelt und trugen meist weiße Musselinkleidchen und einen selbstgepflückten Strauß im Gürtel. — In der Familienlaube vor dem kleinen Landhause in Bodendorf, das dem Doktor

Müller gehörte, und durch deren Geißblattranken man den „heiligen Strom“ vorüberwallen sah, hat der junge Poet an solchen Frühlingstagen im kleinen Kreise geliebter Menschen wohl seine ersten Verse vorgelesen. Wie sich doch seine Natur mit all ihren reichen Anlagen so harmonisch entwickeln durfte in eben dieser anregenden, freuden- und friedensvollen Atmosphäre! Gottes Segen über alle Eltern, die sich mühen, ihren Kindern eine glückliche Jugend zu verschaffen und ihnen diese reinste Freudenquelle gönnen! — Die Erinnerung an eine solche Zeit ist ein Trost, ein Blumenstrauß, ein unverwelklicher, für das ganze künftige Leben!

Alle Dichtungen Wolfgang Müllers tragen gleichsam den Stempel einer ungetrübten Jugendzeit und erscheinen wie mit Blüten überschneit. Eine herzerquickende Frische, wie sie nur eben das reine Glück verleiht, weht uns aus seinen Versen wie aus seiner Prosa entgegen, wie Veilchen- und Rosenduft. Wie es Menschen giebt, die bestimmt erscheinen, in Säulenhallen zu wandeln, so auch solche, denen Tag für Tag innerer und äußerer Frühlingssonnenschein beschert ist. Die ganze Familie Müller, in all ihren Angehörigen, zählte im wahren Sinne des Wortes zu diesen bevorzugten Glückskindern. Diese Wahrnehmung hatte sich auch dem damaligen Frankfurter Bundestagsgesandten, dem Grafen Otto von Bismarck, aufgedrängt, der in der alten Kaiserstadt am Main so viel in dem harmonischen Künstlerhause Jakob Beckers verkehrte, dessen liebenswürdige Herrin ja Wolfgangs jüngste Schwester geworden war. Er war es, der sie damals nur „die Familie Sonnenschein“ genannt hat, mündlich wie später wiederholt schriftlich.

In der Düsseldorfer Glanzzeit scheint übrigens zwischen den jungen Künstlern ein Freundschaftsbedürfnis in auffallender Weise hervorgetreten zu sein — man wird unwillkürlich bei der Schilderung jenes Lebens an Jean Pauls, des begeisterten Freundschaftsapostels, Hesperus erinnert. Wie leidenschaftlich war die Freundschaft des genialen Dichters Grabbe zu dem kränkelnden Norbert Burgmüller! Der frühe Tod des hochbegabten Musikers, der auf einer Reise in Aachen plötzlich starb, stürzte den Zurückgebliebenen in eine Verzweiflung, die für sein Leben fürchten ließ; nie hat er diesen Verlust überwunden. Man erzählt, daß Grabbe stundenlang in halber Bewußtlosigkeit auf den Blättern des Manuskripts seines „Cid“, an dem er eben arbeitete, lag und ganze Seiten der Schrift verlöscht waren von seinen Thränen. Jetzt, wo in der Bearbeitung Paul Lindaus die geniale Grabbesche Dichtung „Don Juan und Faust“ auf der Bühne in Meiningen verdienten Triumph gefeiert hat, erfüllt es uns mit Rührung, zu erfahren, wie unbeachtet und armselig damals das Leben Grabbes in Düsseldorf gewesen. Menschenscheu und ungeschickt huschte die kleine Gestalt durch die Straßen. Seine Gesichtsfarbe und sein Haar waren auffallend blaß und fahl, aber die Stirn muß prachtvoll gewesen sein, die Augen echte Poetenaugen, die Nase fein geschnitten, nur der Mund schlaff und unschön. Lächeln hat ihn wohl niemand gesehen, außer seinem Freunde Burgmüller.

Die Zeit des Studiums der Medizin in Bonn 1835 brachte für den jungen Poeten Wolfgang Müller, das Glückskind, neue geistige Anregung edelster Art, die Coulissen wechselten: die Musikbegleitung in Düsseldorf verhallte. Der Stern Felix Mendelssohns war für Leipzig aufgegangen. Jetzt zogen ihn Simrock und der Feuergeist Gottfried Kinkel in ihre Kreise. Der junge poetische Matzerath, der schüchterne Freiligrath, Gustav Pfarrius, Kaufmann, Delius und andere schlossen sich an Wolfgang Müller in der rheinischen Universitätsstadt an. Bis tief in die Nacht hinein saß man da wohl in enthusiastischen Gesprächen über die höchsten Lebensfragen beieinander, oder durchstreifte gemeinsam, singend und jubelnd, das herrliche Siebengebirge und hielt Rast in jener Mühle, wo der Sage nach Eichendorff sein Lied vom kühlen Grunde gedichtet, und die neuen Reime flatterten dann wie bunte Schmetterlinge umher. Auch dort, wie eben überall auf dem Poetenwege, Sonnenschein und frohe Arbeit:

Für die Hände — fürs Herze
Vollauf genug!

wie's in den köstlichen Müllerliedern seines Namensvetters Wilhelm Müller heißt.

Es ist auffallend, wie ihm das gütige Geschick stets und überall bedeutende Men-

schen in den Weg führte und wie der rheinische junge Poet im Fluge sich die Sympathien der verschiedensten Naturen erwarb. Die wunderbaren klaren blauen Augen Ludwig Tiecks, den der Bonner Student auf seiner Reise nach der Berliner Universität in der Gräfin Finkenstein geräuschlos den Thee bereiteten auf dem stets mit Blumen geschmückten runden Tisch. Und die neue Lebensstation Berlin zeigte sich für ihn ebenso mit Blüten geschmückt wie alle die früheren. Der rheinische Poet schritt dort über die Schwelle



Felix Mendelssohn.

Dresden, von Begeisterung für den großen Romantiker erfüllt, aufsuchte, ruhten mit besonderem Wohlgefallen auf ihm. Es ist ein Bild im Bilde, die ideale Jünglingsgestalt Wolfgangs in Tiecks Arbeitszimmer, in Bewunderung versunken, zu sehen, während ihm der berühmte Dichter aus seiner „Magelone" vorlas mit den bestrickenden Modulationen seiner Stimme, und die feinen Hände Bettinas von Arnim, und wiederum waren es Auserwählte, die ihn warm begrüßten. Die Blätter seines Lebensbilderbuches zeigen die Porträts des heiteren Kopisch, des geistvollen Kugler mit seinem feinen Kunstverständnis, des romantischen Eichendorff — auch die Charakterköpfe Laubes und Gutzkows tauchen darin auf.

Das ernste Doctor-medicinæ-Examen

wurde 1840 bestanden, und Wolfgang Müller trat, zur Erfüllung seiner Militärpflicht, bei den Ulanen in seinem geliebten Düsseldorf als Chirurgus ein. Da warf er denn, als jugendlicher Vaterlandsverteidiger, den vollen Blumenstrauß seiner „Jungen Lieder“, Gedichte, Balladen und Romanzen, zuerst in die Welt hinaus. Sie waren dem Altmeister Ludwig Uhland gewidmet, und inniger, bewundernder kann wohl kein Poetenherz jemals zu einem anderen sprechen, als es eben hier geschah. Die weihevollen Strophen des rheinischen Dichters klingen wie das Geläut der Sonntagsglocken am Rhein.

Du Geist voll Männertugend,
Du Herz, in Liebe mild,
Stets warst du unsrer Jugend
Ein ewig helles Bild.

Du bist's auch mir gewesen
Auf meiner Sängerfahrt,
Ich hielt am deutschen Wesen,
Ich hielt an deutscher Art.

Der Herr Chirurgus durchwanderte, nachdem das militärische Dienstjahr vorüber, noch für einige Monate gewissenhaft die lehrreichen Spitäler von Paris — aber das poetische Notizbuch lag doch immer neben dem chirurgischen Besteck auf seinem Arbeitstisch. In der berauschenden Atmosphäre der Seinestadt streckten sich dem Poeten des Rheines wiederum deutsche Dichterhände entgegen, Heinrich Heines fesselnder Kopf mit dem Leidenszug steht im Bilderbuch, sowie Georg Herweghs kühnes Profil und des eleganten Dingelstedt feine Züge. Der erste Schatten fiel erst in Paris auf den Weg des Dichters — der Tod des geliebten Vaters — er trieb den tief trauernden Sohn nach Deutschland zurück.

Als Wolfgang Müller sich für immer als Arzt in der Malerstadt am Rhein niederließ, fand er den zierlichen Band seines opus I bereits in den Nähkörbchen aller Damen. Man verbarg damals nämlich dergleichen Schätze in wirklichen „Nähkörbchen“, und sie wurden zwischen der Arbeit gelesen und immer wieder gelesen; sie lagen nicht, kaum berührt, auf sogenannten „Büchertischchen“ zur Schau aus.

Von den zarten Liebespoesien gelten wohl die schönsten, duftigsten dem Gegenstande seiner ersten schwärmerischen Jugendneigung, der reizenden blonden Stephanie von Nesselrode, mit deren älterem Bruder den Poeten die innigste Freundschaft verband. Man bezeichnete damals die schlanke, hochgewachsene Aristokratin und den Sänger des Rheines als das schönste Paar in der Düsseldorfer Gesellschaft.

Neben der ärztlichen Praxis, im Sonnenlicht schöner Augen, entstanden nun allmählich folgende Schöpfungen: Die Gedichtsammlung: Mein Herz ist am Rheine; die epische Dichtung Loreley; Rheinsagen und -Balladen; Prinz Minnewin; Johann von Werth; eine Maienkönigin; der Rattenfänger von St. Goar; der Zauberer Merlin; Rheinfahrt; der rheinische Chronist; die vier Burgen; zum stillen Vergnügen; von drei Mühlen; Düsseldorfer Maler; Dichtungen eines rheinischen Poeten.

In den Bänden seiner dramatischen Arbeiten findet sich auch das feine originelle Lustspiel: „Sie hat ihr Herz entdeckt.“ Friederike Goßmann — jene Künstlerin, von der man wie einst von der Sontag sagen kann: „Son genre est petit, mais elle est grande et — unique dans son genre“ — hat in Nürnberg das reizende Lustspiel zuerst eingeführt — es hatte dort und später überall einen gewaltigen Erfolg. Aber es war im Grunde doch nur ein kleiner Schritt vom Wege des Dichters, eine Blume, gepflückt im Vorübergehen; alle anderen Schöpfungen Wolfgang Müllers erscheinen fort und fort in jener magischen Beleuchtung, wenn „ruhig fließt der Rhein“ und der Gipfel seiner Berge „funkelt — im Abendsonnenschein“ — oder in jener köstlichen Frische eines Wanderers „des Sonntags in der Morgenstund“ an den Ufern des geliebten Stromes.

Sein „Rheinisches Heimatland“ ist und bleibt gleichsam der Goldgrund, auf den er alle jene farbenreichen, warmen Bilder malte, für die wir ihm zu danken haben.

Er schied später nur von Düsseldorf, um zugleich auch von seinem ärztlichen Beruf Abschied zu nehmen und als freier, glückseliger Mann, an der Seite einer geliebten Frau, der Tochter einer alten kölnischen Patricierfamilie, Emilie Schnitzler, fortan in der „hilligen Stadt“ zu leben und nicht mehr zu trachten, sondern nur noch — zu dichten.

Das Haus Schnitzler grünt und blüht

noch heute in Köln, ein stolzer Baum mit weitverzweigten Ästen voll frischer Blätter und Blüten. Als besonderer Schutzherr der Künstler und Poeten ist der liebenswürdige, geistvolle Geheimrat Robert Schnitzler weit und breit bekannt und verehrt. Zahllos ist die Vogelschar, die in dem Schnitzlerbaume jahraus, jahrein hin und her fliegt. — Das Schild des Uhlandschen Apfelbaumes paßt wunderbar zu ihm — denn wohl viele tausendmal ist auch, im Gedanken an eben diesen lieben Baum, der Wunsch laut und leise in allen Tonarten, doch stets so recht von Herzen, von dem Künstlervölkchen ausgesprochen worden:

Gesegnet seist du allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Wie viele in Musik gesetzte Lieder Wolfgang Müllers sind allein im Schnitzlerhause erklungen!

Der Poet des Rheines starb viel zu früh für seine Lieben, seine Freunde und sein dichterisches Schaffen an einem Leberleiden in Neuenahr 1873, als eben die Rosen blühten — seine teure, verständnisvolle Gefährtin überlebte ihn nur wenige Jahre. Die reingestimmten Saiten eines seltenen Familienglücks, das nur durch den Tod eines erwachsenen Sohnes ein nie verhallender Schmerzensaccord durchzitterte, verstummten.

Die eigentliche ausführliche Biographie Wolfgang Müllers mag eine berufene Männerfeder schreiben, am besten wohl sein hochbegabter Sohn Hans. Herr Doktor Joesten in Berlin schrieb nur eine kleine, aber vortreffliche Broschüre über den Dichter als solchen.

Wolfgangs jüngste liebenswürdige Tochter Else — die ältere, Frau von Brentano, ist seit Jahren schon früh heimgegangen — trat durch ihre so glückliche Verheiratung mit einem unserer bedeutendsten Porträtmaler, Professor Norbert Schrödl, in der alten Kaiserstadt am Main, wiederum in jene magischen Künstlerkreise, in jene berückende Welt der Farben und Schönheit zurück, die ihren Vater bis zu seinem Ende in Bann gehalten. Ihr gilt auch ein reizendes Wiegenlied von ihm: „Schlaf — Else, schlaf!"

Dies Blatt von Frauenhand soll eben nichts sein als ein kleiner Blütenzweig warmen Gedenkens, den der Wind in diesen Sommertagen jener Büste zuträgt, die man jetzt in Königswinter aufgestellt hat. — Eine leise Bitte geht mit: „Vergeßt ihn nicht, diesen echt deutschen Poeten, der euch sein Bestes gab! — Die Welt vergißt so schnell!"

Im Sonnen- und Mondenlicht träumt nun sein edles Abbild von Freundeshand fortan jahraus, jahrein am Ufer des geliebten Stromes, während die grünen Wellen grüßend vorbeirauschen und singende frohe Menschen daherziehen mit dem herrlichen Liede: „Mein Herz ist am Rheine im heimischen Land!"

Glücklicher Poet!





Ein märkischer Adept.

Von

Johannes Freudenberg.

Dreihundert Jahre waren seit der Gründung des Franziskanerklosters in Berlin verflossen, als man den letzten der Grauen Brüder zur Ruhe hinaustrug. Die Thesen des Wittenberger Augustiners hatten dem Heiligenkultus in Berlin den Todesstoß versetzt. Der Bruder Peter wurde „gar ehrlich zur Erde bestattet" — hinter ihm aber schlossen sich die Pforten des Klosters, um sich nach wenigen Monaten einem Manne wieder zu öffnen, der nicht nur als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der märkischen Wissenschaft anzusehen ist, sondern Beachtung auch allen denen abnötigt, welche die Entwickelung der Künste und Wissenschaften in unserem weiteren Vaterlande mit Verständnis verfolgen.

Leonhard Thurneysser gehört zu jenen Auserwählten, deren Charakterbild in der Geschichte schwankt. Die einen erklären ihn für einen Betrüger, der sich für einen gelehrten Arzt ausgegeben habe, ohne ein Wort Lateinisch oder Griechisch zu verstehen; andere rühmen ihn als einen großen und einsichtigen Arzt voll gründlicher Wissenschaft und eingehender Kenntnis der morgenländischen Sprachen. Richtig ist, daß Thurneysser seine Bildung nicht auf hohen Schulen empfangen hat, und doch wäre es völlig verfehlt, ohne weiteres in das leicht hingeworfene Urteil derjenigen einzustimmen, die ihn für einen Ignoranten erklären. Sein medizinischer, physischer und metaphysischer Aberglaube war nichts weiter als die allgemeine Schwäche seiner Zeit; unverkennbar tragen seine Unternehmungen den Stempel der Genialität. Nur unter diesen Gesichtspunkten ist Thurneyssers Lebensgang verständlich.

Leonhard Thurneysser war der Sohn eines Goldschmieds in Basel; seine Geburt fällt in das Jahr 1530. In der Werkstatt des kunstgeübten Vaters bot sich ihm die erste Anregung für seine eigene kunstgewerbliche Thätigkeit; auch das tiefe Eindringen in die Geheimnisse der Natur, der nicht zu stillende Forschungstrieb des Arztes und Alchymisten läßt sich bis zu jenen Stunden zurückverfolgen, wo er an der Seite des in seiner Vaterstadt bekannten Arztes Dr. Huber über die Felder wandelte und beim Sammeln heilkräftiger Kräuter Belehrung über den Gang der Gestirne erbat.

Nach des Vaters Willen sollte ein Goldschmied aus ihm werden, allein der fieberhafte Eifer, mit dem der Jüngling in seinen Mußestunden die Bücher des Paracelsus durchlas, ließ den Vater bald erkennen, daß mit Ermahnung und Strenge wenig zu erreichen sei bei einem Sohne, der es als eine Befreiung empfand, wenn er den Menschen des Handwerks abstreifen und zu seinen geliebten Büchern zurückkehren durfte. Frau Venus hat schon manchen bedeutenden Geist von dem steinigen Bergpfade der Erkenntnis zurückgeführt zu der bequemen Landstraße, wo die Menge zufriedenen Sinnes wandert — sie war es, die der bekümmerte Vater zur Bundesgenossin ausersah, als er den kaum Siebzehnjährigen zu verheiraten beschloß. Von da ab entstand für Thurneysser, wie bei so vielen vor und nach ihm, der un-

selige Zwiespalt, der den Genius unter den Trümmern des häuslichen Glückes begräbt, wenn nicht ein fester Wille rechtzeitig die Fesseln zu sprengen vermag. Die wirtschaftliche Unfähigkeit und die Putzsucht seiner leichtfertigen Frau brachten den jungen Ehemann bald in Schulden. In dem Alter der regsten Geistesentwickelung gefesselt, ohne Vermögen, ohne Aussicht auf Hilfe, wohl aber mit dem nagenden Bewußtsein, wehrlos in den Händen seiner Gläubiger zu sein — so etwa war die Lage des Bedrängten, als er auf den begreiflichen, wenn auch unmoralischen Gedanken verfiel, sich seinen Verpflichtungen durch die Flucht zu entziehen.

Nun begann für Thurneysser ein Jahrzehnt ruhelosen Wanderns durch Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Arabien und Syrien, ein Lebensabschnitt voll Not und Entbehrung, und doch reich an geistigem Genusse und innerlicher Vertiefung, eine Zeit der Prüfung und Läuterung, aus der er hervorging als ein Mann des Willens und der That, ausgerüstet mit einem Schatze gelehrten Wissens, und begabt mit einem ungewöhnlichen Maße von Weltkenntnis und technischer Erfahrung. Wie und woher er sein Wissen geschöpft hat, läßt sich aus seinen Werken nicht erkennen, er selbst hielt nach der Gepflogenheit der damaligen Alchymisten sich und andere in dem Wahne, daß es auf göttlicher Eingebung beruhe. Fest steht, daß seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse ihn befähigten, sich mit Kalendermachen und Nativitätstellen abzugeben, und daß er im stande war, die astronomischen Tabellen von 1580 bis 1590 auszurechnen. Auch seine Kenntnis von der Anatomie erscheint beachtenswert; so hat er, abgesehen von der ihm nachgerühmten Geschicklichkeit in der Zergliederungskunst, ein Werk hinterlassen, in welchem sich neben vielen eingedruckten Holzschnitten auch zwei weibliche Figuren und eine männliche befinden, bei denen man die nach ihrer Lage übereinander geklebten inneren Teile der Bauch- und Brusthöhle aufklappen kann. Wenn den zerlegbaren anatomischen Figuren überhaupt Wert beizumessen ist, so hat Thurneysser das Verdienst, ihr Erfinder zu sein. Bezeichnend für seine Erfahrung auf dem Gebiete der Chemie und Physik ist die Thatsache, daß er ein Verfahren angiebt, Eisen durch Zuführung kohlenstoffhaltiger Substanzen in Stahl umzuwandeln. Ebenso ist es merkwürdig, daß er zuerst Prozesse zur Herstellung von Rubinglas und Ultramarinfarbe beschreibt. Mit seinem Wissen hielt Thurneysser nicht hinter dem Berge. Vor allem war es der beginnende Ruf seiner Wunderkuren, der seinen Namen weithin bekannt machte. Ist es auch richtig, daß Thurneyssers medizinische Gelehrsamkeit reichlich mit phantastischem Beiwerk untermischt war, so ist es doch unstreitig wiederum sein Verdienst, die wissenschaftlich gebildeten Ärzte auf die Nutzbarmachung der chemischen Präparate für medizinische Zwecke hingewiesen und damit einer neuen Arzneimittellehre den Weg geebnet zu haben.

Neben seiner medizinischen Praxis arbeitete Thurneysser außerordentlich fleißig als Schriftsteller, und diese Thätigkeit war es, die ihn jenem glänzenden Leben am brandenburgischen Kurfürstenhofe entgegenführte, durch welches er die Triebfeder zur Belebung märkischer Kunst, Wissenschaft und Industrie werden sollte. Bereits früher hatte er mehrere Werke alchymistischen und medizinischen Inhalts verfaßt, und gegen den Schluß des Jahres 1570 eine naturwissenschaftliche Arbeit „Pison oder von Kalten, Warmen, Minerischen und Metallischen Wassern, sammt der Vergleichung der Plantarum und Erdgewechse" vollendet. Alle diese Werke sollten gedruckt und mit Abbildungen versehen werden, eine Aufgabe, deren Lösung nur der berühmten Eichhornschen Druckerei in Frankfurt a. O. gelingen konnte. Eichhorn erkannte im Verkehr mit seinem Auftraggeber die demselben innewohnenden wunderbaren Kenntnisse. Von Mineralschätzen in der Mark Brandenburg wußte der Fremde zu erzählen, von der Heilwirkung märkischer Quellen, von Bernstein und Goldkörnern, die im Sande der Spree zu finden sein sollten, von alaunhaltigen Brunnen bei Storkow, von Schwefel- und Bleilagern bei Oderberg. Auch für die Verwertung der Schätze enthielt das neue Buch Vorschläge. Es empfahl die Anlage von Bergwerken bei Friesack und Zossen, und im Handelsinteresse die Herstellung eines Oder-Spree-Kanals, der später thatsächlich an-

gelegt worden ist. Eichhorn betrachtete seinen Gast mit einer an Ehrfurcht grenzenden Bewunderung. Gerade um diese Zeit kam der Kurfürst, der bei seinen gelehrten Neigungen ein nicht seltener Besucher der Eichhornschen Druckerei war, auf seiner Huldigungsfahrt nach Frankfurt. Eichhorn erzählte ihm von dem seltsamen Gelehrten, und mit Erstaunen las Johann Georg die ersten sechzehn Druckbogen des neuen Werkes. Das war der geeignete Mann, um dem unter Joachim II. durch Maitressen und Wucherer ausgesogenen Lande aufzuhelfen. Zwar war Anna Sydow und ihr Anhang abgethan, der Shylock Lippold und seine Genossen beseitigt, aber die alten Patriciergeschlechter waren verarmt, all die kulturgeschichtlich so merkwürdigen Verordnungen Johann Georgs gegen den Luxus und seine Wirkungen vermochten nicht die bedenkliche Leere der öffentlichen Kassen zu bannen. Und doch erforderten die glänzende Hofhaltung des Kurfürsten, die prachtvollen Turniere, Feuerwerke, Schauspiele, die kostspieligen Schloßbauten, die hohen Besoldungen der Baumeister fort und fort Geld, viel Geld. Des Kurfürsten Vater hatte oft genug Hilfe in der Goldmacherkunst gesucht. Herrliche Aussicht — der fremde Gelehrte, der Schätze aller Art in dem märkischen Sande zu entdecken vermochte, sollte er nicht auch im Besitze jener geheimnisvollen Kunst sein? Der Vorwurf, daß Thurneysser den Kurfürsten durch das Versprechen des Goldmachens getäuscht habe, muß als haltlos zurückgewiesen werden. Zwar wurzelte Johann Georgs Denkweise in den Anschauungen seiner Zeit. Er glaubte mit seinen Zeitgenossen an Hexerei und Teufelsspuk, an die Goldmacherei und den Stein der Weisen; mochte also bei ihm wohl der Wunsch der Vater des Gedankens sein, so steht doch fest, daß der ursprüngliche Anlaß zu Thurneyssers Eintritt in den Hofdienst auf wesentlich anderem Gebiete lag.

Die berühmtesten Ärzte jener Zeit hatten vergebens ihre Kunst aufgeboten, um die Kurfürstin Sabina von einem langwierigen körperlichen Leiden zu befreien. In dem heilkundigen Fremdling winkte der schon Verzweifelnden ein neuer Hoffnungsstern. Thatsächlich rechtfertigte Thurneysser durch eine glänzend gelungene Kur das ihm entgegengebrachte Vertrauen, so daß bereits in kurzer Zeit des Kurfürsten sorgenbeladenes Herz sich an dem Wiederaufblühen der Gemahlin erfreuen durfte. In aufrichtiger Dankbarkeit bestellte Johann Georg den so Erprobten zu seinem Leibarzte.

Sobald sich Thurneysser in dem ihm überwiesenen Grauen Kloster und dem daneben liegenden Lagerhause zu Berlin eingerichtet hatte, wurden die stillen Räume zum Schauplatze einer großartigen Thätigkeit, deren Ruf weit hinausdrang selbst in die außerdeutschen Länder. Zwecklos wäre es, auf die Verkehrtheit der Thurneysserschen medizinischen Theorien näher einzugehen; sie waren ein Gemisch von Einbildung, Spekulation und wirklicher Kenntnis der menschlichen Krankheiten. Dem genauen Kenner seiner Zeit war es klar, daß in den Augen vieler Leute einfache und billige Heilmittel nicht für wirksam gelten, und daß ein Arzt selten berühmt wird, wenn er nicht eine neue Methode erfunden hat. So trat auch er mit einer neuen Theorie vor sein gläubiges Publikum, indem er behauptete, alle Krankheiten nach den wässerigen Absonderungen der Patienten beurteilen zu können. Er teilte den menschlichen Körper in vierundzwanzig Grade, in ebensoviele Grade wurde ein Reagenzglas geteilt, in welchem er die Untersuchungsflüssigkeit verdampfte. Setzten sich an einer Stelle des Glases Verdampfungsrückstände fest, so war dies nach seiner Darstellung ein Beweis dafür, daß aus dem durch die betreffende Zahl des Grades bezeichneten Körperteile des Kranken dieselben schädlichen Bestandteile beseitigt werden müßten. Der Hilfesuchende erhielt die aus dem Glase gewonnenen Stoffe unter genauer Bezeichnung der Grade übersandt, und nahm beruhigt die vorgeschriebenen Arzneimittel, denn er wußte nunmehr aus eigener Anschauung, wo ihm etwas fehlte. Es geht ein moderner Zug durch diese Suggestionsmethode, deren Heilerfolge durch die Zeugnisse der Zeitgenossen verbürgt werden; selbst Maximilian II. und Elisabeth von England haben Thurneyssers Rat eingeholt. Häufig durften die Bewohner von Berlin und Köln in ihren reichlich bemessenen Mußestunden die Gesandten fremder Herr-

schaften auf dem Wege zum Grauen Kloster beobachten und sich an der bunten Pracht ihrer Gewänder ergötzen. So vornehmen Besuchern mußten natürlich auch kostbare Heilmittel zu entsprechend hohen Preisen verabfolgt werden. Eine Schar von Gehilfen war unausgesetzt damit beschäftigt, Gold- und Korallenwasser, Smaragd- und Saphirlösung, Bernstein- und Amethystentinktur aus den harmlosesten Stoffen anzufertigen. Ein Lot Goldwasser wurde mit sechzehn Thalern, ein Lot Smaragdlösung mit elf Thalern bezahlt, und trotzdem steigerte sich von Tag zu Tag der Zulauf zu dem wunderbaren Arzte, der — wieder ein moderner Zug — das gesunde Verfahren beobachtete, die Reichen für die Armen mitbezahlen zu lassen. Auch ein umfangreiches Droguengeschäft gründete Thurneysser. Unter seinen in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Papieren aus den Jahren 1571 bis 1583 sind verschiedene Schreiben von Hofdamen, welche um Übersendung von Schminke oder Schönheitsöl ersuchen, und zwar gewöhnlich mit der Bitte, keiner anderen Dame das gleiche Schönheitsmittel zu gewähren.

Leider mischte sich um diese Zeit bei Thurneysser eine Thätigkeit ein, die nicht zu verteidigen ist, selbst wenn sie auf gutem Glauben beruhte: er verkaufte Amulette als Schutzmittel gegen Hieb und Schuß, und versuchte sich in Schicksalsvorhersagungen. Wohl mag er dabei zum Teil unter dem Einflusse eines erklärlichen Reklamebedürfnisses gestanden haben, es wäre jedoch falsch, ihn deshalb einen Betrüger zu nennen. Suchte er doch selbst den Stein der Weisen, war doch sein innerstes Streben auf die Erforschung jener geheimnisvollen „großen Kunst" gerichtet, hat er doch bis zuletzt gehofft, daß aus seinen Arbeiten am Schmelztiegel sich ihm das „Magisterium" enthüllen werde.

Aus der Alchymie entsprang auch die Quelle seiner Reichtümer, die er selbst auf 100000 Gulden berechnete, obwohl er für seinen Haushalt alljährlich ungeheure Summen aufwenden mußte. Das Thurneyssersche Haus bildete den Sammelpunkt für Künstler und Gelehrte. Graf Rochus von Lynar, der Kanzler Lampert Distelmeyer, die Hofprediger Cölestin und Prätorius, die Chronisten Haftiz und Leuthinger, der berühmte Thomas Matthias und viele andere hervorragende Vertreter der Wissenschaften und Künste gehörten zu seinen ständigen Gästen. Es bedarf nicht des Vorwurfs, daß Thurneysser Wucher getrieben habe, um den Ursprung seines Reichtums zu erklären. Ein Blick auf seine schriftstellerische und industrielle Thätigkeit wird dies bestätigen.

Thurneysser begnügte sich nicht damit, für einen berühmten Arzt zu gelten, er wollte auch den Ruf eines großen Gelehrten erwerben und die Kunde von dem Umfange seines Wissens durch gelehrte Schriften verbreiten. Daneben war es sein Ehrgeiz, die herauszugebenden Bücher in eigener Druckerei herzustellen, sie zu korrigieren, die beigegebenen Abbildungen zu entwerfen und schneiden zu lassen, die fertigen Bücher endlich selbst zu vertreiben. Ein so umfassender Betrieb erforderte naturgemäß eine bedeutende Anzahl von Setzern, Druckern, Korrektoren, Holzschneidern und Schreibern, denen er im Grauen Kloster Wohnung und Kost gewährte. Gegen fünfhundert Personen fanden auf diese Weise bei ihm ihren Unterhalt. Holzschneidekünstler wie Peter Hille und Franz Friedrich, Maler wie Butzkius gereichten seinem Unternehmen zur Zierde. Besonders naturwissenschaftliche Bücher von hervorragend schönem Druck mit prachtvollen Holzschnitten lieferten Thurneyssers Werkstätten. Ja, er durfte mit Recht stolz sein auf seine berühmte Druckerei; erst in der neueren Zeit ist die Schönheit Thurneysserscher Drucke wieder erreicht worden.

Die Bücher Thurneyssers wurden stark begehrt. Bald reichte die Eberswalder Papiermühle nicht mehr aus, um seinen Papierbedarf zu decken, so daß er sich an die Lieferanten in Frankfurt, Wittenberg, Leipzig und Bautzen wenden mußte. Auch die Beschaffung der Typen bereitete ihm Schwierigkeiten, denn er druckte nicht nur in lateinischen, griechischen und hebräischen, sondern auch in arabischen, türkischen und persischen Lettern. Daher errichtete er 1576 unter erheblicher Vermehrung seiner Arbeitskräfte eine eigene Schriftgießerei. Aus allen Teilen Deutschlands, selbst aus der Schweiz wurden Schriftsätze in die Thurneyssersche

Druckerei gesandt. Als der berühmte Baseler Drucker Henricpetri den Begründer der Berliner Druckerei im Jahre 1578 besuchte, konnte er ihm nur volle Bewunderung über die Großartigkeit seiner Schöpfung zollen.

Thurneysser scheint der erste gewesen zu sein, der den Ertragswert und die Bedeutung groß angelegter und ineinander greifender Geschäftsunternehmungen erkannt hat. Die Erfolge unserer heutigen Großindustriellen entstammen demselben Boden, der sich vor dreihundert Jahren für Thurneysser so ertragreich erwiesen hat.

Und doch — höher noch als seine wissenschaftliche, kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit müssen wir Thurneyssers Einfluß auf die Entwickelung der Kunst und des Kunstgewerbes veranschlagen. Die in seiner Grimnitzer Glashütte hergestellten farbigen Gläser und Humpen mit den Bildern der sieben Kurfürsten bilden noch heute eine Zierde der Sammlungen. Herrliche Teppiche im Renaissancestil lenkten die Augen der Kunstliebhaber auf die von ihm im Grauen Kloster eingerichtete Teppichweberei. Der Taufstein in der Berliner Klosterkirche mit dem Wappenschilde Thurneyssers ist ein Denkmal des kunstsinnigen Zinngießers, die wertvollen Schnitzwerke in dem alten Gotteshause und ein ebendaselbst befindliches Gemälde, die Himmelfahrt darstellend, zeigen ihn uns als den freigebigen Förderer der schönen Künste.

Eine solche Vielseitigkeit ging über das damalige Begriffsvermögen weit hinaus. Das Ungewöhnliche der Thurneysserschen Unternehmungen, der daraus erzielte ungeheure Gewinn, die Art und Weise, wie er gelehrte Forschung mit kaufmännischer Berechnung vereinigte, das alles genügte für einen vollständigen Sagenkreis, der sich um das Haupt des kurfürstlichen Leibarztes bildete. Aus dem verödeten Klosterhofe war ein herrlicher Garten geworden, unbekannte Bäume und Sträucher sandten ihren Duft über die Klostermauern hinweg, hinter denen fremde Tiere ihre seltsamen Stimmen hören ließen; und dort, hinter den vergitterten Fenstern glühten die Herdfeuer, ächzten die Pressen, huschten im Scheine der Flammen unheimliche Gestalten hin und her. Kein Zweifel, der Schöpfer dieser Anlagen, der Hüter solcher Geheimnisse mußte ein Zauberer sein. Flüsternd erzählte man sich von dem im Glase gefangenen Teufel und von einem unter Wasser lebenden Vogel, den man von fern gesehen haben wollte. Hätten die ängstlichen Gemüter ahnen können, daß der vermeintliche Teufel ein in Spiritus aufbewahrter Skorpion war, und der merkwürdige Vogel in einem kunstvoll gearbeiteten Bauer saß, zwischen dessen gläsernen Doppelwänden Fische munter umherschwammen, sie wären vertrauensvoller und dankbarer dem Manne genaht, der ihnen Papiermühlen, Schriftgießereien, Druckereien, Holzschneidereien, Glashütten geschaffen und ihrer Stadt zu Glanz und Blüte verholfen hat.

Obwohl Thurneysser unerschüttert in der Gunst seines Herrn stand, so litt doch seine Seele unter den auf ihn eindringenden feindseligen Strömungen. Seit dem Tode seiner zweiten Frau war der gute Engel seines Lebens von ihm gewichen. Da kam über den einsamen Mann die Erinnerung an seine Jugend, eine unbezwingbare Sehnsucht nach den Schweizer Bergen zog ihn mit Gewalt in die Ferne. Kaum war der Ruhelose von einer schweren Fieberkrankheit genesen, als er mit Genehmigung des Kurfürsten die Anlagen im Grauen Kloster anderen Händen übergab und die Reise nach seiner Vaterstadt Basel antrat.

Von da ab begann Thurneyssers Stern zu sinken, denn seine Abwesenheit bot Feinden und Neidern die willkommene Gelegenheit zu wirksamen Angriffen gegen den Gefürchteten und Gehaßten.

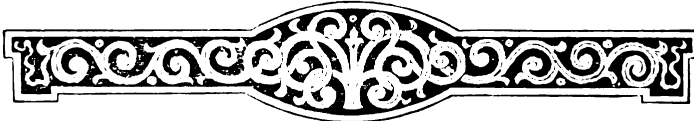
Bereits ein Jahr zuvor hatte Professor Kaspar Hoffmann zu Frankfurt a. O. eine gegen Thurneysser gerichtete Schrift „de barbarie imminente“ veröffentlicht, in welcher er mit wissenschaftlichen Gründen die Schädlichkeit der neu aufgekommenen Paracelsisten nachwies. Die Schrift kam auch in Umlauf bei den Gelehrten am brandenburgischen Hofe und benahm vielen von ihnen die gute Meinung, die sie von Nativitätstellen und Talismanen bisher gehabt hatten. Die so vorbereiteten Gemüter bildeten einen empfänglichen Boden für eine Satire des Magdeburger Magisters Georg Rollenhagen, der in seinem Froschmäuseler den Leib-

medikus auf das beißendste verspottete. Am schärfsten und leidenschaftlichsten aber ging der Licentiat Dr. Franz Joel in seinem Buche „von den übernatürlichen Krankheiten und magischen Dingen“ gegen ihn vor.

Inzwischen hatte Thurneysser in Basel neuen Lebensmut gesammelt. Die Zwistigkeiten mit seinen Gläubigern wurden ausgeglichen, die verlassene erste Gattin ließ sich abfinden, Hoffnungsfreudigkeit füllte das Herz des fünfzigjährigen Mannes wieder so weit, daß er sich dazu verleiten ließ, eine dritte Ehe einzugehen. War die erste Gattin schuld an dem Unglück seiner Jugend, so wurde die dritte zum Dämon seines Alters. Eine bettelarme Patricierin aus Ravensberg, Marina Herbrott, reichte mit Freuden dem angesehenen Manne ihre Hand, um den Vertrauensseligen nach kurzer Zeit schmählich zu betrügen, als er, seinem Versprechen treu, nach Berlin zurückkehrte und die neue Genossin einstweilen in Basel zurückließ. Zwar fühlte er sich auf dringende Mahnung der Baseler Freunde veranlaßt, die Frau nach Berlin kommen zu lassen, doch genügten wenige Wochen, um ihn von seinem Mißgriffe zu überzeugen; die Unwürdige wurde verstoßen und von Thurneyssers Schreiber Adam Seidel auf einem Wäglein gen Ravensberg zurückgeleitet. Es ist erstaunlich, daß Thurneysser inmitten solcher Widerwärtigkeiten und Gemütsbewegungen noch die Spannkraft des Geistes fand, um sich gegen seine Angreifer wirksam zu verteidigen, denn wirksam war seine Verteidigung immerhin. Dem Vertrauten des Kurfürsten wäre es sicher gelungen, sich seiner Gegner zu erwehren, wenn nicht ein letzter schwerer Schlag allen seinen Hoffnungen ein jähes Ende bereitet hätte.

Sofort nach ihrem Eintreffen in Basel hatte Thurneyssers Gattin einen Ehescheidungsprozeß gegen ihn eingeleitet, der zu ihren Gunsten damit endete, daß ihr das gesamte Vermögen des Mannes zuerkannt wurde; Thurneysser hatte bei seiner Besuchsreise neun Centner Silber nach Basel mitgenommen. Damit war das Schicksal des kurfürstlichen Leibarztes besiegelt. Seinen Ruf als Arzt und Gelehrter hatten die Streitschriften der Gegner untergraben, zur Wiederaufnahme der industriellen Thätigkeit fehlte ihm das Betriebskapital; die Käufer für Bücher, Amulette und Arzeneien blieben aus, die Kraft des erfindungsreichen Geistes war gebrochen, sein Scharfsinn dahin. Ein Bettler, krank an Leib und Seele, verließ im Jahre 1584 die Stätten, welche er einst zu Zeugen seines Ruhmes erhoben hatte.

Elf Jahre später pochte an das Thor des Dominikanerklosters zu Köln a. Rh. ein müder Pilger. In jenem Kloster hat Leonhard Thurneysser neben Albertus Magnus seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein Strahl von dem Lichte der kommenden Jahrhunderte fiel zurück auf das Grab des merkwürdigen Mannes, der in dem Streben nach Licht zu Grunde ging an den inneren Widersprüchen seines eigenen Wesens.





Litterarische Mitteilungen.

Neue Romane.

Bei einer Vergleichung der schönen Litteratur mit der wissenschaftlichen pflegt jene schlecht wegzukommen. Sie diene, so sagt man, der bloßen Unterhaltung, also einem wenig edlen Bedürfnis; sie sei — wenigstens in ihren Durchschnittserzeugnissen — ausnehmend vergänglich; und wenn sie überhaupt eine Wirkung ausübe, so bestehe diese hauptsächlich in Ablenkung und Verwirrung der Gedanken. Solche Urteile zeugen von großer Leichtfertigkeit. Ich kann es verstehen, daß jemand keine Zeit oder Lust hat, sich mit litterarischen Moden abzugeben, aber grundsätzlich verdient gerade die Unterhaltungslektüre die lebhafteste Aufmerksamkeit des ernsten Mannes. Jeder von uns nämlich muß bei ehrlicher Selbstprüfung zugeben, daß er in seinen Anschauungen durch Romane beeinflußt worden ist: Gestalten dichterischen Ursprungs sieht er in die Menschen hinein, und ihre Beziehungen im wirklichen Leben versteht er teilweise durch die Hilfe der Schriftsteller. Von der großen Angelegenheit der Menschheit, von der Liebe, wissen viele nur durch den Poeten. Und neben dieser stillen Gewalt haben die zeitgenössischen Schriftwerke auch sichtbare Folgen. Der Socialismus war ein Gebilde dichterischer Phantasie, ehe er ein Parteiprogramm wurde; in Frankreich ist die Wiedereinführung der Scheidung von simplen Schriftstellern durchgesetzt worden. Im allgemeinen und im einzelnen also stehen wir unter dem Einfluß der mißachteten Belletristik.

Aus diesem Thatbestande erwächst nun dem Romanschriftsteller die ernste Verpflichtung, Rücksicht auf die sociale Wirksamkeit seiner Kunst zu nehmen. Nichts sollte er an die Öffentlichkeit bringen, was nicht durch innerlichste Notwendigkeit entstanden, langsam ausgereift und wiederholt geprüft worden ist. Aber selbst bei den besseren der uns vorliegenden Romane ist diese Bedingung nicht durchweg erfüllt. Die zwei Bände beispielsweise, die Arthur Zapp mit dem Titel **Offiziertöchter** (Dresden, Carl Reißner) versehen hat, verdanken ihr Dasein nicht dem künstlerischen Drange, sondern einem löblichen Vorsatz und einer ausgetüftelten Konstruktion. Der Verfasser will zeigen, daß auch Frauen durch Arbeit nicht geschändet werden, und bedient sich zum Erweise dieses Satzes der Gegenüberstellung von drei Töchtern eines verabschiedeten Oberstlieutenants, von denen dann die älteste wiederum durch den erkünstelten Kontrast dreier Liebhaber geschildert wird. Die Schicksale der jungen Damen sind mit rechter Absichtlichkeit so ersonnen, daß sie die typischen Eigenschaften der Personen hervortreten lassen, erwecken aber ähnlich den Reportermeldungen beim Leser ein gewisses Interesse. Die Lust am Thatsächlichen wird noch reicher befriedigt durch den neuesten Roman von Hans Parlow: **Über das Meer.** (Dresden, Carl Reißner.) Wir werden nach Hamburg, auf die See und schließlich nach Montevideo geführt, um das abenteuerliche Leben eines Schiffskapitäns und der kleinen Machthaber in den fünfziger Jahren kennen zu lernen. Glücklicherweise ist das Stoffliche nicht der einzige Anziehungspunkt. Auch die Charaktere sind gut gesehen, namentlich die des Kapitäns und des Präsidenten der argentinischen Konföderation. Und dann liegt über dem Ganzen ein seltsam wohlthuender Hauch des Exotischen, Wunderbaren, Traurigen. Nur einen Wunsch hätten wir an den Verfasser gehabt: den größerer Kürze. Den gleichen Wunsch müssen wir gegenüber J. V. Widmanns **Weltverbesserern** äußern. (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.) Es handelt sich um die bekannten Pläne der Dichter der sogenannten Seeschule, Coleridge, Southey, Lovell, die hier in poetischer Umgestaltung und mit freundlichem Geschick erzählt werden; nur geht es eben allzu langsam vorwärts. Von den beigefügten kleinen Geschichten ist die erste lesenswert. — Aus kleinen Bildern setzt sich der **Sonnenglauben** von Fritz Marti, einem anderen Schweizer, zusammen. (Berlin, Otto Janke.) Manche von ihnen sind vortrefflich geraten und alle bekunden das starke Talent ihres Urhebers, der freilich noch lernen muß, sorgsame Auslese zu treffen. Etwas Ähnliches kann man von den **Kleinen Lebensbildern** von Hermine Villinger (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) sagen. Neben hübschen Stücken stehen andere,

die recht vergeraten sind: gleich in der ersten Geschichte wird alles durch die süßliche Loyalität des Schlusses, in der zweiten alles durch die gemachte Rührung verdorben.

Wir gehen nun zu größeren Darstellungen fort, die sich mit Erscheinungen des gegenwärtigen Gesellschaftslebens beschäftigen. Da haben wir einen „Sittenroman aus dem neapolitanischen High-Life" **Lavaströme** von Felix Borchardt (Berlin, Carl Duncker) und einen „humoristisch-satirischen Zeitroman" **Die Aktien des Glücks** von Adalbert von Hanstein (Berlin, Verein für freies Schrifttum). Borchardt ist Maler und verrät auch auf jeder Seite den schriftstellernden Dilettanten. Für die epische Darstellung genügt es eben nicht, interessante Menschen kennen gelernt und der Cavalleria-Première im Teatro San Carlo beigewohnt zu haben, sondern man muß aus solchen Rohstoffen etwas künstlerisch Befriedigendes schaffen können. Trotzdem hat das Buch einen Wert, nämlich den Wert einer offenbar wirklichkeitsgetreuen Schilderung der Neapeler Aristokratie. Höheren Ansprüchen genügt Hansteins Versuch, soweit die Absicht des Ganzen und die stilistische Durchbildung in Frage kommen. Allein in der Durchführung hat die Kraft versagt. Ein solches Gemengsel von Unmöglichkeiten, von verrückten Dollarmilliardären, weltfremden Socialprofessoren und widerwärtigen Dummköpfen kann lediglich durch einen nie versiegenden Humor erträglich gemacht werden. Der Humor aber tröpfelt spärlich. Um wie viel ergiebiger fließt er in Otto Julius Bierbaums letzter Erzählung von **Pancrazius Graunzer, dem Weiberfeind**, die im gleichen Verlage erschienen ist. Da haben wir im Mittelpunkte den tagebüchelnden, briefeschreibenden Graunzer, an bevorzugten Punkten der Peripherie die prächtige alte Tante und die liebenswürdige Brigitte, und an entfernten Stellen undeutlicher sichtbare Gestalten. Der Leser erfährt, nach wie absonderlichen Wanderungen und Wandlungen der „Held" zu seinem Weibe gekommen ist; oftmals mag er über den so wunderlich aus einstiger Kraftmeierei und moderner Selbstzerwühlung zusammengesetzten Kerl den Kopf schütteln, doch schließlich drückt er ihm zum Abschied die warme Hand wie einem alten Freunde. Als Mängel treten hervor: gesuchte komische Effekte und gequälte Wortneubildungen, außerdem eine überflüssige Schamlosigkeit (S. 91), die noch dazu mit einer Bemerkung auf S. 121 im Widerspruch steht. Wollte Bierbaum straffere Selbstzucht üben, so könnte er Bleibendes leisten.

Zu ausführlicherem Verweilen laden fünf Bücher ein, die von bekannten und anerkannten Autoren stammen. Rudolf Lindaus neue Novellen, nach der ersten unter ihnen **Schweigen** genannt (Berlin, F. Fontane u. Co.), lassen erkennen, in welchem Umfange schwindende Ursprünglichkeit durch Reife der Gestaltungskunst ersetzt werden kann. Das Thema der ersten Erzählung: wie ein Mann seine um zweiundzwanzig Jahre jüngere Frau, die ihn hintergangen hat, durch Schweigen zu Tode quält, ist mir bereits von irgendwoher bekannt. Es stößt mich ab, weil es mir grausam und widernatürlich erscheint, den Ehebruch des Weibes anders als durch Scheidung zu strafen. Dagegen hat mich selten eine Novelle so angezogen und dauernd festgehalten wie der Lebensumriß des deutschen Gelehrten, der eine stille Liebe mit sich trägt, einsam seines Weges wandelt und nach allen den äußeren Erfolgen unsäglich müde vom irdischen Dasein Abschied nimmt. Aus den schlichten Begebenheiten tönen hervor leise windverwehte Klänge von der Glocke der Liebe, in der Tiefe der Seele ein Echo weckend. Und als ob sie andere Glocken zum Sprechen gebracht hätten — so ist es einem, wenn man nun von Helene Böhlau das Ende zwischen Frau Olly und Köppert sich erzählen läßt. Sie war in einer unaufhörlich lärmenden, rastlos hin- und hergeschobenen Umgebung aufgewachsen — der Roman heißt hiernach **Der Rangierbahnhof** (Berlin, F. Fontane u. Co.) —, hatte einen braven Menschen geheiratet, mit stierem Fleiße auch während der jungen Ehe gemalt und gearbeitet, um dann endlich auf dem Todeslager ihn zu finden, dem sie nach dem unabänderlichen Spruche des Schicksals zugehörte. Frau Olly, ihre Familie, ihr Mann und Köppert sind mit Meisterschaft angeschaut und dargegeben: moderne und doch aus der Ewigkeit erzeugte Menschen, Individuen und doch Typen. Gerade das Vermögen, selbst beim gröbsten Auftrag der Wirklichkeit die reinen Formen der Wahrheit nicht zu verdecken, zeichnet die Kunst Helene Böhlaus aus. Bei Wilhelm Jensen fehlt die spröde Realität, und alles bewegt sich in einer lyrischen, von Symbolen umschlossenen Welt. Daran wird nichts geändert, wenn in den Roman **Die Katze** (Dresden, Carl Reißner) moderne Philosopheme und Arbeiterempörungen offenkundig hineinbezogen werden. Der durchhaltende Charakter bleibt der eines weltfremden Rätselspiels. Um zwei sehr verschiedene Paare dreht es sich: um einen Freiherrn und einen Hauslehrer einerseits, um die wunderlich benamseten Frauen Eltrud und Liberta andererseits. Katzen und Wucherpflanzen bilden die Symbole. Doch läßt sich in der Kürze kaum etwas vom Inhalt erzählen, denn allzu verschlungen sind die Wege, die uns der Dichter führt. Könnten Jensens starke lyrische Kraft und überquellende Phantasie durch Einschränkung der Produktion und festes Rückgreifen auf Lebensthatsachen nicht noch intensiver ausgenutzt werden? Der Dichter wird uns diese Frage nicht verübeln, weiß er ja, wie lieb wir ihn haben. Ingleichen haben wir den Namen Adolf Wilbrandts in unserem Herzen bewahrt und nur noch fester eingegraben, nachdem wir **Die Osterinsel** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) gelesen hatten. Die örtlichen und persönlichen Beziehungen, zu Rostock nämlich und Nietzsche, treten deutlich hervor. In der mecklenburgischen Hauptstadt lebt Helmuth Adler, dessen Stirn durch die „wulstige Mächtigkeit über den dicken Brauen" auffällt, erfüllt von Ekel vor

der gegenwärtigen Verpöbelung der Menschheit, ihrem Gleichheitsdusel und ihren sentimentalen Verbeugungen vor dem ewig Schäbigen. Sein Drang, auf einer fernen Insel den neuen Menschen zu züchten, ist nach dem Tode der Gattin erwacht. Die weiblichen Angehörigen stehen scheu zurück, aber zwei junge Männer schließen sich ihm an, während der eigene Neffe den Todesstreich halb unbewußt führt. So ergiebt sich ein menschlich begründetes und ergreifendes Bild von dem Widerstreit, der zwischen der neuesten Rüttellehre und der Massenanschauung besteht; und in diesen dunklen Kampf spielen Sonnenlichter hinein: des jungen Arztes Liebe zur älteren Tochter und sein spielerisch-herzliches Verhältnis zur jüngeren Tochter des Meisters. Eitel Licht und Sonnenschein strahlt aus dem anderen Buche Adolf Wilbrandts: **Vater und Sohn und andere Geschichten** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.). Drei liebenswürdige Gaben sind hier vereint: ein Märchen, ein Rheinidyll und eine Familiengeschichte. In dieser erfahren wir, wie ein Vater seinen Einzigen von frühzeitiger Liebesleidenschaft heilt, in jenem, wie eine kluge junge Frau verwickelte Verhältnisse zur Klarheit entwirrt. Mag auch gelegentlich Rührseligkeit durchschimmern und nach altfränkischer Technik erzählt werden, der Gesamteindruck ist und bleibt ungemein erfreulich.

Weit weniger Günstiges können wir von Paul von Schönthans uns vorliegenden Büchern sagen. Der sogenannte Roman aus der Großstadt **Stickluft** (Dresden, Carl Reißner) ist mit seinen plump erfundenen Handlungen und langweiligen Geschlechtlichkeiten auf außerästhetische Interessen der Masse zugeschnitten; des ferneren ist er mit bedauerlicher Nachlässigkeit heruntergeschrieben. Wie darf z. B. ein angesehener Schriftsteller folgenden unmöglichen Satz drucken lassen: „Es kam zu lehrreichen Beispielen und von dem Thema abweichend zu Erzählungen von Liebesgeschichten und Abenteuern und Anekdoten und pfefferigen Pointen, es ist beinahe immer das Ziel der ‚unverheirateten' Unterhaltungen." Die gleiche Oberflächlichkeit zeigt sich in den kleinen Plaudereien, die Schönthan unter dem Sammeltitel **Jahreszeiten der Feder** (Berlin, Schall u. Grund) herausgegeben hat. Schon auf den ersten Seiten hören wir von dem maison de santé und einem Buche „La mensonge de l'amour", später taucht eine comedia statt der commedia vor unseren entsetzten Augen auf und erinnert uns daran, daß auch Zapp in seinem vorher erwähnten Roman sich die sprachliche Unmöglichkeit „Speak you english?" leistet. Außerdem sind Bemerkungen aufgenommen, die in einer am bestimmten Tage erscheinenden Zeitung erlaubt, in einer Buchausgabe aber unstatthaft sind; so heißt es einmal, man plane in Lovrano (gemeint ist Lovrana) die Einrichtung eines Konkurrenzkurplatzes. Wie schade, daß dem Leser durch solche Dinge die Freude an vielen witzigen Einfällen und lustigen Schilderungen verdorben wird! Aber Gewissenhaftigkeit und Fleiß finden sich eben nicht allzu häufig bei Schriftstellern, die auf bloße Unterhaltung zielen. Und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück.

Dem gegenwärtigen Geschlechte fehlt es keineswegs an Talenten, ja man kann sagen, daß unter zehn Romanen mindestens einer eine starke Talentprobe ist. Von der Verantwortlichkeit jedoch, welche jeder zur Öffentlichkeit Sprechende trägt, sind nur wenige so durchdrungen, daß sie ihre Produktion nach dem höchsten ihnen erreichbaren Ziele lenken. Immerhin ist der Schade nicht so groß, wie es im ersten Augenblick scheinen möchte. Die Zeit, die wir mit schlechten Büchern verbringen, ist keineswegs völlig verloren, und Halbbildung — einem alten Vorurteil zum Trotz — besser als gar keine Bildung. Und außerdem: das große Publikum hat einen ästhetischen Straußenmagen. D.

* * *

Dosta von Drontheim. Erzählung von Paul Maria Lacroma. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Die kleine Erzählung der Verfasserin liegt bereits in dritter Auflage vor. Das Pseudonym ist der Schriftstellername der Frau Marie Edle von Egger-Schmitzhausen, die sich bereits durch eine Reihe von Novellen und Romanen einen guten Namen gemacht hat. Die vorliegende Erzählung versetzt uns in gewisse Adelskreise und schildert uns, wie eine Frau erst nach langen Irrfahrten, ja, nachdem sie an einen anderen schon verheiratet war, ihre wahre Liebe findet. Lothar ist es, der für Dosta seit langer Zeit bestimmt ist. In den langen Jahren einer unglücklichen Ehe war Dosta gereift und konnte endlich ihr Glück nach dem Tode ihres ihrer unwürdigen Mannes finden. Zahlreiche kleine, geschickt eingeflochtene Episoden erweisen die Menschen- und Weltkenntnis der Verfasserin, deren Erzählung wohl auch in der neuen Auflage ihr weitere Freunde gewinnen wird. Recht geschickt ist die Beobachtung einer als geisteskrank verdächtigen Dame durch einen Arzt, der als ihr Bedienter stets in ihrer Nähe weilt, geschildert. Hoffentlich nimmt mir die Verfasserin eine kleine Bemerkung nicht übel. Sie hat nämlich einen Ausspruch, der zu dem unfreiwilligen parlamentarischen Humor gehörte, ebenfalls unfreiwillig schriftstellerisch verewigt. Ein bekannter Abgeordneter erklärte einmal, daß er gewählt sei, um im Parlament für das Wohl und Wehe seines Wahlkreises zu sorgen. Lothar, der sich später mit Dosta vermählt, ist in den Reichsrat gewählt worden, wo er, wie Seite 113 die Verfasserin meint, von mächtigen Parteigängern unterstützt, „für das Wohl und Wehe unseres Distriktes wirken wird." M.

Neue Kunstlitteratur.

Einige Lieferungswerke werden besser besprochen sein, wenn sie vollständig vorliegen; ich registriere hier nur ihre Titel: Das **Allgemeine Künstler-Lexikon**, welches in der Literarischen Anstalt in Frankfurt am Main erscheint, das Anton Springersche **Handbuch der Kunstgeschichte** (Leipzig, E. A. Seemann), deren erster Band „Das Altertum" mit 359 Textabbildungen und vier Farbendrucken vorliegt, die Collignonsche **Geschichte der griechischen Plastik**, die in deutscher Übersetzung bei Karl J. Trübner in Straßburg herauskommt, und die Alwin Schultzsche **Kunstgeschichte** (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.) — vier Werke, die schon nach ihren Autorennamen einer Empfehlung nicht bedürftig sind.

Unter dem Titel **Die bildenden Künste** hat der bekannte Direktor der braunschweigischen Sammlungen, Herman Riegel, eine ästhetische Untersuchung herausgegeben (Frankfurt a. M., H. Keller), die aus einer Umarbeitung einer seiner früheren Schriften, des „Grundrisses", hervorging. Das Buch, im weitesten Sinne des Wortes populär und voraussetzungslos, beschäftigt sich mit allen Fragen, welche in das Gebiet der unter dem Namen der bildenden Künste zusammengefaßten Bethätigungen schlagen. Die erste Abteilung, allgemein ästhetischer Natur, erklärt den Begriff der Kunst und seine Entfaltung in den verschiedenen Kunstgattungen und der geschichtlichen Zeitfolge. In der zweiten Abteilung wird auf den eigentlichen Inhalt der Künste eingegangen, die Stellung des Künstlers zum Kunstwerk, die Anordnung des Werkes selbst, die verschiedenen Mittel der Darstellung, die darstellbaren Dinge und Wesen und Stil des Dargestellten besprochen. Im letzten Abschnitt wird das Verhältnis der Kunst zur Zeit in seinen verschiedenen Erscheinungsformen untersucht und die geschichtliche, die kritische, die erziehliche und die nachbildende Stellungnahme zur Kunst in Betracht gezogen. In diesem Rahmen ist von allen allgemeinen und besonderen Dingen, die nur je in einem Zusammenhang mit der bildenden Kunst stehen, die Rede, und auch die Perspektiven in die Zukunft sind jeweilig eröffnet. Das gesetzte und erfahrene Urteil des Verfassers eignet sich vortrefflich für den encyklopädischen Zweck seines Buches, und die tausendfältige Berührung aller sonst zerstreuten künstlerischen Interessen wird für jedermann zweifellos von bedeutender Anregung sein. Siebenundsiebzig Abbildungen helfen mit.

Eine Reihe interessanter Studien hat Laurenz Müllner bei Wilhelm Braumüller in Wien unter dem Titel **Litteratur- und kunstkritische Studien** erscheinen lassen. An der Hand monographischer kleiner Aufsätze werden wir da durch eine Reihe von Kunstgebieten geführt, auf denen von den verschiedensten Seiten uns Belehrung zu teil wird. Raphael, Tizian, Rubens, Dürer, Cornelius und andere Meister (nach Stichen von Burger und Raab) werden vorgenommen, und, wenn man noch so viel über sie weiß, man kann nie genug hören, was unsere Forscher über sie zu berichten haben, da sie doch alle sich je nach der Art ihres Naturells persönlich mit ihren Gegenständen abgefunden haben.

Der gute Geschmack nennt sich ein mitteldickes Buch, das Lothar Abel bei A. Hartleben in Wien hat erscheinen lassen. Unter diesem Titel werden allerlei auf Kunst und Kunstgewerbe bezügliche Dinge in einer ganz voraussetzungslosen Weise abgehandelt. Bei dem großen Reichtum der zur Besprechung gelangenden wichtigen ästhetischen Fragen und ihrer jeweiligen historischen Durchführung ist es schwer, allen Teilen gerecht zu werden. Ich hebe daher zur Charakterisierung des mit 129 Abbildungen geschmückten Werkes folgenden Satz heraus: „Die Ruinen der griechischen Bauwerke haben stets wegen ihrer Schönheit, die Reste der römischen Baudenkmäler aber wegen ihrem oft sehr praktischen Sinn, der sich in denselben ausspricht, die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher und Architekten auf sich gezogen." Vor jeder Zeile dieses „Guten Geschmacks" muß dringend gewarnt werden, und ich erwähne das Buch nur, weil es das unglaublichste Erzeugnis unserer gesamten letzten Kunstlitteratur ist, und weil man wirklich sich gedrungen fühlt, zu dem „Alle Rechte vorbehalten", das der diesmal so schlecht beratene Verlag auf den Titel setzte, auch das Recht „zu lesen" hinzuzufügen.

Der bekannte Kunstgelehrte Theodor von Frimmel hat als neuen Band seiner „Kleinen Galeriestudien" eine Untersuchung über die **Niederländer in der Wiener Galerie** erscheinen lassen (Wien, Gerold u. Comp.), welche, in Sachkenntnis wie Kritik gleich vortrefflich, so recht als Muster einer modernen kunstwissenschaftlichen Arbeit dienen kann und in diesem Falle, wo es sich um allbekannte Bilder einer allbekannten Galerie handelt, auch einem weiteren Publikum von Interesse sein wird.

Der außerordentliche Professor Heinr. Brockhaus hatte als Antrittsvorlesung im Februar 1895 eine Studie über **Heutige Baukunst** gewählt, welche, wenn auch vielfach für Leipzig lokalgeschichtlich gehalten, doch ein gutes und verständiges Bild der modernen Architekturentwickelung bietet. Das Verlagshaus F. A. Brockhaus hat darum gut gethan, den Vortrag in einer kleinen Broschüre der Öffentlichkeit zu übergeben.

Eine Arbeit von gewaltigem Fleiße liegt in der **Geschichte der Siegel** von Gustav A. Seyler vor (Leipzig, P. Friesenhahn), welche mit Unterstützung einer Reihe von Abbildungen dieses Gebiet in einer bisher so unerreichten Vollständigkeit behandelt, daß es jedem Specialinteressenten der Sphragistik — und es muß ja wohl solche geben — ein unentbehrliches Handbuch sein wird.

Für einen bedeutend größeren Leserkreis ist H. W. Singers illustrierte **Geschichte des Kupferstichs** (Magdeburg, W. Niemann) bestimmt. Denn

sie behandelt ja nicht nur einen der wichtigsten Teile der gesamten Kunstgeschichte, sondern ist für Sammler — und diese nehmen ja in erfreulicher Weise wieder zu — ein treffliches Nachschlagebuch. Eine solche Geschichte des Kupferstichs von ihren Anfängen bis zur heutigen Zeit liest sich wie ein spannendes Buch. Von der ersten datierten Folge von Kupferstichen, die wir diesseit der Alpen aus dem Jahre 1446 kennen, und von der ersten Radierung, als die uns ein badendes Mädchen von Urs Gräf 1513 bekannt ist, geht es in einer dramatischen Entwickelung bis zu dem Wiederaufleben der Griffelkunst in unseren Jahren. Es ist wie eine Geschichte der Kammermusik, welche die Regungen der großen Kunst widerspiegelt und doch für sich einen viel intimeren Genuß bietet. In der Griffelkunst, wie in der Kammermusik, spricht sich der Künstler viel offener und innerlicher aus, er dichtet so zu sagen, er ist nicht durch die Bedingungen eines großen Marktes gebunden, und die Blätter schließen sich eher zu Cyklen, sie sind übersichtlicher, sind auch für den Forscher, da sie reproduktiv hergestellt werden, leichter in ihrer Vollständigkeit zugänglich, als Bilder, die sich in Einzelexemplaren zerstreuen und oft verschwinden. So wachsen die Persönlichkeiten der Stecher in scharfen Umrissen heraus. Singer hat auf die Erfassung dieser Individualitäten einen besonderen Wert gelegt. Aber auch der kulturelle Hintergrund und die Entfaltung der Technik finden von seiner gewandten Feder so reiche Berücksichtigung, daß die Lektüre des Buches dem Verfasser wie seinem Stoffe zahlreiche Freunde erwerben wird.

Franz Xaver Kraus, der bekannte Forscher des christlichen Altertums, welcher schon durch seine Realencyklopädie und seine „Roma sotterranea“ diesem Wissenschaftsgebiete große Monumente errichtet hat, giebt jetzt eine **Geschichte der christlichen Kunst** heraus (Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung), welche eines jener seltenen Werke zu werden verspricht, die in ihrer Fachwissenschaft Marksteine bilden. Es ist die erste Geschichte der christlichen Kunst, welche in dieser Weise geschrieben wird. Eine ganze Kultur, die sonst in den Kunstgeschichtswerken nur eine beiläufige Rolle spielte, wird mit vollem Bewußtsein als ein der Antike ebenbürtiges Gebiet umgrenzt und nicht nur vom ästhetischen, sondern vom allgemein historischen Standpunkt durch alle ihre Erscheinungsformen verfolgt. Nur ein Kenner aller theologischen und gottesdienstlichen Einzelheiten, wie Kraus, ist im stande, den tiefen Zusammenhang der kirchlichen Einrichtungen und des künstlerischen Ausdrucks des alten Christentums klar aufzudecken, und darum ist sein Werk auch von dem praktischen Wunsche beseelt, den alten guten Zusammenhang des Klerus und der Kunst, der so oft in der Alltäglichkeit des Berufes geschwunden ist, wieder anzuregen. Sein gediegenes Wissen, seine feste Anschauung, seine sachliche Sprache, seine wissenschaftliche Vornehmheit und alle Freiheit von irgend welchem Vorurteil oder Fanatismus nach der einen oder anderen Seite, machen in ihm einen feinsinnigen Kunsthistoriker den Theologen und einen gebildeten Theologen den Kunsthistorikern gleich wertvoll. Dies ist der Eindruck des ersten uns vorliegenden Halbbandes, der in der Betrachtung der altchristlichen Baukunst schließt und reichlich mit Illustrationen ausgestattet ist. Bis in die Renaissance hine'n wird die Betrachtung reichen.

Den innigsten und sympathischsten speciell christlichen Maler, den es je gegeben, **Fra Giovanni Angelico da Fiesole**, behandelt eine schön ausgestattete Monographie desselben Verlages von Stephan Beissel. Die ältere Förstersche Monographie über Fiesole wird dadurch angenehm abgelöst. Wir begleiten den Meister in sein San Marco-Kloster zu Florenz, welches ja heute zu einem Fiesole-Museum geworden ist mit den berühmten Fresken des Heilands als Pilger, des heiligen Dominikus vor dem Kruzifix, der Kreuzigung Christi, der Krönung Mariä und der Madonna auf dem Thron mit acht Heiligen. Wir lassen die paradiesischen Kompositionen der Madonna mit den musizierenden Engeln in den Uffizien und die Fresken im Dom zu Orvieto mit dem Heiland als Weltrichter, von Engeln und Propheten umgeben, wieder an uns vorüberziehen. Das stille Glück dieses Mannes, dem Religion und Kunst eines war, teilt sich auch demjenigen mit, der nicht wie der Verfasser einen direkten Aufschwung der modernen Kunst in der Anknüpfung an diese alte Welt predigen möchte.

Ein neues Werk, welches die kunstgeschichtlichen Interessen mehr direkt durch vorzügliche Bilderansammlung anzuregen sucht, ist das **Museum**, welches im Verlage von W. Spemann in Stuttgart in periodischen, äußerst preiswerten Lieferungen erscheint: also eine Art Bilderzeitschrift. In großen schönen Lichtdrucken werden die berühmtesten Bilder und Skulpturen aller Zeiten und aller Museen in losen Blättern dem Abonnenten geliefert, und die Drucke sind mit äußerster Sorgfalt, auch unter Berücksichtigung individueller Farbentöne, ausgeführt. Für besonders mächtige Skulpturen, wie Michelangelos David oder seinen Moses, werden auch Doppelblätter verwendet. Zu jedem Blatt findet sich auf dem Deckel eine passende lehrreiche Erklärung, und außerdem ist ein Halbbogen mit größeren Aperçus über einzelne Künstler oder wichtige Forschungsgegenstände beigegeben, zu dem die ausgezeichnetsten deutschen Mitarbeiter gewonnen sind. Wilhelm Bodes kleiner Essay über Franz Hals und Velasquez sei daraus besonders hervorgehoben. Dieses Unternehmen, welches in jedem Hefte sieben bis acht solcher Tafeln für den Preis von einer Mark bietet, darf unter den kunstgeschichtlichen Popularisierungen, welche die neuere Technik hervorgebracht hat, mit nachdrücklicher Wärme empfohlen werden. Auch die kunstgeschichtliche Bildung an der Hand dieser kleinen, die Blätter begleitenden Texte scheint mir sehr fruchtbar gedacht zu sein. Sie kommt dem aphoristischen Bedürfnis der Neuzeit stark entgegen, ohne Lücken zu bilden.

Ein Lieferungswerk, welches nur eine indirekte, aber sehr wichtige Beziehung zur Kunst hat, ist das **Handbuch der deutschen Tracht** von Fr. Hottenroth. (Stuttgart, Gustav Weise.) Der Verfasser betrachtet in ausführlicher Darstellung das deutsche Kostümwesen bis in unsere Tage und sucht dabei nicht bloß den wissenschaftlichen Forderungen gerecht zu werden, sondern auch praktisch dem Handwerk und der Kunst Material zu bieten, die ja namentlich in unserer vielfach eklektischen Zeit so gern auf alte Vorbilder zurückgehen. Ein besonderes Verdienst Hottenroths ist es, nicht bloß die großen Modewandlungen darzustellen; er geht auch in abgelegene Bauerngegenden und studiert die malerischen Volkstrachten, die sich dort länger als in den Kulturmittelpunkten erhalten haben. Eine überreiche und vortrefflich ausgewählte Reihe von Abbildungen, zum Teil aus alten Büchern gewonnen, unterstützen ihn dabei. Der Text liest sich, durch stete Heranziehung des kulturhistorischen Hintergrundes, äußerst anregend.

Zum Schluß erwähne ich zwei Prachtwerke, jedes in anderer Art. Das eine ist ein Büchelchen, in einer eigentümlichen Verpackung mit Schiebeverschluß, auf japanischem Papier und auch in der Weise japanischer Bücher immer nur auf einer Seite bedruckt — es ist ein ostasiatisches Epos: **Weißaster**, von Karl Florenz ins Deutsche übertragen (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) und von japanischen Künstlern mit dekorativen Buntdrucken geziert, welche teils in Vollbildern bestehen, teils in leichten, launigen Randleisten und Vignetten, die zu dem Wirksamsten gehören, was je in Bücherdekoration geleistet worden ist. Die Farben, von echt japanischem feinem Gefühl für Tonwerte belebt, wirken auf dem körnigen Papier in besonderer Wärme. Die Hintergründe der Landschaften atmen geradezu die Luft. Die Grundtöne der Bilder gehen oft auch über den Text hinüber, so daß dieser auch äußerlich in eine dekorative Verbindung mit der Illustration gebracht wird. Der Reichtum der Phantasie ist unerschöpflich. Natürlich sind die Künstler Japaner fin de siècle, das heißt nicht mehr europafremd. Aber da das ganze Buch den Charakter einer billigen Popularisierung der japanischen Kunst trägt, so ist dies für ein Publikum, welches einen Utamaro vielleicht nicht zu schätzen wüßte, durchaus angebracht. Es ist ein bibliographisches Seitenstück zu der modernen Japanvaseninduſtrie.

Die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien giebt seit einiger Zeit ein Werk heraus: **Die Theater Wiens.** Ein Abschnitt daraus behandelt das Burgtheater, und dessen erste Teile liegen uns vor und überraschen durch ihre vornehme, aristokratische Ausstattung. Im Text, den Oskar Teuber schrieb, werden wir bis zu Maria Theresia geleitet. Die Geschichte eines Burgtheaters ist ja eine kleine Weltgeschichte des Theaters. Der Bilderschmuck ist für Liebhaber von alten Stichen und Nachbildungen alter Drucke ein auserlesener Genuß. Das Heft bringt acht (von dem Text unabhängige) Kunstbeilagen. Eine meisterhafte Radierung W. Ungers „Maria Anna Adamberger" (Großmutter Arneths), eine entzückende Faksimile-Reproduktion nach einem Aquarell von Kriehuber (Therese Peche, die einstige interessante Burgtheater-Schönheit, darstellend), eine vornehm gedachte und ausgeführte Photogravure eines interessanten Wolter-Bildes von Matsch fallen uns zunächst in die Augen. Die weiteren Vollbilder des Heftes zeigen: Christine Henriette Koch (von Anton Graff, Heliogravure nach dem Stiche von Bause), Johann Christoph Gottlieb, den berühmten Bauern- und Jackerle-Darsteller (von Öllenhainz, Heliogravure nach einem Schabkunstblatte von A. O. L'Allée), die reizende Darstellung (Photogravure) eines Balletts bei Hof im Jahre 1765, in welchem die jugendlichen Erzherzoge und Erzherzoginnen tanzen, eine glänzende Heliogravure, eine Operndekoration Galli-Bibienas darstellend, nach einem Stiche von Lidl und Heckenauer, endlich ein Gottschedsches Schäferspiel (Photogravure nach einem Stich von J. E. Nilson). B.

Litterarische Notizen.

Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaften. Von J. Hermann Baas. (Berlin, Friedrich Wreden.) — In einer Zeit, wo gerade ein Streit darüber entbrannt ist, ob man überhaupt von einem ärztlichen Stande sprechen dürfe, da doch die Ärzte als solche keinen Stand bildeten, in einer Zeit, wo darüber Erörterungen stattfinden, ob ein Disciplinargesetz für die Ärzte von einer besonderen Standesehre sprechen dürfe, unternimmt es der Verfasser der vorliegenden ungemein fleißigen Arbeit, eine geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes zu schreiben. Indessen darf dieser Titel keinen Anstoß erregen, da es sich bei genauem Zusehen herausstellt, daß ja in früheren Zeiten die Verhältnisse vielfach anders lagen und die Ärzte mehr eine Art Stand bildeten als heute, wo eine Ausgleichung unter den verschiedenen Bevölkerungsklassen stattfindet. Vielleicht würde es aber trotzdem besser gewesen sein, wenn der Verfasser den allgemeineren Titel „Geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Berufes" gewählt hätte, da in der That zahlreiche Abschnitte, die von den Ärzten als solchen handeln, die Ärzte als einen besonderen Stand nicht erkennen lassen. Wie man sich denken kann, ist es sehr schwer, den gesamten Stoff, die ganze Entwickelung des ärztlichen Berufes und der me-

dizinischen Wissenschaften, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, in einem Buche von nur vierhundertachtzig Seiten zu bewältigen. Man wird aber dem Verfasser unbedingt das Lob zuerkennen müssen, daß er uns eine Reichhaltigkeit des Inhalts bietet, die nur das Resultat umfassender Studien und eines klaren Überblickes sein kann. Ein recht guter Gedanke ist es schon gewesen, daß der Verfasser in dem ersten Kapitel, welches die Urmedizin behandelt, ebensowohl die ältesten Urvölker als auch die heute lebenden, zum Teil noch in Naturzustand befindlichen Völker zusammenfaßt. Die Einteilung des Stoffes darf überhaupt als eine glückliche bezeichnet werden. Sie ist nicht schematisch; aber gerade dadurch gewinnt das Werk an Interesse. Wichtigere Zeitabschnitte, auch kürzere, sind in besonderen Kapiteln behandelt, während beispielsweise die Medizin des ganzen Mittelalters in ein einziges Kapitel zusammengedrängt ist. Besonderen Wert hat der Verfasser auf die Geschichte des allgemeinen und vorbereitenden Unterrichts gelegt, und das mit Recht. Bahnbrechend ist nach Baas das siebzehnte Jahrhundert gewesen, wo zum erstenmal durch Comenius die Methode des Unterrichts eingeführt wurde, welche man als das Hauptfundament eines richtigen Betriebes und Erfolges des medizinischen Studiums bezeichnen könne, nämlich die Anschauung. Auch die Entwickelung der einzelnen medizinischen Unterrichtsfächer ist gewürdigt. Die mikroskopische Anatomie wurde, wie wir sehen, schon im siebzehnten Jahrhundert geschaffen. Sie nahm damals sofort einen erstaunlichen Aufschwung, trotz der Unvollkommenheiten der damaligen Instrumente. Nach einem längeren Stillstand folgte dann, besonders in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, eine neue Blüte für diesen Zweig der medizinischen Wissenschaft. In ähnlicher Weise geht der Verfasser alle einzelnen Disciplinen durch, und er bespricht sie in einer Vollständigkeit, für die man ihm nur Anerkennung zollen kann. Auch das Universitätsleben der Mediziner wird geschildert. Der Verfasser erzählt, daß die Studenten mit ihren derben Knotenstöcken, den Ziegenhainern, als Stütze, noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ebenso wie die auf der Zunftwanderschaft Begriffenen eine ständige Staffage der Landstraßen, namentlich am Schlusse des Semesters, bildeten. Auf den Universitäten ging es allerdings oft recht roh her, und einzelne Beläge, die Baas dafür beibringt, können dem Referenten gerade keinen Geschmack an der „guten alten Zeit“ abgewinnen. In wohlthuendem Gegensatz zu unserer Zeit allerdings stand die Einfachheit der früheren Studenten, die noch keine Glacéhandschuhe kannten und frei von dem Gigerltum waren, das gegenwärtig immer mehr die Universitäten durchseucht. Daß es auch früher schon weibliche Ärzte gegeben hat, dafür giebt uns der Verfasser gleichfalls Beweise. So z. B. wurde im Jahre 1754 in Halle eine gewisse Dorothea Christine Erxleben promoviert. Sie starb allerdings schon acht Jahre später. Ebenso wurde 1738 in Bologna die bekannte Laura Bassi zum Doktor der Medizin befördert. In ähnlicher Weise, wie heute manche herumreisende Kuranstaltsbesitzer während des Winters ihre Vorträge in Sälen halten, thaten dies früher viele Ärzte auf öffentlichen Plätzen. Daher rührt der Name „Marktschreier“. Auch von vielen früheren, jetzt eingegangenen Universitäten erhalten wir durch Baas Kunde, so von den Universitäten zu Duisburg, Helmstedt u. s. w. Wer sich über die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Berufes und der medizinischen Wissenschaften orientieren will, dem sei die Baassche Arbeit aufrichtig empfohlen. M.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



